

# Heimgarten

Peter Rosegger









# Heimgarten.



Eine Monatschrift

gegründet und geleitet

von

**Peter Rosegger.**

---

XIX. Jahrgang.



**Graz.**

Druck und Verlag von „Leykam“.

1895.

# Inhalts-Verzeichnis

des

## Seimgarten, XIX. Jahrgang.

### Novellen und Erzählungen.

Seite

Das ewige Licht. Erzählung nach den Schriften eines Waldpfarrers von Peter Rosegger . . . . .	1, 81, 161, 241, 321, 417, 497, 577, 657, 737
<u>Am Tage der goldenen Freiheit. Ein Capitel aus der Selbstbiographie von Hans Malser . . . . .</u>	<u>25</u>
Der lustige Andredl. Eine erlebte Mär aus vergangener Zeit von Peter Rosegger	30
Bauernfänger. Von W. A. Alden . . . . .	104
Der linke Schächer. Eine Geschichte aus dem Abelsberger Gau. Von P. Rosegger	139
Kli Klo! Eine geheimnisvolle Geschichte von R. . . . .	188
Spielet nicht mit dem Tode! Von R. . . . .	230
Mein Freund, der Stockle. Von Josef Wichner . . . . .	262
Schuldlos verurtheilt. Drei Erzählungen aus dem Leben . . . . .	271
Das Unglück in Rieselwang. Ein Erlebnis, erzählt von Hans Malser . . . .	300
Wahre Märchen. Von Sophie von Khuenburg . . . . .	340
Mathilde. Eine Erzählung von Karl Haller . . . . .	344
Wie der Lorenzel Feierabend gehalten hat. Ein Volksbild von Peter Rosegger .	384
Wenn der Wind nach Westen geht. Von Gustav Johannes Krauß . . . . .	436
Der Hagenstab. Eine Erzählung von Peter Rosegger . . . . .	466
Verbrecher in der Hypnose . . . . .	483
Beim Sonnbüchler. Von Karl Wolf . . . . .	523
<u>Warum ich die böhmischen Studenten besonders gern hab'. Eine Reiseerinnerung von Josef Wichner . . . . .</u>	<u>602</u>
Ghrgeiz. Eine Skizze aus dem Leben von Hans Malser . . . . .	609
Der Warzentrieg. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger .	633
Der Frohnleichnamsaltar. Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger	720
<u>Auf halbem Wege. Eine Erzählung von Hans Malser . . . . .</u>	<u>751</u>

(RECAP)





Bergelt's Gott. Eine Geschichte aus dem Volke . . . . .	804
Ein schwieriger Auftrag. Novelle von Anna Blothow . . . . .	817, 905
Die Geschichte von der Häufelschnecke. Von Peter Rosegger . . . . .	828
Remi der Räuber. Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger . . . . .	897
Eine zufällige Gebirgspartie. Von Peter Rosegger . . . . .	949

### Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Künstliches Volksthum. Von R. . . . .	69, 208
Da Traumihnit . . . . .	74
Aus dem Volksmunde. Gesammelt und mitgetheilt von Koloman Kaiser . . . . .	108
Sitten und Bräuche des Lungaues. Geschildert von Ferdinand Krauß . . . . .	111, 213
Kronf . . . . .	157
Eine Spazierfahrt im Wendenlande. Von R. . . . .	223
Die Entdeckung des Grazer Schlossberges im Jahre 1894 nach Christus . . . . .	390
Die Bursch. Geschildert von Josef Faist, Bauerssohn bei Riegersburg . . . . .	461
Sprüch' und Redensarten. In den Alpen gesammelt. Von Karl Reiterer . . . . .	488
Da bekaht' Bua . . . . .	491
Was die Stadtling'r gearn ess'n. In Tiroler Mundart von Otto Rudi . . . . .	557
Die Erklärung des Alpenglühens . . . . .	564
Das Unglück bei Straßengel. Ein Gedichtblatt . . . . .	642
Da Sunntagsjaga. In Salzburger Mundart von F. Franz Scheirl . . . . .	651
Zwei Tiroler Kreuzköpfeln. Gestalten von Karl Schönherr . . . . .	683
Stift Oberburg. Von Hans von der Sann. . . . .	702, 793
Ein geradester Weg. Von L. S. . . . .	716
Basambb. A Mahrl in da steirischn Gmoansproch . . . . .	731
Aus der „guten alten Zeit“. Mitgetheilt von Karl Reiterer . . . . .	891
Jugatzzeit, Buamazzeit. In Salzburger Mundart von F. Franz Scheirl . . . . .	893
's truhigi Paarl. Altsteirische Ballade, mitgetheilt von L. S. . . . .	893
Herbst im Walde. Aus dem deutschen Waldbuche von Heinrich Roß . . . . .	931
Ennsthaler Volksglaube. Von Karl Reiterer . . . . .	943

### Land und Leute. Charakterbilder.

Aus dem Soldatenleben . . . . .	129
In der Kapuzinergruft. Von Ludwig Hevesi . . . . .	146
Die Roth des vierten Standes . . . . .	309
Gespräch mit einem Socialdemokraten. Mitgetheilt von Peter Rosegger . . . . .	369
Stadtmenschen. Von Eduard Bögl . . . . .	376
Arbeiter-Krankheit und -Sterben. Geschildert von einem Arzte . . . . .	535
Neapel und ein Besuch in Camaldoli. Von Alfred Lill v. Lilienbach . . . . .	551
Der amerikanische Geschäftsmann . . . . .	568
Das Erdbeben von Laibach. Von Peter Rosegger . . . . .	711
Ein Schlud Meer. Aus meinem Reisetagebuche. Von R. . . . .	799
Wie man im Böhmerwalde stirbt. Von Heinr. Leo Weber . . . . .	808
Robinson in der Lindenhütte. Ein Winterabendbild aus dem hannoverischen Volksthum von Heinrich Söhrety . . . . .	876



**Cultur- und Naturgeschichtliches.**

Der Zug vom Lande . . . . .	43
Petrus. Von Theodor Vernaleken . . . . .	53
Die Wunder der Zukunft . . . . .	194
Die gebildete Gesellschaft. Von W. G. Riehl . . . . .	204
Haben die Thiere eine Sprache? Von A. Engel . . . . .	353
Ist das Hypnotisiren schädlich? Von G. W. Geßmann . . . . .	614

**Über Sitten und Unsitten. Plaudersames.**

Ein Radschuh für den Weltlauf. Lose Gedanken von R. . . . .	38
Etwas übers Radfahren. Von Josef Wichter . . . . .	47
Deutsche Schrift dem deutschen Worte . . . . .	72
Ein moderner Dämon. Von M. . . . .	119
Testament machen! Von R. . . . .	124
Sittlichkeit in Stadt und Land . . . . .	150
Berschont die Jugend mit Zeitschriften! Von B. Rabich . . . . .	153
Ist es möglich, die Kriege abzubringen? . . . . .	233
Scheingläubige. Von W. G. Riehl . . . . .	440
Kranksein und Gesundwerden. Eine Plauderei von Peter Hofegger . . . . .	446
Über die Parteien im Staate. Von Theodor Vernaleken . . . . .	453
Eine traurige Versammlung. Von Ferdinand Groß . . . . .	620
Etwas über Bau und Einrichtung unserer Wohnhäuser . . . . .	626
Zu den Bismarcktagen. Von Peter Hofegger . . . . .	647
Ein ungalantes Stücklein. Von R. . . . .	649
Der sittliche Beruf des Arztes . . . . .	695
Was die Kriegsfreunde sagen. Von A. Gundaccar von Suttner . . . . .	786
Schuldig bleiben? Von R. . . . .	811
Unrecht leiden — unrecht thun. Von R. . . . .	846
Unsere Muttersprache. Eine Plauderei von P. Hofegger . . . . .	857
Die Kremser Simandln. Von Josef Wichter . . . . .	861
Wie kann das Völker-Schiedsgericht einen Krieg verhindern? Von R. . . . .	886
Eine Plauderei über das Plaudern. Von Paula Margareta Reber . . . . .	939

**Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.**

Emil Zola über die Unabhängigkeit der Dichter . . . . .	70
Das K in meinem Namen. Von Peter Hofegger . . . . .	71
Religiöse Studien eines Weltkinds. Von R. . . . .	231
Der abenteuerliche Simplicissimus und der Parzival. Von Theodor Vernaleken . . . . .	290
Mein Verhältnis zur Firma Hartleben. Eine Aufklärung und Abwehr . . . . .	310
Selbstanzeigen. Bemerkungen und Vorschläge über literarische Kritik anlässlich eines neuen Werkes Wilhelm Fischers. Von Dr. Emil Ertl . . . . .	365
Mein Verhältnis zu A. Hartleben (Hartlebens Entgegnung) . . . . .	399
Wie die Zeitung gemacht wird. Von K. v. Thaler . . . . .	545



	<i>Seite</i>
Etwas vom literarischen Eigenthum . . . . .	561
Criminalistische Literatur . . . . .	570
Friedrich Marg. Ein vaterländisches Dichterporträt von Dr. Ernst Gnad . . . . .	768
Freie Kunst, freie Kritik. Zeit- und unzeitgemäße Gedanken von M. . . . .	777
Die Kleinen Menschlichkeiten des Grafen Tolstoj. Von Eberhard Kraus . . . . .	783
Leser-Unterhaltungen. Von Theodor Bernaleken . . . . .	850, 935
Das Meidlinger Theater. Bühnen-Erinnerung von Karl von Carro . . . . .	868
Franz Nissel. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Dichters in Briefen. Von Friedrich Marg . . . . .	917
„Mutter, ich bin dumm!“ . . . . .	957
Vom deutschen Bücherdruck . . . . .	961
Bücher . . . . .	77, 157, 236, 318, 415, 491, 572, 652, 734, 813, 895, 966

## Gedichte.

<u>Solang' die Ströme wandern. Gedicht von Robert Hamerling . . . . .</u>	<u>24</u>
<u>Gedichte. Von Paul Grotowsky . . . . .</u>	<u>36</u>
<u>Heiße Liebe — kühle Labe . . . . .</u>	<u>67</u>
<u>Sinngedichte. Von Adolf Frankl . . . . .</u>	<u>68</u>
<u>Minona. Gedicht von Dr. Michael Maria Rabenlehner . . . . .</u>	<u>69</u>
<u>Jahreszeiten. Gedichte von L. S. . . . .</u>	<u>76</u>
<u>Volksmäßige Lieder aus dem modernen Volksleben. Von Anton August Naaff . . . . .</u>	<u>152</u>

### Der Boetenwinkel:

<u>Einem Auserstandenen. Von Johanna M. Lanfau . . . . .</u>	<u>155</u>
<u>Schloß Ambras. Von Rudolf Ellender . . . . .</u>	<u>156</u>
<u>Die Mutter schrieb. Von Emil Haatsch . . . . .</u>	<u>156</u>
<u>Undant. Von A. Krall . . . . .</u>	<u>156</u>
<u>Sein Verleger. Von Anton Krall . . . . .</u>	<u>156</u>
<u>Liebesgruß. Von Hofer . . . . .</u>	<u>397</u>
<u>Parabel. Von Anna Behnisch . . . . .</u>	<u>397</u>
<u>Am Quell. Von Franz Unger . . . . .</u>	<u>397</u>
<u>Tödlicher Hauch. Von Heinrich Hege . . . . .</u>	<u>398</u>
<u>Kloster Admont. Von Gustav Starke . . . . .</u>	<u>398</u>
<u>Frühlingsbotschaft. Von Anton August Naaff . . . . .</u>	<u>486</u>
<u>Wie ein Lied entstand. Von Heinrich Hege . . . . .</u>	<u>486</u>
<u>Das Allerheiligste. Von Anna Behnisch . . . . .</u>	<u>486</u>
<u>Verloren. Von Franz Karl Repel . . . . .</u>	<u>487</u>
<u>Zweijamkeit. Von M. . . . .</u>	<u>487</u>
<u>Wirkung der Musik. Von R. . . . .</u>	<u>487</u>
<u>Wer in Paradieserl sitzt... Von R. . . . .</u>	<u>487</u>
<u>Ich liebte dich! Von Eduard Weigl . . . . .</u>	<u>729</u>
<u>Das Verbrechen „Liebe“. Von Franz Tiefenbacher . . . . .</u>	<u>730</u>
<u>Zus Dorj zurücke — sam Magdalena. Von Jos. Lange . . . . .</u>	<u>730</u>
<u>Verufung. Von Dr. Michael Maria Rabenlehner . . . . .</u>	<u>889</u>
<u>Nicht allein! Von Anton Ganjer . . . . .</u>	<u>889</u>
<u>Im Park. Von Jenny von Reuß . . . . .</u>	<u>889</u>
<u>In Vaters Garten. Von Karl Jaksch . . . . .</u>	<u>890</u>



	<u>Seite</u>
Ich weiß nun, daß die Liebe Wunder thut! Von Franz Floth . . . . .	890
Die Strospreidi. Von Franz Schenk, Schuhmachergehilfe . . . . .	890
Der Friedenshügel. Von Ferdinand Pfeiler . . . . .	959
Vogelkirchen. Von Karl Jaksch . . . . .	959
Modernes Eheglück. Von Hans Malzer . . . . .	960
An ein Berg-Mahlbächen, das mir unter den Pflug kam . . . . .	960
Mein Hündel. Von Gust. Andr. Kessel . . . . .	961
<u>Neue Gedichte von Sophie von Rhuenberg . . . . .</u>	<u>182</u>
<u>In der Rauhnacht. Von Dr. Paskal Ferro . . . . .</u>	<u>184</u>
<u>Wiener Lieder. Von Albrecht Graf Widenburg . . . . .</u>	<u>228</u>
<u>Am Campo santo. Von Ferdinand Ebhardt . . . . .</u>	<u>295</u>
<u>Ein Sonettenflug ins heilige Land . . . . .</u>	<u>296</u>
<u>Vöses Gewissen. Gedicht von Wilhelm Houz . . . . .</u>	<u>306</u>
<u>Neue Gedichte. Von A. Fitger . . . . .</u>	<u>361</u>
<u>Deutsche Sprache . . . . .</u>	<u>392</u>
<u>Werbung. Von Adolf Pichler . . . . .</u>	<u>439</u>
<u>Sinngedichte. Von Adolf Frankl . . . . .</u>	<u>482</u>
<u>Im Herbst. Gedicht von Rob. Burns. Übersetzt von L. S. . . . .</u>	<u>522</u>
<u>„Tschuk“. Von Jenny von Reuß . . . . .</u>	<u>532</u>
<u>Ruhm und Ehre jedem Fleiß . . . . .</u>	<u>550</u>
<u>Das Verbrecherschiff . . . . .</u>	<u>560</u>
<u>Der geblendete Vogel. Gedicht von Robert Hamerling . . . . .</u>	<u>607</u>
<u>So hast auch du . . . Von Ottilie Vibus . . . . .</u>	<u>650</u>
<u>Wenn der Vater nach Haus' kommt! Von Ernst von Wildenbruch . . . . .</u>	<u>693</u>
<u>Träumerei. Von Hans Fraungruber . . . . .</u>	<u>727</u>
<u>Abendgang. Von Karl Gottfried Ritter von Leitner . . . . .</u>	<u>750</u>
<u>Das verlassene Dorf. Dichtung, aus dem Englischen übersetzt von H. Meinhardt</u>	<u>759</u>
<u>Musikfegen. An einen jungen Musikfreund. Von Rosegger . . . . .</u>	<u>804</u>
<u>Im Frieden der Seele. Gedichte von Heinrich Hege . . . . .</u>	<u>810</u>
<u>Die Todtschläger Kegel. Von Hans Falke . . . . .</u>	<u>837</u>
<u>Kurts Frau. Eine moderne Ballade von Sophie von Rhuenberg . . . . .</u>	<u>885</u>
<u>Die Schöpfung der Steiermark. Von Karl W. Gawalowski . . . . .</u>	<u>886</u>

### **Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.**

<u>Die große Reise mit dem kleinen Dirndel. Bildchen aus dem Alltagsleben von R.</u>	<u>62</u>
<u>Der Schlägel über dem Honigtopf . . . . .</u>	<u>67</u>
<u>„Dös is z'viel!“ . . . . .</u>	<u>74</u>
<u>Wie bin ich auf die Welt gekommen? Ein liebes Kinderschwaben, mitgetheilt von R.</u>	<u>136</u>
<u>Das Allerungereimteste . . . . .</u>	<u>149</u>
<u>— Das ist sein bestes Stücklein nicht gewesen . . . . .</u>	<u>157</u>
<u>Der starke Hans. Von Theodor Vernaleken . . . . .</u>	<u>392</u>
<u>Ein Gerichtsfall zu Abelsberg . . . . .</u>	<u>487</u>
<u>Als der Schuster König war . . . . .</u>	<u>651</u>
<u>Das Fremdwort bei Gericht . . . . .</u>	<u>731</u>
<u>Lustige Zeitung . . . . .</u>	<u>732, 962</u>
<u>Risi XI. Von S. Friß . . . . .</u>	<u>963</u>



## Verschiedene Sachen.

Postkarten des „Heimgarten“ . . . . .	80, 160, 240, 496, 576, 656, 736, 816, 896, 968
Ostara. Drama in zwei Aufzügen von Anton Ganser . . . . .	279
Unsere jungen Sonnen. Eine Plauderei . . . . .	307
Christbaumrüsse. Räthsel für die langen Winterabende . . . . .	310
Kleine Einfälle. Von Franz Goldhann . . . . .	395
Was will der Naturprediger? . . . . .	396
Sprüchlein . . . . .	445
Lose Gedanken . . . . .	452
Eigenrecht . . . . .	521
Umfrage . . . . .	649
Eine Frau über Frauen . . . . .	649
Siehe, ein Mensch! Von Heinrich Hart . . . . .	727
Farbenlehre. Von M. . . . .	730
Unerklärlich. In der neuesten Manier gedichtet von Otto Quatschkowski . . . . .	734
Moderne Liebe. Nach Claude Larcher . . . . .	887
Kinderhorte. Von Gabriele Walter . . . . .	894
Heimat. Von R. . . . .	934
Merk's. Von Sutermeister . . . . .	957





nehmen dafür den Rosenkranz in die Hand. Sie compromittieren ja die Kirche und den Clerus!"

Auf solche Anklage bin ich rasch aufgestanden.

„Bleiben Sie nur sitzen, Wieser.“

„Euere bischöfliche Gnaden! Es geziemt sich nicht, daß ein so schwer Angeklagter vor seinem Richter auf dem Seidenstuhl sitzt. Darf ich mich vertheidigen?“

„Mein Gott, ja, wenn Sie's nur könnten!“

„Ich bin mir nicht bewußt, in meinen Schriften den christlichen Geist jemals aus den Augen gelassen zu haben — Menschenliebe, Duldung, Versöhnung.“

„Ich bitte Sie, lassen Sie diese Phrasen. Wir haben das praktische Christenthum zu vertreten, verstehen Sie? Und da alliiert man sich nicht mit der Meuschule, ergreift nicht ihre Partei, wie Sie es vor kurzem in einem Artikel gethan haben. Auch sprechen Sie zu oft und wie mir scheint, zu absichtlich von den Zeiten der ersten Christen, von gewissen Einrichtungen der katholischen Kirche, von alten Mißbräuchen im Volke. Ja, manchmal glaubt man — Sie verzeihen schon — einen fermem Freimaurer aus Ihnen zu hören!“

„Euere Excellenz, bischöfliche Gnaden, Verzeihung! Dieser Vorwurf müßte mich zu Boden schmettern, wenn er mich träfe. Ich bin Christ, katholischer Christ, Priester. Mir liegt unsere Religion, unser Cultus, unser Beruf zu sehr am Herzen, als daß nicht mein fortwährendes Verlangen wäre, diese heiligen Dinge auf denkbar reinsten idealer Höhe zu sehen.“

„Und darum müssen Sie sie niederziehen?“ entgegnete der Bischof. Da hatte er auch schon ein Buch in der Hand. „Sie sehen, ich bin einer der ersten Abnehmer Ihres neuen Werkes ‚Verzklopfen und Hammer schläge‘, das erst gestern erschienen ist. Schon der Titel gibt sich unpriesterlich. Verzklopfen sollen Sie haben, wenn Sie bei der Messe den Leib des Herrn aufwandeln. Hammer schläge mögen Sie führen, um die Ketten fester zu schmieden, mit denen der Erbfeind der Kirche gefesselt ist. Sie scheinen mit Ihren Hammer schlägen diese Kette eher zertrümmern zu wollen.“

„Ein harmloses Geschichtenbüchlein“, wagte ich zu sagen.

„Gut. Ich frage Sie nicht, ob jetzt die Zeit ist dafür, daß katholische Priester harmlose Geschichtenbücher schreiben. Ich bezweifle nur, daß die Anekdoten, die Sie da erzählen, ganz harmlos gemeint sind. Nach Ihrer mir bekannten Denkweise ist das nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls aber seien Sie versichert, daß Geschichten wie ‚Der Hund des Pfarrers‘, ‚Der Student‘ und ‚Die Feuerzange‘ vom Volke nicht harmlos verstanden werden, daß sie vielmehr eine Handhabe bieten, den Clerus zu verspotten! Die Welt ist ohnehin nur zu sehr geneigt es zu thun, wenn nun noch Priester selbst dazu Gelegenheit machen!“

„Ach bitte, Excellenz, gerade die genannten Stücklein sind uralte Anekdoten, die in Klosterarchiven aufbewahrt wurden, und im Volke seit jeher scherzhaft erzählt werden.“

„Also, wozu sie wieder aufwärmen?“ fragte der Bischof. Nun war es klar, daß ich mich sehr schlecht vertheidigte, und warum? weil ich nicht nach meiner Überzeugung sprach. Diese Feigheit sollte sofort gut gemacht werden. Ein paar Schritte trat ich zurück, gleichsam als bedeuete die Stunde eine Trennung. So stand ich vor dem schönen Greise mit dem weißen Haar.

„Mein aus ganzem Herzen geliebter Oberhirt!“ begann ich, und es ist wahrlich keine Phrase gewesen. „Ach gestehe, manches in der Absicht geschrieben zu haben, Reformen anzubahnen, und ich weiß, daß dieses Bekenntnis mich vernichtet. Ich kann nicht anders, möchte Gleichgesinnte oder Mitstreiter um mich sehen und bin ganz allein. Wenn ich in der Beichte meine Zweifel bekannnt habe an der sittlichen Zweckmäßigkeit mancher Einrichtungen der heiligen Kirche, so ist mir gesagt worden: Bete, mein Sohn! Bitte Gott um die Gnade, daß du nicht mehr zweifelst, sondern vielmehr seinen unerforschlichen Rathschlüssen in Demuth und Gehorsam dich fügest! Und nichts sonst, kein Überzeugen und kein Muthzusprechen. Hinweise auf Aussprüche von Kirchenvätern haben mir nicht immer genügt. Helfen Sie mir, mein Bischof. Zerstreuen Sie meine Meinung, daß zum Beispiel die Ehelosigkeit des Clerus keine gute Einrichtung und kein gutes Beispiel ist und daß gegenwärtig der Kirche nur ein Dienst geleistet wird, wenn man in Wort und Schrift dagegen auftritt.“

— Leise habe ich es gesprochen, zingend, mit bittender Stimme, daß er solche Dreistigkeit mir vergebe. Und fuhr dann fort: „Meinem persönlichen Alter nach könnte ich der Sache heute gleichgiltig gegenüber stehen, auch habe ich in jüngeren Jahren die Säkung geachtet, obzwar — ich gestehe es — schwer darunter gelitten. Andere unserer Berufsgenossen sind nicht so glücklich, die Leidenschaft führt sie zur Schuld, die Schuld zur Strafe oder Verachtung, und was der Mensch sündigt, das muß die Kirche büßen. Unser Zeitalter ist ein kritisches, wir stünden anders da ohne das Eölibat und wir wären göttlicher, wenn wir menschlich sein wollten.“

„Menschlichkeit ohne Gottes Erleuchtung ist Finsternis, sagt der heilige Augustinus.“

„O Herr, ich bin ein sündiger Mensch und doch mir bewußt, ein treuer Diener des ewigen Lichtes zu sein.“

„Das ewige Licht ist der Glaube!“ jagte der Kirchenfürst ruhig und voller Würde, „und Sie sind ein zweifelnder Mensch. Beten Sie um den Glauben! Wir alle müssen um den Glauben beten.“

„Weil wir alle zweifeln.“

„Nicht weiter!“ fiel er mir scharf ins Wort.

Ich habe um Verzeihung gebeten und muß wohl sehr aufgereggt oder armselig dagestanden sein, denn er erhob sich nun, trat zu mir und nahm mich freundlich an der Hand.

„Wolfgang“, sagte er, und wie mild war seine Stimme, „Sie sind ein altes Kind. Der angedeutete Conflict ist ja nicht der einzige, der uns bedrückt. Man muß sie mit Ergebung und Demuth ertragen. Lehnt man sich auf, so werden die Conflicte zu Dämonen und tödten unsere Seele. Von Ihrer guten Absicht bin ich überzeugt, aber Sie werden keine Reformen machen, Sie können nur verwirren. Darum befolgen Sie in Zukunft meinen Rath, schreiben Sie nicht solche Dinge, nutzen Sie vielmehr Ihr Talent dazu, ein Verherrlicher unserer Kirche zu sein. Ich habe Ihre Fähigkeiten, solange solche richtig angewendet wurden, stets erkannt. Geben Sie mir auch in Zukunft Gelegenheit dazu. Sie werden ja auch nicht ewig Kaplan bleiben wollen. Gott mit Ihnen!“

Die Treppe herab wußte ich kaum, wie mir geschah. Es dämmerte mir, ob des Bischofs Milde nicht doch etwa christlicher sei, als meine ungeduldigen Reformbestrebungen, die so ganz der Demuth bar waren, als wären die alten Einrichtungen für mich zu schlecht und als verstünde ich sie besser zu machen.

Geradeswegs bin ich in die Druckerei der „Neuen christlichen Blätter“ geeilt, um den Druck eines Aufsatzes zu verhindern, den ich am Donnerstags hingeschickt hatte.

Zwischen einem Schulmann und der clericalen Presse hat sich nämlich seit Wochen ein öffentlicher Streit entsponnen über den Religionsunterricht in der Volksschule. Der Schulmann will bei dem Religionsunterrichte das Evangelium im Vordergrund haben, der Clerus den Katechismus. Und wie der Streit immer heftiger wird, gebe auch ich meinen Senf dazu. Unter der Aufschrift: „Das Evangelium voran!“ verfaßte ich eine Abhandlung, in welcher dafür gehalten wird, daß zur sittlichen Erziehung der Menschen das Evangelium weit mehr beiträgt, als der Katechismus, obschon ich letzteren natürlich auch für nothwendig halte. Das Evangelium Christi in seiner ursprünglich lebendigen Art kann nicht oft und eindringlich genug gepredigt werden. Es ist der Kern unserer Religion, der Katechismus ist nur die Schale. Dieses nach vielen Erfahrungen und Erwägungen mein Urtheil. Doch aber meinem Bischof zulieb, der trotz seiner Unzufriedenheit mit mir so gütig ist, wollte ich den Aufsatz jetzt noch zurückziehen. Darum bin ich in die Druckerei gelaufen. Zu spät! der Aufsatz ist gedruckt und erscheint morgen früh. — Gerade, als ob es zu Troß geschehe auf die heutige Unterredung hin!

Ist er nicht mein Herr? Wätte er mir nicht jeden Federstrich verbieten können? Und er hatte nur Rath und Bitte. Der Aufsatz erscheint, ich kann's nicht mehr hindern. Vereuen werde ich mein Wort nie, aber

bedauern, daß ich damit meinem Herrn zuwiderhandeln muß! Das quält mich. Mit dem Besten kann man unrecht haben, wenn damit einem guten Menschen Leides geschieht. — Es ist ein abscheuliches Gefühl, mit dem ich heute schlafen gehen muß.

Am Ostermontag.

Es ist geschehen. Über das Osterfest hinaus ist es still geblieben, kein Verweis, kein ungutes Wort. Aber zu einer Festfreude bin ich doch nicht gekommen. Schon bei den Exercitien am Charntwoch habe ich etwas geahnt, als der Probst mir jenen unbeschreiblichen Blick zugeworfen. Der Bischof hat ein anderes Auge und so wollte ich mir nichts Urges träumen lassen. Heute ist es da.

Sanct Maria im Torwald. Es soll eine schöne Gegend sein. Wo sie im Juli Schneewasser trinken, sagt man. Siebenhundert und sieben Seelen, schreibt der Diöcesankalender. Kleinbauern, Almer und Holzleute. Mein Vorgänger ist dort ein Narr geworden und nachher in einer Irrenanstalt gestorben.

Da liegt das Decret, ich bin Pfarrer von Sanct Maria im Torwald. Tausendfünfhundert Meter hoch gelegen, da kann man doch nicht sagen, daß ich erniedrigt worden wäre. Sanct Maria! Meine selige Mutter hat auch Maria geheißt. „Wolfgang!“ hatte sie eines Tages gesagt, „überleg' dir's gut, bevor du die Weihe nimmst! Du kannst Rechtsgelehrter werden oder Arzt oder sonst etwas, da kann man sich überall hineinleben, nur zum Geistlichen muß man geboren sein. Der Geistliche hat eine schwere Verantwortung, er kommt entweder in den neunten Himmel oder in die neunte Hölle.“ — Ich konnte mir nichts Schöneres denken, als Priester zu sein, weltabgewendet nur dem Guten und Göttlichen zu leben, im sorgenfreien Frieden der Seele und hochgeehrt von den Menschen. Habe ich mir als Kind doch den Himmel nie anders denken können, als eine Kirche mit dem Hochaltar, an welchem Jesus Christus Messe liest. — Seit länger als zwanzig Jahren trage ich die Tonsur und suche mein Ideal. In der Nähe der Mitra ist es nicht und im Kreise der Tiara habe ich es auch nicht gefunden. — Weltabgewendet? Dem Guten und Göttlichen leben! Frieden der Seele! — Meine Mutter ist doch ein kluges Weib gewesen.

Am 10. April.

Das wäre auch vorbei. Der Kreuzweg auf Golgatha kann nicht härter sein, als mein Gang zum Bischof. Der Dankbesuch. Der Dank für Sanct Maria im Torwald!

Seine Excellenz hat mich in sein Arbeitszimmer geführt, hat gütig zu mir gesprochen, zum Beispiel, daß ich mich mit allem Nöthigen wohl



versehen möchte für meine neue Station, besonders mit warmen Kleidern. Die Gegend sei übrigens gesund, meine Vorfahren seien dort sehr alt geworden, mit Ausnahme des armen höchwürdigen Herrn Steinberger, dessen Jersinn nicht erklärt sei. Er sei neunzehn Jahre lang Seelsorger gewesen in Sanct Maria und habe seine kleine Pfarre sehr lieb gehabt. Auf einmal sei es über ihn gekommen, daß er fort müßte und rast- und ruhslos im Lande umherwandern, wie ein Bettelmann. Und hat dafür keinen Grund angeben können, schier nicht anders, als ob ihm ein böser Zauber gethan gewesen wäre. Nein, schloß der Bischof, ich würde mich gewiß wohl fühlen in der Seelsorge dort und er wünsche recht herzlich, daß auch ich gleich den Vorgängern ein hohes Alter erreiche.

Was ich gesagt habe, ist mir schon entfallen, wird nichts Schwerwiegendes gewesen sein. Als ich mich verabschiedete von dem hohen Greis, der mir immer so väterlich gesinnt gewesen war, da fiel mir die ganze Last meiner Schuld aufs Herz. Er begleitete mich bis zum Ausgang, dort faßte er meine Hand, schaute mir mit einer fast traurigen Herzlichkeit ins Gesicht und sprach: „Ich muß Ihnen noch etwas sagen, Wiefer. Lassen Sie es nicht so auf, als wäre Ihre Veretzung eine Strafe. Ich wollte Ihnen nur Gelegenheit geben, auf dem weltfernen Sprengel manches praktisch durchzuführen, was Sie hier als Schriftsteller theoretisch verlangt haben. Ich verbiete Ihnen nicht, über Ihre Reformideen weiter zu schreiben, aber ich glaube, Sie werden es von selbst unterlassen. -- Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Der treue Gott behüte Sie!“

Kloster Alpenzell am vierten Sonntag nach Otern.

Den Rest dieses Rafttages will ich dazu benützen, um die bisherige Reise nach meinem Bestimmungsorte im Tagebuch kurz zu verzeichnen.

Noch jetzt bin ich grimmig darüber, daß mir der Abschied von der großen Stadt so schwer geworden ist. Frage: Warum denn? Habe ich je einen Gefallen gefunden an diesem Haufen von steinernen, mit Klump und Blitter ausgestatteten Höhlen? Hat mir nicht immer gegrant vor den Dämonen, denen die Städter wie wahnsinnig nachjagen! Habe ich mich denn so oft ergötzt an dem, was ihnen die Natur erziehen soll, an der Kunst? Bin ich nicht selbst streitsüchtig, verbittert und vielleicht ungerrecht geworden in solcher Umgebung? Und meine Amtsgenossen, die diesen Stand so leichtthin und geschäftsmäßig zu halten pflegen und gedankenlos alles hinnehmen, was die Oberen anordnen (gar nicht mehr Gehoriam, sondern Gleichgiltigkeit zu nennen), nicht leicht habe ich mich von ihnen getrennt. Es ist eben ein anderes Scheiden, wenn man in die Verbannung muß. Sieben Tudsäckle hätten die Glückwünsche nicht alle fassen können, die sie mir mitgegeben. Nur einem einzigen Schuhmacher, dem

ich die Kinder getauft hatte seit zwanzig Jahren, fiel es ein, daß fünf Ducaten Reisegeld bessere Dienste leisten dürften, als tausend Glückwünsche. Gott lohne es dem Schuster und sende einen Priester, der ihm die Kinder der weiteren zwanzig Jahre tauft!

Am ersten Tage hat mich die Eisenbahn rasch davongetragen. Das ist gut auf den geräuschvollen Bahnhöfen und bei den schnaubenden Maschinen, es kommt nicht viel Wehmuth auf, man hat keine Zeit dazu. Draußen auf der Ebene steht schon das Korn in Ähren, hier blühen die Obstbäume. Western fünf Stunden auf dem Postwagen bis hierher in das gastliche Stift. Die Gegend, durch die wir fahren, war mir ganz neu und doch wie traut und alt bekannt. Fast so standen die Berge in meiner Heimat, fast so die baumlosen Dörfer mit den grauen Bretterdächern, die geschlossenen Einzelhöfe. Nur die Kirchen haben hier ivige Thürme, in meiner Heimat recken sie die Riesenzwiebel auf, über die der Fremde sich so lustig macht und die doch so schön sind. Der Kirchturm verjümmliche den Grassalm und der Zwiebel den Thautropfen darauf, habe ich einmal gelesen.

Mein liebes Hohenmauth, wo sogar das Schloß vier Zwiebelthürme hatte, an jeder Ecke einen. In meinem Elternhäuschen gab's Zwiebeln nur in der Brotsuppe. Mein Vater war genannt fürstlicher Obergärtner, doch gieng es bei uns in der Wohnung mit zwei Stuben, wovon die eine auch Küche war, nicht gar fürstlich her. In meiner Zeit ist immer ein halb Duzend Kinder drin herumgekrochen und geklettert. Ich durfte auch im Schloßgarten klettern, ja manchmal sogar ins Schloß schlüpfen. Denn ich war der Spieltamerad der jungen Prinzen. Wollten sie auf einen Baum zum Vogelnest, so lehnte ich ihnen die Leiter an, wollten sie schießen, so spannte ich ihnen den Bogen, waren sie auf Handschlitten den Berg herabgerührt, so schleppte ich ihnen die Schlitten wieder hinauf. Manchmal war ich mehr als Handlanger; sie waren nicht gar erfindlich, verstanden nur mit fertigen Spielzeugen umzugehen. Ich aber wußte allerhand, einmal dies und einmal das, machte Spielzeuge aus freier Hand, erjann Vergnügungen und Poffen und war manchmal der Anführer einer ganzen Schaar von kleinen Fürsten, Grafen und Baronen, die etwa von Nachbarischlößern herbeigekommen. Einmal war die Herrschaft ausgefahren, wir drangen siegreich in das Schloß durch Säle und Zimmer, in welchen es so schön war wie in der Kirche. Wir spielten Kreuzritter. Kamen dann auch in das Gemach der Schloßfrau, welches voll blauer Seide war, und dicker Fußteppiche, daß ich in denselben schier bis an die Knöchel einiauf. Alles Holzgetäfel war eingelegt mit Gold und Elfenbein, ganz erstaunlich. Ich war beim Kreuzzuge der Feldkaplan, sprang jetzt auf einen Marmortisch, zu den wohlriechenden Flüsschen und Salbentiegeln und hub unter dem beistimmenden Gejohle der Ritterchaft



eine Predigt an. Das Thema „Du sollst nicht stehlen!“ war mir zufällig auf die Zunge gekommen und solches schmetterte ich nun lustig nieder auf den hoffnungsvollen Adel des Landes. Dabei hat uns höchst persönlich die Fürstin überrascht, und als sie gewahr ward, daß der „Gärtner-Wolfel“ so schön predigen könne, kam ihr der Gedanke: der soll doch auf Geistlich studieren! — Die edle Frau hat daran festgehalten, hat ihren Säckel weit aufgemacht, meinen Eltern ist's recht gewesen und ich wurde von der Zeit an auf den Vacanzen zu Hohenmauth fast ebenbürtig den Prinzen behandelt.

Wo sind jene Tage! Hier im Kloster Alpenzell sind sie nicht, hier bin ich unter feisten Mönchen der arme Pfarrer von Sanct Maria im Torwald. Den Stadtpfarrkaplan haben sie zwar mit Ehren an mir begrüßt und im Bibliotheksaal habe ich meine Schriften liegen sehen, aber unaufgeschnitten.

Morgen früh will ich mit einem Klosterwagen in Gottesnamen gen Torwald fahren.

Montag abends.

Noch immer sitze ich im Kloster. Es sind meine Sachen bisher nicht nachgekommen und so haben mich die geistlichen Herren eingeladen zu bleiben und haben meinerwegen allerhand Ergötzlichkeiten veranstaltet.

Vor Zeiten war dieses herrliche Stift voll von Priestern, die Gott lobten in Würdigung seiner schönen Welt. Heute sind noch acht Geistliche da, die weiten Landbesitz, große Mäierhöfe und ein Seminar versorgen. Der Abt gibt mir zu denken. Er ist ein großer, ediger Mann mit wetterbraunem Gesicht. Sein dichtes Haar ist kurz geschnitten, es graut schon. Zwei kleine finsterschauende Auglein hinter buschigen Brauen, unter den Ohren zwei graue Bartflügel. Sonst sehr sorgfältig rasiert, daß man jeden der scharfen Züge sieht um den breiten zugekniffenen Mund. Es ist eines jener Gesichter, die nicht lachen können. Vor Jahren mußte ich einmal einem zum Tode Verurtheilten Gesellschaft leisten in seiner letzten Nacht. Mir graute weniger vor dem armen Sünder, als vor dem Kerkermeister, der uns bewachte. Und jener Kerkermeister sah ähnlich aus wie mein ehrwürdiger Prälat von Alpenzell. Er hat mich ein wenig herumgeführt im Kloster, einiges erklärt, mich nach mancherlei gefragt und wohl auch Auftrag gegeben, daß alle meine Wünsche mir erfüllt würden im Stifte. Aber alles sehr kurz und ernst. Als wir an der Küche vorüberkamen, sprach er hinein zum kochenden Personale, worunter auch Frauenzimmer waren: „Den vor etlichen Tagen angepilgerten Napann lasse ich höflichst bitten, sich heute bei Tisch einzufinden! — „Ja, Ja, Herr Prälat!“ antworteten sie drinnen lachend, er gieng finster vorüber. Jetzt dämmerte mir etwas. Bei der Mittagstafel mußte ich zur Rechten

des Abtes sitzen; kaum der goldfunkelnde Tischwein zündelte, hub das Leben an. Vom Papste hatten wir gesprochen, dessen lebensgroßes Bild — Pius der Neunte — an der Wand hing, als ein rundgesichtiger Stiftsbruder das Lied vom Papst und Sultan zu drällern anhub. Der Prälat immer ernsthaft und ziemlich schweigsam, aber die Herren schien das gar nicht zu verstimmen. Während der guten Dinge, die in Krügen und Schüsseln aufmarschierten — auch der höflich geladene Kapau war darunter — wurden mancherlei Schwänke erzählt, besonders aus dem geistlichen Leben, so von jenem Landpfarrer, der erst eine Wittprocession um Regen halten ließ, als der Barometer fiel; so von jenem Prediger, der den zwölfjährigen Jesus, weil er seiner Mutter davonging, als Beispiel kindlichen Ungehorsams aufstellte, welcher denn auch ein schlimmes Ende am Kreuz genommen! Auf einmal räusperte sich der Prälat und blickte in die Runde. Jetzt kommt's, dachte ich. Mit finsterner Miene hub er an und erzählte die Geschichte von der Feuerzange, die jener Student in das Schlafbett des Dompfarrers praktiziert und die darauf eine ganze Woche lang im Hause vergeblich gesucht worden. Dabei wurde viel gelacht, nur der Abt saß wieder schweigend da und machte eine fast vorwurfsvolle Miene. So ging es fort und der Prälat säumte lange, bevor er mit dem Dankgebet die Tafel aufhob. — Mich dünkt fast, jenem Kerkermeister ist mein hochwürdiger Gastherr vorzuziehen.

Nach Tisch giengen etliche der Herren mit der Flinte aus, ich wurde eingeladen, mit den übrigen eine Kugelpartie zu machen, zog es aber vor, allein im weitläufigen Stifte herumzustreichen. Ich besichtigte die Kirche, die mitten in den Gebäuden auf dem weiten Plage steht und deren Kriemkuppel in ihrem wie Perlmutter schillernden Grün weit hinausleuchtet in die Landschaft. Das Gotteshaus im lichten lustigen Rundbogenstil ist größer als unser Bischofsdom, ich zählte vom Hauptportale bis zum Hochaltar dreiundachtzig Schritte. Die zwölf Seitenaltäre sind den Aposteln geweiht, der Hochaltar gehört Sanct Annen, der Mutter Mariens. Überall Licht, Glanz und Pracht, überall Gold und Engel. Den Spitzbogenstil habe ich nie sehr geliebt, selbst bei Kirchen nicht; bei solch düsteren schmucklosen Gebäuden muß ich immer an den alten Heidengott Wuotan denken. Unser Christengott ist freundlich und mild, so soll es auch sein Tempel sein. Das lachende Barock, mir gefällt es, es hat so viel weltüberlegenen Humor. Die Gemälde dieser Kirchen schiffe enthüllen einen ganzen Himmel von Schönheit, Lust und Seligkeit. Überall hehre und fröhliche Bilder aus der heiligen Legende, ein wahrer christlicher Olymp, wenn man so sagen dürfte, ein Festreigen der Himmlischen. Es ist doch was Gutes, daß es noch Stätten gibt, die mit allen Mitteln irdischer Herrlichkeit in idealen Darstellungen unser Auge und Herz von dem Staube ablenken und zur Höhe heben. Am Hochaltar links über

drei grauen Stufen und zwischen vier weißen Marmorsäulen unter einem schweren, rothleidenen Baldachin steht der Thron des Prälaten. Ein Kunstwerk aus Holz, reich eingelegt mit Gold und Steinen, welche die rothe Wolle des Sammtes umrahmen. Darüber die Inful mit dem Kreuze. — Ich denke, auf diesem Stuhl sitzt sich's besser, friedlicher und fröhlicher als auf einem Königsthron. Das Kreuz ist ein verlässlicherer Schützer des Friedens als das Schwert. Ein solcher Sitz irgendwo — er ist auch mir einmal prophezeit worden, mein Schickal aber war die Feder. Menschen fliegen mit Federn nicht so hoch als Vögel.

Dann bin ich in den Büchersaal gegangen. Hundertzwanzigtausend Bände Menschengestalt in dieser weltabgechiedenen Berggegend, die nur von Bauern bewohnt ist und den etlichen Priestern, welche lieber fegeln, scheibenschießen und jagen, als studieren. Mich wundert's ja nicht, die schönste Dichtung dichtet das Leben; die wahre Weltgeschichte lebt der thätige Mensch, wenn er auch nur den Baum fällt oder den Pflug führt oder zum Tanz aufspielt mit der Fiedel. — Im Büchersaale habe ich an den Pfeilern auch die Bilder jener umliegenden Ortshäfen gesehen, die einst zum Kloster gehört haben, oder von ihm gegründet worden sind. So finde ich auch mein Sanct Maria im Dorwald. Das Gott erbarm'! — Durch lange Kreuzgänge schreitend bin ich in einen Saal gekommen, den ich anfangs für ein naturhistorisches Museum hielt, so viele ausgestopfte Vögel, Schlangen, Käfer, geordnete Steine, getrocknete Pflanzen. Einer der Lehriale des Seminars. Heute war keine Schule, die Burichen sollten sich in den Wäldern umgetrieben haben, um Waldmeisterkraut zu suchen für den Maitrank, den der Prälat gerne trinkt. Ist aber noch keiner zu finden gewesen.

Hinabgehend zwischen den hohen Platanen und Pappeln und blühenden Apfelbäumen des Gartens, der sich ohne Schranke und Grenze lachend verliert in freien Wald und weiten Wiesen, begegne ich einem barfüßigen Weibe, das im flachen Korb für Eier trägt. Am Weben strickt es mit emßigen Fingern an einem Strumpf und schaut gleichzeitig auf den Nasen nach Blümlein aus. Ich habe zwölf Jahre lang gelernt, aber das kann ich nicht, tragen und geben und stricken und blumensuchen zugleich! Als sie mich sieht, setzt sie den Korb zu Boden und küßt mir die Hand. Gerne soll's geschehen, eine solche Ehre ist mir schon lange nicht mehr passiert, die wird keinem Domherrn in der Stadt zutheil, nur dem Dorfpfarrer.

„Ihr trägt die Eier ins Kloster hinauf“, sage ich, um für den Kufs doch ein freundliches Wort zu geben, „da werden sie wohl gut bezahlt?“

„Na, geschenkt nimmt er sie nicht, unser Herr Prälat“, antwortet sie, und setzt gleich dazu: „Er gibt aber auch nichts geschenkt.“

„Der hochwürdige Prälat ist wohl ein strenger Herr!“

„Der? Der Prälat streng?!“ lacht sie hell auf.

„Aber er lacht ja gar nie!“

„Das macht nichts, wenn nur andere lachen. Und das können sie. Ist wohl ein guter Herr.“ So redet sie und fährt fort: „Dass er nichts geschenkt gibt, ist eine andere Sach'. Er will nicht Bettler machen, sagt er. Na. Wer von ihm was haben will, der muß dafür was leisten. Er gibt kein Almosen, und wenn's auch zehnmal in der Christenlehr steht. Kommt ein Armer zu ihm, so gibt er ihm freilich was, aber der muß dafür holzhacken, oder wenn er das nicht kann, weil er keinen Wald hat, holztragen, oder wenn er das auch nicht kann, weil er lahm ist, so muß er dem Hochwürdigen ein Lied vorsingen, und wenn er das auch nicht kann, weil er keine Stimme hat, so muß er ihm das Vaterunser vorbeten, oder den Glaubengottvater, und wenn er das auch nicht kann, dann kriegt er nichts. Ich vertratich' mich da, küß die Hand, Hochwürden!“

Damit den Korb wieder auf den Kopf, das Strickzeug neuerdings angerichtet und dem Kloster zu. — Ist kein übles Capitel gewesen, Herr Prälat, das ich jetzt von dir gehört.

Am Abende, als wir uns im Refectorium versammeln, die Klugescheiber ihr Glück und Mißgeschick laut und wichtig besprechen und die heimgekehrten Schützen in Jägerlatein sich üben, tritt ein Mensch herein, der sich gar nicht reimt. Eine blaue Schürze um die Mitte gewunden, eine Peitsche in der Hand, einen hohen Filzhut auf dem Kopf, so steht er da und pustert durch seinen flachsfalben Schnurrbartwisch die Frage, ob der neue Pfarrer schon da wäre? Als er unter den Geistlichen den Prälaten sieht, greift er langsam nach seinem Hut, aber die weißbrothgestreifte Zylindermütze, die er darunter auf hat, läßt er oben, die nimmt er wahrscheinlich nur vor dem Papste ab. Dann stellt es sich heraus, dass dies der Fuhrmann Leopold ist, den die Torwalder mir entgegen geschickt haben.

„Mit zwei Ochsen und einem Leiterfarren bin ich da“, sagt er zu mir, als ich ihm vorgestellt werde. Der Prälat mag mein Befremden gemerkt haben über ein solches Fuhrwerk. „Zwei Ochsen und ein Karren“, brummt er, „ist schon das Richtige, Herr Pfarrer.“

Meine Sachen sind auch angekommen. Und so wollen wir jetzt einmal schlafen gehen, alter Wolfsgang. Morgen wird's unter einem andern Dach sein.

Dienstag den 27. April. Abends.

Es ist mir jetzt gar nicht ums Schreiben. Herzklöpfen thut's. Wenn nun auch noch die Hammerschläge des Schicksals kommen, dann habe ich mein neuestes Werk gleich an mir selber.

Aber es ist ein zu bedeutungsvoller Tag für mich gewesen, ich muß ihn aufzeichnen.

Nachdem ich zu Alpenzell um sechs Uhr früh meine Messe gelesen und mit einem tüchtigen Frühstück meine arme Seele ermuntert hatte, wollte ich Abschied nehmen. „Es ist ja keiner, Nachbar“, sprach der Prälat. „Ihr kommt ja oft zu uns heraus, denn da drinnen im Torwald wächst nicht alles, was des Menschen Herz verlangt. Vor allem müßet Ihr Euch vier weitere Beine anschaffen.“ Ich habe ihm noch ins strenge finstere Auge geschaut. Zwei freundliche Weilschen waren es, nur so tief und scharf beschattet von den buschigen Brauen.

Drei Kisten und ein großer Korb und ein Waldpfarrer, das gieng bequem auf den Leiterwagen. Die zwei schwarzgeleckten Ochsen zogen zäh aber entschieden an, der Fuhrmann Leopold stieg mit krummegebogenen Knien weitschrittig neben her und erinnerte die Thiere das einemal mit einem „Hi!“ das anderemal mit leichtem Peitschenklaps an ihre Pflicht. Die zwei plumpen Räder quirkten eins. An einem der Starrenprosseln war die Laterne gebunden, in der eine Talgkerze saß. Das wußte ich mir nicht zu deuten. Es war ein frischer heller Frühlingmorgen und die Waldberge, in denen stellenweise ein grauer Fels aufragte, leuchteten im Sonnenroth und die schattigen Mulden ließen ihr kühles Meer von Luft und Duft auf mich niedergehen. Nach einer Weile, als wir an dem Dörfchen Sanct Johann vorüberkamen, wurde der Weg holperiger, das Thal engte sich und es gieng neben dem Wasser in eine Felsenschlucht hinein, die so enge war und so scharfe Windungen hatte, daß ich drei- oder viermal überzeugt war, der Mann habe sich verfahren und da gehe es nicht mehr weiter. Eine eiskalte Luft strich heraus. Mehrmals standen hoch über dem Wege und dem Bache die tropfenden Wände so eng zusammen, daß mir die Laterne einfiel, aber er zündete sie nicht an. Er gieng voran, führte eines der Zugthiere am Horn und hörte nichts, so sehr ich auch schrie, wohin er mich denn führe! So gewaltig rauschte das Wasser. An der allereengsten Stelle, wo der schmale Weg den Bach überbrückt, ist in der Felspalte ein Muttergottesbild. Nach dieser Stelle lichtet es sich bald und wie wir über eine stillere Waldwieje fahren, sage ich zum Fuhrmann: „das ist ja schauerlich gewesen!“ -- „Ja“, antwortet er, „da heißt's beim kalten Thor und bisher haben wir freilich noch einen recht guten Weg. Wenn wir nur schon über dem Nidel und durch die Luten wären!“

Ich habe ihn bald begriffen. Der Weg hebt an steil zu werden durch ein Kar, stellenweise ist's gar kein Weg, vielmehr eine Rinne, durch die trübes Wasser herabrieselt. Schneewasser. Ich sah aber noch nichts, die steilen, größtentheils baumlosen Hänge waren grün oder sandig und voller Sonnenein. Der Weg ergeht sich in Windungen, was ihn



aber nicht hindert, immer steil anzusteigen. Oft ließ der Fuhrmann die Ochsen rasten und schob einen Stein unters Rad, daß es nicht nach rückwärts rollen konnte. — Zwei Ochsen und ein Karren, das ist schon das Richtige! hatte der Prälat gesagt. Nichts versteht einer nach dem Worte, alles durch die Thatfache.

Nach mehr als dreistündiger Fahrt waren wir auf einem Foch, dem Nidel, wie es mein Fuhrmann nannte. Da steht eine Markssäule und eine verlassene Hütte, da liegen Almweiden hin, aber sie sind noch fahl und in Mulden ist Schnee. Ich schaue zurück auf die weite blaue Gegend, aus der ich gekommen. Da unten die zerrissenen Felsen des kalten Thores, dort draußen zwischen dunklen Wäldern und lichten Feldern das weiße Doppelwürfelchen des Klosters mit der schimmernden Kuppel. Ferner hin sanfte Höhen und im fernsten Sehkreis der kaum sichtbare Faden eines Gebirgsrückens, hinter welchem die weite Ebene liegt. Und alles so sommerlich, so sonnig-sommerlich! Schon früher den steilen Hang heran war ich natürlich aus dem Karren gestiegen, jetzt trat ich abseits, wo das Schnaufen der Thiere nicht war, und horchte. Ich horchte hinaus in die Welt . . . Nichts zu hören von all dem Lärm, den die Menschen machen. Ein Finklein auf junggrünendem Lärchbaum zwitschert wieder das Lied, das mir an der Wiege gesungen worden.

Nachdem der Fuhrmann seine gehörnten Pferde mit einem Büschel Heu gefüttert, auf dem ich bisher geessen, und nachdem diese Pferde mit ihren dicken Schnauzen den am Wege stehenden Brunnentrog halb leer getrunken hatten, schleppten wir weiter. Ich hatte aus dem Korbe einen Übermantel genommen, ihn angezogen und gieng nun hinter dem klappernden Karren drein, aber nicht ganz knapp, der Leopold glaubte mit starkem Tabakrauch die Vergluth würzen zu sollen, ich hielt das für unnöthig. Oder war's ihm ums Nasenwärmen zu thun? Die Luft prickelte in den Wangen. Die Gegend war anders geworden. Uner schmaler und noch dazu seithängiger Weg gieng hoch an einer dachsteilen Berglehne hin sachte abwärts. Rechterhand ein tiefer Wildgraben, aus dessen Grunde knochenbleiches Baumgefälle und Steinklöße heraufschimmerten. Diesem Graben gegenüber hohe Felsenberge mit mächtigen Schuttrunfen. An schattigen Stellen überall Schnee. Manchmal krächzte ein Rabe, manchmal prüff ein Geier. Trostlos. Der Fuhrmann legte von Zeit zu Zeit die gehöhlten Hände an den Mund und rief: „Hoi ho!“ Anfangs meinte ich, er wolle mir ein Echo zeigen, aber es hatte einen anderen Grund. Über die Bergböschung her rief jetzt auch eine fremde Stimme: „Hoi ho!“ Da ließ mein Leopold sein Fuhrwerk stehen, klopfte den Ochsen mit dem Peitschenstock mehrmals auf die Stirn, worauf sie schrittweise zurückwichen mit dem Karren, bis

zu einer Ausweichestelle. Um die Böschung kam ein anderes Ochsengespann uns entgegengefahren. Zwei zweiräderige Achsen waren mit langer Kettenstange aneinandergehängen und mit frisch gesägten langen Brettern beladen. Wie sollen auf dem schmalen schiefgeneigten Weg diese Fuhrwerke für einander kommen? Es war unmöglich. Und das Umkehren war ebenfalls unmöglich. Und das Hierstehenbleiben für ewige Zeiten war auch unmöglich. Ich glaubte an diesem schwindelnden Berghange vor einer Katastrophe meines Lebens zu stehen.

Die beiden Fuhrmänner ließen ihre Ochsen ruhig stehen, machten sich gelassen an unseren Karren, luden ein paar Kisten ab und huben nachher den Karren an den Hang hinauf, daß er dort nur so hing, jeden Augenblick über sich zu fallen und in den Abgrund zu stürzen drohte. Auch die Ochsen wurden förmlich an den Berg gepreßt, wo sie — gleichsam die Gefahr erkennend — starr wie Bildsäulen stehen blieben. Und nun begann der Bretterführer vorsichtig vorzufahren, während mein Leopold hinterwärts sich an die Bretter stemmte. Daß eine Rad hing fast in der Luft, ich athmete nicht. Endlich waren sie glücklich füreinander, die Kisten wurden wieder aufgeladen und jedes Fahrwerk holperte auf seinem Wege weiter, keines lag zerichelt in der Tiefe. Nicht einmal den Rauchtiegel hatten die Leute aus dem Munde genommen. Solche Sachen, sagt mein Fuhrmann, kämen ja alle Tage vor.

Hinter der Böschung fuhr der Karren gerade auf eine senkrechte klüftige Wand los, da hielt er an, der Leopold pfiß mir, auf den Karren zu sitzen und zündete die Laterne an. Es war ein Uhr Mittags und alles voller Sonnenlicht. Er führte die Ochsen an den Hörnern und gerade auf die Wand los. An dieser that sich zwischen Buschwerk eine Klüft auf, in der Klüft weitete sich ein höhlenartiges Loch, wir holperten hinein. — Und dann sind wir wohl an zehn Minuten lang unterirdisch dahingefahren, einmal aufwärts, dann wieder abwärts, einmal durch weitere Höhlen, dann wieder durch enge Gänge. Das Laterlicht zuckte ganz gespensterhaft an den schwarzen, rissigen Wänden. Die Wurmlucken, sagt der Leopold, sei dieser Höhlenpaß geheißten.

Als wir wieder ins Freie kamen, da war's zum Staunen. Vor mir lag eine Schneelandschaft. Am weiten Hochthale Waldungen, und glatte weiße Flächen; einzelne Häusergruppen waren aus der Ferne zu erkennen und bald sogar geschlossene Dörfer. Dazwischen dunkle Linien und ein schwarzes, stellenweise glänzendes sich hin- und herschlängelndes Band. Das konnten Wege und Bäche sein. Nach den schauerlichen Felswegen diese freie, weite, lichte Landschaft! Von einer bewaldeten Anhöhe in der Ferne funkelte eine schlanke Nadel her. Ein Kirchturm.

„So“, sagte der Fuhrmann, „sehen thät' mer's schon.“

Und das war's. Das war die Gegend, genannt: der Torwald, und dort die Kirche Sanct Maria.

Mein Lebtag habe ich nie ein solches Gefühl gehabt, als zur Stunde, da ich den ersten Blick in dieses Thal warf. Es war eine bange Freude, anders kann ich's nicht sagen.

Der Fuhrmann stopfte sich eine frische Pfeife, das haben die Leute, bei jeder Ankunft oder Abfahrt muß genebelt werden. Auch wurde er jetzt geivränkig und ich habe ihn gefragt, ob es denn keinen anderen Zugang gebe in dieses Thal, als über den Berg und durch das Loch?

„Wohl schwerlich“, ist seine Antwort. „Von der anderen Seiten über die Eisberge her geht's nicht. Gest, Herr Pfarrer, der Eiswind kratzt schon! Die Regina wird wohl in den Ofen geheizt haben.“

„Wer ist die Regina?“

„Die Regina, na ja, das ist halt dem Herrn Pfarrer seine —“

„Was sagt Ihr?“

„— seine Wirtschafterin. Recht ein reiches Leutel. Beim alten Herrn ist sie auch gewesen. — Di, Schecken, jetzt werden wir bald im Stall sein.“

Auf dem Wege abwärts rann Schneewasser, nicht von frischem, sondern von altem Schnee, der voll Waldstaub und brauner Fichtennadeln ringsum dalag. Durch einen Schachen fuhren wir dann in der Ebene dahin, bald kam ein Dorf mit etwa zwanzig stattlichen, aus Holz gebauten Bauernhäusern. „Das ist Unterschuttbach“, belehrte Leopold, „und eine Stunde weit hinten, ganz hinten, wo die Wände anheben, ist Oberschuttbach.“

„Und Sanct Maria?“

„Zwischen Ober- und Unterschuttbach, dort auf dem Berg die Kirche, unterhalb die Häuser, sind ihrer aber nicht so viele beisammen, wie in den andern Dörfern.“

Die Leute, die uns auf dem Wege begegneten oder vor den Häusern standen, grüßten mich sehr ehrerbietig, die Männer zogen ihre Hüte, die Weiber und Kinder wollten handküssen. Starke, gesunde Leute. — Dann kamen ebene Wiesen und wieder ein ebener Wald, durch den der Weg schnurgerade dahin führt.

Ich bin hinter dem Starren her zu Fuß gegangen. Als der Wald zu Rande ging, stand vor uns die Anhöhe mit der Kirche.

Der Leopold reißt sein rothes Sacktuch heraus und schwingt es hoch in der Luft. — In demselben Augenblicke fangen die Glocken an zu läuten — hell und wohlklingend.

Vor dem Wirtshause sind die Häupter der Gemeinde gestanden in ihrem schmucken Festgewand und haben mich begrüßt mit einigen ungefügigen Worten und sie hätten schon schwer auf mich gewartet. Dann begleitete der Vorstand, ein gar ernsthafter Mann, mich zum Pfarrhose hinau, der



mit seinen weißen Mauern und hellen Fenstern freundlich dasteht, vorne ein Garten und hinten der sachte ansteigende Waldberg. An den Stufen des Einganges zu beiden Seiten stecken Fichtenbäumchen, und als ich ein-  
 trete, verstummen die Glocken. Pinguen hebt das kleine rundliche Frauchen an, das in der Thüre steht und mir beide Hände entgegenhält: „Seid Ihr da als halberfroren, Herr Pfarrer! Na, Gottlob und Dank, weil Ihr da seid! Kommt nur gleich auf Eure Stube.“

Tausend feine Runzeln hat sie in ihrem weißen Gesicht, kluge lebhaftige Augen hat sie, eine graue Haube mit schwarzen Seidenbändern trägt sie und ein ganz kleines Schnurrbartlein — und das ist die Regina.

Eine fast breite Treppe führt in den ersten Stock zu meinen Zimmern. Ich habe deren zwei, große, lichte Räume, jedes zwei Fenster, durch die ich in die Welt hinausschauen kann nach der Morgen- und nach der Mittagsseite hin. Ist mein erster Gang gewesen, zu den Fenstern hin, es ist nicht zu sagen, was das in die Wohnung blickende Landschafts- und Himmelsbild für unsere Seelenstimmung bedeutet. Ich brauche viel Himmel. Die Stuben sind leicht durchwärmt, man leidet's ganz gerne, obichon bald Ende April ist. Auf den braunen Möbeln nicht ein Körnchen Staub, die Fußdielen so weiß und rein geschauert, daß man darauf Stuchenteig walgen könnte, die Fenstervorhänge von schnee-weißer Leinwand. An den Wänden mehrere Kupferstiche mit christlichen Gegenständen und im alten, schön geschnittenen Uhrkasten das bräunliche Angeficht einer laut und feierlich pendelnden Schwarzwälderin. In einer heimlichen Stube muß man den Herzschlag der Zeit hören, sonst kann man glauben, sie sei gestorben. Auf dem Betpulte steht ein schwarzes Crucifix mit Elfenbein-Christus, ein Werk großer einfacher Kunst.

Ich hatte den Pfarrhof fast leer zu finden geglaubt, jetzt ist alles da, was hergehört und noch manches darüber. Auch ein fast gefüllter, wohlgeordneter Bücherschrank.

„Das gehört alles dem Herrn Pfarrer von Sanct Maria“, sagte die Regina, „es ist vom alten Herrn. Er hat's zur Pfarre gestiftet, wie er schon sehr krank gewesen ist im Spital. Und jetzt bin ich aber recht gekränkt, daß der Herr Pfarrer den Mittagstisch ganz und gar übersieht. Es ist ohnehin bald schon so spät, als die Grafen mittagessen. Wir sind aber keine Grafen und werden um zwölf Uhr schon hungerig. Pitt' recht schön!“

Die Suppe dampfte frisch auf dem feingedeckten Tische und ein Fläschlein Wein beleuchtete mit Goldglanz die altväterischen Geschirre. Weinlöffel gab's noch da, etwas breit angelegt, aber mit der schmackhaften Erbsensuppe gieng er mir doch in den Mund. Dann Selschfleisch mit gesäuerten Schabrüben und ein Rahmstrudel mit Rosinen. Da habe ich der Regina einmal aufmerksam ins Gesicht geguckt, am Ende steckt hinter der

Person meine selige Mutter, just so weiß sie meine Lieblingspeisen, just so kocht sie dieselben und just so warm und heimlich ist mir zu Muth, als vor langen Jahren, wenn ich auf die Vacanzen heimgekommen.

Mittlerweile waren meine Sachen hereingetragen worden, aber ich ließ sie stehen und das erste ist die Kirche. Der Meißner-Karl wäre ohnehin oben mit dem Schlüssel. Wir bangte ein wenig unterwegs hinauf. Von außen steht sie ja schön und stattlich da oben auf dem Berge mit ihren drei Schiffsrundungen und dem schlanken blechgedeckten Thurm. Aber inwendig! Ich habe Dorfkirchen gesehen, in denen es mir ganz bilderstürmerisch durch die Arme zuckte. Vier rasche, helle Hammerschläge riefen die Stunde. Diese Töne werde ich von nun an hören, bis zu meinem letzten Tag. Der Steig gieng durch Jungwald in drei Windungen den Berg hinan, er war glatt und trocken, und das gefiel mir gleich, daß kein Gras und kein Moos wächst auf dem Kirchwege zu Sanct Maria. Etwa auf halber Höhe ist ein flacher freier Agerplatz mit ein paar Sitzbänken unter einer großen wetterstarrten Fichte. Am Baumstamme hängt in einem Brettergehäuse das Bild des heiligen Josef. Ruhamer Platz mitten im Walde. Ein paar Minuten später war ich oben. Zuerst sah ich das Meißnerhaus mit der Aufschrift: Karl Groß, Schneider. Eine Wendung um die Baumgruppe, und die Kirche steht da. Sie steht auf dem Rücken des Hügels, der mit dem hinten aufsteigenden Waldberge zusammenhängt durch einen Hals, auf dem das Meißnerhaus und noch ein paar Hütten sind. Die Kirche ist mit einer festen Mauer umfriedet wie eine Burg. Die Burg des Friedens. Über dem Eingange stehen in großen Buchstaben die Worte: „Das ewige Licht leuchte ihnen!“ Weiß aber nicht, bezieht sich der Spruch mehr auf die Kirche oder auf den Gottesacker, der ringsum liegt. Ein paar hölzerne Grabkreuze heften an der Mauer ziemlich verwarlost. Ich habe immer gehört, daß die richtigen Christen auf Gräberzier nichts halten. Sie schauen der Seele nach, nicht dem Leibe.

Am Kirchenthore unter dem Thurme stand schon der Karl mit dem Schlüsselbund. Ein schwächtiges, regjames Männlein mit einem richtigen Küstergesichte, mager, glatt rasiert, spärliches Haar, demüthiger Miene. In festlichem Schwarz war er angethan und alles zierlich von den Stiefeln bis zur weißen Halsbinde. Gar tief hat er sich vor mir verbeugt. „Also Ihr seid der Karl. Nun schließet auf in Gottesnamen.“

Es ist alles gut. Groß ist die Kirche natürlich nicht. Bin auch kein Freund von großen Kirchen, die Stimmung verflüchtigt sich im weiten Raum wie der Weihrauch. In den Riesendomen der Städte riecht es mehr nach Staub als nach Weihrauch, und manchem prunkhaften Tempel merkt man es an, daß er lieber ein Ort der Bewunderung als der Andacht sein will.

Die Kirche zu Sanct Maria ist stimmungsvoll, wie ich selten eine gesehen. In Kreuzform gebaut mit lichten Rundschiffen, acht große Fenster mit Rundbogen. Die Wände weiß getüncht und sorgfältig erhalten. Drei Altäre, deren heitere Barockformen weiß wie Marmor und Marmor leuchten und vielfach vergoldet sind. In lichten Farben ist auch die Kanzel, das Taufbecken, der Beichtstuhl und das Chor mit der stattlichen Orgel gehalten. Die Sitzbänke sind aus Zirbelkiefern, der Fußboden aus Lärchenholz. Überall ein freundliches weißes Licht. Die Bilder sind zwar nicht von solcher Art, die man Meisterwerke nennt, aber sie sind hell und anmuthend, und der Glaube verklärt sie. Das Bildnis schafft der Künstler, die Gottheit legt der Betende hinein.

Über dem Hochaltare steht das in ziemlich hellen Farben gemalte Bildnis eines jungen verklärten Weibes. Es wandelt unter Pinien und Palmen gerade auf uns zu und führt uns an der rechten Hand das Knäblein entgegen, das ein Kreuz über der Achsel trägt und mit unschuldsvollen runden Augen uns freundlich anschaut. Maria mit dem Kinde Jesu. An den Seitenaltären sind die Bilder der Eltern Mariens: Joachim und Anna. Gegenüber dem Beichtstuhle ist die heilige Elisabeth.

„Die ganze Verwandtschaft der Mutter Christi ist vorhanden — bis auf den Gemahl“, bemerkte der Karl, „das hat den alten Herrn Pfarrer verdrossen und deswegen hat er draußen im grünen Wald dem heiligen Josef ein Bild gestiftet.“

Überall fröhliche Engelsköpfe. Ein gläserner Kronleuchter, in dessen Prismen die Sonne alle Feuer spielt. Hell blinkende Leuchter und vor dem Hochaltar die Ampel mit dem ewigen Licht in rothem Glase. Zwei kirchrothe Sacramentsfähnlein an beiden Seiten des Hochaltars, zwei größere Fahnen in weiß und grün und ein Traghimmel aus weißer Seide und mit schweren Goldborten. Über dem Taufbecken ist ein lebensgroßer gekreuzigter Christus, in dessen Zügen Todespein und Ergebung wunderbar zum Ausdruck kommen. Gegenüber dem Becken, wo in anderen Landkirchen die schwarze Todtenfahne zu stehen pflegt, ist ein farbenbuntes Bild des auferstandenen Heilandes. Bilder aus der Leidensgeschichte sind fast nicht vorhanden, hingegen viele Darstellungen aus lieblicher Legende, aus dem triumphierenden und seligen Christenthume, so daß es wahrlich ist, als verjümlie diese Kirche das sieghafte Reich Gottes. — Aus ganzer Seele glücklich bin ich niedergekniet vor dem Allerheiligsten. — Alte Priesterseele, merkst du es denn nicht, daß du im Himmel bist?

Später habe ich über die Kirchhofsmauer eine Weile hinausgeschaut in das Thal nach allen Seiten. Am Fuß des Kirchenriegels, wie sie den Hügel heißen, liegen die wenigen Häuser im Frieden da.

Der Pfarrhof ist das schmuckste, das Wirtshaus das größte. Das Schulhaus steht mitten in einem Baumgarten.

Der Wald, durch den wir hereingefahren, liegt da wie ein dunkelblauer See. Hinter ihm liegt Unterschuttbach, aber man sieht es nicht. Dagegen schauen die steilen Berge der Wurmlucken und des Nidelpasses darüber herein. Nach der andern Seite hin, gegen Sonnenuntergang, liegen einzelne Höfe und Hütten und hinten, wo das Thal in die Schlucht sich engt, die Häuser von Oberschuttbach, das ist mein Reich. Weiterhin hebt das wüste Stein- und Eisgebirge an, es ist von der Kirche aus gesehen ein unbeschreibliches Bild.

Dann bin ich herabgestiegen.

Im Vorhause des Pfarrhofes wird der Boden gecheuert, es dampfen die Dielen, zwei Mägde reiben wie befehen mit Strohwiischen die Läden, die doch früher noch blank gewesen. Am Ende herricht die Scheuerriecht in diesem Hause! Die Sache ist aber so gewesen: In einer meiner Kisten war die mitgebrachte Tintenflasche zerprungen, hatte dort manches Werk der Gottesgelahrtheit mit dem schwarzen Meer überslutet und sich dann auch aus den Fugen auf den Fußboden ergossen. — Ist das nicht ein recht deutlicher Fingerzeig, daß ich fürder das Bücherstudieren und auch das Bücherschreiben sein lassen soll? Land und Leute von Sanct Maria werden mir Buch genug sein. — Kann ich's lassen? Habe ich's nicht oft genug versucht? Ist nicht, wenn ich alles wegthat, gleichsam mein leibliches Blut zu Tinte geworden, so schwarz und gallig, daß ich erst wieder frisch ward, wenn's herausgeschrieben war? Oft habe ich mir's geschworen: Schreiben wirst nimmer! Und den Schwur habe ich mir — schriftlich gegeben. — Ich will ja nichts mehr, als meine persönlichen Erfahrungen und Stimmungen in mein Tagebuch zeichnen und das Tagebuch hüten vor fremden Augen. — Also soll es hier zu meinem Andenken geschrieben sein, wie ich nach Sanct Maria kam und was ich da erleben werde.

Noch an diesem Tage habe ich meine Sachen ausgepackt und eingeordnet in die Schränke. Auch das geheime Kistlein, das jetzt wohl nicht mehr geheim zu halten ist. Im ersten Jahre meiner Studien hatte ich in der Stadt bei einem Bäckermeister ein sehr günstiges Stüblein gehabt. Es lag hinter dem Backofen und zum Fenster schien des Nachts das Gaslicht einer Straßenlaterne herein, bei dem ich las und schrieb. Das hat ein Ersparnis an Heizwerk und Kerzen gegeben und davon habe ich mir drei heimliche Bücher gekauft: Geisners Adullen, Rousseaus „Emil“ und Goethes „Werther“. Es ist mir gelungen, diese verbotenen Früchte durch das ganze Seminar zu schmuggeln. Da sind sie noch, dürr und leblos wie Mumien, denn alles Leben habe ich ihnen längst herausgelesen.

Meines armen Vorgängers Eigenthum wollte ich anfangs nicht berühren, aber es drängt sich mir auf. Jeder Kasten, jede Schale, jeder Stiefel bittet mir zu: Benütze mich. Die Schnupftabakdose, die auf den



alten Folianten liegt, hat es so verführerisch gethan, bis ich ihr eine Priese entnommen. Es hat sich darauf gar nichts gerührt in der Nase, nicht für ein einziges Hefsgott was. Abgestanden. Ist's doch schon länger als ein Jahr, seit man den kranken Pfarrer fortgeführt.

An diesem Tage habe ich auch noch einen Besuch gemacht bei dem Gemeindevorstand. Ich hatte ihn schon vorher gesehen, hätte ihn aber in seinem Schurzfell und den aufgestreckten Hemdärmelungen kaum wieder erkannt. Der Schmied ist's im Dorfe, ein starker, sehniger Mann. Er ist eben dabei, einem großen alten Bottich Eisenreifen anzuschlagen; die Laufen rauchen vor dem glühenden Eisen, ein paar gute Hammerschläge, und fest sitzt's. Das Käppchen hat er bei meinem Erscheinen etwas gerückt, von einer Seite auf die andere, weiter nicht viele Förmlichkeiten, er ist bei der Arbeit. Sein Junge, der mit langer Zange das Eisen in die brüllende, blauohende Esse hält, schaut mich desto freundlicher an; einen so schönen weichen Blick habe ich sobald nicht gesehen. Ein Weibchen sitzt ich auf der Axt eines Pfluges, der wohl auch auf das Beschlagenwerden wartet, sehe den beiden bei der Arbeit zu und es ist mir recht heimlich. Fast so gut gefallen mir die Leute bei der Arbeit als beim Gebete, bei ersterer sieht man den Ernst und die Kraft und das Gelingen, bei letzterem nur die Demuth.

In der ersten Nacht habe ich nur wenig geschlafen. Ich betrachtete immer mein Glück und sah in diesem Sanct Maria für mich eine unerwartete Gnade Gottes. In dieses Alpenthal herein gehöre ich, hier glaube ich annähernd zu finden, was ich immer geträumt habe. Gegen Morgen, nach einem leichten Schlummer empfand ich in der Brust eine seltsame Beklemmung. Ich riß ein Fenster auf, um Athem holen zu können. Draußen rauschte es in den Bäumen, ein lauer Wind.

Wohl kaum jemals werde ich ein Messopfer mit größerer Andacht dargebracht haben, als das erste in meiner Kirche.

Und das mein Gelöbniß: Hier will ich alles, was mich sonst beschäftigt und beunruhigt hat, vergessen, alles Gelehrte und Strittige und Spitzfindige und Politische, hier will ich unter Naturmenschen auch einer sein. Diesen armen Leuten ihr geringes Geistesleben zu verschönern, zu erhöhen und auf die ewige Seligkeit vorzubereiten, das ist mein Amt.

Alle Kirchenstühle waren besetzt, die ganze Gemeinde schien anwesend zu sein, und es ist doch heller Werktag. Am nächsten Sonntage will ich meine Antrittspredigt halten.

Eine neue Überraschung brachte mir die Orgel, und wie sie gespielt wurde. Wie Öl geht dieser weiche Klang ins Ohr und ins Herz. Der Schullehrer, der sie gespielt hatte, stellte sich mir nach der Messe vor. Michael Kornstock ist sein Name. Ein ältlicher Mann mit sehr hoher

spitzer Stirn und langen Haaren, die rückwärts sich ringelnd über die Achseln hinabgehen. Sie sind schon grau, auch so der lange Vollbart, der in zwei Spitzen ausläuft, eine über die rechte Brust, die andere über die linke hin. Kurze Beine hat er und einen kleinen Höcker, und den dicken Hals immer vorgestreckt, immer unruhig in den Geberden, hastig in Bewegungen, sprudelnd im Sprechen und alle Worte verschiedener Gedanken wollen zu gleicher Zeit heraus. Vor lauter Berlegenheit wird er fast kniefällig und vor lauter Artigkeit so grob, daß er mir nicht ein einziges Wort zu sagen gönnt, jedes begonnene unterbricht und mir sein ganzes, wer weiß wie lange schon bis zum Gupf gefülltes Herz vor die Füße schüttet. Die Musik ist es, sie ist sein Leben und seine Zukunft, er componiert Oratorien, Requien und Opern. Er hat seine Werke schon fortgeschickt an Concertmeister, Regenschoris und Theaterdirectoren. Einige haben ihm geschrieben, die Sachen wären sehr gut, ganz vorzüglich und ausgezeichnet, aber unerhört schwer ausführbar, es reichten die Kräfte nicht aus. Von anderen erwartet er noch Antwort, es sind wohl schon etliche Jahre her, seit er darauf wartet. Mittlerweile übe er seine Kunst in Sanct Maria, lehre die befähigteren Kinder blasen, geigen und singen und führe einzelne seiner Compositionen an Festtagen auf.

Der Schullehrer stellte gleich eine Bitte an mich. Wenn ich die Gewogenheit hätte, manchmal mich mit ihm abzugeben, so möchte ich doch die Gnade haben, hübsch vernehmlich mit ihm zu sprechen. Er getraue sich's sonst nicht zu sagen, so viel es auch Leute gebe in Torwald, die an dem gleichen Gebrechen litten. Eine Ähnlichkeit habe er mit Beethoven, doch wenn er sage, daß er etwas schwerhörig sei, so schreie ihm jeder gleich ins Ohr wie einem tauben Grotin. Und so arg sei es nicht. Manche Leute hätten nur die Gewohnheit, in einem Gespräche gerade die wichtigsten Sätze sehr leise zu sprechen, als ob man in einem Buche gerade die Cardinalpunkte mit ganz kleinwinzigen Buchstaben druckte und nicht mit größeren, als die anderen. Und da thue er lieber bei einem Bauer den ganzen Tag Paser dreschen, als eine Stunde einem solchen Säusler und Murmler und Haucher zuzuhören, wo man trotz aller Anstrengung doch das meiste nicht verstehe. Er sei keiner von solchen, die nicht hören wollen, nur empfehle er sich in dieser Angelegenheit meiner gütigen Nachsicht. Der alte Herr, damit meinen sie immer meinen Vorgänger, habe durchaus nicht laut gesprochen, jedoch aber etwas langsam und deutlich, und da sei er in der Lage, jedes Wort zu verstehen.

Ich habe ihm „mit hübsch vernehmlicher Stimme“ die Erfüllung seiner Bitte zugesagt, mich heimlich geireut und gedacht: von einem Schullehrer lernt man immer was. „Nicht laut, aber etwas langsam und deutlich“, das paßt auch für die Kanzel.

Der Himmel ist an diesem Tage leicht überzogen, die Berge stehen sehr klar da und zeigen scharf ihre schwarzen Streifen und Tafeln. Vom Hochgebirge leuchten die Häupter weiß heraus, im Hintergrunde ist dunkler Himmel. Die Bäume fächeln und rauschen den ganzen Tag und der Wind bringt manchmal warme Luftwellen wie aus einem Ofen. Auch springen einem aus der Luft laue Tropfen ins Gesicht und es regnet doch nicht. Alle Runsen und Wege sind Bäche geworden, über alle Hänge und Plätze rieselt das gelbe Wasser. Im Thale, wo gestern noch überall der glatte Schnee gelegen, stehen heute braune Seen und dazwischen wogen in kreuz und krumm Bäche hin und her. Unsere Häuser sind durch die leichte Anhöhe geschützt, jeder hat aber Wasser in seinem Hof und Keller. Der Neuwirt erzählt, es wären seine Weinfässer lebendig geworden und schaukelten im Keller langsam hin und wieder. Man könnte da einen alten Spaß machen.

In der Nacht wache ich auf und höre donnern. Wie ich genauer horche, ist es aber kein Gewitter, es ist was anderes. Es rollt und brummt, daß die Fenster klirren, einmal von nahe, einmal von ferne her. Und fast ununterbrochen. Mir wird unheimlich, ich stehe auf, um Leute zu wecken. Es ist aber schon laut auf der Gasse und mehrere Stimmen schreien durcheinander. Ich zum Fenster hinab, was denn los sei?

„Die Fahnen gehen ab!“ heißt es. „Von den Bergen gehen die Fahnen ab.“

Was da zu machen wäre?

„Beim alten Pfarrer sind wir halt beten gegangen“, sagt ein alter Mann, der mit einer Krücke und einer Laterne und von mehreren bellenden Hunden umrungen vor der Hausthür steht. „Ich will dem Herrn Pfarrer schon hinausleuchten zur Kirche.“

„Ja, ja, Hochwürden, ich bitt', ich bitt', beten gehen!“ rufen mehrere Weiberstimmen.

„Wir gehen also gleich hinauf!“ sage ich, „die kräftigen Männer sollen aber auf der Wacht bleiben, falls etwa Wasser kommt.“

„Der Kimpelchmied ruft die Männer schon zusammen“, wird mir gesagt, da höre ich vom Plage her auch schon die Trompetenstöße und aus den Häusern kommen Männer mit Fackeln und Krampen und Peisen und laufen thalwärts, wo die letzten Häuser unseres Dorfes stehen. Mich wollte es auch mit hinabziehen, doch die anderen drängen hinauf, der Kirche zu, und wenn sie Trost vom Himmel wollen, so muß ich ihn suchen helfen. Das Thal ist finster wie ein Keller, an den Baumstämmen zuckt das rötliche Licht der Laterne. Das Brauen, Donnern und Krachen von ferne her dauert immer fort, darunter das Märren der Kinder, die

sie aus dem Stall gelassen haben. Mir wird sehr bange, ich weiß ja nicht, welche Folgen die Lawinen haben können. Die Weiber, etliche Kinder und alte Männer eilen schnaufend voraus, auch der Mann mit der Krücke ist vor mir her, in kaum vier Minuten sind wir oben.

Der Karl hat am Altare schon Lichter angezündet, ich knie hin und hebe an, die Litanei aller Heiligen zu beten. „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns! Alle heiligen Engel, Apostel, Blutzengen und Beichtiger, bittet für uns!“ Wie ganz anders als in gewöhnlichen Zeiten, wo es Lippengebet ist, stimmt das in den Stunden der Noth und Gefahr! — Die Leute beteten, man merkte es leicht, mit aller Innigkeit angstvoller Herzen. Ich fand die Andacht nicht, meine Gedanken waren draußen bei den Ringenden.

Als ein paar Frauen anhuben fortzugehen, beschloß ich mein Gebet, an dem Thore stand der Mann mit der Krücke, besprengte die Herausstretenden mit Weihwasser und murmelte: „Das hat nicht gar lang gedauert mit dem Beten, nicht einmal eine Stund'. Da wird uns der Herrgott wohl verlassen, wenn wir nimmer beten wollen!“ Ich hörte das deutlich und er schien es darauf abgesehen zu haben.

Gegen Morgen wurde das Getöse etwas schwächer. Als es tagte, sahen wir schon den See, der bis zu den Häusern herangieng; in den unteren schwammen die Fische und Kästen herum, von einem besonderen Unglücke verlautete nichts. Aus Unterschuttbach kam an den Berglehnen ein Jäger herauf und berichtete, daß dort die Häuser alle noch stünden, doch wäre der Verkehr nach allen Seiten schon abgeschnitten. Verdursten würden sie gewiß nicht.

Aus Oberschuttbach ist keine Nachricht da. Der Schmied hat gleich bei Tagesanbruch hinaufgeschickt zu sehen, wie es dort gehe. Der Bote konnte nicht hin, es sind die Brücken zerstört, die Wässer rinnen anders, er hätte sich schier nicht mehr zurechtgefunden. Der Schnee ist verschwunden, auch an den schattseitigen Berghängen. Aus dem Gewässer ragt hie und da ein Schuttwall hervor mit entwurzelten Bäumen. Unerhört viele Raben kreisen umher und kreischen, und schießen oft nieder ins Wasser. Mein Knecht Rupert will ein lebendiges Reh haben schwimmen sehen. Andere sprechen von noch anderen Körpern. Da aus Oberschuttbach immer noch keine Nachricht kommt, so machen sich mehrere Männer mit allerlei Geräthen auf, um hinzukommen. Mittlerweile erhebt sich die Mär, unten am Heilerstein, wo der Bach in die Schwarzklammchlucht hinabfließt, habe eine Lahn das Wasser verlegt, daß es sich schon stauc bis herauf gegen die Fockenhöfe.

Ich habe einen Rundgang um den Ort gemacht, so weit es möglich ist. Jetzt verstehe ich auch den Ausspruch des Prälaten, mir im Dorwaldthale vier Beine anzuschaffen. Aber ein Dorpfarrer ist kein Rittersmann,



sein Weg durch Geschlammte und über Gestein geht per pedes apostolorum.

Die Gießwässer sind bis gegen Mittag nicht kleiner geworden. Vom Kirchenriegel ist hinterwärts eine Lahn abgegangen mit mehreren schönen Fichten- und Lärchenstämmen, die jetzt halb in Schutt vergraben auf der Wiese liegen. Der Bruch im Berg ist ganz roth, aber gottlob felsig. Und bis dieser Felsen sich verschwemmt und verwittert, kann wohl ein Jahrtausend dahingehen. Die Kirche zu Sanct Maria steht auf festem Grunde.

Endlich um Mittag ist Nachricht da aus Oberschuttbach. Hinter dem Ort in der Schlucht sind mehrere große Lahn abgegangen und haben drei Häuser verschüttet. Aus dem einen Hause haben die Bewohner sich gerettet. Das andere ragt noch zum Theile aus Erd- und Gesteinmassen hervor und man glaubt, die Einwohner können theilweise noch leben. Das dritte Haus ist ganz und gar verschwunden und kein Mensch kann sagen, wo es gestanden.

Der Kimpelschmied ist schon oben. Ich laufe von Haus zu Haus: alles was Hacke und Spaten tragen kann, auf nach Oberschuttbach!

Am unteren Thale steigt der See und kommt uns näher von Stunde zu Stunde.

(Fortsetzung folgt.)

## Solang' die Ströme wandern . . . . .

Gedicht von Robert Hamerling.

**S**olang' die Ströme wandern ihre Pfade  
 Von Bergespalten in die Niederungen,  
 Solang' nur vorwärts, rückwärts nie geschwungen  
 Die Stunde kreiset auf dem Seitenrade:

Solang' in Käseresten schwelgt die Made,  
 Und Speck verlockt der Mäuse Leckerzungen:  
 Solang' gehüpft der Vogel, und gesprungen  
 Der Hase kommt zum Waldesquellenbade:

Solang' geschieht's, daß sich der Sinn des Schönen  
 Zu Schönerm neigt, im flachen Mittelmaße,  
 Nothwangig-wohlgeschmiegelten zu fröhnen.

Und einsam brüht die gedankenblasse  
 Poetenstirn. Mit Dornen sie zu krönen,  
 Dem Kaltblut überlassen bleib't, dem Hase.

## Am Tage der goldenen Freiheit.

Ein Capitel aus der Selbstbiographie von Hans Malser.

Nachdem ich in meinem zweiundzwanzigsten Jahre das zweitemal gefallen war bei der Matura, ward mein Vater ganz zärtlich mit mir und sagte: „Entschuldige, mein Sohn, ein freundschaftliches Wort. Meine Geduld ist zu Ende, mein Geld detto. Du bist vom heutigen Tage an frei und kannst mit dir machen was du willst. Zu Hause ist kein Platz für einen Lumpen.“ Nach dieser väterlichen Abschiedsrede hat er sich umgewendet, und wie ich vermuthet, sich vor Unmuth in die Lippen gebissen.

Ich hätte ausschreien mögen vor Wonne! Nach dieser Seccatur zehn Jahre lang endlich frei! Diese Schulsuchereien sind zu abscheulich gewesen. Alles verboten, Wirtshaus, Cigarre, Spazierstock, alles, nur nicht das Büffeln! Endlich setze ich den Fuß an die Schwelle der Universität und werde wieder geworfen. Mir war zum Erbrechen, ein Mord fiel mir ein, den ich begehen könnte und der mich vor dem nochmaligen Gymnasium schützen müßte durch den Arrest. Da spricht mein Vater plötzlich das herrliche Wort: Du bist frei, du kannst machen was du willst! — O Gruß dir, du lang ersehnte, du goldene Freiheit!

Es war der schönste Augenblick meines Lebens. Ich begriff die Tante nicht, die mich am Arm nahm, zum Vater schleppen wollte, daß ich im Vereine mit ihr vor ihm aufs Knie falle, flehend, daß er sein Wort wieder zurücknehme und mich nicht verstoße. Was fällt ihr ein! Verstoßen! Welch ein brutales undankbares Wort! Ja, die Hand hätte ich ihm küssen mögen für eine so wohlwollende frühzeitige Majorenenerklärung, wäre nicht zu fürchten gewesen, daß er in meinem Angesichte sein Wort wieder zurückgenommen hätte. Schriftliches hatte ich nichts in der Hand, er konnte jeden Augenblick rückfällig werden, ich trachtete weiterzukommen.

Als ich rasch auf die Straße hinaus trat, wußte ich nicht, ob nach rechts oder nach links. Da erinnerte ich mich, daß mein Vater wie der Keli-

gionslehrer mir immer ans Herz gelegt, die rechten Wege zu wandeln. Das mußten also die langweiligen sein, ich gieng links. Das erste was mir begegnete, war eine schwarze Kacke, die wild erschrocken vor mir über den Weg rannte. Das zweite war der Todtengräber. Der mußte Geld haben, denn es war für ihn ein äußerst fruchtbares Jahr, ein Typhusjahr gewesen. So ersuchte ich ihn, mir etwas Geld zu leihen, ich wäre auf einer kleinen Landpartie und hätte zu Hause meine Börse vergessen.

„Gi na versteht sich“, antwortete der gute Mann, „dem Studenten muß man freilich Geld geben. Der wird Arzt wie sein Herr Papa und stattet mir's zehnfach wieder ab. Wie viel meint der junge Herr denn, daß ich soll?“

„Mach' dir nicht Skrupel, Better, der Großmuth seye ich keine Schranken, damit sich deine Tugend frei entfalten kann.“

„Wohin geht denn die Reise?“

„Um die Welt.“

„Ist's wahr, junger Herr? Dann nehm' Er doch den kürzeren Weg — mitten durch. Ich grabe Ihm das Loch.“

„Du gräbst nur Sackgassen.“

„Na, in allem Ernst, wohin geht die Reise?“

„O Freund“, sage ich, „hat dir je einer von solchen, denen du den letzten Dienst erwiesen, gesagt, wohin die Reise geht?“

„Wenn's so ansieht“, antwortete er, „dann kriegt der Herr nichts von mir.“ Und ließ mich stehen.

Jetzt, das hatte ich von meinem frevlen Worte. Als ersten Grundsatz für meine Weltreise nahm ich mir vor, auf die Todten mich nicht mehr zu berufen, die stehen in schlechtem Credit, selbst bei Todtengräbern.

Nachher bin ich sürbais gegangen.

Es war zwar nicht Pfingstmontag, aber es hub an zu regnen. Vor mir auf der Straße sah ich einen rothen Regenschirm, er war sehr groß und spannte sich wie ein Firmament über etwas, das darunter war. Was konnte das für ein Wesen sein? War nicht etwa auch für mich noch Raum unter dem rothen Himmel? Josefina! An deren warmen Busen ich so oft gelegen, als sie noch jung war. Meine alte Amme Josefina! Aufkreischte sie, als sie mich schutz- und schirmlos unter dem rieselnden Regen sah, fast zornig schwang sie über mich das Dach.

„Das Raisswerden macht mir nichts, Josefina! Am Trodenen ist' ich, verstehst?“

Reiß sie ihr Ledertäschchen — es war noch dasselbe — aus dem Sack, ein Zwanziger und drei Kupferkreuzer! „Zu wenig für die Reise um die Welt.“

„Aber Kind, wir reisen ja in die Ewigkeit.“

„Dazu wird's langen.“

„Für alle Fälle sollst du auch den Goldring haben!“ Sie zog ihn rasch und heftig über den Fingerknöchel, der wollte ihn gar nicht lassen, und es war doch eitel Messing, mit etwas Kupfer versetzt. Ich kannte ihn von meiner Kindheit her. Die Mutter hatte, bevor sie starb, zum Vater gesagt: „Die Josefina behalte dem Kind, sie hat ein goldenes Herz.“ Was half mir jetzt das, wenn der Ring nicht echt war. Ich rieth ihr, sie solle recht gesund bleiben und gieng meines Weges. Natürlich mit dem rothen Firmament, mit dem Ring und mit dem Kleingeld.

Gegen Abend kam ich in ein Wirtshaus, das stand so einsam an einem Waldrande, daß es eine Räuberhöhle sein konnte. Mir kann nichts geschehen, schlimmsten Falls stehe ich da in Arbeit ein unter Theilung des Reingewinnes. Im Vorhause stand ein junges Weib, sie stand vor einem aufrechten Kübel und zog ununterbrochen mit beiden Drallen Armen einen Stab auf und nieder. Sie butterte.

„Ich habe Durst, Wirtin!“

„Einen großen?“ fragte sie. Die Frage war eigentlich zu dumm. Ein Student! Ich antwortete auch gar nicht und setzte mich in die Gaststube, wo sonst niemand war und wo es schon dämmerte. Während sie in den Keller gieng, las ich ein Sprüchlein, das einer meiner Vorgänger mit Meistift auf den Tisch geschrieben hatte, ganz an die Ecke hin:

„Das Wasser ist klar,  
Der Tisch ist rein,  
Der Wein ist wahr,  
Die Wirtin ist mein.“

Ein empfehlenswertes und warmempfohlenes Einkehrhaus. Zwei Sternchen. Als das Buttern zu Ende war und sie mir von dem Erzeugniß eine delicate Probe auf einem Teller gebracht und Brot dazu, habe ich nach dem Wirt gefragt.

„Mein Alter, der ist im Holzkauf aus und kommt erst morgen.“

Drei Sternchen. Einen ganzen Sternenhimmel.

Ob ich Herberge haben könne?

„Wär' nicht übel!“ sagte sie. „Jede Stund' in einem andern Bett kann Er schlafen, so viele stehen ihrer oben in der großen Stube.“

„Ich bin ein reicher Kaufherr und habe viel Geld bei mir“, rief ich im Übermuth.

„So? Nachher werden wir Ihn halt erschlagen müssen!“ antwortete sie lustig lachend. Diese Zähne! Diese Augen!

„Dazu ist spätere Zeit. Vorerst will ich ein gutes Nachtmahl haben.“

„Was Er halt schafft! Wir haben Lämmernes, Schweinernes, Hühnernes. Milchknoden, Lünterkoch, Eierkuchen, Grammelsterz, Schmalz-  
mudeln — was Er mag!“



„Was fertig ist. Schade um jede Viertelstunde, wo die Frau Wirtin beim Herd thät stehen, anstatt sitzen da neben meiner!“

Vorderhand zündete sie eine Talgkerze an und legte die Lichtscheere daneben hin. Das war alles so hübsch mittelalterlich. Der Rauber war auch schon da, denn so nennt man dort den überhangenden rußigen Docht am Kerzenlicht, und der Geist konnte jeden Augenblick erscheinen.

Sie brachte — ich aß und trank. Sie saß neben meiner — ich aß und trank. Sie plauderte scherzte und kicherte, ich — trank. Endlich einmal ein unermessliches Trinken! Man hört es immer, daß unsere Gymnasien ganz ungenügende Anstalten sind.

Von den vielen Betten in der großen Stube scheine ich kein einziges benutzt zu haben. Auf der Wandbank muß ich gelegen sein, ich weiß aber nicht wieso, ich erinnere mich nur, daß die Wirtin mich mit einem Wachholderzweiglein unter der Nase figelte. Als ich emporfuhr mit der Frage, was das solle, gab sie schelmisch, den Zweig mir vor Augen haltend, zur Antwort: „Wach Holder!“

Da habe ich mich wohl rasch aufgerichtet und meine Arme um sie geschlungen, so fest und knapp, wie man den heißen Reifen um ein Fass legt. Es geschah aber in demselben Momente, daß der enge Verband uns rasch und entschieden auseinanderbrachte, sie gegen den Ofen hin, mich über den Tisch in den Wandwinkel. Denn ein Mensch war plötzlich da, so plump und unmanierlich wie ein Fleischhauer. Wer sich da dreinmisch? frage ich, wem es nicht recht ist, wenn ich die junge Wirtin wesentlich lieb habe? Es müßte höchstens der Herr Gemahl sein! Und er schien es zu sein, denn er legte nun seine klobige Hand an meinen Rücken, dort krampften seine Finger eine Falte des Beinkleides zusammen, daran er mich wie mit einem Hentel hoch in die Luft hob. Mit der andern Hand hatte er vom Ofengeländer eine Holzspanne losgerissen, mit welcher er mich nun zu bearbeiten begann auf dem Tische. Es flog der Staub, es knarrte der Tisch unter dem mächtigen Walgen, und als durch die Erschütterung der Leuchter unter den Tisch flog und auslosch, ward die Gerberei im Finstern fortgesetzt. Ein so ungefälliges Benehmen bei einem Wirte! Und weshalb, um alles in der Welt! Am Ende war er eifersüchtig, weil ich sein Weibchen liebte! Dumm genug dazu sah er aus!

Wie lange die für ihn in hohem Grade und für mich in noch höherem Grade anstrengende Arbeit gedauert hat, weiß ich nicht, denn mein Geist war weniger auf mathematisches Denken concentrirt, als auf das Gefühl. Ich muß mich in solcher Gefühlspoesie endlich tief verloren haben, denn als ich mich wiederfand, war ich nicht mehr auf dem Tisch in der Gaststube, sondern anderswo. Der Vollmond stand am Himmel, ich lag, so viel zu merken war, auf einem Haufen von feuchtem

Stroh, altem Schuhwerk, Topfscherben und Mehricht; aber diese Mondscheinstimmung, verbunden mit naturalistischem Untergrunde, hatte nicht viel Reizendes für mich, denn mir that mein Leib so weh, daß ich weinte. Am Morgen kamen mehrere Knechte, huben mich auf und fanden, daß in meiner Haut die Knochen klapperten wie in einem Sacke. Und sie berathschlagten, ob es ein Arzt versuchen könnte, die entzweigeschlagenen Glieder wohl noch einmal aneinanderzufügen. Als ich schon auf dem Schubkarren lag, kam der Wirt — er war mir zwar noch nicht vorgestellt, aber ich kannte ihn schon — und verlangte von mir die Begleichung der Zechen, das Nachtlager schien er gratis lassen zu wollen. Ich konnte nur winken, daß er selbst meine Taschen durchsuche. Er begann bei diesen Forschungen zu fluchen, denn er fand nur die dreiundzwanzig Kreuzer, die für die Reise um die Welt bestimmt gewesen waren. Der rothe Regenschirm kam schließlich für das Nachtmahl auf und rettete meine Ehre.

Der Schubkarren begann zu kollern, die Straße abwärts, wo ich tags zuvor so hoffnungsfriß heraufgekommen war, und schnurgerade dem Wundarzte zu. Und der Wundarzt, das war mein Vater.

Ich weiß nicht, was sich der gedacht haben mag, als er so seinen zerbrochenen Sohn wieder sah und als er von den Knechten hörte, aus welchem Anlaß die Zertrümmerung geschehen war. Sein Vaterherz hieß er einstweilen schweigen und trachtete mit allen Mitteln seiner Wissenschaft, die Beinbrüche einzurichten, die Schrammen und Deulen zu heilen. Und als das nach mehreren Wochen geschehen war, kam sein väterliches Gefühl zum Ausbruch und er wollte alles, was eben geheilt, wieder entzweischlagen.

Dagegen habe ich Einsprache erhoben. Es sei nicht nöthig, mich gänzlich lahm zu erziehen, ich wäre nun erzogen genug. Der einzige Tag meiner Freiheit habe mehr gethan, als die zehn Jahre Schulzucht. Nicht gern wolle ich mich verpflichten, binnen des nächsten halben Jahres die Matura zu bestehen.

Das Wort habe ich gehalten und bin nur erstaunt darüber gewesen, daß das Studieren schließlich so spielend leicht war.

Als nachher die Berufswahl kam, eignete ich mich nur zum Juristen, denn ich war ein Krüppel — das Recht aber darf hinken. Ich bin trotzdem bestrebt, jedem ein so gutes Recht zu sprechen, als mir damals selbst geschehen ist — am Tage der goldenen Freiheit.

## Der lustige Andredl.

Eine erlebte Mär aus vergangenen Zeiten von Peter Rosegger.

**D**u Anfang der Fünfzigerjahre mochte es gewesen sein, da war in einer sternhellen Sommernacht Leichwache beim Altenbacher in der Stohlehen. Nicht wie sonst waren wir diesmal zusammengekommen, daß wir rings um die Bahre des Todten einen fröhlichen Kranz von Schabernack aufführten, zu seinen Ehren allerhand Kurzweil trieben, gleichsam, als ob wir unser Leid um ihn gewaltsam betäuben müßten, obschon zumeist gar keines vorhanden war. Denn was sollte es für uns junge Bursche denn ein Leid sein, wenn irgendwo ein alter Mann oder ein stiches Weib gestorben war und der Todte nun in seinem sanften Frieden dalag auf der langen Bank? Erst wenn wir die Trauer der Angehörigen sahen, die auch wieder nicht in Weinen und Klagen laut ward, sondern in einer stummen, schwermüthigen Ergebung, trauerten wir in der gleichen Art redlich mit. Sonst bedeutete, wie gesagt, das endliche Absterben eines alten Menschen für uns eher ein Freudenfest, bei dem wir die Todtengebräuche ganz munter mitmachten und Essen und Trinken uns gut schmecken ließen.

Diesmal war das nicht so. Über dem Altenbacherhof lag eine unbeschreibliche, dumpfe Schwermüth; der Wehruf über ein so schreckliches Sterben war vergelkt. Eltern und Geschwister standen, saßen wortlos, thränenlos herum, und es war kaum zu merken, ob sie das leise mitklagende Trostwortsprechen der Nachbarn hörten oder nicht. — Zwei Tage und zwei Nächte lang hatte das Mädchen ununterbrochen geschrien, man hatte die entsetzlichen Schmerzrufe bis zu den Nachbarhäusern hin gehört und die Leute konnten keine Stunde schlafen und keinen Bissen essen, wegen des herzerreißenden Schreiens der armen, neunzehnjährigen Marianna.

Nun war sie still geworden. Still, wie nichts stiller sein kann auf der weiten Welt, lag sie da, die vor wenigen Stunden noch mit heller

Stimme um Rettung gerufen hatte in der ohnmächtigen Erdenwelt. Alles war versucht worden, jeder und jede hatte einen Rath gewußt und jeder Rath war ausgeführt worden. Nichts und nichts. Das Schreien war in Stöhnen, das Stöhnen in Köcheln übergegangen. Dann waren noch Athemzüge gewesen, so langsam, so sanft und so leicht, als versinke sie in einen süßen Schlaf, und dann der heilige Frieden, der nimmer aufhört.

Der nimmer aufhört?

Wir saßen in der großen Stube an zwei Tischen, beteten laut oder plauderten leise und einer wie der andere schaute manchmal auf die Wandbank hin, wo die weiße Kammertuch-Leinwand, an der noch die ungefügten steifen Falten waren, einen länglichen schmalen Körper bedeckte. Woran sie hatte sterben müssen, wir wußten es alle miteinander nicht. Ein ungeheurer Schmerz in den Eingeweiden war gekommen, der hatte eine solche Blut entfacht in den Gliedern, daß ihre Hand den fast brannte, der sie angriff. Und aus dieser Hitze drang ein eiskalter Schweiß — es war nicht zu verstehen. Es gab damals in der Gegend keinen Arzt, wir wußten nichts, als daß sie jetzt todt war, und das brauchte kein Todtenbeschauer erst zu bestätigen. Manchmal gieng eine Jugendgeiponjin hin und hub suchte die Leinwand vom Gesicht, daß man sie anschauen konnte. — „So schön! So freundlich! Als ob sie thät schlafen!“ Ein anderes Wort hörte man kaum lispeln an ihrer Bahre und mir — der ich ebenfalls einmal hingelugt hatte — schien die schlummernde Marianna stillvergnügt zu sein; keine Spur vom Leide, fast kam es mir vor, als lächle sie heimlich in sich hinein darüber, daß sie allem Schmerz und Glend ein Schnippchen geschlagen hatte und gestorben war. Lebte sie heute noch, sie wäre ein betagtes abgerackertes Weib mit vielen Runzeln auswendig und noch mehr Sorgen inwendig und zu guter Letzt als Ziel und Lohn für alle Bravheit und Mühsal doch noch das leidige Sterben. Das hast du besser gemacht, Marianna, dachte ich ihr zu, wie sie so schön, lieblich und weiß dalag. Nicht das letzte Mal, daß ich mich in einen Todten verliebte, aus reinem Weisfall darüber, daß er gestorben war. Allsogleich wäre ich bereit gewesen, eine Lustbarkeit anzuhoben bei jenem Leichwachen, wenn mir jemand geholfen hätte. Aber in aller Ehren schrillte noch das gräßliche Schreien und die Leute waren schweigsam und betrübt.

Am Mitternacht wurde die Marianna in die Truhe gelegt. Dabei haben sie manchen Schürzenzipf zernagt und manche rothe Lippe, um das in tiefer Brust gewaltig tobende Schluchzen zu verbeißen, denn das laute Weinen ist nicht der Brauch in jener Gegend, die Sterbesitten sind ein Gottesdienst, und dabei weint man nicht. Der Schmerz ist nicht geringer als anderswo, wenn ein traurer, geliebter Mensch in den Sarg gelegt wird, aber er vergeht in stiller Ehrfurcht vor der Majestät dessen,



der den Tod sendet mit dem Auftrage, das irdische Leid zu enden und das ewige Leben zu beginnen.

Und in jener Nacht das erstemal ist mir die Ahnung aufgegangen: Der Tod wird ein Aberglaube sein und die Wahrheit ist: Ewiges unzerstörbares Leben. Nicht bloß im Sinne der heiligen Offenbarung, wohl auch im Sinne der Natur, die wir mit unserem leiblichen Auge sehen. Denn unter uns Leichwächtern war ein alter Mann, der in jener Nacht eine merkwürdige Geschichte erzählt hat, derenwillen es eigentlich geschieht, daß dieses Capitel aufgeschrieben wird.

Der alte Mann — ich sehe ihn heute noch — hatte ein fast ganz kahles Haupt, aber sein langer Bart war noch schwarz. Sein Lebtag hatte er sich im Walde als Hirte oder Holzarbeiter aufgehalten, daher war seine Rede zwar ungeschlacht, aber bedachtsam, und wer alt wird, der weiß schließlich auch als Waldmensch etwas von der Welt. Der Josef hatte den Franzosenrummel mitgemacht und sein eigentliches Kriegserlebnis, das er unzähligemal erzählte, war, daß die Franzosen ihm ein paar nagelneue, rothjuchtene Stiefel gestohlen hatten. Deshalb, so meinte er, hätten sie nachher auch zur Strafe das schreckbare Unglück in Rußland und bei Leipzig gehabt. Bei diesem Leichwachen aber fiel dem Alten auch noch eine andere Erinnerung aus jener Zeit ein, und als sie den starren schmalen Körper der Marianna in die Truhe legten, schnupperte er mehrmals mit der Nase, ersuchte den beifühenden Webermeister um eine Prise Schnupftabak, und sagte, mit dieser Truhe würde es sich wohl doch nicht auch am Ende so wunderbar zutragen, als mit jener des alten Bauers Andreas Windlechner auf der grünen Grube.

Freilich haben sie ihn gefragt, wie es sich denn zugetragen mit der Truhe des Windlechners, und darauf hat er angefangen, das Folgende zu erzählen.

Seit dem großen Auehezer, den der Gott Vater gemacht hat bei der Erschaffung der Welt, wie er sieht, daß die zwei jungen Leut' zusammenpassen, hat's keinen so lustigen Menschen mehr gegeben, als den Windlechner. Der lustige Andredl hat er geheißt. Der ist mit Siebzig noch so jung gewesen, wie unseiner mit Vierundzwanzig, und mit Fünfundsiebzig hat er bei des Rodlhans' Hochzeit dem Bräutigam die Braut entführt und sich mit ihr so weit in die Bergschlucht versteckt, daß sie's den ganzen Nachmittag nit mehr gefunden haben. Überall, wo es frisch hergegangen, ist der alte Andredl dabei gewesen, bei jedem Ball, bei jeder Hochzeit, bei jeder Hausnudel (häusliches Festmahl, zu welchem die Nachbarn eingeladen werden), und geredet hat der schier gar nichts, alleweil nur gejuetzt und gesungen. Stim'm' hat er gehabt so hell wie ein junges Dirndel, hat auch alle Vögel können nachmachen und gleich hat die Raß' ihre Ohren gespitzt, wenn in der

Stube auf einmal ein Zeiserl, oder ein Meiserl oder ein Tröschel anhebt zu jubilieren. Auch die bösen alten Weiber hat er nachmachen können, aber hat's nit gern gethan, hat gesagt, sie thäten ihm zu viel fragen in der Gurgel. Ich glaub's. Mit dem Gewand hat er sich getragen, der Andredl, wie ein junger Bursch, noch mit achtzig Jahren. Kirschrothes Leibell und himmelblaues Halstüchel und auf dem grünen Hut die Hahnenfeder und ein frisches Blumensträußel. Auch im Knopfloch ein Nagel und auf dem Stecken eins. Das haben ihm die Weibsbilder verehrt; wo ein anderer, oft ganz junger sauberer Bursch, von ihnen nichts hat bekommen, den alten Andredl haben sie über und über besteckt, daß er außgeschaut hat wie ein großer Nagelstock (Nelkenstock).

Aber halt zitherschlagen hat er können und maultrommeln und schwegelpfeifen und allerhand so Musik, und die längste Weil hat er können auf dem Kopf stehen, im Mund die Mundharmonika, in den Händen die Tschinellen und mit den Füßen Trommelschlagen bei der großen Bumpen am Kirchweihsonntag. Gott, das ist ein Mensch gewesen, dieser Andredl! Vom achtzigsten Jahr an hat er sein Haus einem Enkelbuben überlassen, selber nichts mehr gearbeitet, hat gesagt, er wollt' doch einmal seine Jugend genießen. Außgeschaut hat er freilich wie's Leben und seinen schneeweißen Schnurrbart hätt' er — sagt er — vom Rahmschlecken in der Butterkammer. Was der die Weiberleut' g'foppt hat! Aber angejeht keine, sein Lebtag nit; bei der Falschheit, hat er gesagt, hört die Freud' auf, und wer sich mit seiner Lustigkeit das Leben verthut — hat er gesagt — das ist ein Narr. Ja mein, da gehört eine besondere Guad' Gottes dazu, daß einer das zuwegbringt, alleweil Freud' und nie keine Buß! Geiseit sein! hat er gesagt, himmlischer Vater, geiseit sind Andere auch und machen doch die dümmsten Sachen. — Wenn vom Sterben die Red' ist gewesen, hat der Andredl allemal einen Fachler gemacht mit der Hand: „Hört's mir auf! Sterben, das gibt's nit!“ Und hat er eins so liegen gesehen, wie wir dort die Marianna, so hat er einen Suchezer gemacht, daß man oft ordentlich erschrocken ist, und gemeint hat, der Alte wär' nimmer recht beisammen. — Und jezt — so fuhr der Zufel bei jener Leichwache fort — werde ich auf das kommen, was ich eigentlich erzählen will. — Neunundachtzig Jahr' soll er alt geworden sein, just noch nit gar neunzig, der Andreas Windlechner. Da hat das Brullbergerpaar geheiratet, und der Alte ist richtig wieder bei der Hochzeit gewesen. In der Kirche bei der Trauung ist er ein klein bißel eingnickt, was den Leuten auffällt. Nachher beim Tanz ist er umso frischer gewesen und hat mit der Braut und der ersten Kranzeljungfrau zu gleicher Zeit einen Steirischen getanzt, an der rechten Hand eine, und die andere an der linken, und derweil er sich langsam dreht wie der Gründel in der Mühl, sausen die zwei Weiberleut, daß

die rothen Mittel fliegen um und um. Auf einmal laßt der Alte ab, steht an dem Thürpfosten, greift mit der Hand an den Kopf, sagt noch: „Laßt's euch nit aufhalten, Leut!“ und geht in die Nebenkammer. Wie sie nachgehen, liegt er zwischen den Hochzeitskränzen und Buschen und ist maustodt. — Wohl, wohl, todt ist er gewesen, aber kalt und starr werden hat er uns nit wollen. Drei oder vier Tag' haben wir herumgefrettet und sagt endlich der junge Windlechner: „Werden ihn halt doch müssen eingraben, zum Lebendigwerden thut er nichts mehr desgleichen!“ „Ein Mittel müssen wir noch vorher probieren!“ sagt der Zwiesel-Schneider und kragt auf seiner Geige einen Strampfer. Und wie der Alte sich noch alleweil nit rührt, sagt der Schneider: „Aus ist's und gar ist's. Wenn der einmal beim Steirertanz nimmer zuckt, nachher ist er sicherlich todt.“

Weil die Franzosen von Leoben her im Anrücken sind und die Leut' mit ihrem Vieh ins Gebirg hinaufwollen, so haben wir doch trachten müssen, daß wir ihn vorher begraben. Der Möstl-Michel hat eine feichtene Truchen gezimmert, hinein mit dem alten Andredl, das Brett drüber, zugenagelt und in Gottesnamen fort auf den Freithof. Ich und der Stein-Wirtel, wir haben ihn getragen, und wie wir durch den Zerwald hinabkommen ins Thal, hei, da reiten ihrer ein ganzer Teufel Franzosen daher, wir haben just noch Zeit, die Truchen in die Brombeerstauden zu werfen, und flugs ins Dickicht hinauf, daß wir ihnen noch ausgekommen sind, den Rothhosen, den verhöllten! — Und das, meine Leut', ist dem lustigen Andredl sein ganzes Begräbnis gewesen. In der Brombeerstauden wird er Jahr und Tag gelegen sein, was weiß ich, es sind unruhige Zeiten gewesen. Uns haben die Lebendigen Sorg' und Kummer genug gemacht, haben nit Zeit gehabt, auch noch der Todten zu gedenken. Und erst viel später, wie sie die Franzosen schon zusammendrischakert gehabt haben draußen bei Leipzig, da findet eines Tages der Halter Florl im Brombeergestauder die Truchen. Halb eingefüllt in's Gestauder soll sie gewesen sein, über und über schon voller Moos, und bei den Fugen sind Schwammerln herausgewachsen, Sauer-See, Erken und so Kräuterwerk. Hat sich aber nit getraut nachzuschauen, der Florl, und wie er eine Weil so dagestanden ist vor der Truchen, ist er stad davongegangen, zum Bauernhaus hinauf, und er hätt' eine Todtentruchen g'funden in den Brombeeren. Da nachher sind die Leut' gleich schauen gegangen, aber keiner hat die Kurajch gehabt und hät sie aufgemacht, die Truchen. Bin auch dabei gewesen und mir selber sind die kalten Erbsen gelaufen über den Buckel hinab. Endlich hat doch Einer angefangen und mit dem Stecken den Deckel ein wenig aufgezwängt. Alle haben sich abgewendet, wie der anschauen wird da drinnen — ich dank' schön! Auf einmal ist das Brett ledig, Ameisen und Kaffeln,

Erdreich und anderes Käferwerk wuselt heraus, junges Gras und Moos und Palmwerk und ein Vogelnest — ein Amselnest, ist in der Truchen. Die hat von unterwärts ein Loch, und Junge sind drinnen, sperren die Schnäbel auf und piepsen, und die Alten schwirren umher und kreischen und greinen, daß wir ihr Haus und Heim hätten erbrochen. Und gäh versuchen's auch die Jungen mit ihrem Vogelglück, flattern auf und ins Dickicht hin, daß alles bledert. Und der alte Andredl? Wo ist der? Was glaubt ihr, Leut, wo ist der gewesen? Der ist nit in der Truchen gewesen und nit neben der Truchen, und nit unterhalb, der ist nirgends gewesen. Wir haben weitem gesucht, nit ein Knocherl von ihm, nit ein Fegerl von seinem Gewand. Wir haben uns jezt an alles erinnert vom Begräbnistag her und daß ihn uns die Franzosen abgejagt. Sollten sie ihn mitgenommen haben? Wohl gewiß nit. Eher ist er selber aufgestanden und davongegangen. Nachher haben wir gehorcht, ob wir ihn nit etwa singen oder juhezen hören kunnten irgendwo. Nichts. Die Vögel haben gesungen und der Wind hat gerauscht, und der Hirsch hat geröhrt oben im Wald, aber vom Andredl kein Haarl und kein Windl. Und nichts bis auf den heutigen Tag! — Nun soll mir einer sagen, wie das zugeht? — Wenn er jezt die Thür aufmacht und steigt herein, ich möcht's frei glauben und heilig kommt's mir manchesmal für, der alte Andreas Winklechner regiert heut' noch herum auf der Welt! —

Solches hatte der Mann aus dem Walde erzählt bei der Leichwach auf jenem Hofe. Es erhob sich sodann ein Muthmaßen vom Scheintodtsein, von Leichenraub und dergleichen. Ich hatte für mich eine besondere Meinung, sagte sie aber nicht. Sage sie auch heute noch nicht, in solchen Dingen wird man leicht mißverstanden, und ich will lieber gar nicht verstanden, als mißverstanden werden.

Als der Morgenschein durchs Fenster kam und vor ihm die weiße Truhe erröthete, wie die Wange einer Jungfrau, da trat jemand hin an diesen Sarg und sagte: „So, meine liebe Marianna, jezt werden wir halt um ein Häusel weitergehen.“ Der Vorbeter that schon den Mund auf, um die Abschiedsrede zu halten, den stieß ein Nachbar in die Seite: „Mußt nit! Sie sind betrübt genug.“ Der Vorbeter jedoch hub an: „O liebe Jungfrau Marianna! In früher Jugendzier mußt du Urlaub nehmen von Vater und Mutter, von Schwester und Bruder und mußt ins kühle Grab!“

„Halt's zsam und friß dein Red' selber!“ unterbrach ihn der Nachbar barsch, denn die Unverwandten begannen krampfhaft zu schluchzen und wären über die Herzenspeinigung, die ihnen der Vorbeter zugebracht, wohl in ein wildes Weinen ausgebrochen, wenn man nicht rasch den Sarg gehoben und ihn unter einem lauten gemeinsamen Vaterunier zur Thür hinausgetragen hätte. Das jurrende Alltagsgebet wird die armen



Herzen ein wenig betäubt haben und wenn an eines derselben etwa gar sachte das heilige Wort geklopft hat: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden! dann wird wohl alles andere Menschenwort überflüssig gewesen sein.

Wir sind hernach mit der hoch auf einer Bahre schwankenden Truhe im Hohlwege dahingegangen unter Weiden und Birken. Diese Bäume haben ein zartes Gewölbe gebaut über den Todtenzug und zwischen den unzähligen, leise im Morgenwind zitternden Herzlein der Blätter haben die Tropfen des Thaues gesunkelt in allen feurigen Sonnenfarben. Und wie die Finken, die Amseln, die Lerchen so hell singen und jubilieren, daß sie schier das Gebet der Menge überklingen, da stupfe ich meinen alten Holzer Jufel in die Seite und raune ihm ins Ohr: „Hörst du ihn? Hörst du ihn denn nicht? Das ist ja der lustige Andred!“

## Gedichte.

Von Paul Grotowsky. 1)

### Hindurch!

**W**ie lang hab' ich mit dem Gram gerungen  
In Sturm und Noth!  
Nun sind die Flammen in der Brust bezwungen,  
Die heiß gelobt.  
Es hat die Seele sich in Schmerzaccorden  
Nun ausgemeint.  
Und hell ist es im Busen mir geworden:  
Die Sonne scheint.

Von Osten kommt auf rosenrothen Schwingen  
Ein neuer Tag;  
Schon rauscht um mich mit wundersamen Klängen  
Sein Flügelschlag.  
Es ist, als ob mir Geisterstimmen riesen  
Aus dunstiger Flut:  
Nun schaff' ans Licht, was in der Seele Tiefen  
Dir schlummernd ruht.

Hoch über mir in azurblauen Lüften  
Ein Adler schwebt;  
O, wie er froh aus dunklen Felsenklüften  
Zur Sonne strebt!  
Tief in mein Herz wie süßes Lenzumfängen  
Ein Strahlen bricht:  
So stark und frei bist du hervorgegangen  
Aus Nacht zum Licht!

### Selbstporträt.

Des Vaters feurig Polenblut  
Fühl' ich in meinen Pulsen schlagen,  
O Becherklang, o Traubenglut  
In sonnenhellen Lenzestagen!  
O Vaterland, mein Hochaltar,  
Das Blut für dich im Kampfgetöse,  
Doch deinen Frau'n ins Lockenhaar  
Die purpurrothe Liebesrose!

Mein liebes deutsches Mütterlein,  
— In Frieden schläfst du längst im Grabe,  
Gebettet unter Moos und Stein, —  
Was nenn' ich mein als deine Gabe?  
Ein heißes Herz für fremdes Leid,  
Die Liebe zu dem Menschensohne  
Und eine Stirne, stolzbereit,  
Zu tragen auch die Dulderkrone.

1) Aus dessen Gedichten. (Großenhain, Baumert & Ronge, 1894.) Diese Poesien zeichnen sich unter der Anmenge neuerer Gedichtsammlungen angenehm aus. Einigen derselben kann sogar hervorragender Wert zugesprochen werden.  
Die Red.

Am Kreuzweg drum, o Gnadenbild,  
 Träum' ich so gern zu deinem Fuße,  
 O Erde, drum, du Luftgebild,  
 Liebt dich ein Sünder ohne Buße.  
 Zwei Seelen in der tiefsten Brust,  
 Und jede wallt auf eig'nem Pfade:  
 Die eine frank zur Sinnenlust,  
 Die and're still zum Born der Gnade!

So stürmt und drängt im Tageschwall  
 Daher, dahin mein junges Leben,  
 Dem Sonnenflug, dem Sündenfall  
 In einem Athem hingegeben.  
 Es jauchzt empor im Sehnsuchtsdrang,  
 Zum Staube reißt der Staub es wieder;  
 Verjöhn' es du mit hellem Sang,  
 Du goldner Phönix meiner Lieder!

### Ein großes Herz.

Ein großes Herz pocht seinen eig'nen Schlag,  
 Das kleine hüpfet den Puls mit von der Menge.  
 Ein großes Herz ist einsam Nacht und Tag,  
 Das kleine flieht der stillen Stunden Enge.  
 Ein großes Herz blickt wie von Bergeswarten  
 In sich beglückt zum Erdenthal hinab,  
 Das kleine sieht in seinem engen Garten  
 Die Wiege nur, Genießen und das Grab.

### An die „Moderne“.

Lerne erst Lachen, Moderne,  
 Soll dich die Menschheit verstehn.  
 Schwül aus verheißender Ferne  
 Grüßt uns dein Flügelweh'n.

Heute noch bist du Meduse,  
 Die uns versteinert, erdrückt.  
 Selig, ach, lächelt die Muse,  
 Die uns die Seele beglückt.

### Wenn dir dein Lieb gestorben ist . . .

Wenn dir dein Lieb gestorben ist,  
 Dir ward es nicht begraben,  
 Du wirfst es deine Lebensfrist  
 Nur schöner um dich haben  
 Verkürt von der Grinn'ung Glanz  
 Besitzt du es erst voll und ganz  
 Mit seinem Geist und Gaben:  
 Wenn dir dein Lieb gestorben ist,  
 Dir ward es nicht begraben.

Es schwebt um dich im Sonnenschein,  
 Es lebt in Rosendüften,  
 Dein Auge spiegelt's licht und rein  
 Als Sternlein in den Lüften.  
 Im grünen Walde faßt dich's an  
 Und wandelt mit dir durch den Tann,  
 In Wonnen dich zu laben:  
 Wenn dir dein Lieb gestorben ist,  
 Dir ward es nicht begraben.

Was es vom Staube an sich trug,  
 Der Staub hat es bekommen.  
 Drauf hat's befreit den stolzen Flug  
 Ins weite All genommen.  
 Nun schwebt's um dich im Ätherraum,  
 Von deines Daseins Räthseltraum  
 Die Lösung wirst du haben,  
 Wenn dir dein Lieb gestorben ist:  
 Dir ward es nicht begraben.

### Christusbild.

Am Weg verwittert ragt ein Christusbild,  
 Der Blick erhellte die schmerzverzerrten Züge,  
 Da schlägt es auf die Augen groß und wild,  
 Als wollt' es fluchen dieser Welt der Lüge.  
 Dampf rollt der Donner übers Plachgebild . . .  
 Am Weg verwittert ragt ein Christusbild.

## Ein Radschuh für den Weltlauf.

Loje Gedanken.

Es muß doch schrecklich langweilig sein auf dieser Welt, weil die Leute so viele Dummheiten machen. Auch die gescheitesten. Sie machen sie, so scheint es oft, nur um etwas zu thun zu haben, um sich zu zerstreuen. Zum Lebensbedürfnisse gehören ja die Dummheiten nicht, sie sind reiner Luxus. Und oft ein sehr kostspieliger. Mein Vater hatte eine gute Kornmühle, sie mahlte alles, was wir zu mahlen hatten, aber mir, dem Knaben, war sie nicht genug, ich baute mir am Bachrand eine zweite Mühle, eine ganz kleine, bei welcher das Mädchen gieng, daßs es eine Freude war. Diese neue Mühle hatte nur einen Fehler, sie mahlte nichts und sie war überflüssig, ich aber fiel bei ihrem Betriebe in den Bach und wäre beinahe ertrunken.

An solches Kinderwerk erinnert manche Großthat unserer Zeit. Sie geschieht nicht des Bedürfnisses willen, sie geschieht des Zeitvertreibes wegen, oder aus Hang nach Veränderung. Wer ein bequemes Haus zehn Jahre lang bewohnt, von dem sollte man glauben, daßs die Gewohnheit ihn immer fester mit den alten Verhältnissen und Einrichtungen zusammenwachsen ließe, aber nein, man kann versichert sein, daßs er nach etlichen Jahren etwas in seinem Hause ändern wird. Entweder es ist ihm die Thür zu weit oder das Fenster zu eng, es ist ihm die Stube zu klein oder zu groß; ist der Ofen weiß, so soll er braun sein, ist er grün, so soll er weiß sein. Hat der Mann Öllicht, so will er Gas, hat er die Gasflamme, so will er das elektrische Licht. Hat er einen Wagen, so denkt er aus Reiten und hat er ein Reitpferd, so kauft er sich ein Zweirad. Während er auf diesem sitzt, horcht er schon hin auf die Versuche zu einer Flugmaschine. Wer mehr Beispiele will, der schaue bloß um sich. Ohne bewaffnetes Auge wird er sehen, daßs die menschliche Welt ein einziger Beispielkasten für die Sucht nach Neuem ist.

Fortschritt nennt man das. Hier nach Veränderung ist es.

Fortschreiten? Warum wollen wir denn nicht dableiben? Wohin wollen wir denn? Fort. Was suchen wir denn? Neues. Und was heute neu, das ist morgen alt, und wir kommen niemals zu dem, was wir erjagen wollen. Bewegung. Es wird wohl so sein müssen, unsere Aufgabe ist die des Bielfraßes: Bewegung machen. Die Luft bewegt sich, das Meer bewegt sich, die Pflanzen- und Thierwelt bewegt sich und bleibt doch immer gleich. Die Menschheit bleibt auch gleich, so sehr sie glaubt sich zu verändern. Sie ändert sich in ihren Stürmen nicht mehr als die Luft, die heute trocken ist und morgen feucht, als der Wald, der heute blüht und morgen reißt und übermorgen müde rastet, um dann mit neuem Grünen und Blühen wieder zu beginnen.

So sehe ich's, darum messe ich dem „Fortschritt“ keine besondere Bedeutung bei, darum wundert es mich, daß der Mensch so stolz ist auf seine geistvollen Bewegungen, die in der äußeren Natur ebensogut ohne Geist vor sich gehen. Man kann nicht gegen die Bewegung sein, aber man kann gegen den Hochmuth sein, gegen die eitle und immer enttäuschte Zuversicht auf Besseres, auf Glück, mit der wir so krampfhaft die Bewegung machen, so gierig das Alte zerstören und das Neue bauen. Wer in dieser leidenschaftlichen Bewegung und in der immerwährenden Veränderung an sich sein Heil und Lebensziel findet, wohlau, den will ich nicht stören, er ist recht daran. Wer aber dabei auf ein zufriedenstellendes Endresultat hofft, der — der ist ein armer Thor.

Die Gier und Hast nach Veränderungen ist wohl doch nicht der normale Zustand des Menschen, sie ist die aus dem Gleichgewichte gerathene Kraft, sie ist das Gewitter in der Luft, der Sturm auf dem Meere. In früheren Jahrhunderten haben die Völker mehr auf Beständigkeit gehalten. Damals waren die Bewegungen erzwungen und nothgedrungen und rissen aus gewohnter Behaglichkeit, heute sind sie freiwillig und entstehen aus dem Gefühl der Unbehaglichkeit.

Woher ist denn aber diese thörichte Unbehaglichkeit gekommen? Aus dem Wissen, was dem einzelnen eigentlich abgeht und aus der Sucht, alles erhaschen zu wollen.

Das Beständige ist dem modernen Menschen zuwider, er sieht, es resultiert aus demselben nichts Besonderes für seine Person; er legt seine Hand an alte Dynastien, an orthodoxe Kirchen, an die altererbte Heimstätte, an die lebenslängliche Ehe. Das Staatsoberhaupt soll je nach dem Tagesbedürfnisse gewählt werden; die Religion soll je nach dem Stande der fortschreitenden Wissenschaft formuliert werden; das väterliche Haus wird verlassen, um ein neues zu suchen und die lebenslängliche Ehe wird bisweilen auch in den besten Familien langweilig. Sie wird schon langweilig in dem Bewußtsein, daß man sie brechen kann und lösen darf, und man bricht sie sehr oft aus gar keinem anderen Grunde, als weil



sie langweilig geworden ist. Völlige Unlöslichkeit der Ehe? Nein, denn in mancher Ehe geht es zu grauenhaft her, als daß nicht jeder andere Zustand besser und sittlicher wäre. Leichte Löslichkeit der Ehe? Auch wieder nein, denn da wird jede vorüberziehende Wolke am Ehehimmel Anlaß sein für zwei Gatten, um auseinander zu gehen und für ihre Familie Verwirrung anzurichten.

Man darf es den nervösen Kindern der Zeit nicht allzuleicht machen, ihren Launen nachzuhängen. Wie wäre es, wenn dem Ehepaare nur von zehn zu zehn Jahren einmal gestattet wäre, im Nothfalle die Ehe zu lösen? Und daß nach einer Scheidung nur ein einzigesmal wieder geheiratet werden dürfte und nicht öfter? Ich glaube, wenn man nicht derlei Hemmschuhe einlegt, daß sehr viele Männer alle zehn Jahre, oder in noch kürzerer Zeit, ein junges Weib haben wollen. Ich gönne es ihnen vom Herzen, wenn's nur auch den abgelegten Weibern und den verschiedenblütigen Kindern und der Gemeinde und dem Staate recht ist. Mir gefällt die unbarmherzige Ehefessel bis zum Tode im Angesichte heutiger Erscheinungen nicht, aber wenn man von mir jetzt verlangte, ich sollte nach meiner Meinung die Ehefrage lösen, ich getraute mir an der gegenwärtigen lebenslänglichen Ehe nicht zu rütteln, aus Angst, mit allen anderen Versuchen es nur noch schlechter zu machen.

Ich bin halt ein altmodischer Mensch, halte auf Beständigkeit. Mir ist ein langes Leben lieber, als ein kurzes, auch wenn ein Tag wie der andere vergeht; wenn meine Freude am Leben und an der Natur auch beständig ist, so wird jeder Tag schön sein. Und wenn Ungutes dazwischen kommt, so wird der nächste wieder erträgliche Tag erst recht schön sein.

Ich habe ein Vaterland, es wird mir lieber, je weiter es mit meinem Stamme in die Jahrhunderte zurückreicht. Ich besitze ein Haus, es wird mir lieber, je länger es mein ist. Ich habe ein Weib, es wird mir lieber, je länger es mein Leben und Geschick mit mir theilt. In einem schon angetragenen Kleide bewegt sich's angenehmer, als in einem neuen; eine Taschenuhr wird uns traurer, je öfter man schon auf ihr Zifferblatt gesehen und ein Buch wird uns theurer, je länger es uns schon durchs Leben begleitet. Ein schlichtes Volkslied von Jugend her bekannt, muthet manchen inniger an, als eine neue kunstvolle Oper, und ein Sprichwort von der Mutter her spricht ihm tiefer zu Gemüthe, als der philosophische Sermon eines modernen Weisen.

Findet sich so eine altweltliche Seele in die neue Zeit? Wird sie sich heimisch fühlen in ihr, wird sie das Hasten und Ragen aus einem Zeitalter ins andere verstehen können? Da hat man sich jetzt gesagt, mit dem alten Zeug müsse ausgeräumt werden knapp noch vor Ende des Jahrhunderts, als ob wir dem neuen Jahrhundert einen neuen Rock schuldig wären! Denn daß sich's bloß um die Hülle handelt, wissen wir,

und das neue Jahrhundert wird sich gerade so zuwider mit dem alten Adam herum schlagen müssen, als die vorhergegangenen. Ganz vergeblich hüllt sich dieser Adam immer wieder in neue Masken, ganz vergeblich eignet er sich immer wieder neue Posen an, er bleibt der alte zweifelhafte Bursche, der Kain und Abel erzeugt hat.

Nun weiß man, der Abel ist gefallen, der Kain wird getrieben, gejagt, gepeitscht von Unfried und bösem Gewissen, und seine Flucht nennt er beschönigend — Fortschritt.

Sagt mir ein wahrhaft anstrebenzwertes Ziel, das außer mir, vor mir liegt, und ich laufe mit. Ihr sagt mir keins, das ich nicht schon kenne oder ahne; und dieses Ziel, das ich kenne, ist nicht in der Ferne, liegt nicht im nächsten oder in einem weiteren Jahrhundert, es ist vielmehr heute und immer vorhanden, es ist da bei uns — in uns. Es ist auch eine alte Geschichte, die immer neu bleibt — die Zufriedenheit.

Die führt zu nichts! wird mir barsch entgegnet. Freilich führt sie zu nichts, denn sie braucht weiter nichts, ist selbst alles. Die Zufriedenheit hat in sich die beste Staatsform, den größten Reichthum, die schönste Blüte der Kunst, den höchsten Gipfel der Wissenschaft, alles in viel vollkommenerem Grade, als es der anspruchsvolle Streber je wird erreichen können. Je schwerer ein Ziel zu erreichen ist, desto mehr erwartet man von ihm und desto empfindlicher muß es enttäuschen.

Dann bringen wir's zu keiner Vollkommenheit! heißt es. Was ist Vollkommenheit? Ein Schall. Eine möglichst anständige und zufriedene Existenz auf Erden ist alles, was wir erreichen sollen und können. Andere Ziele sind Irrlichter, manches leuchtet herrlich aus der Ferne und die Erfüllung des darnach Ringenden ist — der Selbstmord.

Wer an ein Glück auf diesem Planeten glaubt und wem daran gelegen ist, dem gebe ich den Rath, das kurze Leben nicht mit Blindenspieler zu vertändeln, es ruhiger und würdiger anzufassen, bedächtiger und beschaulicher zu nützen und zu genießen. Auf die wilde Jagd nach Geld und Ruhm, nach Luxus und schaler Zerstreuung soll er sich nicht einlassen, er erreicht nichts damit, als ein friedloses, gehetztes, nervöses Dasein, für sich selber unbefriedigt und blasirt zugleich, während er von anderen beneidet wird, anstatt geliebt. Was also? Schlichte Berufsarbeit mit dem Bestreben, in derselben das möglichst Beste zu leisten, eine solide, nicht zu weit gegrenzte Häuslichkeit, eine Ehe, die mit der treuen Absicht fürs ganze Leben geschlossen wird, gesunde Kinder, emsige Werktag und beschauliche Feiertage. Und den Blick hübsch solchen zugewendet, denen es schlechter geht, und nicht solchen, deren äußerer Glanz unser einfältiges Herz bethört und unzufrieden macht.

Wer in dem angedeuteten, auch um ein paar Dinge weiter oder enger gezogenen Kreis seine Befriedigung nicht finden kann, der findet sie

nirgends, er mag fortschreiten und forschen und steigen und erfinden, so viel er will. Wohl gemerkt aber, ich spreche hier nicht zu den Gelehrten, Entdeckern und Erfindern, denen ist es ja ihr Beruf, zu forschen und zu versuchen, ich spreche zu jenen zahllosen Menschen, die glück- und gemüths-  
durstig fernem Zielen zujagen, und das naheliegende veräümen.

Mit ein klein bißchen Nachdenken wüßten es ja die Leute recht gut, daß bei ihrer überstürzten Bewegung und ihrer Sucht nach Veränderung nichts herauskommt, was unter Brüdern wertvoll wäre und zum Segen der Menschheit beitrüge.


Trotzdem arbeiten sie wie toll darauf los, und also hat's wirklich manchmal den Anschein, als thäten sie's aus reiner Langweile, nur um sich mit etwas zu beschäftigen, damit die Zeit vergeht. Die Spielerei ist manchmal großartig, aber bisweilen dumm und gefährlich. Sie nützen die Naturkräfte aus und machen den Arbeiter zu einer seelenlosen Maschine; sie bevölkern die unfruchtbaren Steinhausen der Städte mit Millionen und lassen fruchtbares Land zur Wüste werden. Sie schaffen riesige Verkehrsmittel durch alle Länder und besetzen die Grenzen mit Soldaten. Sie fördern die Nationalitäten und erdrücken die Nationen mit ungeheuren Kriegsheeren. Ist in diesen Bewegungen und Veränderungen ein leitendes Princip? Ist es das der Erhaltung? Ist es das der Vernichtung? Wissen die Menschen, wohin sie steuern? Das wissen sie nicht, mögen es vielleicht gar nicht wissen, wollen nur — weiterkommen.

Etliche sind vorsichtiger. Diese haben entdeckt, daß es sich unter Umständen recht wohl leben läßt auf diesem Valle mit den vier Jahreszeiten, und sie ziehen bekannte Straßen und erprobte Mittel den nebelhaften und unsicheren vor. Und das wahre Glück, wie ist es zu erlangen? Gar nicht, oder — kinderleicht. Ich weiß von einem sehr anspruchsvollen Mann, der hat das Glück auf dem Meere gesucht und im Luftballon, in der Gewehrfabrik und im Grafenschlosse; und gesehen hat er's endlich von fern in einem schwarzen Kaninchen mit schwefelgelbem Schweife. Aber erwischt hat er's nicht. Will die Geschichte nur gleich erzählen.

Der Mann hatte das Schmiedgewerbe gelernt und brachte es bald zum Schlosser. Das war brav von ihm. Er erfand neuartige Schloßer, er erbaute einbruchssichere Truben für Wertachen. Dann erzeugte er Schusswaffen, gründete eine Fabrik, vergrößerte sie, vervollkommte seine Producte und verkaufte alles an eine Actiengesellschaft. Denn er wollte sich auf Baunternehmungen einlassen, baute große Stadthäuser, vornehme Schloßer, gewaltige Brücken, daneben eröffnete er Bergwerke, errichtete Hochöfen, gründete Eisenbahnen, und als all der- und anderlei im schönsten Betriebe war, verließ er es und machte eine Reise um die Welt. Dann befaßte er sich mit dem Problem des Luftballons, construierte ein lenkbares Luftschiff und fand das Princip des Fliegens.

Zahllose Erfindungen belegte er mit Privilegien, hernach übernahm er eine große Tuchlieferung für die Armee. Dann suchte er um den Adel an und erhielt ihn. Und nun heiratete er eine Gräfin aus sehr altem Adel und es traf sich, daß seiner Gemahlin die Ahnenburg zufiel, die er im großen Stile renovierte, so daß sie — auf steilem Berge stehend — der stolze Bau des ganzen Landes ward. Und als alles das geschehen war, kaufte er sich ein kleines Bauerngut und begann in demselben eine Kaninchenzucht, die er persönlich betrieb. Er wohnte in der Hütte, sann Tag und Nacht auf die Hervorbringung einer Rasse von Kaninchen, die schwarze Leiber und schwefelgelbe Schweife hätte. Er veredelte in aller denkbaren Weise, und als er die Thierchen so lange veredelt hatte, bis die meisten derselben crepiert waren, gieng er dran, den Kaninchenstall zu einer Kammer umzugestalten und legte in derselben eine Hufeisen-sammlung an. Bei diesem Berufe kam er in Berührung mit dem Schmied-gewerbe, und weil er mittlerweile ein verlassener und armer Mann geworden war, so erinnerte er sich seines ursprünglichen Handwerkes, ergriff die Zange und den Hammer, schmiedete Hufeisen und Nägel. Und als Schmiedgeselle von fünfundsiechzig Jahren ist er gestorben. — Als er auf dem Sterbebett gefragt wurde, welches seine glücklichste Epoche im thatenreichen Leben gewesen wäre, antwortete er mit wehmüthigem Lächeln, jene bei der Kaninchenzucht, weil die Wahrscheinlichkeit nahe gelegen, die rareste Art zu erzielen — ein schwarzes Kaninchen mit schwefelgelbem Schweife. Merkst du's, auf was ich anspiele? Daß man das Nichtige so oft zum Wichtigen macht. R.

## Der Zug vom Lande.

n diesen Blättern ist mehrmals die Erscheinung besprochen worden, wie in der Gegenwart das flache Land sich entvölkert und die Städte überflutet werden von Zuzüglern aus dem Dorfe, aus dem Bauernhofe, aus dem Walde. Es hat sich bald gezeigt, daß die Erscheinung nicht bloß in unseren Alpenländern verhängnisvolle Ausdehnung annimmt, daß sie in ganz Deutschland auftritt, auch in Frankreich, ja mehr oder minder auf dem ganzen Erdtheil.

Heinrich Sohnren, der verdienstliche Herausgeber der Zeitschrift „Das Land“, hat nun ein Buch geschrieben, dessen erster Theil bei Kleinhold Werther in Leipzig unter dem Titel „Der Zug vom Lande, oder die sociale Revolution“, herausgekommen ist und das die oben angedeutete Erscheinung wissenschaftlich behandelt.



Wir halten es für unsere Pflicht, immer wieder auf den Niedergang des Bauernthums und seinen Gegensatz, das unheimliche Anwachsen der Städte hinzuweisen. Wir können uns an diesem Anwachsen und „Aufblühen“ der Städte durchaus nicht freuen, wir sehen vielmehr, wie in denselben sich die furchtbare Revolution vorbereitet, die unsere materielle und geistige Cultur vernichten wird.

Heute wollen wir auf die Frage nicht weiter eingehen, sondern nur aus angedeutetem vortrefflichem Werke einen Theil der Einleitung abdrucken, denn diese ist, wenn auch durchaus nicht unterhaltend, so doch in hohem Grade lehrreich. Vielleicht bewegt sie einen oder den andern unserer Gesetzgeber, das ganze Buch zu lesen. Aber nicht allein zu lesen . . . .

Zohreny sagt: Man redet und schreibt heute so viel über die Merkmale des „fin de siècle“; eins aber, und zwar nach meiner Anschauung ganz zweifellos das hervorragendste fin de siècle-Merkmal, hat man in den Kreisen, welche jetzt den öffentlichen Ton machen, völlig vergessen! Den Zug vom Lande — nicht jene natürliche Bewegung des Bevölkerungsstromes, welche den ländlichen Bevölkerungsüberschuß nach der Stadt oder nach fremden Erdtheilen abführt, sondern die unnatürliche Beschleunigung des Bevölkerungsstromes, welche die städtische Bevölkerung in der Zeit von 1872 bis 1890 von 14,790.798 auf 23,243.229 empor schnellen und die Landbevölkerung in dem gleichen Zeitraume von 26,219.352 auf 26,185.241 zurückgehen ließ.

Hansen sagt: „Gewöhnlich theilt man die Bevölkerung nach ihrer Beschäftigung ein in Grundbesitzer, wozu also der Bauernstand und der grundbesitzende Adel gehört; den Mittelstand: die Vertreter der bürgerlichen Gewerbe, dann die Beamten, Gelehrten, überhaupt den besitzenden, gebildeten Theil der städtischen Bevölkerung umfassend; endlich den Stand der besitzlosen Arbeiter und Proletarier.“ Nach der gewöhnlichen Annahme beständen diese drei Classen, jede ihre besonderen Functionen ausübend, im Staate selbständig nebeneinander, und wenn auch hier und da ein Übertritt aus der einen in die andere, sei es in aufsteigender oder in absteigender Richtung stattfinde, so erhielten sie sich im ganzen doch durch eigene Kraft.

„Diese Ansicht“ — fährt Hansen auf Grund seines reichen Materials fort — „ist eine irrige. Die drei Classen bestehen nicht nebeneinander, sondern sie sind nur die verschiedenen Entwicklungsstufen derselben Bevölkerung. Nur die erste Classe, der Stand der Grundbesitzer ist dauernd; aus dem Ueberschuß an Kräften, welchen er erzeugt, bildet sich zuerst die städtische Bevölkerung, aus ihm wird sie fortwährend erneuert und ersetzt.“

Der Zug nach der Stadt ist danach allerdings eine natürliche und notwendige Erscheinung! er hört aber auf, das zu sein, sobald er nicht mehr aus dem Überschuss der Bevölkerung hervorgeht, nicht mehr mit den Zinsen sich begnügt, sondern das Volkscapital, um das klare Bild anzuwenden, selbst angreift und das vorhin ausgesprochene Naturgesetz, daß nur der Stand der Grundbesitzer dauernd sei, hinfällig macht.

Wohin aber muß diese falsche Ökonomie führen?

Um darauf eine zuverlässige Antwort zu finden, müssen wir noch ein anderes Stück der Wissenschaft in Betracht ziehen, auf das Rousseau mit folgenden Worten hinweist: „Die Städte sind das Grab des Menschengeschlechts; nach wenigen Generationen stirbt die Klasse aus oder ist entartet.“ Sehen wir uns nun daraufhin einmal die Bevölkerungsverhältnisse unserer heutigen Millionenstädte an. Ein Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ verwies neulich auf das Ergebnis, welches der bekannte französische Statistiker H. Lagneau festgestellt hat, daß nämlich von den 2,424.703 Personen, die nach der letzten Volkszählung Paris bewohnen, ohne die ständige Zuwanderung von außen her nach einer Generation nur noch 1,698.675 vorhanden sein würden, am Ende der zweiten Generation nur noch 1,190.100, am Ende der dritten nur noch 833.720, und daß nach Ablauf der achten Generation, also nach etwa 120 Jahren, die Stadt der Intelligenz kaum noch 140,700 Menschen zählen würde. In Wirklichkeit, meint er, würden sich die Zahlen noch viel ungünstiger stellen; schon jetzt sei es fast unmöglich, einen Pariser zu finden, dessen Vorfahren drei Generationen lang in Paris ansässig gewesen seien. Ähnliches gilt auch für die Verhältnisse Londons. Als vor etwa zehn Jahren James Cantlie, Mitglied der National Health Society, eine öffentliche Aufforderung an die Londoner erließ, um jemanden zu finden, dessen Vorfahren vier Generationen lang in London gewohnt hatten, meldete sich niemand. — Nicht viel anders ist es in Berlin: Nur 442 unter 1000 dürfen in der Berliner Bevölkerung als geborene Berliner gelten.

Ein aus verschiedenen deutschen Städten beigebrachtes reiches Beweismaterial finden wir bei Georg Hansen, der das Ergebnis seiner Berechnung dahin zusammenfaßt, „daß sich die städtische Bevölkerung durchschnittlich in zwei Menschenaltern vollständig erneuert“. Er erzählt dazu eine drastische Geschichte: Eines Abends überraschte uns am Münchener Stammtisch ein Mitglied mit der Frage: „Haben Sie schon einmal einen geborenen Münchener gesehen?“ Und als wir alle mit „Nein!“ oder „ich wüßte nicht“ geantwortet hatten, meinte jener: „Sonderbar! Jetzt habe ich schon so viele gefragt und keiner hat einen gesehen; ich glaube, es gibt gar keine!“ Die Statistik lehre übrigens, daß unter je 1000 Einwohnern Münchens sich 375 Ortsangehörige befinden; doch führt Hansen verschiedene Gründe an, welche annehmen lassen, daß das Ver-

hältniß der Eingeborenen zur Gesamtbevölkerung ein noch viel kleineres sei. Der fortgesetzt zu Gunsten der großen Städte beschleunigte Bevölkerungstrom muß schon in wenigen Jahren das völlig umgekehrte Verhältniß in der Bevölkerungsvertheilung herbeigeführt haben, woraus zu schließen ist, daß in nicht zu ferner Zeit das ländliche Volkscapital völlig erschöpft sein wird und mit diesem Zeitpunkte für die Städte der unentbehrliche Zuschuß vom Lande ins Stocken kommt und gänzlich versiegt; die Folge davon aber könnte für die staatliche Gesellschaft nichts anderes sein als Siechthum und Verfall.

Die Vorboten dazu zeigen sich schon jetzt in dem immer greller hervortretenden Niedergange unseres urreigenen Volksthums, wie andererseits insbesondere an der an die Stelle unserer Nationalliteratur getretenen literarischen Seuche des Großstädterthums. —

Näherliegend aber als das langsame Hinziehen unserer Gesellschaft erscheint mir angesichts der unbändigen Kraft des Massenproletariats eine gewaltthätige Execution.

Lassen wir den gewöhnlichen Zug vom Lande nach der Stadt als ein Naturgesetz gelten, so kann es doch nur im Sinne dieses Gesetzes liegen, daß der Überschuß der gesunden Bauernbevölkerung zur Erneuerung des städtischen Menschenthums dient. Wie steht es nun mit dieser Naturforderung? Gewiß nichts weniger als tröstlich; denn wir sehen, daß der Bevölkerungstrom hauptsächlich aus dem ins Proletariat herabgedrückten ehemaligen Bauernthum hervorgeht, daß es also hauptsächlich auch nur das städtische Proletariat ist, welches durch den Zug vom Lande eine starke Vermehrung erfährt; eine umso schwerer wiegende Thatsache, als nachgewiesenermaßen das städtische Proletariat sich schon aus sich selbst viel stärker vermehrt als jede andere Bevölkerungsclasse; am schwerwiegendsten und verhängnisvollsten aber deshalb, als das ländliche Proletariat durch die Vermischung mit dem städtischen in eine Sphäre eintritt, die in socialer wie geistiger und sittlicher Hinsicht von einem revolutionären Geiste erfüllt ist, dessen epidemische Wirkungskraft sich nach kurzer Zeit auch an der eingeströmten Bevölkerung erweisen muß.

Wer die Zeichen der Zeit versteht, der kann den Zug vom Lande nur deuten, als den Zug zur socialen Revolution oder den Zug zum Tode.

## Stwas übers Radfahren.

Von Josef Widmer.

Sein, wie sich die Zeiten geändert haben! Als ich noch ein Büblein war, da drehten die Weiber das Spinnrad und saßen in aller Gemüthlichkeit daneben, und da drehten die Schleifer das Schleifrad und standen in aller Gemüthlichkeit daneben; nun aber . . . nun setzen sich Weiber und Schleifer auf ihre Räder und strampeln mit den Füßen und sausen auf der Landstraße dahin, daß einem Hören und Sehen möcht' vergehen und daß selbst die Locomotive mit ihren Glutaugen ärgerlich auf die Menschlein schielt, die mit ihr ein Wettrennen wollen anheben.

Es gibt aber auch sonst des Ärgers genug, wenn die Radler dahergefaust kommen und gleich Gespenstern an einem vorbeihuschen, und nicht wenige Fuhrleute, Bauern und Bäuerinnen, Dorffinder und Dorfhunde wollen sich in die neue Ordnung der Dinge nicht fügen und machen den Radfahrern mit allerlei saftigen Flüchen und Steinwürfen, mit Wadengezwicke und ähnlichen Liebenswürdigkeiten das Leben sauer genug.

Dieweil nun aber das Radfahren trotz alledem in den letzten Jahren einen geradezu ungeheuren Aufschwung genommen hat und es beinahe dahingekommen ist, daß ein Firmpathe sich schämen muß, wenn er sich nicht mit einem „Pneumatik-Rover“, zu Deutsch „Schlauchrad“, einstellt, dieweil ferner ganz besonders die grüne Steiermark durch ihre Räder und durch ihre Fahrer sozusagen einen Weltruf erlangt hat, so hat der Heimgärtner gemeint, es sei an der Zeit, daß auch seine Monatschrift zu der Sache Stellung nehme, und also hat er mich beauftragt, über die Radfahrerei zu berichten und meinen Kren dazuzugeben.

Wir scheint, der Heimgärtner ist gar schlau, er selber fühlt keine Lust, sich behufs gründlicher Prüfung dem beweglichen Fahrzeuge anzuvertrauen, und also schickt er mich ins Feuer und überläßt es irgend-einer Unfallversicherungs-Gesellschaft, mich für einen etwaigen Knochenbruch schadlos zu halten!



Nun . . . . zunächst wäre mir mit einer Unfallversicherungs-Gesellschaft besser gedient gewesen!

Ich habe nämlich die Sache wirklich gründlich angepakt. Ich wollte den Radfahrern gerecht werden und nicht über ein mir unbekanntes Ding sprechen, wie der Blinde von den Farben, und also gieng ich, obichon mich niemand mehr einen jungen Grasteufel schelten wird, vor gar nicht langer Zeit hin, borgte mir ein Schulrad aus, an dem nimmer viel zu verderben war, schob das Fuhrwerk vor Sonnenaufgang, ehe denn die neugierigen und schadenfrohen Menschenkinder aus ihren Nestern gekrochen waren, auf einen baumfreien Platz und . . . . sprang fedlich hinauf und . . . . . fiel auch richtig gleich wieder herab.

Lehrer hatte ich mir zu der Geschichte keinen genommen . . . . . purzeln konnte ich auch ohne Lehrer, und als alter Schulmeister hatte ich's mir in den Kopf gesetzt, mit dem widerspenstigen Rößlein selber fertig zu werden.

Deshalb verdamme ich aber jene nicht, so in einer tanzbodenglatten Fahrbahn den Worten des geübten Radkünstlers lauschen; besser ist besser, und wer's Geld hat, kann sich leicht einen Braten vergönnen.

Statt des Lehrers hatte ich jedoch den festen Vorsatz mitgenommen, nicht nachzugeben, und sollte es auch noch so viel Beulen und Schrammen, Blutunterlaufungen und Blasen eintragen, und diese Halsstarrigkeit hat mich in kurzer Zeit zum Radfahrer gemacht.

Ich hatte es bald heraus, daß so ein Fall vom Niederrade nicht halb so gefährlich ist, als er aussieht, und also fiel ich tapfer darauf los und fiel bald gleich der Kaze zumeist nur auf meine Beine und sprang ebenso tapfer immer und immer wieder auf mein Rößlein, und wurde ich auch todtmüde, so erlebte ich doch die Genugthuung, daß das Rößlein schließlich als das Geheitere nachgab und ich nach einer Stunde bereits zwei Baumlängen fahren konnte, ehe ich mich genöthigt sah, mit gespreizten Füßen den festen Boden zu suchen.

Das war des Erfolges genug beim ersten Versuche, und wenn ich auch im Verlaufe der nächsten Tage noch manche bittere Erfahrung machte und zum öftern einen Baum umarmte, dem ich mit aller Kraft des Leibes und der Seele auszuweichen gedachte, dem Manne ähnlich, der seine Schwiegermutter küssen muß, so konnte mich doch dergleichen nimmer entnuthigen, und sogar meine Frau entsetzte sich, wenn nur die Nase ganz blieb, über die unterschiedlichen blauen Flecke von Tag zu Tag weniger.

Am fünften Morgen erlaubte ich mir bereits den Spass einer Schwitz- und Spritzfahrt auf der Landstraße, und da ich fünfzig Schritte vor jedem Wagen ehrfurchtsvoll abstieg, so waren die Fuhrleute mit mir recht zufrieden. Ich schoss auch nur in einen einzigen Bauern hinein,

obchon mir deren sicherlich ein Duzend begegneten; dieser gab mir dafür aber auch solche Namen, daß kein Mensch geahnt hätte, ich sei neben meiner Radebrecherei auch noch ein Professor und sogar ein Schriftsteller.

Eigentlich konnte ich's dem Manne nicht verargen, daß er aufdrehte, da ich ihn bald umgedreht hätte, und ich finde nach meinen Erfahrungen die an manchen Orten herrschende Gepflogenheit, daß jeder angehende Radfahrer vor behördlich bevollmächtigten Fachmännern den Befähigungsnachweis liefern muß, bevor er seine Kunst öffentlich ausüben darf, ganz in der Ordnung. Da unsere Steuern ja ohnedies die vernünftigsten der Welt sind, nämlich durchaus Luxussteuern, so könnten die Finanzminister ja auch das Radfahren für jeden Menschen, der zwei gesunde Beine hat, als einen Luxus erklären und die gewonnene Summe zur Uniformierung armer Gymnasiasten verwenden, die ja sonst auch bei den glänzendsten Geistesgaben das immer theurere Studieren rein nimmer ermachen.

Bezüglich einer Radfahrerprüfung aber möchte ich mich gegen jeden Clubzwang aussprechen; der aber wäre zu befürchten, wenn die politische Behörde den Prüfungsausschuß ausschließlich den Clubleitungen entnehme.

Ich unterschätze die Bedeutung des Vereinswesens und die Vortheile der Mitgliedschaft durchaus nicht, ich weiß, daß gerade die Radfahrerverbindungen zur Aufnahme und Verbreitung ihrer schönen Kunst viel beigetragen haben, aber ich vermag doch nicht einzusehen, warum einer nicht auch als „Wilder“ sein Mädchen sollte drehen können und dürfen.

Wir sind heutzutage vielfach in die unduldsamste Vereinsmeierei hineingerathen, also daß einer beinahe keine Grille mehr fangen darf, wenn er sich nicht dem Club der Grillenfänger hat einverleiben lassen!

Erhält der geprüfte Radfahrer eine Vollmacht ausgestellt und ist die Behörde in den Stand gesetzt, ihn für etwa verschuldete Unfälle zur Rechenenschaft zu ziehen, so ist für die öffentliche Sicherheit hinlänglich gesorgt.

Das Radfahren ist nämlich, und auch da spreche ich aus Erfahrung, weit weniger gefährlich, als das Reiten, wie denn auch die Versicherungspreislage für Reiter höher gegriffen sind, als die für Radfahrer.

Die Kunst, das Gleichgewicht zu halten, wird nämlich nach kurzer Übung zur zweiten Natur, und ein gut gebautes Rad ist so lenkbar, daß es nicht nur dem leisesten Winke, sondern sogar dem Gedanken gehorcht; ein gutes Rad ist im wahrsten Sinne des Wortes ein wunderbares Fahrzeug, das der Maschinenbaukunst unserer Tage alle Ehre macht, und wer sich die Mühe nicht verdriessen läßt, seine Tugenden kennen zu lernen, der wird's von Tag zu Tag lieber gewinnen.

Ein halbwegs geübter Radfahrer schwebt auf seinem lustigen Sitz zum mindesten in keiner größeren Gefahr, als der Reiter auf seinem

Koss, der Schiffer in seinem Kahne oder der Geschäftsreisende im Wagen der Eisenbahn, und da er thatsächlich jedem Käferlein auszuweichen vermag, braucht niemand, der die Straße benützt, einen Zusammenstoß mit so einem Radkometer zu befürchten.

Die besonders in verkehrsarmeren Gegenden noch vielfach zutage tretende Ängstlichkeit der Leute wird mit der Zeit vollständig aufhören, und selbst die Hunde, Pferde und Ochsen werden sich ins Unvermeidliche fügen und an die Radler gewöhnen müssen.

Das Volk muß eben auch fürs Radfahren erst erzogen werden.

Man beachte nur einmal, mit welcher Ruhe und Sicherheit der Stadtbewohner zwischen all den zahllosen Wagen und Pferden und Radreitern hindurchgeht, während der Better vom Land, der in der Großstadt seine Einkäufe besorgt, sich in fortwährender Angst förmlich an die Häuser anklammert oder ohne Noth die tollsten Verzweiflungssprünge macht.

Der Stadtbewohner ist eben für den regen Verkehr erzogen, während der Landmann nur den Schneckenschritt seiner Pflugochsen kennt und daher völlig aus dem Häusl geräth, wenn ihm so ein Gottseibeimus von einem Radfahrer begegnet.

Es fehlt darum auch nicht an Mißverständnissen.

So glauben viele Leute, der Radfahrer gebe das Blockenzeichen, um alle, die da friedlich ihres Weges gehen, zum Ausweichen zu zwingen. Daher brummen sie über die herrischen Radgigerln oder pflanzen sich in boshafter Vorkbeimigkeit vor ihnen auf . . . wenn er sie nur überfahren thät', ei, der müßt' schön blechen!

Das Geklingel der Radfahrerglocke aber heißt nur:

„Ich bitte recht schön, lieber Herr oder liebe Frau oder liebes Kind, erschrecken Sie nicht, wenn ich vorbeifahre! Sind Sie so freundlich, bei schlechtem Wege einen Schritt seitwärts zu thun, so danke ich Ihnen bestens, wenn nicht . . . so ist das Ausweichen meine Sache!“

Kann man denn höflicher sein?

Freilich . . . manchmal sind auch die Fußgänger allzu höflich, und leztthin erst hat sich ein halbblindes Mütterlein auf das Gebimmel meines Glöckleins an den Straßenrand gekniet und das Kreuz gemacht . . . hat mich für den Meßner gehalten, der den Herrn Pfarrer auf dem Verfehgang geleitet.

Vor dem Radfahrer braucht sich niemand zu fürchten, und wer nicht kopflos in sein Rad hineinflüßt, an dem kommt er schon vorbei, ohne auch nur ein Haar an ihm zu berühren.

So ist das Radfahren im allgemeinen gewiß nicht gefährlich; es ist aber auch, wie viele bedeutende Ärzte versichern, eine recht gesunde Turnübung.

Ich rede hier natürlich nicht von den Sportfeyern, welche sich in wahnsinnigen Wettrennen die Lungen aus dem Leibe fahren und eines krankhaften Ehrgeizes halber ihr Leben aufs Spiel setzen, ich rede nicht von den jungen Bürschlein, die mit herausgereckter Zunge und blutunterlaufenen Augen auf dem Rade . . . . . liegen . . . ein erbärmlicher Anblick!

Solche Ausartungen können eine an sich gute Sache wohl nicht schlecht machen.

Wer dagegen das Radfahren mäßig betreibt und Überanstrengungen meidet, der wird den günstigen Einfluß auf sein körperliches Befinden bald inne werden. Natürlich müßte der Arzt dem schwer Lungenkranken oder dem, der an einem organischen Herzfehler leidet, das Besteigen des Rades unbedingt untersagen; dagegen gibt es für den gelehrten Stubenhocker, für den Herrn Wamperl und für das Heer der Nervösen kein besseres Mittel als das Rad.

Da verzichtet der durch die Bewegung der Beine geknechtete Unterleib aufs Streifen, da weitet sich die Brust in wohligem Tiefathmen, da zerrinnt die unheimliche Fettammlung in gesundem Schweißvergießen, da spannt sich jede Muskel in abwechselnder Kraftübung, da wird der Muth gestählt und die Aufmerksamkeit von den Sorgen des Tages abgelenkt.

Und wie wunderherrlich ist's, am frühen Morgen oder in kühleren Abendstunden durch die reizendsten Landschaften dahinzusfliegen, entgegen dem erquickenden Strome balsamischer Lüfte! Wie labt sich der Blick an den wechselnden Bildern und wie schmeckt nach vollbrachter Arbeit die Labung, die der Wirtin Töchterlein mit segnendem Lächeln bietet! Der Radfahrer ist ein Freiherr in des Wortes schönster Bedeutung, ihn bindet nicht die Minute, die das gewaltige Dampfroiß beherrscht, er entflieht im Nu dem Gefängnisse der Mauern und dem Tagesgetratsche und rettet sich in das ferne, blühende Thal, in die beglückende Einsamkeit der heiligen Natur.

Das Radfahren hat aber auch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung fürs tägliche Leben, es erspart Zeit und daher auch Geld und ist so eine gar brauchbare Waffe in dem harten Kampfe ums Dasein.

Wenn ich auf des Schusters Klappen gemächlich über Feld gehe, so brauche ich zu einem Kilometer beinahe eine Viertelstunde . . . ein guter Fußgänger wird's auf die Dauer kaum unter zehn Minuten thun; setze ich mich dagegen auf mein Stahlroiß (ich hab' nun schon ein neues), so lege ich denselben Weg leicht in vier Minuten zurück . . . ja ein tüchtiger Fahrer ermächt's auch in der Hälfte und läßt Reiter, Kois und Wagen weit hinter sich.



Wer immer daher infolge seines Berufes regelmäßig größere Wege zu machen hat, der Beamte, der seine Untergebenen beaufsichtigt oder lieber die billigere und gesündere Landwohnung bezieht, der Arbeiter, der täglich zur fernen Arbeitsstätte muß, der Arzt, der seine Kranken besucht, der Soldat, der den Nachrichten-Dienst besorgt, der Eilbote, der Landbriefträger in flacheren Gegenden, der Reisende . . . sie alle können sich des Rades mit großem Vortheil bedienen, und thatsächlich findet das Rad auch immer mehr Verwendung im Getriebe des geschäftlichen Lebens.

Allerdings ist der Radler mit seinem Zeugl an fahrbare Straßen angewiesen, er kann damit keine Bergpartien machen . . . aber man darf eben vom Strauß nicht verlangen, daß er ein Adler sei, und wenn einmal jeder sein lenkbares Lustschiff hat, ist diesem Übel auch abgeholfen.

Einen Haken hat übrigens die Geschichte vorläufig noch immer. Ein gutes Rad ist nämlich ein etwas theures Einrichtungstück, und also ist's wohl nicht leicht denkbar, daß auch der Bettelmann und der Handwerksbursche auf dem Rade über Land reite.

Dagegen sollen sich bereits die Diebe aufs Radeln eingeschossen haben, und die weil diese Gesellschaftsclasse ihre Räder sehr billig erstehen oder vielmehr erfahren dürfte, so bleibt über kurz oder lang nichts übrig, als daß wir der Verfolgung halber auch die Polizei beritten machen.

Auch die Damen (seht ziehe ich als artiger Schreiber Handschuhe an und lege das Hauskäppchen neben mich auf den Tisch), auch die Damen brauchen sich nicht zu scheuen, das Stahlross zu besteigen.

Das Radsfahren ist ein gesundes und bei der für die Damen getroffenen Einrichtung des Rades auch ein ästhetisches Vergnügen, an dem kein billiger Denker etwas Unziemliches erblicken wird; jedenfalls ist es dem Tanze im überhitzten, miasmenreichen Ballsaale, sowie dem tagelangen Clavierklimperfeln vorzuziehen.

Hausfrauen, die thatsächlich sind, was ihr Name besagt, und deren Pflichtenkreis in Schillers „Lied von der Glocke“ umschrieben ist, werden allerdings keine Zeit finden, sich aufs Rad zu setzen; dagegen gibt es ja Damen genug, denen es ihre Mittel erlauben, dem Vergnügen zu leben, und warum diese ein gesundes Vergnügen einem schädlichen nicht vorziehen sollen, ist nicht zu ersehen.

Freilich . . . wenn ich nochmals heiraten müßte, ich würde mir meine Frau weder im Ballsaale, noch im Gig, weder in der Fechtschule, noch auf dem Reitrade suchen . . . aber das ist Geschmacksache, und da sehe jeder, wie er's treibe . . . das Radl und . . . das Heiraten!

# Petrus.

Von Theodor Vernaleken.

## I. Petrus als Schlüsselmann.

Kein Fischer auf Erden hat eine solche Verühmtheit erlangt als der heilige Petrus. Darum wollen wir dieses Mannes auch im „Heimgarten“ gedenken, dessen Gründer auf seinen Namen getauft ist. <sup>1)</sup>

Wir sehen das Bild dieses Apostels in fast allen Kirchen, wo er einen Schlüssel in der Hand trägt. Wie in den deutschen Rechtsalterthümern der Schlüssel das Sinnbild (Symbol) häuslicher Gewalt, so ist ein Schlüssel in der christlichen Symbolik das Sinnbild des Besizes und der Amtsgewalt. Der Schlüssel Davids ist alttestamentliches Vorbild des Schlüssels Petri und dies gründet sich auf eine Stelle im „Neuen Testamente“, die wir in der Folge anführen werden.

Daß die Überlieferung ganz volkstümlich geworden ist, nach welcher Petrus sogar die Schlüssel zum Himmel habe, geht zum Beispiel aus einem Gespräche Hans Sachsens hervor, dessen vierhundertjähriges Jubiläum wir heuer begehen. <sup>2)</sup>

Das Gespräch St. Peters mit den Landsknechten schrieb der Dichter 1557 (Fol. I. Bl. 494). Die Landsknechte waren seit Kaiser Maximilian I. die Söldner aus den Landschaften des Reichs, ihr Leben war ein ungebundenes, und ihr bettelndes Umherziehen (bis zum 17. Jahrhundert) nannte man „garden“ <sup>3)</sup> Der Dichter entschuldigt sich selbst bei den Lesern, indem er sagt: „So nehmt auf schwankweis dies Gedicht, wie Hans Sachs ohn all Arges spricht.“ <sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Sonnemanns Allegorie im Märzheft des „Heimgarten“.

<sup>2)</sup> Am 5. November 1494 zu Nürnberg geboren. Das beste Lebens- und Culturbild von diesem fruchtbaren und liebenswürdigen Volksdichter ist: „Hans Sachs und seine Zeit“ von Rudolf Wenke (bei Weber in Leipzig, 1894).

<sup>3)</sup> Auch garden vom französischen garde = Bewachung, Schutz, Wartung.

<sup>4)</sup> Einiges habe ich der heutigen Schreibung mehr angepaßt; Reim und anderes ist genau beibehalten.

Neun arme Landsknecht zogen aus  
 Und garteten von Haus zu Haus,  
 Dieweil kein Krieg im Lande was.  
 Eines Morgens da trug sie ihre Straß  
 Hinauf bis vor das Himmelthor,  
 Da klopfen sie auch an darvor,  
 Wollten auch in dem Himmel garten.  
 St. Peter thät der Pforten warten.  
 Als er die Landsknecht davor sach,  
 Wie bald er zu dem Herren sprach:  
 Draußen, Herr steht ein arme Mott,  
 Laß sie herein, es thut ihn' not,  
 Sie wollten gerne hinnen garten.  
 Der Herr sprach: Laß sie länger warten!  
 Als nun die Landsknecht mußten harren,  
 Siengens an zu fluchen und zu scharren:  
 Marter, Leiden und Sacrament!  
 Sanct Peter diese Glück' mit kennt,  
 Meint, sie red'ten von geistling Dingen,  
 Gedacht in Himmel sie zu bringen  
 Und sprach: O lieber Herre mein,  
 Ich bitte dich, laß sie herein,  
 Nie frummer Leut hab ich gesehen.  
 Da that der Herr hinwieder gehen (sagen):  
 O Petre, du kennst sie nit recht,  
 Ich seh' wohl, daß es sind Landesknecht,  
 Würden mit muthwillig Sachen  
 Den Himmel uns zu enge machen.  
 Sanct Peter der hat aber mehr:  
 Herr, laß sie herein durch deine Ehr!  
 Der Herr sprach: Du magst lassen rein,  
 Du mußt mit ihn'n behangen sein,  
 Schau wie du s' bringst hinaus.  
 Sanct Peter war froh überaus  
 Und ließ die frommen Landsknecht ein.  
 Bald sie in Himmel kamen nein,  
 Gartens' herum bei aller Welt  
 Und bald sie zjam brachten das Belt,  
 Knockten sie z'sammen auf ein Plan

Und fiengen zu umschanzen an,<sup>1)</sup>  
 Und eh ein Viertelstund vergieng,  
 Ein Vader sich bei ihn'n anfieng;  
 Von wegen einer Umbeichanz  
 So wurden sie entrüstet ganz.  
 Zuckten von Leder sie allsammen  
 Und hau'ten da mit Kräften z'sammen,  
 Jagten einander hin und wieder  
 In dem Himmel auf und nieder,  
 Sanct Peter diesen Strauß vernumm,  
 Kam und zankt die Landsknecht an darum.  
 Sprach: Wollt ihr in dem Himmel balgen?  
 Hebt euch hinaus an lichten Galgen!  
 Die Landsknecht ihn tödtlich anjaben  
 Und thaten auf Sanct Peter schlagen,  
 Daß Sanct Peter muß entlaufen  
 Zum Herrn mit Achzen und Schnaufen  
 Und klagt ihm über die Landesknecht.  
 Der Herr sprach: dir geschiehet so ganz recht,  
 Hab' ich dir nicht gesaget heut:  
 Laß sie draus, sind freche Leut.  
 Sanct Peter sprach: O Herr, der Ding  
 Verstund ich nit, hilf, daß ich's bring  
 Hinaus, soll mir ein Warnung sein,  
 Daß ich kein Landsknecht laß herein,  
 Weil sie sind muthwillig Leut.  
 Der Herr sprach: einem Engel gebeut,  
 Daß er eine Trommel nehm zu hand  
 Und vor des Himmels Pforten stand  
 Und einen Lärman davor schlag!  
 Sanct Peter thät nach seiner Sag,  
 Bald der Engel den Lärman schlug,  
 Liefen die Landsknecht ohn Verzug  
 Eilend aus durch das Himmelsthor,  
 Meinten, ein Trommler wär davor.  
 Sanct Peter schloß die Himmelstporten,  
 Versperri die Landsknecht an den Orten.  
 Der keiner seit hinein ist kummen,  
 Weil Sanct Peter thut mit ihn' brummen.

So schrieb H. Sachs auf Grundlage einer deutschen Volksjage, deren wir viele über Petrus haben. Die dichtende Phantasie des Volkes ist immer thätig, wenn es sich um berühmte Persönlichkeiten handelt, am meisten nach dem Tode derselben. So auch bei dem indischen Reformator Buddha, bei Jesus und seinen vornehmsten Jüngern, ebenso bei Mohammed in Arabien. Als in den ersten Jahrhunderten des Christenthums andere von Jesu Leben und Lehren erzählten, wurden die geschichtlichen, die legendischen und die religiös-sittlichen Bestandtheile nicht immer unterschieden. Das gab dann zu verschiedenen Auslegungen Anlaß und die Folge davon war, daß sich mit der Zeit verschiedene Kirchengesellschaften bildeten, insbesondere die griechische (meist in Rußland), die römisch-lateinische (meist bei den romanischen Völkern), die protestantische (meist bei den Germanen). Alle aber haben dieselbe Grundlage, nämlich das „Neue

<sup>1)</sup> Sie hockten zusammen und fiengen an Würfelspiel zu treiben, woraus dann Streit und Zank entstand, denn jeder wollte gewinnen. Darum zogen sie ihre Köpfe und rausteten miteinander.

Testament“, dessen Inhalt je nach dem Bildungsgrade des Lesers verschieden aufgefaßt wird. Dies braucht aber das friedliche Zusammenleben nicht im geringsten zu stören. Hat doch kein Mensch ein Gesicht wie der andere.<sup>1)</sup>

Indem wir nun den heiligen Petrus im Auge behalten, fragen wir: Was erzählen die christlichen Evangelien von ihm?

## II. Petrus als Apostel.

Gehen wir darum zurück zu einer ernstern Betrachtung, in die Zeit des Apostelamtes Petri, und schlagen wir die biblisch-geschichtliche Seite auf, die manchem Leser aus den Schuljahren nur zum Theil bekannt ist.

Was berichtet nun die christliche Urkunde über Petrus?

Zur Zeit, als das heidnische Römerreich und mit ihm die antike Welt dem äußeren und dem inneren Verfall nahe war, trat Christus als Gottgesandter auf. Das von ihm begründete Christenthum war also eine geschichtliche Nothwendigkeit. Zu diesem Zwecke mußte Jesus Gehilfen wählen zur Errichtung eines Gottesreiches für alle Völker der Erde.

Jesus verließ Nazareth und wanderte an das galiläische Meer. Dort sah er zwei Brüder, Simon, genannt Petrus und seinen Bruder Andreas, die ihre Netze auswarfen ins Meer, denn sie waren Fischer. Und er sprach zu ihnen: Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen. Und sie folgten ihm. Im Weitergehen berief er zwei andere Fischer, den Jakobus und seinen Bruder Johannes (Matthäus 4). In der Folge wählt er zwölf Apostel aus, das heißt Sendboten (Matthäus 10). Diese Zahl ist hergenommen von den zwölf Stämmen Israels. Petrus ist der zuerst berufene, darum war er der Sprecher und Führer der zwölfe. Nach Matthäus 16 sprach der Herr Worte zu Petrus, die später die römischen Bischöfe auch auf sich bezogen. Jesus fragte nämlich seine Jünger: Wer sagt ihr, daß ich sei? Da antwortete Simon Petrus: „Du bist der Christ.“ Dieses Wort bedeutet eigentlich: der Gesalbte, und „Christus“ ist die griechische Übersetzung des Wortes: Messias, das ebenso viel bedeutet und im Alten Testament der von den Israeliten erwartete gottgesandte Ketter, der ein Gott-Weltreich gründen sollte. Gesalbt waren die Könige und Hohenpriester; ihnen stellten sich die Propheten als die Geist-Gesalbten gegenüber. Auf die Antwort Petri sprach dann Jesus (Matthäus 16, 17): „Selig bist du Simon, denn Fleisch und Blut hat es dir nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir nun: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde

<sup>1)</sup> Wenn sich eine Partei die einzig „rechtgläubige“ nennt, so ist das anmaßend; nennt sich eine Partei die „allgemeine“, so ist das statistisch nicht zu rechtfertigen.



(im Urtext ekklesia) bauen. Ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben und was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein.“ Diese nur bei Matthäus vorkommende Stelle ist vielfach missverstanden; paulinisch ist sie nicht, sondern eine spätere Zugabe, da schon Gemeinden sich bildeten. Man hat auch das Wort ekklesia nicht zutreffend mit „Kirche“ übersetzt, denn es bedeutet Versammlung, und in späterer Zeit so viel als Gemeinde, Volksgemeinde, während „Kirche“ jetzt fast nur von den Vorstehern einer Religionsgemeinde (dem Clerus) gebraucht wird, im Gegensatz zu den Laien (den Nichtgeistlichen). Kirche ist Gemeinschaft aller christlichen Gläubigen und alle Mitglieder sind gleich berechtigt.

Jesus wanderte heimatlos umher und bereitete die Jünger vor, seine Nachfolger zu werden. Eine sinnige Verherrlichung des Petrus erzählt das Evangelium nach Matthäus 14, 24 ff. Es wird gezeigt, wie der aus Kapernaum entwichene Menschensohn die Seinen durch die Gefahren des Meeres hindurchführt. Das Schiff war schon mitten auf dem Meere und litt Noth von den Wellen. Der Herr gieng auf das Meer und die Jünger erschrafen und fürchteten sich. Er aber tröstete sie. Da trat auch Petrus auf das Wasser und kam zu Jesus, allein Petrus fieng an zu sinken und rief um Hilfe. Jesus ergriff seine Hand und sprach: Du Kleingläubiger, warum zweifelst du? Und da sie in das Schiff traten, legte sich der Wind. — Goethe, der bekanntlich das christliche Evangelium sehr hoch stellte (siehe Eckermann 3, 256), urtheilt darüber (bei Eckermann 2, 178) mit folgenden Worten: „Es ist dies eines der schönsten Legenden, die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, dass der Mensch durch Glauben und frischen Muth im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringsten Zweifel sogleich verloren sei.“

Der Charakter des Petrus (des Felsenmannes) ist schwankend und oft verzagt. Dies geht hervor aus Matthäus 26. Jesus ward zu seinen Verfolgern geführt, zu den Hohenpriestern; Petrus folgte ihm nur von Ferne und setzte sich zu den Knechten. Da trat eine Magd zu ihm und sprach: Du warst auch mit dem Jesus, dem Galiläer. Er aber läugnete vor ihnen und sprach: Ich weiß nicht was du meinst. Als er hinausgieng, sprach eine andere: Der war mit Jesus von Nazareth. Und abermals läugnete er und schwur: Ich kenne den Menschen nicht. Und über eine Weile traten andere hinzu und sagten zu Petrus: Du bist auch einer von ihnen, denn schon deine Sprache verräth dich. Da fieng er an sich zu verfluchen und zu ver schwören: Ich kenne den Menschen nicht, und alsbald krächte der Hahn. Da dachte Petrus an das Wort Jesu, das er gesagt hatte: Ehe der Hahn krächt, wirst du mich dreimal ver-

läugnen. Gleichwohl besuchte Jesus die Familie des Petrus, denn nach Markus 1, 30, lag Simons Schwiegermutter am Fieber darnieder; Jesus nahm sie bei der Hand und heilte sie. Demnach war der erste christliche Geistliche verheiratet und er wurde von seiner Gattin auf seinen Reisen in Galatien, Kleinasien etc. begleitet (1 Korinther 9). Auch sie soll den Märtyrertod, früher als der Apostel erlitten haben.<sup>1)</sup>

Auch andere Apostel waren beweiht (Matthäus 8, 4; Korinth 9, 5); die Pastoralbriefe fordern auch vom Bischof, daß er als Familienvater ein Vorbild und eines Weibes Mann sei (1 Timoth. 3, 2). Erst das Mönchthum übte Einfluß auf ein Cölibat der Priesterschaft, besonders in der römischen Kirche seit dem fünften Jahrhundert, aber entschieden ward erst im elften Jahrhundert durch Papst Gregor VII. die Ehelosigkeit der Geistlichen vorgeschrieben. In der griechisch-(russischen) Kirche dürfen nur die Geistlichen der höheren Grade nicht heiraten. In der evangelischen Kirche bestehen natürlich keinerlei derartige Verordnungen, und bekanntlich ist eine sehr große Anzahl von Gelehrten und Künstlern aus deutschen und englischen Pfarrhäusern hervorgegangen.

Petrus war mehr Apostel für das Judenthum und die Nachbarländer Palästinas, Paulus dagegen für alle übrige Welt, der gelehrte Heidenapostel, der einzige Verbreiter und eine Hauptstütze des Christenthums.

Über das Lebensende des Petrus hat die Geschichte nichts Zuverlässiges berichtet, ebensowenig über einen angeblichen Aufenthalt in Rom. Man berichtet nur, daß Paulus in Rom enthauptet sei und der Sage nach sei Petrus gekreuzigt. Alles andere ist in ein legendarisches Dunkel gehüllt, womit wir unsere Leser verschonen wollen.<sup>2)</sup>

### III. Petrus als Wanderer.

Um aber das Bild von der Person Petri zu vervollständigen, müssen wir die wenig bekannten Beziehungen des heiligen Apostels zur deutschen Volkssage noch hervorheben. Es betrifft das seine Wanderungen auf der Erde, und solche Erzählungen mischen sich mit der germanischen Göttersage.

Solche Anlehnungen finden wir deutlich, wenn wir an die Übergänge einzelner germanischer Gottheiten und der christlichen Heiligen denken, ein Vorgang, der in jeder deutschen Mythologie dargelegt ist. Wir finden sie auch schon in der römischen Kaiserzeit, indem die Schwäche der heidnischen Staatskirche infolge der Auflösung der antiken Religionen durch

<sup>1)</sup> Über des Petrus Wirksamkeit nach dem Tode Jesu berichtet die „Apostelgeschichte“.

<sup>2)</sup> Sollte jemand näheres über diese Dinge lesen wollen, so kann man ihm das Werk von Professor Lipsius „Über Apostellegenden“ empfehlen.

die Mischung der Gulte und anderes dazu beitrug, der Lehre der Apostel im Römerreiche den Boden zu bereiten.

Zu unseren mythologischen Überlieferungen ist viel die Rede von den Wanderungen germanischer Götter. Die Befehrer der deutschen Heiden übertrugen die Verehrung Donars auf den heiligen Apostel Petrus. Donar erschließt die Schlußen des Himmels, denn er ist es, welcher den Donner und Blitz regiert; das gilt auch von Petrus. Es heißt noch heute im Harz, wenn es schneit, Petrus schüttle die Betten aus. Auch der Donner wird dem Petrus zugeschrieben, es ist nach dem Volksglauben sein Kegelschieben, das ihn verursacht. Peterskirchen und Petersberge gibt es viele an den dem Donar geweihten Orten.<sup>1)</sup> In unzähligen deutschen Märcen tritt Christus mit seinen Aposteln an die Stelle der wandernden Götter, oft auch der Heiland mit Petrus oder einer von beiden allein.

Die Wanderungen sind bekannt durch Goethes „Legende“ (das Hufeisen): „Als noch, verkannt und sehr gering, unser Herr auf der Erde gieng“ zc. Diese lehrhafte Dichtung im Tone Hans Sachsens finden wir zuerst in Schillers Musenalmanach 1798. Schon Hans Sachs (Vol. I, 492) begann den Schwank „St. Peter mit der Reiß“: „Da noch auf Erden gieng Christus und auch mit ihm wandert Petrus zc.“<sup>2)</sup> Auch das Märcen bei Grimm Nr. 87: „Der Arme und der Reiche“ gehört in den Kreis jener von dem Wandern und Reisen der Götter und Heiligen auf Erden. Dierher gehören auch die Grimm'schen Märcen „Bruder Lustig“ (Nr. 81) und der Spielhansel (Nr. 82). Diese uralte Sage ist sehr verbreitet und wie mannigfaltig sie ist, geht aus einer (bisher ungedruckten) Volkserzählung aus Warnsdorf (Böhmen) hervor, die wir im Folgenden mittheilen.<sup>3)</sup>

### Petrus, ein Bauer und der Tod.

Einst stiegen Jesus und seine zwölf Jünger vom Himmel herab und wandelten auf Erden umher. Eines Abends zogen sie durch eine öde Gegend. Die Sonne war bereits untergegangen, als der Herr zum Petrus sprach: „Petrus, gehe voraus auf diesem Wege! Du wirst in ein Dorf kommen, dort erfrage eine Nachtherberge für uns, und hast du eine gefunden, so kehre zu uns zurück und führe uns dahin!“ — Petrus eilte nun voraus und kam richtig in ein Dorf. Dort sah er auf einem Hügel ein großes, reinlich aussehendes Haus stehen, welches von zahlreichen Obstbäumen umgeben war. Der Jünger begab sich nach dem

<sup>1)</sup> Näheres in Wolfs deutscher Mythologie 81 ff., II, 52 fg. Simrod Mythologie S. 227 ff.

<sup>2)</sup> Auch bei B. Waldis IV, 95: „Wie St. Peter wollte Gott sein.“ Vergl. Grimm Märcen III, Theil zu Nr. 87.

<sup>3)</sup> Kenner der Mythologie verweisen wir auf Grimms Mythologie S. 814 und den 3. Band von den Kinder- und Hausmärcen (zu Nr. 82). In vielen Sagen sind „Tod und Teufel“ eins. (Vergl. Wenzigs Märcenschatz S. 173 ff., S. 87 ff.)

schmucken Gehöfte und fragte dort dessen Besizer, einen Landmann, ob er ihm wohl eine Nachtherberge geben wolle. „Warum nicht?“ war die Antwort, „setz dich nieder und sei unser Gast!“ „Aber“, sprach Petrus bedenklich, „es sind ihrer noch zwölfe bei mir, die auch wünschen, beherbergt zu werden.“ — „Nun“, entgegnete der Bauer, „auch sie sollen mir willkommen sein, wir haben ja des Raumes genug im Hause.“

Petrus holte nun den Herrn und die übrigen Jünger. Der Bauer nahm sie freundlich auf, bewirtete sie mit Milch und Brot und wies ihnen dann auf dem Heuboden eine Schlafstätte an. Am folgenden Morgen gab sich der Heiland seinem Wirte zu erkennen und verhiess ihm die Erfüllung dreier Wünsche. — „Wünsche dir den Himmel!“ sprach Petrus. Doch der Landmann erwiderte: „Das thue ich nicht! Denn wenn ich wüßte, daß ich sicher einst in den Himmel käme, könnte ich hier auf Erden allerlei Übles thun und dabei denken: Ei, die Seligkeit ist mir ja gewiß! Wenn mein Wandel ein tugendhafter ist, wird mir Gott auch einst das Paradies nicht versagen. Doch nun, o Jesus, so fuhr der Bauer fort, „vernimm meine Wünsche! Fast an jedem Abende besucht mich nämlich mein Nachbar. Dieser pflegt öfters mit mir zu würfeln, ist aber so geschickt und glücklich in diesem Spiele, daß ich fast bei jedem Wurfe verliere. Daher wünsche ich im Würfelspiele ganz nach Belieben gewinnen zu können. — Mein zweiter Wunsch ist, daß derjenige, welcher sich auf diesen Stuhl (hier zeigte er auf einen solchen) niederläßt, sich von demselben nicht eher wieder erheben könnte, als bis ich es wollte. Auf diese Art könnte ich meinen Nachbar zwingen, so lange bei mir zu verweilen, als mir es angenehm wäre.“ — Hier hielt der Landmann inne und Petrus sprach zu ihm: „Aber warum wünschest du dir denn solche Kleinigkeiten? Wir kommen nicht wieder zu dir! Wünsche doch jetzt dir und den deinen ein glückliches Leben!“ Der Landmann aber entgegnete: „Über unser Leben mag Gott bestimmen, denn er weiß am besten, was für uns gut ist!“ — „Nun, so besinne dich“, sprach Petrus, „vielleicht erinnerst du dich eines Wunsches, der dir jetzt erfüllt werden kann.“ — Der Bauer dachte nach, dann sprach er lächelnd: „Vergib, o Herr, daß ich mir wieder nur Geringsfügiges erbitte! In meinem Garten steht nämlich ein Kirschbaum, welcher alljährlich reichlich Früchte trägt. Wenn jedoch die Kirschchen beinahe reif sind, werden die meisten und schönsten derselben mir von bösen Vuben gestohlen, die des Nachts auf den Baum steigen und sich dort oben nach Belieben gütlich thun. Daher wünsche ich, daß derjenige, welcher auf diesen meinen Kirschbaum steigt, auf demselben so lange bleiben müßte, als ich es wollte!“

Der Landmann hatte also jetzt seine drei Wünsche gethan. Der Heiland verhiess ihm nochmals die Erfüllung derselben und zog dann mit seinen Jüngern von dannen.



Der Bauer verschwieg sorgfältig, daß Jesus bei ihm gewesen und ihm drei Wünsche gewährt habe. Die wunderbare Gabe, im Würfelspiele ganz nach Belieben gewinnen zu können, benützte er nicht etwa dazu, um sich Reichthümer zu erwerben. Nein, er lebte wie früher als ein schlichter, rechtschaffener Landmann. Der Himmel verlieh ihm ein heiteres, sorgenfreies Alter und ließ ihn viele Freude an seinen Kindern und Enkeln erleben. Eben feierte er seinen achtzigsten Geburtstag und freute sich seines häuslichen Glückes; da erschien ihm in Gestalt eines Gerippes mit Sense und Stundenglas der Tod, um ihn vom Erdenleben abzurufen. Der Landmann fürchtete sich nicht; doch er dachte bei sich: Wie — jetzt, da ich mich meines Lebens erst freuen kann, soll ich sterben? — Schnell besann er sich und sprach zum Tode: „Aber Freund, hast du denn solche Eile? Gömme mir doch noch eine Viertelstunde Zeit und setze dich einstweilen!“ Mit diesen Worten bot er dem Tode jenen Stuhl, von dem sich niemand freiwillig wieder erheben konnte. Der Tod setzte sich und wartete geduldig eine Viertelstunde. Als er jedoch wieder aufstehen wollte, vermochte er es nicht und sprach deshalb zum Bauer: „Ich sehe, daß du mehr vermagst als gewöhnliche Menschen. Doch halte mich nicht auf, denn ich habe noch viel zu thun. Der Landmann erwiderte: „Nicht eher lasse ich dich fort von hier, bevor du mir nicht versprochen hast, mir durch zwanzig Jahre nicht zu nahen.“ — „Es sei!“ sprach der Tod, und der Bauer ließ ihn weiter ziehen.

Der Landmann verlebte nun mehrere Jahre im Genusse eines ungetrübten Glückes. Später starb zwar von seinen Freunden und Bekannten einer nach dem andern, und der Bauer fühlte sich um vieles einsamer; doch noch immer lebte er glücklich und zufrieden im Schoße seiner Familie, die mit immer treuer Liebe ihm anhieng. So waren zwanzig Jahre verflossen, als an einem heißen Sommertage dem Bauer abermals der Tod erschien. Diesmal kam er jedoch nicht in die Stube, sondern blieb vor dem Hause stehen; denn er fürchtete die List des Landmannes. Dieser, obgleich bereits in einem Alter von hundert Jahren, wollte doch noch länger leben; deshalb sprach er zum Tode: „Gedulde dich doch ein Weilchen! Vielleicht bist du durstig; steige daher auf den Kirschbaum, neben welchem du stehst, und labe dich an den Kirschchen!“ — Der Tod that nach diesen Worten, stieg auf den Kirschbaum und aß von dessen Früchten. Bald aber bemerkte er, daß er wieder in der Gewalt des Landmannes sei; denn der Baum, auf den er gestiegen, war jener, von dem niemand freiwillig herabkommen konnte. Der Bauer sprach jetzt zum Tode: „Nur wenn du mir versprichst, mich vor dem Ablaufe von zehn Jahren nicht heimzusuchen, nur dann lasse ich dich von dannen ziehen!“ Der Tod willigte ein und erhielt hierauf vom Bauer seine vorige Freiheit.

Der Landmann nahm sich vor, von nun an sein Leben recht voll-

ständig zu genießen, und sich möglichst viele heitere Stunden zu bereiten. Doch es traf sich anders, als er erwartet hatte. Im Dorfe brach eine ansteckende Krankheit aus, und mehrere Glieder seiner Familie wurden ein Raub des Todes. Im Laufe der Jahre starben dann alle seine Kinder und Enkel, und die Welt wurde für den Greis immer öder und ärmer an Freuden. Zehn Jahre waren so in düsterem Ernste verfloßen; als der Tod dem Bauer zum drittenmale nahte. „Jetzt folge ich dir gerne!“ sprach der Landmann und gieng mit dem Tode ab. In der andern Welt wurde ihm der Ausspruch, er habe zwar zum Lohne seines tugendhaften Lebenswandels die Seligkeit verdient, müsse jedoch, bevor er in den Himmel kommen könne, längere Zeit außerhalb desselben verweilen; dies letztere solle die Buße für seine begangenen Sünden und die Strafe dafür sein, daß er dem zweimaligen Rufe, vom Erdenleben zu scheiden, nicht Folge geleistet habe. Der Bauer, nunmehr eine leichte Schattengestalt, beschloß während der Zeit, die er außerhalb des Himmels zubringen mußte, die Hölle zu besuchen. Diesen Vorsatz führte er aus. In der Hölle gewahrte er mehrere, die er während seines Erdenlebens gut gekannt, ja, mit denen er sogar Freundschaft gepflogen und von denen er nie erwartet hatte, sie einst im Orte der ewigen Verdammnis anzutreffen. Während er so in Gedanken versunken da stand, kam der Teufel auf ihn zu und fragte ihn, was er hier wolle. Der Bauer besann sich ein Weilchen; dann sprach er zum Teufel: „Ich wünsche nur mit dir zu würfeln. Wenn ich verliere, so bleibe ich bei dir, gewinne ich aber, so nehme ich mir einen von denen mit, die deiner Macht anheimgefallen sind.“ — Der Teufel, als Meister im Würfelspiele, gieng freudig auf den Vorschlag des Landmannes ein. Beide würfelten, doch der Teufel verlor; er würfelte wieder, und verlor abermals. Da gieng der Landmann hin, wählte sich unter den Verdammten zwei aus, die er während seines Erdenlebens am liebsten gehabt, und that, als wolle er mit ihnen die Hölle verlassen. Dies verdross den Bösen, und er würfelte wieder und immer wieder mit dem Bauer. Doch stets gewann dieser, und hatte schon zwölf seiner ehemaligen Bekannten und Freunde von der Hölle erlöst, als der Teufel die Würfel zu Boden warf, und wüthend ausrief: „Jetzt ist's genug! Jetzt sehe ich, daß du mehr kannst als ich. Sieh zu, daß du fortkommst von hier!“ Das letztere hielt der Landmann für gerathen und verließ mit den zwölf Erlösten die Hölle.

Lange verweilte er mit ihnen außerhalb des Himmels. Endlich war die Zeit der Buße vorüber und der Landmann trat vor Petrus, der die Pforte des Himmels bewachte und fragte ihn: „Petrus, darfst du mich jetzt einlassen?“ — „Ja“, sprach Petrus, „gehe ein in das Himmelreich!“ — Doch der Landmann erwiderte: „Es sind noch ihrer zwölf bei mir, die ich der Hölle entrissen habe, und die auch gerne selig werden

wollen.“ — Da sprach Petrus: „Als ich dich einst um ein Nachtlager bat, da beherbergtest du mich und die Zwölfe, die mit mir waren. Du und deine Zwölfe sollen denn auch jetzt nicht verstoßen sein!“ — Und der Landmann gieng mit den zwölf Erlösten ein in den Ort der Seligkeit.

## Die große Reise mit dem kleinen Dirndel.

Bildchen aus dem Alltagsleben von R.

Seit Wochen war von der Reise gesprochen worden. Ich weiß nicht mehr, welche edle That die dreijährige Martha ausgeführt hatte, ich glaube, das Kindsbreitöpfchen hatte sie eines Tages brav bis zur Reige geleert, wofür ihr zur Belohnung die Reise in Aussicht gestellt worden war. Der Vater sollte sie begleiten. Und der Vorbereitungen gab es manche.

Endlich war der Morgen angebrochen. Als die ersten rothen Sonnenstrahlen zwischen den Vorhängen zum Fenster hereinkamen, saß das weißbehemdete Dirndel schon aufgerichtet im Bette und traf Anstalten, mit einem Fingertupfer die Mutter zu wecken, daß diese den Vater wecke, daß dieser sich bereit mache, um den Eisenbahzug nicht zu versäumen. Der Bahnhof stand zwar nur vier Minuten vom Hause entfernt und der Zug, mit dem abgereist werden sollte, gieng erst um vier Uhr nachmittags; aber sicher ist sicher, mochte das kleine Dirndel denken und wollte schon in des lieben Herrgotts Früh auf den Bahnhof. Die zwölf nun folgenden Stunden mußten wohl schrecklich gewesen sein für das arme Kind! Kein Essen mehr, kein Spielen, kein heiteres Umherlaufen wie sonst. Immer auf dem Fenster hockend, den Blick nach dem Bahnhose, immer wieder die gefüllte Reisetasche musternd, ob das strohgelbe Überrocklein, und das weiße Taschentüchlein und das Mohnkiffel und das Geldtäschchen noch drin wären. Immer in aufgeregtem Geplauder mit Vater oder Mutter oder Geschwister die kommende Reise besprechend und aufzuckend, so oft ein Eisenbahzug pfiß! — Armes Kind, das du alle Foltern des nervösen Reisejahrhunderts schon so früh verkosten mußtest! Thörichte Eltern, die so ganz überflüssigerweise solche Erwartungen wecken, solche Spannungen erzeugen, in der zwar sehr philosophischen, aber sehr dummen Absicht, das Kind alle Freuden der Hoffnung genießen zu lassen, weil die Hoffnung ja gewöhnlich glücklicher mache, als die Erfüllung selbst.

„Aber Vater!“ fragte Martha, „wo ist denn das Würzzuschlag?“

Nahm der Vater sie an der Hand, führte sie vor das Haus, zeigte mit dem Finger dorthin, wo in weiter Ferne die blauen Berge stehen:

„Siehst du die Berge, mein Kind?“

Die Kleine sperrte die runden Blauäuglein sehr weit auf, gestand aber endlich, daß sie keine Berge sehe. Und es war sonst weitum gar nichts zu sehen, als lauter Berge. Sie schaute nämlich auf die angrenzende Wiese, wo die weißen Schlüsselblumen, die gelben Löwenzähne, und der rothe Klee standen, das waren wohl keine Berge. Sie konnte freilich nicht ahnen, wie groß die bevorstehende Reise war und wie weit man auf dem schnellen Eisenbahnzuge kommt in zwanzig Minuten.

Von Mittag an war die Martha vollkommen gerüstet, die gepackte Tasche in der Hand stand sie an der Thür und rief immer: „Komm, Vater!“ Endlich war's zum Abschiednehmen. Mutter und Geschwister standen alle herum, daß sie den kleinen Liebling küßten, ehe er das erstemal so weit hinauszog in die Welt. Die Martha zeigte für dergleichen Sentimentalitäten nur wenig Sinn und that die Verwandtschaft auffallend rasch ab. Dann lag ihr Händchen schon in der meinen, und wir schieden, vielstimmig hallte uns nach ein fröhlicher Wunsch auf glückliche Heimkehr in zwei Stunden. Denn zwei volle Stunden sollte die Reise währen und die Kleine hatte versprochen, jedem ein Andenken mitzubringen aus Würzzuschlag.

Und so hat sie hochgetragenen Herzleins ihr Vater- und Mutterhaus verlassen, das erstemal im Leben.

Wer die Kindesseele kennt und diese sehr merkwürdige Geschichte bis hieher gelesen hat, der weiß, was kommen muß. Ich wußte es nicht. Noch auf dem Weg zum Bahnhofe war ich bestrebt, meiner Reisegefährtin die wichtigen Dinge zu zeigen, an denen unsere Straße vorüberzog: den Ameisenhaufen, die Forellen im Bach, einen kleinen salben Hund, der uns anschnupperte, und den Schalter endlich, wo man Geld hineinsteckt und Fahrkarten dafür herauskriegt. Für alle diese Dinge zeigte die kleine Martha das höchste Interesse, und als am Bahnhofe gar ein barfüßiger Junge war, der ein Kaninchen auf dem Arme trug, dem Thierchen auf die Schnauze blies und vorüberlaufend auch der kleinen Martha ins Gesicht pfauchte, da waren die Erlebnisse schon so viele und große, daß sie nach Hause wollte, um der Abenteuer der Mutter zu erzählen.

Endlich schellte die Glocke, was auch wieder sehr merkwürdig war, und der Zug dampfte heran.

Die Kleine hatte bei allem bisher, was wir gesehen, gefragt, warum und wieso, und alles wurde des eingehenden besprochen. Nun Größeres anhub zu geschehen, wurde sie schweigsam. Wir stiegen in ein leeres Gefäß und als der Schaffner unsere Karten verlangte und beschädigte, machte sie große Augen und schaute mich an. Erst meine volle Gleichgiltigkeit diesem Anfälle gegenüber beruhigte ihr erichrodenes Gemüth.



Von unserem Hause her winkten sie mit weißen Tüchern, die Martha erwiderte diese letzten Grüße aus der Ferne mit lebhaftem Schwenken ihres Tüchleins und war nun etwas verblüfft, als das Haus immer mehr zurückglitt und endlich anstatt seiner nur Felder und Bäume da waren. Zum Fenster vor sich hinausschauend sagte sie plötzlich: „Vater, der Weg rinnt!“ Ja, er rann rasch und heftig wie ein Wildbach zurück und nun bemerkte sie auch, daß die Bäume und Häuser flogen. Ich war kindisch genug, dem dreijährigen Kinde zu erklären, daß nicht die Gegend gehe, sondern der Eisenbahnzug in dem wir saßen. Darauf legte sie nicht viel Gewicht. Als der Zug in Langenwang stehen blieb, wollte sie aussteigen und war etwas betroffen zu hören, daß hier noch nicht Würzzuschlag wäre.

Auf der weiteren Strecke ereignete sich nichts Merkwürdiges mehr. Das Dirndl schaute schweigend zum Fenster hinaus und ich merkte, wie sich sein Gesichtlein ganz veränderte. Es war nicht so wie daheim und ich konnte doch nicht finden, was sich geändert hatte, ein fremder Ernst hatte sich darauf verbreitet.

Endlich am Ziele stiegen wir aus. Der Zug gieng zur größten Verwunderung der Kleinen noch weiter. Ja, wohin denn? Geht da die Welt immer noch weiter? Ist weiterhin denn noch ein Würzzuschlag? — Ich führte sie an ihrem kleinen weichen Händchen durch die Menschenmenge hinaus, wobei die kleine Martha die Erfahrung machte, daß es Leute gibt, die sich nicht scherzend und herzlich zu ihr niederbeugen, sondern achlos, drängend und stoßend an ihr und über ihr vorbeigehen. Manchmal blickte sie besorgt auf, ob an der Hand, die sie führte, wohl noch der Vater wäre. Als wir auf die freie Gasse kamen, wo ringsum die Häuser standen, blickte die Kleine um sich und fragte: „Wo ist Würzzuschlag?“ Sie konnte kaum begreifen, daß wir mitten drin waren, sie hatte sich unter Würzzuschlag wohl etwas ganz anderes vorgestellt, vielleicht einen Korb mit Rosen, vielleicht ein Rad mit Fähnlein, vielleicht ein vom Himmel herabhängendes buntes Seidentuch, vielleicht einen Altar mit goldenen Engeln und brennenden Kerzen; und anstatt derlei oder andererlei waren hier Straßen und Bäume und Häuser wie überall, nur ein hoher schwarzer Berg schaute herein über den Häusern, wie er daheim nicht war. Allsogleich giengen wir zum Obstkrämer, um für die Dahingebliebenen Andenten zu kaufen, rothe und schwarzglänzende Änötlein auf langen Stengeln, die freilich nur geringe Öffnung aufkommen ließen, daß sie als Andenten lange wahren würden — sie waren viel zu süß. Die Martha versuchte aber nicht ein einziges Änötlein, alle wollte sie heimbringen für die anderen. So faßte sie das Päckchen mit beiden Armen und preßte es an die Brust und sagte: „Vater, jetzt gehen wir heim!“

Weil der nächste Zug abgewartet werden mußte, so hatten wir Zeit, die weite Welt noch eine halbe Stunde anzuschauen. Aber die Kleine wollte nur mit mir allein sein, sie wollte in kein Haus gehen, nirgends hin wo Leute wären, denn nicht die Häuser und die Wagen und die Hunde auf der Straße mochten sie fremd anmuthen, wohl aber die Menschen, die hoch über ihrem Häuptlein mit mir redeten, und bei denen sie kaum sicher war, ob sie nicht verhandelten darüber, daß ich sie ihnen überantwortete. Dem einer war, der da sagte: „Dieses saubere Dirndel wird halt müssen dableiben!“ Und die kleine Martha war in sich gekehrt und schweigsam. Endlich kamen Bekannte und geleiteten uns unter hellen Liebesbezeugungen in ihr Haus, versuchten ihr das Kirchenküchlein aus der Hand zu nehmen, was freilich mißlang, und setzten uns gleich Staffee und Backwerk vor. Da war es, daß die kleine Martha plötzlich meine Füße umschlang, ihr Gesichtlein mir an die Knie presste und in ein heftiges Schluchzen ausbrach. Ein solches Weinen habe ich noch nicht oft bei Kindern gehört, und als ich ihr gleich in aller Theilnahme entgegenkam, hörte ich aus dem Schluchzen heraus nichts als: „Heim, heim!“

Allsogleich führte ich sie auf die Gasse, und auf der Bank unter einer Wildkastanie saßen wir selbender und waren bis zum Tode betrübt. In der Stockfremde! In der wilden Fremde! — Mir selbst kam das Würzzuschlag, wo ich sonst fast täglich im heiteren Freundestreise gerade so daheim wie daheim war, in diesem Augenblicke kam es mir selbst fremd und trostlos vor, etwa wie die Wüste Sahara oder die sibirische Steppe, und unerreichbar fern von der lieben Heimat! Denn ich sah und ich fühlte es mit dem Herzen meines Kindes. In diesem kleinen hilflosen Herzen hatte sich auf die große Spannung und Aufregung hin eine Vorstellung und Stimmung festgesetzt von einer unendlichen Abgegrenztheit und Verlassenheit in der Fremde. Der Ameisenhaufen und die Fische im Bach und der falbe Hund und der Schalter und der blasende Junge und der schwarze Eisenbahnzug und der finstere Schaffner und die rinnende Straße und die fliegenden Bäume und die unheimlichen Berge und die drängenden stoßenden Leute, und die fremden, lachenden Gesichter mit der Andeutung vom Dableibenmüssen, alles das und mancherlei anderes stand zwischen daheim, zwischen der Mutter und dem bangenden zitternden Herzlein. — Kleiner Kinder kleines Leid, achtet mir's nicht zu gering! Es ist so groß als das eure, wenn ihr unter schwerer Unglückslast wimmert, ja es ist noch größer, weil das junge zarte Gemüth noch nicht darauf vorbereitet, noch nicht dafür abgehärtet sein kann. Kleine Kinder, großes Leid! Achtet es nicht zu gering.

Ich trachtete bald aus der Pein zu kommen. Der kürzeste Weg auf den Bahnhof half uns zwar nichts, denn das Warten auf den Zug dort

wäre eine neue Qual gewesen; wir schlugen also einen längeren ein. Dabei wurden wir schon munter, denn es ist der Weg nach Hause! Es schmeckten schon sogar ein paar Kirschlein nicht übel. Als wir durch den Baumgarten giengen und die Kleine sich durch Fragen noch versichert hatte, daß der Zug nicht davonsfahren werde, guckte sie mich von der Seite an und sagte: „Vater! die Mutter hat gesagt, du sollst mich unterwegs einmal um etwas fragen. Frage mich jetzt.“ Na, das war nicht schwer zu verstehen, und obzwar ich mich zu Hause für den Fall ein wenig hatte unterrichten lassen, kam doch ein ziemlich kritischer Augenblick, wo wir uns nicht recht zu helfen wußten. Die Kleine zeigte sich sachverständiger, unterwies mich, wie alles zu machen sei und meinte, wenn auch nicht jedes Knöpflein passe so wie bei der Kindsmagd, so mache das nichts. „Es soll halt in Ordnung sein!“ sagte ich. „Es soll schon, aber es muß nicht“, darauf ihre Antwort. So schritt sie dann ernsthaft mit mir zwischen dem Bahnhofgedränge hin und hinten stak ein Theil des Köckleins inwendig ins Höschen gebaußt.

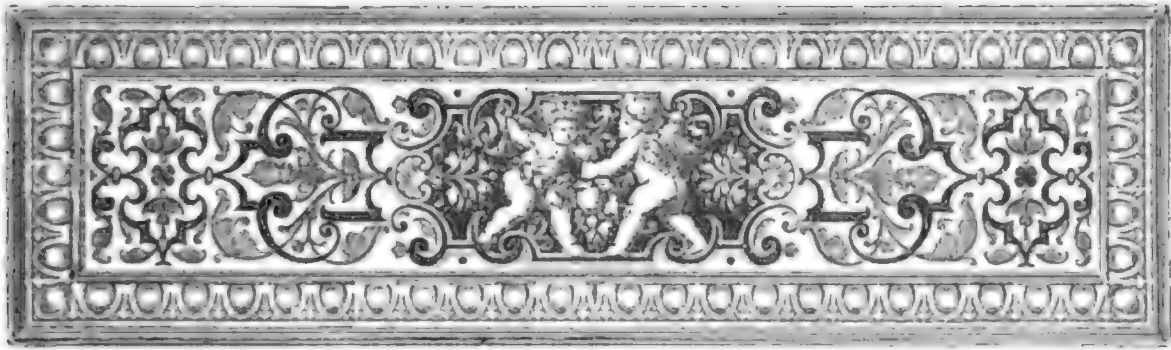
Endlich war die Mühsal hinter uns, der Eisenbahnzug pfiß und wir stiegen in den Waggon. Achtzehn Minuten später bereitete ich zum Aussteigen vor. „Warum denn, Vater?“ — „Wir sind zu Hause.“ — „Schon zu Hause?!“

Am Bahnhof erwarteten sie uns alle, höchlich gespannt auf unsere Reiseabenteuer. Wir erzählten nicht gar viel. Die Martha gieng an der Hand der Mutter dahin, umschwirrt von den Fragen der Geschwister, ob es schön sei in Würzzuschlag? Was sie gesehen hätte? Ob es lustig gewesen wäre? — Sie senkte ein wenig das Köpflein und sagte nichts. Allerdings, wer eine Reise thut, der weiß was zu erzählen. Aber nicht jeder thut's.

„Sie muß sich wohl recht gut unterhalten haben“, sagte die Mutter, „sie ist so stillvergnügt.“

„Daß sie wieder daheim ist“, antwortete ich. Die kleine Martha theilte daheim würdevoll ihre Kirichen aus, eilte dann an ihr Gartenbeetlein, wo sie eine niedliche Erdbeerenzucht hat, grub und jätete emsig mit den kleinen Händlein, und von der großen Reise war keine Rede mehr.

Mir aber bleibt dieselbe umso merkwürdiger, je weniger sich dabei zugetragen hatte. Ich war ein klein bißchen klüger, als zwei Stunden zuvor. Das Reisen bildet!



## Kleine Laube.

Heiße Liebe — kühle Labe.

Heiße Liebe sucht der Knabe,  
Und der Mann die kühle Labe,  
Heiße Liebe, kühle Labe,  
Wunder, daß ich beides habe.

Heimgarten.

## Der Schlägel über dem Honigtopf.

Mitten in einem großen Walde stand ein Honigtopf. Und — nun merket — von einem hohen Baum an einem Strich hieng ein schwerer Schlägel herab, der gerade über dem Honigtopfe sachte hin- und herpendelte. Da schlich ein großer Bär heran, nahte sich dem Topfe und wollte anheben, an ihm zu naschen. Aber es war ihm der Schlägel im Wege, der schwankte immer hin und her und troddelte am Kopfe des Thieres herum. Der Bär tauchte ihn zur Seite, aber der Schlägel troddelte sich über den Rücken und tickte an der anderen Seite. Jetzt versetzte der Bär dem unruhigen Ding einen Stoß, um mit der Schnauze in den Topf zu gelangen, aber bald war der Schlägel wieder da und gab den Stoß zurück. Der Bär wurde zornig, rannte den Schlägel heftiger aus dem Wege, kaum jedoch schlürfte er die ersten Züge der wohligen Flüssigkeit, als der Schlägel wieder da war und dem Thiere gar gewaltig auf die Stirne pochte. Nun aber war der Bär so wüthend geworden, daß er im Augenblicke beschloß, dem frechen Belästiger rasch den Garaus zu machen. Wie ein Bock stellte er sich auf die Hinterfüße und mit ganz wilder Kraft führte er einen so mächtigen Stoß nach dem Schlägel, daß die Stirnplatte klang und der Schlägel in raschem Schwunge die Flucht ergriff weit in die Lüfte hin. Nun endlich wollte der Bär sich ruhig an seinen Honig machen, als er jedoch



den süßen Genuß begann, kam der Schlägel tausend zurück, traf den Wären am Kopfe und schlug ihn mauſetodt.

Dieses wunderliche Geſchichtchen erzählt der ruffiſche Dichter Tolſtoy und knüpft daran eine Lehre. Er will nämlich mit der Fabel Folgendes ſagen: Der Menſch ſolle den Widerwärtigkeiten nicht widerſtreben. Je heftiger und leidenschaftlicher er gegen die feindlichen Mächte ankämpfe, deſto gehäſſiger, ſtärker mache er ſie, biß ſie ihn endlich zu Grunde richten. — Einige Ausnahmen von dieſer Regel wird man wohl gelten laſſen müſſen, im ganzen aber dürfte ſie richtig ſein. Und der Leſer möge ſeine perſönlichen Erfahrungen zu Rathe ziehen und ſelber einmal recht ruhig darüber nachdenken, wann er den Widerwärtigkeiten gegenüber die größeren Vortheile gewann? Etwa als er die feindliche Macht bekämpfte oder als er ihr auswich? M.

## S i n g e d i c h t e.

Von Adolf Franke.

### Wie man's nimmt.

Daß keine Roſe ohne Dorn iſt,  
Das ſoll dich nicht erboſen,  
Du ſiehſt ja, wenn dahin dein Born iſt,  
Selbſt an den Dornen — Roſen!

\* \* \*

### Angemeſſen.

Ihn bracht' man im Triumph nach Haus,  
War ſein Verdienſt auch klein;  
Man ſpannte ihm die Pſerde aus  
Und ſich als Eſel ein.

\* \* \*

### So geht es.

Der eine iſt voll edlem Streben  
Und bleibt ein armes Blut;  
Der and're führt ein ſchlechtes Leben  
Und lebt dabei — recht gut.

\* \* \*

### Zu dumm.

Es iſt ſo manches zwar nicht fein,  
Doch eines iſt am ſchlimmſten;  
Wo man am Klügſten möchte ſein,  
Da iſt man oft — am dümmſten.

\* \* \*

### Widerſpiel.

Das Unglück mit der Noth im Bunde  
Hat viele Männer groß gemacht,  
Und mancher Menſch ſtieg nur zugrunde,  
Weil ihm das Glück — zu hold gelacht!

\* \* \*

### Einker.

Genau Selbſterkenntniß wär'  
Für jeden eine Bierde;  
Doch ſtatt bei ſich, lehrt der und der  
Viel lieber ein — beim Wirte!

\* \* \*

### Emporkömmlinge.

Es iſt beſtrebt ſo mancher Wicht,  
Daß möglichſt hoch er klinge;  
Hat dann ſein Wort auch kein Gewicht,  
So doch gar oft — die Stimme.

\* \* \*

### Schwer zu machen.

Man heiſcht von Schluck, daß nach der Decke  
Er ſtets ſich ſtrecke;  
Es iſt dabei nur ſchlimm das eine:  
Er hat gar keine!

\* \* \*

### Freud und Leid.

Die Freuden wechſeln und die Schmerzen  
Sehr ſchnell in dieſen Tagen;  
Heut' liegt uns etwas noch am Herzen,  
Und morgen ſchon — im Magen.

\* \* \*

### Er und ſie.

Er hat einſt Engel ſie genannt  
Und hatte recht auch ohne Zweifel;  
Doch durch den Engel iſt der Fant  
Geworden nun — ein armer Teufel.

\* \* \*

## Unerjättlich.

Viel Geld, das ist der Menschen Ziel!  
Behauptet man mit Fug;  
Doch mancher Mann hat viel zu viel  
Und dennoch — nie genug!

\* \* \*

## Triftiger Grund.

Es liebt' zwei Röslein ein Held,  
Eins halb und eins innig und wahr;  
Doch hat er das erste erwählt,  
Weil's nämlich — ein „Moos“röschen war!

## Schein.

In dieser Welt besteht das Pehre  
Nicht selten nur zum Scheine;  
So mancher sagt: „Ich hab' die Ehre!“  
Und hat dabei doch keine!

\* \* \*

## Übertroffen.

Das Zweifeln, ob Gjel einst sprachen,  
Das laßet, ihr Klugen, nur bleiben;  
Man kann ja die Wahrnehmung machen,  
Dass Langohren heute — selbst schreiben.

## Künstliches Volksthum.

Ein Verein zur Wiedereinführung der steirischen Tracht bei unsern Landsleuten hat nach meiner Meinung keinen Sinn. Das heißt, Ruinen künstlich erhalten, es ist ein gänzlichcs Mißverstehen des Volksthümlichen. Die Lebensweise, die Gebräuche, der Häuserstil, die Tracht u. s. w. wachsen aus dem Innern eines Volkes, aus seiner Geschichte, seinen Boden- und klimatischen Verhältnissen, seinen wirtschaftlichen Zuständen hervor. Gebt dem steirischen Bauern wieder die Zustände, daß er seinen Rockloden, sein Schuhleder, seinen Hutfilz, seine Hembleinwand u. s. w. selbst erzeugt, und seine Tracht ist dann vielsagend und interessant. Wenn der Bauer aber seine Stoffe und sogar den Schneider dazu aus der Stadt holt, um sich „ländlich“ zu kleiden, so ist das Maskerade. Deshalb Maskerade, weil diese Decoration den Thatfachen nicht entspricht. Die künstliche Wiedereinführung des Volksthums, wie sie heute vielfach geplant wird, kann wohl keine dauerhafte Folge haben, denn der Sache fehlt die natürliche Nothwendigkeit, ohne welche jede Cultur ein Unding ist.

Wer wirkliches Volksthum haben will, der soll mitwachen und mittrachten, daß das ursprüngliche, natürliche Volksthum nicht ganz zerstört werde. Ein künstlich erzeugtes Volksthum wäre unter den widerlichen Talmiwerten unserer Zeit der widerlichste.

R.

## M i n n a .

Du aber komm — komm Jahr für Jahr,  
Und knie an meinem Leichenstein;  
Gäng' einen aränen Kranz darauf  
Und widme eine Thräne mir —  
Laß niemand andern bei mir sein:  
Du hast das Recht, du ganz allein.

Robert Hamerling.

Aus gestirnter Schale spendet milden Mondes-  
duft die Nacht —  
Segnend hold ein stilles Blüthen, wo des  
Friedens Seraph wacht!  
Lichtgewoben grüßt der Hügel, erdenfeucht  
und palmumlaubt,  
Grabesroien, Grabesrosen, säuselnd regen sie  
ihr Haupt!

Und sie flüstern: „Uns're Stengel, uns're Wur-  
zel — erdenwärts  
Unten tief im kühlen Grunde — trägt ein  
müdes Dichterherz;  
Fünfmal kreist den Pfad die Erde, seit er hier  
gebettet ruht,  
Seit entsprungen seinem Herzen uns'rer Väter  
Purpurstut!

„Leidlos ruht er, sanft und stille, niemand  
 hört die traute Raft —  
 Nicht des Tages wüste Stimmen, nicht des  
 Schmerzes heiße Last,  
 Schlummer deckt ihm kühl die Lider, seit er-  
 füllt sein Erdenloß,  
 Ruhig schläft er unterm Kafen, wie ein Kind  
 im Mutterschoß.

„Aber einmal weicht das Dunkel, einmal weicht  
 es — Jahr für Jahr,  
 Gelle wird's im Schrein, im finster'n, goldig-  
 licht, so süß und klar,  
 Neu für eine kurze Stunde kehrt die Seele  
 dann zurück,  
 Neu beginnt das Herz zu pochen: Todesweh  
 und Wonneglück!

„Und dann hauchen leis' die Lippen: Seufzer  
 wehen durch die Luft, —  
 Sei gesegnet mir, Minona, Thränen reichst du  
 meiner Gruft!  
 Einen Kranz in Treuen windest du um meinen  
 Leichenstein,  
 Sei gesegnet mir, Minona, treues Herz,  
 du ganz allein!...

... Pordenone, — dort im Schatten liebst du  
 Heilung dem, der siech!  
 Monde schwanden, Jahre flogen — — und  
 zur Mutter schuffst du dich,  
 Weib der schrankenlosen Treue, lass  
 nicht jene bei mir sein,  
 Die mir heuchelnd Thränen weih'ten, bleib  
 bei mir, du ganz allein....“

So das nächt'ge Grabesflüstern, so der Rosen  
 Geisterwort;  
 Lauschend hört's ein dust'ger Zephyr und er  
 nimmt mit sich es fort!  
 Weithin läßt er's in die Gae durch des  
 Abends Lüfte weh'n:  
 Rosenworte, Rosenworte, niemals könnt ihr  
 untergeh'n!

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

(Am fünften Todestage Robert Hamerlings.)

## Emil Zola über die Unabhängigkeit der Dichter.

Gelegentlich einer Rede über die Republik und die Literatur sagte Zola: „Die Nothwendigkeit, sich sein tägliches Brot zu verdienen und das Jagden nach öffentlichen Ehren sind schreckliche Ketten, welche die einfachsten Freiheiten unterdrücken. Wer ein Amt hat oder ehrgeizig ist, der hängt vom ersten Westen ab. Beurtheilt gewisse politische Persönlichkeiten zu frei, und alle Thüren werden euch verschlossen; wagt es in irgend einer Sache die Wahrheit zu sagen, und ihr habt eine mächtige Partei wider euch. Seid ihr aber gar nicht ehrgeizig, und habt ihr von niemand ein Amt, um zu leben, dann fallen plötzlich die Fesseln von euch, ihr geht frei, wohin ihr Lust habt, links, rechts mit der ruhigen Freude einer wiedergewonnenen Individualität. Ah, das ist mein Ideal: in einem Winkel zu leben und die Früchte eines kleinen Feldes, das man beachert, zu genießen, und sich nicht auf seinen Nachbar zu verlassen, und mit freier Miene unumwunden zu reden, ohne Furcht, der Wind könnte die Worte forttragen und verrathen.

Bei den politischen Parteien gibt es etwas, was man Discipulin nennt. Das ist eine mächtige Waffe, aber es ist ein häßliches Ding. In der Literatur kann glücklicherweise die Discipulin nicht existieren, zumal in unserer Epoche individuellen Schaffens. Während ein Politiker sich mit Majorität umgeben muß, die ihn stützt, und ohne die er übrigens nichts wäre, so existiert der Schriftsteller dagegen durch sich allein, unabhängig von der Öffentlichkeit; seine Bücher mögen auch nicht verkauft werden, aber sie bestehen doch, und sie werden eines Tages doch noch den Erfolg haben, den sie haben müssen. Und deshalb ist auch der Schriftsteller, den seine Existenzbedingungen nicht zur Discipulin zwingen, besonders gut gestellt, um den Politiker

zu beurtheilen. Der bleibt über den Ereignissen stehen und spricht nur unter dem Eindruck gewisser Thatfachen, aber nicht zu dem Zweck, ein bestimmtes Resultat zu erreichen; er hat mit einem Worte das Recht, nur seiner Ansicht zu sein." Das ist freilich alles selbstverständlich, aber doch nicht überflüssig, den Leuten es manchmal ins Gedächtniß zu rufen.

## Das R in meinem Namen.

„Wer sich einen Namen gemacht hat, der kann ihn auch schreiben wie er will“, sagt Hammerling. Er selber hatte seinen ursprünglichen Namen Rupert Johann Hammerling in Robert Hammerling verändert. In Ausnahmefällen und bis zu einem gewissen Grade geht das, im weiteren dürfte freilich auch die Behörde ein Wort dreinreden wollen. Ich habe meinem Namen schon in früher Jugend, als er noch sehr schwach war, ein j ausgebrochen und ein R eingesetzt. Das ist nicht aus Übermuth geschehen, sowie es nun wieder nicht aus Übermuth geschieht, wenn ihm das R weggenommen wird. Es hat beides seine Gründe.

Mein Name ist Peter. Da gab es nun in meiner Heimatsgegend nicht weniger als fünf oder gar sechs Leute, die Peter Rosegger hießen. Sie waren nachweisbar gar nicht alle verwandt miteinander und wir genierten uns weiter nicht. Als ich aber ins Alter eingetreten war, wo man anhebt mitzuthun, hab die löbliche Post an, mir Briefe zu schicken. Da schrieb zum Beispiel ein Bauer, er müsse auf Wildschadenersatz klagen, denn die Hasen und Rehe fräßen ihm das Kraut. Eine Weibsperson ließ mir schreiben, daß ich nicht gar so stolz sein solle und mich doch wieder einmal anschau'n lassen möge. Ein Wirt theilte mir mit, daß er die Zechschuld, wenn sie nicht binnen acht Tagen bezahlt werde, dem Notare übergebe. Und ich war ganz unschuldig, ich war nicht der Peter Rosegger, der als herrschaftlicher Jäger die Wildschäden zu verhüten oder zu vergüten hatte; war nicht der Peter Rosegger, der in untreuem Stolze sich nicht mehr anschauen ließ, war nicht der Peter Rosegger, der beim Wirt auf dem Kerbholz stand. Ich war der einsichtige Waldbauernbub auf der Höhe, der dem Schullehrer in Kathrein manchmal um Bücher schrieb. Und wenn die Bücher geschickt wurden, so fanden sie mehrmals den Richtigen nicht, kamen an den Jäger oder einen andern Namensbruder, der sich über das Zeug ärgerte, weil der Mensch was Besseres zu thun hat, als „büchelgucken wie ein Herrischer“. „Der Kluppenegger Peterl, der mag's thun, der ist halt ein anderer Leut“, hieß es. Also mußte sich dieser andere Leut um einen andern Namen umschauen.

Von dem einen Namensbruder hatte ich erfahren, daß er ein „Petri Stuhlfeier“ war, der zweite war ein „Peter und Paul“, der dritte ein „Peter Domianus“. Ja, wenn das gilt, daß man sich nach seinem besonderen Kirchenkalenderheiligen oder Feste nennen darf, dann bin doch ich mit meinem Namenstag am 1. August ein „Petri Kettenfeier“! — Gedacht, gesagt, geschrieben. Am 1. November 1862 erklärte ich feierlich in der damals von mir herausgegebenen Handschrift: „Fröhliche Stunden“ (vierter Jahrgang), daß ich mich von diesem Tage an mit P. K., das ist Petri Kettenfeier, unterschreiben würde.

Seither sind so viele Jahre vergangen, als das deutsche Kartenspiel Blätter hat. Ich habe das Spiel des Lebens tapfer mitgemacht und meinen Namen eingesetzt für Gutes und bisweilen auch für minder Gutes, im ganzen aber — wie mich dünkt — das Spiel nicht verloren. In meinen Namen Petri Kettenfeier haben sie



Lobsprüche geheset mehr als zuviel, haben sie Vorbeerkränze gehangen, mehr als er tragen konnte, und nun will ich ihn ablegen. Das Kettenfeier, dessen K auf allen meinen bisherigen Büchern steht, will ich weglassen und in Zukunft wieder meinen alten einfachen Peter hinschreiben,\*) denn jene Namensweiteru sind mir nicht mehr gefährlich. Größtentheils sind sie schon eingerückt beim heiligen Petrus, und wenn der Rest nachkommt, so wird der ehrwürdige Pfortner bei seinen Namensbrüdern sich nicht irren, wie einst der Briefträger von Sanct Kathrein, wird jedem seinen Platz anweisen, den er verdient. Der Grund für den Kettenfeier ist also gefallen, hingegen sind allmählich Gründe gegen ihn aufgetreten. Lange Jahre hatte man sich um die zwei Buchstaben P. K. nicht viel gekümmert, endlich wollten sich die Leute dabei doch auch etwas denken und so erfuhren die beiden Buchstaben verschiedenerlei Deutungen. Sie nannten mich Peter Karl, oder Peter Konrad, oder Professor Karl, oder Vater Karl. Das P. Karl Hofegger wiederholte sich auf den Wrichumschlägen recht häufig, auch Pastor Karl ist einer gekommen. Als die Leute endlich auf das Petri Kettenfeier versielen, schienen sie über den wunderlichen Namen nicht wenig verwundert zu sein. Etliche meinten, ich hätte diesen Namen zu Ehren des nordischen Dichters Murns angenommen, der in einem seiner schönsten Gedichte den Petri Kettenfeier zu Ehren brachte. Dafs der Name im Kalender der katholischen Kirche zu suchen sei, fiel den wenigsten ein. Als ihnen aber das Wort einmal mundgerecht war, wollten sie es auch ordentlich ausnützen und jetzt hub der Kettenfeier an, den Hofegger zurückzudrängen. Der letztere Name wurde einfach ausgelassen. Der aber will sich das nicht gefallen lassen und beruft sich auf seine angestammten Vorrechte.

Mit Vollendung des fünfzigsten Lebensjahres hat sich manches geändert und wenn der Kettenfeier nun aus obigen und vielleicht auch noch anderen Gründen verabschiedet wird, so sage ich gleichzeitig manchem Jugendideale Lebewohl. Andererseits kehre ich mit Wiederaufnahme meines ursprünglichen Namens gleichsam auf die Schwelle meiner Kindheit zurück, auf der sich der alternde Mann am besten geborgen fühlt. „Peter“, unter diesem Namen, den die Mutter gab, fühl' ich mich heimlich. Liebe Freunde sollen mich bei diesem Namen rufen, auf den Titelblättern meiner Bücher soll er zu lesen sein und auf meinem hölzernen Grabkreuze soll nichts stehen als

Peter Hofegger.

## Deutsche Schrift dem deutschen Worte.

Während das russische Volk seine eigenthümliche Schrift sorgsam und trenn hütet, ja sie sogar unter allen slavischen Völkern, soweit diese nicht schon russisch schreiben, verbreiten und zur allein giltigen Slavenschrift erheben will, während die romanischen Völker die römische Schrift mit Stolz als ihre Eigenschrift anwenden, während Chinesen, Japaner und Araber, Indier und Griechen ihre von den Vorfahren überlieferten Schriftzeichen hegen und pflegen, macht sich seit der weltbewegenden Gründung des neuen Deutschen Reiches, seit der Wiedererlangung der deutschen Einheit unter einem Bruchtheile unserer Landsleute das Bestreben in verstärktem Maße bemerklich, unsere angeerbte deutsche Schreib- und Druckschrift zu Gunsten der sogenannten Lateinschrift zu verdrängen. Nicht zufrieden damit, dafs wir das einzige Volk sind, welches beim Schreiben und Drucken zwei Schriftarten — die deutsche und die lateinische — anwendet, während doch alle anderen Völker mit einer Schrift-

\*) Nur Hartlebens Verlag weigert sich, in neuen Ausgaben und Auflagen meiner bei ihm erschienenen Werke die ursprüngliche und officielle Schreibweise meines Vornamens anzuerkennen. Ob mit Recht, weiß ich nicht.

gattung auskommen, will man heute den einzigen und letzten äußerlichen Ausdruck der Deutschheit in Presse und Schriftthum, unsere volkseigene Schrift, mit Stumpf und Stiel austrotten.

Dieses Bestreben ist im vaterländischen Sinne ebenso verwerflich, wie schädlich. Unser Volk sowohl, wie unser deutsches Volksthum, haben bereits überall, wo wir auch hinblicken, schmerzliche Einbußen erlitten. Das deutsche Sprachgebiet geht an seinen Grenzen im Osten, Süden und Westen beständig zurück, die deutsche Sprache im Vaterlande selber ist in erschreckender Weise gefälscht und entdeutscht worden, das deutsche Recht ist schon längst einem uns aufgedrungenen fremden Rechte gewichen, von dem schier unendlich reichen, herrlichen Namenschatz unserer Ahnen sind uns nur traurige Trümmer geblieben, die einst glänzend entwickelte deutsche Kunst ist einem fragenhaften Gemisch aller möglichen Kunststile zum Opfer gefallen, die eigenen deutschen Namen für Monate, Maße und Gewichte sind dahin, alte deutsche Sitten und Bräuche gehen zusehends verloren, wie deutsche Tracht bereits der Vergangenheit angehört. Wir sind auf dem besten Wege, unsere germanische Eigenart überhaupt preiszugeben.

In diesem Zeitalter des Verfalles und Unterganges stammesthümlischer Heiligthümer wollen verkehrte Schwärmer auch die deutsche Schrift, die unser Volk seit fast einem Jahrtausend treu bewahrt hat, beseitigen, austilgen, während wir ängstlich bemüht sein sollten, alles zu retten und zu erhalten, was uns noch irgend von stammesthümlischer Besonderheit geblieben ist. Die Lateiner verlangen, daß wir wieder zu Gunsten der fremden Völker demüthig ein volksthumliches Gut, einen uns eigenthümlichen Besitz preisgeben sollen. Wieder einmal sollen wir „deutsche Michel“ sein und uns bedientenmäßig dem Auslande anbequemen und unterordnen.

Aber das deutsche Volk ist endlich mündig geworden. Wir haben das Bewußtsein unseres Volksthums erlangt und freuen uns unserer berechtigten Eigenthümlichkeiten. Eine berechnete Eigenthümlichkeit ist aber die deutsche Schrift, ja sie ist mehr, sie ist ein Schatz; denn in ihr ist eine Stütze und Waffe unseres Volksthums zu erblicken gegenüber dem Ansturme fremder uns feindlicher Völker an unseren Grenzmarken, gegenüber Verfälschung und Verwälschung der Muttersprache, gegenüber fremdthümliger Gesinnung im Innern überhaupt. Weil sie aber, wie die Muttersprache, ein echtes Stück unserer Geschichte und unseres Volksthums ist, so stellt sie ein Gemeingut sämmtlicher Volksgenossen dar — und gehört nicht einzelnen. Einzelne haben daher kein sittliches Recht, an diesem volksthumlichen Besitze zu rütteln oder uns gar ein Gut zu entreißen, an dem Millionen Deutsche mit Liebe hängen.

Dem unüberlegten, verhängnisvollen Ansturme auf volksthumliches Gut, wie es die Schrift ist, gilt es einen Damm entgegenzusetzen! Aus dem Volke heraus ist eine Gegenströmung erwacht, die den Lateinern den Wehrruf entgegen schallen läßt: „Wir wollen nicht!“ Wir wollen auch äußerlich in der Schrift keine allgemeine Gleichmachung, sondern wollen unsere einmal erworbene deutsche Eigenthümlichkeit wahren und in aller Treue halten zu dem, was uns die Väter gegeben.

Schauen wir auf zu den Trägern des deutschen Gedankens, den Kaisern des neu erstandenen Reiches. Sie schreiben ihre Namen wie ihre Vorfahren mit deutschen Schriftzügen. Das Gleiche thun auch sämmtliche regierende Fürsten des Reiches. Betrachten wir den hauptsächlichsten Mitschöpfer des Reiches, den Fürsten Bismarck. Er schreibt nicht nur alles Deutschsprachliche deutsch, er hat es auch abgelehnt, ihm gewidmete deutsche Bücher, die in lateinischer Schrift gedruckt waren, entgegenzunehmen und zu lesen. Die Reichsbehörden und die preussischen Staatsbehörden sind in ihren Veröffentlichungen und Verfügungen zur deutschen Schrift zurückgekehrt; auch die Reichspost hat jüngst auf Postkarten und Anweisungen sich wieder der vaterländischen Schriftpräge bedient.

Das A und O der Lateinschriftler ist Jakob Grimm, der nun einmal eine irrige Vorliebe für die wälsche Schrift besaß, wie fast alle großen Männer neben ihren sonstigen Verdiensten auch Schwächen besitzen. Wir weisen demgegenüber auf unseren großen Weltweisen, auf Immanuel Kant hin, der ein warmer Freund und Fürsprecher der deutschen Schrift war, ferner auf Grimms eigene Schüler, die auch Germanisten sind und doch nicht die Verliebtheit ihres Meisters in die römischen Buchstaben theilen. Wir erinnern endlich an den Ausspruch eines kerndeutschen Mannes, des Turnvaters Ludwig Fahn, der die Unsitte, deutsche Sprache in wälsche Schrift zu kleiden, eine vaterländische Abscheulichkeit nannte.

Es gilt, die von den Ahnen ererbte Schrift wieder in ihr Recht einzusetzen, den für sie verloren gegangenen Boden zurückzugewinnen, so daß wieder sie allein allüberall in deutschen Landen volksthümliche und ausschließliche Geltung erlange. Der Zwitzersustand der beiden neben einander hinlebenden Schreib- und Druckschriften muß beseitigt werden zu Gunsten unseres Eigenthums. Vor allem gewöhnt euch, ihr Volksgenossen, eure eigenen ehrlichen Namen deutsch zu schreiben!

Deutsche Schrift dem deutschen Worte!

Der allgemeine deutsche Schriftverein.

## Da Traumihuit.

Gedichte in steirischer Mundart.

§ roth Riederl.

Ih woas a schöns Dirndl,  
Däs hot a roths Riederl,  
Däs Riederl, däs gfolkt mar,  
Und § Dirndl hoakt Friederl.  
Hoakt Friederl, und trogg dar  
A nagerthroths Riederl.

Und immeramol zimbb mi,  
Dä Friederl, dä nimm ih,  
Na woas ih holt frei nit.  
Mog ih sie, mog sie mi.

D Leut redn zwor, sie möchad  
In Pansel in Grobn.  
Euln nehma, den Robn.  
Won ih na § Riederl,  
§ roth Riederl lunt hobn!

Da Deuta.

Da Fronz hot a saubri Dirn,  
Möcht eahm gern gehn ins Bai,  
Möchts gleich ins Kornschneidn führen,  
Oder ins Heu.

Immer oana siachts nit gern,  
Wan mar eahm § Mentsch aufredt,  
Kunt noh vadriaklich wern.  
Liab wars ma net.

Sogn wurd' er nit gor viel,  
Ah nit viel läutn,  
Oba mitn Sappelstiel  
Deutn!

Wan der an Deuta möcht  
Brummelt da Schädln.  
Ih dent, ih lojs eahm  
Sei Gredl.

## „Dös is z'viel!“

Eine Geschichte aus dem Steirerlande.

Es war im Sommer 1878, der deutsche Kaiser weilte in Gastein, um dort seinen alten Heldenleib zu pflegen. Da hatte die evangelische Gemeinde Gaishorn in Steiermark bei ihrem Kirchbaue gerade das fünfte Tausend Gulden voll gemacht — Schulden nämlich, richtige, derbe Schulden — und diese schwere Schuldenlast brachte den ganzen schönen Bau zum Stocken. Muthlos standen die Gaishorner vor der

Kirchenruine und rangen die Hände. Nur einer verlor den Kopf nicht; das war der Senior Kotschy von Wald. Er kam eines Tages auf seinem Wägelein nach Gaishorn herüber und sprach zum Pilz-Simon und zum Maierhofer-Andreas: „Hört, ihr zwei, morgen reist ihr zum deutschen Kaiser nach Gastein und stellt ihm un're traurige Lage vor; 's ist ein milder Herr, er wird schon helfen.“

Der Simon und der Andres wollten nicht, aber sie mußten. Der Senior gab ihnen einen Brief mit, und so gelangten sie selbänder in ihrer Sonntagstracht, Bündel und Stecken in der Hand, nach Gastein und meldeten sich beim Herrn Kaiser. Der Hofmarschall war sehr freundlich, aber er zuckte mit den Achseln, und wenn ein Hofmarschall mit den Achseln zuckt, so heißt das. Geht nur wieder ruhig heim, denn es ist nichts. Indessen fand sich für die braven Steirer doch ein Weg, zum Kaiser zu kommen; sie sollten die weite Reise nicht umsonst gemacht haben.

Der Kaiser hatte sich nach dem schönen Badeort einen Badeprediger mitgenommen, und dieser Badeprediger hieß Emil Frommel. Der Frommel-Emil ist ein Mann, wie er im Buche steht: er ist ein Schalk und kann einen zum Lachen und Weinen bringen, wie er will; aber er hat das Herz auf dem rechten Fleck und im Herzen auch was drin, und wo er einem Menschenkind was Liebes erweisen kann, da thut er's, und keins geht ohne Labung von ihm weg.

Besagter Emil Frommel sitzt am nächsten Morgen um acht Uhr auf seinem Zimmer im Schlafrock und trinkt seinen Kaffee. Da klopf es, der Generaladjutant des Kaisers tritt herein und sagt: „Hören Sie, um neun Uhr kommen zwei Steirer, sind liebe Leute, bitte nehmen Sie sich ihrer freundlich an, und bringen Sie ihre Sache vor unsern gnädigsten Herrn.“ — „Herzlich gern!“ sagte Frommel, und pünktlich um neun Uhr kamen die beiden, der Simon und der Andres, in ihrer schönen Steirertracht angerückt. Sie übergaben den Brief, und Frommel redete vieles mit ihnen und lud sie des Sonntags zur Kirche ein, da würden sie den Kaiser sehen.

Am Sonntag läutete die Glocke im evangelischen Kirchlein, der Simon und der Andreas kamen und lauschten den Worten des kaiserlichen Hof- und Badepredigers. „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen“ und „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“, und es ward ihnen warm und weich ums Herz. Zuweilen aber warfen sie einen Blick so schrägüber — zum Kaiser hinauf, der mit ihnen hörte, sang und betete. Am Schlusse der Predigt sagte Frommel: „Heute sind noch zwei unter uns, Glaubensgenossen von drüben in Steiermark, die auf einen Segen Gottes warten.“ Nun erzählte er die Sache von dem Kirchenbau und von den vielen, vielen Schulden und schloß: „Lasset sie nicht ungesegnet von dannen ziehn!“

Was geschah? Nach einer Stunde brachte ein Hofdiener zu Frommel ein Paket mit dreitausend Mark in Gold, lauter Zehnmarkstücke — als Geschenk Sr. Majestät des Kaisers. Und im Laufe des Tages sammelten die Gurgäste noch sechshundert Mark. Fröhlich eilte Frommel zu seinen Steirern und rief: „Na, ihr Leut', wieviel meint ihr, daß euch der Kaiser geschenkt hat für euer Kirchlein?“ — „O, i bitt schön“, sagte der Simon, „fünzig Gulden!“ — „Nein, da mußt du schon höher rathen. Wie viel meinst du, Andres?“ — „O, i bitt schön, achtzig Gulden!“ sagte der. „Nein“, sagte Frommel, „aber noch siebzehnhundert Gulden dazu, — dreitausend Mark hat er mir geschickt.“

Da wendete sich der Simon um und trat ans Fenster und zog sein Sacktuch und wischte sich die heißen Thränen ab und rief unter Schluchzen: „Dös is z'viel! — Wan wir haam kemmen und sagen dös 'n Herrn Senior und der Gemeind', die thun uns d'rwürgen vor lauter Freud'.“ Und der Andres drückte dem Herrn Hofprediger immer nur die Hand und sagte gar nichts und weinte bloß. Frommel schrieb dem Herrn Senior einen Brief, und als die beiden Steirer mit ihrem Gelde giengen,



sagte der Simon: „Ja, wir heißen nicht umsonst Simon und Andreas, denn wir haben einen großen Fischzug gethan.“

Die Freude daheim kann der geneigte Leser sich denken. „Frei g'hupst hab'n sie vor lauter Freud“; und der Senior schrieb an den Frommel-Ernst einen ergreifenden Dankesbrief. Am 23. September war in Gaishorn Erntefest. Nach der Predigt unterzeichneten sämtliche Vorsteher der Kirchengemeinde ein Dankschreiben an Kaiser Wilhelm, an dessen Schluß es heißt: „Vergelt's Gott hunderttausendmal in 'n Himmel 'nauf.“

Das Kirchlein in Gaishorn ist mittlerweile längst eingeweiht, und die Gemeinde singt und hört und dankt und betet drin — freilich Liebesgaben braucht sie noch immer.

„Gustav-Adolf-Vote.“

## Jahreszeiten.\*)

Die Roabb'r und Himbb'r  
Sau lang i dr Blüah,  
Und doscht und da Simbb ah  
A Beer'l scha für;  
Ba Feinvögerln wurt  
Dr Schlag umadum;  
A so hambbst im Staudach  
Ann Gschafft und a Gjumum.

De Beinderl! da is hiaz  
Dei Fesching bal ga;  
Ih woach dr wo pickjüaße  
Beer'l a Vaa:  
Flieg weitaus zan Dirnl  
Und sumper um sie!  
Und scheucht f' dih, ja sag ihr.  
„Hiaz denkt er af dih.“

Ban Nachb'r jeinn Gha  
Steht a Perzlerischen-Vam,  
Der gfreut mi ban Tag  
Und noh besser inn Tram.  
Ann Aft voller Frucht  
Necht 'r hoch i dr Luft  
So schön her übern Moan,  
Der war mein, wie r ih moan!

Erläng ih dö Kerscherln  
Wohl nia, wie's mir tramt.  
Bis 'n Nachbar sein Pächter  
Die ganzen aramt?  
Mein oanzige Loater  
Is lang nit so hoch —  
O heiliger Petrus,  
Verhilf mir f' doh noch!

Mei Schat; -- denn sie is 's,  
Wann ah ih ihrer nit —  
Ann Brauch hat f', da veinigt f'  
Mih sträfli damit.  
Dr Reid is a Sünd,  
's felle woach an iads Kind;  
Aber kann ih dafür,  
Wann ih grazt wir van ihr?

Da siagg aus 'n Häuserl,  
Bal f' aufmacht die Thür,  
Ihr ganzelgelbs Reiserl,  
Und deckt ihr ganz lirr  
Ann Zucker van Mal,  
Und aft halst sie's a Wal,  
Und hätt halt a Freud,  
Wann ih gelb wurd vor Reid!

Du Schwalberl hast gwiß  
Nachten gegu va deinn Nest,  
Wie hoamla dafs d' Rannert  
Af oamal is g'west?  
Und was ih ban Abschied  
Van ihr han begehrt,  
Und was sie drauf g'faga hat,  
Van, hast as lacht ghört? —

Ih därf noh mei Glück nit  
Verrathen vor d' Leut;  
Du Vögerl magt's ausschrei'n,  
So laut as 's dih gfreut!  
Sie liabb mi, sie nimbb mi,  
Dr Zweifel is ga —  
So leicht is mir, mir as wie  
's siagn geht mir a!

\*) Worterklärungen: Proß, Anspö. — Gha, Gchäpe. — Gschafft (m.), Geschäftigkeit — Himbb'r, Himbeeren — lacht, vielleicht. — nachten, nästern Abends. — Roabb'l'r, (Rothbeeren), Erdbeeren, — sträfli, (sträflich), arg. — wurt, wimmelt. — himbb mi, dünkt mich.

Kimbb ga nia loa Stund mehr,  
 Schatz! wo ih dr kann  
 Mit Busseln beschreiben,  
 Wie gern ih dih han?  
 Gleichmaß, wann's nur glüdet,  
 War namla wohl loans:  
 Ih gab dr a Duknd,  
 Du mir Heber oans.

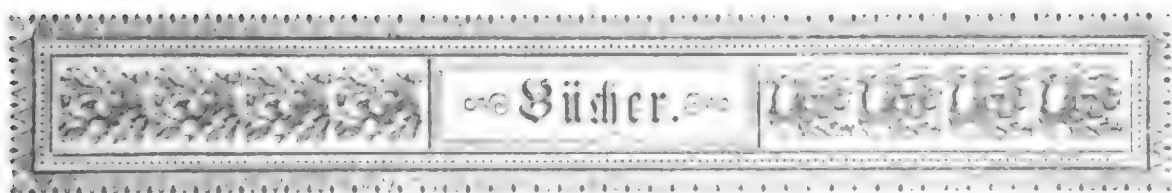
Derleb' ih's nit, aß  
 Geh n ih um als a Geist,  
 Bis du mi gstat Weihbrunn  
 Mit Busseln bekreist.  
 Wie mißget's dih grufeln  
 A so was anz'hebn!  
 Da gunn mir die Busseln  
 Doh lieber ban Leb'n! —

Bin in ann spaten Hōrißtag  
 Sunnseitig auffi gstiegen,  
 Han umadum in Holz und Hag  
 Ofegn 's dürre Lab umliegen;  
 Just noh a Vögerl hat sih grüht,  
 Da hat die Hasel wieder bliiht!  
 Die Proßt mit rotthe Brazzeln  
 Und nebn die gelben Kayeln.

Du dumme Stau'n! dih hat gwiß  
 Dr Sunnschein für ann Narren,  
 Dafs d' moanst, dafs wieder Frühlhing is?  
 Dös Prangen kunnst drsparen!  
 Kehre d' Hand um, kimmt die Winter-Ofrier,  
 Aß is 's vorbei mit deiner Bier;  
 Für hoier is 's verloren,  
 Und für aß's Jahr dreforen.

Da zimbb mi, hör ih d' Hasel jag:  
 „Wie's kimbb, so muass ih's leiden.  
 Wer woass, wie bal 's mi niederschlag  
 Und Faszroaf aus mir schneiden?  
 Hiaz scheint mi d' Sunn noh liabli an;  
 I thua, was ih mit lassen kann —  
 Geh weiter, aller Häuter!  
 Bist ebba du viel gscheiter? —“

L. S.



**Der Weg zum Erfolg aus eigener Kraft.**  
 Nach dem Muster der „Self-help“ von Samuel  
 Smiles für das deutsche Volk verfaßt von  
 Hugo Schramm-Macdonald. Zweite  
 Auflage. (Heidelberg, Georg Weis, 1895.)

Ein Volksbuch im besten Sinne des  
 Wortes. An der Hand von zahllosen Bei-  
 spielen ist es ein gar beredter Wegweiser, wie es  
 der Mensch durch Selbsterziehung und Selbst-  
 bildung, durch Fleiß und Ausdauer, Thatkraft  
 und Muth und durch die Macht eines gedie-  
 genen Charakters zu Ehren und Würden, zu  
 Gut und Geld und zu einem wohlgegründeten  
 Lebensglücke bringen kann. Man soll ja die  
 alberne Phrase nicht glauben, daß das Glück  
 blind und ein Zufall sei, das kann vielleicht  
 bei äußerem Glücke, bei Geldgewinn und Tages-  
 erfolgen der Fall sein. Das dauernde Wohl,  
 welches sich auch auf das innere Behagen, das  
 Glück der Seele erstreckt, kann einzig nur durch  
 die angedeuteten Tugenden erlangt werden. —  
 Unsere Söhne sollten dieses Buch lesen und  
 beherzigen, ich bin überzeugt, es würde unab-  
 sehbaren Nutzen stiften. Reich zu werden, das  
 bringt bald einer zuwege, aber reich, tüchtig,

rechtchaffen und glücklich zu werden,  
 das ist das Ziel, welches Schramm-Macdonald's  
 verdienstvolles Werk anstrebt. „Männliches  
 Selbstbewußtsein ohne Unbescheidenheit, be-  
 hartliches Streben nach Erfolg, ohne anderen  
 zu schaden, Ringen nach persönlicher Unab-  
 hängigkeit und freier Selbstbestimmung auf  
 dem Wege zu sittlicher Größe das sind  
 Charaktergrundzüge, die wir unserem Volke  
 nicht oft genug vor Augen halten können.“  
 Das Buch erfüllt diese pädagogischen Auf-  
 gaben. M.

**Naturwissenschaft und Schule** zugleich  
 zweite umgearbeitete Auflage der Methodik  
 der gesammten Naturwissenschaft für höhere  
 Lehranstalten und Volksschulen. Von Karl  
 Kollbach. (Köln a. Rh. Paul Neubner)

Da schreibt darüber der bekannte Zoo-  
 loge Professor Dr. Hub. Ludwig:

„Es dürfte wohl wenige Bücher über die  
 im vorliegenden Werke behandelten Fragen  
 geben, welche ein gleich hohes Maß von An-  
 theilnahme und Befriedigung in dem Leser  
 hervorrufen. In klarer, anziehender und je-

selnder Darstellung tritt der Verfasser überall als ein scharf und umsichtig überlegender, besonnener und praktisch erfahrener Pädagoge hervor, welcher seine Ansichten, Wünsche und Vorschläge mit sachlichen Gründen belegt und in edler Sprache ausdrückt. Sein Standpunkt ist der, daß der rechte Realismus zugleich der höchste Idealismus sei, und was er von diesem Standpunkte aus erstrebt, ist vor allen Dingen eine größere Einheitlichkeit, eine ineinandergreifende Zusammengreifung des gesammten naturwissenschaftlichen Unterrichts an Stelle der jetzt üblichen Verzettlung. Nirgends läßt er es dabei bewenden, die jetzigen Schuleinrichtungen, wo sie ihm verbesserungsdürftig erscheinen, zu bekämpfen oder nur „akademisch“ zu beleuchten; ihm ist vielmehr darum zu thun, jeden Punkt seiner Vorschläge an der Hand von praktischen Lehrproben als wohl erfüllbar zu erweisen, und gerade hierin liegt der Hauptwert und der Hauptreiz seines Werkes. Ich glaube nicht viel zu sagen, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß das Kollbach'sche Buch zu den hervorragendsten Erscheinungen auf seinem Gebiete zu rechnen ist, und bin überzeugt, daß dasselbe in außergewöhnlichem Maße die Beachtung der praktischen Schulmänner verdient, auch derjenigen, welche mit seiner Tendenz nicht übereinstimmen.“

**Weibliches Sclaventhum in neuerer Zeit.**  
Dunkle Bilder aus der modernen Cultur von Tony Kellen. (Neuwied. Louis Neuser.)

Der Verfasser spricht zuerst von den „Sclavinnen der Witgift“, sodann von denjenigen Schauspielerinnen und Künstlerinnen, die in ihrer oft glänzenden Laufbahn von gewissenlosen Menschen geradezu ausgebeutet werden. Er zeigt ferner, wie sehr der französische Schriftsteller Michelet recht hatte, als er sagte, die Frau gehöre nicht in die Fabrik, sondern an den häuslichen Herd. Die Capitel über die Kellnerinnen, die Prostituirten, den Mädchenhandel u. s. w. setzen an der Hand von thatsächlichen Angaben heikle sociale Probleme auseinander, deren Lösung allen Menschenfreunden am Herzen liegen sollte. Das Buch ist nur für ernste Leser bestimmt.

V.

**Das Gailthal mit dem Gitsch- und Leisachthale in Kärnten.** Herausgegeben vom Comité der Gailthalerbahn und redigiert von Hugo Moro. (Hermagor. 1894.)

Das ist kein gewöhnlicher Fremdenführer, kein lediges Reisehandbuch, das ist weit mehr. Mit der Gründlichkeit eines Bestrebens, dem vor allem die Sache lieb ist, mit der Gewissenhaftigkeit der Autoren, deren Herz am Stoffe hängt, ist dieses Werk verfaßt. Es ist sehr inhaltsreich, beschreibt nicht allein Land und Leute, Bergtouren und Wirtshäuser, die neue, vor kurzem durch das Gailthal eröffnete Bahn-

strecke, es weiß von Dingen zu sagen, die selten sind, z. B. von einer Blume, die nirgends auf Erden vorkommt, als in Kärnten, von einem Bergsturz, der in Mitteleuropa seinesgleichen nicht hat. Heute sei nur aufmerksam gemacht auf das oben benannte schöne, mit Abbildungen und guten Karten bedachte Werk, das wohl jeder, der nun durch das Gailthal fahren und in demselben Ausflüge machen wird, in der Hand haben soll.

M.

**Jung und Alt.** Zwei Novellen in Romanzen von J. B. Widmann. (Leipzig. Liebeskind. 1894.)

In einem überaus fein eifelierten Becher — mit einem solchen nämlich möchte man das von D. Gerlach mit reizenden Bignetten und Kopfleisten gezielte Büchlein vergleichen — credenzt uns der schweizerische Dichter, wie Widmann im Vorpiel zum „Zelter“ gesteht, einen ungefährlichen, „milden Wein“, der aber freilich dennoch genug vom Feuergeist des wahrhaft Schönen enthält, um ein leicht zu entflammendes Dichtergemüth trunken zu machen. Man hat dabei nicht zu vergessen, daß dieser Tropfen aus Früchten der Provence und der bella Italia gekeltert worden ist. So hat Widmann das Thema zu seiner zweiten Romanze, der „Königsbraut“, einer Novelle des Lionardo Bruni von Arezzo entnommen und den bald vierhundertjährigen Stoff mit allen einem modernen Troubadour zu Gebote stehenden Mitteln in einer Weise behandelt, die stellenweise geradezu frappierend ist. Das Leitmotiv, welches uns die „Königsbraut“ als ein so lebenswürdiges Phantasiegebilde erscheinen läßt, lautet einfach: „Das Alter opf're sich dem Heil der Jugend und frage nichts den eigenen Wunden nach.“

Es ist das Märchen vom König („Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau“), der eine in Jugendschönheit strahlende Braut heimzuführen gedenkt, diese dann aber an seinen Sohn, welcher das nämliche Wesen mit verzehrender Glut liebt, abzutreten weise genug ist, weil er einsieht, daß Jugend nur mit Jugend wahrhaft glücklich sein kann.

In herzzgewinnender, bilderreicher Sprache wird uns der Seelentampf des Königs Seleulus geschildert, der auf den Rath seines verständigen Leibarztes „dem Frühling seines Herbstes Reize opfert“ und durch die Verzichtleistung auf ein trügerisches Glück seinen von Cupidos Pfeil ins Herz getroffenen Sohn vom sichern Tode rettet.

Zum Schönsten, was Widmanns rastloser Geist je geschaffen, gehört unbedingt das der zweiten Novelle beigegebene „Nachspiel“, in dessen graziösen und tendenziösen Strophen Wehmuth und seine Schalkhaftigkeit in Wohlklang mit einander wetteifern. Es ist ein Stück literarisches Glaubensbekenntnis, das Widmann in Bezug auf „Jung und Alt“ in der

Literatur nicht ohne eine gewisse Resignation hier ablegt. „Wir Alten“, meint er,

— — wollen uns bescheiden,  
 Wie Doeste nun zu euch Jungen gehn,  
 Doch manchmal scheint es doch, sie könn' uns leiden.  
 Wir winken fort sie. Lächelnd bleibt sie stehn.  
 Wie sie nun selbst noch zaudert, uns zu meiden,  
 Dann anderlehens freilich es geschehn,  
 Dafs wir auch unser Herz nicht streng bezwingen  
 Und aus dem Abschied wird ein neu Umschlingen.

Zuletzt gilt freilich eins nur: stets erproben,  
 Dem eben wohlgefunnt die Muse sei.  
 Ganz wie Seleulus gehn wir und geloben:  
 „Verschmäht sie uns, sind wir ihr einerlei,  
 Wohlan! so geben wir sie ohne Toben,  
 Wenn auch betrübt, aus unsern Armen frei.“  
 In solchem Falle läßt ich ihr zu Füfsen,  
 Mit dieser letzten Strophe sie zu grüfsen.

Diese „letzte Strophe“ mögen die Freunde von Widmanns harblickender Muse selber in dem köstlichen Büchlein nachlesen, das uns im Gegentheil eine neue Gewähr dafür bietet, dafs der auch in Deutschland immer mehr gewürdigte Dichter sein letztes Wort hoffentlich noch recht lange nicht gesprochen hat.

A. B.

Die Julijerie der „Bibliothek der Gesammlliteratur“, Verlag von Otto Hendel, Halle a. d. S., ist vor kurzem erschienen. Sie bringt die Fortsetzung des „Polnischen Novellenbuches“ in einer vorzüglichen Auswahl, u. a. kleine Novellen von Victor Gomuliki, Jan Rutkowski, Czesław Jankowski, Nagoda, Wienionzet, Marja Rodziewicz und Jan Zacharysiwicz. Hieran schließt sich der zweite Theil von Turgenjews klassischen „Federzeichnungen eines Jägers“, jene bisher unübertroffenen Bilder aus dem russischen Landleben, vielleicht das bedeutendste Werk, das die moderne russische Literatur zu verzeichnen hat. Ein in Deutschland noch wenig bekannter Autor tritt uns in Adolf von Hedenstjerna entgegen, der unter den Pseudonym Sigurd schreibt, und zwar mit dem „Hilfsprediger von Ovislinge“ einer stimmungsvollen Novelle, die uns meisterhaft das Landleben in der schwedischen Heimat des Dichters schildert. Dann folgen zwei bekannte Werke Walter Scotts, den Roman Waverley und die Dichtung „Die Jungfrau vom See“, in einer trefflichen Übertragung von F. Dobbert. Außerdem enthält die reichhaltige Serie noch das vortreffliche Werk Samuel Smiles „Selbsthilfe“, ein wahrer Quell echter, reifer Lebensweisheit.

V.

Von der **Jugend-Gartenlaube** ist der fünfte Band erschienen. Diese farbige illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend gehört zu den Lieblingsbüchern der deutschen Kinder und der neue Jahrgang ist wieder vollends geeignet, die helle Freude der jungen Leser zu erwecken.

M.

Mit dem 1. October d. J. beginnt sein Erscheinen „Der Gesellschafter“, Monatschrift für vornehme Unterhaltung, herausgegeben von Roderich Wald und Max Beyer. „Der Gesellschafter“ bezweckt vornehmlich der dichterischen Production der Gegenwart den Weg in das große Publicum zu bahnen. „Der Gesellschafter“ wird junge Talente in ihrem Streben fördern und unterstützen, und in seiner Abtheilung „Neue Lyrik“ ausschließlich Dichtungen lyrischen Charakters zum Abdruck bringen.

V.

**Neue Gedichte.** Von Franz Wolf. (Leipzig. Oswald Muhe. 1893.)

Das Büchlein bietet eine reiche Auswahl formschöner Gedichte und ist durch dieselben geeignet, dem Namen des Dichters, schon bekannt durch das preisgekrönte Trauerspiel „Theoderich“, noch besseren Klang zu schaffen.

Armin.

**Himmel und Erde.** Dichtungen von Wilh. Ruland und Laurenz Kiesgen. Die beiden Dichter repräsentieren eine Seele in zwei Körpern! Tiefe der Moral sowohl in der weltlichen als auch in der geistlichen Dichtung wirkt ungemein packend. Das Büchlein verdient entschieden einen weiten Leserkreis zu gewinnen und es wird sich denselben auch zu schaffen wissen.

Armin.

#### Büchereinfluss.

**Am goldenen Steig.** Kulturbilder aus dem bairisch-böhmischen Waldgebirge. Von Maximilian Schmidt. (München. Seitz & Schauer.)

**Emanzipiert.** Nach den Aufzeichnungen eines Professors der Sociologie für eine Dame des zwanzigsten Jahrhunderts. Mitgetheilt von Eugen Kaspri. (Zürich. Verlagsmagazin. 1894.)

**D' Schand.** Volksstück in sechs Bildern von Juliane Dery. (München. Dr. E. Albert & Comp.)

**Das Wulkrower Königsschiefsen** und andere Humoresken von Johannes Trojan. (Leipzig. J. G. Liebeskind. 1894.)

**Natur und Welt.** Gedichte von Julius Gersdorff. (Dresden. Moriz Räge. 1894.)

**Gloria.** Symphonie von Julius Gersdorff. (Dresden. Moriz Räge. 1894.)

**Sautenspielers Lieder.** Gedichte von Jul. Gersdorff. (Dresden. Moriz Räge. 1894.)

**Der Bauernphilosoph** von Mattendorf. Von F. K. (Klagenfurt. Verlag der „Freien Stimmen“, 1894.)

**Viertzig Jahre in der österreichische Armee.** Erinnerungen eines österreichischen Officiers. Aus dem Gedächtnis erzählt von Heinrich Ritter von Födriansperg. Erster Band. (Dresden. Alexander Beyer.)



## Postkarten des „Heimgarten“

### Aus der Hausordnung.

Es ist nöthig, jährlich wenigstens einmal mich an meine literarischen Freunde, Leser und Einsender zu wenden mit der Bitte, folgende Wünsche gütigst berücksichtigen zu wollen.

Unaufgefordert oder ungebeten möge niemand einen Beitrag für den „Heimgarten“ schicken; solche Sendungen würden ungelesen beiseite gelegt und auch gar nicht zurückgeschickt werden, weil ich die Arbeiten nicht überwältigen kann. Aus diesem Grunde muß ich auch alle Bitten und Ansinnen, Manuscripte von Anfängern zu prüfen, meine Meinung darüber zu sagen, Abdruckstellen und Verleger für sie zu suchen u. s. w., ganz ausnahmslos ablehnen. Ja gerne möchte ich gefällig sein, aber mir mangelt Zeit und Kraft dazu, ich bin leidend, habe selbst viel zu lernen und zu leisten und darf weder nach links noch nach rechts schauen. Auch habe ich unzähligemale die Erfahrung gemacht, daß derlei Versuche, Dilettanten aufzuhelfen, stets vergebliche Mühe bleiben, daß man manchem damit mehr schadet als nützt. — Ferner bitte ich, in Zuschriften sich möglichst kurz zu fassen, unumgänglichen Anfragen stets ein Couvert mit Marke und Rückadresse versehen beizulegen. — Auch wende ich mich mit der Bitte um Schonung an die Autographensammler, Festschriftenherausgeber und so weiter, meine Handschrift ist nicht interessant und wem es um Sprüchlein von mir zu thun ist, der findet solche im „Heimgarten“ und in meinen Büchern übergenug. — Von Höflichkeitschreiben zu Neujahr, Geburts-, Namenstagen und so weiter möge man gütigst ganz absehen, ebenso auch von mir vermeinten Geschenken, welcher Art immer — ich kann nichts vergelten. — Freixemplare von Zeitungen und Zeitschriften werden nur dankbar angenommen, wenn ich um sie gebeten habe. Alle anderen Zeitungszusendungen bitte ich zu unterlassen, es fehlt die Zeit zum Lesen. — Die Herren Buchverleger wissen, daß alle neuen Erscheinungen, die dem „Heimgarten“ geschickt werden, in dieser Zeitschrift zur Anzeige kommen. Eingehende Besprechungen von Werken je nach

Zeit und Umständen. Pflicht zur näheren Würdigung waltet nur ob bei Büchern, deren Zusendung ich selbst verlangt habe. Auszüge aus neuen Büchern werden gemacht, wenn vorausgesetzt werden kann, daß Autor und Verleger damit einverstanden sind und dem Werke Freunde zugeführt werden können.

Peter Rosegger.

**Der Erzherzog und der Ausschneider.** Im 13. Jahrgange des „Heimgarten“ steht ein munteres Geschichtchen: „Der Erzherzog und der Ausschneider“. Wir fanden dasselbe unter dieser Aufschrift zufällig in einem titellosen Zeitungsausschnitt und ohne jede Namensunterschrift. So haben wir den reizenden Schwank abgedruckt, ohne Quelle und Autor angeben zu können. Seither hat das Geschichtchen durch zahllose Blätter seine Kunde gemacht, und zwar unter dem Namen Roseggers. Weil man dasselbe im „Heimgarten“ gefunden, wird man geglaubt haben, der Herausgeber des „Heimgarten“ sei der Verfasser des Schwankes. Rosegger hat auf diesen Irrthum seinerzeit im „Heimgarten“ und nachher auch in der „Presse“ aufmerksam gemacht, was zur Folge hatte, daß der Verfasser des Schwankes sich endlich meldete. Derselbe schreibt vom 22. August 1894:

„Von einer kurzen Reise zurückgekehrt, erfuhr ich, daß Sie mein Feuilleton vom 11. Mai 1888 „Erzherzog Franz Carl und der Apler“ der Aufnahme in Ihren „Heimgarten“ gewürdigt haben, wofür ich Ihnen besten Dank sage. Sie würden Ihrer Güte die Krone aufsetzen durch die Veröffentlichung meiner Autorschaft in Ihrem geschätzten Blatte. Mit besonderer Hochachtung Friedrich Edler von Scherb, Schriftleiter des „Deutschen Volksblattes“, Wien.“

Eine kleine Änderung des Geschichtchens, besonders des Titels, scheint der Dom- und Chorvicar Herr Dobretsberger in Linz vollzogen zu haben, welcher es seiner Ausgabe nach von „authentischer Seite“ erhalten und dann der „Katholischen Warte“ in Salzburg eingeschickt hatte.



der Schwarzklamm verdursten die Forellen, am Steilerstein staut sich das Wasser, und der See reicht bald ans Dorf Unterschuttbach heran.

„Beten, beten!“ schreit der Mann mit der Krücke — den sie den krumpen Christel nennen. Andere hätten damals aber kein Heiligenbild ansehen mögen in der Kirche — wie die Himmlischen ruhig dagestanden und dageessen sind, und zwei Stätten braver fleißiger Menschen schweben in höchster Gefahr! Weil ich immer nur zur Arbeit aufrief, so wendete der Alte sich an den Meißner. „So geh wenigstens läuten, Karl, daß die Leute beten kommen. Wenn ein See wird, da derlaufen wir all, kein Mensch kann helfen. Die Sündflut ist da. Geh läuten, Karl!“ — Dem muß ich einmal was sagen, dem Christl!

Und jetzt ist tagelang gearbeitet worden, oben und unten. Oben ist das Wasser abgelauten, die Wiesen grünen und überall Blümlein, weiße und gelbe, daß man meinen könnte, unter Schnee und Wasser seien sie gewachsen. Daneben Schlamm und Schutt und Steinfelder. Den Bach haben wir erst suchen müssen, er hat sich ein ganz neues Bett gewählt. Aus dem halbverschwemmten Hause zu Oberschuttbach ist noch die Leiche eines kleinen Mädchens hervorgebracht worden. Alle übrigen sind drinnen im ungeheuren Schutthügel, der mitten im Dorfe thurmhoch aufragt. Bierzehn Todte, sagt man. Jetzt kann der Karl läuten gehen.

Unten ist die Aufregung der Leute eine noch größere. Der See greift immer näher ans Dorf, ja streckt an der Bachseite schon einen breiten langen Arm im Halbkreis um den Ort, als wollte er ihn umarmen und in sich hineinziehen. Die meisten Einwohner kommen zu uns herauf und auch nach dem oberen Dorfe, das für weiteres ja außer Gefahr ist. Am Steilerstein sollen hunderte von Menschen arbeiten. Alles was in der Gemeinde rüstig ist, versteht sich von selbst, aber auch die Borgegenden, besonders das Stift Alpenzell, sollen Leute schicken haben. Einzelne sind ganz muthlos und meinen, einen Berg könne man kein Lebtag nicht abgraben. Wie? Ein Berg nicht abzugraben? Was ist denn sonst abzugraben, wenn nicht ein Berg! — Es soll aber ein mächtiger Berg sein, der den Abfluß verlegt. Wenn es so ist, dann adieu, mein Dorwaldthal, dann fahren sie in Zukunft auf dir mit Schiffen und die Sage wird es in ferne Zeiten tragen: drei blühende Dörfer — vielleicht machen sie auch Städte daraus — sind versunken im See. —

Ich wollte am ersten Sonntag eine schöne Gruzspredigt halten, nun soll's was anderes werden. Das Wasser steigt in unteren Thale. Es steigt langsam Tag für Tag — je breitere Flächen des Thales es einnimmt, desto langsamer steigt es. Der Schulmeister hat berechnet, daß bis Peter und Pauli auch Sanct Maria unter Wasser steht. Es kommen ja von allen

Bergen Wässer nieder und können nicht abfließen. — Sonnige Frühlingstage liegen über unserem Glende.

Ich mache das letzte Aufgebot. Eine Haue nehme ich über die Achsel und gehe zu den Weibern um: „Nach dem Keilerstein hinab, wer will mit?“ — „Wenn der Pfarrer geht!“ sagen sie, „so bleiben wir auch nicht daheim. Hilf dir selber, Mensch, dann helf' ich dir auch!“ sagt der Herrgott, das ist noch unser Trost.“ Schaufeln, Krampen, Eisenstangen, Schubkarren und was an Zeug eben noch vorhanden, das nehmen sie über die Achsel. Aber auch Mehlsäcke und Brotlaibe und Schmalzkübel für sich und ihre Männer. Wenn nicht gar so harter Ernst, wäre es drollig gewesen, wie ich jezo an der Spitze von etwa zwölf ältlichen Weibern — denn die jungen sind schon unten — ausgezogen bin, um den Drachen zu tödten. Der krumpe Christel hat nachgerufen, er wolle fleißig derweil beten, daß wir doch was ausrichten könnten. Der Schulmeister ist auch mit uns; er hat kein anderes Werkzeug, er trägt mit kurzen schnellen Schrittlein die Idee hinab, ob man den angeschütteten Berg nicht unter sich durchbohren könnte? Die Thorwalder hätten schon einmal ein Loch gebohrt für die Leute — die Wurmlücken, warum sollten sie nicht auch eins zuwege bringen fürs Wasser?

An den Berghängen hinkletternd brauchten wir fast drei Stunden hinab. Zwischen Waldstämmen schimmerte zur rechten der helle See herauf, er war gar nicht mehr schlammig, vielmehr schon fast klar und blau wie ein fermer Gebirgssee, er richtete sich ein, den städtischen Naturfreunden zulieb sehr schön zu werden. Unterschuttbach lag da wie ein kleines Venedig, zum Glücke, daß es erhöht auf alten Schuttstichten steht.

Als wir gegen die Enge kamen, wo der Keilerstein fast senkrecht aufsteigt, sahen wir ihm gegenüber hoch oben schon den breiten Bruch, wo die Bahn oder vielmehr der Bergsturz sich losgelöst hatte. Auch hörten wir das Gefrach von Schüssen. Die Schuttböschung wimmelte von emsig arbeitenden Leuten. Sie sprengten Steine, sie schurften und gruben, sie sägten gestürzte Baumstämme, und unzählige Karren schafften das Gestein fort. — Es gelingt! schrie es auf in mir, als ich die bereits erreichten Erfolge sah. Mehr als zur Hälfte war der Hügel durchschnitten. Der Kimpelschmied traf Anordnungen, sein halberwachsenes Söhnlein, der Kolf, stand mitten in Schutt und Stein und hieb mit dem Krampen flink drauf los.

Als sie sahen, daß auch der Pfarrer und der Schulmeister da waren, schienen sie frischen Muth zu bekommen. Der Schulmeister, welcher ruhelos auf dem Geschütze zu klettern begann, verlangte jezt, daß ein langer Eisenbohrer, von solchen, mit denen man die Brunnenrohre zu bohren pflegt, herbeigeschafft werde. Mit demselben stellten wir zwei uns an die untere Seite des Schuttwalles und bohrten frisch darauf los.



Zuerst sind wir ausgelacht worden, als aber durch das Loch ein erstes Brunnlein zu sprudeln begann, und wir ein zweites anbohrten, begriffen sie es. Schafft man dem Wasser auch nur ein ganz enges Sträßlein, dann hilft es auch selber bohren und graben und es richtet mehr aus als ein Schock Leute.

Noch die ganze folgende Nacht wurde gearbeitet bei rothem Fackelschein. Recht munter sind wir dabei gewesen. Eine Gefahr, und wäre sie noch so groß, gegen die man tapfer kämpft, ist lange nicht mehr so unheimlich, als eine viel geringere, der man thatlos gegenüber steht. Unser Ringen wurde gekrönt. Um neun Uhr früh des dritten Mai huben die Erdmassen an lebendig zu werden. Alles an die Lehnen hinan! Nicht mehr arbeiten, nur noch zuschauen! Die von beiden Seiten durchwühlte Scheidewand stürzte schwer, doch fast lautlos ein, die anderen Wälle bröckelten, rutschten, fielen zusammen, und mit unbeschreiblicher Gewalt brach das Wasser hinaus. Schauerlich toste die trübe, dicke Hochflut, alles mit sich reißend, durch die Schwarzklamm hinab.

„Nest möchte ich aber kein Haus haben, das draußen in der schönen Grünau am Bach steht!“ sagte ein Mann, viele andere stimmten ihm bei.

„Herr Pfarrer, Sie werden sehen!“ flüsterte mir der Schullehrer zu, „in meiner nächsten Oper kommt ein Seedurchbruch vor. Großartige Scenerie, überwältigende Musik!“ „Ja, Mann Gottes, Ihr seid nicht bloß ein guter Musikant, sondern auch ein kluger Kopf.“

„Und jetzt soll uns der Herr Pfarrer gleich an der Stelle eine heilige Dankmesse lesen!“ sagte ein Bauer aus Schuttbach. Ein schöner Gedanke, aber unmöglich; diese Altarsteine ringsum sind zwar vom Herrn geweiht, doch sie müßten auch vom Bischof geweiht sein.

Der See läuft langsam ab. Ein ungeheures Schlammfeld bleibt zurück. Das sonst übliche Bewässern der Wiesen ist dieses Jahr überflüssig, so lohnt sich die Arbeit am Kailerstein zwiefach.

Heute haben sie aus Oberschuttbach das Mädchen gebracht, welches hervorgegraben wurde. Es ist unter den Trümmern in seinem Bette gelegen, wie schlafend, ganz unverleht in einem Hohtraum zwischen verklemmten Balken. Man weiß nicht, warum es des plötzlichen Todes gestorben ist. Das Särgelein haben sie am Kirchriegel im Waldanger niedergelassen vor dem heiligen Josef. Aus allen drei Dörfern waren Menschen da, um dieser einzigen Leiche ein feierliches Begräbniß zu geben, das den übrigen Verunglückten versagt ist. In diesem unschuldigen Kinde wollen wir gleichsam auch die anderen Todten mit Segen, Gebeten und Glockengeläute in das Grab legen.

Jetzt wollten sie aber da am Josef nicht vom Fleck kommen, als warteten sie auf etwas, und standen doch die Leute alle herum und schauten auf den weißen Bretterjarg und auf mich. Endlich tritt der Rimpelschmied an mich heran und theilt mir mit, der alte Herr habe immer die Todtenbeschau gehalten und ich möchte halt auch so gut sein.

Daraufhin habe ich nicht studiert, und zu jedem, der da starr ausgestreckt liegt, müßte ich sagen: Bruder in Christo, du bist nicht gestorben, du wirst auferstehen und ewig leben. — Aber den verfallenden Leib muß man doch bestatten, und das darf man gesetzlich nur nach erfolgter Todtenbeschau. Kein Arzt ist vorhanden im ganzen Torwald, also bin ich hingetreten. Den schon früher gelockerten Sargdeckel haben sie abgehoben. Da liegt ein Engel mit über der Brust gefalteten schlanken Händen, die von einem Rosenkranz umwunden sind. Weiß gekleidet und mit weißem Gesichte, weiß bis in die Nasenhöhlen, in den Mund hinein. Das lange, schwarze, mitten gescheitelte Haar ist umwunden mit einem Rosmarinzweig. Die langen schwarzen Augenwimpern sind so leicht geschlossen, daß man zwischen ihnen durch das bläuliche Glas des geronnenen Augensterneß sehen kann. Ich tastete die Wangen an — kalt wie Lehm.

Alles ist herbeigeeilt, um in den Sarg zu schauen, ich winke, sie sollten ihn schließen. Dann sind wir vollends hinaufgegangen zum Kirchhofe. Ein Frühlingmorgen, die jungen Lärchen und Birken grünen, in allen Sträuchern und Wipfeln zwitschern Vögel, Dummeln klingen herum, ein weißer Falter gaukelt über dem engen tiefen Gräblein, die Sonne leuchtet hell und warm vom blauen Himmel herab — so haben wir den Sarg in die Tiefe gesenkt. Keinen Klage laut der Anwesenden, aber ich merke an manchem stoßenden Schluchzen, wie viele ihr Weh mit Gewalt hinabwürgen — sind doch auch diejenigen da, die Vater, Mutter, Bruder und Kameraden unter dem Schutthügel begraben wissen und jetzt ihrer gedenken . . .

Grabreden sind nicht Sitte bei uns, doch mir ist das Herz so voll, daß ich nach der Einsegnung laut die Worte sage: „Meine geliebten Pfarrkinder! Ehe es mir noch gegönnt gewesen ist, als Aufkömmling ein Wort des Grußes zu euch zu sprechen, und die Bitte, daß ihr auch mir euere Herzen aufthun möchtet, wie ihr meinen hochwürdigen Vorgänger lieb gehabt habet — und euch auch zu sagen, daß ich zu euch stehen will in allen Tagen — ehe mir das noch gegönnt gewesen ist, hat es der Herr gefügt, daß wir durch ein großes Unglück, durch eine schwere Prüfung uns nahe geführt worden sind, also daß wir unsere Zusammengehörigkeit durch Thaten beweisen konnten, anstatt in Worten. Ich habe die Torwaldbewohner in diesen wenigen Tagen kennen gelernt und gesehen, daß sie wert sind großer opferwilliger Liebe. Hier vor dem Grabe, hoffend die Auferstehung von den Todten und das ewige

Leben, gelobe ich, der Pfarrer von Sanct Maria, euch ein treuer Lehrer und Freund zu sein. Auf dem großen Grabhügel zu Oberschuttbach will ich ein Kreuz errichten lassen zur ewigen Erinnerung, daß Pfarrer und Pfarrkind, Lebendige und Todte im Namen des göttlichen Erlösers vereinigt sind."

Jetzt hat wohl mancher und manche laut aufgeschluchzt und mir die Hand geküßt.

Dann sind wir in die Kirche gegangen zum Todtengottesdienste für die Verunglückten. Kein Katafalk und kein Todtenschädel und keine schwarze Fahne. Die Heiligen schauen freundlich von den Wänden, die Engel lachen, die Sonne spielt in rothen, blauen und grünen Funken am Kronleuchter, die Orgel klingt lieblich und die Schulkinder singen lebensfrisch ein fast freudenreiches Lied. — Das sehe ich schon, der Tod kommt nicht auf in diesem Thale.

Nach dem Gottesdienste, als die Leute sich zerstreut hatten, um an ihre alltäglichen Arbeiten zu gehen, blieb ich noch an der Kirche oben und schaute lange über die Schutzmauer hinaus in die Gegend. Jetzt sah ich erst, wo ich war — in einem Paradiese, in weiter Runde eingefriedet von hohen Bergen. In der Ebene zumeist Wiesen, Wald und silbern blinkende Sandhalden mit dem sich schlängelnden Bache. An der Berge Sohle Menschenniedlungen und Acker, weiter hinan blauender Wald, dann blasgrüne Almmatten mit den weißen Punkten der Semnhütten, die freilich in dieser Jahreszeit noch verlassen stehen werden. Hinter diesem Vorgebirge leuchtet da und dort eine Felsbank herüber. Gerne schaut man gegen Sonnenuntergang hin. Hinter Oberschuttbach soll das Thal noch stundenlang fortgehen, aber lauter Gestein und Sand. Und dann baut sich fast in einem Halbkreis um das Hinterthal das hohe Gebirge. Wie es heute dastand im Sonnenscheine, starrschründig aufragend, theils in ungeheueren Schutthalden, die unten breit auslaufen, nach oben hin sich engen, in Astelungen sich verlieren zwischen den Wänden. Und in den Hochkesseln und Mulden der Schnee. Die dunklen Flächen werden Birnbestände sein. Hinter den Binnen ist sie hingegossen, die ungeheuer, die ewige Eisscholle, aus welcher unzählbare dunkle Felswälle, Risse und Spitzen aufsteigen, und aus welcher ewig unsere Wässer rinnen.

Der Schullehrer war zu mir getreten. „Heut' ist sie klar, Herr Pfarrer!“ sagte er in seiner raschen Weise. „Eine Pracht, eine Pracht! Wenn man so etwas in Musik sehen könnte, Herr Pfarrer.“

„Es ist Musik für das Auge.“

„Wahr ist's, wahr ist's. Aber wenn man hinaufsteigt auf diese Musik! Bin schon oben gewesen auf der Hohen Raub. Es ist schrecklich, Herr Pfarrer! Heute kann man sogar den höchsten Punkt sehen — über zehntausend Fuß! Gleichsam das hohe C.“

„Die Hohe Raub heißt das Gebirge? Und welches ist die höchste Spitze, die Ihr so musikalisch bezeichnen?“

„Ich ersuche, Herr Pfarrer! Stellt Euch genau da her, wo ich jetzt stehe und schaut einmal gerade über diesen Baumwipfel hin, ja über den! Der Uhrzeiger kann zu Mittag nicht schärfer auf Zwölf zeigen, als dieser Wipfel auf die Bergspitze, die der höchste Punkt ist. Ganz hinter den Eisfeldern, ein ganz kleines Zacklein — das Lichtl nennen es die Leute.“

Es soll an jener Spitze manchmal eine Schnee- oder Eisfläche von der Sonne so beschienen werden, daß sie wie ein Lichtlein herableuchtet in unser Thal, besonders früh morgens, wenn's hier noch dunkel ist.

Als wir weiter gehen, zieht der Schullehrer säumig ein zusammengefaltetes bedrucktes Papier aus der Brusttasche: „Herr Pfarrer!“ sagt er fast schämig und bleibt stehen und gibt mir das Papier in die Hand, „leset das! das Angestrichene! Heute ist's gekommen!“

Während ich's that, strich er mit beiden Händen seinen Bart nach beiden Seiten über die Brust aus und schaute mich an.

„Da muß man ja gratulieren!“ konnte ich sagen, es war eine Zeitungsnotiz. In Eichfurt hatte ein Gesangverein sein Liederconcert gegeben und eine Nummer desselben war: „Süßes Lieb, behüt dich Gott, mit Clavierbegleitung von Michael Kornstock.“ — Nichts weiter zwar, wie es geungen worden, ob es gefallen hat, aber mein Langbart war glücklich. „Nun geht's vorwärts!“ sagte er. „Wenn die Welt einmal davon weiß, nachher wird sich's schon thun. Auch die Opern kommen dran. Nur Geduld muß man haben. Ich habe wieder ein paar Lieder gefunden, Herr Pfarrer. Das Schönste was es gibt!“

Er sammelt nämlich Volkslieder, Texte wie Melodien, und die letzteren bearbeitet er für Kunstlänger. Schön! Nur will ich jetzt auch einmal sehen, ob im Schulhause die Kinder lesen und schreiben lernen.

Wie wir durch das Kirchhofsthor hinaustreten wollen, steht der krumpe Christel an der Mauer — er bewohnt, wenn er nicht auf Bettel aus ist, ein Stüblein beim Karl. Der Alte schaut den Schullehrer spitzig an und sagt, er hätte mit dem Herrn Pfarrer allein zu reden.

„Gut. Was wünscht Ihr denn von mir, Christian?“

„Beichten möcht' ich halt, Hochwürden Herr Pfarrer, und die heilige Communion empfangen. Jetzt gleich, wenn's sein kunnt.“

„Seid Ihr nicht wohl?“

„Dank der Nachfrag', soweit gesund. Aber weil der Mensch halt nicht oft genug die Sacramente empfangen kann! Und es ist halt so viel was Großes um die heilige Speisung.“



Die Beichte habe ich ihm abgehört, die Communion kann er erst morgen nach der Messe empfangen. Das war ihm nicht ganz recht. „Wenn einer des gähen Todes sterben muß ohne die göttliche Wegzehrung, wer hat die Schuld?“

Ein wunderlicher Patron. Ein abgehauster Bauer. Vor lauter Beten der Arbeit vergessen! Den Hunds-Christel nennen ihn die Leute auch, weil ihm auf der Gasse alle Hunde nachlaufen und anknurren. Wenn er dann mit seiner Krücke herumfuchtel, werden die Thiere noch aufgebracht, begleiten ihn bellend oder fallen ihm so lange nach, als er zu sehen ist.

Am 29. Juni.

Wenn uns böß Wetter verschont, so kriegen wir ein außerordentlich fruchtbares Jahr. Futter in Überflus, treibt schon die Viehpreise hinauf. Das Korn, sagen die Leute, ist seit Menschengedenken nicht so schön gestanden, als heuer. Es ist denn auch alles guter Dinge, und wenn man in den Abendstunden spazieren geht, da hört man singen und juhezen zu allen Seiten.

Heute ist aber doch ein ernster Tag gewesen. Wir haben das Kreuz auf dem Lahnenhügel eingeweiht, zu Oberschuttbach. Er ragt mitten im Dorfe, wo Gemüsegärten gewesen und die zwei Häuser. Ein fermer Berg. Ein Fußsteig ist angelegt worden bis zum Scheitel hinauf, und dort steht jetzt das Kreuz. Es ist aus Lärchenholz gezimmert, roth angestrichen und drei Mann hoch. Ein Riesengrabhügel und ein Riesengrabkreuz. Der Lehrer hat mit seinem Chor das schöne Lied vom Kreuzstamm Christi angestimmt, und der reine Sommernachmittag ist groß und feierlich gelegen über unser Todtengedächtnis, und die Berge haben so freundlich und unschuldig herabgeblickt, als seien es nicht sie gewesen, die dieses Grab geschichtet.

Während ich nach der Benediction die Litanei der Heiligen Gottes bete, hebt auf einmal jemand an, laut zu lachen. Den Lachkrampf hat einer, derselbe Bursche, der aus dem Schutte gerettet worden war. „Hi, hi“, lacht er unverstegbar, „jetzt sollt' ich unten liegen und stehe oben und bete die Allerheiligenlitanei für mich selber.“

Der von den Todten Erstandene ist seitdem nicht mehr recht bei Sinnen.

Am 25. Juli.

Endlich ist's im Geleise und ich kann alles Erlebnis zu Papier bringen. Jeden Tag erlebt man freilich nichts nach außen hin, um so mehr oft im Innern. Zu einer Chronik von Sanct Maria gehört auch eine kurze Schilderung der Leute und Zustände im Torwald.

Etliche siebenzig Bauernhöfe und ein Duzend Kleinhäuser. Feldbau und Viehzucht, auch Wirtschaft mit Holz, das als Bretterläden und Bauholz hinausgeschafft wird ins Land. Das Torwaldholz ist reif und kernfrisch und hart wie Stein, das hat Anwert draußen, wo sie die Bäume noch als Junglinge und Weichlinge niederhauen, und schon solche nicht mehr genug finden. Bei uns ist Holz bis zum Ende der Welt, unerschöpflich viel Wald auf allen Bergen und in den Seitengraben. Was die Leute hier an Nahrung, Kleidung, Wohnung, Werkzeugen u. s. w. brauchen, das erzeugen sie selber, mit geringen Ausnahmen. Man sieht wenig Geld hier, und braucht auch wenig. Nach dem Kirchenbuch haben meine Vorgänger immer noch den Zehnten eingehoben. Für eine Messe dreißig, für ein Amt fünfzig, für eine Taufe zwanzig Kreuzer, für ein Begräbniß mit halbem Conduct und Vibera zwei Gulden der Kirche. Den Zehnten halte ich aufrecht, die kirchlichen Handlungen will ich nicht mit Ziffern messen. Wir haben Sachen genug, sagt die Regina, wir brauchen's mit dem besten Willen nicht auf, was sie an Mehl, Schmalz, Speck, Fleisch, Eiern, Geflügel, Milch, Wolle, Leder, Flachs daherbringen. Wir können noch Arme speisen und kleiden. Die Gemeinde hat gegenwärtig elf Arme, die ihr Brot nicht verdienen können. Dazu gehört zum Pfarrhof noch Wald und Feld und ein schöner Garten. Die Regina ist eine reiche, unsichtige Hauswirthin, ein wahres Glück, ich thäte alles verhausen, mag mich um so Sachen nicht kümmern. Auch einen Knecht haben wir, der sozusagen die Hausmeistergeschäfte verrichtet. Alle übrigen Arbeiten und Herstellungen besorgt mir die Gemeinde. Will ich einmal hinausfahren über das Nidelsjoch, so steht mir des Kimpelschmieds Paar Ochsen mit dem Karren zu Diensten. Mich verlangt's gar nicht hinaus.

Ich verwundere mich über die Maßen. Länger als dreißig Jahre in der großen Stadt leben, verweichlicht werden, geistige Bedürfnisse groß ziehen, und dann auf der Höhe des Menschenalters plötzlich in die Berg-einsamkeit. Und nicht mehr zurückschauen, nicht mit dem Auge und nicht mit dem Herzen!

Mich hat Gott geführt. Im Unfrieden der Weltkreise, im Kampf mit anderen und mit sich selber, im Zwiespalte des Gewissens und in der Lockung des Ehrgeizes ist das Ideal meiner Jugend mir treu geblieben: die Idylle. — Und hier, da mein Haupt schon grau wird, spät, aber nicht zu spät finde ich sie. Nicht die Idylle Rousseaus und Geisners ist es, sondern eine, wie sie eben sein kann auf dieser Welt. Ausnahmen auch hier, im ganzen aber einfältige, tüchtige, gute, zufriedene Menschen. Spät hat mein Leben und Beruf Inhalt bekommen, ich will dieser Zustände Hüter sein — den Rest meiner Tage. Und die große Natur, die mich umgibt, reichlich, überreichlich ersetzt sie mir alle Vergnügungen und Künste der Stadt. Jetzt erst, in den Regentagen, wenn die Nebel tief herab-

hängen in die Berge, und das Feuer im Ofen knistern muß, weiß ich auch, was ein Buch ist. Fünf oder sechs Bücher, die ich immer wieder lese, thun mir jetzt mehr Gutes, als einst die großen Bibliotheken, in denen ich laschte, oder Werke, die ich studierte, um sie rasch wieder zu vergessen, oder ihnen zu widersprechen. Und meine eigenen Schriften? Mitsammt dem Herzklopfen und den Hammerschlägen, daß Gott erbarm!

Meine Pfarrleute sind nicht groß gewachsen, aber kernig, nicht eigentlich schön von Gestalt, aber gesund, nicht geistig hervorragend, aber klug und weniger wild leidenschaftlich als schalkhaft gemüthlich. Vielleicht werde ich auch Ausnahmen zu verzeichnen haben. Ihr Beruf ist die Arbeit vom frühen Morgen bis in den Abend, ihre Erholung ist wieder die Arbeit oder — die Religion. Was anderen etwa der Lehrsaal, der Concertsaal, das Theater, die Bildergallerie, das Museum ist, ist den Leuten vom Torwald die Kirche. Sie nehmen die Religion weniger wie eine Pflicht, als wie ein Bedürfnis. Und ich möchte auch nicht behaupten, daß ihre guten Seeleneigenschaften gerade nur eine Folge der Religion sind, diese bergumfriedeten Menschen sind von Natur aus redlich, geduldig, wohlwollend und fromm. Von keiner Thür ist je ein Armer unbeschenkt gegangen, und die Thüren haben keine Schlösser! Krankheiten, Unglücksfälle werden fast wie selbstverständlich und ganz gelassen ertragen. Doch sind im Jahre drei oder vier Tage, wo sie mehr als bis zur Sättigung essen und sich betrinken. Auch etliche uneheliche Kinder habe ich im Pfarrbuche vorgefunden und sogar einen Todtschlag erst im letztvergangenen Jahre. Von einigen wohlhabenden Bauern erzählt der Tratsch, daß sie ihr Geld in eisernen Töpfen vergraben hätten.

Das Hauptvergnügen der Wirtschaftsbefitzer besteht in ihren Ochsen und Kälbern, ein schöner Minderschlag ist ihr Ideal, dem zuliebe sie sogar Reisen machen, um in anderen Gegenden gute Gattungen zu suchen. Das Fuhrwerk wird nur mit Ochsen besorgt. Pferd ist kein einziges im Torwaldthale. Ross ist Hofsart, sagen sie, der Reiter ist hochtrabend, von oben herab. Der Fahrer verliert die Freude am Heim und kutschiert in der Weite um. Ross ist Lump. Während der Ochse auf jeden Bergsteig hinankann, geht das Ross auf breiten Straßen, wo die Wirtschaftshäuser stehen.

Die Nahrung ist aus Mehl, Butter, Gemüse mit Speck, Fleisch nur an Sonn- und Festtagen. Die Kleidung, heißt es, soll aus drei L bestehen: Leinwand, Loden, Leder. Die Männer halten es auch und ich glaube, daß ihre Kniehosen und Jackenschnitte seit der Besiedelung des Thales die gleichen geblieben sind. Die Weiber haben schon eher Neigung nach neuer Mode und beginnen Baumwollzeug an ihre Leiber zu hängen. Die Wirtstochter aus Unterhuttbach ist am Pfingstsonntage mit einem großen rothleidenen Busentuch in die Kirche gekommen, darob Berwun-

derung auf der einen, Abscheu auf der anderen Seite. Der Kimpelschmied hat dem Krämer Wastel sagen lassen, wenn er so Hefwerk ins Land bringe, würde er einmal unliebsamen Nachtbesuch kriegen. Es soll hier so etwas wie Habersfeldtreiben der Brauch sein, ich bin noch nicht dahintergekommen.

Die Häuser sind geräumig und aus Holz gebaut, so auch alle Wirtschaftsgebäude. Die Außenwände sind gegen die Wetterseite hin mit Schindeln verpackt. Die Dächer aus dem Gleichen. In den Küchen überall das offene Herdfeuer. Wo die Sparherde aufgekommen sind, dort ist das Sparen abgekommen, wird behauptet. Die Stuben, zwei bis drei in jedem Hause, haben zwar recht niedere Thüren und kleine Fenster, sind aber häufig mit Zirmholz hübsch ausgetäfelt; man sitzt recht heimlich drinnen. Die Hauspostille fehlt fast nirgends, die Leute scheinen doch auch bei der alten Schule lesen gelernt zu haben. Reinlichkeit überall; auch in den Hütten wird am Samstag der Fußboden gecheuert. Das ist kein Vergleich mit den Bauernhäusern draußen auf dem Lande, wo man sich nirgends niederlassen darf, ohne einen Flecken am Kleide oder gar lebendige Ansiedelung zu bekommen.

Die Geschlechter im Torwald sind dieselben seit alten Zeiten. Seit im Jahre 1580 das Pfarrbuch gestiftet worden, fast immer die gleichen Namen. Die Dienstboten sind überall in den Höfen anverwandt und werden als zur Familie gehörig behandelt. Der älteste Sohn in der Familie bekommt den Hof, die übrigen Kinder bleiben entweder im Hause als Gesinde, oder erhalten ihren Antheil ausbezahlt und verdingen sich in andere Höfe. Sie heißen Knechte, aber von einer Knechtschaft ist keine Rede; sie leisten was sie können, anders macht's auch der Besitzer nicht, sie haben was sie brauchen, mehr hat auch der Besitzer nicht.

Wildschützen gibt es, die Jagd gehört dem Stifte Alpenzell. Das ist nicht streng, wohl wissend, daß der Bauer seine Saaten vor dem Wilde schützen muß. Früher einmal soll die Gemeinde das Jagdrecht selbst ausgeübt haben, da vernachlässigten sie die Arbeit und jeder wollte mit der Büchse gehen. In neuerer Zeit ist eine Gefahr aufgetaucht. „Seit das Soldatenleben so kurz ist, bleiben sie länger aus“, jagt der Kimpelschmied. „Fort müssen alle, manchem gefällt es draußen besser, er geht in die Fabrik oder zur Eisenbahn und kommt nicht mehr heim. Sie haben nicht mehr das Heimweh wie in alten Zeiten. Wir sind alleweil unter uns gewesen und haben es auch so einrichten wollen, daß der Pfarrer und der Schullehrer Torwalder sind. Aber wenn wir einen Studenten hinausgeschickt haben, ist er in ein paar Wochen allemal vor lauter Heimweh wieder zurückgekommen.“ — So der Schmied. Mit dem plaudere ich recht gern ein, er ist ein kluger Mann; er spricht immer unter „wir“, meint damit aber nicht etwa sich und seine Familie, sondern die ganze



Gemeinde. — Ein heller Kopf ist sein Sohn, der Kolf, der oft gar überraschende Gedanken hat und mit dem ich mich manchmal unterhalte.

Einen bemerkenswerten Bund haben die Dorwalder wegen der Steuern geschlossen mit dem Stifte Alpenzell, dem sie einst tributpflichtig gewesen. Sie liefern noch wie früher ihre Naturalien ins Stift, dieses aber zahlt dafür das Bargeld an die Steuerbehörde. Der Kimpelschmied hat eine alte Magd, die immer fürwichtig ist und gerne dreinredet, wenn sie etwas hört. Wie wir vor kurzem über die Steuern sprechen, ruft sie: „Ah Kefel Kofel! Steuer zahlen müssen wir den Herren? Sollen lieber sie uns Steuer zahlen, dafür daß wir fleißig arbeiten und ihnen was zu leben geben!“ Das ist dieselbe Magd, die mich immer anlacht, weil ich Hosen an hätte und mir alleweil in den Augen kalt wäre. Zuerst verstand ich's nicht, es war aber so gemeint: Mein Vorgänger hat hohe Stiefel getragen, deren glänzende Röhren bis unter den langen Gehrock heraufgelangt hatten; ich trage lange Hosen, und so wundert sie sich darüber. Und warum ich Winterfenster trüge über der Nase, wenn mir nicht in den Augen kalt wäre? — Hohe Stiefel werde ich mir wohl auch anschaffen müssen, hier zu Lande ist an den Beinen Leder besser wie Tuch. Die Winterfenster kann ich freilich nicht wegthun. Unsereriner sieht nicht leicht zu scharf!

Einigen Kummer bereitet mir der Karl Groß, der Meßner. Er ist in früheren Jahren als Handwerksbursche viel in der Welt herumgekommen und da hat er am vorigen Sonntag beim Unterschuttbach-Wirt erklärt, er glaube an keinen Gott. Die Leute haben ihn bloß ausgelacht, ich aber — der davon gehört — habe ihn doch darüber zur Rede gestellt. Anfangs hatte er Ausflüchte, in die Enge getrieben, gestand er auch mir unumwunden ein: Er glaube an keinen. Er habe noch nie einen gesehen, außer solchen, die er selber gemacht — aus Weizenmehl. Und einer, der so viel hinter Altären und Heiligen herumzukriechen habe wie ein Meßner, und doch nichts wahrnimmt, dem könne man es nicht verübeln. — Der Schneider ist sonst ein fleißiger Mensch, der eine große Familie ernährt und christlich erzieht. Als Kirchendiener verrichtet er seine Sachen in musterhafter Ordnung. „Groß“, sage ich zu ihm, „narret Euch nicht, Ihr glaubt es selber nicht, daß Ihr nicht glaubt; nach dem dritten Glase hat schon mancher eine Dummheit gesagt.“

„Gut“, meint er, „dem Herrn Pfarrer zulieb will ich's nimmer sagen.“

„Aber Ihr sollt Euch's auch nicht denken!“

„Es ist noch keiner zurückgekommen“, fährt der fürchterliche Mensch fort. „Beim Beten bleibt alles still, im Glend greift kein Arm herab, und den Heiden geht's nicht schlechter als den Christen. Und wie verlassen der Mensch im Unglück ist, das hat man im heurigen Frühjahr wieder sehen können bei der Überschwemmung.“

Kasch wollte ich da einhacken: „Und gerade bei dieser Überschwemmung hat sich Gottes Hilfe augenscheinlich gezeigt.“

„Die Leut' selber haben sich geholfen“, sagt der Karl leise. „Aber es schickt sich nicht, mit dem Herrn Pfarrer über so Sachen zu reden und ich bitte um Verzeihung.“

„So entkommt Ihr mir nicht, und einen glaubenslosen Altardiener könnten wir wohl nicht brauchen, lieber Groß!“

Kaum das Wort ausgesprochen, habe ich's auch schon bereut. Fortstoßen anstatt heranziehen! Er entgegnet allsogleich mit großer Demuth: „Ist ja ein Unsinn. Manchmal setzt einem der Teufel halt so etwas in den Kopf.“ Dass er noch an den Teufel glaubt, war mir gleich ein Trost, wenn auch ein schlechter. „Ich thu's eh einsehen“, fährt er fort, „dass die Leut' einen Glauben haben müssen und will's schon sagen nächstens im Wirtshaus, dass es nur ein dummer Spass ist gewesen.“

So ist er fortgegangen und ahnt wohl nicht, welche Bangigkeit er in mir zurückgelassen hat. Bei der Messe am nächsten Tag war er wieder der eifrige fromme Kirchendiener, der laut und mit andächtiger Miene einen Rosenkranz vorbetete. Der krumpe Christel hätte freilich gerne drei Rosenkränze gehabt, statt einen. Der bleibt nach dem Gottesdienst allemal noch lange knien in seinem Kirchenstuhl und kann sich nicht genug beten und an den Bildern herumküssen. Er ist einer der Ortsarmen und wenn er für seine Wohlthäter beten wollte, da hätte er ja recht. So viel ich aus seinen Reden merke, betet er aber nur für sich, dass ihn der liebe Gott doch nicht in die Hölle kommen lassen solle. Die Hölle, das ist seine Angst Tag und Nacht und jedem, dem er beikommen kann, gibt er zu bedenken, ob er nicht etwa so viele schwere Sünden habe, dass er in die Hölle kommen könnte! Schon eine einzige Todsünde sei genug. Die Hoffart sei eine, und wer stolz wäre auf einen neuen Rock, wie der Schmiedpoldel, oder auf glänzende Stiefel, wie der Schneider Karl, der komme in die Hölle! Die Trägheit sei eine Todsünde, und wenn man des Morgens im warmen Bett liegen bleibe, wie der Zimmermann-Sepp, anstatt zur heiligen Messe zu gehen, der komme in die Hölle. Die Wöllerei sei eine Todsünde, und wer sich einen antrinkt, wie letzstens der Baumstiegelbauer und der Teichgraber-Golo, der kommt in die Hölle. Und wer einem Weibsbilde nachschaut — wie die jungen Burschen all auf der schlechten Welt, und sogar die alten Männer noch, die Vocksterle — und die Todsünde nicht beichtet und büßt, der kommt ins ewige Feuer. — Das ist so des Alten Christenlehre, die er jedem gibt, und die er auch von der Kanzel also gepredigt wissen will. Meine Lehren von Liebe, Opferwilligkeit, Geduld, Gnade, Gott und Himmel befriedigen ihn nicht. Jede Woche wenigstens einmal kommt er mir zum Beichtstuhl. „Christel, Christel!“ habe ich ihm letzstens müssen zurufen, „bringst doch nicht alle-

mal einen Sack voll fremder Sünden, bringt doch einmal auch Euerer eigenen!"

Die beiden, der ungläubige Karl und der bigotte Christel wohnen beisammen, Wand an Wand — es ist doch wunderbar auf dieser Welt!

Am 15. August.

Schmieds Rolf, der blonde freundliche Junge, ist heute bei mir gewesen mit der Bitte, ihm ein Buch zu leihen. Er habe Feiertags Zeit, dem Schulmeister seine Sachen aber hätte er schon alle gelesen. Ich merke schon lange, daß er Gelesenes auch auffaßt, manches freilich in besonderer Art, und auf sich wirken läßt. Es ist ein Gemüth wie Wachs. Das wäre einer zum Verdorbenwerden, wenn er in unrechte Hände käme. Ob er nicht studieren möchte? Er schüttelt den Kopf und gesteht, vor etlichen Jahren wäre er wohl schon im Stift draußen gewesen, aber nur vier Tage lang, dann sei er wieder heim gegangen, daheim wäre es lustiger. Ich gab ihm die „Nachfolge Christi“ und einen katholischen Volkskalender. Zum Schluß sagte ich noch: Das wäre schon der richtige Weg, wer an Werktagen fleißig arbeite, dem schmecke an Feiertagen die geistige Unterhaltung doppelt, und wer an Ruhetagen seine Seele durch das Reich Gottes spazieren führe, der sei dann wieder frisch und munter zur Arbeit.

Den 16. August.

Meine Berufsgeschäfte verlangen nicht viel Zeit. Das Studium der Predigten hatte ich anfangs um so ernster genommen, als ich ungeübt war und mir ganze Theile memorieren mußte. Auch habe ich die Predigten so ausgearbeitet, daß man sie gleich in die Druckerei hätte geben können. Sie haben aber bei meinen Pfarrkindern nicht gezündet. Erst als ich eines weiten Versehanges wegen mich nicht vorbereiten konnte und dann auf der Kanzel nur so, wie mir gerade ums Herz war, hinabgesprochen habe, schauen sie mich mit hellen Augen an, etliche sollen sogar geweint haben — weiß die Regina — und nach dem Amen sagen alle miteinander ein lautes Vergeltsgott. Seither spreche ich ihnen gerne aus dem Evangelium, von den heiligen Legenden, aus der Verpredigt, halb in ihrer Mundart, so als ob ich in den Häusern mit ihnen redete, knüpfe auch gerne an ihre Freuden und Leiden, an die Eigenschaften, Schönheiten und Gefahren der Jahreszeiten an, rede streng, wenn ich sie übermüthig weiß, milde und trostreich, wenn sie traurig sind, und habe die Kirche voll Zuhörer. Das sechste Gebot muß oft erhalten, auch das vierte recht eindringlich auszulegen ist nicht überflüssig; lieber hören sie immerhin Reden über die Muttergottes, den Schutzengel, Dinge, die schön und lieblich sind, ohne sie gerade immer an ihre Pflichten zu erinnern.

„Es war“, das klingt ihnen angenehmer, als „du sollst“. Geschichten und Beispiel sollte kein Prediger verschmähen.

So hätte ich nun recht viel Zeit zum Schreiben. Aber ich ziehe das Lesen vor. Ich lese Uhren draußen bei den Schnittern und freue mich, daß die Frucht so schön steht, und noch mehr, daß die Leute so munter sind bei der Arbeit. Anstrengung und Sonnenhitze preißt ihnen den Schweiß aus allen Poren, sie bleiben emsig und heiter vom frühen Morgen bis in den späten Abend, und die Uhrenlese machen sie für Arme. Ein solches Arbeiten ist ein wahrer Gottesdienst.

Vorgestern bin ich vom Felde abgerufen worden. Ein Pote aus dem Gebirg war da; auf der Zaunstiegelalm hat sich eine Brendlerin (Semmin) durch den Fall über eine Felswand schwer verletzt. Eilends holte ich aus der Kirche das Sacrament und das Chrisam. Die Regina steckte noch Brot und Rauchfleisch in die Tasche, die der Pote mitammt der Laterne zu tragen hatte, und so sind wir hinaufgestiegen. Nach drei Stunden über grasige Almkuppen hin, wo der Herr in Brotesgestalt selten geht. Als wir in die Hütte treten, liegt die Kranke auf dem Rücken reglos da mit starrem, gebrochenem Auge, am Munde Spuren von Blut. Es ist zu spät. Ein junges Weib, in den versteinerten Zügen noch der Schreck vom Sturze. Ein knochenediger rothbärtiger Mensch ist vorhanden, der wühlt mit seinen braunen Fingern in den Haaren und macht der Todten die heftigsten Vorwürfe. „Eine frevelhafte Leichtsinngigkeit ist es!“ schreit er. „Als ob dies Jahr nicht überall Futter genug wäre! Aber nein, aus den Wänden hat sie's müssen holen, wie es in früheren Jahren noth ist gewesen. Aber jetzt hätt's nicht sein müssen. Zu Trug bist in die Wände, du schlechte Dirn! Und abgewalgen! Und jetzt bist mir gestorben!“ Laut brüllend beugte er sich über die Leiche. „Und jetzt kannst nicht selig werden, meinewegen, und mußt im Fegefeuer sein meinewegen.“ Dann löst er sich von ihr los, sinkt vor mir, der ich noch das Hochwürdigste in den Händen trage, auf beide Knie und mit gerungenen Händen fleht er um Barmherzigkeit für die Seele der Verstorbenen. „Wir haben halt zusammengehalten allzwei in der schlechten Liebshaft, und jetzt hat sie nimmer beichten können und nimmer losgesprochen werden; nimm's an von mir, Herrgott, heiliger, daß ich ihrer statt die Sünde kann beichten!“

Einen solchen Auftritt muß man selbst erleben, mir ist's ganz kalt über den Rücken gegangen, wie der rauhe Waldmensch so glühend und wild für seine Geliebte um Gnade fleht. Ich werde ihm wohl einige beruhigende Worte gesagt haben, und auch die Leiche gesegnet und angeordnet, wann man sie auf den Kirchhof bringen solle.

Später stehe ich im Freien und schaue hinaus ins weite stille Bergland. Unser Thal ist versunken tief unter den Vorbergen, gegenüber stehen



die Felsriesen, liegt das grauenhaft zerrissene Meer des Eises. O du ewige Vergewelt, was hast du an dir schon aufblühen und was schon sterben gesehen!

Bei der Thalwanderung diente die Laterne des Boten nicht mehr dem Sacramente allein, das ich wieder hinabtragen mußte, sondern auch uns im finstern Walde bei einbrechender Nacht. Zu Thale gekommen redeten wir ein wenig mit einander, und zwar von meinem Vorgänger, der groß in Ehren gestanden sein muß bei den Torwaldleuten, weil sie so häufig von ihm zu sprechen kommen. Er war neunzehn Jahre lang da und muß sehr gewissenhaft gewesen sein, und voller Sanftmuth und Opferwilligkeit für andere. Beispiele werden erzählt, in welchen er wie ein Heiliger dasteht. Ich fragte meinen Weggenossen, was man denn eigentlich sage über seine Krankheit und dass er ins Irrenhaus hat müssen gebracht werden?

„Mein Gott“, antwortete er, „was wird man denn sagen? Er ist halt nimmer daheimgeblieben, hat angefangen in der weiten Welt herumzugehen, hat sich eingebildet, er wäre ein Schulmeister und ein Jäger und Gendarm, der Verbrecher verfolgen muß. Soll auch immer von Gerichten und Galgen gesprochen haben — sonst so ein gemüthlicher Herr, wer begreift's denn? Ist heim und wieder fort und wieder heim und allweil geschrieben, geschrieben und ganz verloren gewesen. Nachher haben sie ihn abgeholt und in den Narrenthurm gesteckt. — Die Leute sagen, Einbeeren hätte er gegessen, giftige, davon wird man so.“

Am 18. August.

Heute haben wir die Almerin bestattet. Über ihren Tod hat die Regina eine geheimnisvolle Andeutung vernommen, als hätte die Arme ihn absichtlich gesucht, und als hätte sie einen Grund dazu gehabt. Ihr Liebhaber, der Holzknecht Thomas, ist nicht beim Begräbnis gewesen, aber nachher ist er zu mir in den Pfarrhof gekommen. Vor den Leuten schäme er sich, aber mit mir müsse er reden und drei Seelenmessen lesen lassen. Schon sein hirschledernes Geldbeutel mit dem Riemen zog er auseinander. „Steket das nur ein, Thomas, die Messen sollen gelesen werden, ihr aber müßet noch etwas Besonderes thun, um sie zu erlösen.“ — Was das wäre? Zu allem sei er bereit. — „Ein sittjamer Lebenswandel fürderhin!“ ist mein priesterlicher Rath. „O Herr Pfarrer!“ ruft er aus, „gesagt ist das leicht. Wie oft hab' ich mir's selber vorgenommen, bei meinem Augenlicht hab' ich mir's vorgenommen, bei meiner Mutter Seel' hab' ich mir's vorgenommen — all umsonst. Wenn die Versuchung kommt, und stärker und allweil stärker wird, dass man nimmer schlafen und nimmer essen kann — da ist der Teufel los. Fieber in allen Gliedern, blau vor den Augen, wild wie ein Thier, dass man sich selber nimmer kennt, und wenn die Sonne wieder aufgeht, ist man ein armer Sünder.“

— Die geistlichen Herren wissen das nicht so, sie haben die heilige Weib'. Aber unsereiner in seinem weltlichen Fleisch und Blut! — Und dennoch nehm' ich mir's wieder vor, und zu dieser Stund — der ersten, die sie im Grabe liegt, nehm ich mir's vor: brav will ich sein! nur um die Gnad', um den Segen bitt' ich zu tausendmal! Herr Pfarrer, ich bin ein schrecklicher Sünder!"

Wie einem da zu Muth wird, wenn so eine ringende Seele um Hilfe schreit, und man ist selber ein schwankendes Rohr im Sturme! — Mein Gebet habe ich ihm versprochen, und so oft er Rath und Trost braucht, soll er herabkommen von seinen Wäldern zu mir, seinem geistlichen Vater. Als er das ihm vorgelegte Glas Wein trinkt, lacht er immer, lacht ganz ungebürlich laut, dabei zuckt ihm das Schluchzen, füllt sein geröthetes Auge sich mit Wasser. Da habe ich mir gedacht: Du armer heißer Mensch!

Den 24. August.

Aus den Erkundigungen, die ich heute über den wunderlichen Thomas eingeholt, wird man nicht recht klug. Ein wilder wetterwendischer Mensch; manche halten ihn sogar für einen Heuchler, was ich wohl nicht gelten lassen kann, oder er müßte der vollendetste Schauspieler sein. Im Pfarrbuche steht er als im Jahre 1847 zu Sanct Maria geboren, Sohn eines eingewanderten Deichgräbers. Nach seinen Militärjahren, wissen die Leute, ist er längere Zeit Pferdeknecht im Stifte Alpenzell gewesen, dann aber mehrere Jahre verschollen, und endlich im vorigen Jahre wieder heimgekommen und im Haselbachwald als Holzknecht eingestanden. Dafs kein Weibsbild auf die Almten wolle, seit der Thomas im Haselbach ist, sagt man ihm nach. Andererseits lobt man sein frommes Herz. Wenn irgendwo eine Wallfahrt veranstaltet werde, ein Bitt- und Bußgang, ein Ablass für sich oder die armen Seelen zu gewinnen, da sei der Thomas dabei. Ein gutes Theil seines Arbeitslohnes verwende er, um in Gnadenkirchen Messen für die armen Seelen lesen zu lassen. Auch wohlthätig sei er nach Kräften und seine Bußübungen pflege er nicht vor Leuten zu verrichten, sondern wenn er sich unbemerkt glaube. Man habe einmal beobachtet, wie er sich ins Blockhaus eingeschlossen und mit Dornenruthen seinen Leib gezeißelt hätte. — Wo ist da der Heuchler? Ich bleibe dabei, es ist ein armer heißer Mensch!

Den 30. August.

Über die Schule ist nichts Außergewöhnliches zu verzeichnen. Auf der Gasse sind die Kinder überartig und vor lauter Handküssen ist nicht weiterzukommen. Wenn sie statt dieses Brauchs einen christlichen Gruß sagen, wird es mir lieber sein.

Das Schulhaus ist geräumig, wird aber zu klein sein für fünf- undsiebzig Kinder, und ein Lehrer ist zu wenig. Er thut, was er kann,

sie lernen lesen, schreiben, rechnen, singen, die Grundzüge der Geschichte und ein bißchen Naturgeschichte. Der Schmied — so nennen sie kurzweg den Kimpelschmied und den Gemeindevorstand — spricht immer davon, daß auch ein wenig Landwirtschaft, aber eine wie sie für das Torwaldthal paßt, gelehrt werden sollte. Ich dünkte auch, das wäre wichtiger als der Unterricht über die Geschichte der Perser und über die Neger Afrikas. Der Lehrer meint, das Allerwichtigste für den Menschen und besonders für den Torwäldler sei singen, geigen und klarinettblasen; noch die Abendstunden und die Nachmittage an den Sonntagen verwendet er dazu, um den Kindern, die freiwillig kommen, Unterricht in der Musik zu geben; damit macht der gute Mann der Gemeinde allerdings ein Geschenk, das hoch anzuschlagen ist. Dafür erwartet er mit jeder Post, das heißt, so oft ein Fuhrwerk heimgefahren kommt von draußen, die Nachricht, daß eine seiner Opern im Operntheater angenommen ist und bereits einstudiert wird. Darum sieht man ihn häufig so herumstehen vor dem Wirtshause, wenn ein Karren ankommt, doch zu fragen, ob für ihn kein Brief da sei, wagt er nicht. Kommt einmal ein Brief an ihn, so zittert er vor Aufregung, bald hernach ist er allemal in sich gefehrt und wortkarg.

Ich mache ihm für seine künstlerischen Bestrebungen manche freie Stunde, wenn ich in der Schule bei den Kindern sitze. Einmal in der Woche Katechismus, zweimal Evangelium und Apostelgeschichte. Auf der Kanzel pflege ich den Leuten zu erzählen, in der Schule lasse ich mir erzählen, was sie aus den heiligen Büchern gelesen oder sich sonst gemerkt haben; was das eine nicht weiß, weiß das andere und der Herr Jesus ist uns schon ein so guter Bekannter geworden, daß die kleine Apollonia des Reithofbauers mir vor kurzem die vertrauliche Mittheilung machte, es stricke daheim Winterstrümpfe für den lieben Herrn Jesus.

Seine fürstbischöfliche Gnaden haben mir beim Abschiede ja doch gesagt, im Torwald könnte ich meine Ideale praktisch ausüben — vielleicht um zur Überzeugung zu kommen, daß sie nichts taugen. Und für einen Versuchshof ist Sanct Maria gerade gut genug. — Hinweg, das sind schlimme Gedanken. Ich habe vielmehr nun zu beweisen, wie ernst es mir ist mit meinem Berufe und daß nicht Nörgelsucht mir die Feder in die Hand gedrückt. Daß ich es aber gestehe, manchmal, manchmal wäre mir für meine Gedanken und Vorschläge die Druckpresse doch lieber als die Kanzel und das Schulzimmer. Was nicht alles zur Leidenschaft werden kann!

An heißen Tagen halte ich den Religionsunterricht nicht im Schulsehause, sondern im Garten unter der Linde. Die Amseln und Finken dürfen auch mitreden.

Heute habe ich die vier letzten Dinge behandelt. Beim Tode und dem Gerichte war keine rechte Stimmung, jedoch als wir an die Hölle

kamen, machten die Kleinen den Kreis enger um mich zusammen und die Maria Lanzel kicherte: „Wo die Teurelein sind mit den Hörnern, gelt?“ — Auch die Hölle ist für Kinder auf die Dauer kein gesunder Aufenthalt, hingegen gedachte ich beim Himmel etwas länger zu verweilen. Als ich ihnen den Himmel als den Wohnort der Seligen erklärt hatte, wo alle Wünsche erfüllt werden, hub ich an, sie der Reihe nach auszufragen, wie sie sich den Himmel vorstellten. Die Mädchen sind mit der Antwort fixer bei der Hand. Die Rosalia Güter sagte: „Im Himmel, da ist's halt lustig, da thun die Engelein musizieren und tanzen.“ Die Agatha Brennscheit sagte: „Im Himmel gibt's alle Tag Lebkuchen und Meth, so viel man mag.“ Der Johann Almbauer: „Im Himmel hat's Vögel mit brunnrothen Federn und goldene Vogelhäufeln, daß man sie hinein thun kann.“ Die Juliana Schindlacher: „Im Himmel finde ich mein gestorbenes Mutterl wieder.“ Der Alois Stangel verhielt sich fragend: „Herr Pfarrer, thun sie im Himmel auch kugelschießen?“ Und der Michel Ramsauer: „Wenn ich in den Himmel komm', so leg ich mich auf's Heu und schlaf.“ Dagegen rief die kleine Kunigunde Reitbauer: „Je, der will auf dem Heu liegen! Im Himmel gibt's gar kein Heu, gelt Herr Pfarrer?“ Hierauf fragte ich den kleinen Sohn des Ulrich am Lindenbaum, der etwas abseits sitzt und träumerisch in die Baunbede starrt: „Na, Karl, und was meinst denn du?“ Er schrak auf und stammelte: „— meinst denn du?“ — „Hast auch du schon darüber nachgedacht, wie es im Himmel sein wird?“ — „Himmel? Himmel sein wird?“ sagte er nach und blickte mich hilflos an. „Je!“ rief die Kunigunde: „Der weiß nicht einmal wie's im Himmel ist!“ — „Weißt du es?“ fragte ich sie. Darauf die Kleine: „Im Himmel ist es halt ganz blau und die Leute gehen in weißen Leintüchern herum und haben Lichter in der Hand!“ — „Und vom lieben Gott saget ihr gar nichts?“ — „Der ist gar nicht oben!“ rief der Anton Achenberger, „der Gott ist ja in unserer Kirche auf dem Altar.“ Und der Stefan Schnabelegger: „Wenn der Gott daheim ist im Himmel, da ist's eh nicht lustig, da muß man alleweil beten.“

Für mich ist diese Katechetenstunde lehrreich genug gewesen, und das einmal läßt man die liebe Naseweisheit hingehen. Denn so lernt man die Kinder kennen, nach dem, wie sie sich den Himmel denken. Nächstens will ich ihnen was sagen, obzwar selbst unsereiner vom Himmel nicht viel mehr weiß, als das Söhnlein des Ulrich.

Den 5. September.

Mehrmals habe ich schon reden gehört von den Steinfranzel-Leuten, die ganz drinnen, wo der Raubgraben aufhört, ihr Haus und ihre kleine Wiesen- und Feldwirtschaft haben. Ortsbekannt ist ihre beständige Keiterkeit



und Gastlichkeit. Kein Holzer und kein Jäger und kein Hirte rastet am Steinfranzel-Haus, ohne daß ihm eine Schale Milch oder ein Laib Brot angeboten wird, um sich daran zu erquicken. Dabei sind sie, der Mann wie das Weib und die Kinder, stets guter Dinge, wissen ein frisches Liedel oder ein spaßhaftes Wort. In der Kirche fiel mir der große Mensch auf mit dem kleinen Rundgesicht und dem weißen Schnurrbart drin. Er steht immer neben dem Taufbecken, obwohl er auch in der Sitzbank Platz hätte neben dem Zimmermann Sepp oder meinem Knechte Kuppert. Sechzig Jahre alt sein, die ganze Woche Gras mähen oder Hafer schneiden und am Sonntag den Eig verschmähen — das ist mein Stein-Franzel. Bei der Predigt habe ich keinen aufmerksameren Zuhörer, als ihn, und je nachdem sein rothes Gesichtlein in die Breite oder in die Länge geht, weiß ich, ob meine Worte ihm gut sind oder nicht.

Nun erzählt beim Tabakrämer der Hirt von der Griefelalm, daß ihm, wie er lektens wieder im Steinfranzel-Haus eingekehrt war, etwas aufgefallen sei. Die Leute wären zwar freundlich gewesen, hätten ihm aber weder Milch noch Brot noch etwas anderes angetragen und die Kinder sähen nicht so frisch aus wie sonst. Er habe dann das Weib gefragt, wie es gehe, das hätte so ein wenig aufgeseufzt und dann geantwortet: „Es muß schon gut sein.“

Weil heute ein gar schöner Tag gewesen, so bin ich hineingegangen in den Raubgraben. Von Oberschuttbach noch fast zwei Stunden. Selbst um die Mittagszeit hat dieser Graben an den meisten Stellen keine Sonne; der Bach quirlt und schäumt in der Tiefe zwischen den Felsblöcken durch, der Weg steigt an den Hängen einmal rechts, dann wieder links vom Bache, ruppig auf und ab, und die Bachbrücken bestehen immer nur aus zwei nebeneinandergelegten Baumstämmen, die zumeist ohne Handhabe sind. Der Sturm muß arg wirtschaften in dieser Schlucht, an den Hängen liegen oft mehr Bäume, als deren stehen, und manch knorriges Ungeheuer ist über den Bach hingeworfen und hat sein Geäste eingebohrt in das Uferbereich oder läßt es bespühlen von den schreienden Wellen. Hinten wird aus dem Graben ein mäßig breites Thal und da schauen die lichten Steinberge nieder. Etliche Kleinhäuslerwirtschaften sind da herum, und als die letzte derselben, am steilen Waldrande steht das Steinhäusel. Zwei halberwachsene Knaben rechen am Wiesenraime Futter zusammen, ein Mädchen sammelt weiter oben Bruchholz; ein etwa zweijähriger Junge hockt an der Hausecke und nagt an seiner Feldrübe. Im Hause hat das Weib eins an der Brust und hat es so eingerichtet, daß sie während der Mahlzeit des Nüngsten an einem Strumpfe stricken kann für den Ältesten.

„Na — ist er's oder ist er's nicht!“ jagt sie ganz gedämpft und schaut mich an. „Das müßt' man doch heilig in den Rauchfang hinaufschreiben, wenn das der Herr Pfarrer wär'!“

„Schreibt es nur hinauf, Steinfranzelbäuerin. Will doch einmal sehen, was Ihr macht da, in des Herrgotts Extrastübl herinnen!“

Sie lädt mich ein, auf der Bank plazzunehmen, streicht mit der Schürze den Staub von derselben, wirft das Kind aufs große breite Bett, das hinter dem Ofen steht, und eilt hinaus. Der Kleine und ich unterhalten uns miteinander in der Weise, daß er sich vor mir fürchtet und ein helles Geschrei erhebt, ich ihm aber in ausgesucht freundlichen Worten meine vollkommene Ungefährlichkeit zu beweisen suche. Das Weib höre ich in der Nebenkammer herumrennen, dann in der Küche, dann auf dem Dachboden, endlich kommt sie mit einem Teller Käse und einem Stück Brot. Der graugrünliche Käse ist breiartig auseinander gefallen, das Brot hat Risse und etwas grauen Bartflaum.

„Es ist eine Schand' und Schmach!“ ruft sie, einzelne Silben in gedehntem Tone hinziehend, „just heut, wo ich mit nichts kann aufwarten, aber schon rein mit gar nichts!“

Ich merkte es wohl, das Beste was im Hause war, stand vor mir. Dann erfuhr ich, daß sie neun Kinder haben, wovon fünf wohl schon etwas ausrichten können. Der Alte und die Buben sind hinter dem Schachen oben. — „Aber schon gar nichts aufzuwarten! Schämen muß ich mich wohl!“

Hinter dem Schachen oben fand ich die Bescherung. Wiese und Acker waren übergossen mit Schutt und Steinen. Vom Lahnengang her. Anstatt, daß die Steinfranzel-Leute in diesem Jahre säen und ernten konnten, mußten sie das Unheil wegräumen von ihrer Scholle. Der Alte und zwei Burschen waren eben dran, mit Hebelstangen einen niedergedrollten Felsblock wegzuschaffen. Sie sahen mich, rissen ihre Hauben vom Kopf und als sie meine Klage hörten über ihr Mißgeschick, rief der Mann lachend aus: „Wir haben halt den Namen nicht umsonst, beim Steinhäusel. Ein bißel niedersitzen!“ Alljogleich hatte er seine Koppe über den Steinblock geworfen und das ist das Sofa der Gebirgsleute.

Nachher habe ich angefangen, ihn auszuwickeln, daß er seinen Schaden geheim gehalten; er meinte: „Was hätt's genützt, jeder hat auf sich selber zu denken und meine Buben — Erzkampeln sind's, gelt! — die werden schon fertig in ein paar Jahren mit dem --“ hat ein Wort gebracht, das man nicht gerne nachsagt.

„Wohl, wohl, Arbeit ist schon recht, Steinfranzel, aber was wollet Ihr denn essen, wenn Grund und Boden verschüttet ist?“

Fieng er an mit den Armen auszudeuten: „Da drenten am Main und da oben an der Leuten und da hinten auf den Wändwasen haben wir gleich nach dem Unglück Erdäpfel angebaut, sind sie nur erst zeitig, nachher —!“ Mit der Zunge hat er geschmalzt.

Er geht mit mir ins Haus herab und sosehr das Weib sich immer noch schämt wegen der schlechten Begastung, sosehr lobt nun der Franzl

den „kräftigschmeckenden“ Käse und das altgebackene Brot, das viel gesünder sei als neugebackenes, und ißt mir gleich mit schmeckendem Munde eins vor. Wie wir nachher über die vielen Kinder ins Gespräch kommen, mit denen der Herrgott halt gar so freigebig ist im Raubgraben, da wird's ausgemacht: Ich nehme ihnen eins ab, führe es gleich mit mir, erziehe es und die Eltern möchten darüber unbesorgt sein. Von den älteren keins, die können schon arbeiten; von den jüngeren auch keins, die müssen noch bei der Mutter bleiben, von den mittleren eins ist recht für den Pfarrhof. Und genau die Mittlere ist das zehnjährige Mädel, welches im Schachen Bruchholz sammelt, ich kenne es von der Schule her. Sogleich wird sie herbeigerufen. Der Alte tänzelt ihr in gebückter Haltung entgegen, klatscht mit den Händen und schreit: „Pfarrerköchin! Kleine Pfarrerköchin! Gleich die Hand küssen, dem da! Du bist schon im Himmel!“

Das Mädel — Ottilie heißt sie — ist voller Freude, daß sie mit mir hinausgehen kann in das großartige Sanct Maria, wo die vielen schönen Häuser stehen und die Kirche, und daß sie draußen bleiben darf, der Mutter Regina arbeiten helfen und in einem eigenen Bettlein schlafen bei der Nacht. Die Mutter kann sich nicht genug thun in Ausrufungen: „Daß ihr so ein Glück aufgesetzt ist! Auf keinen andern Ort möcht' ich mein Kind nicht hingeben! Und wenn wir Sagspän' essen müssen, hab' ich oft gesagt, weg laß ich wohl keins von meinen Kindern! Frei nicht wär' das übers Herz zu bringen! Aber dem Herrn Hochwürden Pfarrer tausendmal gern!“

In einem Rückenförblein, wo die Ottilie sonst Holz und Futter von der Weide getragen, haben alle ihre Sachen Platz gehabt, nur ein paar Schuhe hat sie außerdem noch über den Arm gehangen. Beim Abschiednehmen sind ihre Geschwister da, darunter auch ein gelbhaariges Bublein, das seine Barfüße weit auseinanderstreckt, seine Hände mit den weißen Leinwandärmelchen in die Hosentaschen steckt und mich vom breiten Filzhut bis zu den glänzenden Röhrenstiefeln scharf besichtigt daraufhin, ob ich wohl so sei, daß man die Ottilie mir anvertrauen könne.

„Den da sollt' mir der Herr Pfarrer halt auch mitnehmen, den da!“ rief der alte Franzel und hieb dem etwa elfjährigen Knaben die flache Hand auf die Achsel. „Der thut mir alleweil meistelesen im Steingräbel drinnen. Hab' ihn deswegen schon einmal bei den Löffeln genommen, laßt's aber nicht sein.“

„So! Na, wir reden noch darüber“, sagte ich und trachtete weiterzukommen, aus Angst, das Franzelweib könne den ganzen Handel wieder rückgängig machen. Es gab auf einmal unheimlich viel Augenvasser.

Unterwegs haben wir uns recht gut miteinander unterhalten. Die Ottilie erzählte mir, wie viele Sachen sie daheim haben, eine Menge Sachen! Sie haben Schafe und ein weißes Lamm, das der Bruder

Lucian sich immer auf den Kopf stellt und damit so herumgeht, wie mit einer weißen Pudelhaut. Sie haben drei Ziegen und einen Bock, der thut mit den Hörnern stoßen, und der Bruder Steffel hilft ihm dabei. Sie haben einen Gewandkasten, auf demselben sind schöne Blumen gemalt und ein gelber Vogel. Die Mutter hat ein blaues Trühelein, da ist Zwirn, Nadelbüchse, Scheere und Fingerhut drinnen, und eine kleine Nuss, und wenn man sie aufmacht, liegt ein kleinwinziges Wachskindlein drin. Sie haben eine gefleckte Kaze, die hat Junge bekommen und der Bruder Martel hat die Jungen in den Bach werfen wollen und da hat die Mutter gesagt: Wäre es dir recht gewesen, Martl, wenn wir dich kleinerweis in den Bach geworfen hätten? Die Thierlein leben auch gern — und hat ihnen Milch gegeben.

Von solchen heimathlichen Zuständen und Ereignissen ist das Mädel umsomehr erfüllt, je weiter wir durch den Raubgraben herauskommen. Dabei schaut sie treuherzig zu mir herauf, gleichsam fragend, ob ich wohl auch eine so schöne und reiche Heimstätte zu vergeben hätte?

Und gegen Abend sind wir also in unseren Pfarrhof gekommen. Da stellte ich mich in die Küchentür, hinter meinem Rücken die Ottilie bergend: „Regina, heute werdet Ihr mich loben! Heute habe ich Euch etwas mitgebracht, im Raubgraben habe ich's eingefangen.“

„Wenn's ein Reh ist, so jag' ich's davon!“ entgegnete sie. „So arme Geschöpfe gehören in den Wald und nicht in die Häuser.“

„Es ist etwas anderes, Regina! Aber es beißt!“

„Na, seid mir so gut, Pfarrer!“

„Nur müßet Ihr ihm vorher Kirchentuchen geben, oder sonst etwas zum Beißen.“

Dieweilen hat die Kleine schon hervorgeguckt neben meiner mit ihren zwei braunen Lichtlein, sie wird bald erkannt, hat ja manchmal in den Mittagsstunden von der Schule weg der Regina geholfen im Garten oder beim Eiersuchen, wenn solche die Hühner verschleppt in die Scheuer oder in die Büsche. Die Regina hatte das kluge anstellige Dirnlein gerne und war nicht wenig erfreut über meine mündliche Urkunde, daß die Ottilie nun ganz im Pfarrhof bleiben werde wie daheim, unter meiner Sorge und Reginenens Zucht, daß sie schon rechtichaffen brav sei und arbeitsam und gelehrig und einst eine zweite Regina werden könne.

Ich bin zufrieden mit diesem Tage. Gott weiß, was aus dem hübschen Kinde geworden wäre drinnen in der Wildnis! Der Steinfranzel hat im Neste der Jungen noch mehr als genug, die ihm Sorge machen müßten, wenn der alte lustige Weißbart einer Sorge überhaupt fähig wäre.

Wie mir warm ist ums Herz, daß ich gleichsam nun plötzlich Vater geworden! Zufrieden bin ich mit diesem Tage.

(Fortsetzung folgt.)



## Sauernfänger.

Von W. H. Alden.

Gestern abends, sagte der Colonel, besuchte ich ein politisches Meeting, um zu sehen, wie Ihr Londoner derartige Affairen behandelst. Ich hörte einen Kerl sprechen, der in seinen Reden an England im allgemeinen und an der britischen Armee im besonderen kein gutes Haar ließ. Er schien der Meinung zu sein, daß die Engländer, wo immer sie mit einer fremden Nation in Conflict gerathen, auf- und davonrennen, und von den britischen Soldaten, die sich in Südafrika oder anderswo mit den Wilden herumschlagen, sagte er, sie wären gemietete Schlächtergesellen, welche Schmach und Schande über das Land brächten. Nun, ich bin kein Engländer, und Sie werden vielleicht sagen, daß die Sache mich nichts angeht, aber es machte mich sehr betrübt und ich sagte zu mir selbst, ich würde lieber alle Sorten von Prahlereien eines Amerikaners anhören, als das Gewäsch, welches jener Kerl seiner Zuhörerschaft aufstischte. Ich blieb nicht lange bei dem Meeting und als ich hinausgieng, sagte ich zu dem Manne, der an der Thür stand: „Ich bin ein Amerikaner und ich habe es niemals leiden können, wenn ich einen anderen Amerikaner prahlen hörte, aber von nun ab will ich mich niemals mehr daran stoßen, wenn ich von jemandem Prahlereien über sein Heimatsland vernehme.“

Der Mann an der Thür erwiderte nichts, aber ein junger Mann stürzte auf mich zu und rief: „Ist das nicht Mr. Wilson von Chicago?“ Ein wenig aufgeregt, dachte ich gar nicht darüber nach, was der Bursche für Abicht hatte, und sagte: „Nein, Herr! Ich bin Colonel Mc. Killop von Louisville, Kentucky.“ Er bat mich um Entschuldigung und verschwand; ich machte mich auf den Weg nach meinem Hotel.

In einer der nächsten Gassen kam ein anderer Kerl auf mich zu und rief: „Wie, Colonel Mc. Killop! Wer hätte es sich träumen lassen, Sie hier zu treffen! Wie geht es Ihnen, und wie befinden sich alle Ihre Freunde in Louisville?“

Well, es machte mir Spaß. Ich hatte es niemals erwartet, daß irgend jemand so hinverbraunt sein würde, diesen alten Trick an einem Manne in meinen Jahren zu versuchen. Ich brauchte für den Abend einen kleinen Zeitvertreib, und so gieng ich denn auf den Trick ein, um zu sehen, was herauskommen werde.

„Ihre Physiognomie ist mir bekannt“, sagte ich, dem Manne die Hand schüttelnd, „aber ich kann mich nicht recht Ihres Namens erinnern.“

„Oh, ich bin Harry Sharpe“, sagte er, „der Sohn des Bankdirectors Sharpe. Ich traf Sie im vergangenen Sommer einigemale in Louisville und bin sehr erfreut, Sie wieder zu sehen.“

„Ah, nun erinnere ich mich“, erwiderte ich. Nebenbei bemerkt, hätte er sich darüber ein wenig verwundert, wenn er gewußt hätte, daß ich schon seit sechs Jahren auf Reisen bin und seit dieser Zeit Louisville nicht mit einem Fuße betreten habe. „Kommen Sie mit mir“, sagte ich, des Burschen Arm nehmend, „wir wollen eins trinken und miteinander plaudern. Ich bin hier in London ganz allein und es ist immer gut, ein freundliches Gesicht zu sehen, nun gar das eines Landsmannes.“

Der Kerl that sehr vergnügt, denn er glaubte, er habe mich schon Nummer sicher.

Wir schlenderten gemüthlich zum Grand Hotel und sprachen über eine Menge Leute aus Louisville, die ich eigens für diese Gelegenheit erfunden hatte. Sharpe kannte sie alle und er fand auch gar nichts Bedenkliches in meiner Geographie, obwohl ich ihn daran erinnerte, wie er, sein Vater und ich nach Mobile und wieder zurück an einem Nachmittag gegangen seien, was in Anbetracht dessen, daß Mobile etwa tausend Meilen von Louisville entfernt liegt, ein ganz gediegener Marsch war.

Als wir den Bar-room des Grand Hotels betraten, wählte ich einen Tisch aus, der sich in Hörweite einer Gesellschaft von Herren befand, die sich miteinander unterhielten. Ich bestellte zwei heiße Whiskies und dann begann ich mit meinen Erinnerungen herauszurücken.

„Ja, ja“, sagte ich so laut, daß die am Nebentische es hören mußten, „Ihr armer Vater und ich waren viele Jahre lang Freunde und Nachbarn. Sein Tod hat mich sehr erschüttert.“

„Armer Alter!“ sagte Sharpe, indem er sich krampfhaft die Augen wischte, um eine Thräne herauszupressen. „Er ist mir immer ein guter Vater gewesen.“

„Ich bin noch heute der Meinung“, fuhr ich fort, „daß man viel zu voreilig vorgegangen ist, als man ihn henkte. Dadurch, daß die Bank-Actionäre durchgegangene Directoren, die sie wieder erwischen, aufhängen, kommen sie, wie der Fall Ihres Vaters beweist, ja doch nicht immer wieder zu ihrem Gelde.“

Die Gesellschaft am Nebentische wurde aufmerksam, und Sharpe rutschte unsicher auf seinem Sessel hin und her. Gerade in diesem Momente kam der andere Kerl herein, der mich nach dem Meeting als Mr. Wilson angesprochen hatte, um meinen richtigen Namen aus mir herauszukitzeln. Ich wußte, daß er kommen und daß es sich natürlicherweise herausstellen würde, er sei ein intimer Freund Sharpes. Dieser sprang sofort auf, als er den Ankömmling erblickte und stellte ihn mir als seinen Freund Capitän Courtney von der Garde vor. Ich wechselte mit Courtney einen herzlichen Händedruck und sagte, ich sei sehr erfreut, seine Bekanntschaft zu machen, und wir setzten uns alle wieder nieder und ich bestellte noch mehr heißen Whisky. Nun, ihr wißt, daß ich kein Trinker bin, aber ich wurde nicht umsonst in Kentucky geboren und erzogen. Mein Kopf ist aus Gußeisen, und Whisky hat nicht viel mehr Effect auf mich als Wasser. Ich that aber so, als ob mir schon das erste Glas zum Kopfe gestiegen wäre und war ungeheuer gesprächig und aufgeräumt.

Ich fragte Courtney, welches sein Regiment sei, und er sagte, die Garde-Grenadiere. Ich versicherte ihm, daß ich vor der britischen Armee großen Respekt habe und fragte ihn, ob er schon in einer Schlacht gewesen sei. Er erwiderte, er habe an der ägyptischen Campagne theilgenommen und bei Tel-el-Kebir eine Kugel in den Fuß bekommen und man habe ihm dann das Victoria-Kreuz verliehen.

„Ich habe zufälligerweise den Armee-Schematismus bei mir“, sagte ich, „und ich will mir das Vergnügen machen, Ihren Namen in demselben zu lesen.“ Dann begann ich in meinen Taschen herumzusahlen, und Courtney wurde grün und gelb im Gesichte.

„Oh, Sie werden meinen Namen im Armee-Schematismus nicht finden“, rief er. „Ich bekam meine Ernennung gerade eine Woche, nachdem der diesjährige Schematismus erschienen war.“

„Sie sagten aber, daß sie bei Tel-el-Kebir fochten?“ entgegnete ich.

„Natürlich“, sagte er. „Aber ich war dort als Kriegscorrespondent des „Tages-Telephon“. Lord Wolseley war so erfreut über meine persönliche Theilnahme an den Gefechten, daß er mir später das Officierspatent verschaffte.“

Die Gäste beobachteten uns jetzt schon ganz gehörig, denn so oft Courtney oder Sharpe etwas mit zu leiser Stimme sagte, wiederholte ich es so laut als möglich. Die Beiden hätten sich gerne gedrückt; da sie sich aber einbildeten, daß ich ihnen schon halb und halb auf ihren Schwindel hineingefallen sei, getrauten sie sich nicht, mich zum Aufbruche zu mahnen.

„Was ist aus Ihrer Schwester geworden?“ fragte ich Sharpe. „Sie war ein so hübsches Mädchen.“

„O, es geht ihr ganz gut“, sagte Sharpe. „Sie hat sich verheiratet und lebt in Chicago.“

„Well, sie ist ein unternehmendes Mädel!“ sagte ich. „Das muß schon ihr vierter Mann sein. Ich konnte sie immer gut leiden und trat immer für sie ein. Ich sehe sie noch wie heute auf der Anklagebank sitzen, gelegentlich ihrer Gerichtsverhandlung wegen Vergiftung ihres zweiten Mannes. Oder war es ihr dritter? Ihre Schwester war zu hübsch, als daß irgend eine Jury in Kentucky so ungalant gewesen wäre, sie zu verurtheilen!“

„Ich denke, Colonel“, sagte Sharpe, „daß es besser wäre, zu gehen.“

„Warum sollen wir uns eilen?“ fragte ich. „Sie haben mir nicht einmal noch erzählt, wie Sie eigentlich nach London gekommen sind. Lassen Sie mich nachdenken. Sie waren Cassier bei Hartins, als ich Sie zum letztenmal sah. War es so?“

„Gewiß“, sagte er.

„Well! Nun erinnere ich mich schon! Sie hatten einige Anstände mit der Cassie, und Sie giengen in Folge dessen herüber nach England. An Ihrer Stelle wäre ich lieber nach Spanien geflüchtet, von wo die Auslieferung eine schwerere ist.“

„Entschuldigen Sie, Colonel“, sagte Sharpe, roth wie ein Truthahn, „ich bin nicht durchgegangen, ich bin als Hartins' Agent herübergekommen. Wir machen hier große Geschäfte.“

„Freut mich, das zu hören“, sagte ich. „Und nun müßt ihr mich irgendwo hin führen, wo wir Billard spielen können. Ich habe schon seit drei Jahren nicht Billard gespielt. Dann wollen wir ein Dingel-Dangel besuchen und uns recht gut unterhalten. Wie gefällt euch mein Vorschlag?“

„Gerade wollten wir Ihnen diese Proposition machen“, sagte Sharpe.

„Halt!“ rief ich, als ob mir gerade etwas eingefallen wäre; „ich habe nicht einen Dollar englischen Geldes bei mir. Ich wollte heute eine Fünzigdollar-Note wechseln, vergaß aber ganz daran. Kann mir einer der Herren wechseln? Sie ist zehn Pfund wert, ich gebe sie Ihnen aber für neun.“

Sharpe und Courtney brachten mit vieler Mühe neun Pfund, inclusive einer Menge Silber, zusammen und ich gab ihnen die Note. Es war eine der Unionstaaten-Noten, welche die Rebellen während des Bürgerkrieges ausgegeben hatten, und nicht einen Heller werth. Ich hatte sie, als ich in Richmond gefangen saß, bekommen und bewahrte sie als eine Art Andenken auf. . . . Ich zahlte die Whiskies, und dann giengen wir hinaus, ich mit recht unsicheren Schritten. Der Portier, der mich kannte, flüsterte mir zu, ich möge mich vor den beiden in Acht nehmen; ich aber blinzelte ihm zu und sagte leise: „Danke, ich bin nicht erst gestern geboren worden.“ Dann rief ich ein Cab und sagte, daß wir erst zu meinem Hotel fahren müßten, damit ich für die Gesellschaft zweier



so nobler Herren ein wenig Toilette machen könne. Nachdem ich meine Gesellschafter im Cab hatte, hieß ich den Kutscher zur Polizeistation in einer der Nebenstraßen meines Hotels zu fahren. Ich hatte mir die Nummer des Hauses gemerkt und sagte dem Kutscher, in diese und diese Straße, zu dieser und dieser Hausnummer zu fahren, ohne dabei ein Wort von der Polizeistation zu erwähnen, so daß meine beiden Schwindler keinen Argwohn schöpften. Während wir fuhren, schwatzte ich mit Sharpe, was es Zeugß hielt, während der Bursche, der sich Courtney nannte und der mehr Whisky getrunken hatte, als er vertragen konnte, eingeschlafen war.

Als der Wagen vor der Polizeistation hielt, sagte ich: „Warten Sie nur einen Moment, ich werde gleich wieder da sein.“ Und ich sprang aus dem Cab und lief die Treppe zur Station hinauf. Ich hatte kaum die Thür geöffnet, als ich hörte, wie der Cab, so schnell als das Pferd laufen konnte, davonfuhr, und ich wußte, daß Mr. Sharpe die rothe Laterne der Station gesehen hatte und zur Überzeugung gekommen war, daß es für ihn an der Zeit sei, sich zu salvieren. Ich gieng nun gemächlich in mein Hotel, mit neun Pfund Überschuss in der Tasche, und mit der Überzeugung, daß es nunmehr zwei Männer in London gibt, die in Zukunft etwas vorichtiger sein werden, ehe sie daran gehen, einen Amerikaner um den Daumen zu drehen. („Presse.“)

## Aus dem Volksmunde.

Kinderreime, Sprücheln, Trutz-, Scherz- und Schelmenliedchen aus Niederösterreich.  
(Neue Folge.)<sup>1)</sup>

Gesammelt und mitgetheilt von **Koloman Kaiser**.

**M**ei di, pupcidi,  
Was rajpelt in Stroh?  
Es san dö kloau Mäuserl,  
Dö than nur a Jo.

Paschi, paschi, Dandert,  
Da Vader wird was bringa:  
Schöne Schuichert, weiße Strumpfert,  
Da wird da Hausert springa!

Geh eina  
Zigeuner,  
I steh bei da Thür  
Und halt' da mei zohnats  
Kloaus Kinderle für.

Schlaf Kinderl, schlaf,  
Dei Vater is a Graf,  
Dei Muider is a Bauerndirn,  
Wuifs ihr Kinderl selber wiagn.  
Schlaf Kinderl, schlaf,  
Im Gartn san dö Schaf.  
Dö schwarzn und dö weißn,  
Dö thatn di einibeißn.

Mei Kinderl thui schlaja,  
Zwoa Engerl than wacha:  
Der erschl, der di weist,  
Der Zweit, der di bhüat  
Bei Tag und bei Nacht,  
Dass dar nur glei da schiache  
Dadamann halt nix macht.

<sup>1)</sup> Siehe Heimgarten, 17. Jahrgang, Seite 143.

Hopp, hopp, hopp!  
 Jacht fahrn mar in d Stadt  
 Um a Seiterl Wei  
 Und a Ripsferl drei.

\* \* \*

Unser Kat; hat Katzerl ghabt,  
 Siebn, an acht, a neuni;  
 s Jüngste hat soa Schwoaserl ghabt  
 Und däs is das meine.

\* \* \*

Ringel, Ringel, Reiha,  
 San mar unser dreia,  
 Sitzen untern Hollarbaum,  
 Schrein mar alle: Jungfrau Mahm.  
 D Jungfrau Mahm is in Garten.  
 Thuit dö Piberl warten.  
 Dö Piberl machan: liseriki.  
 Falln mar alle auf die Knie!

\* \* \*

Bigga, bogga, neu,  
 Biga, bogga Haberstroh,  
 Liegnan vierzehn Kiner da:  
 Hintern Tisch, aum Tisch,  
 Nimmt dö Kat; und frißt 'en Fisch.  
 Schreit dö Kat;: miau, miau,  
 Wo joll i denn mei Häusel hinbau?

\* \* \*

Leirum, leirum Löffelstiel  
 D' alten Weiber freffen viel,  
 Dö Junga müassn fastn,  
 s Brot däs liegt in Kastn,  
 s Fleisch däs liegt in Keller draußt,  
 Nimmt dö Kat; und frißt's heraus.

\* \* \*

Angerl, bangerl, hau mi nit!  
 Kraut und Ruibn, däs mag i nit:  
 Aloane Fischelr af i gern,  
 Kanns nit habn vo mei Herrn.  
 Kitalihan, Kitalihahn!  
 Steig außs Ross und reit daven.  
 Geh, du Gigasgogas-Mann  
 Hast a zrißens Gemad an —  
 Puß! du bist draußt!

\* \* \*

Waberl wia, Waberl wia?  
 Dö Puibma steign um Kronabiir.  
 Laß 's nur steign, laß 's nur steign:  
 D Waberl wirds schon abatreibn.  
 D Waberl kimmt mitn Steda,  
 Wird dö Puibn derischreda!

\* \* \*

(Weim Flötenmachen.)

Pfeiferl, Pfeiferl geh,  
 Sunst wirf i di hintern Schnee,  
 Sunst wirf i di hintern Schindergrahn.  
 Freffen di alle Hund und Rabn.

\* \* \*

(Schwalbengepflücker.)

Wann i jurtsloig, wann i jurtsloig,  
 Sann alle Kisten, Kasten voll,  
 Wann i wiederkim, wann i wiederkim,  
 Is allas laar — trarira!

\* \* \*

(Wachtelschlag.)

Wau, wau, findst mi nit,  
 Hintern Zaun bin i nit,  
 Hintern grean Wasen  
 Findst mi nit, findst mi nit.

\* \* \*

Was?  
 An alts Fass,  
 Sitzen drei Weiber drin  
 Wissen nit was.  
 Dö erschte thuit trummeln  
 Dö zweite thuit blasen  
 Und dö dritte, dö gibt am  
 Olei oane auf d Nasen.

\* \* \*

Oü Schimmel, hotto Braun,  
 Moring fahrn mar ins Habernbaun.  
 Wann der Schimmerl leicht nit will,  
 Kriagt er oane mitn Peitschenstiel.  
 Andre Leut, die habn scho baut,  
 Mir habn noh nit auffigshaut!

\* \* \*

Da drinat in Kammerl  
 Gehts laut umadum:  
 Da springan dö Mäus in  
 Da Tischlad herum.

\* \* \*

Da treueste Freund, den  
 Was s gibt auf da Welt,  
 Däs is gar oft der,  
 Was in Hof unten bellt.

\* \* \*

Stieglig, Stieglig,  
 s Reiserl is krank.  
 Gehn ma zum Vader,  
 Lassn mar eahm Ader!  
 Stieglig, Stieglig  
 s Reiserl is krank!

\* \* \*

Gestern hab i gunga  
 Und heunt sing i aa  
 Und moring sing i wieder  
 Und übermorgn aa!

\* \* \*

Dudl, dudl, dudl, dudl,  
 Dudl dudl du —  
 Wann i nimmer dudeln kann,  
 Nsten dudelst du.

\* \* \*

Wan ih zun Dirndel geh,  
Hats an'n Reif und an'n Schnee;  
Wann i wieder herabgeh,  
Blüht da grean Klee.

\* \* \*

No, Dirndel, was is denn!  
Hast mi gern oder nit?  
Sag ma's aufrichti glei,  
Denn länger wartn kann i nit.  
„Zuchheiffa mein Bübel:  
Wannst willst, will i aa,  
Wannst willst, sag i ja,  
Denn zu den bin i da!

\* \* \*

3' Maria Dittelba,  
Da is da Ririta.  
Perzig Schayerl, was willst habn?  
Greani Stöckelschuih,  
Rothe Mascherl dran  
Oder an'n Kidelzeug  
An'n blown?

\* \* \*

Maderl, schier, schier,  
Dei Kiderl geht für  
Boigs auffi a bissel,  
Wst tanz i mit dir!

\* \* \*

Annamirl, Mirl wend di,  
Annamirl, Mirl draht di,  
Annamirl, wann i di nit hätt',  
Annamirl, was that i?!

\* \* \*

Musikanten spielt's langsam  
Auf da großen Soatn,  
Sunst kann i mei Trampelthier  
Nimmer verloatn!

\* \* \*

In Bach rinnt a Wasserl  
Und s Wasserl macht Eis:  
Wann a schöns Dirndel a Jungfrau blieb —  
Däs war was neu's.

\* \* \*

Der Vui muß a Narr sei,  
Der däs amal thuit:  
Der 'en Dirndel d' Nasen abbeißt  
Und steckt sie's aum Huit.

\* \* \*

Wann dö Vuibn nit mehr kafatn  
Und d' Narrn nix mehr kafatn,  
Warn d' Schandarm umajunst,  
Und s' Vetroign bald a Kunst!

\* \* \*

Um an'n Gulden an'n Durst  
Und an'n Kreuzer in Sack:  
Mi macht däs so trauri,  
Soll lacha wer mag.

\* \* \*

I woach nit, wias kimmt,  
Kann mi nit dorkenna:  
Dass a Bübel 'en andern  
Will sei Schayerl wegnehmna.

\* \* \*

Auf da Simmringer Haad  
Hats an'n Schneider verwaht:  
Es g'schiacht eahm schon recht,  
Wegn was naht er so schlecht!

\* \* \*

Da drobmat am Bergerl  
Da sihen zwee Hasen:  
Der vane thuit zithernschlagn,  
Der andre thuit blasen.

\* \* \*

Da Thidl, da Thodl  
San depate Vuibn:  
Denn jengs wo an'n Nadi  
Sagn s' glei, es san Vuibn.

\* \* \*

Wanns nur nit schlechter wird,  
Wanns nur so bleibt;  
Wanns aa regna thuit,  
Wanns nur nit schneibt.  
Wanns aa noh lälder wird,  
Liegt uns nix dran,  
Wann i nur Holz genui hab,  
Dass i einhoazen kann.

\* \* \*

Wei, Wei, du sollst hoamgehn,  
Dei Mann der is krank! —  
„Is er krank,  
No God sei Dank;  
Mei liaber Franz  
Nur noh an'n Tanz.“

Wei, Wei, du sollst hoamgehn,  
Dei Mann liegt in Zügn! —  
„Liegt er in Zügn,  
No so laß 'hn halt liegen;  
Mei liaber Franz  
Nur noh an'n Tanz.“

Wei, Wei, du sollst hoamgehn,  
Dei Mann der is todt! —  
„Is er todt,  
So tröst 'hu God;  
Mei liaber Franz  
Nur noh an'n Tanz.“

Wei, Wei, du sollst hoamgehn,  
A Bräutigam is in Haus! —  
„Is er in Haus,  
No so laß 'hn nit aus;  
Mei liaber Franz  
Nur noh den Tanz,  
Nachher muß i hoamgehn!

\* \* \*

## Sitten und Bräuche des Lungaues.

Geschildert von Ferdinand Krauß.

### I.

Es war an einem Freitage nach St. Michaeli, als ich in das steirische Grenzdorf Predlitz kam. Heissa, juche! Da gieng's lustig zu im großen Hoferswirthshaus an der Scheide der Poststraße nach Tamsweg und der Eisenstraße nach Turrach hinauf. Böhmisches Musikanten spielten zum Tanze auf urwienerische, Steirer- und Kärntner-Weisen und dazu stampften, patschten und jauchzten die strammen Burschen mit dem grünen Steirerhut mit den Schildhahnsfedern am Kopfe, den kurzen Lederhosen und den grünen Kniestrümpfen, daß es eine Lust war, dieses fröhliche Völklein in seiner sorglosen Tanzlust zu sehen. Die grauen Lodenjoppen hatten die flinken Burschen abgeworfen, und das machte die Gestalten noch schlanker und behender.

Wo nur ein Weibsvolk aufzutreiben war, das mußte ohne Sträuben mitthun, die Köchin vom Herde, die Loderin von der Wiege, die Dirnen vom Stalle wurden hervorgeholt und bald waren auch sie vom Tanzteufel erfaßt. In der Mitte der Stube drehte sich ein alter ruhiger Schmied im Lederschurz in possierlichen Wendungen und allezeit übertönte sein hell aufklingender Jodler das gleichmäßige taktvolle Stampfen und Patschen der Burschen.

Es war mir ein unvergeßliches Bild echter harmloser Volksfreude, wie sie dem steirischen Mpler einmal im Blute steckt.

Wenige Minuten trennten mich von den salzburgischen Grenzpfählen und alsbald war ich ins Lungauische gekommen und seither habe ich das mir nun so theuer gewordene Ländchen kreuz und quer durchwandert, aber die steirische Volkslust habe ich daselbst nie mehr gefunden.

Es ist mir heute noch ein Räthsel, dieser scharfe Gegensatz zwischen dem steirischen Mpler und dem Hochlandsjohn im Lungau. Außerlich ist es schon die Tracht, die diesen Unterschied auffällig macht. Der Steirer liebt gar sehr seine bekannte malerische Tracht und schon die grünen



Hüttleins mit dem fetten Schildhahnstoß oder Gensbart geben derselben vorweg frisches Leben. Wie anders im Lungau, insbesondere beim Mannsvolk. Dunkel, zumeist schwarz sind die kurzen Tuchjoppen, die langen, vom Knie abwärts meist mit Leder besetzten Hosen und die Hüttleins, auf welchen höchstens an Festtagen ein rothes Blümlein prangt.

Dass es nicht immer so war, weisen die alten Männlein, die beim Kirchgange noch in weißen Strümpfen mit ledernen Kniehosen und mit langen Stöcken dahinhumpeln. Besser schaut sich der Sonntagsstaat beim Weibsvolke an, unter welchen es gar bildsaubere Dirndeln gibt.

Der breitkrämpige Hut mit den verschürzten Troddeln, der kurze Spenfer mit den gepufften Ärmeln, das steife, weit vorstehende Pongauer Mieder, über welchen sich ein geblumtes Seidentuch faltet, der bauschige faltenreiche Rock und das breite Halsband mit dem silbernen Kettchen und der funkelnden Schließe kleidet die jugendfrischen Dirnen ganz hübsch.

Tritt man in die Bauernstuben, so wird man überrascht durch die Feinheit der Züge der rothwangigen Kinderscharen. Helle Blauäuglein fand ich vorherrschend, ein Beamter, der seit Decennien im Lande weilt, sagte mir aber, dass dunkle Augen eben so stark vertreten sind.

Die überaus harte schwere Arbeit, die die Natur in diesem rauhen Hochlande dem Äppler auferlegt, lässt aber zumeist die schlanken, hübschen Gestalten frühzeitig verkümmern.

Noch auffälliger ist dem Wanderer der Mangel an Sangeslust bei den Lungauern.

Wer vom steirischen Ennsthal ins Murthal kommt, wird alsbald bemerken, dass das Volk nicht mehr so liederreich und sangestrob ist, als im Ennsthale. Im Lungau erscheint der Volksgefang jedoch nahezu erloschen und lauscht der Fremde in den Wirtsstuben an Sonntagen meist vergeblich dem Sang des Volkes, in welchem sich voraus in Stürnten, vielfach aber auch in Steiermark die Empfindungen des Äpplers Luft machen. Namentlich der Nodler, den der Steirer in überschäumender Lust über Berg und Thal hinausklängen lässt, ist dem Lungauer meist fremd. Dagegen findet die Freude des Lungauers über die Schmelze des Schnees im sogenannten *Aperichnälzen* seinen originellen Ausdruck. Es ist Mitte Juli geworden und die großen Schneefelder auf den Alpenhängen beginnen endlich zu schwinden und es wird aper und die Sennerin rüstet sich zur Auffahrt auf die Alm.

An diesen Tagen steigen die Burichen die Berghänge hinan, um ihrer Freude über das Ende des Winters durch das sogenannte *Aperichnälzen* Ausdruck zu geben. Mit beiden Händen halten sie dabei die riesigen, oft acht bis zehn Meter langen Peitschen, schwingen sie über den Kopf und lassen sie dann ausknallen bald in hohen, bald in tieferen Tönen, andere Burichen antworten, und so gibt es bald ein seltsames Concert.

Auch der Vorabend des heiligen Georg wird durch Peitschengeknalle solenn gefeiert.

Nun zieht die Sennin auf die Grundalm mit ihrer festlich herausgeputzten Herde; die bekränzten Leitkühe prangen im vollen Festschmucke, wie eitel Gold schimmern heute die Hörner und bunter Flitter, Seidenbänder und Spiegelnis glitzern allerorts. Die Kühe folgen im Gänsemarsch in langer Reihe, mitten im Zuge schreitet im besten Staate die Sennin, Almraunterln austheilend (ein krapfenartiges Backwerk), zuletzt stolziert am schönsten herausgeputzt der Stier, der Vater seiner Herde. Den Abschluß des Zuges bilden die Schweine und der von Ochsen oder einem Pferde gezogene Karren mit dem Geräthe der Sennin.

In manchen Gegenden wird die Herde nur bei der Heimfahrt festlich aufgeputzt.

Nun beginnt das beschwerliche, aber doch so heiß ersehnte Almleben. Wie im Steirischen, bringen der Sennin aber schon die nahen Jakobstage (Jakob und Anna) den Besuch ihrer Freunde und namentlich erwartet sie an diesen Tagen den Besuch ihres Liebsten — Jaggessen, Jakosen oder Jaggeßfahren nennt man dieses Wandern zu den Almen, wo die Sennin ihre Gäste im Sonntagsstaat erwartet, um ihnen die besten Leckerbissen ihrer Kochkunst vorzusetzen, Schmalzkoch, Schottnudeln, Butter in Honig und das köstliche Rahmmuß. Die aus Holz oder Stein gebauten Hütten sind meist sehr dürftig eingerichtet; in der Mitte der offene Herd mit dem Kessel, davon einerseits die Schlafstube der Sennin, andererseits die Milchammer, dies ist die nahezu typische Eintheilung der Sennhütten, wie im Steirischen, selten ist eine gute Stube noch daran gebaut.

Meist beim ersten Schneefall fahren die Sennerrinnen von der Hochalm, wohin sie zur Hochsommerszeit von der Grundalm aufgezogen sind, dahin wieder ab, um zuletzt, wenn kein Unglück mit dem Vieh sich ereignet hat, wieder die festliche Heimkehr anzutreten.

Überschäumende Lebenslust ist dem Lungauer fremd und ist derselbe höchstens still vergnügt wie der Norweger. Ja selbst im Liede und im Tanze macht sich dieser Charakterzug des Lungauers geltend, indem seine wenigen Sänge den aufjubelnden Jodler vermissen lassen, und das dem steirischen Mpler beim Tanz eigenthümliche Patschen, Stampfen und Sauchzen.

Mehrere Ursachen mögen zusammenspielen, um diese Wirkungen zu erzeugen. Die überaus hohe Lage, die Abgeschlossenheit der Gebirgswinkel, die dünne Bevölkerung und die strenge Zucht des Clerus, der ja einst unter dem erztiftischen Regimente allmächtig war, mögen vielleicht uns diese Charaktereigenthümlichkeiten des Lungauers erklären.

Dabei ist derselbe jedoch intelligent, Neuerungen namentlich in der Landwirtschaft, wenn er sich von denselben einen Nutzen erhofft, leicht

zugänglich, dem Fremden gegenüber gefällig und entgegenkommend, mehr wie der steirische Alpenbauer, und hat das Volk im allgemeinen eine gute Schulbildung. Große Rechtschaffenheit herrscht allerwärts im Gaue, und in der Kirche zu Zederhaus gab es bis in jüngster Zeit einen Fundnagel, woran alle gefundenen Sachen der ganzen Pfarre aufgehangen wurden, damit sie der Eigenthümer wieder holen könne.

Die Zahl der unehelichen Geburten ist erheblich geringer wie in Steiermark und damit im Zusammenhange stehen allgemein günstigere Verhältnisse sowohl was das Familienleben, als was die Zahl der Hretinen, Blinden und Taubstummen betrifft.

Der Menschenschlag ist ein schöner und begegnet man meist hochgewachsenen Männern. Bei den Dirnen tritt die Verkümmernng früher ein.

An Festtagen am Kirchplatze gibt es gar vieles jugendfrisches Weibsvolk zu schauen, aber bald wird die hübsche Dirne zur Matrone, das rosige Gesichtchen ist verblüht und gefaltet. Nie darf man aber vergessen die abnormen Verhältnisse des Ungauer Ländchens mit seiner Durchschnittshöhe von über 3400 Fuß.

Einige Festtage im Jahre bringen aber doch Lust und Freude in das stille und so überaus beschwerliche Leben des arbeitsamen Ungauers. Es sind die Prangtage. Da gibt es Prangschützen und Prangjungfern, blumenbetränzte Prangstangen und Prangmudeln, da zieht der Samson auf mit seinen Trabanten, den possierlichen Zwergen, da frachen die Dechargen der Schützengarde, da tönen die Thurmglöcken und da jubelt das Volk.

Die Bezeichnung „Prangen“ wird im Ungau allgemein für festliche Anlässe und Auffahrten angewandt. Bei der Hochzeit haben sie geprangt, am Kirchwehfeite prangen sie mit Fahnen, im Fasching prangt man mit Mummenchanz.

Der höchste Prangtag ist jedoch, wenn der Samson mit den Prangschützen aufzieht. Den ältesten und schönsten Samson hatte Zamsweg, woselbst er am Frohleichnamstag seinen Umzug hielt. Aber auch kleine Orte wie Pöchl, Muhr zc. haben ihren Samson und in jüngster Zeit bekam auch Mauterndorf einen stattlichen, neuen Samson.

Sowohl beim Samson, als bei den Schützengarden ist der Ursprung unbekannt, man wird jedoch kaum fehlgehen, wenn man den Samson-Aufzug als den letzten Rest jener alttestamentarischen Figuren annimmt, die die Kapuziner in Zamsweg bei ihren großen Umzügen an den Prangtagen herumsführten.

Diese Aufzüge erklären sich wieder aus der Verbindung der Kapuziner mit den Jesuiten. Nach durchgeführter Gegenreformation fanden nämlich überall Ansiedlungen der Jesuiten und Kapuziner statt, erstere in den Hauptorten, wie in Obersteier, Judenburg und Leoben, letztere in kleineren Orten, wie Murau, Erdning, Knittelfeld zc. Die Jesuiten veranstalteten

hierauf überall unter großem Schaugepränge dramatische Vorstellungen, die derben Volksprediger, die Kapuziner, blieben nicht zurück und suchten den religiösen Sinn beim Volke durch große Straßenaufzüge zu wecken, diese führten später zu allerlei Unfug und wurden immer mehr eingeschränkt, nur den Samson ließ sich das Volk nicht mehr nehmen.

Der Samson erscheint als Riese von vier bis fünf Meter Höhe. Sein lockenumwalltes Haupt, mit dem funkelnden Helme bedeckt, ist gar martialisch anzuschauen, seine Brust ist gepanzert und unter dem Panzerhemd wällt ein langer rother Rock zur Erde.

Er ist gewappnet mit der Felskinnbade in seiner Rechten und einem Spieß oder einer Hellebarde in seiner Linken, dazu hängt ein Schwert an seiner Seite. Der ganze Popanz ruht auf den Schultern eines starken Burischen, der mittelst eines eisernen Stängelchens den Kopf des Samson hin- und herdrehen kann. In Tamsweg umgaben den Samson noch possierliche Zwerge mit riesengroßen Köpfen.

Vor dem Samson zieht die Schützengarde mit Musik auf und folgt abermals die Garde dem Riesen.

Der ganze Zug geht in Tamsweg zuerst zum Amtsgebäude, dann zum Dechantshofe, hierauf zum gräflich Rhuenburg'schen Schlosse und so fort zu allen Honoratioren des Marktes. Kommt der Samson zu einem dieser Häuser, so steht der Zug still, worauf die Musik einen Marsch aufspielt, um bald mit einem steirischen Ländler einzufallen. Nun beginnt der Samson dazu ein Tänzchen in gar drolligen Windungen aufzuführen, während das Zwergenvolk den Riesen gar lustig umwalzt. Meist bringt auch dabei der Hauptmann der Schützengarde unter Abgabe einer Decharge seiner Schützen ein kräftiges Hoch auf alle die einzelnen Honoratioren des Marktes aus.

Die Schützenaufzüge waren früher gar ansehnlich. Die Garde, durchwegs ausgediente Soldaten, war achtzig Mann stark und wurde von einem Major zu Pferde commandiert, weiters gab es einen Hauptmann mit Hellebarde, vier Trommler und vier Pfeifer, einen Fähnrich und mehrere Corporäle mit Hellebarden.

Im Jahre 1799 bekamen die Grenadiere neue Monturen, rothe Röcke und Värenmützen, die Flügel männer, die Musketierte hatten dunkelgrüne Röcke.

Der Chronist Kocher sagt über die Festordnung der Frohnleichnamsp procession, die jederzeit ein Kapuziner als eigener Processionsmeister geleitet hat, unter anderem: 7tens geht der Samson, diesen muß ein starker Mann tragen, der hat 1 fl. bar, dieser Träger muß ein Firer haben der ihm weisen muß, weil er nur bei 2 Löcher heraussehen kann. Dieser Samson ist groß und bei 12 Schuh hoch, 2c. Der Trager hat über den Augen eine Eisenstang und ist um die Mitten mit Nimm zusammengedornt.



Die Figuren hat schon Kunitzfabri Leninger abkommen lassen, es hat ihm alles zu lang gedauert und die Ochsenprang hat ihm auch nicht gefallen. Darnach haben sie gehente Figuren eingestöllet und angekleidet als nemlich: Moses und Aron, Abraham und Isak, den Goliath und Judith u. a. m. Das dauerte bis auf das Jahr 1786, da seint die Processionen und Prangtag abgeschafft und seint diese nun mehr erlaubt am Frohnleichnamstag und auf den Sonntag damit zu prangen. In der Prang ist nur erlaubt zu haben: Jungfrauen, Bruderschafts und Handwerks Zünfte, aber kein Schüg, keine Figur zc.

1798 wurde der neue Samson in Tamsweg gemacht, 1803 wurde er wieder abgeschafft, später jedoch auf Bitte des Volkes wieder bewilligt. Der furchtbare Brand im Jahre 1893 vernichtete auch diesen Samson sammt den Zwergen.

Das größte allgemeine Faschingsfest bildet im Bororte des Gaues in Tamsweg der sogenannte „Bereinigte“.

Der Bereinigte wird immer am ersten Dienstag nach St. Sebastiani abgehalten.

Der Ursprung des Beringten führt auf das 1738 zurück, zu welcher Zeit jene Handwerker in Tamsweg, welche daselbst keine eigene Zunftlade hatten, sondern mit ihrem Zunftverbande zur Hauptlade in Salzburg gehörten, sich dahin vereinigten, dass sie, sowie die anderen eingezünften Handwerker gleichfalls einen Jahr- oder Ehrentag halten wollen.

Mit Bewilligung des Commissärs „Ihrer Hochwürden Gnaden Herrn Sebastian Schallhammer und des Pflegers Felix Baron Schaffmann einigten sich nun diese Handwerker (seit 1785 auch die freien Künstler) dahin,

1. Dass sie alle Jahr den nächstfolgenden Erchttag oder Dienstag nach Frohnleichnam in dem St. Jakobs Gotteshaus zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit ein Lobamt halten, wobei für die im Laufe des Jahres abgestorbenen Mitglieder ein Vater Unser gebetet wird.

2. Dass wer sich der Bruderschaft einverleiben lassen will, dreißig Kreuzer erlegen muss, dafür wird ihm eine Todtenmesse zugesichert.

3. Dass jedes Mitglied jährlich sechs Kreuzer Auflage zu zahlen hat.

4. Dass ledige Burichen gleichfalls gegen Erlag von sechs Kreuzern des Gottesdienstes theilhaftig werden können. Die Gründer dieser Bruderschaft waren: Johann Georg Rhopsmiller, Jakob Fehrer, Pindter und Johann Lökler, Weißgärber, alle zu Tamsweg.

Im Jahre 1801 konnte infolge der französischen Invasion der Bereinigte, der kurz nach der Gründung in den Fasching verlegt wurde, erst am 6. Mai abgehalten werden. Die Franken blieben vom 5. Jänner bis 30. März in Tamsweg.

Am 9. Jänner 1810 rückten die Franzosen abermals in Tamsweg ein und blieben daselbst bis 7. Hornung, und wurde auch in diesem Jahre der Vereinigte erst nach Abzug der Franzosen, und zwar am 20. Hornung abgehalten.

Auch in diesem Jahre (1894) fand infolge des großen Brandes im Spätherbste 1893 in Tamsweg kein Vereinigter statt.

Im Jahre 1811 wurden die Maskenaufzüge beim Vereinigten beschlossen, die heute noch bestehen. Im Jahre 1838 wurde unter großen Festlichkeiten der hundertste Jahrestag des Vereinigten gefeiert.

Schon am Vortag wird um zwei Uhr nachmittags allgemein Feierabend gemacht, hierauf wird von der Menge und den Festausschuß der sogenannte „Vereinigte Commissär“, ein Bürger, auch Officencommissär genannt, von seinem Hause eingeholt und zum Festlocal geleitet.

Am nächsten Tag vormittag zehn Uhr ist solennier Gottesdienst, wobei unter Musikbegleitung in und aus der Kirche gezogen wird. Als „Vereinigte“ gelten alle Bürger, Gewerbsleute und Handwerker des Orts. Abends gibt es ein ebenso gemüthliches, wie fröhliches Festmahl. Nach dem Mahl beginnen sehr originelle Volkstänze, bei welchen die meisten Tänzer costümiert sind.

Es ist der Ruffen-, der Reif- und der Bandeltanz. Ersterer Tanz ist eine Art Schwerttanz, wobei die Tänzer mit Hellebarden erscheinen und mit denselben Gruppierungen machen. Ein echt bäuerliches Ballet ist der Reiftanz, bei welchem Wortspiel, Tanz und Volkssang wechseln. Es ist der alte Schwerttanz der Bergleute, der früher auch in Steiermark vielfach aufgeführt wurde. Heute wird er in Steiermark nur mehr im Pfarrdorfe Schöder bei Murau am Sonntag nach Oswaldi aufgeführt, anstatt der Schwerter halten die Burschen heute mit farbigen Seidenbändern umflochtene Reifgreifen an den beiden Enden derselben in Händen. Als Reiftänzer treten zehn Burschen auf, zu welchen sich noch der Schalksnarr gesellt, der das Spiel leitet, und der faule Knecht, eine derb komische Figur, die immer die letzte im Spiele ist, alles durcheinanderbringt und daher die Zielscheibe der Peitsche des Schalksnarren ist. Nach einem vom Schalksnarren gesprochenen Prolog beginnt der Tanz, wobei die Tänzer immer im Volksschritt bald über ihre Reifen springen, bald damit einen grünen Laubengang bilden und sodann denselben durchtanzen, bald wieder ihre Reifen zu einem Häuschen wölben, aus welchen der Schalksnarr hervorguckt. Es folgen nun ein Wortspiel zwischen je einem Tänzer und dem Schalksnarren und zumeist ein gemeinsam gesungenes Volkslied, worauf wieder der Tanz beginnt. Es ist, wie gesagt, ein uraltes Volksspiel mit aller Derbheit der Volkssprache des Mittelalters, aber auch mit aller Anmuth und Zierlichkeit des Tanzes, der hier in stets wechselnder Form und Bewegung ein überaus grazioöses Bild bietet.

Beim Vereinigten in Tamsweg wird heute der Reistanz meist nur mehr von acht Tänzern aufgeführt und das Wortspiel ausgelassen.

Ein ebenso farbenreiches Schauspiel zeigt der sogenannte *Vandeltanz*, der auch in Steiermark noch in der Schladminger Gegend aufgeführt wird. Bei demselben wird in der Mitte des Tanzbodens ein bis zur Decke reichender Fichtenbaum aufgestellt, der bis auf den Wipfel entrindet ist. Vom Wipfel hängen nun bunte lange Bänder, deren Enden die Tänzer in einer Hand halten. Hierauf umtanzen die Paare den Baum, wobei der glatte Stamm in einer bestimmten Farbenreihe eingeflochten werden muß, hierauf folgt durch Tanzen in umgekehrter Richtung das Abwickeln der Bänder.

Bei allen diesen Tänzen erscheinen auch die beiden Zwerge, die den Samson beim Umzuge begleiten und deren riesigen Köpfe gar drollig aussehen.

Sind diese Tänze zu Ende, so beginnt erst der allgemeine Tanz. Zugleich findet aber auch die Aufnahme oder Einweihung der Vereinigten statt. Diese vollzieht ein als jüdischer hoher Priester costümierter, von zwei Leviten begleiteter Mann unter allerlei komischen Ansprachen, wobei zuletzt der aufgenommene Vereinigte mit einer Steuer von zehn Kreuzern bis zu fünf Gulden belegt wird.

Als Einzuweihender gilt nicht nur jeder neue Bürger, sondern auch jeder Beamte oder Gast, der zum Feste geladen wird, sowie jeder, der in einen neuen Stand tritt, sei es, daß er heirathet, sei es, daß er ein Gewerbe beginnt oder im Markte sich ankaufst.

Spät in der Nacht endet der erste Tag des Vereinigten. Am nächsten Tag gibt es einen großen Mummenschauz; die meisten Vereinigten maskieren sich dabei und ziehen einzeln oder in Gruppen von Gasse zu Gasse, das alte deutsche Faschingrennen. Da gibt es Altweibermühlen, wo die alten Betteln wieder verjüngt werden, Zigeunerbanden, die alle Küchen und Keller plündern, Menagerien, deren Insassen ein greuliches Geheul ertönen lassen, Sterngucker u. a. m.

Der Donnerstag wird nicht minder lustig durchgebracht und dabei noch nachgeholt, was man etwa an Saus und Schmaus versäumt hätte. Am Freitag stärkt man sich für den Samstag, weil an diesem Tage ja ohnehin Feierabend ist und der Sonntag folgt.

So füllt der Vereinigte redlich die ganze Woche aus, dafür geht es aber umso stiller an den drei letzten Faschingstagen zu.

(Schluß folgt.)

## Ein moderner Dämon.

**S**onniger Sommermorgen. Nach einer stärkenden Nacht schreite ich durch den Garten auf dem Sandwege dahin. Das Gras ist noch feucht; die hohen Bäume athmen noch Kühle des Schattens aus, stellenweise liegen die Streifen des hellen Sonnenscheines hingeiprenkelt über dem Rasen. Auf einzelnen Blättern der Büsche schillern die winzigen Thautröpfchen wie Perlmutter in allen schönen Farben, so wunderbar schön, daß es nicht möglich wäre, sich je daran satt zu sehen. Hoch auf den Fichten und Birken die Finken und die Meisen wissen allerhand zu singen und zu sagen, was — wenn man es verstehen könnte — wahrscheinlich erschreckende Ähnlichkeit hätte mit dem, was wir zu singen und zu sagen haben. Während vom Hause her das freundliche Geräusch des Alltagsuhrwerks hallt, setze ich mich auf die Bank unter den Linden und habe in der Hand ein interessantes Buch. Der Morgen eines Tages, der ganz mein sein wird, denn die drohenden Besuche abzulenken ist mir gelungen und die Post ist gnädig gewesen. Der wonnige Sommertag ist mein. Kann jemand das Glück ermessen, einen ganzen langen holden stillen Sommertag ganz allein für sich zu haben?

Nicht ins Buch blicke ich, ins interessante. Mein Auge schweift hinaus zwischen die Bäume, dorthin, wo unter zartblauem Himmel die duftigen Berge stehen. — Leien? Heute in diesem engen Garten sitzen bleiben? Mit den Kindern spielen? In der Hängematte auf den Mittag warten, und dann auf das Vesperbrot, und endlich auf den Abend, der gar nicht kommen will? Unerträglich! — Das denkbar größte idyllische Glück unerträglich. Hinaus lockt mich etwas, ich weiß nicht was, hinaus zieht's und treibt's mich in die Thäler, in die Berge, auf die Höhen, die mir nichts Neues bieten können, weil ich sie längst kenne. Hat's mich doch allemal, so oft ich draußen war, bald gelangweilt an den Wässern und auf den Ulmen, mich zurückgezogen ins heimische Haus. Aber es will mich nicht leiden hier an diesem Morgen, ich will irgendwo hin. Wohin ich will, ich weiß es nicht. Der Wege ziehen viele nach allen



Richtungen hin, man kann fahren, reiten, gehen. Aber auf den Straßen ist's zu staubig, über die Matten zu sonnig, durch die Gräben hin zu düster und enge, auf die Berge zu steil, in den Wald zu nahe, auf die Almen zu weit, ins Hochgebirge zu beschwerlich. — Also bleibe zu Hause. Zu Hause ist mir ach und weh. Schade um den schönen Tag, daß man ihn nicht ausnützt, wenn's regnet, kann man ja ohnehin nicht fort. — Arbeiten. Wie so? Wenn alle Sinne und alle Gedanken in der Weite sind!

Ein abscheuliches Unbehagen erfüllt mein Wesen. Ich schaue in mich, grüble nach der Ursache. Ich möchte das Gefühl ein modernes nennen, nicht ein natürlich entwickeltes, vielmehr ein künstlich erzeugtes Gefühl. Ein Empfinden der Unzufriedenheit mit dem was man ist und hat, und wenn es das Neidenswerteste wäre; ein Hängen und Verlangen nach Dingen und Zuständen, die ferne liegen und die oft der Wünsche nicht wert sind, welche nach ihnen ausgesenft werden. Kaum wir in unseren bequemen Wohnstätten festfäßig geworden sind, fängt in uns Nomadenblut an sich zu regen, unbändiges Nomadenblut. Heute, sagt man, sei es Bedürfnis geworden zu reisen, um nicht zu verrotten, nicht unwissend zurückzubleiben, denn alles reißt. Und es sei Bedürfnis geworden, zu gewissen Zeiten in den Alpen zu sein, hohe Berge zu besteigen. Alles spricht davon, überall liest man darüber, alle Verkehrseinrichtungen weisen, zwingen nachgerade darauf hin. Was ist das nur? Ist es, weil die Menschheit gähnt? — Ich will es sehr trocken sagen. Das wirkliche Reisen und Alpentourenmachen zu dem Zwecke des Selbstunterrichtes und um Herzensfreude an der Natur zu genießen, ist edel und bedeutungsvoll; aber wie jetzt die meisten Leute reisen und auf den Bergen umherklettern, das ist sinnlos und albern. Die wirklichen Genüsse und Gewinne wiegen bei weitem nicht auf die Kosten, den Zeitverlust, die Mühsal und Unbequemlichkeiten einer Reise, wenn der Philister reißt. Man reißt, um zu reisen, man klettert, um zu klettern, man hat nichts davon, aber wenn's vorüber ist, fühlt man sich von einem Alp frei, der vorher gedrückt hat. Man redet sich vorher wochenlang ein, es müsse sein, man ist angesteckt von dem Wahne, es müsse sein, bis man endlich diesem sonderbaren „Muß“ nachgibt und sich einige Wochen den Beschwerden der Eisenbahnfahrten, der fremden Nachtquartiere, der ungewohnten Kost und touristischen Leiden aller Art aussetzt. Gar viele kehren vom Salzkammergut, von Tirol, von der Schweiz heim und wissen nichts anderes zu erzählen, als wie man in diesem oder jenem Hotel gegessen, auf dieser und jener Bergpartie übernachtet und wieviel man für diese und jene Fahrstrecke bezahlt hat. Solchen gilt mein Bedauern, daß sie sich von dem modernen Dämon hin- und herjagen lassen müssen.

Daß man im Sommer der Großstadt entfliehen und hinaus in die Natur will, ist etwas anderes, das ist ein wirkliches Bedürfnis für Leib

und Seele, und dieses Bedürfnis wird sich steigern, solange die Gifststätten, Stadt genannt, immer noch wachsen. Jedoch, wenn ich in meinem freundlichen stillen Garten, der mitten in einem schönen frischen Gebirgsthale liegt, auf einmal Gangen und Bangen verspüre nach Reisen und Ausflügen, so erklärt sich das nur damit, daß auch ich befallen bin von dem modernen Dämon. Ich habe keine Sehnsucht nach fremden Ländern und Städten und Menschen, ich weiß sogar recht gut, daß sie mir nichts sein können. Sind fremde Zustände schlechter, als die daheim, so muthen sie nicht an, sind sie besser, so machen sie mich unzufrieden. Ihr einziger Vorzug für mich ist, daß sie anders sind. Ich kenne die Alpen ohnehin und kann mir ihre Herrlichkeiten so lebendig in der Phantasie vorstellen, daß dieses geistige Schauen ein fast vollgiltiger Genuß ist — und doch! und doch!

Ich sitze im Garten und schaue hinaus, ich gehe hin und her und schaue hinaus. Ich weiß, daß eine Partie mich erschöpfen und leidend machen wird — und doch will ich hinaus, und muß hinaus. Auf heißer Straße, auf beschwerlichem Pfade, bei zweifelhaftem Wetter und mangelhafter Unterkunft werde ich mich zurücksehnen in die Ruhe und Bequemlichkeit des Hauses — alles das weiß ich, und doch muß ich fort.

Es ist der Dämon.

Aber keiner der schlimmsten, trotz alledem. Die Freuden, die er verspricht, hält er auch — mir wenigstens — und es sind harmlose, reine Freuden. Die Anschauung Gottes wird den Seligen verheißen, kein anderer Genuß, als das Anschauen. Denn das ist der uneigennützigste und reinste Genuß. Nahe kommt ihm die Anschauung der Natur. Freilich, auch in meinem Garten ist Natur, auch von ihm aus fliegt der Blick in die weite, landschaftliche Natur, aber sie befriedigt nicht, und hier gerade zeigt sich der Dämon. Es muß Abwechslung sein, immer Neues und Anderes zu sehen sein, so verlangt's das Auge des Modernen. Ich weiß mir kaum etwas Feineres, als in einem Wagen hinzufahren durch schöne wandelnde Landschaften, im thauigen Morgen, in der Abendkühle, ja selbst auch in der Mittagssonne. Die Landschaft in all ihren Formen, Farben und Schatten, mit dem unerschöpflichen Gaukelspiel der Wolken am Himmel — die Gärten, die Auen, die Wälder, die Felsen, die Wässer! Die vom Blitz gespaltene Tanne, der moosige Stein, der schattenfinstere Tümpel, das schreckige Reh, der todte Frieden in den Gründen, das Rauschen in den Wipfeln, alles an Gestalt und Stimmung von unendlicher Mannigfaltigkeit. Immer gleich und immer anders, nie ein Stückwerk, immer ein vollendetes Bild. Wer zählt die Schönheiten der Pflanzenwelt, des Thierreiches, der Steine im Einzelnen, die Herrlichkeiten der Wildnis, der Bergwelt im Großen! Ich beginne nicht, denn es wäre kein Ende. Nichts Feineres auf Erden, als so hinzugleiten

im Wandel der Landschaft! — Müde, krank komme ich heim, denn die Erregung hat mich erhitzt und fiebernd gemacht, aber es macht nichts. Ich weiß, warum ich draußen war, nächtig gaukeln noch im Haupte die gesehenen Bilder, sachte verbläßen sie und nichts ist geblieben von einer anstrengenden Reise, als eine bunte Erinnerung, von der man freilich „nichts herabbeißen kann“.

Das hätten die Alten nicht verstanden, wie man aus einer Fahrt oder Wanderung über Berg und Thal, durch Wald und Wiese so viel Wesens machen kann! Jagd und Fischzug, wirtschaftliches Interesse oder eine Curiosität, sonst sahen sie nichts, im weiteren war die Landschaft eben leer. Naturschönheit in unserem Sinne gab es für sie nicht. Darum konnten die Alten auch ganz ruhig in ihrem Garten sitzen bleiben, kein Gängen und Plangen beunruhigte sie nach fernem blauen Bergen, und was darauf und dahinter ist. Sie fühlten sich wohl daheim und ihr Leben war keine Jagd von Stadt zu Stadt, nach Berg und Thal. — Und doch neide ich ihnen ihre behagliche Ruhe nicht. Wir modernen Menschen haben manches ideale Gut verloren, in dessen Genuß unsere Vorfahren froh gewesen sind, ein einziges großes, unvergleichliches haben wir gewonnen: die Naturfreude.

Ist aber diese Naturfreude jetzt auch so allgemein, wie es scheint? Ganz gewiß nicht. Drei Vierteltheile der Touristen, die da fahren, laufen, steigen und klettern und gelegentlich sich zu Tode kugeln — drei Vierteltheilen, beiläufig gemessen, empfinden nicht die Wonne und Seligkeit im Angesichte der herrlichen Natur, sie haben andere Beweggründe, daß sie fahren, laufen, steigen oder klettern. Sie wollen zum Beispiel wissen, wer besser fährt, schneller läuft, flinker steigt, waghalsiger klettert; sie wollen genau in Metern wissen, wie hoch ein Berg, wie weit eine Höhle, wie tief ein See; ist zehnmal gemessen, so messen sie das erstemal. Sie wollen gehen, wo keine Wege, und klettern, wo keine Steige sind, sie wollen gerade dort auf den Berg, wo man nicht hinaufkann, sie wollen leisten, was vor ihnen noch keiner geleistet. Sehr wacker, wenn man diesmal nur wüßte wozu. — Im Monat August klettert eine Million Menschen auf den Alpen um, zwischen Graz und Genf. An siebenhunderttausend davon sind Sportsleute. Das sind so recht die vom Dämon Gejagten und Gehejten. Kein Bergwirthshaus, das nicht erschallt von Renommage der Krübnen, kein Alpenfriedhof, auf dem nicht ein Zutodegefallener ruht.

#### Der Dämon Alpinismus.

Die ganze cultivierte Welt liegt in seinem Banne und die Alpen sind Gemeingut der Völker geworden. Der Amerikaner steht auf dem Montblanc so fest wie der Engländer, der Hamburger ist auf dem Glockner so gut daheim wie der Wiener. Keine größere Stadt im weiten deutschen Reiche, die in den Alpen nicht ihre Touristenhütte besäße und

nicht jährlich ihre Kletterer schickte. Viele Alpenhotels sind im Hochsommer so belebt wie die Restaurationen auf der Ringstraße oder unter den Linden, und das Führerwesen ist weitaus das einträglichste Geschäft im Gebirge. Die Erholungszeit des Urlaubes bringt der Städter nicht mehr gerne im freundlichen Thale zu, oder im Waldhause, hinauf will er, weiter hinauf, so hoch hinauf, wo die Felsen wüst und starr, fahl und fahl über dem grünen Gelände stehen. Dort oben, wo kein Strauch und kein Palm mehr ist, und kein Tropfen Wasser und kein Hort im eisigen Sturme, wo kein warmes Leben mehr athmen kann, dort oben wollen sie sein. Mit unjäglichen Beschwerden und Gefahren streben sie empor, um es dann auf dem Gipfel kaum fünf Minuten auszuhalten, um zerschunden, zerschlagen zurückzukommen, kaum einen anderen Gewinn im Herzen, als die Vorstellung, drei- oder viertausend Meter hoch oben gewesen zu sein. Das arme Hezwild des Dämons Alpinismus!

Es ist eine tolle Erscheinung und hat doch einen so tiefen Sinn. Die Verweichlichung in den Städten ist ins Extreme gegangen, so muß auch das Gegenteil ins Extreme gehen. Die Touristik ist das scharfe, frische Gegengewicht zum faulen Stadtleben. Die feige Zahmheit des Stadtlebens hat umgeschlagen in eine wilde Tollkühnheit, denn im Menschen ist immer noch Kraft vorhanden, und diese will sich nicht einengen lassen, sie explodiert. Und explodiert sie nicht auf Schlachtfeldern, so explodiert sie nach einer anderen Seite hin — diesmal in die hohen wüsten Berge hinauf. Der Professor wie der Student, der Fabrikant wie der Kaufmann, der Künstler wie der Priester, der Beamte wie der Officier, alle müssen sie hinauf. Auch die Frauen kommen dran und die Kinder. Die Lust an den Bergen wird sich noch steigern in der nächsten Zeit, aber im ganzen wird sie sich erschöpfen, ehe sie sich erfüllt. Ist an und auf den Bergen alles „entdeckt“ und begangen, dann in die Höhlen, um sie zu erforschen, in die Seen, um in ihren Grund zu tauchen, und endlich mit dem Ballon in die Lüfte, um mit Wind und Wetter immer wieder ums Leben zu ringen, weil es für den Blasierten nur dann noch einigen Wert hat, wenn es täglich frisch erkämpft werden muß.

Erst wenn die Städte anfangen werden zu versinken, wie sie einst versunken sein sollen, wenn die Leute sich wieder in die ländliche Welt zerstreuen und sich in ihr ansiedeln werden, dann wird das krampfhafteste Interesse an dem Sporte abnehmen und der Mensch wird wieder in das ruhigere, natürliche Verhältnis treten zur Natur, und in dieser Ausgeglichenheit wird der Dämon einschlafen, der uns heute beunruhigt. M.



## Testament machen!

**V**ieher Leser! Bist du reich oder arm, einen Kasten besitzest du jedenfalls. In diesem Kasten birgst du vielleicht den Kern deiner Habe und in diesen Kasten läßt du ein unberufenes Auge so leicht nicht blicken.

Nun bedenke es. Das erste, wenn du eines Tages gestorben bist, wird sein, daß Leute kommen und diesen Kasten öffnen. Du bist noch nicht kalt, und schon strecken sie die Hand aus nach deiner Hinterlassenschaft. Es mag wohl sein, daß deine hinterbliebene Familie ein anderes Anliegen hat, als jenes, dein Geld und Gut unter sich zu theilen, daß sie von solchem brutalen Angriffe auf dein bisheriges Eigenthum nichts wissen will, wenigstens am ersten Tage nicht. Aber die Deinigen müssen! Sie müssen hastig deine Kasten und Läden durchkramen, um deinen letzten Willen zu suchen, um zu wissen, wie du dein Leichenbegängnis wünschtest, was du sonst zu sagen hast, denn nie ist das Verlangen nach einem Worte von dir so groß als zur Stunde, da du den Mund für immer geschlossen hast. Außerdem ist auch das Gericht da. Das Gericht muß feststellen, was vorhanden ist, muß im Namen des Staates die Hinterlassenschaft sichten, die Erbangelegenheiten nach dem Geleche einleiten und für etwaige minderjährige Erben die Vormundschaft antreten.

Man sucht nun nach einem Testamente, die Hinterbliebenen aufgeregt, weinend, der Gerichtsbeamte kaltblütig und gelassen. Und ein Testament ist nicht zu finden. Sind die Verhältnisse sehr einfach und geregelt, so wird der Mangel eines Testamentes unschwer verwunden und die Dinge nehmen den Verlauf des Herkömmlichen. Aber auch selbst dann noch welche Wohlthat, wenn man einen Zettel findet. Da schreibt ein Arbeiter: „Von meinem Gewand soll die einfache Bestattung bezahlt werden; die silberne Uhr gehört meinem Bruder Anton. Der N. N. ist mir drei Gulden schuldig gewesen, sie gehören sein, soll einmal ein paar Vaterunier für mich beten. Sonst habe ich kein Guthaben und keine Schulden.“ Ein hochehrenwertes Testament!

Aber zumeist findet man keins. Es ist eine merkwürdige Schwäche der meisten Menschen, daß sie in gesundem Zustande kein Testament

machen wollen. So sehr hängen sie an ihrem irdischen Gute, daß sie sich nicht einmal im Gedanken von ihm trennen mögen. Sie wissen es recht gut, daß das Testament erst nach ihrem wahrscheinlich sehr späten Tode Giltigkeit bekommt, daß sie bis hin über ihr Vermögen voll und unumschränkt verfügen können, auch wenn es im Testamente mit Unterschrift, Kreuz und Siegel anderen vererbt ist; sie wissen auch, daß sie das Testament nicht aus der Hand zu geben brauchen, es jederzeit beliebig abändern oder aufheben können, kurz sie wissen, daß das Testament sie für Lebzeiten zu nichts und gar nichts verpflichtet — und trotzdem können sie sich nicht entschließen, ein Testament zu machen.

Die Freunde und Verwandten ahnen es, sehen die Unannehmlichkeiten und Zwistigkeiten und Prozesse voraus, aber sie dürfen es dem alten Manne nicht nahe legen, sonst argwöhnt er auf eigenmüßige Triebe und daß sie ihn schon gern beerben möchten. Da wird sich freilich wohl jeder hüten, auf die Abfassung eines letzten Willens anzuspieren. Bisweilen ist es so: der Familienvater möchte für den Fall seines Todes seinen letzten Willen äußern, aber sein Weib will davon nichts hören: Gott, nein, nur von so was nicht reden! — Es ist eine falsche Sentimentalität. Der Vater schweigt. Plötzlich ist der Tod da und mit ihm die Verwirrung. Statt des gehofften Vorhandenseins von Bargeld melden sich Gläubiger, manchmal Gläubiger, die man längst für bezahlt hielt; aber es fehlen die Quittungen. Es stimmt nicht mit gelegentlichen Äußerungen, die der nun Verstorbene gethan. Verschiedene Hausgenossen und Verwandte erklären dies und das, was sonst der Verbliebene besessen, als ihr Eigenthum. Einer zieht heimlich den andern, das Testament, oder Bargeld, oder Wertpapiere unterschlagen zu haben, es fehlt jeder thatsächliche Anhaltspunkt über den Stand des Vermögens, und die Situation ist eine überaus peinliche.

Ich will weitere Verwirrungen und Irrthümlichkeiten, Unrecht und Feindschaften nicht andeuten, die aus Mangel eines Testaments so oft zu entstehen pflegen. Nicht selten wird durch das Versäumnis die Harmonie der Familie zerstört und ein endloses Zerwürfniß verursacht.

Und woher die lächerliche Abneigung vor dem Testamentmachen? Der Ursachen gibt es viele. Die eine, der widerliche Gedanke auf das Verzichten ist schon angedeutet worden. Eine andere Ursache ist, daß viele nicht klaren Einblick in ihre Vermögensverhältnisse haben oder nehmen wollen. Da wäre Unordnung, Zerrüttung vorhanden, sie mögen gar nicht daran rühren und lieber sich und andere in der vagen Vorstellung eines Vermögens wiegen, das vielleicht gar nicht vorhanden ist. Sie vergraben wie der Vogel Strauß ihr Haupt in den Sand, wollen nichts sehen, und nach ihrem Tode sollen die Nachfolger selber schauen, wie sie in Ordnung kommen. „Nach dem Tode“, das ist ihnen überhaupt ein unfasßbarer Begriff, der sie weiter nicht kümmert.

Mancher Hausvater weiß freilich wohl, wie es mit seinem Vermögen steht, will aber die Seinigen nicht aus ihren Himmeln reißen und während sie schon so viel als Bettler sind, genießen sie fröhlich das Leben und hoffen munter auf eine gute Erbschaft. Da wird so ein Mann sich freilich schwer entschließen zu einem Testament, in welchem nichts stehen könnte, als: „Mein liebes Weib, meine lieben Kinder, im Namen Gottes vermache ich euch die Schulden. Sonst ist nichts vorhanden.“

Mancher, der sich einer soliden Wohlhabenheit erfreut, theilt den Stand seines Vermögens eben auch nicht gerne seinen Verwandten mit, aus Furcht, durch Darlegung der guten Verhältnisse eine Erhöhung ihrer Bedürfnisse und Ansprüche zu schaffen, da er doch wünscht, daß das Vermögen einstweilen beisammenbleiben, sich tiefer gründe und die Familie für die Zukunft sorgenlos mache. Für einen solchen ist's leicht, Testament zu machen und er wird's auch selten veräumen, den Seinigen für seinen Todestag wenigstens einen guten materiellen Trost zu hinterlegen.

Der Mangel eines Testaments hingegen ist schon gewöhnlich ein Zeichen von Mißwirtschaft und Hohlheit in den Vermögensverhältnissen.

Ein weiterer Grund zur Unterlassung des Testaments ist das Grauen vor dem Advocaten. Wozu soll ein fremder Mensch Einblick in meine Verhältnisse haben und sich noch dafür bezahlen lassen? Und daß es ohne Advocaten nicht immer gehen will, davon hat mancher eine leise Ahnung. Es wäre der Mühe wert, eine Sammlung anzulegen von Testamenten, die ohne Rechtsgelehrten entstanden sind und oft die tollsten Unmöglichkeiten enthalten. Von einer Gültigkeit natürlich keine Rede. Mancher enterbt sein böses Weib, sein ungerathenes Kind bei Fuß und Stängel, „nicht einen Kreuzer soll's kriegen!“ Und das Gesetz vom Pflichttheil wirft seinen letzten Willen über den Haufen. Ein anderer dictiert seinem „Universalerben“ so viele Legate für andere vor, daß dem Universalerben nichts weiteres übrig bleibt, als die Bestreitung der Kosten, der Steuern und der rührende Bogen des Testaments. Ein besorgter Vater setzt seinen jüngsten Sohn zum einzigen Erben des Vermögens ein, wenn der Burtsche die A. heiratet. Wenn er aber die B. heiratet, dann wird er enterbt. Ein Überkluger nennt sein Testament eine „Schenkungs-urkunde“, glaubt damit einer großen Erbssteuer zu entgehen und ladet dem Erben eine zehnmal größere Schenkungssteuer auf. Ein Zerstreuter vermacht sein „gesammtes“ Vermögen dem A., und sein Haus dem B. Ein Verschämter möchte ein außereheliches Kind bedenken, nennt aber aus Discretion die Mutter bei einem falschen Namen, so daß der Erbe amtlich nicht auffindbar und nicht annehmbar ist. Und so fort.

Allerdings könnte man im Grunde sagen:

Je gerechter ein Testament ist, desto überflüssiger ist es, je ungerechter, desto nothwendiger, daß es schwarz auf weiß steht. Wenn zum

Beispiel alle Kinder eines Vaters nicht zu gleichen Theilen erben sollen, so muß ein Testament sein, ist keins, so erben alle zu gleichen Theilen. So sagt das Gesetz, andererseits bietet gerade dieses Gesetz die Hand dazu, wenn ein oder mehrere Geschwister zu Gunsten eines Hofübernehmers, das heißt Steuerträgers, im Erbe verkürzt werden sollen. Ein Vater soll schon aus tieferen Gründen bei der Erbschaft oder sonst eines seiner Kinder weder bevorzugen noch benachtheilen. Ist eines ungerathen, so ist's ohnehin gewaltig im Nachtheil; man mag das Lümperl vielleicht unter Aufsicht stellen, aber man soll es nicht schädigen, denn es hat von seinem Vater eben soviel Lebensjammer miterhalten, vielleicht mehr, als etwa das andere „brave“ Kind. Manchmal ist es gerade das treueste Kind, welches enterbt oder auf den Pflichttheil gesetzt wird. Welch Leid muß es für ein solches sein, wenn es an der Bähre des Vaters erfahren muß: dich habe ich weniger geliebt als die anderen! Hat der Vater, wenn er so ein Testament hinschreibt, eine Ahnung von der Herzensroheit, die in der systematischen Übervortheilung liegt? Und können die praktischen Vortheile des begünstigten Kindes je die Bitterkeit des zurückgesetzten aufwiegen? Regelmäßig kommen die unehelichen Kinder eines Erblassers zu kurz. Auch wenn dieser ledig ist und wohlhabend, er aber veräußert hat, ein Testament zu machen, so erben andere, fernere Verwandte oder ganz fremde Leute, oder der Staat, und das leibliche Kind bekommt nichts.

Verfasser dieses Capitels hat sieben Kinder. Die älteren haben ihm natürlich schon mehr gekostet, als die jüngeren, aber im Testament sind alle sieben gleich bedacht. Das heißt nicht ganz. Eines der Kinder ist häßlich und ein wenig schwachsinzig; so oft nun dieses von den anderen an Spott und Übervortheilung zu leiden hat, schreibe ich ihm extra einen kleinen Betrag gut. Um diese Beträge bekommt das Arme mehr, als die anderen. Deswegen wird an meiner Bähre kein Leid sein.

Übrigens, nicht so sehr wie, sondern vielmehr daß du Testament machen sollest, mein Leser, dafür sind diese Zeilen geschrieben. Wegen des Wie mußt du noch einen Sachverständigen um Rath fragen.

Wenn du die Blätter nun aus der Hand legst, so bleibe noch eine Weile mit dir allein und denke nach. Denke, du wärest plötzlich gestorben und deine Familie, deine Verwandten, deine Freunde stehen um dich Stummen umher, und dein Eigenthum steht und liegt herum, oder ist im Kasten geborgen. Und denke nach, wie nach deinem Willen alles vertheilt werden solle, daß du jedem, den du lieb hattest, ein Gutes erweisest und daß keinem ein Unrecht geschehe. Und bist du darüber klar, so setze dich hin und schreibe alles auf, wie du wünschest, daß es sei, und habe für jeden ein Bedenken. Und sei größer als sie glauben. Bedenke nicht bloß solcher, die du liebtest, die dir Gutes gethan haben, die dir treu ergeben sind, gedenke auch derer, die dir das größte Leid zugefügt haben im Leben. Verschmähe



den Ruhm, unverzöhnlich zu sein, laß es drauf ankommen, daß sie sagen, du hättest doch am Ende noch ein Unrecht gut machen wollen — jammle Kohlen auf das Haupt deines Feindes, und wenn es sein kann, so thue ihm in deinem letzten Willen etwas Gutes. Aber thue es demüthig, daß Böswillige nicht als Hohn auslegen, was christliche Liebe ist. So wird dein letzter Wille ein großer Wille sein, ein mächtiger, schöpferischer Wille und du lebst wirkend fort übers Grab hinaus. — Das bedenke und so schreibe. — Und wenn du dabei wärmer und weicher wirfst, als du selber geahnt, gleichsam, als ob es ein wirklicher Abschied wäre, so schadet dir das gar nicht. Du kannst das Papier dann, was ich rathe, einem Rechtsfreund zeigen, oder kannst es ungezeigt in deinem Kasten verschließen. Du hast dein Testament gemacht und wirst deshalb nicht eine Minute früher sterben als sonst, und du bist nicht um eines Schuhnagelwert weniger Eigenthümer deines Vermögens als früher. — Und wenn's doch plötzlich Ernst wird, denn wir wissen nicht die Stunde! — um wie viel leichter ist's zu scheiden mit dem Bewußtsein, die weltlichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht zu haben. Wie mancher Sterbende öffnet noch den Mund, will sprechen, sprechen, nur noch ein einziges Wort sprechen, und kann nicht mehr — und muß seinen letzten Willen unausgesprochen mit ins Grab nehmen. Die wenigsten glauben in ihrer letzten Krankheit noch ans Ende, hätten wohl was zu sagen, verschoben es aber von Tag zu Tag bis zur Stunde, wo sie in der Ohnmacht und Theilnahmslosigkeit des Todes sind.

Von welcher selbstloser Liebe zu den Deinigen aber zeugt es, wenn nach deinem Tode freundliche Worte darthun, wie du schon in frohen Lebenstagen ihrer gedacht hast und treu für sie zu sorgen bemüht warst. O Freund, sprich zu deinem Weibe, zu deinen Kindern in jener Stunde, da sie trostlos in dein gebrochenes Auge starren und auf deine leichenblaffen Lippen. Sprich zu ihnen durch ein Blatt Papier, theile freundlich und gerecht die irdischen Gaben aus, deren du nicht mehr bedarfst und sage ihnen ein Wort väterlicher Ermahnung und labenden Trostes. Solch Scheidegruß schlichtet mehr, als die Leute ahnen mögen, er wird zur Seligkeit dem Sterbenden und zum Segen den Lebenden.

R.

## Aus dem Soldatenleben.

Ein alter österreichischer Officier, Heinrich Ritter von Födtransperg, hat in den stillen Tagen seines Ruhestandes die Feder zur Hand genommen und Erinnerungen aus seinem Soldatenleben geschrieben. „Vierzig Jahre in der österreichischen Armee.“ (Dresden. Alexander Beyer.) Diese Erinnerungen erstrecken sich auf die Jahre 1854—1894. Der erste bisher erschienene Band reicht bis zum Jahre 1866. Nebst mancherlei Minderwertigem enthalten die schlicht und angenehm geschriebenen, auf gewissenhafter Wahrheitsliebe beruhenden Memoiren manch allgemeiner interessantes Capitel aus bewegten Zeiten. Ein milder, wohlwollender Geist ist uns in dem sonst herben und derben Soldatenstande doppelt sympathisch, und die Schrift, welche dem Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este gewidmet ist, gibt sich als das anspruchslose und doch lebenswürdige Tagebuch eines echten Cavaliers.

Zwei Stückchen theilen wir aus den Aufzeichnungen zur Charakterisierung derselben mit.

### Vollziehung eines Todesurtheils an einem Jäger.

Zu Pettau im Spätsommer 1855 saß ich eines Abends noch allein in der Kanzlei und arbeitete, als jemand an die Thüre pochte und auf mein „Vor“ ein elegant gekleideter, etwas buckliger Herr hereintrat und auf meine Frage: „Sie wünschen?“ antwortete: „Ich bitte um die mir gebührende Wache von einem Patrouilleführer und drei Mann, ich bin der k. k. Scharfrichter aus Graz.“ Ich erschrak förmlich. Der Mann muß es mir angesehen haben, denn er sagte: „Fürchten Sie sich nicht, ich bin gleichzeitig Tapezierer in Graz, habe ein großes Geschäft und viele Kunden.“ Damit empfahl er sich und fügte noch bei, daß er im Hotel Lamm abgestiegen sei. Ob sich sein „großes Geschäft“ und seine „Kunden“ vielleicht auch auf die „Hänge-Candidaten“ bezogen haben, weiß ich nicht. Er war seinerzeit unter Haynau in Ungarn und hatte dort wohl viel zu thun gehabt. Ich ließ sein Eintreffen sofort dem Hauptmann melden und sendete auf dessen Befehl die Wache ab.

Es kamen zu dieser Execution auch ein Wachtmeister und acht berittene Gendarmen aus Marburg.

Ein Jäger wurde wegen Raubmord zum Tode durch den Strang verurtheilt, weil derselbe im „Urlauberverhältnis“ einen Knecht auf einem Heuboden erschlagen und fünf Gulden vierzig Kreuzer geraubt hatte. Das Todesurtheil wurde vom Armeec-Obercommando bestätigt und der Vollzug angeordnet.

Die dienstliche Verordnung hierüber gieng den Instanzenweg und kam einen Tag später, als der Scharfrichter. Das Urtheil wurde dem Manne publiciert, der „Stab über ihn gebrochen“ und er bis zum nächsten Tage „ausgesetzt“, das heißt er durfte Besuche empfangen, Geschenke annehmen, essen und trinken, was er wollte. Ein Separatarrest war zur Armenfünderzelle bestimmt, der Delinquent mit kreuzweisen Eisenketten, an beiden Händen und Füßen gefesselt, hineingeführt. In der Zelle war ein Mannschaftstisch — auf demselben ein Crucifix und zwei Kerzen — eine Bank und ein Holzstuhl. Später kam noch ein Teller hinzu, auf welchen die Besucher milde Gaben legten. Die Thüre war offen und führte in die Wachtstube der Kasernen- und Stockhauswache; vor derselben standen zwei Jäger, welche die Stützen mit gepflanztem Bajonette gekreuzt hatten. Während der meisten Zeit des Tages war der Garnisons-Profosz anwesend. Bald nachdem der Verurtheilte in die Zelle gebracht worden war, kam der Militärkaplan und bekehrte den reinigen Sünder ganz, er beichtete, und nach der Communion betete derselbe die meiste Zeit.

Natürlich kamen sehr viel neugierige Besucher aus der Stadt und auch Verwandte aus seiner Heimat. Geldern hatte er keine mehr. Auch kamen viel Geldspenden zusammen, was jedoch damit geschehen ist, weiß ich nicht. Ob es der Feldpater für Messen genommen oder der Profosz für seine Mühewaltung vom Delinquenten erhalten hat, ist mir unbekannt geblieben.

Der Hauptmann frug mich, ob ich den reglementmäßigen Schranken — das ist ein Oberjäger und vierundzwanzig Mann, welche letztere ein Quarré bilden, in dessen Mitte der Delinquent, der Geisliche und der Profosz zu gehen oder fahren haben -- commandieren wolle. Ich dankte gehoriamst dafür und es wurde der andere Oberjäger dazu bestimmt.

Der Scharfrichter ließ sich von der politischen Behörde den Platz anweisen, wo er den Galgen aufzurichten habe. Es wurde eine Gutweide nächst der Drau am rechten Ufer hierzu bestimmt.

Während der Delinquent „ausgesetzt“ war, wurde der Galgen vor den mitgebrachten zwei Gehilfen aufgerichtet. Der Scharfrichter fuhr nun hinaus, um die Arbeit zu inspiciieren. Sein Wagen wurde von vier berittenen Gendarmen begleitet. Am Tage der Hinrichtung fuhr er ebenfalls hinaus, war ganz schwarz, in Frack, gekleidet, mit weißer Cravatte und Cylinder, und begleitete ihn diesmal der Wachtmeister mit acht Gendarmen.

Das Executionzcommando stellten die Dragoner bei, und mußte eine zweite auf den Dörfern der Umgebung bequartierte Escadron hierzu noch in die Stadt commandirt werden. Die Compagnie stellte nur den „Schranken“ bei.

Der Delinquent trug einen Leinentittel und Drillbeinkleider, weil er vor der Justificierung aus der Armee ausgestoßen worden war; er hatte jedoch noch die Ketten, welche ihm erst auf dem Richtplatz abgenommen wurden.

Um neun Uhr früh setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war auch ein Boripannswagen bestellt, welcher, weil der Delinquent zu Fuß gehen zu wollen erklärte, an der Cueue der zweiten Escadron nachfuhr, für den Fall, daß ihn die Kräfte verlassen sollten.

Obwohl der Weg bis zum Richtplatze in circa vierzig Minuten zurückgelegt werden konnte, brauchte dieser Executionszug zwei Stunden. Der Delinquent gieng fürchtbar langsam. Der Hauptmann und ich sahen von der Kanzlei aus dem Abmarsche zu. Nach einer Weile sagte der Hauptmann zu mir: „Sie wollen es sicher gerne mit ansehen.“ Ich bejahte und er schickte mich nach. Sehr bald hatte ich den Zug eingeholt. Es waren eine Unmasse Neugieriger, sowohl Städter als Bauern. Ich gieng eine Zeit mit und kehrte wieder um. Es widerstrebte mir, das als ein Schauspiel zu betrachten, was als Sühne für das größte Verbrechen von den Gesetzgebern eingesetzt wurde.

Auf der Draubrücke holte mich ein Wagen ein, worin ein wohlhabender junger Bekannter von mir saß und mich aufforderte, mitzufahren, um der Justificierung zuzusehen. Er meinte, daß er sich nicht drängen wolle und vom Wagen aus es noch besser sehen könnte. Ich gab der Neugier, welche wieder Oberhand hatte, nach und fuhr richtig mit.

Ich sah nur, wie der Delinquent von den Knechten mittelst eines Fleischzuges an dem Balken hinaufgezogen, dort vom Scharfrichter erwartet, die Schlinge, welche er um den Hals hatte, erfaßt und an dem Haken befestigt wurde. Gleich darauf lüftete der Scharfrichter den Hut, meldete etwas, — stieg in seinen Wagen und fuhr, wieder von Gendarmen begleitet, davon.

Wir fuhren beinahe gleich hinter ihm her — hörten noch das Signal des Escadron-Trompeters „abblasen“.

Ich gieng direct in die Kanzlei und meldete mich beim Hauptmann, welcher noch anwesend war.

Ich erzählte ihm genau alles, was ich gesehen hatte.

„Ja! ja! so sind die Menschen“, sagte er, „die größte Grausamkeit an einem Dritten begangen, gewährt ihnen Vergnügen.“

Er gab mir noch zweihundert Gulden, sagte, ich solle dem Scharfrichter die Rechnung bezahlen, sie mir quittieren lassen und ihm dabei sagen, daß er sich nicht weiter abzumelden brauche.



Nachmittags kam richtig der Scharfrichter wieder und präsentierte seine Rechnung. Sie betrug für ihn und seine beiden Gehilfen einhundert-siebenundzwanzig Gulden C.-M. Es war alles specificiert — mir ist nur noch erinnerlich, daß die Schur um den Hals fünfzehn Gulden kostete. Ich zahlte es aus und er empfahl sich bestens.

Dies war das einzigmal in meinem Leben, daß ich einen Menschen „hängen“ gesehen und mit einem Scharfrichter gesprochen habe. Dagegen „erschießen“ und „guillotiniere“ sah ich später leider nur zu oft.

In Parenthese muß ich hier eine wahre Anekdote erzählen. — Ein Scharfrichter hat über eine Justifizierung in Siebenbürgen die übliche specificierte Rechnung gelegt und auch ausbezahlt erhalten. Die Censurbehörde hat die Diäten für einen Tag bemängelt und in der Vorrede sich so ausgedrückt, als ob der Scharfrichter aus „Habgier“ noch diese Diäten aufgerechnet hätte. Dem Scharfrichter wurde diese Bemängelung zugeleitet. Er ersetzte sofort den vorgeschriebenen Betrag, machte jedoch die boshafte Bemerkung dabei, damit man sehe, daß er nicht habgierig sei, verpflichtete er sich, jeden Rechnungs-Controllbeamten gratis zu hängen.

### Unterofficiersball mit Blamage.

Es war in Pestau. Eines Tages wurde von den Cadetten angeregt, daß ein Unterofficiersball gegeben werden möchte — eine Harmonie ihrer Regimentsmusik wäre leicht zu haben. Es wären ja, hieß es, von der Infanterie, den Dragonern und Jägern acht, theils Feldwebel oder Wachtmeister und Oberjäger, dann vierzig Unterofficierere und außer mir noch vier Cadetten in der Garnison.

Ich trug es meinem Hauptmann vor, welcher es sogleich bewilligte — ein Gleiches thaten die Manipulanten der Infanterie-Compagnie und der Dragoner-Escadron.

Als wir alle die Bewilligung unserer Commandanten hatten, wurde ein Comité, darunter ich einstimmig als Obmann, und von jeder Abtheilung zwei Unterofficierere gewählt. Die Dragoner sah ich während der ganzen Zeit, allerdings vor dem Balle, nur einmal.

Zum Theil von Officieren angeregt, wurde beschlossen, daß in der Stadt „Einladungskarten“ durch Unterofficierere ausgetragen werden sollten.

Sofort ließ ich, für die damalige Zeit, elegante Einladungskarten drucken, selbe kamen in Couverts und mein Schreiber kalligraphierte die Adressen.

Dann wurden Unterofficierere bestimmt, welche, je ein Dragoner und ein Infanterist — oder Dragoner und Jäger — oder Infanterist und Jäger, in Parade-Adjustierung, dieselben in die Häuser tragen mußten.

Für das Städtchen war eine solche Einladung etwas Neues und die ehrsamten Bürger wußten nicht, wie sie sich eigentlich benehmen sollten. Die Unterofficiere kamen meist mit der Meldung zurück, daß die Einladung angenommen und das Erscheinen zugesagt wurde.

Auch mir wurde von einigen Damen, die ich zufällig sprach, gesagt, daß sie sich auf den Ball freuten und sicher erscheinen würden.

Gratis bekamen wir einen hübschen Saal in der obenannten „Neuen Welt“, einem großen Sommervergnügungsorte ganz in der Nähe der Kaserne.

Nun gieng es ans Decorieren. Tischler, Tapezierer und sonst Leute, stellten die beiden Compagnien bei. Aus dem Magazine erlaubte der Hauptmann, daß einige alte und neue Waffen, Trommeln und Hörner, leihweise, gegen Empfangschein genommen wurden.

Obwohl nicht im Comité, hatte der Görzer Graf die Oberleitung der Decorationen übernommen und wirklich Wunderbares geleistet, was auch allgemein sehr anerkannt und bewundert wurde.

Den Unterofficieren wurde nicht bloß gesagt, sondern direct befohlen, daß sie ihre Geliebten zwar einladen, jedoch unter keiner Bedingung früher in den Saal und auch nicht in die reservierten Zimmer bringen dürfen, als es ihnen ausdrücklich erlaubt werden würde.

Wir waren nun alle, selbst die Officiere, in der besten Hoffnung eines hübschen Festes; ich besonders glaubte dadurch eine Art Revanche für die Einladungen zur Weinlese geben zu können.

Nun kam der große Tag -- oder vielmehr Abend. Der Saal war fertig, der Fußboden sogar gewischt, in den Ecken und in der Mitte, wo sich die Kaiserbüste befand, Blumen und Nadelholzbäume gestellt, diese überdies noch mit Eau de Cologne reichlich besprengt.

Der Zugang zum Saale war durch einen Garten, dieser wurde durch von den Soldaten gemachte Lampions mit Talglichtern beleuchtet, über der Haupteingangsthür funkelte ein „Willkommen“.

Beim Eingange in den Garten war ein Doppelposten von den Jägern aufgeführt, bei jenem in den Saal standen Unterofficiere mit von meinem Schreiber kalligraphierten, „Tanzordnungen“. Auch eine Garderobe wurde hergerichtet und Unterofficiere hin beordert.

Der Ball war für halb acht Uhr auf den Karten gedruckt. Um sieben Uhr waren die Unterofficiere in Parademontur, die Cadetten, ich und noch einige Chargen in feiner Extramontur versammelt. Ein Jägerofficier hatte Ballinspection, aber auch andere Officiere fanden sich ein, lobten das Arrangement, giengen aber wieder fort.

Zwischen halb acht und acht Uhr erschienen alle Officiere der Garnison und auch einige Herren, Beamte und Bürger, jedoch alle ohne Damen. Frug man, warum die Damen nicht gekommen, so hörte man

allerlei Ausflüchte — vom Unwohlsein bis zum Gedächtnistag des Sterbetages eines Urgroßvaters oder Gründers des Hauses.

Es wurde halb neun und endlich neun Uhr, noch immer waren — außer der Frau eines Unterarztes, einige Töchter von invaliden Feldwebeln — im ganzen nur fünf bis sechs weibliche Wesen im Saale.

Wir sahen deutlich ein, daß wir uns gründlich blamiert hatten und total aufgefressen seien.

Wie wir noch am selben Abende erfuhren, wurde am Vortage die Parole in der Stadt ausgegeben, welche sich wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus verbreitete, daß man auf den Unterofficiersball nicht gehen könne, weil hiezu auch viele Dienstmädchen eingeladen wären und erscheinen würden. Wahrscheinlich hat sich in irgend einem Hause ein Küchendragoner gebrüstet, auch mit der Herrschaft auf den Ball zu gehen.

Mein Hauptmann brach, wie immer, das Eis und forderte die Unterofficiere auf, sogleich ihre Geliebten oder Bekannten zu holen und in den Saal zu bringen. Die Cadetten und ich, wir alle waren ganz trostlos und der Hauptmann, sowie die Officiere lachten uns recht weidlich aus.

Die Unterofficiere kamen jedoch sehr auf ihre Speise. Sowohl von den Officiern, als von den Honoratioren der Stadt, bekamen sie nicht nur reichliche Geldspenden, so daß jeder einzelne sein zum Balle eingezahltes Geld, und noch mehr, zurückerhielt, sondern auch einige Fäßchen Wein und ein Gimer Bier wurden gespendet. Der Fleischlieferant schickte Schinken und Würste, der Victualienlieferant Brot und Käse.

Bald nachdem der Hauptmann die Aufforderung ergehen ließ, füllte sich der Saal mit einigen recht netten, auch hübsch gekleideten Mädchen, aber auch mit wahren Elefantenweib'ln.

Wir war der ganze Spaß verdorben und ich blies, zumeist in irgend einer Ecke, Trübsal.

Die Cadetten haben sich bald in die veränderte Situation hineingefunden, und tanzten flott mit. Mein Hauptmann und die meisten Officiere und Civilisten verließen nach elf Uhr den Saal. Ersterer trug mir noch auf, ein achtsames Auge zu haben, damit nicht etwa ein Scandal verübt werde.

Richtig war es so, daß ich bald genug zu thun hatte. Die Steirer und Italiener vertrugen sich nicht, und es wäre entschieden zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht der Feldwebel und ich wiederholt den einen oder den anderen Krakehler in die zum Glück nahe Kaserne geführt hätten. Einer der betrunkenen Maisonneure war auch mein einstiger Zugsthyrann, welchen ich wegen grober Beleidigung eines Cadetten und Widersetzlichkeit gegen mich, sogar in Arrest setzen mußte. Je länger der Ball dauerte, desto lebhafter wurde es, aber auch desto mehr Betrunkene gab es. Am

Saale gieng es anständig zu — es wurde kein Betrunkener hineingelassen, dagegen in den Nebenzimmern mußte ich fortwährend theils Ruhe stiften, theils einzelne abführen lassen. Ich selbst durfte mich nicht mehr entfernen. Ich muß noch erwähnen, daß nicht bloß Unterofficiere, sondern auch einzelne Gefreite und Patrouilleführer von den Compagnie-Commandanten Erlaubnis erhielten, den Ball zu besuchen. Einige wenige Civilisten, Verwandte von den Jäger-Unterofficieren, waren auch Gäste. Es war eine ziemlich große Gesellschaft in drei Zimmern vertheilt. Kaum stellte ich in einem Zimmer die Ruhe her, war in einem andern wieder Lärm. Der Inspectionsofficier blieb meist im Saale, oder in dem reservierten Zimmer, kam nur ab und zu, wenn der Lärm zu groß wurde.

Meine Drohung, daß ich alle abschaffen lassen würde, hatte die Wirkung, daß mehr Ruhe eintrat.

Um halb sechs Uhr befahl der Inspectionsofficier, daß alle nach Hause zu gehen hätten, welchem Befehle ohne Widerrede Folge geleistet wurde.

Es war der erste Ball und auch der letzte, welchen ich in meinem ganzen Leben arrangiert habe.

Abstrahiert von der Blamage, so wie von dem Ärger, welchen ich mit den Betrunknen hatte, hat mich die Geschichte ziemlich viel Geld gekostet, nachdem ich sehr vieles aus eigener Tasche bezahlt und nicht dem Comité verrechnet, außerdem, ganz selbstverständlich, von den Geldspenden nichts angenommen, sondern den Unterofficieren überlassen habe. Auch die Cadetten und Feldwebel leisteten ihren Beitrag, ohne sich etwas rückerstatten zu lassen. Desgleichen zehrten wir den Abend für unser eigenes Geld.

Das Nachspiel war kurz. Als ich den Lieutenant-Inspectionsofficier frug, was mit den Inhaftierten geschehen und ob selbe angezeigt werden sollen, entschied er: „Wenn die Kerls ihren Kanonenrausch ausgeschlafen haben werden, lassen Sie sie raus.“ Auch den Cadet-Corporal frug ich, ob er auf eine Bestrafung seines Beleidigers bestehe, doch verneinte auch dieser, daher ließ ich um acht Uhr alle Arretierten laufen, wofür sie mir aber auch sämmtlich dankbar waren. Dem Hauptmann meldete ich zwar, wahrheitsgetreu, alles, und er war ganz einverstanden damit, daß keiner, weder von den Jägern, noch Infanterie und Dragonern angezeigt worden war. Obwohl ich nie eine Erwähnung gethan, welche Behandlung ich in den ersten Tagen meines Einrückens von meinem Zugunterjäger erfuhr, so muß er es doch — wahrscheinlich vom Lieutenant — damals erfahren haben. Denn als ich ihm die Namen der arretierten Unterofficiere der Compagnie nannte, und dieser Zugunterjäger auch darunter war, noch dazu wegen grober Beleidigung eines fremden Cadetten und Kenitenz' gegen mich und auch nicht zum Rapport befohlen war, so belobte er mich außerordentlich und setzte besonders hinzu:



„Es ist der schönste Charakterzug eines Vorgesetzten, nicht rachsüchtig zu sein und Unbilden oder Beleidigungen verzeihen und vergessen zu können, überhaupt nichts nachzutragen. Merken Sie sich dies für Ihre ganze Dienstzeit.“

Ich kann mich rühmen, daß ich mir diesen Grundsatz tief eingepägt, stets hochgehalten habe und demselben bis zum Ende meiner Dienstzeit treu geblieben bin.

## Wie bin ich auf die Welt gekommen?

Ein liebes Kinderschwätzchen, mitgetheilt von R.

**I**m Sommer, wenn's recht heiß ist, legt man sich nach dem Mittagsessen gerne ein wenig in die Laube auf die Bank. In der grünen schwülen Dämmerung, die dort und da von einem grellen Sonnenfunken durchbrochen ist, ruht man wie Adam, solange er noch alle Rippen an sich hatte.

Doch hat sich's bei mir an diesem Tage bald anders und auch anmuthig gespielt in der Laube. Meine zwei Töchterlein kamen herbeigekommen, die vierjährige Martha und die eilfjährige Grethe. Die eine hatte ein elfenbeinernes Kämmlein in der Hand, um mir das Haar zu strählen, die andere hatte ein Felsberzweiglein, um mir die Fliegen abzuwehren. Denn manchmal läutete eine Hummel herum über dem Haupte, oder ein fein summendes Mücklein kreiste um die Nase. Die zwei Dirnlein waren anfangs, als sie merkten, daß ich schlafen wollte, bei ihren Beschäftigungen ganz still gewesen, als sie aber sahen, daß ich die Augen schloß, begannen sie leise zu flüstern; iachte wurden sie ein wenig vernehmlicher, so daß — wie fest ich auch „schlummern“ mochte — mir kein Wort entging. Nachdem die kleine Martha so eine Weile an meinen Haaren, an der Stirn und den Ohren herumgethan hatte, fragte sie plötzlich die gegenüberitzende Grethe: „Du, wie bin ich denn hergekommen?“

Die Grethe ist ein träumerisches Geschöpf, immer in sich versunken und Gedanken spinnend. Wird sie plötzlich angesprochen, so erschrickt sie und gibt verkehrte Antworten. Wenn sie sich aber sammeln kann, dann sagt sie manchmal ein krauses Wort, wie es zwar im Alltage nicht viel Giltigkeit hat, und doch ist es wunderbar wie Vogelstimmenkunde, wer es versteht. Langsam ward sie nun inne, was das Schwesterlein so plötzlich und unvorhergesehen gefragt, aber sie schaute nur verwundert drein. Da fragte die kleine Martha noch einmal: „Wie bin ich denn auf die Welt gekommen?“

Und jetzt antwortete die Grethe: „Der liebe Gott hat dich halt vom Himmel herabgethan.“

„Dat er mich herabgeworfen? Und habe ich mich nicht todtgefallen?“

„Weißt, Martha, das ist so gewesen“, begann nun die Grethe. „Der liebe Gott sitzt im Himmel oben auf einem Wolkenhaufen und hat ein goldenes Gewand an und einen langen schneeweißen Bart, und um und um fliegen Englein, große und kleine, die haben ganz runde Darseln und goldene Flügel, und thun dem lieben Gott das Haar krausen und den langen Bart und singen ihm was vor. Und einmal, wie sie wieder so um ihn her sumpern, streift der liebe Gott mit der Hand rasch durch die Lust, wie wenn er Fliegen wollt' fangen, da hat er auch schon was in der Faust, und das ist ein winzig kleines Englein. Er macht die Faust ein bißel auf, daß man hineingucken kann, wie das drinnen herumtrabbelt und sagt zu ihm: Kleines Engerl, du sollst auf die Welt hinab kommen. Ich bin gebeten worden, daß ich ein Kindel schick'. — Ich mag aber nicht, sagt das Englein, auf der Welt unten ist's nicht lustig, das hat die Drauderl gesagt, die schon einmal unten gewesen ist. Da hat's so einen scharfen Sand auf der Welt unten, wenn man barfuß gehen will; und wenn man sich den Kopf wo anstoßt, so thut's weh; und wenn man sich Stachelbeeren pflücken will, sticht ein Dorn, und wenn man beim Wasser Mühradel spielt, wird man ganz nass am Kleidel und Schürzel und nachher kriegt man von der Mutter Wir Wir! Nein, ich mag nicht hinab. — Sagt der liebe Gott: Jetzt laß einmal meinen Bart aus und zupf nicht und los', was ich dir sage. Auf der Welt unten, wo du hin sollst, haben sie ein weißes Kaninchen mit rothen Augen, das steht auf den Hinterbeinen und schnuppert mit dem dreispaltigen Schnäuzlein, wenn ihm das kleine Dirndl Klee vorhält.“

„Bin das ich?“ fragte die kleine Martha drein. „Warte nur“, fuhr die Grethe fort. „Und nimmt das Englein jetzt den lieben Gott um den Hals und sagt: Ja, ich gehe schon hinab. — Nicht so hitzig, kleines Ungethüm, ich krieg' ja keinen Athem! ruft der liebe Gott, und ich will dir wen mitgeben, der drauf schaut, daß dich die Dornen nicht stechen und die Steine nicht kraken und daß du den Kopf nicht anstoßest und nicht ins Wasser fällst. — Ein Kindsmädel? fragt das Englein. — Nein, einen Schutzengel, sagt der liebe Gott und thut einen Pfeifer. Da fiederiken alle Englein herbei und ruft der liebe Gott eins hervor: du dort, mit dem krausen Haar! Du bist klug und geschickt, du sollst der kleinen Martha ihr Schutzengel sein auf der Welt.“

„Bin ich es?“ schreit die kleine Martha freudig erschrocken drein.

„Wiß! Du wirst den Vater aufwecken!“ flüstert die Grethe. „Du mußt ruhig sein, sonst erzähle ich nicht weiter.“

„Du bist lieb, Gretherl, du kannst so schön Geschichten erzählen!“  
schmeichelt die Kleine und streichelt sie mit zartem Händchen an der Wange.

„Hat sich nachher“, fährt die Grethe fort, „der liebe Gott besser zurecht gerückt auf seiner Wolke, hat einen langen Stock genommen und damit durch die Wolken ein Loch gemacht: Jetzt, Martha, guck' einmal hinab. Deine Mutter hab ich dir ausgesucht, dort unter dem Kirichbaum die junge blasse Frau mit den schwarzen Augen, das ist sie. Und den Vater kannst du dir wählen. Guck einmal. Dort der große Herr mit dem langen rothen Bart, der hat ein schönes Schloss, Ross und Wagen und viel Geld, magst du den zu deinem Vater? — Den mag ich nicht! sagt die kleine Martha. — Gut, sagt der liebe Gott, dort ist ein anderer. Der schöne Mann mit dem schwarzen Schnurrbart und dem langen tscheppernden Säbel. Der ist ein tapferer Mann und kriegt bald einen Stern auf die Brust, den wirst du doch mögen. — Ich mag ihn nicht! sagt die kleine Martha. — Dummes Mädel! brummt der liebe Gott, daß du mir den feinen Officier stehen läßt! Du willst also gewiß den jungen Schäfer mit dem langen Stab, der dort auf grüner Au die Schäflein weidet. -- Den mag ich auch nicht, sagt die kleine Martha ganz leise. — Dann such' dir selber einen! sagt der liebe Gott verdrießlich. — Das Dirndel luget unter den Leuten herum und schüttelt so den Kopf. Auf einmal sieht es in der Laube Einen liegen, der hat ein schmales Gesicht und eine weiße Stirn, der schaut aus, als thät' er gut sein und den will es zum Vater haben. — Den kannst du schon haben, drauf der liebe Gott, aber ich sage dir nur, gar viel große Weltfreunden wirst du bei dem nicht haben, er ist ein Dichter. Aber ich will dich segnen, wenn du ihn nimmst und ich will ihn segnen, wenn er dich zu seinem Kindlein bekommt. Und wie der liebe Gott so geredet hat, da thut er wieder einen Pfeifer und sind auf einmal allerhand Thiere da: Lämmer, Kälber, Dirische, Schweine, Tauben, Löwen, Katzen und Störche. Und zu einem langbeinigen Storch sagt er: Du großer Vogel, du! nimm dieses Kindlein her und trage es hinab zur Frau, die unter dem Kirichbaum sitzt. Kaum daß die Frau noch geschwind das Schürzel aufhalten kann, liegst du schon drinnen und der Vater steht dabei und ruft hell aus: Gi, ei, das ist ja unsere kleine Martha! — Und so mein Schwesterl“, flüstert die Grethe, „so bist du auf die Welt gekommen. Pst, hör' jetzt auf zu strahlen, er schläft ja!“

Dann sind sie auf den Zehenspitzen davongeschlichen. Ich liege allein in der Laube mit der grünen Dämmerung und den Sonnenfunken und weiß nicht, ist's ein Wachen gewesen, oder ein Träumen.

## Der linke Schäfer.

Eine Geschichte aus dem Abelsberger Gau. Von P. Rosegger.

**D**u Nulau vor der Stadt macht der Berg eine Böschung in das Thal herein. Und dort, am Rande, wo der Höhenzug sich gleichsam noch einmal aufbäumt, um dann in einer Felswand steil abzuspringen zur Straße, ist die Stelle, auf welche die folgende kleine Geschichte sich gründet.

Auf der Höhe waren seit Menschengedenken drei Kreuze gestanden zur Erbauung für fromme Pilger, die besonders in der Fastenzeit von weit und breit zusammenkamen, um auf diesem Calvarienberge helle Fußgesänge zu singen oder still zu beten. Dann waren die Gasthäuser der Stadt Nulau oft überfüllt und auch andere Gewerbe machten ein erkleckliches Geschäft, wenn die Pilger kamen in der Fastenzeit. Im Laufe des Jahrhunderts aber wurden die Kreuze morsch, und in einer Sturmnacht fielen sie hin. Nur das mittlere war nicht gebrochen, hieng noch quer in der Luft, und hatte in solcher Stellung ein unheimliches Ansehen. Selbstverständlich geschah es aus wahrer Frömmigkeit, wenn die Bürger von Nulau nun beschloßen, die Standbilder neu herzustellen und aufzurichten zu lassen.

In ihrer Stadt lebte ein Bildschnitzer, der aus Tirol eingewandert war, für Kirchen und Kapellen Heiligenstatuen meißelte, und zwar aus hölzernem Marmor, weil dieser billiger zu haben und leichter zu bearbeiten ist als der steinerne. Meister Eusebi war selber aus gutem Stoff. Sein frischrothes Gesicht, seine hellen, munteren Augen und sein weißer, stets sorgfältig gestufter Vollbart ließ den Fremden erst eine Weile ratben, ob der Meister ein alter Jüngling oder ein jugendlicher Greis sei. Dabei ein lustiges Blut, zu Scherz und Allotria aufgelegt. „Weiter das Leben, ernst die Kunst.“ So kehrte er das Sprichwort um. Die Würde des Menschen, von inniger Herzensdemuth bis zum hohen Pathos glühender Begeisterung — Meister Eusebi verkörperte sie in seinen Bildwerken. — Also war er wohl der rechte Mann, der den Nulauern ihren Calvarienberg wieder aufrichten konnte. Zwar hatte er in der Stadt einige Gegner,



seit er für den evangelischen „Tempel“ ein Altarbild geschnitten. Selbst dieses Bild war schön ausgefallen, und da auch der würdige Propst warm für Gusebi stimmte, so konnte Kulau nicht umhin, den Meister mit der Herstellung der Bildnisse zu betrauen.

Ein Jahr und einige Wochen lang hatte er daran gearbeitet, und als der Maien kam, war es fertig, und am Feste der Kreuzerfindung sollten die neuen Bildnisse eingeweiht werden.

Schon etliche Tage früher waren sie aufgestellt vor den Augen der Welt und da wanderte die Stadt Kulau hinaus und stieg hinauf, denn einer erzählte es dem anderen, was das für eine Schönheit und Pracht sei oben auf dem Felsenhügel. Zu hunderten standen sie um die hohen Kreuze und Statuen und konnten sich nicht genug verwundern, und selbst solche, denen es sonst nicht gegeben ist, einem Kunstwerke so hohes Interesse abzugewinnen, als etwa einem Tasse Bier, oder einem Kartenspiel, oder einer Kugelbahn, oder einem Sacke Knoppfern, nickten ihre klugen Häupter, und das wäre dem Gusebi „schon einmal damisch sauber gerathen!“

„Da kann man nicht sagen, daß die achthundert Gulden, die er dafür einsteckt, zu viel Geld ist!“ meinte ein Gewürzkrämer.

„Ich mach' das nicht um tausend!“ sagte der Bäckermeister unter Beistimmung der Umstehenden, und der dicke Fleischhauer fand an der ganzen Geschichte nur den einen Fehler, daß an den Bildnissen zu wenig Blut zu sehen sei.

Einer war, der stand schweigend da, aber seinem leuchtenden Auge sah man es ab, daß er glücklich war. Ein Tourist oder so etwas; er war nicht im Städtchen daheim, schon mehrmals aber in demselben eingekehrt. Er wanderte viel im Gebirge umher, sammelte Pflanzen, sammelte Steine, sammelte Käfer und Schmetterlinge, und man wollte wissen, daß er auch Menschen suche . . . .

Dieser stand da vor der Kreuzgruppe und begann erst zu sprechen, als ein Nebenstehender, der ebenfalls seiner Freude nicht mehr Herr werden konnte, ihn angeredet hatte.

„Ja, in der That, es ist ergreifend“, sagte der Tourist. „Eine ganze Welt hat der Künstler in dieses Kreuzdrama gelegt. Kann man den Mutter Schmerz, nicht den verzagenden, sondern den fromm ergebenen, rührender darstellen, als es hier an der Mutter Jesu geschehen! Tiefer als das Meer, höher als der Himmel ist dieser Mutter Herzeleid. Ihren Sohn, der niemanden haßte, der allen Liebes wollte, sie haben ihn geschlachtet, und noch während aus seinem Herzen der Brunnen springt, betet er für sie um Verzeihung! Ein solches Kind! Und ein solches Sterben!“ . . . .

„Und erst wie einem der heilige Johannes erbarmt!“ redete eine Frau drein; „man sieht es seinen Augen an, daß er die ganze Nacht

geweint hat, jetzt kann er nimmer, jetzt schaut er verloren in die Luft hinaus, betäubt, als hätte er einen Schlag bekommen. Ja, ja, so ist einem, wenn man das Liebste verloren hat auf der Welt."

"Ich kann mein Auge wieder von der Maria Magdalena nicht abwenden", bemerkte jemand.

"Mitten in ihre Lebensheiterkeit ist der Schatten des Kreuzes gefallen", sagte der Tourist. "So, unter betäubendem Schreck erblickt das Weltkind plötzlich den Tod. Und wie hat es der Künstler doch gemacht, daß man es ihrem Schmerze ansieht, er gelte weniger dem sterbenden Herrn, als den begangenen Sünden!"

So sprachen sie. Wenn sie aber ihr Auge auf das mittlere hohe Kreuz richteten, da verstummten die Worte. Über der Gestalt des Heilandes lag eine unbeschreibliche Weihe. — Unverwandt hatte der Tourist hinaufgeblickt, lange Zeit und ganz in sich versunken. Plötzlich zuckte er zusammen. War das nicht gewesen wie ein Erdbeben? Lag über den weiten mailichen Gefilden nicht ein seltsamer Schatten, als ob die Sonne ihren Schein verloren hätte? — Dann redeten sie leise vom Künstler. Das muß wohl ein gottbegnadeter Mensch sein, der das hehre heilige Sterben des schönsten der Menschensohne so wundervoll darzustellen weiß. Die Kunst allein kann das nicht, auch der Glaube muß mit dabei sein.

"Beneidenswerter Meister!" murmelte der Tourist, "dein Gedanke ist Gestalt geworden. Und diese Gestalt wird dem Beten lebendig und führt ihn aus diesem Thale des Jammers und der Gräber empor zum ewigen Leben . . ."

Und wer den Unterschied sehen wollte zwischen dem Leibe des göttlichen Idealisten und dem des armen sündigen Menschen, der durfte sein Auge nur dem Missethäter zuwenden, welcher zur Rechten hängt. Er ist nicht mit Nägeln an das Holz geheftet, wie der Heiland, er ist zu Händen und Füßen mit Stricken an den Pfahl gebunden. Seine Gestalt ist mit Mängeln behaftet, die Adern sind stellenweise angegeschwollen wie zum Zerplatzen, die blauen Fingernägel graben sich in das Fleisch; der ganze Leib windet sich in der Pein der Todesangst. Sein struppiges Haupt aber streckt sich dem entgegen, der in der Mitte hängt; in seinem Auge lodert die glühende Sehnsucht: zu sein, und in seinen schmerzvoll gefurchten Mienen schreit es grell: Herr, wenn du das ewige Leben hast, nimm mich zu dir!

"Dieser Schwächer zur Rechten", sagte nun der Tourist zu einigen, die auf ihn horchten, "der bin ich, der seid ihr, der ist die Menschheit, die in Qual und Laster und Missethat verstrickte und doch höheren Idealen entgegenringende Menschheit."

"Und der da oben ist wohl der Teufel!" rief nun ein anderer, auf den Schwächer zur Linken deutend. Wenn man schon alles deuten

soll, so mag etwas Wahres d'ran sein. Ein brauner, hässlicher, splitternackter Menschenkörper, der aus Holz gebunden, sich wie ein Wurm krümmt. Die Knie möchte er hinanziehen zur Brust; die Fäuste ballt er, daß sie aussehen wie unförmige Knollen. Durch die wahnwitzigen Versuche, sich loszumachen, sind die Glieder schier ausgerenkt, stellenweise mit dunklem Blut unterlaufen. Die Muskeln krampfen sich zu Knoten. Die Haarbüscheln unter den Achseln und an der Brust sind lehmig, als hätte er sich im Straßenkoth gewälzt. Weit hin wie eine Schlange reckt er den dünnen Hals, auch sein Antlitz ist dem in der Mitte zugewendet, aber was für ein Antlitz! In den zerrissenen Bartsegen Wuthschaum, in den hervorquellenden Augen thierische Gier und teuflischer Hohn -- so grinst er hinüber, dem erhabenen Dulder eine unbeschreibliche Grimasse schneidend.

Schauern mußte der Tourist, als er diese Gestalt sah. „Der da oben hängt“, sagte er, „der läuft heute ziemlich zahlreich umher auf Erden. Besonders in großen Städten ist er zu finden. Der Cyniker, der frivole Pessimist und Lasterer, der Verhöhnner alles dessen, was den Menschen sonst heilig gewesen; der Verlorene, dem alle Größe und Schönheit eine Lüge ist; der Feige, der das Leben verflucht und vor dem Tode sich verkriecht, in Koth sich vergräbt, bis er darin erstickt. In ewiger Vernichtungssehnsucht muß er ewig leben, weil er mit unendlichen Stricken gebunden ist an die Materie; dabei stöhnt er ob solch ungeheuren Glendes vor Wollust. Diese Ausgeburt des Menschengeschlechtes haßt den Heiland, wo er erscheint, sei es in Religion, sei es in Kunst, sie haßt ihn mit wahnwitziger Leidenschaft. An dem linken, zur Hölle fahrenden Schächer hat der Künstler diesen Haß genial verkörpert und ihn so hässlich hingestellt als möglich — gleichsam wie einen zornigen Protest gegen das Gemeine. Wahrlich, eine Lust muß es sein für die Kunst, die Feinde des Höchsten zu brandmarken. Alles in allem ist es ein gar merkwürdiges Stück, welches an dieser Calvarienberggruppe geschaffen wurde; des Menschengeschlechtes lichteste Höhen und dunkelste Tiefen hat der Künstler hier angedeutet, und sein persönliches Bekenntnis dazu.“

Also hatte der Tourist gesprochen. Die Leute aber icklichen kopfschüttelnd seitab, sie verstanden nicht recht, ob der Mann den Linken gelobt oder getadelt. Nur ein höckeriges Weiblein that noch die Bemerkung, der alte linke Schächer, den der Wind umgeworfen, sei auch nicht viel schöner gewesen als dieser neue, und sie habe doch einen Wallfahrer gekannt, der in seiner Andacht alle drei Kreuze geküßt hätte.

Unter den Beschauern machte sich allmählich auch ein Besonderer bemerkbar. Ein Mann in langem, schwarzem und bis an die weiße Halsbinde zugeknöpftem Rocke. Er hatte ein gar rundliches, glattrasiertes Gesicht und kleine graue Auglein, die ein wenig schielten. Er wußte geschmeidige Reden zu führen und dabei salbungsvoll die Hände zu heben.

Schwieg er, so waren seine Lippen zusammengekniffen, nur ein scharfes Zähnelein des Oberkiefers stach hervor, also da's süße Milde und finstere Strenge vereinigt schien auf dem Gesichte des Herrn Anselmus, Küsters an der Propstei zu Kulau. — Der Arbeit für die protestantische Kirche wegen hatte der Küster zu Meister Eusebi, trotz des Propstes Gutachten, kein besonderes Vertrauen gezeigt, doch aber in loyaler Weise gesagt: „Wir werden halt sehen, was er kann!“

Auf das Urtheil dieses verständigen Mannes war die Menge besonders begierig. Herr Anselmus betrachtete die Gruppe vor dem Kreuze und schwieg; betrachtete den rechten Schächer und schwieg; betrachtete endlich den Heiland und sagte kein Wort. Doch als er nun auch den linken Schächer anschaute, begann er etwas zu murmeln, und wer näher hinhorchte, der konnte immer wieder vernehmen: „Unerhört! Unerhört!“

Da verbreitete es sich rasch in ganz Kulau: „Wir haben einen unerhört schönen Calvarienberg!“

Endlich erschien der Tag der Einweihung. Die Stadt war beslaggt, der Weg hinaus nach der Felsenhöhe war an zwei Stellen mit Triumphbogen geschmückt. Vor den Kreuzen war eine Art von Altar aufgeschlagen und eine Kanzel, und weiterhin über die Höhe gab es Lebkuchenstände, Weinschänken, Schnapshuden, aber auch Kunstläden mit Bildwerken, den neuen Calvarienberg vorstellend, mit Photographien, auf denen der Meister Eusebi war, der heute kaum weniger verehrt werden sollte, als sein Werk.

Die Bevölkerung war aufgereg't, überall lud man Pöller, bereitete man sinnige Kundgebungen zum heutigen Feste. Die schönste dieser Kundgebungen wurde wohl im Verborgenen geplant, man merkte etwas, rieth aber müßig hin und her, worin ihre Huldigung bestehen würde. Der Küster Anselmus gönnte sich nicht eine Stunde Ruhe, er redete bei verschlossenen Thüren, er flüsterte an den Gassenecken, er eilte unermü'dlich.

Meister Eusebi, der Schöpfer des Werkes, war schon ums Morgenrauen wach gewesen. Sollte dieser Tag doch der schönste seines Lebens werden. Von seinem Fenster konnte er ausschauen auf die drei Kreuze, die dort im Lichte der aufgehenden Sonne standen. Er selbst blickte fast mit heiliger Ehrfurcht hin, und in Demuth sagte er sich: Nicht du hast es gethan, du armer Mensch, sondern Gott hat es durch dich vollführt.

— Sein Festgewand zog er an, den braunen Sammtflaus, das Varet stülpte er auf den Scheitel, den weißen Vollbart strahlte er mit Sorgfalt; wenn sein Haupt selbst wie ein kleines Kunstwerk, etwa wie ein classischer Künstlerkopf aussähe, so hätte er gar nichts dagegen. Er werde beim feierlichen Zuge hinaus ja wohl so ein wenig der Mittelpunkt sein müssen.

Klopfen an der Thür. Schon der erste Besuch. — Was? Der Gerichtsdiener! Eine Vorladung. Sie ist dringend. Meister Eusebi hat sich unverzüglich zur Behörde zu verfügen.



Heute sei für derlei kein Tag, antwortete der Meister, denn er meinte, daß es sich wohl wieder um Gewerbeangelegenheiten handle; man war ja immer noch nicht darüber im Reinen, in welches Gewerbe seine Kunst einzuschieben sei, um die richtige Steuer herauszubringen.

„Laß es gut sein, Alter, ich muß jetzt zum Festzug.“

„Es ist keiner“, antwortete der Gerichtsdiener.

„Die Einweihung des Calvarienberges!“

„Ist verschoben.“

Da stuzte der Meister und eilte auf die Gasse. Die hin- und herwogende Menge wich schier vor ihm zurück. Murmeln und Murren, einzelne Grüße, kühl, höhnisch, auch mit bedauernden Stimmen. — Was ist denn das?

— Der Meister stürmt in die Wohnung des Stadtrichters: „Herr, was ist los?“

„Der Teufel“, antwortete der Richter. „Ja, lieber Meister, die Sache hat einen Haken bekommen. Sie sind angeklagt, einen schweren Gottesfrevel begangen zu haben. Nur gelassen, wir werden das Nähere bald hören. Die Herren haben es gar eilig und sind schon im Saale.“

Zehn Minuten später wurde auf das feierlichste die folgende Anklage vorgebracht:

„In unserer bisher so frommgesinnten Stadt ist ein ungeheuerlicher Frevel begangen worden. Die Gelegenheit der Reconstruierung unseres uralten Calvarienberges hat ein Unglückseliger benützt, um dem lieben Heiland eine Schmach anzuthun, welche unerhört und unsagbar ist. Der Schächer zur Linken macht eine Grimasse gegen das heilige Kreuz, in welcher der Darsteller seinen wahrhaft dämonischen Haß und Hohn gegen unseren Herrn auf die erschreckendste Weise zum Ausdruck bringt. Es scheint, daß die heiligen Gestalten nur zu dem Zwecke aufgestellt worden sind, damit der Bösewicht sie mit vorgestreckter Zunge entwürdigen kann. Und das soll stehen bleiben da oben? Und wir alle sollen Mitschuldige sein, wenn Tag für Tag, Stunde für Stunde der schauderhafte Frevel verübt wird? Wir verlangen in unserem und im Namen aller Gläubigen auf das feierlichste, daß diese Darstellungen sofort entfernt und der Urheber derselben exemplarisch bestraft werden soll.“

So lautet in ihrem Hauptzug die Anklage, welche der Küster Anselmus leitete, und für welche er bereits eine große Partei gewonnen hatte. Vor dem Stadthause harrte die Menge des Urtheils, denn daß es bei dieser unerhört wichtigen Sache mit der Schnelligkeit des Standrechtes gehen müsse, galt vielen für selbstverständlich.

Der Stadtrichter mochte die Sache aber doch nur für ein Vorverhör betrachten. Er fragte nun den Meister Eusebi, was er auf die Anklage zu entgegnen habe.

Meister Eusebi antwortete: „Nicht ein einziges Wort.“

Der Propst, welcher geholt worden war, schüttelte sein weißes Haupt — er verstehe den Küster nicht! Dann gieng er wieder davon.

Unbeweglich, in fast finsternem Troste stand der Meister Eusebi da, als der Küster die Hand erhob und mit schneidender Stimme schrie: „Die ganze Gruppe ist entehrt, sie muß vernichtet werden! Ein Sühntag muß gehalten werden zu Kulau für diesen Frevel. So geschehe es!“

Der Richter entgegnete: Strafe muß sein! Doch sehe ich nur einen Schuldigen, das ist der linke Schächer. Er soll enthauptet werden.“

Und dieser in guter Laune hingeworfene Ausspruch ist Ernst geworden. Meister Eusebi wurde verhalten, zur Beruhigung der Gemüther dem Missethäter das Haupt mit der incriminierten Grimasse sofort abzusägen und ein anderes dafür aufzusetzen, in dessen Züge die Frömmigkeit ausgedrückt sei, welche auch der linke Schächer dem Heilande schuldig ist.

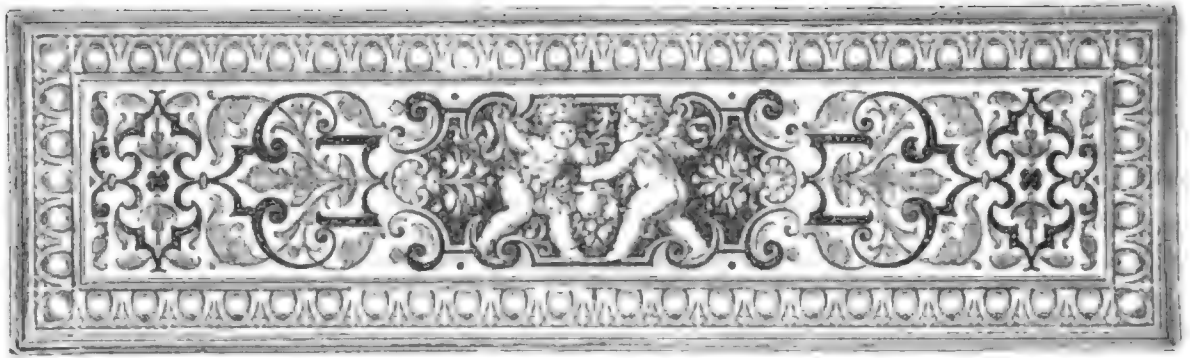
„Aber der Linke ist ja der Unbußfertige!“ wagte Meister Eusebi einzuwenden.

„Ist alles eins!“ schrie der Küster, „solange er in der Nähe des Kreuzes ist, muß er fromm sein.“

Auch gut, dachte sich der Meister.

In kurzer Zeit war der Schaden gut gemacht, und die feierliche Einweihung konnte ungehindert stattfinden. Auf den sich krümmenden Armenjünder-Kumpf des linken Schächers war ein neuer Kopf gesetzt, der sich gar süß und fromm dem Heiland zuwendet. Dieser neue Kopf hat ein rundliches glattrasiertes Gesicht, hat zusammengekniffene Lippen, zwischen denen ein scharfes Zähnelein hervorsticht, hat Auglein, die ein wenig schielen.

Also ist es zu sehen bis auf den heutigen Tag auf dem Berge bei Kulau, und niemand hat dagegen etwas einzuwenden.



## Kleine Laube.

### In der Kapuzinergruft.

Von Ludwig Hevesi.<sup>1)</sup>

**G**rauer als grau ist der Tag. Die Luft ist feucht, als hätte die ganze Welt soeben geweint. Jedes Dach ist unwölkt, tief herab, und jede Sterne auch. Bei den Augustinern hat es erst Mittag geschlagen, aber es ist doch schon Abend. Wird nicht der Mond bald aufgehen? Die Sonne thut es ja doch nicht mehr. Novemberlust, Novemberlicht.

Offene Regenschirme schwanen triefnaß über den Neuen Markt; es ist als sproßten überall schwarze Riesenpilze aus dem Pflaster vor allgemeiner Masse. Nur der Strahenzug von der Operngasse her ist um diese Stunde belebt, auch bei solchem Wetter. Da hastet das Mittagaleben hin und wieder zwischen Stadt und Vorstadt. Aus der Arbeit, in die Arbeit. Junge Mädchen im ewigen Regenmäntelchen, einen Zipfel des Kleides in der Hand; junge Leute in Schuhen, die sie bezahlen werden. Die abgechliffenen Würfel des Bürgersteiges sind mit einem schwärzlichen, klebrigen Etwas bedeckt; unsicher gleitet der Fuß ab bei jedem Schritt. Den Kapuzinern entlang ist der Gehweg am schmalsten. Dort springen Ecken aus und Winkel ein, unvermuthete Stufen bedrohen die Knöchel, Schirme stoßen krachend zusammen und die erbarmungsloseste Trause Wiens sendet ihr Gewässer herab mitten in das Gedränge.

Auf der vertretenen Thorstufe da ist Rettung. Man steht seitab, man sieht sich um. Ein offenes Pfortlein, mit einem Blick durch einen niedrigen Klostergang. Schwarze Bilder an weißen Wänden, wuchtende Gewölbe, in denen sich kurze Rippen kreuzen. Dunkle Thüren, deren Klinken man nicht unterscheidet. Vielleicht haben sie sich für immer geschlossen.

Man hat das Gefühl: nur rasch eingetreten, ehe auch diese Pforte sich für immer schließt! Fröstelnd schreitet man den Gang hinan. Einige Fenster gehen auf kleine Räume zwischen grauen Mauern. Verzwicelte Zwickel von Höfen, in denen es,

<sup>1)</sup> Aus dem Werke „Wiener Stadt“. Lebensbilder aus der Gegenwart, geschildert von Wiener Schriftstellern. Mit vielen Illustrationen. (Prag. F. Tempsky, 1894.)

so glaubt man, immer regnet. Dort steigen kleine Dächer aus dem Boden, die man nicht versteht. Nun um eine Ecke, wiederum in einen langen, weißen Gang voll dicker grauer Luft. Da plötzlich . . . .

Eine ganze Wand ist verschwunden. An ihrer Stelle steht ein hohes eisernes Gitter. Schwarze geschmiedete Stäbe, Balken sogar, schieben sich durch einander, kreuz und quer. Sie fassen und halten sich mit krummen Krallen; sie scheinen sich zu zerreißen, indem sie sich befestigen. Eine eiserne Riesenspinne mit stählernem Eingeweide hat ihr unzerreißbares Netz vor diesen Mauerriss gezogen.

Was wird man sehen, wenn man es wagt, den Blick durch dieses Netz zu senden? Man ist auf alles gefaßt, auch auf eine Tropfsteingrotte voll blizenden Edelgesteins, oder auf einen Gerichtssaal der heiligen Behme. Und doch erschrickt man. Das ist ein Blick ins Jenseits. Eine Auferstehung findet statt. Ein Engel bläst die Posaune. Wir hören sie nicht, da oben im Geräusch des Lebens, aber die dort unten in der Stille des Todes, sie hören den ehernen Ruf. Und sie erheben sich vom hohen Pfuhl, Sie und Er, die größte Kaiserin und der beste Gatte. Ist das Wirklichkeit oder Täuschung der Kunst? Sind sie lebhaftig emporgestiegen aus dem gewaltigen ehernen Sarkophag, oder sind auch sie nur erzenes Gebilde von Künstlerhand, sammt dem Engel und der Posaune und dem Schall der Posaune? Wer weiß es? Eine ovale Kuppel bildet sich über ihnen, mit runden Fensteraugen, von denen man nicht weiß, ob sie hinaussehen in den Himmel, oder herein aus dem Himmel. Und ein seltsamer Schein schwebt durch den Rundraum, halb Morgenrauen, halb Abenddämmer. Von wie fern her mag er kommen, durch wie viele Schleier wie vieler Naturen. Man athmet kaum und wartet. Wird er nicht lichter werden, dieser räthselhafte Schimmer? Heller und heller, bis zu blendendem Sphärenlanz? Wird nicht alles da unten sich nach und nach auflösen in eine große goldene Glorie, darinnen todte Größe zum Himmel fährt? . . . .

Eine Thürangel knarrt. Man fährt sich mit der Hand über die Stirne, der Verstand rüttelt sich zurecht. Wird es nicht lebendig dort hinter jener Mauerecke? Schritte schlurfen; es flüstert. Wird dort gekommen und gegangen?

Fremde. Sie wollen die Kaisergruft sehen. Ein blasser Mönch in brauner Kutte bietet Einlaß. Die Thür geht auf, steil hinab senkt sich die schmale Treppe. Sie führt in die Vergangenheit. Dort unten schläft, eingefarrt, die Weltgeschichte. Lautlos steigen die kleinen Lebenden hinab zu den großen Todten. Ein kalter Hauch steigt ihnen entgegen, ihr Athem wird ihn nicht erwärmen. Gruftluft.

Ein Kreuzweg unter der Erde. Rechtsab, linksab gehen unbekannte Pfade. An der Kreuzung brennt eine Lampe, aber sie leuchtet nicht. Linkshin, nach dem Mausoleum Maria Theresias und des glücklichen Voßringers, wendet sich der Schwarm, voran ein wandelndes Licht. Aber rechtshin lockt es schier mächtiger. Dort herrscht schwarze Grabesnacht, unheimlich tief und stumm. Eine unsichtbare Gräberstraße wühlt sich unter der Erde fort, man kann nur raten, wohin und wie weit. Ein düsteres Gewölbe hängt tief herein und verliert sich im Dunkel. Zwei Gitterwände folgen ihm und verlieren sich im Dunkel. Geflecht aus Eisenstäben; Stangen, die sich gleich Stricken knoten; Schnörkel in Schnörkel greifend. Zwischen ihnen tappt man vorwärts, man tastet sich weiter mit Hand und Fuß, von einer eisernen Masche zur anderen, von einer steinernen Platte zur anderen. Geisterhaft lockt und schreckt diese Nacht. So oft das Lichtlein dort drüben aufblitzt, irrt auch hier ein bleiches Zwielficht an den Dingen hin. Dann regt es sich hinter den Gittern, in plötzlichem Aufzucken, aber lautlos. Volle Arme tauchen aus der Nacht, an unsichtbaren Körpern. In runden Kinderhändchen wehen Palmen. Blumen- gewinde scheinen frei in der Luft zu hängen. Fahnen und Roßschweife flattern,



Trophäen von Römerwaffen ragen. Hoch oben fliegen Engellinder ab und zu oder Doppeladler. Prachtvorhänge werfen schwere Falten, denen Anfang und Ende fehlt. Kanonenrohre gähnen, Perückenlocken ringeln sich, Kronen blißen auf, stählerne Weinschienen und knöcherne Schienbeine kreuzen sich, Todtenschädel suchen augenlos das Licht. Wie das alles zusammenhängt, man ahnt es nur. Man sieht helles Erz blinken, auf einer spiegelnden Fläche tritt unvermuthet das Schattenbild eines Reliefs hervor, ein aufgeblätterter Rahmen füllt sich soeben mit zahllosen Wappensfeldern. Eine glatte Wand baucht und kehlt sich, ein üppig profiliertes Gesimse flieht in die Nacht hinein und verschwindet. Man merkt, daß man in einer Gasse von gewaltigen Grabmälern wandelt. Man streift mit beiden Ellbogen den Todtenprunt des barocken Jahrhunderts. Da liegt der erste Joseph. Da liegt der sechste Karl. Da liegen hohe Kaiserfrauen gereiht, Töchter und Mütter der Schönheit, Vorbilder und Erbinnen des Rubens-Topus. Man denkt an diese und jene unvergeßliche Büste, von Matthäus Donner etwa, und sieht im Geiste majestätische Stirnen, herrschende Augen und lächelnde Lippen. Elisabeth Christine, murmelt man, und andere schöne Doppelnamen . . . .

Man schaudert zusammen. Ein kalter Hauch streift das Gesicht. Kommt er von außen, von oben, aus der Oberwelt, aus dem November? Oder von unten, aus der Unterwelt, aus der zeitlosen Ewigkeit? Man entflieht, zurück zu den Menschen. Noch immer umwandeln sie schweigend den ehernen Grabpalast Maria Theresiens und horchen andächtig dem bleichen Mann in der braunen Kutte. Ja, das ist der kaiserlichste aller Särge. Man denkt nicht an den Thron zurück, wenn man in einem solchen liegt.

Oder in einem solchen, wie jener andere, der Mutter zu Füßen. Das ist nur eine einfache Todtenlade aus ehernen Brettern, aber eine Kiste voll Unsterblichkeit. Schlafende Gebeine, deren Geist noch jetzt als ein lebendiger Sturm durch Österreich weht. Auf keinem der vielen Särge haben die Lorbeeren so große Blätter wie auf diesem. Und so wenige. Denn sie werden immer weniger, je mehr Leute da stehen bleiben. Diese Blätter gehen mit in die Welt, als weltliche Reliquien. Josefische Amulette.

Und wieder eine Kuppel, und noch eine. Unter jeder ruht auf hohem Sockel ein Länderbeherrscher. Gewaltige Truben stehen auf Löwenklauen, von Kaiserkronen überragt. Schwert und Scepter kreuzen sich, lateinische Wahlprüche blinken auf. Kaiser Franz. Kaiser Ferdinand. Sie alle herrschen weiter hier unten, wie König Minos von Kreta, denn jeder hat seine Zeit mitgenommen in sein Grab. Nur Josef hat die seine den folgenden Zeiten hinterlassen als Erbtheil.

Neuer werden die Hallen, höher und heller. Pilaster paaren sich, aus dem Oval oder Achteck gehen die Kuppelgewölbe in den wohlgemessenen Kreis über. Durch Halbkreisfenster bricht das besonnene Licht des Alltags hernieder. Die moderne Zeit kennt keinen malerischen Spuk. Die Romantik der Vergänglichkeit hört auf. Man nimmt den Tod hin, als eine Erscheinung des Lebens.

Und doch! Unter diesem grauen Licht, zwischen diesen grauen Wänden, in all dieser Einförmigkeit, die eine kaiserliche Schlichtheit ist, . . . . welche Herrscher- und Menschengehalte! Die fahle Gleichgiltigkeit des unterirdischen Tages ist eine Wohlthat. Sie verhüllt wie ein Schleier, was besser verhüllt wird. Dort, vor jener letzten Wand, im Schatten des Ferdinandischen Sarkophags, liegt das tragische Paar dieser stillen Welt. Unter Mumen begraben, die nicht verdorren können und sich nicht entfärben; unter Lorbeergewinden und Palmengesieder. Die Zeit hat sie längst getrocknet, wie sie Thränen trocknet und Blutzropfen, aber sie rascheln nicht, denn kein geflüstertes Wort bewegt die Luft und kein Seufzer. Auf den Fehenspitzen schreitet

man heran. Mit angehaltenem Athem liest man die goldene Schrift auf diesem und jenem weißen Bande, das sich durch blühend verblühendes Dickicht schlängelt. „Kaiser Wilhelm II.“ — „Von deiner Elisabeth!“ — Auf den Särgen selbst sieht man kein geschriebenes Wort, alles ist bedeckt mit den stummen Liebeszeichen; der große, reicher geschmückte aus weißem Metall, wie der kleinere, einfache aus braunem Erzblech . . . Nur hier, eine einzige Zeile, halb verhüllt von roth-weißen Schleifen, „Imperator Mexicanorum“. Und von einer zweiten, über deren Buchstaben sich immergrüne Blätter legen, bleiben einige Silben lesbar: „ . . . roica cum virt . . . nteriit“. Mit Heldentugend gestorben.

Ein weißer Kranz auf schwarzer Tafel liegt zwischen beiden. Marmorne Blumen, von den Landsleuten an der blumigen Marmorküste Liguriens gespendet, dem Andenken ihres Kaiser- und Königssohnes.

Weiter! Weiter! Andere Hallen, andere Gänge. Die Kaisergruft wird europäisch, international. Die machtvolle Dynastie treibt unter der Erde Seitenwurzeln, wie über der Erde Seitenzweige, welche in ferne Länder hineinblühen und hinein-schatten. Auch hier unten gibt es Secundogenituren. Dieser Gang ist toscanischer Boden, jene Nischen sind jede ein italienisches Herzogthum. Klangvolle Namen, die man singen könnte.

Hier eine ganze lange Reihe. Verschiden liegen sie da, wie Namenlose. Nichts lündet Ruhm und Glanz, nur die Liebe bringt ihre Blumen, am Liebestag der Todten. Man erräth es nicht, in welcher Truhe der Großvater des Königs von Spanien liegt, oder welche Kränze den Sieger von Nipern decken.

Ein Platz in der Reihe ist leer. Ein unscheinbares Mittelplätzchen neben der edelsten Frau und der schönsten, unglücklichsten Tochter. Der Sieger von Custozza hat sich ihn vorbehalten.

Einhundert und sechzehn ruhen da unten, in der treuen Hut der Kapuziner. Der Eihundert und dreizehnte ist Kronprinz Rudolf.

Nun ist alles wieder stumm. Das führende Licht hat sich der Treppe zugewandt und die Besucher sind ihm gefolgt. Jeder hat ein Kreuz geschlagen, mancher ein Vaterunser gesprochen. Einer und der andere hat sich wohl auch eine leise Frage gestellt, eine jener Fragen, auf die es keine Antwort gibt. Es ist gut, wenn der Mensch sich jezuweilen vor diese Fragen stellt, die ihn erhöhen, indem sie ihn niederbeugen.

Und nun herrscht wieder der ewige Novemberabend in dem unterirdischen Hause voll stiller Schlafzimmer. Über die Schläfer hin rollt die Woge des Wiener Lebens, aber ihr fernes Gemurmel stört keinen Traum. Zu müde sind, die hier ruhen, denn sie sind über die steilsten Höhen des Lebens gewandelt, wo die Lust am zehrendsten ist und das Glück schier so aufreibend wie das Unglück.

## Das Allerungereimteste.

Ist etwas Anstößiges an der Sache? Es ist doch nichts Anstößiges an der Sache, wenn der Pfarrer im Beichtstuhl sitzt, seine Schnupstabsdose klöpfelt, sie fürsichtig aufmacht, mit beiden Fingern eine Prife faßt und sie in die Nase schnupft, während er den Sünder abhört und ihm die Absolution ertheilt? Es ist doch nichts Anstößiges, wenn er dasselbe mit der Dose und mit der Nase auch auf der Kanzel

macht und beim Hochaltar während der heiligen Messe? Er verwendet dabei ja wohl auch das blaue Sacktuch fleißig, um Ungebürliches zu vermeiden. Nun denke man, der Herr Pfarrer stäte sich im Reichstuhl eine Cigarre an oder stopfe sich bei der Predigt eine Pfeife! Es ist undenkbar. Die Bauern thun sogar den Rahtabak aus dem Munde, bevor sie in die Kirche treten, legen das Knöllchen auf irgend einen Mauervorsprung, um es nach dem Gottesdienste wieder weiter zu genießen. Wie erst sollten sie mit ihren Pfeifen im Mund in der Kirche sitzen und rauchen gleich Zechern im Wirtshause? Es ist undenkbar. Aber schnupfen darf in der Kirche die Gemeinde nach Herzenslust. — Seit wann ist der Schnupftabak sanctioniert? Warum gerade der Schnupftabak, der Rahtabak aber nicht? Weil die Tabakspfeife in der Kirche undenkbar ist.

Ich kenne aber einen Ort, wo die Tabakspfeife noch weit undenkbarer ist. Am aller undenkbarsten. Nimmermehr vergesse ich den Eintritt in jenes Forsthaus, obschon mehr als dreißig Jahre seither verflossen sind. Saß dort auf einem Schemel ein junges Weib, säugte an der Brust ein kleines Kind und rauchte gleichzeitig aus einer Tabakspfeife.

Eine kurzberohrte Pfeife war's mit hohem spitzigem durchbohenem Deckel, der nahe dem Näschen emporstand. Während der eine Arm auf dem Schoße lag und dort das Kopfkissen des Kindes abgab, that sie mit der andern Hand am Pfeiflein herum, schnellte mit dem Finger den Deckel auf, steckte den Finger in die Pfeife, pusterte und paffte, bis der gewünschte Zug hergestellt war und das Zeug tüchtig Rauch gab.

„Förster-Threjel!“ rief ich aus wie verrückt, „thu' die Pfeifen weg oder das Kind!“

„Just so,“ antwortete sie zwischen den Zähnen hervor, „was geht's dich denn an?“

Sie hatte recht, mich gieng's nichts an. Es gehörte weder sie mir, noch die Pfeife, noch das Kind. Aber es war zu unerhört. Versteinern hätte einen das Bild können.

Allerdings war es damals nichts Neues, Weiber Tabak rauchen zu sehen, sie rauchten beim Spinnen, beim Nähen, auf dem Kirchweg und an anderen Orten. Aber, daß eine beim Kinderjügen die Pfeife im Mund gehabt hätte, das hatte ich bis zu jenem Tage nicht gesehen.

Mit einem unbeschreiblichen Abscheu habe ich mich weggewendet und bin fortgegangen.

Heute verstehe ich einigermaßen die Entrüstung nicht, die mich dazumal dem Förster'sweibe gegenüber erfüllte. Ich habe seitdem schon anderes gesehen, nicht im Walde, sondern in großen Städten, bei feingebildeten Herrschaften. Dort drehen lustige Officiere den Ehefrauen feine Cigaretten, und die elegante Dame steckt die Cigarette in das rothe Mündchen und raucht, und ihr Kind gibt sie an die Brust einer weltfremden Person. Und die weltfremde Person hat einen dungdustigen Bauernklümmel zum Liebhaber, und die vornehme Mama mit der Cigarette verachtet das niedrige Volk, aus dem die Amme kommt, und gibt ihr doch das Kind an die Brust.

Ist das nicht noch ungereimter, als eine Mutter, die beim Kinderjügen Tabak raucht?

R.

## Sittlichkeit in Stadt und Land.

Es ist geradezu närrisch, den ungeheuern Abstand zu verkennen, der Stadt und Land in dieser Hinsicht trennt und das Land so hoch über die Stadt erhebt.

Mit Moralpredigten richtet man bekanntlich gegen die Piederlichkeit wenig aus: in der Stadt würde nur eine Besserung der socialen Lage der Arbeiterinnen und

Verkäuferinnen, überhaupt eine Änderung der socialen Verhältnisse, die früheres Heiraten ermöglichte, eine Besserung bringen. Hier hat die Ausschweifung widerliche und gemeingefährliche Formen angenommen, die man schon der verkehrten Lebensweise der Städter wegen nicht austrotten, höchstens mildern wird. Auf dem Lande kennt man das nicht; bei vereinzelt Personen treten bestialische Neigungen zu Tage, aber die Prostitution des Weibes ist von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf dem Lande nicht bekannt. Ein evangelischer Theologe sagt irgendwo im Sinne Kantes: Von allen Sünden würde nach meiner Meinung Gott diejenigen gegen das sechste Gebot am leichtesten verzeihen. In Bezug auf die ländlichen Sünden dieser Art hat er sicher recht.

Dass die Ehe vor der Hochzeit beginnt, ist weniger „unsittlich“ als ein Verstoß gegen die „Sitte“, das heißt gegen die in gebildeten Kreisen als herrschend anerkannte Sitte. In vielen Gegenden ist es aber ein alt gewurzelttes Herkommen. Ich kenne zwei Fälle, in denen die Eltern einer Braut auf dem Lande die Verlobung auflösten, weil der Bräutigam sich weigerte, vor der Hochzeit seine Braut als seine Frau anzusehen. In einem Falle sagte die Mutter: Hei hatt' er ja meine Liebe tau — er hat ja keine Liebe zu ihr. Man mag lächeln oder die Nase rümpfen über solche Verhältnisse und Anschauungen — aber es steht dem Städter fürwahr schlecht genug an, sich dem gegenüber etwas einzubilden. Der Bräutigam in der Stadt vergeudet in siebzig Fällen von hundert (oder noch mehr) seine Liebe an Dirnen und entwürdigt sich, indem er, aus den Armen seiner Braut kommend, käuflicher, feiler „Liebe“ sich hingibt. Die Ausschweifung auf dem Lande ist derb, diejenige in der Stadt ist krank und oft unnatürlich.

Man mag auch auf dem Lande manches beklagenswert finden — selbstverständlich ist etwelches nicht, wie es sein soll — aber wenn man in dieser Hinsicht einen Vergleich mit der Stadt zieht, so ist das Land geradezu ein Paradies.

Unter den Ursachen des körperlichen Verfalls der Stadtbevölkerung stehen die geschlechtlichen Erkrankungen obenan; sie zehren am Mark der Jugend, an dem Gehirn der Männer, an der ganzen Constitution der Kinder.

Auf dem Lande werden derartige Krankheiten nicht erworben, wenn sie auswärts erworben und so auf das Land verpflanzt werden, ist die gesündere Lebensweise des Landes imstande, eine Heilung herbeizuführen — wie ja die Seelute, unter denen solche Erkrankungen nicht selten sind, trotzdem gesunde Kinder haben. Das kommt in solchen Fällen in der Stadt einfach nicht vor.

Trotzdem bleibt dieser Punkt, das Hinaustragen in der Stadt erworbener Verseuchung auf das Land, einer der saulsten und wundesten Punkte unseres Staatslebens. Die Erleichterung des Reisens wirkt dabei ebenso mit, wie die allgemeine Wehrpflicht. Man jammert über den „Militarismus“ — ich habe für die Gründe, die man in solchen Fällen hört, nie Verständnis gehabt; aber ein Grund, den man nie hört, könnte mich veranlassen, in den Jammer einzustimmen, dass so viele unserer Bauernjöhne bei den Soldaten wurmförmig werden.

Die Geistlichen sollten da warnen. Es wirkt bei vielen jungen Leuten denn doch, wenn man ihnen Unwahrscheinlichkeit der Heilung, die kranke Nachkommenschaft, das Siechthum der Kinder und Kindeskinde, die Gehirnerweichung und den Knochenfraß deutlich vor Augen malt. So rauh und rückhaltlos wie möglich.

Die Finanzfrage beim Heiraten wird für den Bauer, den Auerben immer ausschlaggebend sein. Gemüth und Gefühl sind schöne Dinge, und ich bin entfernt davon, die Lyrik zu verachten. Aber für unser Volk ist es wohl ganz gut, dass im Bauernstand neben einem tiefen Empfinden, das oft so ergreifend an den Tag kommt, ein starker Realismus herrscht. Die Sentimentalität ist nur in Ausnahmefällen eine Bürgschaft für eine glückliche Ehe, jaft immer eine Ursache des Gegentheils. Es ist



nicht wahr, daß auf dem Lande Geld allein den Ausschlag gibt; wenn die jungen Leute einander gar nicht gefallen, wird aus der Partie auch nichts. Nur jene Neigung, die mit den Worten „Diese oder Keine“ gekennzeichnet wird, findet sich selten. (? Red.) Die bäuerlichen Ehen sind aber fast alle „glücklich“, das heißt, das Paar kommt ganz gut zusammen aus; in der Stadt ist nach meiner Schätzung infolge der verkehrten Mädchenerziehung, der romanhaften Verbildung der Mädchen mehr als die Hälfte aller Ehen nur sehr mäßig glücklich, ein sehr großer Theil ein stiller oder offener Krieg. Otto von Veizner mag auch recht haben, wenn er die unglücklichen Ehen in der Stadt auf die Gleichsucht und Hysterie schiebt und diese den neuzeitlichen Eheufel nennt. Auf dem Lande sind beide gottlob noch wenig eingebürgert.

Man kann aber nicht verkennen, daß neuerdings auf dem Lande in manchen Gegenden in Bezug auf das Heiraten eine schändliche Unsitte eingerissen ist, gegen die auch Front gemacht werden muß. Es ist bekannt, daß die Einrichtung der Heiratsgesuche in den Blättern vorzugsweise fremden Einflüssen ihre Einführung verdankt; aus unserm Volke heraus haben wir diesen Schacher nicht entwickelt. Daß Bettern und Wasen, gute Freunde und getreue Nachbarn mit helfen, wenn es gilt, einen unter die Haube zu bringen, ist dagegen eine alte Gewohnheit. In manchen Gegenden sind aber an die Stelle der Bettern und Wasen z. geriebene Händler getreten, die das Heiratsstücken gewerbemäßig (als Nebenerwerb beim Viehhandel) betreiben, hier und da ist es beinahe zur Regel geworden, daß solch ein Schleicher und Schacherer die Heiraten zuwege bringt, mit allen Künsten, die beim Handel angewandt werden, und denen erfahrungsgemäß unser Landvolk so leicht erliegt, daß man sich oft ärgern muß, wenn man es ansieht, wie der sonst mit Recht so mißtrauische Bauer jenen schnuselnden Kerlen blind ins Garn läuft. Ich meine, dagegen könnten die Pfarrer wohl öfter predigen, daß der Bauer seine Kinder oder sich selbst nicht durch seinen Viehhändler verschachern lassen soll.

Will man auf dem Lande etwas Gutes ausrichten, so ist es gerathen, auf solche Dinge, auf das Eindringen fremder Einflüsse und neuer Sitten sein Augenmerk zu richten. Die alten Gewohnheiten mögen nicht alle gut sein, aber sie verderben das Volk nicht so, als Stadtbrauch und Händlerthum.

„Das Land.“

Leuß, Mitglied des Deutschen Reichstages.

## Volksmäßige Lieder aus dem modernen Volksleben.

Es heißt, daß es in deutschen Landen in der Gegenwart eigentlich moderne volksmäßige Lieder gar nicht gäbe und daß heutzutage nur noch die sogenannten Couplets der „Brettel-“ und Gasthaus-Sänger und die Gassenhauer nach beliebten Operettenmelodien gedeihen. Wir sind heute in der Lage, im folgenden einige neueste Dichtungen als Proben aus der demnächst erscheinenden dritten lyrischen Sammlung Anton August Raaffs (Wien) mitzutheilen, welche auch das Volksleben der Gegenwart in modern-volksmäßiger Form behandeln. Das eine der Lieder hat eine Erinnerung aus der steirischen Reise des Verfassers, das andere eine Wiener großstädtische Volksfigur zur Vorlage.

### I.

#### Lavendel kauft!

(Nach dem Wiener Volksleben.)

Lavendel kauft, Lavendel!  
Kauft, junge Frau,  
Kauft, schöne Frau,

Lavendel für drei Heller!  
Du, laßt ist's zwischen Thor und Keller,  
Lavendel kauft, Lavendel!

Viel Rosen schön und Beilchen  
 Verkaufst' ich jung;  
 Und wie im Sprung  
 War alles gut und alles aus,  
 War Lieb und Glück verthan im Saus . .  
 Lavendel lauft, Lavendel!

Lavendel lauft, Lavendel!  
 Er wies hinaus  
 Mich aus dem Haus,  
 Ich stürzt' mich von der Stiegen  
 Und blieb in Noth und Elend liegen . . .  
 Lavendel lauft, Lavendel!

Lavendel lauft, Lavendel!  
 Kauft, schöne Frau,  
 Kauft, junge Frau!  
 Verbrennt die Lieb' die Herzen,  
 Lavendel heilt die heißen Schmerzen,  
 Lavendel lauft, Lavendel! <sup>1)</sup>

## II

## Abschied.

(Nach einer Reiserinnerung aus dem Volkleben der  
 Steiermark.)

Drei Schläge that die Glocke,  
 Der Dampfzug eilt davon,  
 Ein schmuder Steierwagen  
 Rollt heim von der Station.

Ein graues Hüllein winket  
 Noch von der Ferne her;  
 Das Mütterlein weint leise:  
 Ich seh' ihn nimmermehr!

Die Rößlein traben munter,  
 Der Bahnzug braust davon;  
 Still heimwärts fährt der Alte,  
 Zur Fremde reist der Sohn.

Ich wollt' ein Liedlein pfeifen,  
 Mir zukt's, es wollt' nicht geh'n,  
 Ich ward so abschiedsraurig,  
 Als wär's mir selbst gescheh'n.

Und ferner, immer ferner,  
 Vertönt der Räder Klang,  
 Und Berg und Thal durchzittert  
 Ein leiser Abschiedsjang.

Anton August Raaff.

## Verschont die Jugend mit Beitschriften!

Von V. Rabich, Gotha.

Die Natur geht ihren regelmässigen, ruhigen Gang. Wer mit ungeduldiger Hand die Knospen aufreißt, der wird sich nicht der Blüte freuen können, und wer die Pflanzen künstlich treibt, erzielt wohl frühzeitige Blumen, aber die Pflanze selbst büßt dabei die Gesundheit, oder wohl gar das Leben ein. Jede Verfrühung rächt sich bitter.

Auch die Menschenblume entfaltet sich langsam nach den Gesetzen der Natur. Den Gang der Natur zu beobachten und jede Störung zu vermeiden, ist die heiligste Pflicht der Erzieher. Aber wie viele sündigen aus Ueberstand, Bequemlichkeit oder gar Eitelkeit gegen die Gebote der Natur! Wird den Kindern nicht fast alles geboten, was nur Erwachsene verstehen und vertragen können! Wird nicht die Menschenknospe gewaltsam entfaltet zu einer Blüte ohne Farbe, ohne Duft und ohne Frucht!

<sup>1)</sup> Anmerkung. In den Straßen, Höfen und Häusern Wiens rufen Mädchen und Frauen aus dem Volke Lavendelkraut zum Verkaufe aus, das nach älterem Glauben auch allerlei geheime Kräfte in sich hat.

Für wen ist die Bibel ursprünglich bestimmt? Kinder lesen darin und prägen sich unverstandene Sprüche ein. Für wen sind die Kirchenlieder gedichtet? Kinder lernen sie auswendig und plappern sie her. Wer kann Systeme überschauen und verstehen? Kinder müssen sie im Kopfe haben. Und diese — schon in der Schule überhitzten Kinder haben dann noch ihre Gesellschaften, ihre Clubs, ihre Bälle, ihre Räuberromane und ihre — Zeitschriften: alles Dinge, die nur für Erwachsene bestimmt sind. Und was ist die Folge von dieser Verfrühung? Überspanntheit, Mafierteit, Lebensüberdruß.

Ein gutes Buch, das an den langen Winterabenden oder an trüben Regentagen immer wieder durchgelesen wird, ist der beste Freund des Kindes. Ein loses Heft, das zu festen Zeiten erscheint, das vielerlei zugleich anfängt und wohl gar nicht einmal abschließt, ist sein Feind, zumal, wenn es durch allerlei Lockmittelchen, wie Scherze, Preisrathsel, Namenveröffentlichung, die Harmlosigkeit des Kindes zerstört, seine Gewinnjucht aufstacheln oder seinen Ehrgeiz kitzeln. Noch schlimmer ist es, wenn ein solches Heft sich zur Börse von allerhand Tausch- und Sammelgegenständen macht, oder wenn es durch die Redactions-Tafel, Tanten, Parthen, Ärzte den Kindern Rath und Trost spendet für ihre kleinen und großen Leiden.

Die Kinder sollen für sich nur lesen, wenn sie Lust haben, und sie sollen nur lesen, wozu sie Lust haben. Nun kommen aber die Hefte der Jugendzeitschrift zu bestimmten Zeiten. Das Kind muß lesen, und es gewöhnt sich an ein oberflächliches Lesen, oder es läßt die Hefte liegen und begnügt sich schließlich mit einem kurzen Durchblättern oder Überfliegen.

Eine Zeitschrift muß allen etwas bringen. So wird jedes Kind manches finden, was gerade ihm kein Interesse abgewinnt; es gewöhnt sich an das Überschlagen. Ein Buch dagegen kann nach den Neigungen des Kindes ausgewählt werden.

Die Zeitschrift bringt in jeder Nummer etwas Neues. Wird dadurch nicht schließlich die Sucht nach Neuem geweckt werden? Ein Übelstand ist auch der beschränkte Raum. Eine längere Erzählung zieht sich Monate lang hinaus. Dadurch wird das Kind entweder in eine unnatürliche Spannung versetzt, oder es verliert den Überblick und liest gedankenlos das ihm vorgelesene Stückchen. Soll das vermieden werden, dann können nur ganz kurze Erzählungen geboten werden; dadurch aber verfällt das Kind der Scheu vor jedem größeren Buch.

Dazu kommt noch ein anderes Bedenken. Die Herausgeber sind gebunden, regelmäßig ein Heft erscheinen zu lassen. Wie nun, wenn einmal der Stoff ausgegangen ist? Da muß schnell etwas geschafft werden. Wird solche Zwangsarbeit wirklich immer gut werden? Aber der Jugend gehört nur das Beste.

Die beigegebenen und eingestreuten Bilder sind meistens recht dürftig, manchmal sogar herzlich schlecht, also sehr geeignet, den Geschmack zu verderben.

Selbstverständlich treten die schädlichen Folgen nicht alle zugleich und nicht sofort auf, sie können sogar durch sorgfältige Überwachung auf ein geringes Maß herabgedrückt werden. Immerhin aber wird jeder Denkende zugestehen, daß Jugendzeitschriften überflüssig und ungesund sind.

Nur unter einer Bedingung sind sie zulässig: nämlich, daß sie die Kinder nicht in die Hände bekommen. Eltern und Erzieher mögen sie halten. Sie werden darin viel Unregung finden und werden das für ihre Kinder Passende vorlesen oder noch besser erzählen. Warum aber werden die Jugendzeitschriften gehalten und herausgegeben? Der Hauptgrund ist wohl der Zug der Zeit, daß man lieber sechs Mark großentheils als drei Mark auf einmal bezahlt. Hier setzt die Speculation wacker ein. Viele Eltern lassen sich auch durch Empfehlung täuschen und glauben, ihren Kindern etwas Gutes zu bieten, oder sie haben Mitleid mit ihnen; das arme Kind

soll doch auch etwas zum Zeitvertreib haben. Die Herausgeber, die sich nicht durch Speculation leiten lassen, haben ein schlechtes Vertrauen zu Eltern und Lehrern. Sie glauben, die Kinder müßten geistig verkümmern, wenn sie nicht von ihnen jahrein, jahraus an der Hand geleitet wurden. Manche wollen auch durch die Kinder die Eltern zur Frömmigkeit anhalten.

Und die Kinder? Sie haben die Zeitschriften gern. Sie sind ja überhaupt sehr leicht an Verehren zu gewöhnen. Mit Stolz erfüllt es sie, wenn sie direct oder indirect aufgesordert werden, für ihre Zeitschriften zu werben. Es fehlt nur noch, daß ihnen auch klingender Lohn für jeden neuen Leser versprochen wird. Nun, vielleicht kommt das auch noch, wenn man erst so weit ist, daß die Kinder auch ihre Tagesblätter haben. <sup>1)</sup>

Es ist aber heilige Pflicht jeder Erzieher, der Jugend die kindliche Unbefangtheit, dieses Kleinod, das, einmal verloren, nie wieder gewonnen werden kann, möglichst lange zu erhalten.

„Jugendzeitschriftenwarte.“

## Poetenwinkel.

Einem Auferstandenen.

Zum Gedächtnis des Dichters Hermann von Sillm, geboren 1. November 1812 zu Innsbruck.

Er hat geschlafen so lange!  
Die Weilschen sind alle verblüht,  
Die letzte Rose im Eschthal  
Ist unterm Frühreif verglüht.

Der Nordwind legt um die Berge  
Den schneeigten Pelzhermelin,  
Die müde sterbende Sonne  
Verblutet sich roth in Rubin.

Da horch! Es tönt vom Berg Isel  
Ein jauchzender, jubelnder Schrei:  
Tirol, du schönes und stolzes,  
Drei Könige rufe herbei!

Des Weihrauchs duftender Odem  
Hauch' glühend ein gläubig Gebet,  
Zum Danke dem Liederapostel,  
Der wieder die Thäler durchgeht.

Der Freiheit goldene Krone  
Legt ihm auf das lockige Haupt —,  
Einst ward ihm ohne Erbarmen  
Die klingende Leier geraubt.

Dresden.

Wie Balsam der süßen Myrrhe  
Streut ihm nur Liebe auf's Herz,  
Zu heilen die alte Wunde,  
Zu tilgen den dornigen Schmerz. —

Sprengt auf die felsige Pforte  
Vom tosenden Eilbach umschäumt,  
Zu lange hat im Berge Isel  
Der schlafende Säng'er geträumt!

Nun zieh' durch die deutschen Gauen,  
Erringe die Herzen mit Klang —  
Reichsdeutsche und Oesterreichs Kinder  
Belauschen den siegenden Sang.

Die duftigen „Weilschenlieder“  
Reich lächelnd den Frauen mild,  
Dein Traklied für Freiheit und Glauben  
Wind' kämpfenden Männern um's Schild.

Es kullpse die Liederquirlande  
Ein Bündnis vom Inn zu dem Rhein:  
Wo Deutsche singen und jagen,  
Gedenken die Herzen auch dein!

Johanna M. Sankau.

### Schloß Ambras.

Stolz stehst du zu des Patscherkogels Füßen,  
Dich hüllen dunkle Wälder ein verschwiegen,  
Wohin auch noch im Thal der Blick mag fliegen,  
Den ersten Preis wird er dir geben müssen.

Du durstest Augsburgs stolze Tochter grüßen  
Und sahst vor ihr den edlen Fürsten liegen,  
Der sich von Schönheit, Anmuth ließ besiegen,  
Mußt' er dies Wagnis hart und lang auch  
büßen.

<sup>1)</sup> Es dürfte interessieren, zu erfahren daß eine Jugendzeitschrift bereits für jeden neuen Abonnenten ein „schönes Geschichtenbuch“ verspricht.



Der Säle Glanz und Wohllichkeit verneinen,  
Dass längst dies edle Paar dahingegangen,  
Und scheinen doch in ihrer Pracht zu weinen;  
Und jede Seele fasst Sehnsuchtsverlangen,  
Sich mit den Menschen wieder zu vereinen,  
Zu fliehen der erhab'nen Stille Bangen.

Rudolf Ellender.

### Die Mutter schrieb.

<p>Treibt dich in ferne fremde Lande Kräftfrohe deutsche Wanderlust, Droh'n sich zu lösen zarte Bande, Und pocht das Heimweh an die Brust, Dann währt's nicht lang', dass dich erreichen Der Wünsche viel, vertrau den Zeichen . . . Das klingt so hold, so treu, so lieb! Kein Wunder ist's: Die Mutter schrieb!</p>	<p>Das sind ganz eig'ne fern'ge Sätze, Nicht Worte farblos, kalt und leer. Kleinode sind sie dir und Schätze, Leitstern und Anker, Schutz und Wehr. Kein Schmeichler strebt dich zu berauschen, Nicht will die Neugier lüftern lauschen; Allein die bange Sehnsucht trieb . . . O freue dich: die Mutter schrieb!</p>
---	---

Sie kennt den Weg zu deinem Herzen.  
Sie weiß, was dich bedrängt, bedrückt.  
Dein Harm und Kummer schafft ihr Schmerzen,  
Sie wird erst froh, bist du beglückt.  
Du sollst im Unglück nicht verzagen;  
Sie will das Kreuz dir helfen tragen!  
Ein Trost im tiefsten Leid dir blieb . . .  
Du weinst nicht mehr: Die Mutter schrieb!

Emil Gaatsch.

### Undank.

<p>Du weißt es nicht, wie schön du bist, Du weißt es nicht, wie gut Und wie mir wohl im Herzen ist, Bist du in meiner Hut.</p>	<p>Du weißt nicht, welch ein Augenpaar Aus deinem Antlitz schaut, Und welch ein Himmel wunderbar Mir aus den Tiefen blaut.</p>
--	--

Gebannt hält mich ein Zauberkreis  
In deiner holden Näh',  
Mich sehnend nach der Stunde heiß,  
Da ich dich wiederseh.

<p>Doch wer dir solche Verse macht, Wohl einen Kuß verdient. Leb wohl! — Du hast geweigert dich — Du undankbares Kind!</p>	<p>Nun magst du harren, stolze Maid, Bis einer dich besingt, Bis deine Schönheit wiederum Zu einem Dichter dringt.</p>
--	--

H. Krall.

### Sein Verleger.

<p>Valladen, Romanzen und Lieder Schreibt seine bedürftige Hand; Dass eine war immer zuwider, Dass kein Verleger sich fand.</p>	<p>Jetzt hat er einen gefunden, Der so seine Sachen verlegt, Dass er sie selber, nach Stunden Zu finden nimmermehr pflegt.</p>
---	--

Papierkorb! Du stehst im Verdachte!  
Auf deinem tiefuntersten Grund  
Liegt der vom Verleger bewachte,  
Der göttlich poetische Schund.

Anton Krall.

— Das ist sein bestes Stücklein nicht gewesen.

Im hiederen Schwabenlande war ein junger Pfarrer vor den Herrn Superintendenten citiert worden, weil er länger als es die Sitte erforderte, an einer Bauernhochzeit theilgenommen und der Versuchung, ein unschuldig Tänzelein mitzuthun, nicht hatte widerstehen können.

Superintendent: „Wissen Sie es nicht, junger Herr Amtsbruder, daß Ihr Benehmen sich mit der Würde eines evangelischen Geistlichen nicht verträgt?“

Pfarrer: „Bekenne Euer Hochwürden hiemit reumüthig, einen Verstoß gegen die herrschende Sitte begangen zu haben; im übrigen aber möchte ich ganz schüchtern und bescheiden daran erinnern, daß ja auch der Herr Jesus selbst einmal an einer Hochzeit fröhlich war und sogar Wasser in Wein verwandelt hat.“

Superintendent: „Des wohl; aber das ist sei bestes Stückle nit g'wäh'.“

## Kronk.

In steirischer Mundart.

### I.

Mein Aug is kronk, ih siach nit guat.  
Ih siach mei Weib ban an Jaga stehn.  
Sie steckt eahm a Bleamerl afn Quat.  
Er thuat ihr schön.

Mein Ohr is kronk, ih hör lacht schlecht.  
Da Jaga nimmb's ba da Pond und frogg:  
„Ih lim heint Nocht, Kathrin, is s da recht?“  
Stad jo hot's g'fogg.

### II.

Mei Herz is kronk und schlogg viel z mot.  
Eist schlogads douh den Jaga todt.  
Mein Aug, mein Ohr, mei Herz, oh weh!“  
s is Zeit, daß ih zan Boda geh

„Auweh, auweh, Herr Boda mein,  
Is dan ka Mittel für de Pein?“  
Er schaut mi freundlich on und frogg:  
„Wos thuat da dan weh?“ — „Mei Weib“,  
hon ih g'fogg.

### III.

„Na, wan dir dei Weib weh thuat,  
Do muas ma di operiern.  
Ban Dml lineus lupeliern,  
Und ah transchiern.“

Hiaz loß ih mi scheidn von ihr.  
Sie heirat' in Jaga z Tonk.  
Und ih bin hiaz g'sund, und da  
Jager is kronk.

M



Ein Weihnachtsmärchen. (Verloren und wiedergesunden.) Dramatisches Gedicht für die Jugend von Ottokar Bernstock. In Musik gesetzt für zwei- bis dreistimmigen Gesang mit kleiner Orchester- oder Clavierbegleitung nebst obligater Orgel (Harmonium) von Ernst Höller. (Graz. Hans Wagner.)

Ottokar Bernstock! Mit diesem Namen wird man sich auch noch vertraut machen müssen, wenn man die heimischen Dichter nennt. Zwar selten läßt er sich hören, der wadere Chorherr des Stiftes Vorau, welcher auf Festenburg

als Pfarrer sitzt. Aber so oft er's thut, sei es auch nur als Gelegenheitspoet, ist's eine Dichteroffenbarung. So auch in diesem wahrhaft innigen und weisevollen Weihnachtsmärchen, welches auf kindlich religiöse Gemüther von großer Wirkung ist. Ich erwähne nur die Gegenüberstellung des heimatlosen Waisenmädchens dem heimatlosen Christkind. Ernst Höller hat den lieben Text entsprechend vertont und sich dabei an die Weihnachtsmusik gehalten, die da war, als das Volk dieses Fest noch mit dem Herzen des Kindes gefeiert hat.

Dem christlichen Gemüthe zur wahren Weihestunde wird dieses dramatische Weihnachtsmärchen sein, diese religiöse Kindesoper, deren Aufführung überall leicht bewerkstelligt werden kann. Es naht die Weihnachtszeit. Man sehe zu. R.

„**Excelsior.**“ Gedicht von Edith Salzburg. (Graz, Verlagsbuchhandlung Styria)

Zur kurzen Charakterisierung dieses Büchleins führen wir eine Stimme aus dem „Deutschen Dichterheim“ an: Die Dichterin scheint tiefes Leid erfahren zu haben, wie es das Schicksal nur seinen Besten zutheil werden läßt, um all die verborgenen Schätze von Seelenadel und Selbstverleugnung ans Licht zu ziehen. Es spricht eben dieses Seelengemälde voll Tragik wie von Selbsterlebtem, nicht Erdachtem. Verstand indes die Autorin von „Excelsior“ bloß Erdachtes in so überzeugender Weise auszugestalten, umso sprechender für ihr Talent. Jedes der einzelnen Gedichte, die in untrennbarem Zusammenhange stehen — ein Roman in Versen — und doch für sich ein Ganzes bilden, zeugt von großem Feingefühl und ausgesprochener dichterischer Anlage der Verfasserin. Was sieht es an, wenn auch die Reinheit der Verse nicht immer unbestritten, die Form nicht in allen Einzelheiten vollendet ist? Die Dichterin weiß vor allem Theilnahme zu erwecken, zu fesseln.

Ottilie Siebenlist.

**Datans Erlösung.** Dichtung in sechs Gefängen von Kurt von Rohrscheidt. (Leipzig. A. G. Liebeskind 1894.)

Das Werk ist unbedingt geeignet, die Phantasie des Lesers durch Inhalt und Sprache völlig zu fesseln. Die Entwicklung der gebundenen Erzählung ist äußerst spannend und entbehrt nicht erhaben schöner Szenen bei gründlich richtiger Zeichnung sämtlicher in Behandlung stehender Charaktere. Das Ganze bietet ein glänzendes Zeugnis für die außerordentlich rege Phantasie und hohe Fähigkeit des Dichters, dieselbe zum Ausdruck zu bringen. Schöne, mit dem Inhalte in Einklang stehende Ausstattung des Werkes macht dasselbe vollends geeignet, das Fach der „Neuen Dichtungen“ jeder Bibliothek zu zieren. Armin.

**Glina.** Symphonie von Julius Wersdorff. (Dresden. Moriz Käbe. 1894.) Ein Büchlein voll Verlangen und Sehnen, voll Liebe und Verehrung!

Wie durch Himmelsträume tönet  
Singend der Engel: Hosianna,  
Singen Dichter dieser Erde:  
Glina, Glina.

Dichter sind der Götter Boten,  
Singen die Engel Hosianna  
Jauchzen die Sänger dieser Erde:  
Glina, Glina.

Sieh', es sang entflammt in Liebe  
Jauchzend ein Engel: Glina, —  
Singen Engel nun wie Dichter:  
Hosianna Glina!

Im übrigen ist das Büchlein recht nett ausgestattet und hat bequemes Format, Armin.

**Über Hamlets Wahnsinn.** Von Dr. Anton Delbrück. (Hamburg. 1893.)

Der Verfasser verfolgt in dieser Broschüre den Zweck, zum richtigen Verständnis Hamlets etwas beizutragen, und zwar vom Standpunkte des Psychiaters aus. Er führt den Beweis, daß bei dieser Figur Shakespeares weder von planmäßiger Simulation, noch von wirklichem Wahnsinne die Rede sein könne. Das Bewußtsein des Prinzen, seine Erregungen nicht beherrschen zu können, führt zum Sichgehenlassen andern gegenüber bis zur Unverständlichkeit, und darin liegt Simulation, aber nicht vorbedachte. Die abnorme Reizbarkeit Hamlets ist ferner ein Beweis einer anormalen physischen Entwicklung. Ein weiterer krankhafter Charakterzug ist sein Pessimismus, der die normale Grenze überschreitet, denn es besteht hier ein Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung. Ein anderer ungesunder Zug ist die Unfähigkeit, im richtigen Moment das Richtige zu beschließen und zu thun und dagegen wieder eine folgenschwere That in Unüberlegtheit zu vollführen. Aber das alles ist noch nicht Wahnsinn. Shakespeares Held ist ein ungemein complicirter Charakter, dem das normale Gleichgewicht der psychischen Functionen fehlt und damit allerdings dem Wahnsinne nahekommt. Die Broschüre liest sich leicht, ist in klarem, fließendem Stile geschrieben und wegen ihrer ungemein interessanten Ausführungen sehr lesenswert, umso mehr, als der Standpunkt des Verfassers ein eigenartiger ist. Dir. B.

**Von sonnigen Küsten. Mittelmeer-Briefe.** von Karl Böttcher. (Leipzig. Verlag von B. Gischer Nachfolger.)

Wer Italien, die Küstenländer Afrikas, Griechenland und Kleinasien in schnell vorüberfliegenden und doch fesselnden Bildern kennen lernen will, greife zu diesem amüsant plaudernden Reise-Gesellschaftler! Böttcher ist der Realist unter den Touristen der Gegenwart: dies zeigen seine Menschen- und Naturbilder. Aber hinter diesen bunten, glühenden Farbenskizzen verbirgt sich doch auch zugleich, zumal, wo er über die verrotteten socialen Zustände dieser fremden Menschenwelt des Orients spricht, ein tiefer Ernst, eine universelle Menschenliebe,

die um so ergreifender wirkt, als sie sich nicht ausdrängt, sondern nur discret und unwillkürlich andeutet. M. B.

**Steirische Volkslieder für Männerchor.** Gesammelt von Franz Stöckl. (Graz. Hans Wagner.)

Wenn eine neue Oper erscheint und mit Lärm zur Aufführung kommt, da bleibt der „Heimgarten“ ganz still, mäuschenstill. Auf Opern hält er nicht viel, er ist sich nicht ganz darüber klar, ob diese Art von Musik nicht eine große Unnatur ist. Hingegen aber, wenn neue Lieder herauskommen, da wird er aufmerksam, manchmal ist doch was Vortreffliches darunter und vollends, wenn eine Sammlung alter Volkslieder erscheint, das ist für ihn ein musikalisches Ereignis. Alte Volkslieder sind immer gut, sonst wären sie nicht alt geworden. Die oben angeführten steirischen Volkslieder werden wohl nicht erst kritisiert werden müssen, wir kennen sie fast alle, wir lieben sie, haben aber selten Gelegenheit, sie zu hören. Mir macht die Sammlung von F. Stöckl viel Genuß. Zwar habe ich keinen Männerchor zur Hand, der die Lieder singen könnte, aber ich lasse mir sie einfach und schlicht auf dem Clavier vorspielen — man erschreke nicht, auf dem Clavier! — In dieser Musik liegt so viel echtes Volksthum, daß es sogar durch das Clavier nicht erschöpft werden kann. M

**Arme Diensthoten-Kinder.** Volksstück mit Gesang in drei Aufzügen von Alois Friedrich. Musik von Alfred Thom. (Verlag W. Riegler, Würzzuschlag.) Das Aufführungsrecht ist nur bei O. F. Erich, Hof- und Gerichtsadvocaten in Wien zu erwerben.

Vor dreißig oder vierzig Jahren hätte dieses Volksstück ein großes Glück machen können, damals würde es zu den besten gehört haben. Das möchte wohl auch heute noch der Fall sein, wenn eine gute Tendenz und sittliche Gesinnung auf der Bühne noch was gälte. Es sind nicht gerade gewöhnliche Theaterfiguren, die uns da entgegentreten, sie haben gar manches aus dem Leben, manchen markigen Zug nach der Wirklichkeit, wenn sie freilich auch den Anforderungen unserer realistischen Zeit nicht ganz entsprechen. Wie es auf dem Lande den armen Diensthotenkindern geht, das ist der Grundstoff; schlecht geht es ihnen, soferne die Schule sie nicht in Hort nimmt und sie hebt. Das ist zeitgemäß, und die Liebesgeschichte ist auch reizend — so möchte bei guter Darstellung das Volksstück des wackeren Volksschullehrers Alois Friedrich wohl Anklang finden. Wir wünschen es von Herzen. M.

**Kalender des Deutschen Schulvereines** auf das Jahr 1895. Neunter Jahrgang. Redigiert von Hans Grasberger. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn.)

Unter den zahlreichen Volkskalendern Österreichs — und es gibt gute darunter — nimmt dieser den ersten Rang ein. Durch Müller-Guttenbrunn auf eine vornehme Höhe gebracht, ist er nun in die Leitung des Dichters Hans Grasberger übergegangen. Unter dieser wird er seine bisherigen Vorzüge nicht bloß behaupten, sondern noch weitere in sich sammeln; der neue Jahrgang läßt sich prächtig an; er ist sehr reichhaltig, enthält nicht allein alle nothwendigen Kalenderfachen, sondern ein wahrhaft gediegenes und mannigfaltiges Volksbuch zur Unterhaltung und Belehrung. M.

Die vom Vereine für Massenverbreitung guter Schriften errichtete Schriftenvertriebsanstalt in Weimar hat mit der Herausgabe der Ausgewählten Romane des Schriftstellers Friedrich Armand Strubberg begonnen. Als erstes Werk erscheint soeben in Lieferungsheften einer der fesselndsten Romane „An der Indianergrenze, oder Creuer Liebe Sohn“.

**Für Briefmarken-Sammler.** Wie Pilze nach einem warmen Regen sind in diesem Jahre die Briefmarken-Zeitungen emporgeschossen, aber meist auch ebenso schnell wieder eingegangen. Eine Ausnahme hiervon macht die „Post“, welche sich im Verlauf von kaum sechs Monaten zu einem der tonangebendsten philatelistischen Blätter emporgeschwungen hat und bereits eine Auflage von nahezu zehntausend Exemplaren besitzt. V.

#### Büchereinflaß.

**Religiöse Studien eines Weltkinds.** Von W. G. Niehl. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung. 1894.)

**Die Noth des vierten Standes.** Von einem Arzte. (Leipzig. Fr. Wilt. Grunow. 1894.)

**Das Thier und sein Recht im Lichte der Religion, der Philosophie und Literatur der Völker.** Von A. Engel. (Straßburg. G. L. Kattentidt. 1894.)

**Naturkräfte und Naturgesetze.** Gemeinverständliche Vorträge von Dr. Anton Campa. (Wien. Ignaz Band.)

**Litterarische Charakterbilder.** Ein Buch für die deutsche Familie von Adolf Wilhelm Ernst. Erste Lieferung. (Hamburg. Conrad Bloß. 1894.)

**Aus Nürmischer Zeit.** Erzählung aus dem Lehrerleben von Karl Reidhard. (Jena. Mauke. 1893.)

**Märchen von Margarethe von Loga** mit bunten Bildern von Erik Grottemeyer. (Berlin. Paul Neubeck. 1894.)



**Hans Sachs.** Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelang. 1894.)

**Der Vater.** Drama in einem Act von Wilhelm Weigand. (München. G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1894.)

**Sommer.** Neue Gedichte von Wilhelm Weigand. (München. G. Franz'sche Hofbuchhandlung. 1894.)

**Singen und Sagen.** Lieder und Gesänge von Rudolf Goette. Wachwig, Dresden. W. Geiskler.

**Stimmungen.** Boetische Versuche von A. Roos. (Luzern. H. Keller.)

**No Tyrobigs.** Buredtisch Gschichtli, Gedichtli, Rym und Ränt von A. Roos. (Luzern. H. Keller 1894.)

**Schmelenkreiche.** Humoristische Gedichte von Wilhelm Houy. (Leipzig. Theodor Thomas.)

**Nemt, Frouwe, disen Kranz** Ausgewählte Gedichte von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Gustav Schuhr.)

**Unkraut.** Ein Liederbüchlein von Hermann Freise. (Mey. G. Scriba. 1894.)

**Zum Schutz unserer Kinder vor Wein, Bier und Brantwein.** Eine Sammlung von Gutachten über die Einwirkung der geistigen Getränke auf die leibliche, geistige und sittliche Gesundheit der Kinder. Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke von Dr. Wilh. Bode. (Hildesheim. 1894. Zu beziehen vom Herausgeber.)

**Gesundheitskalender für 1895.** Ein Jahrbuch für Freunde der Naturheilkunde. Herausgegeben von Adolf Damaschke. (Berlin. Gustav Schuhr.)

**Der Kampf gegen die Margarine.** Mit besonderer Berücksichtigung der Anträge des „Bundes der Landwirte“. Von Dr. Heinrich Fränkel. (Weimar. R. Wagner Sohn 1894.)

**Auch ein Culturbild.** Von H. Haug. (Gotha. Selbstverlag 1894.)

**Volkslhümlige Männerchöre und Volkslieder.** Herausgegeben von Karl Schauf. Drittes Heft. (Wiesbaden. R. Bechtold u. Comp.)

**Wie ich mein Nervenleiden heilte?** Von einem ehemals Nervenleidenden, jetzt aber völlig wieder hergestellten Laien. (Leipzig. Karl Fr. Pfau. 1894.)

**Zur Feier des zwanzigjährigen Stiftungsfestes der Ferialverbindung „Hilaria“ in Leipz.**

**Stossen.** Humoristisch-ironisch-satyrische Reimereien. Von Julius Wersdorff. (Dresden. Moriz Räge. 1894.)

**Die Dorssprinzess.** Volksstück in einem Act. Von Hermann Riehne. Diamant-Ausgabe. (Nordhausen. Selbstverlag des Verfassers. 1894.)

**Der Schußengel im Hause.** Wiener Lied von Joseph Hornig, für Gesang und Clavier componiert von Th. F. Schild. (Wien. F. Rösch.)

**Judenburg.** Mit einer Karte und sechs Illustrationen. Herausgegeben vom Judenburg-Verständigungsverein. (Judenburg.)

**Hebels Rheinländischer Hausfreund** für das Jahr 1895. (Karlsruhe. J. Lang.)

**Der wahre und echte Hinkende Bote 1895.** (Frankfurt a. M. Jäger'sche Verlagsbuchhandlung.)

**Winke für Anfänger.** Leitfaden für angehende Hundezüchter und Liebhaber. Herausgegeben vom Verein für Hundesport und Jagd. (München.)



**W. J. B., Innsbruck:** Nur keine Angst. Arbeit ist die beste Erholung.

**E. M., Wien:** Die höchste Stufe der menschlichen Gesittung heißt: allgemeine Achtung vor dem Mein und Dein.

**„Steirerkont.“** V. G. Zu viel Nachahmung, zu wenig Eigenart.

**L. R., Passau:** Das nächste Heft wird Ihnen gründlich antworten.

Das Gedicht „Schmäbliche Treue“ (Heimgarten 18) ist nicht von Robert Hamerling, sondern aus Ferchers von der Steinwand

„Gräfin Seelenbrand“. Uns war es von Hamerlings Mutter gekommen, und weil es von des Dichters Hand geschrieben, so hielten es wir, wie die Mutter selbst, für seinen Vers. Als großer Bewunderer Ferchers von der Steinwand hat Hamerling die vier Zeilen wohl eben für sich abgeschrieben, und so kam der Irrthum.

Bitten sehr, unaufgefordert Manuscripte nicht einzuschicken. Wir bürgen nicht dafür, senden sie nicht zurück und können sie wohl nur in den seltensten Fällen abdrucken.



verurtheilt wird und in wenigen Tagen die Hinrichtung desselben bevorsteht! Der Priester muß schweigen, kann auch keine Beweise für den unschuldig Verurtheilten erbringen, wenn er nicht jenes Beichtkind findet und zur Selbstanzeige zu bewegen vermag. Er wandert, ohne jemandem die Ursache seines Herumziehens mittheilen zu dürfen, von Thal zu Thal durch das halbe Land und findet endlich den wirklichen Verbrecher in Gewissensqualen als Wart einer Wallfahrtschapelle. Es gelingt ihm auch, den Mann zu bewegen, daß er sofort mit ihm gehe und sich freiwillig dem Gerichte stelle, bevor der Unschuldige hingerichtet ist. Als sie nach ununterbrochener Reise Tag und Nacht in die Kreisstadt kommen, ist es um eine Viertelstunde zu spät. Der unschuldig Verurtheilte ist stranguliert. Der Geistliche wird über das furchtbare Erlebnis irrjinnig — und das ist mein alter Pfarrer Johannes Steinberger aus Sanct Maria. Der eigentliche Mörder scheint nach den Andeutungen in der Nähe des Hochgerichtes anderer Meinung geworden und entkommen zu sein. Der arme Priester hat noch alles selbst aufgeschrieben, um sein Herz zu erleichtern, in der Absicht, die Schrift zu verbrennen. Mittlerweile muß die Krankheit ihn übermannt haben und er der Irrenanstalt zugeführt worden sein, wo er bald gestorben ist.

Lange wird mir diese Geschichte nachgehen, tief hat sie mich hineingejagt in das Grübeln über die Sagung des Beichtgeheimnisses. Da ist es dunkel und ich finde keinen Ausweg. Schlafe süß, Amtsbruder Johannes!

Am 13. December.

Um diese Zeit stehen die Leute hier schon um drei Uhr auf zum Dreschen. Die Roggen- und Hafergarben sollen bis zum Fasching hin ausgedroschen sein und so hört man am frühesten Morgen durch das ganze Dorf die Drischel — wie man hier den Dreschflegel nennt — in munterem Tempo klappern.

Mein Rupert und der Schmiedknecht müssen um diese Stunde den Weg anschaufeln hinan zur Kirche. Es schneit ununterbrochen, auf und neben der Straße gehen jetzt die Schlittencurven hoch über Sträucher und Planken hin, ohne daß man's merkt. Von meiner Hintertammer im ersten Stock könnte man ganz gut durch das Fenster hinaus über den Schnee zum Walde hingehen. Um sechs Uhr früh schweigen die Drischeln, klingen die Glocken und wir sind alle oben in der Kirche beim Adventgottesdienst. Nach der Morate, wenn wir hinaustreten ins Freie, ist der erste Morgenschein, und da glänzt heute wie ein goldener Stern das Licht herab aus der Hohen Raub. Das Schneien hat aufgehört, der Himmel ist klar. Das stimmt so recht zum Adventliede: „Maria, sei gegrüßet, du' lichter Morgenstern!“

Nach der Schule kommt der Lehrer freudebrennend zu mir. Ich denke schon an einen großen Opernsieg, er vertraut mir aber mit vor Entzücken überschlagender Stimme, daß er wieder drei Volkslieder gefunden habe. Eine alte Bäuerin in Oberschuttbach, die Rauchfleisch und Speck gebracht für die Feiertage, habe er an ihr Versprechen erinnert und bei einem Krügel Apfelmost richtig so weit gebracht, daß sie ihm die Lieder vorgesungen. Er habe diese wunderschönen Gesänge gleich festgemacht mit Buchstaben und Noten, zwei davon wären geistliche Strippenlieder, die er schon in der heiligen Christnacht auf dem Chore singen lassen werde.

„Ja“, sage ich darauf, „Herr Kornstock, wisset Ihr es denn nicht, daß nach einem neuen Consistorialerlass beim liturgischen Gottesdienst keine deutschen Lieder mehr gesungen werden dürfen?“

„Was denn sonst?“ frage er.

„Lateinische.“

„Was? Lateinische? Wir deutsche Bauersleute in Torwald sollen lateinische Lieder singen? Wir Hirtenbüblein und Holzknechtdirnen sollen lateinisch singen? Haben die Hirten zu Bethlehem lateinisch gesungen? Hat die heilige Familie lateinisch gesungen?“

„In der katholischen Kirche soll ein Hirte und eine Herde und eine Sprache sein“, belehre ich ihn.

„Wenn der Mensch seinen Gott nicht mehr soll loben dürfen in seiner Muttersprache! Wenn der Gläubige das soll beten und singen, was er nicht versteht und der Deutsche mit seinem deutschen Herzen und Mund verbannt soll sein aus dem Hochamt und der Festvesper! Nachher ist's aus mit uns, nachher ist's aus, Herr Pfarrer!“

„Beruhigt Euch, Schullehrer, es wird nichts so heiß gegessen, als gekocht, es wird kein Domherr in unserer Kirche sitzen.“

„Und wenn das ganze Consistorium drinnen sitzt, und der Bischof und der Papst selber, so will ich beim Christamt meine deutschen Sänger deutsche Lieder singen lassen, Herr Pfarrer, ich bitte schon um Verzeihung. Und wäre ich der Thor und ließe lateinisch singen, außs Jahr bliebe die Hälfte der Kirchengänger aus, in zwei Jahren könnten wir den leeren Bänken unsere Kunst vormachen. Deutsche Bauernkinder lateinisch! Manchmal sind sie auch im Consistorium . . .“ Er tippte mit dem Finger auf die Stirn.

Mit keinem Worte habe ich ihm beige stimmt, aber die Hand habe ich ihm gedrückt.

Am 1. Jänner 1876.

Einen solchen Wintersturm wissen die Leute schon lange nicht, als in dieser Neujahrsmacht bei uns gehaust hat. Mit fächelnden Ästen rauschen die Bäume nicht, dafür sind sie in der Kälte zu starr, aber sie rausen und tosen, wenn die Windsbraut durchfährt. Eine dunkle Nacht, eine laute



Nacht, an den Dachshindeln hat's geklappert, an den Fenstern gewinselt. Und die Luft ist voller Schneestaub, der in dicken Wolken anwohlt, von den Lehnen und Bäumen herab; auf den Gassen und Dächern tanzt der Schnee, und die Fackeln der durch Wehen und Wuchten heranwachsenden Kirchengänger brüllen. Denn die Kirchengänger kommen doch am Sylvesterabend zum Completorium und sie sagen, eine stürmische Neujahrsnacht bedeute Krieg und Ungewitter. Herunter in den Häusern warten sie zusammen und dann steigen wir in geschlossenen Gruppen den Kirchenriegel hinauf. Beim Josef müssen wir stehen bleiben und uns ausschauen. Beim Schneider Karl im Vorhause und in dem Holzschoppen stauen sich die Leute, die da den Schnee aus ihren Kleidern und von ihren Haaren säubern wollen, ehe sie in die Kirche treten.

In der Kirche hört man es noch, wie an den mit Drahtgittern geschützten Fenstercheiben der Wind anprallt, bald aber hebt der liebe Orgelklang an zum freudreichen *Te Deum laudamus*, es strahlen die Lichter all, es steigen die silbernen Schleier des Weihrauchs empor — und kein Erdensturm ist mehr, im Reiche Gottes sind wir.

Abgeschlossen ist Sanct Maria von aller Welt, und doch ist mir, als wären die Weiten und Zeiten der ganzen Christenheit seit des Herrn Geburt beisammen in dieser Kirche. Für die gegenwärtige Weihnachtszeit muß ich Gott besonders danken. Nicht seit Kindestagen, weder in den Domen der Städte, noch zu Sanct Peter in Rom, ist mir die Weihnachtsstimmung so rein und selig zutheil geworden, als in diesen heiligen Tagen da oben in unserem schlichten Gotteshause. Als während des Mettenamtes helle und weiche Stimmen die alten Lieder sangen: „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Im hohen Himmel droben“, „Es ist eine Ros' entsprungen“, das hat auch andern aus Herz gegriffen. — Ich glaube es fast auch, nirgends wurzelt das religiöse Gefühl so stark als im alten, seit Kindheit gehörten Klang. Diesen auszrotten, und die Innigkeit unseres Gottesdienstes ist vernichtet.

Am 28. Februar.

Der diesjährige Hirtenbrief setzt scharf ein gegen die Übel der Zeit, besonders gegen den liberalen Geist, welcher Freimaurerthum genannt wird. Er ist streng dogmatisch gehalten und predigt fast eher das Schwert als das Kreuz. Meine Pfarrkinder haben — als ich den bischöflichen Hirtenbrief gestern von der Kanzel vorgelesen — ganz rathlos dreingestarrt. Sie haben nichts verstanden und der Deichgräber Golo soll nachher behauptet haben, das Ganze sei gewiß nur gemünzt gewesen gegen den geschwefelten Wein, den der Unterschuttbach-Wirt jetzt von der Pipe rinnen läßt und gegen die italienischen Maurer, die immer mehr in die Gegend kommen, auch Deichgräberarbeiten machen und den einheimischen Leuten das Geschäft verderben.

Heute am Faschingmontag entfalten sie eine große Ausgelassenheit, schwärmen in den Wirtshäusern herum von Dorf zu Dorf. Sowie am Christtag jeder gute Christ drei Messen hören muß, sagen sie, so muß er am „Faschmontag“ drei Wirtshäuser besuchen. Überall ist Tanzmusik und weil die Spielleute nicht auslangen wollen, so hätte sich beinahe auch der Herr Kornstock mit seinen Kirchenmusikanten etwas vergeben. Ich habe ihm freundlich zureden müssen, seine erhabene Kunst nicht zur Carnevalshatz herabzuwürdigen. Anfangs behauptete er freilich, eine gute Musik stimme auch auf dem Tanzboden die Leute reiner und sei ein Schutzengel gegen niedrige Leidenschaften. Ich erinnerte ihn an das Bild, das beim Schmied an der Hausthür haftet und welches darstellt, wie eine lustige aufgepuckte Gesellschaft von Männlein und Weiblein hinter einer Musikbande her in die Hölle zieht.

„Es ist gut“, drauf der Lehrer, „bei der lateinischen Kirchenliedverordnung habe ich nicht nachgegeben, aber bei der Tanzmusik gebe ich nach, dem Herrn Pfarrer zulieb.“ Wenn er am Ende nur nicht auch noch bei der „lateinischen Kirchenliedverordnung“ nachgeben muß!

Am unangenehmsten sind mir die Fastnacht-Bermummungen. Männer springen im Weibergewand herum und junge Dirnen in Hosen. Was sie selbst sonst das ganze Jahr hindurch für unschicksam und sündhaft halten, heute üben sie es aus, und zwar mit aller Herzensunmittelbarkeit, als wäre es ein Gottesdienst. Das ist der Heide noch, im Carneval findet er am längsten Unterschlupf und die Kirche muß ein Auge zumachen. Ich will das Schreiben jetzt sein lassen und selber ins Wirtshaus gehen. Aber nicht wegen des geschwefelten Weines, auch nicht wegen der alten Landler, die hier noch getanzet werden, als vielmehr darum, daß sie in meiner Anwesenheit sich vielleicht einer größeren Ehrsamkeit befleißigen.

Am 29. Februar.

Das war keine schöne Nacht. Nachdem ich gestern beim Neuwirt eine Stunde gefessen und alles so ziemlich aus dem Größten in Ordnung gefunden habe, gehe ich mit dem Schmied nach Unterschuttbach. Dort ist's toll. Kaum wir ins Wirtshaus treten, werden wir beide von einer Gruppe erhitzter Weibsbilder mit Gewalt hergenommen, auf den Tanzboden geschleift, wo wir gut oder übel eins hopien müssen. Sie gedachten uns damit wahrscheinlich eine große Aufmerksamkeit zu erweisen und fände ich daran auch weiter nichts. Da sängt ein Bursche an, Spottliedlein auf uns zu jingen, die man freilich nicht übler nehmen muß, als sie gemeint sind. Der Holzknecht Thomas grinst mir ins Gesicht: „Welt, Herr Pfarrer, heut' am Faschingtag — ist gar nichts Sünd'! in der Fasten werden wir eh verlost!“ In einer Ecke streiten zwei betrunkene Burschen um ein Weibsbild, bis der Schmied dazwischen tritt und einem der Kauf-

lustigen seine Meinung mit flacher Hand auf den Backen schreibt. Jetzt wird's wild! dachte ich noch, sie haben sich's aber gefallen lassen und sind auseinandergegangen.

Diezeiten der Kimpelschmied in Unterschuttbach die Nacht über stramm Polizeiordnung hält, wird in Oberschuttbach bis an Messer gerauft und ein junger Bursch fast erschlagen. Wie sie ihn heute herausführen auf einem Holzschlitten, ist es des Schmieds Jungmagd, welcher ein Bein gebrochen und zwei Zähne eingeschlagen worden sind. Anderen Dirnen mag in dieser wüsten Nacht noch Schlimmeres widerfahren sein.

Am 20. März.

Man glaubt es kaum, so ausgelassen die Leute in den Faschingtagen gewesen, so sittig und eingezogen und enthaltsam sind sie jetzt wieder, so arbeitiam und gutmüthig. Das Gebot von der vierzigtägigen Fasten nehmen sie buchstäblich. Nicht allein, daß sie in dieser Zeit auf alle Fleischspeisen verzichten, wollen viele auch an anderen Gerichten sich nicht satt essen und schicken das Ersparte zu den Kleinhäuslern und Waldhüttlern, wo es kümmerlich hergeht. Auch den Steinfranzel-Leuten wird es jetzt reichlich zurückerstattet, was sie an Gastlichkeit und Freigebigkeit in der Sommerzeit leisten.

Rührend ist's von unserer kleinen Ottilie. Aus ihrem Tischeller spart sie sich — und nicht allein in der Fastenzeit — vom Munde ab und schickt die sich abgefargten Bissen Sonntags ins Steinhäusel heim. „Heim“ sagt sie noch immer, als ob nicht der Pfarrhof ihr Elternhaus geworden wäre. Ein braves, fleißiges Mädel. In dem, wie sie mir schon die Stuben aufräumt und jeden Sessel, und jedes Buch und jedes Blatt Papier ganz genau an den bestimmten Platz gibt, erkenne ich ihre aufmerksame Seele. Nie ein Wort des Tadels ist bisher nöthig gewesen. Dabei so frisch und aufgeweckt. Und so lange hat sie im Hause herumgetrillert und gesungen, bis der Kornstock kommt: eine solche Stimme dürfe nicht bei den Hühnern oder Gänsen im Hof verdrällert werden, das Mädel müsse aufs Chor!

Am 22. März.

Heute bin ich endlich dazugekommen, dem Prälaten von Alpenzell zu schreiben, ob er nicht einen Knaben aus Sanct Maria in sein Seminar nehmen wolle? Armer guter Leute Kind mit acht Geschwistern, die Dorfschule gut absolviert. Ein schwärmerischer lernlustiger Junge, der immer in den Felshängen umsteige, von dem einen Stein herab Predigten halte, an dem andern Messe lese.

Vielleicht, Kimpelschmied, kommt's noch dazu, daß die Torwäldler einen Pfarrer kriegen, der aus ihrer heimischen Gegend stammt. Aber ist es wohl auch immer gut, den Herrgott noch als Birnbaum gekannt zu haben?

Am 27. Mai.

Am unteren Ende des Dorfes Oberschuttbach das erste Haus heißt beim Gral. Die Gralhoferin oder Gralin, wie man sie insgemein nennt, ist neunundneunzig Jahre alt; und da ich sie am vorigen Sonntage nicht in der Kirche sah, so gieng ich heute hinauf, um zu sehen, was sie mache.

Mitten in der Stube stand der alte langbärtige Gralhofer, der Greijin Sohn. Vor ihm saß auf einem Dreifuß ein junger Bursche und dem schnitt er das rabenschwarze Haar. Die Mutter wäre nicht zu Hause, sie wäre auf dem Krautacker.

„Dann ist's schon recht. Und im nächsten Jahre werden wir ja ihren hundertjährigen Geburtstag begehen müssen.“

„Wär' nicht zuwider, wenn wir's derleben“, lautete die Antwort des Bauers. Dabei blieb er in seiner Arbeit vertieft, zu der er mehr guten Willen, als Geschick zu haben schien. Erstens fügten sich die Haarbüschel lieber weich der großen Schaffsur-Scheere, als daß sie sich entzweischneiden ließen; zweitens war das Stoppelfeld stellenweise kahl, stellenweise schopfig. Der Alte war zwar einundzwanzig Jahre bei den Soldaten gewesen, beim Fuhrwesen, aber das Haarschneiden hatte er nicht gelernt. Ich setzte mich an den Tisch und schaute den Burschen näher an. Er hatte mir schon ein parmal Kummer gemacht, dieser junge Mensch, das uneheliche Kind einer Dienstmagd in der Altau; nie eine Schule gesehen, selten eine Kirche, ein wenig arbeitscheu, geneigt zum Davonlaufen, deshalb nirgends gerne gesehen. Auch sonst ist sein Leumund nicht der beste und man will wissen, daß er schon einmal im Arrest gejeßen sei. Im Pfarrbuche steht er unter dem Namen Peter Heißel, geboren 1857. Bis auf seine kurzgerathene Stumpfnase und den etwas wulstigen Lippen ist er gerade kein übler Bursche. Der Gral hatte ihn vor wenigen Tagen in den Dienst genommen, trachtete ihn ordentlich herzurichten und fieng beim Haar an. Morgen will der Peter in die Kirche gehen und da soll er einem Menschen ähnlich sein.

Und da bin ich sauber zurecht gekommen. Die Thür springt auf, ein Gensdarm tritt herein. Der Bursche auf dem Dreifuß knickt zusammen, der Landwächter fragt hart wie kaltes Eisen, ob es hier beim Gral heiße, ob hier ein Knecht unterständig wäre, Peter Heißel mit Namen.

„Da sitzt er“, sagt der Alte.

„Ich bin da um ihn. Er hat einen Kirchenraub verübt“, darauf der Gensdarm. Mir will das Herz stehen bleiben. Von der Herde des Alpenzellerklosters habe der Peter Heißel ein Schaf gestohlen; weil es freilich Kirchengut, so war halt das ein Kirchenraub. Der Peter, zur Linken schon glatt geschoren, zur Rechten noch die Haarflecken bis zum Auge herab, rutscht vom Dreifuß herab auf die Knie und bittet mit aufgehobenen Händen wimmernd: „Nur nicht einsperren, bitt' gar schön,



nur nicht einsperren!" Ehe er die Hände wieder auseinanderbringt, hat er schon das Kettlein darüber. Als der Peter das Unabänderliche sieht, wird er ruhig, ja gleichgiltig bis zur Frechheit. Dem Verhöre antwortet er, das entwendete Schaf habe er bei einem Kalkbrenner verkauft um sechzig Kreuzer. Man brauche ja Geld, geschenkt kriegen man keins und beim Bauerndienen gebe es wohl Kohlkraut, Erdäpfel und Flöhe, aber kein Geld.

Die Gralleute ließen ihn aber nicht ohne weiteres ziehen, der Alte schnitt ihm vollends das Haar ab und vergrub es dann draußen unter dem Dachtraufen. Das ist, sagen sie, ein Sympthiemittel gegen Kopfwch. „Was soll er auch noch Kopfwch haben in der Reichen, der arme Tropf.“ Die Hausfrau brachte Milch und Brot, „der Standar und der Peter sollen's anessen. Haben nachher eh einen weiten Weg, eh sie was kriegen.“

Der Gendarm ließ das Scheidemahl dem Peter allein, dieser bedankte sich dann beim Bauern und bei der Bäuerin fürs Haarschneiden und für die Milch. Gefesselt zur Thür hinausstolpernd knurrte er: „Wer mich verrathen hat, der soll sich gfreuen!“

Ein peinliches Erlebnis. Dabei weiß ich nicht, ob man sich über die hier übel angebrachte Gutmüthigkeit der Gralleute ärgern soll oder ergöhen. Auf eine Bemerkung darüber hat der Bauer geantwortet: „Wenn einer so alt wird wie ich, und so viel erfahrt, wie es hergeht auf der Welt, der macht sich halt nit gar viel aus einem dummen Schafdieh. Bei den Soldaten wird er schon Gott erkennen lernen!“

Im Frühjommer.

Waldfreude! Die sollte doch einmal gründlich gesungen und gesagt werden. Aber der Mensch kann es nicht, nur der Vogel kann es. Wer der Vogelsprache kund wäre, wie Salomo! — Da sitzt mir einer stundenlang in der Krone des Ahorns oben und weiß allerhand Lieder und Geschichten. Einmal singt er wie die Amsel in der Decke, dann singt er wie die Lerche im Kornfeld, dann wie die Grasmücke auf der Heide, dann wie die Drossel im finstern Walde, und dann wie der Teichvogel im Sumpfe, und endlich zeigt er, daß auch solches keine unerreichbare Kunst ist, wie der Spatz auf dem Dachfirste singt. Ein wahrer Tausendkünstler das! Anfangs meinte ich, es wäre eine ganze gefiederte Künstlergesellschaft oben, der Kornstock aber belehrte mich, daß es ein einziger Vogel sei, der lustige Bürger genannt, welcher mit Schnabel-, Aehl- und Bauchredekünsten wie ein musikalischer Komiker alle Stimmen und Sänge, die er irgendwo gehört, nachahmen könne. Vom Lärchbaum schreit ein Edelfink herüber, es ist wie eine Frage, ich verstehe sie nur nicht gleich, die Drossel im Haselstrauch antwortet ihm sofort. Mich dünkt, es ist die Rede vom Esen. Der Fink fragt herab, ob es

im Grase fette Würmchen gebe, die Drossel ruft zurück, er möge die Freundlichkeit haben, seine Lecker Speisen selber zu suchen, sie thue es auch.

In einem Busch am Bache sehe ich das Nest einer Drosselfamilie. Wäre ich Drossel, ich wollt' mein Haus nicht so der Überschwemmungsgefahr aussetzen; wenn ich schon Flügel habe, so baue ich's zum mindesten auf einen Wipfel, da wäre für die Jungen gleich auch das Wiegen-schaukeln dabei. Hinter dem Strauche versteckt gucke ich ins Nest nach den vier zarten Kindelein, die eins über das andere kriechen und kugeln und ihre Schnäblein sperrangelweit aufspreizen. Dort auf dem Fichtenast sitzen die Alten, gurgeln und zirpen und getrauen sich nicht herüber. Kommt nur her und füttert eure Lieben, ich thue euch nichts. Und dann kriegen die Kleinen der Reihe nach ihr Mittagsmahl, graue Würmlein mit Beize. Wünsche recht wohl zu speisen! Ei schau, das eine will noch einmal haben und spannt den Schnabel auf. Nichts da! Hast deinen Theil schon bekommen. Mich würdest du herumkriegen, denn ich kenne euch nicht auseinander, aber dein Vater ist klüger! — Sauber halten thun sie sich, heben den Bürzel hübsch weit über den Rand hinaus, wenn etwas noth ist. Nur dem einen passiert unversehen etwas, ist auch schon die Mutter da und fragt hinaus, was nicht hereingeht. Pöblich freischt der Alte auf, alles flattert mit den Flügeln, die Mutter sträubt ihre Federn und starrt gegen Himmel. Ein Häher lauert dort im Wipfel. Ich beuge mich vor, halte meine Hände über den Einschluss. Der Häher soll nur herabkommen, den wollen wir rupfen und seine scheckigen Federn sollt ihr auf euere Kläpplein stecken wie die Indianer. Mein Gott, das Kleine, wie es zittert, wie ihm das Herzlein klopft! Dafs ihr doch gar so schreckig seid auch vor Unserem! Freilich sollen euch manchmal böse Buben nachstellen, die ihre Bosheit an euch und euresgleichen üben. So einen sollte ich nur einmal erwischen! — Der Familienvater ist auf den Erststrauch hinübergeslogen und macht sich dort mit Zwischern und hellem Geschrei bemerkbar. Er schilt tüchtig auf den Friedensstörer und schreit hinauf: Mein Haus laß mir in Ruh! Ist dir was nicht recht, so komm zu mir her, wenn du dich getraust! — Dabei zittert der kleine Kerl vor lauter Angst. Weil sie sich auch vor mir zu fürchten scheinen, so ziehe ich mich zurück, lasse sie aber nicht aus den Augen und hebe an, Steinchen und Erdschollen gegen den Wipfel zu werfen, um den Häher zu verschrecken. Endlich ist der Mordgeselle davon. Bei mir ist es auch an der Zeit. Behüt' euch Gott, Drosselchen, und bleibt hübsch wohltauf!

Mein Gott, um das liebe Kleinleben draußen in der Natur zu beschreiben, müßte man mehr Blätter und Stifte haben, als der Wald selber. Deswillen, was nachkommt, habe ich die Vöglein angemerkt, jetzt wird wieder von Menschen die Rede sein. Wie ich weiter gehe und gegen die Schlucht komme, wo Brombeerstrauch und Dornhag stehen, sehe

ich des Schmieds Sohn, den jungen Kolf. Als er gewahrt, daß er von mir bemerkt ist, wird er ganz erregt und deutet auf einen Dornbusch hin. „Was machst du denn da?“ frage ich. „Herr Pfarrer“, antwortet er, „schaut doch her da, schaut her!“ Etwas ganz Unerhörtes muß ich sehen, an einem langen Astlein sind der Reihe nach Käfer an den Dornen aufgespießt, große und kleinere, mitten durch den Leib geht ihnen der Speer, so daß die Spitze am Rücken des Thierchens herauschaut.

„Wer hat das gethan?“ frage ich den Jungen scharf.

„Das hat ein Vogel gethan“, antwortet er.

„Wie? Ein Vogel, sagst du? Die armen Weisen so grausam zu martern, das hat kein Vogel gethan!“

„Ich habe es gesehen“, sagt er.

„Schweig!“ fahre ich ihn an. „Das hast du gethan!“

Er schaut mir ins Gesicht und schweigt. Ich, ganz empört, rufe ihm zu: „Schlechter Mensch, an dir habe ich mich geirrt, scheinheilig sein, christliche Bücher lesen und wehrlose Thiere so teuflisch zu Tode quälen! Hat das Christ gelehrt? Wenn ich Gottschöpfer bin und sehen muß, wie die eine Creatur, die so sehr bevorzugt worden, daß mein eingeborner Sohn sein Blut für sie vergoß, wie diese Creatur ein anderes meiner Geschöpfe, das ihr nichts gethan, unerhört grausam tödtet, so werfe ich sie ins Verderben!“ Er schaut mich an, ganz verstockt, und jagt nichts.

„Kolf!“ rede ich weiter, „mir thut's von Herzen weh, was ich sehen muß und daß aus dir nichts wird, und daß du wohl auch einmal so am Spieße stecken wirst und braten im höllischen Feuer! Aus den Augen mir, du Unhold!“

Er hat sich gewendet und ist mit gekenntem Haupte über das Heidefräut hingegangen.

Gegen Abend, wie ich ins Dorf hineinkomme und dem Schullehrer begegne, ist mein Begehren an ihn: Ein Schulmeister sei nicht bloß da, daß er den Kindern lesen und schreiben lehre und Musik mache, er habe wohl auch darauf zu achten, daß die Kinder sich keine zu groben Laster angewöhnen; der Pfarrer allein könne nicht alles Krumme gerade machen! Und berichte ihm von der schauderhaften Thierquälerei, der ich auf die Spur gekommen. Und dazu noch das empörende dumme Leugnen, ein Vogel hätt's gethan!

Sagt hierauf der Lehrer: „Das kann ja wohl so sein, Herr Pfarrer! *Lanius collurio!* genannt der rothrückige Würger, der lustige Stimmennachmacher, das ist ein gar schlimmer Patron! Muß ja bekannt sein, wie er die Käfer zusammenfängt und sie auf Dornen spießt, gleichsam wie der Fleischer die Kälber der Reihe nach an den Nagel hängt, damit er sie bequem ausweiden und verzehren kann. Würger gibt's genug in unserer Gegend und wie oft schon habe ich ihre Opfer gesehen an Hagedornen.“

Diese Belehrung ist mir gerade genug gewesen. Erstens habe ich mich geschämt, solch ein bezeichnendes Capitel aus der Naturgeschichte verchwist zu haben, und zweitens ist mir ganz übel geworden darüber, wie ich dem Volk unrecht gethan. Geradewegs gehe ich zum Schmied, finde auch gleich den Burschen und lese ihm die Leviten, warum er sich nicht vertheidigt habe und ganz böshast geschwiegen, wie ich ihm mit meinen Vorwürfen das schwere Unrecht zugefügt!

„Böshast nicht“, entgegnet hierauf der Volk, „dass es der Vogel gethan, habe ich ohnehin gesagt, und wenn mir's der Herr Pfarrer nicht glaubt, habe ich gedacht, so kann man nichts machen und mit dem Herrn Pfarrer darf man nicht streiten.“

Mit dieser Nase muß ich heute schlafen gehen. An hundert wahrhaftigen Thierquälern gehe ich vorüber, und den einen Unschuldigen, Sanftmüthigen verfluche ich in die Hölle, daß er Vogelsünden büße!

Am 3. Juli.

Manchmal regt sich meine alte Streitlust. Die Nachricht des alten Gral gegen den Dieb hat mich auch sauer gemacht. Wie der Bauer mir später gestanden, ist ihm bei Aufnahme des Burschen der Diebstahl schon bekannt gewesen. „Einen Menschen, der im Sinken ist, muß man ja halten“, ist seine Rechtfertigung. Gut, und darum sich zum Fehler machen.

Und wie zuwider mir dieser Schneider Karl ist, wenn ich ihn bei der Messe am Altare herumwirtschaften sehe mit den Lichtern, dem Rauchfaß, dem Opferwein, und ich weiß, er hat keinen Glauben. Will das zwar nicht mehr wahrhaben, doch wenn einer einmal so spricht, wie er gesprochen hat, dann ist etwas rissig geworden. Außerlich habe ich nicht die mindeste Klage über sein Verhalten, aber trauen kann ich ihm nicht mehr und das Bewußtsein oder auch nur der Argwohn, sich von einem Ungläubigen ministrieren zu lassen am Altare, ist für einen Priester wahrlich nicht angenehm.

So hat sich mancherlei in mir angesammelt und am Pfingstsonntage auf der Kanzel habe ich meinem Herzen Luft gemacht. Volksthümlicher bin ich gewesen, als der Hirtenbrief, verstanden haben sie's, das merkte ich an ihren Mienen, aber nach dem Amen kein volltöniges Vergeltsgott. Na, wartet! denke ich, war euch das zu scharf, so soll's nächstens noch schärfer kommen. Am Dreifaltigkeitssonntage habe ich ihnen die Sterbestunde des Unbußfertigen, die Schrecken des Gerichtes und die Strafen der Hölle ausgemalt und hingewiesen auf die Sünder, Verstockten und Verblendeten der Gemeinde. Ich ereifere mich so sehr, daß der Faustschlag auf die Kanzel nur so donnert in der Kirche. Die Gesichter sehe ich in Verblüffung und Mißmuth, nur ein Augenpaar funkelt fast grünlich zu mir herauf voll Behagen und Beifall — das des krumpen Christel.



Der Herr Kornstock soll nachher beim Amte seine schönsten Musikstücke aufgelegt haben — mein Herz blieb schwinglos, und ich glaube, auch das der Gemeinde.

Der Schmied hat mir seither zu verstehen gegeben, er bliebe forthin an den Sonntagen zu Hause, in der Kirche gehe ihm neuzeit ein zu scharfer Wind. Sein Platz wird dreifach verjessen und die Predigtbesucher haben sich vermehrt, statt vermindert. „Weil die Leut' auch eine Unterhaltung haben wollen“, soll der Krämer gesagt haben.

— — — Manchmal bin ich betrübt bis zum Weinen und die Regina spricht besorgt von einem Arzt. Sind die Leute heuer denn anders als im Vorjahre, wo ich so warm zu ihnen stand? Warum unser liches Gotteshaus und die einfältigen Herzen mit herben Worten beunruhigen? War mir etwa das Beifalls-Bergeltsgott nicht laut genug? Wenn sie an meinem leidenschaftlichen Gepolter sich ergözen, anstatt erbauen — wer trifft's? — O gnadenreicher Gott, schicke mir wieder deinen heiligen Geist!

Am 4. Juli.

Heute, wenn sie da wären, wollte ich ihnen eine Predigt halten von lauterer Liebe und Verheißung. Das Glück hat mich wieder gut gemacht. Der Prälat hat mir soeben mitgetheilt, daß der Steinfranzel-Knabe jeden Tag willkommen sei im Stiftsfeminar und daß, wenn er ordentlich ist, für ihn gesorgt werden wird, bis zum Tage der Priesterweihe. Er braucht nichts mitzubringen, als was er am Leibe hat.

Das erste nach Empfang des Schreibens ist, daß ich hinablaufe in den Garten, die Ottilie vom Salatbeete emporreißt, sie umarme und küsse und ihr ins Gesicht schreie: „Kind, einen Geistlichen hast du zum Bruder! — Morgen gehen wir miteinander hinein in den Raubgraben, bringen ihnen die Post und holen den Luzian ab.“

Am 25. Juli.

Nun ist schon Gelegenheit, ihnen zu zeigen, daß der scharfe Wind in der Kirche keinen Winter gebracht hat, daß sie mir am Herzen liegen alle miteinander.

Beim Müller-Hainz im unteren Dorf ist eine Seuche ausgebrochen, sind gleich drei Personen in einer Woche gestorben. Dann hat sich die Krankheit rasch verbreitet, daß nun in vielen Häusern eins liegt, beim Zimmermann-Sepp sind alle im Bette, so daß wir Aushilfsleute haben schicken müssen. Die alten Weiber! — was man sich sonst lustig macht über sie, jetzt sind sie gar sehr gesucht. — Andere haben nicht so den Muth, der ansteckenden Krankheit nahezutreten und die in Fieberhize und Schmerzen hilflos Darniedertliegenden geduldig zu pflegen. Was wir Männer auch Großes und Gutes leisten auf der Welt, in solchen Zeiten der Noth können wir uns an den „alten Weibern“ ein Beispiel nehmen.

Arzt ist keiner vorhanden, ist auch keine Frage darnach. Von der alten Kräuter-Mirakel holen sie die Medicin. Ich habe einige Flaschen nach meinem geringen Erkennen untersucht, es ist gerade nichts Schädliches dabei — zumeist purgierende und schweißtreibende Mittel. Und wenn die braunen Tränke nur recht bitter sind; die Leute glauben daran, und das ist die Hauptsache. Aus diesem Glauben schöpfen sie Folgsamkeit bei den Verhaltensmaßregeln, Geduld und Zuversicht, dann setzt die Heilung leichter ein.

Als Verhaltensmaßregeln: wenig essen — sie haben ohnehin nichts weniger als Hunger, nicht zu viel Wasser trinken — sie haben aber sehr viel Durst, endlich reine Luft und Ruhe.

Ich tadle, daß bei vielen Häusern die Wasserleitung durch den Hof unter dem Dunghaufen hinläuft. Der Jaunstiigelbauer sagt, das sei schon seit undenklichen Zeiten so, und doch wäre seit vierzig Jahren kein solches Nervenfieber mehr gewesen. Und der Müllerhainz, wo die Krankheit angefangen, habe gar keinen Dunghaufen. — Ich lasse mir sofort ein Buch über Gesundheitspflege kommen und will vom nächsten Herbst an den Leuten jeden zweiten Sonntag nachmittags Vorträge daraus halten.

Meine liebe Noth habe ich in den Krankenstuben mit der Luft. Sie wollen keine Fenster aufmachen. In Scheunen und weitsjugigen Bretterkammern liegen sie, wo der Wind wie durch eine Harfe singt, das macht nichts, aber „Fensterzug ist Gift“. Ob sie in der schlechtverwahrten Dachkammer liegen oder im ängstlich abgeschlossenen Zimmer — der Unterschied ist nicht merklich, sie sterben dort und stehen hier auf, und umgekehrt. Ich meine fast, auf dem Lande, wo alles in frischen Winden schwimmt, habe man auf gute Luft nicht so genau zu achten, sie wäre mit dem besten Willen auch nicht abzuhalten. Und dann dürfte es eine Frage sein, ob dem Bauer, der sich so viel in freier Weite umthut, ein bißchen eingeschlossene und gemischte Luft nicht manchmal wohlbekommt. Es ist nichts als eine kleine Änderung der Lebensweise, und solche ist bei Kranken ja angeblich zu empfehlen.

Den Verkehr zwischen den Häusern haben wir möglichst aufgehoben; wo eine Vermittlung nöthig ist, da thun es die Wärterinnen und ich, doch wo möglich über einen Bach oder ein offenes Feuer, das sie zu solchem Zweck im Freien anzünden. Unsere Ottilie haben wir zu ihren Eltern in den Raubgraben geschickt, da drinnen ist noch alles frisch. Alle Kranken fragen nach dem Pfarrer, so trostdürstig sind sie; aber lieber hören sie die Prophezeiung auf das Wiedergesundwerden als auf das Seligwerden. Doch legen die meisten mit großer Fassung und Ergebung ihre Beichte ab und empfangen die Sterbesacramente.

Eines Morgens erwache ich mit heißem Kopf und Schüttelfrost. Die Regina schickt sofort zum Schmied: Den Herrn Pfarrer will's auch

werfen! Der Schmied läßt zurückfragen: Nicht soll er sich werfen lassen, wir zwei haben jetzt keine Zeit zum Kranksein! — Bin aufgestanden, habe mir etlichemale zornig zugerufen: du darfst nicht krank werden, du willst nicht! — Eine Dunsfatschen hat mir der Rupert gemacht wie einem kleinen Kind, darauf ein starkes Schwitzen, und am nächsten Tag ist's wieder gut gewesen.

Heute früh, vor der Messe noch, läßt mich der Karl rufen. Er kann nicht läuten und nicht anzünden gehen, in der Nacht hat's ihn heftig gepackt. Drei Stunden lang Schüttelfrost, daß die Bettstatt gekracht hat, jagt sein Weib; jetzt liegt er in Bluthitze dahin und bittet um das Sterbesacrament. — Als ich es hole, habe ich vor dem Altare ein Dankgebet verrichtet dafür, daß diese Seele nicht verloren ist. Dieweilen hat sich sein Nachbar, der krump' Ehrstel, zum Kranken gesetzt und ihm vorgesprochen von der ungeheueren Gefahr, verdammt zu werden, weil Gott furchtbar gerecht ist, weil viele berufen, aber wenige auserwählt sind und weil das Himmelreich Gewalt leidet. Vom bösen Feind spricht er ihm, der am Bette der Sterbenden lauert. — Ich komme gerade zurecht zu solchen Trostsprüchen und bedente dem Sinkenden, er solle trachten, fortzukommen, er selber sei der böse Feind! — So hat der heilige Zorn mich erfaßt.

Der Kranke hat eine schöne, bußfertige Beicht abgelegt und hierauf voll Innigkeit die göttliche Wegzehrung empfangen. — Bald darauf fällt er in Schlaf und hebt an allerlei Ungereimtes zu reden. Vom Oblaten-Herrgott lallt er, die Worte Pfaffen und Hokusfokus stößt er hervor. Sein Weib, seine Kinder rufen mit zärtlichen Stimmen den Vaternamen, er kehrt sich nicht daran, er kennt sie nicht. „Sterben“, lallt er, „schon gut, dann ist alles aus.“

Also doch nicht! Doch nicht! Nach außen ein frommer Katholik, und sein Herz weiß nichts davon. — In tiefster Niedergeschlagenheit habe ich ihn verlassen, um einen Sterbenden in Unterschuttbach zu besuchen.

Am 28. August.

Vierundzwanzig Personen ins Grab gelegt seit zwei Monaten, zumeist junge kräftige Leute. Jetzt ist die Seuche soviel als erloschen, die letzten Genesenden sitzen im Freien umher unter Eichen und Kirschbäumen und blicken mit ihren blassen Gesichtern still und selig hinaus in die schöne sonnenleuchtende Welt, der sie wieder gegeben sind.

Der Karl hat seit seiner Krankheit heute das erstemal wieder ministriert. Mit Sorgfalt und Fleiß wie immer hat er's gethan, hat Weihrauch gethan in das Faß, hat frische Wachskerzen aufgesteckt am Altar, hat Öl gefüllt in die Ampel des ewigen Lichtes . . . Und mir thut das Herz weh.

Am 11. September.

Vinter dem Kirchenriegel, wo auf grüner Rasenhöbung die fünf alten Thorne stehen, hat mir mein Rupert eine Bank und einen Tisch aufgeschlagen. Da sitze ich gerne und höre der heiligen Stille zu, die selten vom Rauschen eines Blattes und noch seltener von einem Vogelstimmelein durchbrochen wird in friedsam herbstlicher Zeit. Dann lese und schreibe ich oder schaue hinaus in das Thal und hinein in das Gebirge, an dem ich mich nimmer satt sehen kann und das bei dem vielen Anschauen immer nur noch schöner wird. Die Naturschönheit ist eine Sache, die entdeckt werden muß, auch ist dazu das Sinnliche allein nicht genug, ein wenig Sinnen muß sein. Man muß von der Ewigkeit, den Gewalten der Natur und ihrem Wandel etwas gehört und erfahren haben, wenn das stille Bild auf unsere Seele wirken soll. Das Thier genießt die Natur im nährenden Grase, im warmen Sonnenlichte, im frischen Wasser, ohne von ihrer Schönheit was zu empfinden; der Mensch ähnlich, wenn er in seiner Anlage oder Entwicklung nahe dem Thiere steht. Der Landmann empfindet schon die Schönheit des Sonnenlichtes, des Sternenhimmels, der blühenden Wiesen und des reifen Kornfeldes. Daß aber auch das Wilde und Gefährliche schön sein kann, als der starrende Fels, die stürzende Lahn, der reißende Gießbach, davon weiß er nichts. Erst der ganze, geistig fertige Mensch kennt eine Schönheit, die keine stofflichen Genüsse und Vortheile für ihn hat, an die ihn kein eigennütziges Band knüpft — die Schönheit an sich.

In diesem Sinne soll alles schön und gut sein, was nicht der Cultur entstammt, sondern rein durch die Natur hervorgebracht wird. Ich begreife das aber nicht vollkommen. Ist zum Beispiele dort am Kirchenriegel mitten im grünen Busch und Wald ein rostbrauner Flecken, der meinem Auge nicht behagt und dem schönen Landschaftsbilde ein häßliches Loch macht. Und doch hat diesen rostbraunen Flecken die Natur geschaffen, es ist der Lahnenbruch vom vorigen Jahre. Will mit dem Schmied reden, ob die steile Fläche nicht mit Strauchwerk oder jungen Bäumchen anzupflanzen und zu verdecken wäre, damit nicht noch weitere Abrutschungen stattfinden können.

Während ich heute darüber nachdenke, kommt vom Pfarrhof die Regina dahergetrippelt mit dem Nachmittagskaffee, den sie so einzig gut zu bereiten versteht. Den Kaffee brennt sie aus Roggenkorn, den Rahm nimmt sie von unserer Scheckigen, den Zucker aber kauft sie um bares Geld, davon kriege ich und der Kanarienvogel.

Jetzt berichtet die Regina, daß beim Neuwirth zwei fremde Herren mit langen Stecken angekommen wären, welche morgen mit dem Frühesten ins Gebirge auf die Hohe Raub gehen wollten und dazu einen Sachtträger und Führer suchten. Es sei aber im ganzen Dorfe keiner zu



haben, und die Leute riethen den Fremden ab, in die Wildnis hinaufzusteigen, wo es nichts gebe als Gestein und Eis, nicht einmal eine Gemse, nicht einmal einen Vogel — alles todt. Die Fremden aber sagten, das wüßten sie wohl, und gerade deswegen wollten sie hinauf und der Träger würde gut bezahlt. „Da hab' ich mir gedacht, Herr Pfarrer,“ schloß die Regina, „ob nicht unser Rupert mitgehen könnte, das Heu ist im Stadl, der Hafer noch nicht schnittreif, da hätte er Zeit, sich etwas zu verdienen.“

Warum soll ich nicht einverstanden sein. Der Rupert ist, soviel ich weiß, schon mehrmals mit den Gemsezägern gewesen und kennt sich aus auf der Höhe, und den fremden Herren, die gewiß aus einer Stadt sind, wird es nicht schaden, wenn sie im hohen Gebirg die Herrlichkeit Gottes sehen.

Am 14. September.

Heute Mittags sind die Bergsteiger zurückgekommen. Die Kleider voller Staub, der Leib voller Schweiß, die Hüte voller Edelweiß. Die Herren liegen schon in den Betten, der Rupert kann nicht genug erzählen. In der ersten Nacht in einem Steinloch übernachtet, alle drei wie ein einziges Fatschentind eingewickelt in große Wollentücher. Und dann dieses Birg! Dieses wilde Birg! Manchmal in Felsentesseln, das man gemeint, ringsum alles vermauert und kein Hinauskommen mehr! Nachher wieder das Klettern die Wände hinauf wie Fliegen, in engen Klüften mit angestemmtten Ellbogen und Armen sich emporgeklemmt. Man hätte gemeint, menschenmöglich wär' das Hinauskommen nicht, aber er — der Rupert — habe sich geschämt, zurückzubleiben, habe es mit den Beinen, Armen und dem Stock gemacht wie die andern, hätten sich gegenseitig mit Seilen zusammengehängt, sich getragen, geschoben, gezogen, ineinandergestemmt, wären einer dem andern auf die Achseln gestiegen und endlich wären sie oben gewesen. Die Herren hätten dann gesagt, das wäre noch nichts, da gebe es ganz andere Aufstiege, dazu müßte man aber ausgerüstet sein. Auch in die Laudamushöhle hätten sie hineinkriechen wollen mitten durchs Wasser, da habe der Rupert wohl gesagt: Nicht ums ganze Stift Alpenzell, dasß er mitkriche! Oben hätten sie das schauderhafte Eis gesehen, zwischen Steinfelsen überall Eis angewachsen, wie ein Thurm hoch, so dickes Eis, und oft noch viel dicker; dort, wo es auseinandergesprungen, sehe man, wie dick. Und ganz grün wie Glas, und Trümmer, größer als die größten Häuser. Und überall zersprungen, schreckbar zersprungen, und wenn man in die Sprüing hinabschaue, sei es unten finster wie in einem Keller. Und so gehe es fort, so weit das Auge trage, und man meine, es werde immer noch höher und wüßter und es gehe in alle Ewigkeit so fort. Die Herren hätten aber weiter gar nichts zu thun gehabt oben, und nachdem sie drei Stunden lang hin und wieder, auf und nieder geklettert, hätten sie angefangen, wieder herabzusteigen. In der zweiten Nacht bei den Oberalm-

Hütten, da wäre es ihnen gut ergangen und die Herren immer voller Jubel über das Gebirge, und das verdiente weit bekannt gemacht zu werden. Und endlich hätten sie ihm, dem Rupert, zehn Gulden gegeben, so daß er gar nicht wisse, was man sich davon denken solle.

Müssen ein par Sonderlinge gewesen sein. Einmal möchte ich auch hinauf. Doch werden mir keine jungen Füße mehr wachsen, noch weniger Flügel, und werde ich halt auch sagen müssen wie der alte Bachfriedel. Als der Teichgräber Golo bemerkte, er schaue sich die Berge am liebsten von unten hinauf an, gab der Friedel bei: „Und ich von oben herab, wenn ich einmal beim Gottvater im Himmel sitze.“

Am 25. September.

Schulvacanzen. Die Kinder alle im Freien. Die einen helfen in ihren Höfen die letzten Kornschöber von den Feldern, die letzten Heuriffeln von den Wiesen, die Kohlköpfe, die Rüben und die Kartoffeln von den Gärten einscheuern. Die andern hüten das Vieh, das nun frei in den Weiden umgehen kann um von Feld und Wiese das letzte Gras abzufressen, das die Sichel und Sense übrig gelassen. Wie die Stierlein und Kälber munter hüpfen, daß der Hintertheil mit dem gehobenen Schwanz hoch in die Lüfte schnellt, die Vorderfüße aber tiefe Löcher in den Boden stampfen! Dann wieder gaukeln sie gegeneinander mit den Hörnern oder belecken sich. Die Kinder unterhalten kleine Lagerfeuer, tragen dürres Astwerk zusammen, daß es knistert und knastert und der dünne blaue Rauch lustig aufsteigt gegen den grauumzogenen Himmel. Dabei werden Kartoffeln gebraten, die Kinder von den Nachbarnfeldern dazu geladen, und es ist ein Gejohle und Gesänge allerwärts, bis in den dunklen Abend hinein. Menschenvögleinsingen, wie es die Amsel und der Edelfink und die Lerche und die Drossel gethan einst im Mai.

Der Herr Lehrer ist gar nicht zu sehen, nur am Morgen hastet er schnaufend zur Kirche hinauf und im leisen Zittern der Orgel merkt man die Aufregung, die jetzt in ihm flutet. Seine Oper „Das Hemd des Glücklichen“, hat er zurückgeschickt bekommen mit dem Wunsche, sie umzuarbeiten im ersten und vierten Acte, dann sei sie annehmbar und könne aufgeführt werden. Die gewünschten Änderungen sind angegeben, und so arbeitet der glückselige Mann nun drauf los. Heute, als er an mir vorüberschoß, rief er: „Das wird was! Herr Pfarrer, das wird was!“

Ich wünsche ihm einen großen Erfolg, einen, wie er ihn erwartet — den allergrößten, beispiellosen. Was aber dann? Wird der berühmte Componist Schullehrer bleiben in Sanct Maria am Torwald oder werden wir die Musik verlieren, wenn andere sie gewinnen?

Am 27. October.

Der Himmel ist trüb. Der Nebel hängt an den Bergen tief herab. Die Wälder liegen schwarz im Thale hingebreitet, die Stoppelfelder sind leer, die Wiesen vom Reif gebleicht. Der Feldweg ist gefroren und an den ruppigen Radfurchen klingen die Schuhe. Der Bach hat am Rande dünne Eiskrustlein, und der Brunnen manch silbernes Spießlein nach unten. In den Gärten stecken noch die Krautkopfstengel und liegt das dürre, manchmal leise aufflatternde Laub der Eschen, Ahorne und Wildkirchbäume, die weiterhin in ihren starren Weisen dastehen. Am Waldhange schreit eine Elster, über den Stoppeln kreist eine Krähe und krächzt. Vom Gebirge heraus zieht ein feuchtfrostiger Lufthauch, es riecht nach Schnee, sagen die Leute. An den Bergen ist der Rand des Nebels nicht mehr scharf gezogen, ein durchsichtiges Grau greift tiefer herab und gegen Abend tanzen die ersten Flocklein. Sind gar zart und dünn und manches weiß nicht, will es nieder oder wieder aufwärts. Der Tag düstert sich, allmählich werden die Flocken dichter und größer, die Wege und Dächer bereifen sich, das Stoppelfeld bekommt weiße Striemen, das Baumgäste weiße Grate, die Hutkrümpe eine weiße Hülle, und an den Wangen prickelt das dichte Gefloche. Es schneit! Der Winter ist da auf sieben oder acht Monate. Und doch ist es wonnig. Nichts Nervenerfrischenderes weiß ich, als so in der weißen Winterdämmerung dahinzuwandeln unter den leise knisternden Flaumen des Schnees. Es ist Natur, die gleichsam vom Himmel fällt.

Am 28. October.

Und heute kein Karrengeräffel auf der Gasse. Alles weich und hoch und weiß gebettet. Nachmittags bin ich wieder eine Weile herumgegangen im Geslöber, man sieht nicht hundert Schritte vor sich hin, man fühlt sich so recht eingemauert in Natur, abgeschlossen in sich selbst und urfrisch in dieser Einheit.

Auf dem Rückwege habe ich den Kornstock besucht. Für den wäre es auch nicht schlecht, wenn er Bart und Seele manchmal ein wenig ausbürsten ließe vom Wintersturm, er hoakt mir zu viel allein in seinen Mauern, und da ist der Mensch weit einsamer als im Freien. Weil seine Augen schwach sind, so hat er einen grünen Lichtschirm vor der Stirne und diesen lüpfst er wie einen Hut zum Gruße, wenn man eintritt. — Er ist unbeweibt. Kleinkindergeschrei, gestand er mir einmal, sei nicht musikalisch. Eine alte Magd hält ihm wohl zur Noth das Haus in Ordnung, zum Essen muß er aber doch ins Wirtshaus, wo er wieder allein bei seinem Ofentischlein sitzt und Löffel und Gabel fast wie einen Taktstab schwingt.

In seinem Wohnstübchen fliegen natürlich die Noten nur so herum, wie anderswo im Juli die Mücken. Aber sonst gemüthlich. Er sitzt am alten schrillenden Spinett und componiert.

„Auf diesem Instrument macht Ihr die Dinge?“

„Ich höre ja nicht mein Spinett!“ rief er aus, „ich höre das volle Orchester der Hofoper.“

„Seid Ihr schon einmal in der Hofoper gewesen?“

„Noch nie. Bisher noch nie. Wird schon kommen.“ Und hört es doch!

Dann zeigt er mir seine Compositionen, zwei Vaden und einen Koffer voll, und auf dem Bette liegen deren ganze Stöße; spielt mir auch einiges vor, aber ich höre dabei nicht das Orchester des Hofoper, ich höre immer nur sein vertracktes Spinett, das mehr raschelt, scherzelt und röchelt als klingt, gerade als hätte es einen argen Luströhrenkatarrh. Und dieser Mann tadelte vor kurzem die Mangelhaftigkeit unserer Kirchenorgel. Seraphisch singt sie im Vergleiche zu diesem schnarrenden, näselnden Klimperkasten. Freilich, dort wird er eben nur die Orgel hören, und wenn er Vergleiche anstellt zum Beispiel mit der draußen im Stifte, da wird's freilich nicht ganz stimmen. Der Schmied hat übrigens schon ausgesprochen, daß unsere Orgel renoviert werde.

Eine Unmenge gesammelter Volkslieder zeigt mir der Lehrer, überall die Noten dabei, wie sie im Volke gesungen werden, viele derselben schon in Kunstform ausgeführt und für geschulte Sänger eingerichtet. Er singt und spielt sie mit seinen Jüngern je nach Art auf dem Kirchenchore am Frohnleichnamsfeste, im Freien, bei Hochzeiten, am Vorabende des Josefittages, wenn dem Schmied zum Namensfeste gratuliert wird und zu anderen Gelegenheiten. Mich haben sie auch schon einmal freundlich angesungen, wobei meine Regina und meine Ottilie sich vor Rührung die Augen rothweinen thaten. Am letzten Michaelitag wollten seine Musikanten auch dem Lehrer ein Ständchen bringen, er kam dahinter und soll gesagt haben: „Nur ein bißel Geduld, Leuteln, außs Jahr um diese Zeit nehme ich alle Ehren und Würden an! Jetzt aber bin ich noch nichts als ein armer Schullehrer, und wenn ihr mir bei der Vorderthür hereinblaset und geiget, so laufe ich durch die Hinterthür davon, ich sag euch's!“ Sie kennen ihn und haben es unterlassen.

Die Umarbeitung der Oper ist fast fertig. „Es ist ein Kunstwerk!“ versichert er mich, „es ist ein großes Kunstwerk!“ Kührende Zuversicht, und dabei ist er die Demuth selber. Wenn er von Beethoven oder Mozart oder Schubert spricht, da leuchten seine kleinen Auglein schier noch sprühender, als bei seinen eigenen Schöpfungen. „Sie sind nicht zu erreichen!“ sagte er mir einmal, „aber sie sind zu übertreffen!“ Das Wort scheint mir nicht ganz so unsinnig, als es aussehen mag.



Nun habe ich ihn heute — da es recht heimlich war im warmen Zimmer — gebeten, er möchte mir doch etwas von seiner neuen Oper erzählen. Mit ausgespreizten Fingern stürzt er sich auf den Klavierkasten.

„Nicht so, Herr Kornstock. Die Fabel solltet Ihr mir erzählen.“

„Erzählen kann ich nicht, Herr Pfarrer, erzählen kann ich gar nicht!“ sprudelt er hervor. „Wird ja ohnehin bekannt sein, das Märchen vom Hemd des Glücklichen. Nicht? Aber wenn ich's spielen dürfte, Herr Pfarrer. Man muß auch aus den Tönen den Text verstehen, wenn die Musik gut ist.“

Darauf verstehe ich mich zu wenig.

„Also gut“, sagt er und beginnt, wohl um das Stocken zu vermeiden, sehr hastig, sich mehrmals überstürzend. „Ist halt einmal ein König gewesen, alleweil krank und elend, und ist's halt ein rechter Jammer gewesen. Die berühmtesten Ärzte, und keiner hat ihm helfen können, und der weise Mann —. Ist nämlich aus dem Morgenland ein weiser Mann gekommen und der hat's gleich gekannt und hat gesagt: Majestät König, Euch kann nichts helfen, gar nichts auf der Welt, und wenn Ihr alle Reichthümer aufwendet, nur eins, und das ist ein Hemd. Ein Hemd, muß aber ein Mann am Leibe getragen haben, der ganz glücklich ist, ganz glücklich und zufrieden und keinen Wunsch. Ein solches Hemd soll der König anziehen, dann wird er gesund sein.“

„Das Hemd eines Todten?“ unterbreche ich.

„Aber Herr Pfarrer, kennt Ihr die Geschichte denn nicht? Also hat jetzt der kranke König seinen Hofstaat zusammengerufen und hat sich auf die Reise gemacht durch sein weites Reich, einen Menschen zu suchen, der ganz glücklich ist. Von dem und dem und dem wird ihm berichtet, der in Glanz und Ehren und Gesundheit dastünde vor der Leute Augen. Aber wie er sich näher erkundigen läßt nach dem Befinden, da hat's bei jedem was Ungutes gehabt. Der Gesunde kann sich nicht genug Genuß erhaschen, der Reiche hat Angst vor Dieben und Mördern, der siegreiche Feldherr bangt vor der Rache des Besiegten, der Künstler fühlt sich zu wenig geehrt, der osmanische Kaiser hat fünfhundert Frauen, und gerade die liebste ist ihm gestorben, der Papst ist Stellvertreter Gottes und kann nimmer aufathmen wegen seiner schweren Bürde. Und so hat's bei jedem was. Also zieht der kranke König weiter, immer weiter ins Gebirge hinein und kommt endlich auch in den Torwald. Der Kimpelschmied, so proper er dasteht, ist auch nicht glücklich, er hat im Stall ein krankes Kalb. Sie gehen zur Pfarrwirtin Regina, der legen die Hühner nicht, und wenn sie legen, so stiehlt der Fuchs die Eier. Aber der Herr Pfarrer wird doch glücklich sein: gesund, sorgelos, im geiesten Alter, keine ungerathenen Verwandten, eine gute Pfarre und geliebt von seinen Pfarrkindern, alles, was man

sich wünschen kann, und den Himmel in Aussicht. Was ist's? Der Pfarrer sagt, er wäre auch nicht glücklich, sie fragen warum, er gibt keine Antwort. Jetzt gehen sie zum Schulmeister Kornstock, der hat eine warme Stube und einen guten Pfarrer, treibt Musik, hat eine große Oper geschrieben, die demnächst zur Aufführung kommt und ihn weltberühmt machen wird — der Schulmeister wird doch glücklich sein! Und der Schulmeister, er wäre es schon, könne aber die ganzen langen Nächte nicht schlafen vor Freude und Herzklopfen über das Glück, das er hofft. — Der König, immer in Ach und Weh vor lauter Kranksein. Der Magen schmerzt ihn, weil er so viel hat essen müssen, der Kopf schmerzt ihn, weil ihn die Krone drückt, in der Brust fröstelt es ihm, weil weil das Herz kalt ist. Der König sagt nun: „Hoffnung könne er nicht brauchen, Erfüllung müsse er haben. Und sie ziehen weiter hinein in den Raubgraben. Da — just an einer Stelle, wo das Wasser nicht rauscht — hören sie auf dem Berge oben jemanden singen und jauchzen. Der Weise des Königs horcht, dann sagt er: Majestät König, der ist es! So jauchzt nur ein Glücklicher. Da steigen sie schnell hinauf und finden den alten Steinfranzel beim Heumachen zwischen den Wänden und der singt und jodelt so, daß alle Steine klingen. Warum er denn so lustig wäre bei seinem Heumachen? Wird er gefragt. Warum sollt' ich denn nicht lustig sein, mir fehlt ja nichts! Arbeit haben wir, zu essen haben wir, einen guten Schlaf haben wir. Mein Dirndel, die Ottilie, ist beim Herrn Pfarrer gut aufgehoben, der Luzian ist im Stift und wird Geistlicher, die anderen machen sich auch, was soll mir denn fehlen? — Auf der Stelle sollt' er sein Hemd ausziehen! — Mein Hemd? Das wird schon nicht geschehen, sagt der Franzel. Er bekomme dafür sieben Beutel voll Ducaten. — Geld brauch' ich keins, was ich brauche, wächst auf dem Acker, auf der Wiese und auf den Schafen. — Er bekomme für sein Hemd ein Schloß! — Ich habe in meinem Steinhäufel Dach genug. — Er bekomme ein Königreich! — Mir ist mein Steingrabel weit genug. Und weil er's willig nicht will geben, so geräth der König in Zorn und befiehlt, man solle dem Manne das Hemd mit Gewalt vom Leibe reißen. Und wie sie ihn hernehmen und die Joppe ausziehen, da steht er mit bloßem Leibe da und hat gar kein Hemd an. Und hat gar keins, Herr Pfarrer! Wo so viele Kinder sind, sagt er, da langt die Leinwand nicht für den Alten, hat seine Joppe wieder angezogen, ist mit seiner Sichel weiter hinaufgestiegen in den Rasen zwischen den Wänden und hat einz gejodelt. Der kranke König will rasend werden, der Weise aber sagt: Majestät König, wir haben etwas gelernt: Die wahrhaft Glücklichen auf dieser Erde besitzen kein Hemd. Sind so arm, besitzen keins. — Hierauf hat der König all seine Herrlichkeit von sich geworfen und hat sich eine Hütte gebaut in der freien Natur bei einfachen, unverdorbenen Menschen,

dort ist er genesen und wenn Ihr ihm einmal begegnet, Herr Pfarrer, so sagt, ich lasse ihn schön grüßen.“

Also hat der Schullehrer erzählt.

„Und das“, rufe ich aus, „ist in Eurer Oper drin?“

„Und die Musik dazu, wie der König wimmert, die Großen und Reichen klagen und der arme Mann im Gebirge in unschuldiger Herzensfreudigkeit aufjauchzt zum blauen Himmel! — Eine lyrische Oper! Groß wird sie! Groß wird sie!“

„Kornstock“, sage ich noch, „der Pfarrer darin hat mich tief gerührt, ich danke Euch. Aber streichet ihn doch fort. Die Fabel ist herrlich, die Musik wird es auch sein, und das Werk wird einen großen Erfolg haben.“


„Ich weiß es, ich weiß es“, antwortet er. Und am Montage, wenn der Schmiedknecht hinausfährt nach Alpengzell mit Dachschindeln, will mein hochgemuther Meister die Oper absenden. (Fortsetzung folgt.)

## Neue Gedichte

von Sophie von Rhuenberg.

### I.

Bei Walzerklängen.

 klingt, Gedanken an beglückte Zeit,  
In meiner Seele tieffste Einsamkeit.  
Wie leise Walzertöne ferner Lust  
Mengt euch dem Grabgeläute meiner Brust.  
Wie Frühlingsgrün durchdringt das weisse Laub,  
Wie Sommerregen fällt auf Glut und Staub,  
So hülle mich, Erinnerung, tröstend ein  
Und laß bei dir mich nochmals selig sein!

### II.

Ballnacht.

Ach, wie entzückend war diese Nacht —  
Du hast sie lachend durchtanzt, durchwacht.  
Indessen ich saß bei den Kinderlein,  
Umblendete dich der Kerzenschein  
Und geistvoll lockte manch Larvengeſicht:  
Ich kenne dich wohl, doch du kennst mich nicht!  
Ich schwör' dir's, mein vielgetreuer Mann,  
Da war ich tausendmal besser dran.  
Auch mir ward ein herrliches Bild entrollt,  
Auch mich begrüßten viel Stimmen hold,

Und was ich sah, war hell und klar,  
 Und was ich hörte, war schön und wahr,  
 Der Dichtkunst Himmel schloß mich ein,  
 Wie soll' ich da nicht selig sein!?  
 Und morgen bin ich hübsch ausgeruht,  
 Dir aber ist nicht schlecht, noch gut;  
 Es schmerzt dich das helle Tageslicht  
 Und schlafen läßt dich der Rater nicht,  
 Und aller Unsinn, den du gesprochen,  
 Wird fürchterlich an dir gerochen — —  
 Ach! wie entzückend war diese Nacht,  
 Die ich zu Hause zugebracht!

## III.

## Jugend.

Die Jugend will nicht schlafen geh'n  
 In meinem sehnenenden Herzen,  
 Und sang ihr doch ein Schlummerlied  
 Von tausend Sorgen und Schmerzen!

Doch immer hebt sie das süße Haupt  
 Und flüstert: o laß mich wachen!  
 Ich will noch einmal, noch einmal dich  
 So recht glücklich machen.

## IV.

## Sonett.

Solang' es noch verlass'ne Kinder giebt  
 Und arme Thiere, hoffnungslos gepeinigt,  
 Solang' Ihr nicht in Mitleid Euch vereinigt  
 Und, wo Ihr sinnlos sündigt, denkend liebt,  
 Solang' Ihr nicht mit allen Kräften schiebt  
 Am Rad des Fortschritts und die Lauheit reinigt,  
 Von allem Schmutz der Sinnlichkeit Euch reinigt,  
 Die Habsucht ächtet und die Wahrheit liebt, —  
 Solang', ich schwör's, ist diese schöne Erde,  
 Trotz Kraft der Weisheit, holdem Glanz der Kunst,  
 Beglückter Lieb', erfüllten Freiheitsträumen, —  
 Ein todter Stern, der in den Himmelsräumen  
 Noch planlos dämmerl, bis aus Nebeldunst  
 Die Gottesstimme ihn erlöst: Es werde!



## In der Raubnacht.

Von Dr. Paskal Ferro.

### I.

**A**ls ich jüngst in meiner Heimat  
In dem Hause meiner Eltern,  
Das am sagenreichen Berge  
An der Lehne auferbaut,  
Müde von der langen Reise  
Wollte schon der Ruhe pflegen,  
Trat zum Bett' verstohlen, leise,  
Unser Grobknecht und er sagte:  
„Zwar ich kenn' als Kind dich, habe  
Dich als Knabe aufgezogen  
Und wir waren stets verbunden  
Wenn es galt, dem strengen Vater  
Eine Bitte vorzutragen  
Für den Zug in Wald und Felsen;  
Doch du bist jetzt groß geworden,  
Bist studiert und gar gelehrt,  
So daß ich mich scheu' zu fragen,  
Was mich lange zweifelnd drückt.“  
„Sprich! vertrau' mir deine Zweifel,  
Lieber, guter alter Michel;  
Denn, wenn ich auch mehr gelesen  
In den Büchern, hast du vielfach  
Mehr erfahren in den Jahren  
Deiner Bauernschaft und hattest  
Immer ja ein off'nes Auge  
Für die liebe Heimat und die  
Berge, für Gethier und Menschen.“  
Näher rückt er und er flüstert  
Schleunig mir ins Ohr: „Sag', gibt es  
Eine wilde Jagd, und gibt es  
Geister, die die Luft durchfliegen?“  
Stauend sah ich ihm ins Antlitz —  
Woher kam ihm diese Frage?  
Weiter sprach er: „Siehst du, Hermann,  
Bin ein alter Kerl geworden,  
Bin ein Bursch noch, unbeweibt;  
Aber meine Mutter lehrte  
Manchen weisen Spruch mich beten,  
Manchen Brauch verstohlen üben,  
Den sie jetzt gar sehr verlachen;  
Und ich darf es niemand sagen.  
Aber Glück und Friede bringt es,

Mit den Wichteln seines Hauses  
Gut zu sichten, denn sie helfen  
Dem, der sie befriedet, lünden  
Manchen Unfall, manches Wetter  
Eher an durch kleine Zeichen,  
So daß es Vertrauten möglich,  
Schicksalsschläge abzuschwächen.  
So hat heuer auch den Hagel,  
Der der Nachbarn Felder schlug,  
Mir ein Heimchen angekündigt  
Und ich konnte deinem Vater  
Rathen, rasch das Korn zu sichern,  
Und die Knechte eilen machen.  
Da geschah uns wenig. Aber  
Hermann, dir vertrau' ich gerne,  
Und ich frage dich darum:  
Gibt es eine wilde Jagd?“

„Lieber Michel, alter Sagen  
Überbleibsel hat die Mutter  
Dir vermacht. In deinem Schädel,  
Der ja oftmals wunderliche  
Reden, Dinge ausgeheckt,  
Spulen noch die Wichtelmännlein;  
Treten noch in Traumgestalten  
Aus der Kindheit vor dich hin die  
Bergesriesen und die gute  
Fee, die nächtlich dir erscheint,  
Wird im Haus' sich finden lassen.“  
„Glaubst du nicht?! und spottest meiner?“  
Fuhr erregt der Alte auf.

„Nein, Getreuer, Spott sei ferne —  
Aber glauben kann ich nicht.  
Glaube nur, was ich gesehen,  
Was erwiesen ist durch Thaten.“  
„Gut; so komm, wenn Muth in dir,  
Und dein Herz von Schuld ist frei;  
Komm' und heut' noch will ich weisen,  
Daß die Mutter wahr gesprochen.  
Heilig ist der Frauen Rede,  
Wenn der Berchtel Günst' sie trifft,  
Und sie dieser in der Raubnacht  
Opfernd Speis' und Trank bestellen.“

Sonderbar war Michels Rede;  
Er, ein guter, wunderlicher  
Kauz, der schon die fünfzig Jahre

Auf dem Hofe lebt' und webte,  
 War der Knechte Zier und Sporn.  
 Schweigjam meist, sich einsam liebend,  
 War seit Kindheit er mein Helfer,  
 War Gespieler mir dem Einz'gen,  
 War Erzähler mir von Märchen,  
 Von des Berges Spuk und Sagen,  
 Dessen grüne Waldelehne  
 Uns're Heimstätt trug und schützte. —  
 Sonderbar war Michels Rede,  
 Aufgeregt sein Schau'n und Thun.  
 Doch mich zwang der alte Zauber,  
 Den er auf mich ausgelibt,  
 Seit ich seiner Gut empfohlen —  
 Da die Mutter mir gestorben —  
 Dass ich selbst erregt und sehrend,  
 Wunderliches zu erfahren  
 Frug: „Wie willst du mir beweisen,  
 Dass Frau Berchta lebt, und Wichtel  
 Uns das Haus, den Hof bewachen?“  
 „Gib dein Wort mir, treu zu schweigen!“  
 Und wir drückten uns die Rechte —  
 „Höre, Hermann, heut' ist Rauhnacht;  
 Heute soll um Mitternacht  
 Seltsames geschehen. Kinder,  
 Die noch rein und gläubig, Kinder,  
 Die im Glückstern sind geboren,  
 Können schauen, was geschieht.  
 Du, geboren in der Glückshaub'  
 In der Rauhnacht, in der zweiten,  
 Die wir ja die Weihnacht nennen,  
 Kannst, wenn dich kein Weib verführte,  
 Keine Lüge dich bestedte,  
 Geisterspiele heute schauen.  
 Willst du? — Komm! — In Wolfesfelle  
 Müssen wir uns kleiden. Diese  
 Hab' ich lange vorbereitet,  
 Dir und mir zum Zweck' bewahrt.  
 Komm', der Pflug ist schon gerüstet,  
 Der vor Schaden uns bewahrt.“  
 Gab gefangen mich und folgte  
 Unserm Alten nach der Höhe,  
 Wo wir schweigend unter Fellen  
 Unterm Pflug des Sell'nen harrten.

## II.

Schon verdüstern sich die Sinne,  
 Leichter Nebel deckt die Augen  
 Und es scheint der Schlummer nahe. —  
 Da beginnt ein seltsam Schauspiel.  
 Von den Wipfeln naher Bäume,  
 Von den Sträuchern längs des Waldes  
 Scheinen Nebel aufzusteigen,  
 Die allmählich an Gestalt  
 Menschen gleich, nur einem Ziele  
 Zuzustreben scheinen. Aus den  
 Klüften zwischen Felsen, aus den  
 Grotten schlüpfen kleine Männlein  
 Gil'gen Schrittes zu dem Berggrat.  
 Wolken breiten sich zum Plane,  
 Der auf Bergeshöhe sich erstreckt,

Wo zur Sommerszeit die blauen  
 Gentianen und die rothen  
 Alpenrosen lieblich blühen.  
 Auf dem eh' noch stillen Grunde  
 Wimmelt es von grauen Frauen,  
 Kleinen, zwergegleichen Männlein;  
 Und was immer hier heroben  
 Wohnhaft scheint von Wichteln, Elben,  
 Haus- und Wasser-Holden, eilet  
 Raum und Platz sich zu verschaffen.  
 Dicht gedrängt in weitem Kreise  
 Flüstern oder rufen sie sich  
 Zu, wie altbekannte Freunde.  
 In den Lüften hebt ein Stürmen  
 An, ein Brausen, Pfeifen, Heulen,  
 Wie wenn hundertstimm'ger Chor  
 Nah und ferne thät' erschallen.  
 Sieh, da kommt im Flatterfluge  
 Die Luturzel angezogen,  
 Deren gelles Uhrurufen  
 Mir Gebein und Mark durchdringt.  
 Hinter ihr nach kurzer Pause  
 Berchta zieht hernieder, mit den  
 Schwanensfüßen und dem Halschmud  
 Brißingamen; folgt der helle  
 Fro, der Sonnengott, der Gott der  
 Fruchtbarkeit; er kommt zu Wagen,  
 Dem ein Eber, goldbeborstet,  
 Vorgespannt. Hernieder lässt sich  
 Thor, der Freund des Landmanns und der  
 Ehe; zieht einher auf einem  
 Vockbespannten Wagen, in der  
 Eisensfaust den kurzgestielten  
 Hammer, um die Hüft' den Stärke-  
 Gürtel; Heimdal naht, den Wanen  
 Gleich an Weisheit, Hönir eilt, der  
 Gott der Wässer; Hulda seh' ich  
 Mit dem Schwarm der Motten, die sie  
 Jenen in die Noden, Linnen  
 Und Gewebe hestet, die zur  
 Rauhnachtzeit der Arbeit pflegen.  
 Und so kommen alle Asen,  
 Treten in den inn'ren Kreis,  
 Während außen sich die Wanen,  
 Nornen und Wallüren stellen.

Da erdröhnt die Mutter Erde.  
 Aus dem steilen Bergesgacht am  
 Nordabhange, dem im Sommer  
 Wetter zu entsteigen pflegen,  
 Wenn in frevlem Übermuthe  
 Menschentinder Steine werfen  
 In die Tiefe, tritt hervor ein  
 Mann von hoher Größ' und Stärke,  
 Finst'ren Blic's mit Spottgesicht.  
 Loki ist's, der Gott des Feuers,  
 Der im Erdeninnern hauset  
 Und ein Feind von jeher war den  
 Asen und den Menschen, kämpfend  
 Sich sogar 'gen sie verbunden,  
 Und der Baldern listig schlug.

Fast zu gleicher Zeit erschien auch  
 Auf dem Rosse Sleipnir heut' in  
 Helm und Brünne, Speer und Schallhorn,

Odin mit geflecktem Mantel,  
Seine Raben auf den Schultern.  
Steigt vom stolzen Ross hernieder  
Und betritt den höchsten Steinſitz;  
Ihm zu Füßen liegt das Wolfspaar.

Stille wird's im weiten Kreiſe,  
Winde ſchweigen, Wolken ſtehen. —  
Odin nickt und alle lagern  
Sich im Kreiſe rings um ihn.  
Aller Augen ſchauen Odin,  
Aller Ohren lauſchen ſeiner.  
Und er ſpricht:

„Ihr Brüder, Schwestern!  
Wieder ſind aus Aſgard nieder  
Wir geſtiegen, Rath zu halten,  
Was den Menſchen unſer'n Kindern,  
Was uns ſelber ſolle frommen.  
Jeder ſpreche frei und ohne  
Zorn aus, was ihn drängt, und jeder  
Gebe ſeinen ruhigen Rath.“

Thor erhebt ſich, tritt vor Odin  
Und beginnt in lauter Rede:

„Herr! Du haſt mir Recht gegeben  
Unſern Landmann zu beſchützen,  
Seine Fluren, ſeine Bauten,  
Seine Heimſtätt' zu bewahren.  
Täglich muß ich trauernd ſehen,  
Wie von unvernünft'gen Burſchen,  
Was an Ehr' und alter Sitte  
Übrig war in unſer'n Alpen,  
Wird verunziert und verſpöttelt.  
Unterm Vorwand, zu erſchauen,  
Was wir herrlich eingerichtet,  
Ziehen von den Städten zu den  
Bergen an den Feſteſtagen  
Tauſende von jungen Leuten.  
Doch ſtatt ſtaunend zu bewundern,  
Statt mit Luſt die Welt zu ſchauen,  
Geizen ſie nach Viertelſtunden,  
Wer zuerſt das Ziel erreicht;  
Spotten unſres Daſeins Glauben  
Und verführen unſre Treuen.  
Keine Spitze iſt mehr heilig,  
Und kein Quell wird mehr geehrt,  
Und die Heimſtätt unſres Landmanns  
Wird als Wirtshaus nur begehrt. —  
Auch der Rauhnacht heil'ge Zeiten  
Wehren nicht dem Uebermuth,  
Selbſt an dieſen Ruhetagen  
Dauert fort ſolch frevles Wagen.  
Herr! gebiete dieſem Streben,  
Das ein Ungeiſt hat gepflanzt.“

Raum geendet hatte Thor,  
Hebt auch Verchta an zu klagen:

„Wo iſt frohe Häuslichkeit,  
Wo iſt junge, fromme Liebe  
Hingewunden, ſeit von Städten  
Ein verderblich, ſinnlich Jagen  
Nach den Maiden wird getrieben.  
Nicht die Luſt iſt's an den Bergen,  
Nicht die Schönheit unſrer Fluren,  
Die den Städter zieht zu uns —  
Nein, das Kind will er der Alpen,

Seinen unſchuldvollen Leib  
Kirre machen, ſich erwerben.  
Aber nicht in holder Liebe,  
Nicht in Züchten und in Scham —  
Nein, mit weltlich eitlen Künſten,  
Mit Geſchmeide und mit Gold  
Will er eine kurze Zeit nur  
Seinen Sinneſtaumel ſtillen.  
Herr! mir arten ſchon die Mädchen  
Aus und finden ſchon Gefallen  
An den ſchöngebredhten Worten,  
An den ſchimmernden Geſchenken,  
Und ich ſeh' ſie alle mählich  
Ins Verderben niederſteigen.“

Verchta hatte kaum geendet,  
So beginnt auch Fro zu reden:

„Vater aller Menſchen, Thiere,  
Vater unſer aller, höre  
Meine Klage. Stimmen muß ich  
In die Worte Thors und Verchta's;  
Auch die Burſchen ſind verdorben.  
Sie auch zieht man in den Kreis  
Sinnestäumelnden Begehrens.  
Nicht das frohe Kampfſpiel iſt's mehr,  
Das an freien Feſteſtagen  
Sie vereint zu edlem Wettſtreit,  
Nicht gefallen ſie ſich mehr im  
Gegensingen auf den Almen  
Vor den Hütten ihrer Mädchen.  
Spornend wirkt auf unſre Puben,  
Sich als Führer zu verdingen,  
Sich zu frevelndem Erſteigen  
Unſrer frei erkor'nen Eige  
Zu er bieten. Freilich löblich  
Iſt's, von eisgekröntem Firnen  
Niederschau'n auf unſre Erde,  
Und dich Vater dankend preiſen.  
Aber gottlos iſt's, zu klimmen  
Auf die Höhe, um zu ſagen:

„Seht, ich war der erſte oben!  
Hab' bei Wind und Sturm gewagt,  
Wo ihr andern habt verzagt.  
Hab' in kürzrer Zeit bewältigt  
Als wie ihr die ſteile Höhe.“

Odin! Vater! das iſt Sünde!  
Und das muß geendet werden! —

Sollen denn aus allen Orten,  
Die als traulich wir erkoren,  
Endlich wir vertrieben werden?  
Sollen wir den Menſchenkindern  
Aſgard endlich ſelber räumen?  
Vater! nur bei wenig Edlen  
Lebt der Glaube noch an uns;  
Alle unſre alten Bräuche,  
Die den Menſchen wir gelehrt,  
Die ſie uns zu Ehren pflegten,  
Haben mählich ſich verlehrt.  
Du in deiner hohen Milde  
Ließeſt dieſes auch geſchehen,  
Denn du meinteſt, ſie opfern dennoch  
Uns noch nach dem alten Brauch.  
Sieh, verdrängt ſind aus den Herzen  
Wir der meiſten Menſchen ſchon

Und nur uns're Bergbewohner  
Hängen schüchtern noch an uns.  
Willst du diese auch verlieren,  
Diese, die ein tapf'res Herz sich,  
Einen Frohsinn noch bewahrten,  
Den wir ihnen eingegeben,  
Als wir noch zu allen Stunden  
Ihre Rath'er und Begleiter  
Waren? Vater, hemme dieses  
Stürmen nach den hehren Höhen,  
Dieses Drängen nach dem Ruhme  
Eitlen Größenwahnes. Geben  
Wie die Berge jenen Prahlern —  
Nichts auf Erden ist mehr unser.  
Scheu und gläubig trete jeder  
Auf der Alpen Wiesenplan,  
Froh und freudig seh' er nieder  
Von dem höchsten Felsengrat!  
Aber nimmer diesen Geden,  
Diesen eitlen Modenarren  
Nur ein Stück des heil'gen Bodens,  
Den wir uns erübrigt haben."

Also Fro, der Feurigjunge.  
Stille war's; nur leises Flüstern,  
Das wie Beifallsmurmeln klang,  
Ward von Elben, Wichteln, Wanen  
Angestimmt. Nun hebt sich Odin:

„Habt Ihr sonst noch vorzubringen  
And're Klage, and'res Meinen?  
Jeder rede, wie ihm dünkt!“

Loli, der bisher geschwiegen,  
Die und da ein mürrisch Lächeln  
Unterdrückte, tritt nun vor.

„Herr des Himmels, was ich hörte,  
Hat ergötlich mir geschienen.  
Alles, was uns Thor und Verhta,  
Was uns Fro als große Frevler  
Schildern, haben selber diese  
Großgezogen. Lehrt nicht Thor den  
Menschen Brücken bauen, wilde  
Bergesströme zähmen, Länder  
Mit dem Pflug erobern? Ist nicht  
Er es, der sie jeden Fortschritt  
Lehrt? Was spricht er nun dagegen?  
Wie die Saat, so auch die Ernte!  
Läßt die Menschen vorwärts schreiten,  
Vorwärts taumeln im Erkunden,  
Wie die Erde ward geschaffen —  
Und es wird auch einer finden,  
Dass er selbst der Schöpfer war!  
Was dann Fro und Verhta schelten,  
Kann ich ganz und gar nicht fassen;  
Sie ja streu'n der Liebe Samen  
In der Menschen will'ge Herzen.  
Verhta mischt in Schalen Methes  
Drifingbröcklein für Verliebten.  
Fro selbst spendet Fruchtbarkeit und  
Stärkt die Lenden jungen Männern;  
Ihm dann danken munt're Weiblein  
Ihre Sprossen und ihr wollt ja,  
Dass die Menschen sich vermehren!  
Wenn ihr also selbst entflammt den  
Menschen Hirn und Mark und Herzen,

Dann auch, darf euch nicht verwundern,  
Wenn die Übel sich verbreiten  
Und der Erdenwürmer Wahnwitz  
Himmelsstürmend sich geberdet.  
Läßt sie mir, die kühnen Streber,  
Läßt sie mir, die eitlen Geden,  
Die sich ihre dürren Beine  
In die Wadenstrümpfe stecken,  
Die, um hundert Fuß zu steigen,  
Thee und Schnaps zur Stärkung brauchen.  
Warum laßt ihr fort sich mehren  
Ohne Auswahl sie und Zucht?  
Habt bei Thieren ja gelehret,  
Wie man bess're Arten schafft.  
Aber bei den Menschen freilich,  
Bei den Schülzlingen der Asen,  
Da ist nöthig nicht die Bess'ring!  
Kranke binden sich mit Lahmen,  
Irre sich mit Geisteskranken —  
Und da wollt ihr dann erstaunen,  
Wenn die Früchte dieses Bundes  
Vieles Schlechte in sich bergen?  
Wundert euch, wenn schon die Kinder,  
Derer Eltern sträflich lebten,  
Wieder sich zum Bösen lehren?  
Mir dann schiebt ihr in die Schuhe,  
Ich verdürbe eure Saat.  
Nein, bei Hela! wenig Mühe  
Geb' ich mir der Menschen wegen,  
Denn verfallen sind sie alle  
Mehr und minder eig'nem Siechthum.  
Aber wenn ihr strafen wollt,  
Die zu üppig sich geberden,  
Die zu kühn sich Asgard nahen,  
Die an euren heil'gen Tagen  
Euren Wohnsitz frech betreten —  
Weiht sie mir! Ich will sie loden  
Tief in Schründe, stürzen jählings  
Von der Höhe, dass zerschellend  
Ihre Schädel nicht mehr hören  
Mein Frohloken; will sie führen —“

„Nicht mehr weiter!“ wehrt da Odin,  
„Dass ein Feind du bist der Menschen,  
Uns selbst widerwillig nah'st,  
Dass die guten Samen du des  
Thor in häm'scher Weise schmäh'st,  
Dass die unschuldvolle Liebe,  
Wie sie Fro und Verhta spenden,  
Du in sinnlich Lieben lehr'st,  
Wissen wir. — Ich habe beide  
Theile angehört und habe  
Mich dazu entschlossen, beiden  
Theilen Recht zu sprechen. Wahr ist's,  
Dass in lehten Zeiten vielfach  
Unfug wird getrieben mit den  
Treuen, bied'ren Bergbewohnern;  
Dass die Menschen sich erkühnen,  
Uns're Wahlstatt zu erklimmen  
Ohne Scheu und ohne Glauben,  
Nur des eitlen Nachruhm's halber.  
Will euch nun zur Richtschnur künden:  
Wer von tollen Erdensöhnen  
Wahnbesessen unsern Stätten



Frevelnd naht an Festestagen,  
Die seit alten Zeiten heilig  
Wir der Ruhe hab'n geweiht,  
Wer das Heiligthum des Landmanns,  
Wer sein Haus, sein Weib, sein Kind  
Mit Gedanken frecher Unzucht  
Will beslecken — der sei, Loki,  
Dir verfallen. — Doch wenn Donar,  
Der die Menschen kennt und schützt,  
Über diesen oder jenen  
Fürsorglich die Hand gelegt,  
Weil er Bess'ring sich erhofft  
Und den Sinn des Kühnen kennt,  
Dann verbieten wir hinwieder,  
Dass du vorgreifst seinem Plane.

Nun verlässt die heil'ge Stätte,  
Jeder lehre in sein Reich  
Und zur nächsten Raubnachtmette  
Werden wir uns wiedersehen."

Odin sprach's, und wie zerronnen  
Waren alle die Gestalten.  
Doch in Lüften hebt ein Stürmen  
An, ein Brausen, Pfeifen, Heulen,  
Wie wenn hundertstimm'ger Chor  
Nah' und ferne thät' erschallen.

Da vergiengen mir die Sinne,  
Wie ich heimkam, weiß ich nimmer.

## III.

Als am andern Morgen wieder  
Ich im Bette auferwacht,  
Hör' ich draußen in dem Hofe  
Gräßlich Schweine-Schrei'n und -Brungen.  
Als ich dann hinausgegangen,  
Sah ich Michel just dabei,  
Wie er einen feisten Eber  
Für die Feiertage schlachtet.  
„Grüß Euch Gott, Ihr junger Herr“,  
Und er lächelt eigenthümllich,  
„Müssen doch nach alter Sitte  
Unsern Weihnachtseber haben!“

Nächsten Tag's las ich in Blättern,  
Dass drei Männer, die zur Weihnacht  
Auf den Glockner steigen wollten,  
Jämmerlich sind umgelommen.  
Und nicht lange — hieß es wieder,  
Dass die Sieben, die aus Jankfucht  
In der Berge Schacht gestiegen,  
In der heil'gen Osterzeit  
Nah dem Verhungern waren. —

Leben noch die alten Götter?  
War dies Lokis Werk und Donars  
Wille? War das hohe Schauspiel  
Auf dem Berge nur ein Traum?

## Kli Klo!

Eine geheimnißvolle Geschichte.

„Lieber Volksdichter!

Unser sind zwei. Am zehnten Juli nachmittags haben wir Dich eine Stunde lang beobachtet. Wenn Du uns tausend Gulden gibst, werden wir Dich nicht verrathen. Das Geld ist in Barm binnen acht Tagen im Postamte Falkenstein bei Fischbach wohlversiegelt zu hinterlegen unter der Adresse: „Poste restante Kli Klo.“ Bei dem geringsten Versuche, unsern Vortheil zu vereiteln, bist Du öffentlich gebrandmarkt für alle Tage.“

So lautete jenes Briefchen, das ich eines Tages erhielt.

Was war nun das wieder einmal? Am zehnten Juli mich beobachtet? Wo denn? Wobei denn? Ich erschrak natürlich sehr. Was hatte ich nur an jenem Tage gemacht? Ich wußte mich nicht mehr zu erinnern. Jedenfalls etwas Schlimmes, oder was so aussieht, was mich brandmarken muß für alle Zeiten. Brandmarken, wenn ich nicht binnen acht Tagen tausend Gulden erlege. Ein Erpressungsversuch. Kli Klo, wer ist das? Ihrer zwei sind, daß sie sich gegenseitig Zeugnenschaft leisten

können. Am zehnten Juli! Damals bin ich ja mit einem Bekannten in die Stadt gefahren, um in der Druckerei das nächste Heft des „Heimgarten“ vorzubereiten. Nein, das war zwei Tage früher.

Am zehnten muß ich schon zu Hause gewesen sein. Habe ich nicht eine Bergpartie auf die Hohe Weitsch gemacht? Das war wieder später. Im Tagebuche steht vom zehnten Juli nichts als: den Bart stutzen lassen. Ein armseliges Ergebnis für einen langen Sommertag. Warum steht sonst nichts eingetragen? Ich werde den ganzen Tag gearbeitet haben. Eine kleine Erzählung abgeschrieben. Ein Plagiat etwa? — Am Nachmittage? Da pflege ich in die Wälder zu gehen. Niemand konnte mir sagen, wie an jenem Tage das Wetter war. Dem Stegelbauer bin ich einmal unrechtmäßig über das Kleefeld gelaufen, es kam ein Wettersturm und ich wollte den Weg bis zur nächsten Heuhütte abkürzen. Sollte das am zehnten gewesen sein? Die Hütte war versperrt, ich mußte sie erbrechen, denn das Unwetter stürmte wild herein. Ein Einbruch? Aber das war doch nicht am zehnten Juli. Einmal habe ich im Meißelschlag Erdbeeren gepflückt. Wenn man's streng nehmen will, es ist eine Art Diebstahl. Auch das Pilzesammeln. Man sollte doch kein so scharfer Sittenrichter sein, wenn man selbst jeden Tag solche Sachen macht. Habe ich wohl auch die Thorichranken immer sorgfältig geschlossen? Bei derlei Fahrlässigkeiten verläuft sich das Vieh, und der Bauer hat oft einen großen Schaden. Doch sind das auf keinen Fall Sünden, die man mit tausend Gulden Schweigegeld büßt. Im Rauffelwald habe ich einmal ein Feuer angemacht, es ist ja kein Waldbrand entstanden, ich wollte daran nur mein Beinkleid trocknen, weil ich beim Krebsen in einen Tümpel gefallen war. Krebsen? Das ist ja eigentlich verboten; ich wollte nur der Nachbarin Julie ein paar Zwicker fangen, die Julie ißt sie so gerne. Es war verabredet worden, daß wir sie gleich beim Waldfeuer sieden wollten, aber dazu kam es nicht. Es war auch nicht am zehnten Juli, es war noch im Juni. Als ich das Aibikenneß mit den sieben schönen Eiern fand, das war auch nicht im Juli. Halt, nach einem Reh habe ich geschossen, im Stamforst oben. Aber das Gewehr war nicht geladen, es ist also auch gar nicht losgegangen. Es war nur ein Spazierstock, mit dem ich nach dem schönen Thier gezielt, das arglos im Tanne graste. Puff! habe ich gesagt, es ist nicht einmal davongelaufen. Sollte es diese Wilderei sein? — Man treibt in der That alle möglichen Allotrias an solch schönen Sommertagen im Wald und auf der Heide. Wenn man im Moose auf dem Kopf steht und die Beine wie die Schnecke ihre zwei Hörner gegen Himmel reckt, kostet das tausend Gulden? Und wenn der alte Kräuterer Seppel sein Bündel mit Arnika zwischen die Hörner wirft, so daß die Schnecke einen Purzelbaum macht und im Handumdrehen wieder Mensch ist, der gemeinsam mit dem Kräuterer brav lacht, kostet das tausend Gulden? — Eine

Stunde lang beobachtet . . . . Auf einmal fiel mir der Edele ein, der hübsche Jägerburische. Im Fossilgraben war's, aus einer Felspalte stieg Rauch hervor, da kletterte ich hinan und kroch hinein, zu sehen, wer wohl drinnen hause. Hockte in der Höhle vor einem Feuer der Edele und that Bleifugeln gießen. Ein Weilchen hatte ich ihn unbemerkt beobachtet, wie er Kräuterwerk ins Feuer warf, den Bleilöffel unter murmelnden Gebeten mit dem Daumen bestrich und sonst allerhand Hokusfokus machte. Als ich vortrat und ihn zur Rede stellte, was er da treibe, gestand er im ersten Schreck, daß er Suchfugeln gieße. Suchfugeln, die losgeschossen das Ziel suchen und treffen, welches der Schütze sich denkt. Für das Reh und den Hirsch und die Gemse werden solche Kugel nicht gegossen, das wäre ein schlechter Weidmannsspaß, ohne Anblick, ohne das Wild fallen zu sehen! Die Suchfugeln sind für Feinde, auf die der Mensch in gerader Linie nicht zielen darf. „Aber Edele!“ rief ich aus, „sonst so ein kluger Junge, was treibst du denn da? Suchfugeln! Was hast du denn für Feinde? Etwa einen armen Teufel, der sich für seine darbenende Familie heimlich einen Rehbock geholt. Oder einen Kameraden, der dich am vorigen Sonntag beim Kangeln gelupft hat. Oder einen herlebigen Burischen, der deinem Schäkel schöngethan hat? Nu?“

„Was hat er ihr schönzuthun!“ brauste der Edele auf.

„Es ist schon gut“, sagte ich, „mein Lieber, da möchte das Blei schwerlich langen auf der Welt, wenn man es nach allen Burischen ausschicken wollte, die den Mädeln schönthun. Mir thät's leid um dich, wenn dich ein Stückel träfe.“

„Ich thu' nur der meinigen schön.“

„Geh, Lapperl! Ein solcher Flegel bist du nicht, der den sauberen Dirndeln Grobheiten sagt oder gar mit ihnen trukt oder moakt.“ Und dann habe ich ihm die Abscheulichkeit der Nachsucht, die Verwerflichkeit des Aberglaubens vorgehalten. Der Aberglaube ist mir ja auf das äußerste verhasst, bei jeder Gelegenheit suche ich ihn zu bekämpfen, denn er ist schlimmer als die pure Finsternis, er ist das Irrlicht. Und so ist's eine förmliche Höhlenpredigt geworden, die ich dem Edele hielt, bis er mit den Worten „meinetwegen, hol's der Teufel!“ das heiße Blei auf die kalten Steine goß, daß es zischte. Dann sind wir selbander aus der Höhle gekrochen und der Jägerburische kam mir noch einmal so hübsch vor als sonst. Dem, wenn er will, macht keiner das Schäkel abwendig, der behauptet sein gutes Theil auch ohne Suchfugeln. — Aber alles das war nichts Schlechtes und es war auch nicht am zehnten Juli gewesen.

Hätte kaum weiter nachgedonnen, was ich am zehnten Juli nachmittags Niederträchtiges begangen haben sollte, der anonymen Zuschrift war ohnehin schon viel zu viel Ehre geschehen, da kam ein neues Briefchen:

„Im Namen der öffentlichen Sittlichkeit wird der heuchlerische Moralprediger in vier Tagen entlarvt, wenn er das Lösegeld nicht binnen drei Tagen bewußtsten Orts erlegt.“

Ali Alo.“

Mein Gewissen hatte ich genügend erforscht, außer den angegebenen mehr oder weniger oder gar nicht bedenklichen Erlebnissen und Thaten fand sich nichts Rechtes vor. Und doch konnte ich einer gewissen Unruhe nicht Herr werden. Es war ja nicht das erstemal, daß einer auf das dümmste angegriffen und verdächtigt wird; es macht weiter nichts, aber Ärger bringt's. Ein Freund, dem ich die Zuschriften des Ali Alo mittheilte, erhob lautes Gelächter. „Und das beunruhigt dich?“ rief er aus, „na, da mußt du ein schönes Gewissen haben! Lach doch auch! Bei einem guten Spass muß man lachen. Der Ali-Alo-Spass ist an und für sich gut und du hast ihn noch besser gemacht, du mit deiner Beforgnis! Oder solltest du doch lieber die tausend Gulden gutwillig hinterlegen auf dem Postamte zu Falkenstein?“

Dieser Hohn war arg. Dem Freund sagte ich dreist, er könne schon fortgehen, worauf er wieder lachte, weil ich bei ihm und nicht er bei mir war. Als ich nach Hause kam, war der Gerichtsbote da mit einer Vorladung. Es betreffe den Fall mit der Zigeunerin am zehnten Juli.

Da haben wir's, am zehnten Juli! Sollte das nicht schon viel länger her sein mit der Zigeunerin? Wen aber gieng es etwas an? Wen, als das Gericht! Doch nun begann ich etwas zu ahnen. Es war, von halber Ferne gesehen, eine Annahme möglich gewesen. Bestätigte sich diese Annahme und würde sie an die große Glocke gehangen, dann wäre ich freilich verloren, dann wäre ich der thörichteste Mensch und der unberechtigteste Moralprediger deutscher Zunge.

Die Sache verhielt sich so. Am Rande des Kreiswaldes ist ein Brunnen, er strömt aus dem Ständer in schönem Bogen in den ausgehöhlten Baumstamm, der den Trog bildet. Am Kopfe des Troges pflegte ich, wenn mein Weg dahin führte, ein wenig zu rasten, hinauszuschauen in das weite Thal, in die Wolfenspiele des Sommerhimmels und bei dem Rieseln des Wassers in phantastischen Träumen der Welt den Gupf aufzusehen. So auch an jenem Nachmittage — soll's doch der zehnte Juli gewesen sein? — Piepste mich plötzlich von hinten ein dünnes Stimmlin an, und wie ich mich umwende, flattert eine fremde Weibsperson in buntem wehendem Gewande herbei. Wenigstens in vier Flügeln bleddern die Fieken und das große strohgelbe Umhängtuch baucht sich wie ein Segel, in das der Gegenwind fährt. Ein braunes Gesicht und ein glänzend schwarzes Haar und ein großes glühendes Auge, wie Kohlen auf schneeweißer Asche. Zigeunerinnen sind immer romantisch, auch wenn die liebe Jugend dahin ist. Und dahin war sie diesmal, gründlich dahin. — Erst



blickte sie mich forschend an. Mit meinem Gesichte glaubte sie es wagen zu können. War ich schon keiner, der mit flacher Hand Wasser hinter sich gießt, um die Verereien der „Ägypter“, wie man die Zigeuner bei uns nennt, zu vereiteln, so war ich doch vielleicht einer, dem es gefiel, wenn man ihm aus der Hand lesend einen Glücksfall voraussagt: „Viel Geld“, oder ein „süßes Weib“ oder „eine große Freud“.

Ich wollte erst einmal wissen, für wie dumm sie mich hielt und bin aufs Wahrsagen eingegangen. Aus der rechten Hand prophezeite sie mir, daß ich mich „in unlanger Zeit glücklich beweiben“ würde, darauf zeigte ich ihr die linke Hand mit dem Ehering. Dann kündete sie mir aus einer Linie, die vom Zeigefinger gegen die hohle Hand ging, daß ich demnächst einen großen Treffer machen würde; ich gestand ihr, gar kein Los zu besitzen. Endlich sagte sie mir ein sehr langes Leben voraus, das war nicht übel, denn gerade etliche Tage früher hatte mich eine Lebensversicherungsgesellschaft abgelehnt. — Wenn es so fortgieng, war das Einreißen des Unglaubens zu fürchten. Daher machte sie eine Schwentung und sagte, ich sei auf fremdes Glück nicht angewiesen, ich hätte alles gute Zeug in mir selber. Die Schätze müßten nur geschickt gehoben werden, das könne aber einer allein nicht, es gehöre „eine Wissenschaft“ dazu und sie wolle mir helfen. Ob ich Geld bei mir hätte?

Jetzt war ich aber doch neugierig, wie weit sie es mit mir treiben wollte. Ich zog also das Lederbeutelchen hervor, da waren drei Silbergulden drin. Das sei nichts, Silbergeld könne sie nicht brauchen, es müsse Papiergeld sein, je größer, desto besser. Das Letztere leuchtete mir ein, ich griff nach der Briestafche, da war ein Fünfguldenschein drin. Die waren recht. Mit meinem Gesichtsausdrucke mußte sie immer noch zufrieden sein. Sie erklärte mir, was gethan werden müsse, damit ich in drei Tagen ein steinreicher Mann sei. Ich müsse nur den Lodenrock ausziehen, und auch die Weste, dann würde sie mir am Rücken den Fünfguldenschein ins Hemd nähen. Dann dürfe ich das Hemd drei Tage und drei Nächte lang nicht vom Leibe ziehen, auch nicht nachschauen, was das Geld macht, nach drei Tagen aber könne ich die Naht aufschneiden und es würde das eingenähte Geld so vielfach sich vermehrt haben, als von der Zeit des Einnähens bis dahin Minuten vergangen wären. Man rechne sich's aus, was das für eine Summe macht! — Natürlich bin ich mit allem einverstanden gewesen. Ich entkleide mich nach der Vorschrift, die geheimnisvolle Frau nimmt den Fünfguldenschein und näht ihn unter frommen Gebeten hinter der Schulter mit großer Sorgfalt in das Hemd.

Und seht, die Schulter ist meine Achillesferse, hier bin ich zu packen, zu vernichten. — Da predigt er Anderen von der Verwerflichkeit des Aberglaubens, und für Geld verleugnet er seine eigenen Grundsätze;

sobald es sich um Geld handelt, wird der aufgeklärte Volkschriftsteller abergläubisch wie ein altes Weib.

Ist dieses Geheimnis für tausend Gulden zu theuer zurückerkauft? Ich glaube nicht. Was wird das für ein Gaudium sein im Lande, wenn das nächste Wochenblatt etwa unter dem Titel: „Wie eine Hexe aus dem Volksdichter ein altes Weib macht“ den ganzen Hergang am Brunnen haargenau erzählt! Der Kli Klo wird es auf das genaueste besorgen.

Nur schade, daß der Kli Klo seine Beobachtung am Brunnen aus irgend einem Grunde plötzlich abgebrochen hat. Er würde sonst noch das Folgende beobachtet haben.

Als die Zigeunerin mit ihrer Näherei hübsch fertig war und Nadel und Zwirn in den Sack steckte, faßte ich sie an der Hand, aber hinter dem Knöchel, und sprach: „Meine liebe Hexenmeisterin! Du kannst sehr gut hexen und hast schon eine große Übung darin, hast gewiß schon sehr viele Leute glücklich gemacht.“

„Das wohl, mein schöner junger Herr, das wohl.“

„Wie schön ich bin, mußt du sehen, wie alt ich bin, weiß ich selber. Aber daß auch ich ein wenig hexen kann, das wirst du mir nicht glauben wollen.“

Sie suchte ihren Arm aus meiner Hand zu winden, daraus wurde nichts. „Meisterin“, sagte ich, „wir wollen eine kleine Probe machen von meiner Hexenkunst. Paß jetzt einmal auf. Ich mache mit dem Daumen auf der Rückfläche deiner schönen Hand ein Andreaskreuz, und am Ellbogen auch eins, und hinter dem Ohr noch eins. So. Und nun sage ich: Fadibus, Fodibus, Fidibus, und jetzt wird der Fünfguldenschein, den du mir ins Hemd genäht hast, in deinem Kittelsack sein.“

„Versuch's, schöner Herr“, entgegnete sie leise. Und es mißlang. Im Kittelsack war der Zwirn, in den ich mich mit den Fingern verwickelte, die Nadel, an der ich mich stach, aber kein Geldschein. Nun murmelte ich noch einmal, aber verkehrt: „Fidibus, Fodibus, Fadibus“, suchte in ihrem Rockärmel, und dort fand ich.

„Siehst du, Meisterin“, so sprach ich munter, „da ist er. Und im Hemde wird ein anderes Papier eingenäht sein, ich merke so etwas knittern. Wir wollen es aber drin lassen und erst dem Herrn Bezirksrichter zeigen, damit er sieht, wie schön wir hexen können.“

Beim „Herrn Bezirksrichter“ machte sie einen Sprung, ich habe sie aber fest gehalten und bis zum Sedelhofer herabgeführt. Der Sedelhofer hat sie in den leeren Schafstall gethan, dessen Thür von außen zuzuhängen ist. Am nächsten Frühmorgen hat sie der Gendarm geholt.

Das war die Geschichte vom zehnten Juli, die sich dann beim Bezirksgericht auch also aufgeklärt hat. In meinem Hemde befand sich — trotzdem die drei Tage reichlich vergangen waren — nichts als ein alter

Papierseken, worauf die Zigeunerin mir den Vorwurf machte, die Vorschrift nicht befolgt zu haben. Hätte ich die Nacht nur genau nach drei Tagen aufgetrennt, ich würde schon gesehen haben! Nun sei das Vermögen verfallen.

„Mich verdriest ja gar nichts, Meisterin“, rief ich ihr zu, „als daß du mich für so — für so — gläubig gehalten hast.“

„Du siehst eben so aus“, schluchzte sie, „du böser, falscher Herr!“ Bald darauf ist sie in den Arrest geführt worden.

Nun hatte der Gendarm aber noch eine andere Aufgabe. Es war eine zweite Zelle unbelegt und dafür sollte er den geheimnisvollen Herrn Ali Alo suchen. Er gieng nach Falkenstein bei Fischbach, wo auf dem Postamte der Herr Ali Alo ja die tausend Gulden in Empfang nehmen wollte. Und siehe, zu Falkenstein bei Fischbach gibt es gar kein Postamt. So gibt es wohl auch keinen Ali Alo. Und daß man einem Spassvogel so halb und halb aufsitzen kann, möchte am Ende doch die Muthmaßung erregen, als sei im Gewissen etwas nicht ganz in Ordnung. Wie wäre es, wenn man die ganze Geschichte für null und nichtig erklärte? R.

## Die Wunder der Zukunft.

Die Zeit der Wunder, ist sie vorüber? Nein, sie kommt erst. Das zwanzigste Jahrhundert wird Dinge vollbringen, vor denen alle Magier des Morgenlandes zusammen angstvoll stöhnend oder verzückt auf dem Bauch liegen würden. Tausend Einblicke eröffnen sich uns schon heute in die Wunderwelt der Zukunft. Und einer ihrer Vorläufer und Herrenmeister ist unser Zeitgenosse, von dem die folgenden Zeilen handeln sollen. Die Berliner „Zukunft“ hat einen Aufsatz des Amerikaners Charles D. Lanier abgedruckt, der uns einen Blick gewährt in das Leben des bewußten Herrenmeisters und in seine wahrscheinlichen, ja sicheren Erfolge, aus denen unsere Kinder und Kindeskinde Vortheile oder — etwas anderes ziehen werden. Wir entnehmen dem interessanten Aufsatz das Folgende:

„Noch vor einem halben Jahrhundert würde man im vollen Brustton der Überzeugung behauptet haben, daß die Verwendung der Dampfkraft uns die größten technischen Errungenschaften der Zeit ermöglicht habe. Und jetzt hat die feinere Kraft der Elektrizität das Werk von Watt, Stephenson und Fulton bereits von seiner Wunderbühne herabgestürzt und verspricht, es völlig zu verdrängen. Der Dampf kam nur in die Welt, um dem allgegenwärtigen, allmächtigen „Strom“ den Weg zu bereiten, und wir treten ein in die Epoche der Elektrizität.“

Amerika besitzt einen anspruchstosen Bürger, in dessen Persönlichkeit wie in dessen Leistungen die besondere Befähigung der amerikanischen Rasse, dieses Volkes von Erfindern und Mechanikern, zusammengefaßt ist. Sollte jemand die Frage stellen, welcher Einzelnen diese technische Wiedergeburt am besten versinnbildlicht, die Antwort wäre nur allzu leicht: Thomas Alva Edison. Das frühe Selbstvertrauen und die ruhelose Thatkraft der neuen Welt, ihre schroffe Verachtung alles Herkommens, die unmittelbare Anpassung der Mittel an neue Zwecke, und vor allem die ausgezeichnete Erfindungsgabe, erreichen in ihm ihren Gipfelpunkt.

Schon die bloße Masse der Arbeit dieses außerordentlichen Mannes an sich gibt ein Bild von der Macht, die er für unseren materiellen Fortschritt bedeutet. Bis gegen das Ende des Jahres 1893 hat die Regierung der Vereinigten Staaten Edison nicht weniger als siebenhundertzwanzig Patente erteilt. Und Edison ist erst sechsundvierzig Jahre alt. Er stammt von holländischen Eltern. 1730 ist seine Familie nach Amerika ausgewandert. Sein Urgroßvater war ein angesehenes New-Yorker Banquier. Thomas Edison wurde in der Landschaft Erie in Ohio geboren. Noch war er erst ein Knabe von sieben Jahren, da erlitt das Vermögen der Familie einen so schweren Schlag, daß er in die Nothwendigkeit versetzt wurde, sich in diesem ungewöhnlich frühen Alter etwas zu verdienen, als die Familie von seinem Geburtsort nach Michigan übersiedeln mußte. Er scheint die gewöhnliche Frühreise des Genius gezeigt zu haben. Der ausgeprochen praktische Zug seines Charakters zeigte sich schon in seinen Manövern als Zeitungsjunge an der Grand Trunk-Eisenbahn, besonders in dem glänzenden Streich, durch den er 1869 auf Pump tausend Exemplare der „Detroit Free Press“ mit wichtigen Kriegsneuigkeiten kaufte, seinen Nebenbuhlern einen kleinen Vorsprung abgewann, den ganzen Schub wie warme Semmeln verkaufte, so daß vor dem Ende seiner Kunde der Preis der einzelnen Nummer eine Mark erreichte. In dieselbe Zeit fällt seine Würde als Redacteur des „Grand Trunk Herald“, einer Wochenschrift von sehr bescheidenem Umfang, die auf dem Zuge erschien, in dem er fuhr.

Ebenso hatte er begonnen, ein bißchen in Chemie zu sündigen, und zu diesem Zwecke richtete er sich ein kleines Wanderlaboratorium ein. Während einiger occulter Versuche in dieser Werkstatt entspannen sich gewisse Verwickelungen, in denen eine beim Anstoßen zerbrochene Flasche Schwefelsäure die Aufmerksamkeit des Zugführers auf sich zog. Er hatte schon lange durch gewisse höllische Dünste gelitten und warf nun den jungen Adepten nebst seinen Schöpfungen prompt zur Thür hinaus. Dieser Vorfall hätte nur eine heitere Seite, wäre er nicht beklagenswert geworden durch die dauernde Taubheit, welche die Folge einer Ohrfeige war, die der zornige Zugführer dem jugendlichen Forscher verabreichte,



während dieser seine Gedichte bewerkstelligte. Edison schaffte sein Laboratorium nach dem Keller seines Vaters und studierte emsig „Telegraphieren“, indem er eine Leitung zwischen seiner Wohnung und der eines Genossen herstellte, mit Hilfe eines alten Flusskabels, allerlei Stückchen von Ofenrohrdraht und Glasflaschen als Isolatoren.

An jeder Wendung im Leben Edisons findet man dramatische Situationen, obgleich er seinem Temperament nach der letzte sein würde, sie zu suchen. In entscheidenden Augenblicken erscheint er fortgesetzt auf der Bühne, um die Leitung der Ereignisse selbst in die Hand zu nehmen. Bei einer solchen Gelegenheit — er hatte das Kind eines Stationsvorstehers vor einem nahenden Zuge vom Geleise weggerissen — bekam er seine ersten Telegraphierstunden bei dessen Vater. Er war ein so gelehriger Schüler, daß ihm die Eisenbahngesellschaft bald regelrechte Beschäftigung gab und er mit siebzehn Jahren einer der gewandtesten Telegraphisten der Strecke war.

Zugleich aber war doch ein heilsames Stück menschlichen Irrsinn in dem Knaben. Man freut sich förmlich, doch auch zu hören, daß er keineswegs ein Mustertelegraphist war, sondern der Gesellschaft Streiche spielte und einen Kunstgriff erfand, der automatisch das Zeichen gab, daß er auf seinem Posten wach sei, während er behaglich in der Ecke schnarchte.

Die nächsten paar Jahre war Edison nach einander im Dienst wichtiger Telegraphenlinien in Memphis, Cincinnati, New-Orleans und Louisville. Er lebte in der freien, leichten Luft des Wandertelegraphisten, — ein munterer Genosse unter ihnen, hielt sich aber fern von dem liederlichen Leben, dem sie beinahe berufsmäßig ergeben waren. Er hat nie einen Tropfen geistiger Getränke genossen und ist immer ein außerordentlich mäßiger Mann gewesen, außer bei der Arbeit, in der er ein vollständiger Kraftverschwender ist. Einmal war er in solcher Geldverlegenheit, daß er eine nothwendige Reise von Memphis nach Louisville zu Fuß machen mußte.

Etwas später erhielt Edison schon sein erstes Patent: eine Maschine für die Einsammlung von Stimmen. Sie sollte in Parlamenten benutzt werden. Es war eine geniale Vorrichtung, die mittels eines kleinen Apparates am Pulte jedes Mitgliedes die Stimmen klar auf einen Papierstreifen gedruckt zeigte. Die Erfindung wurde nie benutzt und Edison erzählt mit einem komischen Zwinkern der Augen, wie erstaunt er war, als er sie der Behörde anbot, zu hören, daß eine solche Neuerung um so unmöglicher sei, je besser sie functioniere, denn ihre Einführung würde das wertvollste Recht der Minderheit vernichten: das Stimmenergaunern. Der Erfinder meint jedoch, er sei für seine Mühe wohl belohnt worden durch die Lehre, die sie ihm gab: sich immer erst der praktischen Noth-

wendigkeit und der Nachfrage nach einer Maschine zu versichern, ehe er seine Arbeitskraft auf sie verwendete.

In demselben Jahre kam Edison nach New-York, freundlos und verschuldet infolge der Kosten seiner Experimente. Mehrere Wochen trieb er sich in den Straßen herum, während ihm thatsächlich der Hunger ins Gesicht starrte. Es war eine Zeit großer Geldaufregung, und mit der merkwürdigen Gabe, die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen, die man für eine Faser in seinem Schicksalsfaden halten könnte, betrat er die Gebäude der Law Gold Reporting Company in dem Augenblicke, wo ihr ganzes Gewerke infolge eines Unfalles in den Maschinen, dessen Ort unauffindbar war, still stand. Die Chefs der Firma waren in höchster Sorge und Aufregung, und eine Menschenmenge harrete der Nachrichten, die nicht eintrafen. Augenblicklich legte der schäbige Fremde die Hand auf die verhängnisvolle Stelle und erhielt gut bezahlte Beschäftigung. Binnen kurzem erhielt er die Summe von vierzigtausend Dollars als seinen Antheil an einer einzigen Erfindung, einer Druckstockverbesserung. Seitdem war ihm die Achtung seiner Landsleute sicher.

„Haben Sie regelmäßige Arbeitsstunden, Mr. Edison?“ fragte ich ihn vor kurzer Zeit. „O“, meinte er, „ich arbeite jetzt nicht stark. Um acht gehe ich täglich ins Laboratorium und um sechs gehe ich zum Thee nach Hause. Dann studiere oder experimentiere ich an irgend einer Aufgabe bis elf; das ist meine regelmäßige Bettstunde.“

„Bierzehn oder fünfzehn Arbeitsstunden täglich kann man nicht gerade Bummeln nennen“, meinte ich schüchtern.

„Ich weiß nicht“, antwortete er, „fünfzehn Jahre lang habe ich täglich durchschnittlich zwanzig Stunden gearbeitet.“

Man weiß von diesem erstaunlichen Hirn, daß es sechzig Stunden hinter einander ununterbrochen an einem Brechungsproblem gesonnen hat. Als die That gethan war, fiel sein Besitzer in einen langen Schlaf, um vollständig erquickt und frisch für eine neue Sitzung aufzuwachen.

Edisons schönes graues Auge ist das klarste, in das ich je geschaut habe, und sein frisches, kräftiges Temperament und seine stattliche, obgleich keineswegs corpulente Statur lassen sich nicht besser beschreiben als mit der landläufigen Redensart: er ist das Bild der Gesundheit selbst. Es ist nichts von dem dünnen und hungrigen Aussehen des überarbeiteten Gelehrten an ihm. Sein Gesicht, obwohl kräftig und großartig geschnitten, ist fast knabenhaft, und auf seinem Wesen liegt der Hauch vollkommener Einfachheit und heiteren Wohlwollens, das nur den Größten gegeben ist. Er ist einer der zugänglichsten Menschen und läßt nur mit Bedauern Interviewer niedrigerer Sorte von sich fernhalten. „Mr. Edison freut sich immer, einen Besucher bei sich zu sehen“, sagt ein Mann, der beständig um ihn ist, „außer wenn er einer Sache dicht auf der Fährte

ist, auf die er losarbeitet, und wer ihm dann in die Quere kommt, kann leicht kopfüber hinausfliegen.“

Sein Genie rechtfertigt fast die Definition dieses Wortes als die unbegrenzte Fähigkeit, zu — leiden. „Sind Ihre Entdeckungen Ihnen oftmals leuchtende Offenbarungen? Kommen sie Ihnen, während Sie nachts schlaflos liegen?“ fragte ich ihn.

„Ich habe niemals etwas Nennenswertes aus Zufall gethan“, antwortete er, „noch ist mir eine meiner Erfindungen indirect durch Zufall gekommen, den Phonographen ausgenommen. Nein, wenn ich endgiltig darüber schlüssig geworden bin, daß ein Ergebnis die Gewinnung verdient, dann rücke ich ihm auf den Leib und mache Versuch auf Versuch, bis es erreicht ist. Ich habe mich immer strikt innerhalb der Grenzen der praktisch nützlichen Erfindungen gehalten. Ich habe niemals Zeit gehabt, elektrische Wunder aufzustellen, die nur durch ihre Neuheit auf die Einbildungskraft der Massen wirken.“ Ausdrücklich nannte er dabei ein paar bekannte Elektriker, die sich ihren Ruhm durch junstmäßige Feuerwerkerei erworben haben.

„Was treibt Sie zur Arbeit?“ fragte ich mit wirklicher Neugier. „Was reizt Sie an zu diesem beharrlichen, ruhelosen Ringen? Sie haben gezeigt, daß Ihnen an dem Gelde, das es einbringt, sehr wenig liegt, und Sie haben keinerlei besondere Begeisterung für den Glanz des Ruhmes.“

„Ich mag es gern“, antwortete er nach einem Augenblick der Berwirrtheit, und dann wiederholte er seine Antwort mehreremale, als ob ihm meine Frage noch niemals aufgestoßen wäre. „Ich mag es gern. Ich weiß keinen anderen Grund. Wissen Sie, manche Leute sammeln gern Marken. Was ich einmal angefangen habe, halte ich beharrlich in meinem Kopfe, und mir ist nicht wohl, ehe es nicht fertig ist. Dann hasse ich's.“

„Dann hasen Sie's?“ fragte ich, betroffen durch den Nachdruck, mit dem er sprach.

„Jawohl“, sagte er, „wenn es ganz fertig und wirklich gelungen ist, dann kann ich es nicht mehr sehen. Seit zehn Jahren habe ich kein Telephon benutzt, und um einem Glühlicht aus dem Wege zu gehen, würde ich jeden Tag einen weiten Umweg machen.“

Ich bemerkte: „Es freut mich zu sehen, daß Bradstreet Ihr Vermögen auf drei Millionen Dollars anschlägt.“

„Das kommt nicht von meinen Erfindungen“, sagte er rasch. „Als berufsmäßiger Erfinder habe ich niemals Geld verdient. Was ich jetzt besitze, hat sich angesammelt, seit ich selbst Geschäfte zu machen begann und in eigenen Werkstätten Apparate bauen ließ. Das ist die einzige Hoffnung für den Erfinder. Er hungert, wenn er auf seine Patente angewiesen ist.“ Leute, die mit Edison in Verbindung gestanden haben, fügen dem hinzu, er sei von gewissenlosen Advocaten und Patentgannern

so unbarmherzig geichoren worden, daß es ein Wunder ist, wenn er noch nicht allen Glauben an die Menschen verloren hat.

In den Orange-Bergen hat Edison ein hübsches Heim, beherrscht von einer liebenswürdigen Gattin, seiner zweiten. Er hat drei Kinder, von denen der älteste Knabe eben seine Lehrzeit auf dem Thätigkeitsfelde seines Vaters beginnt. Obgleich gefellig in seinem Wesen, sogar bis zur Lustigkeit, ist Edison doch dem Formenzwang der conventionellen Gesellschaft durchaus abgeneigt. Ist aber von einem Manne, der täglich zwanzig Stunden arbeitet, zu erwarten, daß er auch noch die mühsameren gesellschaftlichen Tugenden pflege? In einer Hinsicht ist das zu bedauern, vor allem vom Gesichtspunkte der Kreise aus, die ihm offen stünden, wenn er Lust hätte, in sie einzutreten. Denn er versteht, sich und andere wirklich glänzend zu unterhalten. Aber die Gesellschaft verliert einen Löwen, und die Welt gewinnt ein Genie. Die Welt ist gern bereit, ihn als Riesengeist zu verehren. Wir aber sehen ihn mittags seinen einfachen Frühstückstisch auf die Knie nehmen, und wir hören die Geschichte, wie ein neuer Hausmann ihm den Einlaß in sein eigenes Laboratorium verweigert, da er in ihm nur einen verdächtigen Kerl in einem Künstlerhute sieht.

Welchen Platz nimmt Edison unter den großen Forschern der Erde ein? Er ist ein Erfinder — nicht ein Entdecker — von Naturgesetzen und mathematischen Formeln. Der Schlüssel zu seinem Werk ist die geschäftliche Nützlichkeit. In jeder Idee, die sein Hirn je erwogen hat, sieht er einen directen, unmittelbaren Wert für die Menschen um ihn, obgleich es die Grenzen menschlicher Fähigkeiten übersteigen mag, die Größe dieses Wertes zu ermessen. Wenn ihm eine neue Idee aufsteigt, dann fragt er sich: Wird es vom industriellen Standpunkte aus aber auch von Wert sein? Wird es etwas Wichtiges besser vollbringen, als die herrschenden Methoden es vermögen? Und dann, wenn die Antwort ein klares Ja ist, weiter: Kann ich es ausführen? Er ist weniger ein Sucher nach Wahrheit, als eine wichtige Maschine für die Anwendung wissenschaftlicher Wahrheiten auf den Kampf, den wir kämpfen, „in unserer zähen modernen Art“. Er ist ein reiner Erfinder, und der größte seines Stammes.

Einen tiefen Eindruck erhält man von ihm, wenn er in seinem geräumigen, aber funterbunten Laboratorium mit seinen beiden wohlverhängten und verschlossenen Thüren steht, oder wenn er seine Gehilfen und geschickten Arbeiter anleitet, die seinen Weisungen mit deutlich sichtbarer Verehrung folgen. Der Erfinder erzählte mir, daß in dem ungeheuren System elektrotechnischer Werkstätten, mit dem er in Verbindung steht, kein sehr großer Bruchtheil der besten Gehilfen von den technischen Hochschulen kommt, soviele von ihnen auch jetzt specielle Kurse für den neuen Beruf haben. Die Hochschulenbildung schließt die Gefahr in sich, daß



die jungen Leute für die nothwendige rohe Handarbeit verderben. Lange Zeit stellten sie jeden neuen Mann, der antrat, auf die Probe. Man sagte ihm, eine seiner Pflichten sei, früh die Stube zu kehren, — natürlich nur, um ihn zu versuchen. Aber wenn er dann auffuhr und das als eine schändliche Zumuthung betrachtete, dann wußten wir, daß er als Elektriker nicht besonders brauchbar sein würde.

Vor zwei Jahrhunderten wäre die Chance nicht sehr groß gewesen, daß Edison dem Pfahle entgangen wäre, hätten die guten Bürger von Salem nur einen schüchternen Blick auf die seltsamen Stoffe seines Lager-raums geworfen gehabt. In diesen zahllosen Schubfächern und Regalen lauschten unterirdische Überreste von Pflanzen, Thieren und allem, was da krecht und fliegt. Die Häute von Schlangen und Fischen, die Pelze einer außerordentlichen Menge behaarter Thiere, darunter manche besonders seltene, Fell und Zähne von Haien und Nilpferden, Nashornhörner, Fasern seltener exotischer Pflanzen, alle Sorten Gewebestoffe und kostbare Steine von den äußersten Enden der Erde, sie alle warten darauf, in irgend einer wichtigen Maschine eine Kluft zu überbrücken. Viele von den großen Erfindungen haben das mühsame Ausprobieren dieser unendlichen Stofffülle erfordert, ehe sie zur Wirklichkeit wurden. „Dies“, sagte Edison, auf eine Glocke zeigend, die eine Glühlichtfaser einschloß, „wollte und wollte nicht richtig gehen, so hart wir auch die Stoffe versuchten, bis die Faser einer besonderen Bambusart hineingesteckt wurde“, — der wunderbar zarte, zitternde elastische Faden, den wir alle gesehen haben. Ebenso wurde der Phonograph erst vervollkommenet, nachdem man den Wert des harten Saphirs für verschiedene seiner Theile erkannt hatte, für die Reproduktionskugel, den Aufzeichnestift und andere.

Eine Weiterentwicklung des musikalischen Phonographen ist die letzte Aufgabe, die Edison gelöst hat. Die Cylinder dieses Apparates vermögen die schwierigste musikalische Instrumentation wiederzugeben. Ich setzte mich mit dem Erfinder vor den Apparat und lauschte eine halbe Stunde verschiedenartigen Proben aus bekannten Tondichtungen. Es ist kaum zu glauben, aber der Apparat ist so zart gebaut, daß die genaue Eigenart des Tones der meisten Instrumente erhalten blieb. In dieser Eigenschaft beruht sein specieller Wert, auf dessen Gewinnung Edison viel Mühe verwendet hat. Man fühlt sich versucht, sich zu zwicken, um vom Traume zu erwachen, wenn die langgezogenen Töne der Violine mit ihrer Klangweiche und ihrem Ernst, des Cellos wunderbarer Klang, die festen, klaren Pflöcke der Flöte und das Dröhnen des Hornes durch einfaches Drehen aus diesem unscheinbaren Bündel von Holz und Niegeln herauskommen, das man nahezu in ein Viertelmaß hineinbrächte. Es ist ein der Erinnerung werther Anblick, wie Edison mit freudigem Entzücken ruhig lauschte, bis die letzten Klänge der „Cavalleria rusticana“ verklungen waren;

wie er sich nur bewegte, um ein neues Stück aufzulegen oder gelegentlich einmal mit einem leichten Tupsen zu versuchen, ob vermehrter Druck auf einen Hebel die Güte des Tones erhöhen würde. Er hofft, mit der Zeit diesen Phonographen alle Stücke seiner Musikliste wie die einfachsten Töne spielen lassen zu können.

Was Edison's Leistungen für die Welt bedeuten, wird man vielleicht besser als aus einem allgemeinen Satz oder aus einer langen Aufzählung aus der einfachen Angabe entnehmen können, daß das telegraphische Duple- und Quadruplexsystem, das er 1869 in Angriff nahm und nach sechsjähriger Arbeit vollendete, in Amerika allein bereits die enorme Summe von fünfzehn Millionen Dollars erpart hat. Bei dem Duplexsystem werden zwei elektrische Ströme von verschiedenen Stärkegraden in derselben Richtung durch den Draht gesandt, seine Leistungsfähigkeit wird also verdoppelt. Das Quadruplexsystem wurde möglich durch die Entdeckung, daß sich diese zwei Ströme auch in verschiedene Richtungen gleichzeitig senden ließen; dadurch wurde ein Draht fähig, gleichzeitig viele Botschaften zu tragen. Damit noch nicht zufrieden, ist Edison überzeugt, auch noch sechs und acht ihn zugleich besorgen zu lassen.

Durch die geheimnisvollen Eigenschaften eines Kohlenknopfes ist es Edison ermöglicht worden, einen kleinen Apparat, namens Tasimeter, zu construieren, der in verschiedenen Formen die Grade von Wärme, von Feuchtigkeit und — im Odoroskop und Mikrophon — von Düften und von Schall mißt, so klein, daß es für den menschlichen Verstand schwer ist, sie sich noch vorzustellen. Der Tasimeter schlägt sichtbar aus bei einem Millionstel eines Grades Fahrenheit. Die Wärme eines acht Fuß entfernten menschlichen Körpers wird genau angegeben. Eine in derselben Entfernung angezündete Cigarre ergibt ein starkes Ausschlagen, ebenso die Wärme einer gewöhnlichen Gasflamme in einer Entfernung von hundert Fuß. Das Mikrophon vermehrt die Schallstärke um das Hunderttausendfache und macht somit das Gehör des kleinsten Insects zu einem mächtigen, betäubenden Dröhnen.

Die elektrische Wissenschaft steckt noch in den Kinderschuhen. Die Größten auf dem Felde des technischen Fortschrittes sagen zuversichtlich, daß zukünftige Entdeckungen uns ebenso unglaublich scheinen werden, wie der heutige Stand der Wissenschaft unseren Vorfahren sein würde. Ein einziges weiteres Geheimnis, der Natur abgewonnen, wird ein praktisch unbegrenztes Feld für die Anwendung der Elektrizität aufthun und wird in seinen quantitativen Folgen, wie die Elektriker sagen, wahrscheinlich einschneidender sein als irgend eine Entdeckung, die bisher die Welt gesehen hat. Es ist die unmittelbare Erzeugung von Elektrizität aus Sauerstoff und Kohle (Kohlenstoff). Gegenwärtig verbrennen wir Kohle, um Dampf zu erhalten, verwandeln diesen in lebendige Kraft und diese in

Elektricität. Bevor der Kraftgehalt der Kohle das Dynamo erreicht, sind sechs Siebentel von ihm verloren gegangen, und selbst dann entgeht uns noch ein Zehntel des Restes. Findet ein Mittel, bei der Erzeugung der Elektricität ohne die Dampfmaschine auszukommen, und wir haben die erreichbare mechanische Kraft der Erde mehreremal vervielfältigt. Tausende der hellsten und ernstesten Elektrotechniker und Chemiker arbeiten, meist im Geheimen, daran, dieses gigantische Ergebnis zu gewinnen. Edison hat auch daran gearbeitet und prophezeit zuversichtlich, daß die Entdeckung gemacht werden wird. Haben wir erst diese Ersparnis in unserem Feuerungsbedarf gemacht, so werden die atlantischen Dampfer nur noch ein winziges Kohlenkästchen für zweihundertfünfzig Tonnen in irgend einer Ecke brauchen, statt eines für zweitausendfünfhundert Tonnen. Dann wird es keine Flaschenzüge und schwarzen schwindstüchtigen Heizer mehr geben. Die großen englischen Schiffsbauer können bereits Schiffe bauen, die vierzig Seemeilen die Stunde machen würden, wenn sie nur zweitausend Tonnen Kohle täglich verbrennen könnten. Dann werden sie nur zweihundert zu brennen brauchen. Dann wird nur ein Zwanzigstel Loth Kohle erforderlich sein, um eine Tonne eine Meile weit zu tragen. Während unsere fleißigen Alchimisten nach dem großen Geheimnis forschen, thun wir das Beste, was in unserer Kraft steht, um die geringen Leistungen der Dampfkraft durch Nugbarmachung der Fluiskraft etwas auszugleichen. In den Niagara-fällen wurden bis jetzt gegen drei Millionen Pferdekraft verschwendet. Jetzt ist wenigstens ein Theil dieses Kraftungehüms eingefangen. Einhunderttausend Pferdekraft wird durch Riesenturbinen aufgenommen, auf der Stelle in Elektricität umgeformt und dann in Drähten nach verschiedenen Punkten gesandt, um Licht zu geben und Räder zu drehen. Die stille unsichtbare Kraft wird nach der Stadt Buffalo oder selbst weiter getragen, und das örtliche Ergebnis ist, daß diese Stadt bereits einer Bevölkerung von einer Million entgegensteht. Wir können uns vorstellen, was wir der Natur noch abzugewinnen haben, wenn wir bedenken, daß selbst dies bißchen, was wir vom Niagara stehlen, identisch ist mit der Tag und Nacht ununterbrochenen Arbeitsleistung von sechshunderttausend Menschen.

Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann der Dampfswagen dem elektrischen Wagen unterliegt. Die Techniker, die sich mit den einzelnen praktischen Fragen elektrischer Locomotiven beschäftigen, haben sich noch nicht entschieden, ob wir eine besondere Locomotive zum Ziehen der Zukunftszüge haben sollen oder ob jeder Wagen mit seinem eigenen Motor auszurüsten ist. Die mögliche Geschwindigkeit findet eine Grenze nur an der Frage der Cohäsion des Stahls in Schienen und Maschinen. Ich fragte Edison, was nach seiner Meinung die praktische Geschwindigkeitsgrenze am Horizont der elektrischen Locomotiven sei, und er antwortete: „Etwa hundertfünfzig englische Meilen die Stunde.“

Eisenbahnunfälle sind seltener geworden durch die Erfindungen, durch die man von dem fahrenden Zuge aus telegraphieren kann, indem man durch Induction Ströme in den den Geleisen parallel laufenden Drähten weckt. Dem Laien mag es wohl wie ein Wunder erscheinen, daß man auf dem Lastkasten arbeiten kann, während der Chicago-Blickzug, in dem man sitzt, in der Stunde sechzig englische Meilen läuft, und eine Botenschaft absenden mittels der wunderbaren Eigenschaft der Induction durch Drähte, die selbst fünfhundert Fuß entfernt sein können. In den Central-Betriebsämtern mancher großer Eisenbahnen befinden sich Karten, auf denen alle in einem Augenblick laufenden Züge verkleinert in den betreffenden Stellungen dargestellt sind, die sie thatsächlich einnehmen; ihre Bewegung wird durch Electricität angezeigt.

Daß wir einst fliegen werden, ist so gut wie sicher. Augenblicklich ist die größte Schwierigkeit, die dieser angenehmen Thätigkeit im Wege steht, das Gewicht des Motors und des Heizungsmaterials im Verhältnis zu der erforderlichen Kraft. Die chemische Erzeugung von Electricität wird dieses Hindernis dadurch beseitigen, daß sie die Construction von Motoren ermöglicht, die nur einen kleinen Bruchtheil der jetzt leichtesten Motoren wiegen, und eine noch größere Verminderung des Kraftproductions-Materials erzeugt.

Landbau mit Electricität ist in den Südstaaten erfolgreich angewandt worden und es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir den Landbauer der Zukunft mit der Kraft einer kleinen elektrischen Maschine, die er gemeinsam mit den Nachbarn besitzt, sein Holz sägen, seinen Hacksel schneiden, sein Korn schälen, seinen Weizen dreschen und seine Molkerei treiben sehen werden.

Unser schweres Gepäck, zu unhandlich für Luftschiffer, werden wir durch Electricität, angewandt auf ein telepheragisches oder anderes System, übers Land sausen lassen. Wir werden mit Electricität kochen, unsere Häuser, Wagen und Schiffe heizen und erleuchten. Wir werden unsere Mahlzeiten nicht bloß damit kochen, sondern auch servieren.

Diese Dinge erscheinen ziemlich altmodisch neben einigen Entdeckungen, die unsere kühnsten Elektriker für möglich halten. Wenn wir durch das Telephon mittels Electricität hören, warum sollen wir da, so fragen diese unverzagten Männer, durch dieselbe Kraft nicht auch in die Ferne sehen können? Sicherlich sind die Lichtschwingungen sehr viel schneller als die Schallschwingungen. Das ist aber nur eine Frage des Auffindens eines Mediums, das diesen Schwingungen entspricht. Können wir nicht darauf hoffen, von unserem bequemen Armstuhl in New-York aus der-einst noch dem neuesten Stücke im Théâtre Français zuzusehen? Und wenn das Hören nur ein Reizen des Gehirnes durch Schwingungen ist, können wir nicht, wenn unser Apparat für Leitung dieser Schwingungen



zu den Gehirncentren außer Ordnung kommt, wenn wir, kurz gesprochen, taub sind, diese Reize mittels Elektrizität durch die Schädelknochen in das Hirn leiten?

Sind einmal die Probleme des Sehens und Hörens durch Elektrizität ausgemachte Thatsache, dann ist die Klust, die bis zu der Idee der Gedankenübertragung durch dasselbe Mittel zu überbrücken ist, gar nicht mehr so weit.“

So kühn ist der Ausblick der Modernen. Und wenn das alles erreicht ist, wird das menschliche Leben dann mehr Gehalt haben als bisher? Wird es begehrenswerter sein? Es ist zu fürchten, der Mensch wird dann noch ruheloser sein, noch flüchtiger, noch windiger. Trotzdem wollen wir uns freuen des großen Spieles.

## Die gebildete Gesellschaft.

Von W. H. Reichl.\*)

Am Eingang des Schloßgartens zu Dachau stand vor Jahren eine Tafel mit der Aufschrift: „Nur Gebildeten ist der Eintritt in den königlichen Hofgarten gestattet.“

Ich habe diese Tafel nachdenklich gelesen und mich zunächst gefragt, ob ich selber eintreten dürfe?

Die Verfügung war ohne Zweifel sehr liberal gefaßt; denn wer sie lesen konnte, der hielt sich schon um deswillen für einen Gebildeten und trat ein; wer aber so ungebildet war, daß er nicht einmal lesen konnte, der wird sich um die Tafel gar nicht gekümmert haben und gleichfalls eingetreten sein.

Allein so hatte es der Verfasser der Aufschrift doch wohl nicht gemeint. Er dachte vielleicht, gebildet ist, wer sich anständig benimmt, nicht lärmt und schreit, die Beete nicht betritt und die Pflanzen nicht beschädigt. Oder auch: gebildet ist, wer einen sauberen Rock trägt, wer schon in seiner äußeren Erscheinung zur „besseren Gesellschaft“ gehört. Sollten am Ende wohl gar nur Stadtleute eintreten dürfen und die Bauern draußen bleiben? Das wäre doch nicht sehr liberal gedacht gewesen, zumal in Dachau. Denn die Bürger dieses Marktsteden sind zum größern Theile Bauern, und die weite Umgegend ist berühmt wegen ihres echt bäuerlichen, kernhaften, in Sitte und Tracht so originalen Bauernvolkes. Der Beamte, welcher die Tafel setzen ließ, hätte dann am Ende selber gar nicht in den Garten eintreten dürfen, weil sein Begriff von Bildung ein sehr unge-

\*) Aus dessen Werke „Religiöse Studien eines Weltkinder.“ (Stuttgart. Cotta'sche Verlagbuchhandlung. 1894.)

bildeter gewesen wäre, weil der Mann jener wahren Bildung entbehrt hätte, welche die verschiedenen Phasen der Volksgefittung gleicherweise in ihrer sich ergänzenden inneren Nothwendigkeit erkennt und ehrt.

Ich wurde müde, so lange vor der Tafel zu stehen und wollte doch nicht eintreten, bevor ich mir klar geworden war, was eigentlich unter den „Gebildeten“ zu verstehen sei. Vor der Thür stand eine Bank unter einer prächtigen alten Eiche. Dort setzte ich mich nieder und behielt die Tafel fest im Auge, um mit ihrer Aufschrift meinen Grundtext immer festzuhalten und über die Thatsache nachzuspinnen, daß heutzutage die „Gebildeten“, für welche die Statistik keine Ziffer hat, bereits eine polizeiliche Gruppe bilden — wenigstens in Dachau.

Hätte man im Mittelalter solche Gartenpolizei gekannt wie heutzutage, so würde der Bogt von Dachau an jene Thür geschrieben haben: „Allen guten Christen ist der Eingang in den Burggarten gestattet.“ Die Juden, schon am Hut und dem gelben Ring kenntlich, hätten nicht hinein gedurft, und die Gebannten und Steyer ebenso wenig. Die guten Christen waren die gute Gesellschaft im allerweitesten Sinne.

Wenn sich uns heute ein Unbekannter nach der Sitte der Gebildeten vorstellt, so nennt er seinen Stand und seine Heimat, aber nicht seine Confession. Der Mann käme uns komisch vor, wenn er uns sofort sagte, ob er Katholik oder Protestant sei, und wir kämen ihm sehr vordringlich, das heißt sehr ungebildet vor, wenn wir ihn sofort danach fragten.

Die gebildete Gesellschaft ist international, sie ist aber in noch viel höherem Grade interconfessionell und hat eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Freimaurerbunde.

Der religiöse Glaube ist das Individuellste, die gesellschaftliche Bildung das Allgemeinste: wie sollte man in der gebildeten Gesellschaft nach dem religiösen Glauben fragen: Halten doch auch viele gerade dieses für das besondere Zeichen ihrer Bildung, daß sie gar nichts glauben.

So scheint es fast, als ob die „gebildete Gesellschaft“ einerseits und die kirchliche Gemeinschaft, ja der religiöse Glaube andererseits sich ausschließen oder doch kalt und gleichgültig einander gegenüberstünden. Wer jedoch etwas tiefer blickt, der wird bald entdecken, daß dem ganz und gar nicht also ist. Sie kreuzen sich, um doch wieder Getrenntes zu verbinden, und die Religion wirkt gerade da wieder am versöhnendsten im Völkerleben, wo die Bildung scheidet.

Mein Bildungsleben mag ganz anders sein, wie die naive Gefittung des Bauern, Arbeiters und Kleinbürgers, allein wir fühlen uns doch wieder enig, indem wir denselben Trost, dieselbe Versöhnung der Religion suchen, enig im Glauben, Lieben und Hoffen. Die Religion überbrückt eine Kluft zwischen den Ständen, welche die Bildung viel mehr verbreitert und vertieft, und gerade der Höchstgebildete wird die Worte am gründ-

lichsten verstehen, daß selig sind, die da geistig arm sind und daß den Armen das Evangelium gepredigt ist. Hier scheine ich mir zu widersprechen. Sagte ich nicht oben, die Bildung verbinde die Stände, und jetzt, die Religion gleiche eine Kluft der Stände aus, welche durch die Bildung viel mehr getrennt würden? Beides ist richtig. Die Bildung vereint die gebildeten Stände trotz des Unterschiedes von Rang und Reichtum, aber sie verbreitert die Kluft zwischen den gebildeten und naiv gesitteten Schichten des Volkes. Die Religion versöhnt arm und reich, gebildet und ungebildet, aber sie zieht eine neue Scheidung quer durch das Ganze, die Scheidung des Glaubens — und es gibt vielerlei Glauben und Unglauben. Wir streben überall nach Einheit, je klarer jedoch dieses Streben ist, um so deutlicher wird es zahllose sich kreuzende Besonderheiten erkennen, die sich kraft eines Naturgesetzes entwickeln, dessen Nothwendigkeit nur die höchste Bildung zu begreifen vermag.

Die „gebildete Gesellschaft“ ist weltbürgerlich, aber sie soll uns doch der Heimat nicht entfremden, der Nation, dem Stamme, worin unser lebendigstes Leben gewurzelt ist. Wir haben auch eine Heimat in der Glaubensgemeinschaft, der wir von Kindesbeinen angehören, sie befestigt zugleich die Familiengemeinschaft, welcher die Confession doch ihre besondere Signatur ausprägt, sie verbindet auch dem bildungsärmsten Manne die Vergangenheit mit der Gegenwart, indem er treu bleibt dem Glauben seiner Väter, sie gibt der Volksgemeinschaft gesteigerte Wärme und Innigkeit. Aber in unsern Nationen herrscht doch mancherlei Glaube, der sich oft widerspricht und befehdet, der die Nationen oft in sich zerrissen hat, wovon die deutsche Geschichte so viel zu erzählen weiß. Über diese Risse soll uns eben das gebildete Nationalbewußtsein erheben, und ich brauche darum meinem persönlichsten religiösen Leben gar nicht zu entsagen. Wir bleiben gute Deutsche, wenn wir auch daran festhalten, daß wir Protestanten oder Katholiken sind, und die Selbstucht, die wir üben, indem wir auch in dem Andersgläubigen den Volksgenossen, ja den ideellen Glaubensgenossen der unsichtbaren Johannisikirche erkennen und ehren, führt uns zuletzt zur höchsten Stufe der Einigung, die zugleich eine höchste Bildungsstufe bezeichnet.

Es ist nicht Engherzigkeit, nicht confessioneller Particularismus, wenn ich mich freue, in fremdem Lande Glaubensgenossen bei einem fremden Volke zu begegnen, wenn ich mich leichter bei ihnen heimlich fühle. Das ist ganz menschlich und natürlich. Ich freue mich ja auch, in der Fremde leiblichen Verwandten zu begegnen, und achte darum andere Leute, welche mir nicht verwandt und nicht gleichgläubig sind, doch nicht geringer.

Die Religionen haben vielfach die Völker in sich gespalten, aber die Religionen scheiden sich nicht nach den Volks- und Staatsgrenzen, sie greifen darüber hinaus und wirken so doch wieder völkerverbindend.

Welcher Erstarrung würde die Menschheit verfallen, wenn jeder Stamm, jede Nation einen rein in sich abgeschlossenen Staat und jeder Staat eine rein in sich abgeschlossene Kirche bildete!

Das Christenthum will keine Familienreligion sein, keine Stammes- oder Nationalreligion, keine Staatsreligion, sondern eine Religion der Menschheit. Und doch stärkt es das Familienbewußtsein, läutert und kräftigt den Stammes- und Nationalgeist und veredelt das Staatsleben. Es verbindet, indem es sondert.

Die feine Bildung schon das religiöse Bewußtsein des Andersgläubigen, weil sie ein Ausfluß jener tiefsten Bildung ist, die in dem überzeugungsvollen religiösen Bewußtsein zugleich den eigensten und darum unantastbaren Grundzug der Persönlichkeit erkennt. —

Solche und noch manche andere Gedanken machte ich mir unter der Eiche vor der Thüre des Hofgartens zu Dachau, indem ich die polizeiliche Aufschrift immer fest im Auge behielt.

Ob sich der Dachauer Polizeibeamte, als er die Aufschrift verfaßte, wohl auch so viele Gedanken über dieselbe gemacht hat?

Vermuthlich noch viel mehrere und bessere. Denn ich halte andere Leute gern für gescheiter und besser als mich selbst, namentlich wenn ich sie nicht kenne.

Endlich beschloß ich, die Thür zu öffnen und in den Garten zu treten. Hatte ich doch genügend darüber nachgedacht, ob ich dessen würdig sei, und es war mir ganz feierlich zumuthe, wie wenn ich nach bestandener Selbstprüfung in Sarasstros Weisheitstempel eingehe.

Reizende Kleinbilder begrüßten mich zunächst: ein halbverwildeter Rococogarten aus dem vorigen Jahrhundert, auf welchem der Zauber des Traumhaften ruhte, dem neues sich entringt; wir nennen dies den Zauber der Geschichte.

Als ich aber aus dem dunklen Bogengang einer noch immer kunstreich ver schnittenen Lindenallee hervortrat an die Prüstungsmauer, die den steilen Ostabhang des hochgelegenen Gartens begrenzt, öffnete sich mir ein entzückender Fernblick auf die weite Hochfläche mit ihren Feldern und Wäldern, Gehöften und Dörfern, umrahmt von der lichtblau und weiß schimmernden fernen Alpenkette. Das Panorama der Landschaft erschien wie ein großes Halbrund, überwölbt von der Halbkuppel des wolkenlosen Himmels. Man glaubt bei solch scheinbar grenzenloser Fernsicht zu sehen, daß die Erde rund ist, allein das Rundbild hat nicht hierin seinen Grund, sondern in dem Bau unseres Auges. So dünkt uns auch der Himmel eine Rundkuppel, kraft des Baues unseres Auges.

Auch die Menschheit rundet sich uns zu einem wunderschönen Ganzen — als Panorama aus der Vogelschau. Und doch ist es auch hier nur der Bau unseres geistigen Auges, der uns das kleine Stück, welches wir



übersehen, als ein Ganzes, als so schön gerundet erscheinen läßt. Noch viel mehr wird dies dann von der „gebildeten Gesellschaft“ gelten.

Der Gartenaufseher war mehrmals prüfenden Blickes an mir vorbeigegangen. Er hat mich nicht hinausgewiesen.

Ich verließ endlich den Garten ganz stolz und viel zuversichtlicher als ich eingetreten war. Der Aufseher hatte mich nicht hinausgewiesen: er muß mich also doch für einen „Gebildeten“ gehalten haben.

## Künstliches Volksthum.

**U**nter solchem Titel habe ich auf Seite 69 dieses Jahrganges einige Gedanken ausgesprochen, die als Vorrede gelten mögen dessen, was ich in angedeuteter Sache noch auf dem Herzen habe. Für mich ist es thatsächlich eine Herzenssache, öffentlich ausgesprochen ist es nur eine Meinung, die nicht belehren, bloß anregen will.

Oft und überall hört man die Wahrnehmung und die Klage, daß unser deutsches Bauernthum — im Norden wie im Süden — entbauert wird. Die politischen, die wirtschaftlichen Zustände und der Zeitgeist haben es locker gemacht auf seiner Scholle, haben es gering geachtet und unwürdig behandelt, und nun schämt der Bauernsohn sich seiner Abkunft, seiner Mundart, seiner Kleidung. Den „Herren“ will er's nachmachen, dem Städter, aber sein sich gekauftes herrisches Gewand steht ihm so schlecht, als sein gespreiztes Kaplanddeutsch. Und doch ist dieses „herrische Gewand“ das richtige Kleid dessen, der es trägt. Denn der es sich von außen aneignet, ist seiner Natur und seinem Willen nach nicht mehr der schlichte genügsame Bauer, der sich das was er braucht selber schafft, es ist der Berggroß, der mit anderen Ständen liebäugelt und für sein Leben gern „was Besseres“ wäre, als Bauer.

Ist das Bauerngewand abgenüßt, so ist's noch das Kleid des fleißigen Werktagmannes; ist aber das herrische Gewand abgenüßt, dann ist es das Kleid des Gesindel's. Ich will damit andeuten, wohin der Bauer neigt, wenn er seiner Altständigkeit untreu wird. Meine Behauptung ist herbe fast bis zur Lieblosigkeit, sie wird nur gemildert, wenn ich beiseße, daß der Bauer an diesem Charakter- und Gesinnungswechsel kaum die halbe Schuld trägt; die andere Hälfte trägt wer anderer.

Mein Gott, der Bauer muß untreu werden, die neue Cultur hat ihn losgerissen von seiner Väter Sitten, der Staat, die Stände haben sich so entwickelt, daß der Bauer nach alter Art heute ein Anachronismus

geworden ist. Ich beklage das tief, es ist damit ein Reich zugrunde gegangen, das wie eine starke gesunde Idylle dagestanden und in dem auf realistischer Grundlage ein hoher und kühner Idealismus gewaltet hat. So viele meiner Beschreibungen und Geschichten aus dem altständigen Bauernleben erscheinen mir heute selbst schon als Märchengebilde einer untergegangenen Welt. Und sie waren doch einmal thatsächlich und wahr! — Dann kommt mir oft das Heimweh nach dem alten, tüchtigen und gesitteten Bauernthum und ich grolle dem Zeitgeiste, der es zerstört hat.

Niemand aber kann eigentlich dafür, daß es so gekommen ist und so weiter geht. Wir alle werden geschoben und bestimmt von unseren eigenen Erfindungen, Entdeckungen und Vorstellungen. Und diese sind auch eine Sache der Natur, die sich wie etwas Elementares einstellt, sobald sie eben auch wieder von der Natur vorbereitet worden.

Und mit dem Leben des Volkes hat sich auch seine äußere Gestalt geändert. Einst hat unser Gebirgsbauer fast alles was er brauchte, sich selbst geschaffen im Dorfe; er hat sich das Haus selbst gebaut, denn er war Maurer, Zimmermann, Schmied und Schlosser. Er hat sich die Nahrung selber gegeben, denn er war Bauer, Gärtner und Almer, war sein eigener Bäcker und Fleischer. Er hat sich den Stoff der Kleidung selber geschaffen, denn er baute den Flach und züchtete das Schaf, hat das Garn und die Wolle gewebert, die Kuhhaut gegerbt und sein Schuster und Schneider und die Näherin haben auf der Ster in seinem Hause das Gewand fertiggestellt. So hatte der Bauer das Gewand aus seinem eigenen Boden, von seiner eigenen Arbeit, er paßte es seiner Bodenständigkeit, seinen Wetterverhältnissen, seiner Körperbeschaffenheit an; er kannte fremde Mode nicht, die heimische aber liebte er, sie war gar keine Mode im landläufigen Sinne, sie war dafür zu beständig, denn die Bedingungen blieben sich gleich. Es war also ein zweckmäßiges Gewand und es war ein billiges Gewand, denn der Bauer brauchte kein oder sehr wenig Geld, um es sich anzuschaffen. Das war also die natürliche Tracht, und weil bei Gebäuden und Kleidern die Schönheit in der stilvollen Zweckmäßigkeit liegt, so war es eine schöne Tracht. Und so wenig, als Stoff und Form des Kleides willkürlich waren, so wenig war es auch der Schmuck des Mäpplers. Das rothe Halstuch und das grüne Band war ein Ausdruck seiner Heiterkeit und Frische, die Feder auf dem Hut ein Zeichen seines Muthes. Das alles hatte sich nach und nach entwickelt und einflussreichere Factoren haben auch von außen beigetragen, die Tracht auf Grund der Verhältnisse auszubilden und bewußt stilvoll zu machen.

In den Fünfziger Jahren war's, als die obersteirischen Bauern in ihren Wäldern die schönsten Lärchen niederhieben und daraus — Säрге machten. Tausende von Niesenjürgen, die sie dann zu hohen Stößen schichteten und zur Winterszeit auf dem Schlitten zu Thale beförderten, wo

fremde Käufer sie übernahmen. Es waren die Särge, in die sich der Bauernstand selbst einsargte, denn es waren die Eisenbahnschwellen, die, solange deren noch zwei oder mehr in einem sechs- oder achteckig behauenen Blocke beisammen waren, ganz die Gestalt eines riesigen Sarges hatten. Im Thale wurde damals die Eisenbahn gebaut. Die Schwellenlieferer hatten wohl keine Ahnung, für wen sie den Weg gründen halfen.

Als hernach die erste Locomotive heranbrauste, bekreuzten sich die Bauern davor, die Knechten wollten gegen das neue Ungethüm einen Vernichtungskampf anfangen. Die Maschine aber pufferte selbstgefällig und dachte sich — denn Maschinen haben auch ihre Seele — also dachte sie sich: O warte, Bauer, so feindselig du mir jetzt dawiderstehst, du wirst doch noch gute Bekanntschaft mit mir schließen. Du wirst mit mir fahren und reisen, wirst deine Landfrüchte mir anvertrauen, wirst Waren, die ich bringe, annehmen. Und mehr noch, du wirst deine Ochsen aus dem Pfluge spannen und mich einladen, dein Feld umzuackern; du wirst deine Knechte fort schicken und ich werde dir dein Korn ausdreschen. Du wirst den Müller ab danken und das Mehl von meiner Dampfmühle beziehen. Du wirst dem Gärtner und dem Weber und dem Schuster und dem Schneider aussagen und dein Gewand von meinen Fabriken kaufen. Denn ich werde dir Geld vermitteln und du wirst für Geld billiger zu den Sachen kommen, als durch die theuere bäuerliche Händearbeit, die so kostspielig sein wird, wenn einmal deine Knechte und Mägde in die Fabriken gegangen sind. — Die Maschine hatte nur zu recht mit ihrer Prophezeiung.

Und so ist es sachte anders geworden. Nur möchte ich wissen, warum der Bauer, der nicht in die Fabrik gegangen ist, daheim nicht mehr so leben soll, wie früher, warum er zum Beispiel nicht mehr die Kleider trägt wie früher, sondern lieber ein herrisches Gewand anzieht? Die Boden- und Witterungsverhältnisse sind ja doch dieselben geblieben; so heiter und frisch und fest wird der Mann wohl auch noch sein, als früher? Das letztere ist zu bezweifeln, denn er ist arm geworden. Trotz der Befreiung von der Hörigkeit ist er abhängig geworden von der Welt und ihrem Handel; trotz des Geldes, das mehr als früher ins Land kommt, ist er unvermögender geworden. Nicht immer ist es die Sucht, herrisch gewandet zu sein, er kauft sich ein herrisches Gewand oft nur deshalb, weil es billiger ist als die alte Volkstracht. Seitdem diese nicht mehr von den Bauern selbst erzeugt wird, sondern aus Stoffen, die durch sehr vieler Händler Hände gehen und sehr viele fremde Arbeit brauchen, ist sie gar kostspielig geworden. Die Volkstracht bedingt auch bessere Stoffe und haltbarere Arbeit, als die gewöhnliche Fabrikware. Ein Anzug aus leichtem Leder und Baumwollzeug oder falschem Tuche kostet dem Bauer zwanzig bis fünfundzwanzig Gulden; ein Anzug, bestehend in

schweren Bindschuhen, Wollenstrümpfen, Gemäs- und Hirschlederhosen, Tuchweste, Lodenjoppe, Filzhut mit Feder und Gemäsbart kostet das Zweifache, wenn nicht gar das Dreifache! Dieser Anzug hält freilich um dreimal länger, wäre also an sich nicht theurer, doch mehr Geld auf einmal kostet er, das hat der Bauer nicht beisammen, und deshalb muß er auf die Volkstracht verzichten und sich mit den windigen herrischen Kleidern begnügen.

Wenn man also auf dem Lande die alte Volkstracht wieder einführen will, was ich von ganzem Herzen wünschen möchte, so wäre entweder jene ursprüngliche Selbsterzeugung wieder herzustellen, oder das Volk in eine größere Wohlhabenheit zu setzen. Das erstere wird sich kaum mehr machen lassen, aber eine Festigung des Bauernstandes und Wohlhabenheit desselben wäre anzustreben, dann dürfte man wohl auch die gute schöne Volkstracht wiedersehen. Heute könnte man fast sagen, daß man in Kniehosen mehr Städter umsteigen sieht, als Bauern. Die Städter können sich dieses Gewand eben leichter kaufen und ich lobe ihren Geschmack. Die reicheren Bauern und gut gestellten Knechte bleiben auch nicht gerne zurück, kaufen sich beim Stadtschneider das Bauernwams und gehen darin sehr schmuck herum. Freilich, so bedeutsam kann diese Tracht nie mehr sein, als einst, da sie dem Boden und den Händen des heimischen Volkes entstammt war, mehr oder weniger bleibt sie ein willkürliches Kleid, also sehr nahe der Mode verwandt. Es ist eben gar nicht gleichgültig, ob der Bauer sich den Loden selber gewebert, oder in der Fabrik gekauft hat, es ist nicht gleichgültig, ob der Burische sich seine Auerhahnfeder selber aus der Luft geschossen, oder beim Posamentirer geholt hat. Kaufen kann jeder alles, wenn er Geld hat, und kann der wohlhabende Städter leicht in der Volkstracht auf die Berge steigen, während der arme Bauerzmann im charakterlosen Baumwollkleid zur Kirche geht.

Wir Volkspoeten sind „Lederhosendichter“ und ich wünsche jedem eine Lederhose, dem Städter, dem Bauer und endlich auch — mir selber. Ich würde mich nachhaltig freuen über die Wiedereinführung der schönen, kleidsamen alpinen Tracht in unseren Bergländern; ich kann nur die eine Anschauung nicht vertragen, als ob mit der alten Tracht auch das alte Volksthum wieder hergestellt werden könnte. Kleider machen Leute, das ist richtig, aber das Kleid macht nicht den Mann, das ist auch richtig. Wenn ich manch braven schlichten Bauerzmann im herrischen fremden Mischstoffkleid dahergehen sehe, so thut mir das leid; wenn ich aber manchen wahrhaftigen Volksfeind und Bauernschinder in Kniehose und Bindschuhen umsteigen sehen muß, dann wird mir übel.

Kleine Städte in den Alpen können sich freilich recht gut mit dem Bauernhause verbrüdern, zwischen dem Bauern- und Großstädterthum aber gibt es keine natürliche Gemeinsamkeit.



Es ist nach meiner Meinung ja möglich, das Volksthum, das Volksbewußtsein zu stärken, aber das muß von innen heraus geschehen. Von außen, etwa gar durch die Städter ins Volk hineingetragenes Volksthum ist eine Ungereimheit. Von innen heraus stärkt sich das Volksthum durch Tüchtigkeit in der Arbeit, durch Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse, durch Aufweckung des Bauernstolzes, durch das Bewußtwerden der Standesehre und dessen, daß das Landvolk wegen seiner schöpferischen Arbeit, die die wichtigste ist von allen Arbeiten der Welt, wegen seiner Altständigkeit und Kraft ein weitaus vornehmerer Stand ist, als manch anderer, der hochmüthig hinter seinen bunten Fahnen dreinmarschirt. Der Bauer ist ein kleiner Graf, und der Graf ein großer Bauer, vorausgesetzt, daß er ein großes Landgut hat. Der Bauer ist Aristokrat. Der Bauernstand kann Anspruch auf den schönen Namen Volk machen; tiefer stehende Stände heißt man den Plebs. Unter dem Namen Volk versteht man in engerem Sinne das Bauernthum, in weiterem Sinne die Nation. Der Bauer und die Nation haben also einen und denselben Namen, und thatsächlich besteht noch immer der größte Theil der deutschen Nation aus Bauern.

Derlei müßte dem Bauer zum Bewußtsein gebracht werden. Doch das Bewußtsein allein dürfte kaum genügen, demselben müßten die politischen und gesellschaftlichen Rechte zur Seite stehen, und auch eine standesgemäße Schulung und noch manch andere gute Dinge, in die sich bisher andere Stände theilen, während der Bauer das Nachsehen hat. Wenn das Bauernthum erst geistig und wirtschaftlich erstarkt ist, wenn der Bauer nicht mehr ein „besseres Fortkommen“ sucht, um ein schlechteres zu finden, dann wird er auch seine Lebensweise, seine Sitten wieder festigen und unbefangen zu manch altem Brauche zurückgreifen, vermöge seines Sinnes für Altständigkeit. Dann dürfte es wohl sein, daß einmal einer aufsteht und sagt: Wenn ich auch Geld habe, ich kaufe mir doch keine Bauerntracht, ich mache mir sie selber. Selber essen macht fett und selber schaffen macht stark, das sind zwei Sprichwörter, die zusammenheiraten müssen, es wird ein echtbäuerliches Ehepaar sein. Ich bin nicht wie andere entsetzt darüber, wenn ich höre, daß der obersteirische Bauer alles was er baut selber verzehrt. Möchte er es sich nur wieder so einrichten können, daß er der Welt nichts gibt und von ihr nichts nimmt; fettesseu sich sonst immer nur die Zwischenhändler. Seinen Haushalt selber gründen, seine Nahrung selber bauen, sein Gewand selber schaffen — das ist der richtige Bauer.

Wenn wir diesen richtigen deutschen Bauern nicht mehr auferstehen sehen, dann werden wir auch die alten guten Bauernsitten nicht mehr schauen, nicht mehr seine stolze Heimständigkeit, nicht mehr seine ursprüngliche Tracht.

Wenn wir trotzdem im Volke die Volkstracht wieder aufbringen wollen, so ist das auch gut, aber es ist etwas anderes. Es ist eine hübsche Mode, von der nur zu wünschen ist, daß sie recht lange währen möchte.

Das aber muß man dreimal sagen in einer Zeit, die so sehr geneigt ist, der äußeren Form größeres Interesse zuzuwenden, als dem Inhalte, dreimal muß man es sagen, daß das Volksthum nicht in der Sprache, nicht in der Kleidung liegt, sondern im Gehalte, in der Gesinnung. Erst aus der kraftvollen Weisheit wächst die dauerhafte Form. Einem gesunden Körper gibt die Natur die richtige Hülle. Den todten Straßenpflanz kann man mit beliebigen Farben von außen anstreichen, dem lebendigen Baum wächst seine Rinde und sein Laub von innen heraus. Wer wird einen dürren Baum mit grünem Blattwerk schmücken, das auf anderen Bäumen gewachsen ist? Gebt ihm gutes Erdreich, freie Luft und Sonnenlicht, schützt ihn vor Schmarokern, vielleicht fängt er selbst wieder an zu grünen.

Also wenn wir schon noch glauben können, daß der Weltlauf einschränkbar ist, so greifen wir tiefer und gründen einen Verein zur Vertheidigung und Wahrung des Volksthums in den Alpen. Vor allem müssen dann aber der Herr Schullehrer, der Herr Pfarrer und besonders der Herr Staat als — gründende Mitglieder beitreten. R.

## Sagen und Bräuche des Lungaues.

Geschildert von Ferdinand Krauß.

### II.

**E**igenthümlich dem Lungau sind einige Hochzeitsbräuche. Ist der Hochzeitstag bestimmt, so machen die Brautleute selbst unter Anführung des Hochzeitsladers ihre Einladung bei den Nachbarn und der Verwandtschaft. Am Hochzeitstage geht der Hochzeitslader zum Hause der Braut, um sie daselbst abzuholen. Zu Kürsingers Zeiten kehrte der Brautführer ohne die Braut zurück und meldete dies mit folgenden Worten: Ich bin schon hingegangen, die Thür ist aber versperrt, ich kann nicht hinein, du mußt mir einen anderen Schlüssel geben, der die Thür aufsperrt, und dieser muß sein ein hölzerner mit dem Spruche:

Ein hölzerner Schlüssel,  
Ein wässeriges Schloß,  
Die Jäger sind gefangen  
Und 's Wildbret kommt los.

Hierauf erwidert der Brautführer: Diesen hölzernen Schlüssel will ich dir stellen; es ist Moses mit seinem Stab, mit dem er das Meer getheilt hat, damit das israelitische Volk trockenen Fußes durchkam. Das israelitische Volk ist das Wildbret und die Egyptier sind die Jäger.

Jetzt geht der Hochzeitlader zur Braut und kehrt mit der Nachricht zurück, daß der Schlüssel zwar aufgethan habe, jedoch gehe die Braut nicht zur Hochzeit, weil sie vom Brautführer nicht geladen sei, darauf sagt dieser: Es ist nicht nöthig, die Braut zu laden, sie wird mit ihrem Hochzeiter schon gleich bei der geistlichen und bei der weltlichen Obrigkeit alles in Wichtigkeit machen und wird wohl auch für ihre Lebenszeit ein Darangeld bekommen haben.

Nun geht der Hochzeitlader wieder zur Braut und kommt von ihr mit dem Bescheid zurück: Es hat nun alles seine Wichtigkeit, aber die Braut verlangt noch einen Kranz.

Hierauf sagt der Brautführer: Den Kranz will ich ihr geben, es ist der Rosenkranz.

Nun verlangt die Braut einen anderen Hochzeitsführer und andere Epikreiter. Hierauf der Hochzeitlader: Zum Brautführer stell' ich ihr den heiligen Namenspatron und zum Epikreiter ihren Schutzengel.

Aber die Braut ist noch nicht zufrieden und verlangt schließlich noch einen Reisebuschen, der soll sein ein Nelkenstock mit drei Nelken.

Der Brautführer stellt nun diesen Stock als heil. Dreieinigkeit, hierauf erst überantwortet der Hochzeitlader die Braut dem Brautführer.

Außerdem hat der Hochzeitlader vor der Thür des Heimathauses der Braut eine lange Ansprache an den vielgeliebten Hausvater zu halten, worin er um Ausfolgung der Braut bittet, sie soll gegeben werden zu seiner Hand, damit er sie führen kann über Wege und Gassen, über Land und Straßen in die Behausung des ehrengedachten Wirtes, bei welchem das hochzeitliche Ehrenmahl angestellt ist, von dort aus wird man gehen und prangen in das Gotteshaus. Wenn die Nacht heranrückt, will ich die Braut führen, sagt der Hochzeitlader, in die Behausung ihres Hochzeiters, und da wird sie als eine vollmächtige Hauswirthin aufgenommen und ihr die Schlüssel von Kuchel und Keller anvertraut, und sie wird sein ein eheliches Weib, sie wird ihrem Mann gehorsam sein, wie unsere Mutter Eva dem Adam und ihn ehren wie Sarah den Abraham.

Hierauf übergibt der Hausvater die Braut dem Hochzeitlader und dieser wieder nach den früher erwähnten Zwiegesprächen zwischen Hochzeitlader, Braut und Brautführer dem letzteren. Ist dieses geschehen, so hält der Hochzeitlader im Namen der Braut eine lange Abdankung, worin sie sich von den Eltern und der Freundschaft beurlaubt und verabschiedet und bedankt: erstens für die erhaltene Taufe, dann zweitens

für die erhaltene christliche Erziehung, drittens für ihr eheliches Heiratsgut, viertens thut sie sich von allen beurlauben und für alle etwa zugefügten Beleidigungen Abbitte leisten, fünftens, daß (weil die Ehe zu Kreuz und Leiden führt) wenn sie in Trübnis zu ihren Eltern kommen sollte, ihr Thür und Thor offen stehen mögen, sechstens gibt der Hochzeitlader der Braut eine lange Ermahnung, worin dieselbe an die Pflichten der Ehe erinnert wird.

Vor dem Kirchgange gibt es ein kleines gemeinschaftliches Mahl, und schon hierbei treten die sogenannten Spikreiter in Function. Ihr Name stammt daher, weil sie früher an der Spitze des Hochzeitzuges ritten, nun wandeln sie zu Fuß, aber beim Volke heißen sie noch immer die Spikreiter. Es müssen witzige, findige Burschen sein, die man aus den geladenen Gästen zu diesem Ehrenamt beruft, denn sie sind die Spasmacher des Festes.

Vorerst gilt es nun die Geistlichkeit vom Pfarrhose solenn einzuholen, und so zieht denn der Hochzeiter (Bräutigam), der Hochzeitlader mit den Stranzeljungfern und den übrigen Hochzeitsgästen unter Musikbegleitung zum Pfarrhose, wo nun der eigentliche Hochzeitzug sich aufstellt und zur Kirche schreitet. Voran die Dorfmusik, dann der Pfarrer mit dem Bräutigam, hierauf die Männer, welchen die Spikreiter mit den Stranzeljungfern folgen, dann die Braut mit dem Kaplan, der sie, wenn sie den Jungfernkranz trägt, am Arme führt, wenn nicht, neben ihr geht, sodann der Hochzeitlader mit der Brautmutter, und am Schlusse die Frauen.

Schon beim Abholen der Braut aus dem Elternhause findet das Räthsel lösen statt, und zwar werden dem Brautführer und den Spikreitern Räthsel aufgegeben, vor deren Lösung die Braut nicht herausgegeben wird. Dasselbe wiederholt sich meist bei der Zufahrt auf der Straße, welche plötzlich mit Stangen und Stricken abgesperrt ist, ja selbst noch bei der Pforte des Wirthshauses, woselbst die Hochzeitsfeier abgehalten wird. Man nennt diese improvisirten Hindernisse „Berisprengeu, Sprenge“. Gehört der Bräutigam einem Gewerbe an, so stößt der Hochzeitzug sicher auf ein Häuflein absonderlich costümierter Männer, die sich alle Mühe geben, mit Eifer der Ausübung des Gewerbes sich zu widmen. Nach Rückkehr von der Kirche in das Gasthaus wird sogleich mit dem Tanze begonnen, die meisten Gäste zerstreuen sich jedoch in die Häuser des Dorfes. Nun soll das Mahl beginnen, aber da fehlt auf einmal das Weibsvolk und nun ist es Sache der Spikreiter, alle geladenen Weiber wieder in den Gehöften des Ortes, woselbst sie sich versteckt haben, zu suchen, was neuerdings Anlaß zu allerlei Schabernack gibt.

Die Tafel ist eingetheilt zu Tischen von zwölf Personen, aber nicht bei jedem Tische wird das gleiche Essen aufgetragen und ist es Sache



des Brautführers, die richtige Rangordnung und Eintheilung zu treffen, damit niemand sich verlegt fühlt. Während des Mahles gibt es oft Numenschanz und erscheint auch oft ein von sechs Burschen sehr künstlich dargestellter Schimmel, auf welchem ein türkisch costümierter Reiter als Hauptmann sitzt. Derselbe spricht in feierlicher Weise dem Brautpaare seine Glückwünsche aus, die immer in dem Wunsche ausklingen:

Ich gratuliere zu einem Stall voll Rinder  
Und einer Stube voll Kinder.

Während des Mahles spricht der Hochzeitslader den Gästen den Dank für ihr Erscheinen aus, wobei er über die erhaltenen und die nicht erhaltenen Speisen seine drolligsten Witze zum Besten gibt. Es ist dies die sogenannte Abdankung.

Nach dem Mahle findet der Brauttanz statt, dabei hört der allgemeine Tanz auf und tanzt denselben die Braut allein mit einem Verwandten oder einer anderen Person, die man besonders auszeichnen will. Dabei hat der Tänzer den Hut des Bräutigams auf.

Die Hochzeitsfeier endet zwischen neun und elf Uhr und nehmen sich die Gäste die erübrigten Speisen als sogenanntes „Bscheidessen“ mit nach Hause.

Der Bräutigam aber eilt voraus nach Hause und erwartet sein junges Weib hinter der Hausthür. Die Braut mit dem Brautführer klopfen nun an die Thüre, es folgen nun mehrere Wechselreden und übergibt der Brautführer zuletzt die Braut dem Hochzeiter mit folgenden Worten: „Hier stelle ich dir zu Handen deine tugendhafte Jungfrau Braut als dein vielgeliebtes Eheweib, als wie Gott der Allmächtige die Eva aus einer Rippe genommen hat und dem Adam zum Weibe gegeben hat u. s. f.“

Bei all den vielen Ansprachen vermißt man die Nennung der Brautmutter, es entspricht dies jedoch der patriarchalischen Anschauung, die den Grundzug aller dieser Handlungen und Zwiegespräche bildet, aus demselben Grunde nimmt die Brautmutter nie am Hochzeitsmahle theil.

Kommt die junge Frau ins Wochenbett, so wird sie von ihrem Pathen (Gothen) besucht, es ist das Weisetgehen, wobei die Wöchnerin beschenkt wird.

In manchen Gegenden wird die Braut auch bei der Hochzeit beschenkt.

Originell und dem Lungau eigenthümlich ist das sogenannte Ladübertragen und das Installieren, welches namentlich im Weißbriacher Winkel Brauch ist.

Ersteres findet alle drei Jahre beim Antritt des Amtes seitens eines neuen Gemeindevorstandes statt, letzteres beim Antritt des Besizes einer Wirtschaft, sei es durch Erbschaft oder Kauf. Beim Ladübertragen wird die Gemeindecasse nebst den Insignien der Gemeindecanzlei in einem bekränzten, mit Ochsen oder Pferden bespannten Wagen, auf welchem der

neue Gemeindevorsteher mit seinen Rätthen platzgenommen hat, vom Hause des alten Gemeindevorstehers zum Hofe des neuen „Bürgermeisters“ überführt, dabei begleitet jedoch unter Heidenspectakel ein Haufe drolligst costümierter Burschen unter allerlei Schabernack den Zug.

Ähnlich ist das Installieren, indem auch hier im langen Zuge das lustige Volk in der Gemeinde mit dem Wagen der Gemeindevorsteherung sich in möglichst komischer Maskerade zum Gehöft des neuen Gemeindegliedes begibt, um denselben in lustigen und witzigen Ansprachen unter ohrenzerreißendem Gelärm an seine neuen Pflichten zu erinnern, unter welchen gewiß nicht am lezten die Pflicht ist, die erschienenen Gäste recht reichlich zu bewirten.

Im Leiffachthale findet am Martintage das sogenannte Käsmandlerennen statt. Das Käsmandl ist eine sagenhafte Gestalt, die meist als kleines Männlein von eisengrauer Farbe mit fahlem runzeligem Gesicht geschildert wird. Es bewohnt im Sommer die Felsenschroffen und die dunklen Wälder, wo es sich von Wurzeln und Kräutern nährt, im Winter kommt es in die verlassenen Almhütten und sammelt hier die von den Semerinnen rückgelassenen Abfälle. Der Berggeist ist meist gutmüthig, darf jedoch nicht gereizt werden. Über den Ursprung des Käsmandlbrennens und über das Käsmandl schreibt Kürsinger:

Ein Bauer jagte einst am Vorabend vor Martini zu seinem Knecht: „Wenn du mir heut das Käsmandl vorbeigeigest, so geb' ich dir meine blöfadö (roth-weiß gefleckte) Kuh.“

Der Knecht spielte nun im Hausgange auf seiner Geige bis abends. Als es schon zu dunkeln begann, da kam auf einmal das Käsmandl mit vielen schwarzen Röhren am Hause vorbei und auf den Knecht zu und sprach:

„Geig na brav zua,  
Verdianst da n Bauern  
Sei blöfadö Kuh.“

Darüber war alles verwundert und wurde dieser Vorfall zum Anlasse folgenden Volksgebrauchs:

Am Vorabend von Martini versammeln sich alljährlich alle Burschen im Leiffach-Winkel, nachdem sie sich mit allen möglichen Gegenständen versehen haben, welche geeignet sind, großen Lärm zu verursachen, wie Glocken, Pfeifen, Schellen, Peitschen, u. s. w. Sie gehen nun in aller Stille eine Strecke in den Winkel hinein, wo sie sich verkleiden und zur wilden Jagd aufschicken.

Auf ein Zeichen beginnt nun ein wahrer Höllenlärm, indem das junge Volk mit furchtbarem Geschrei und Geheul, Peitschengeknalle und Schellengeläute durch das Pfarrdorf zieht. Die Bewohner verriegeln sich in ihren Höfen und niemand wagt diesen Zug zu schauen, da er sofort mit Wasser begossen oder mit Pech besudelt würde. Der Zug verliert sich

in eine Dorfgasse und löst sich in aller Stille auf. Das Volk sagt aber: Jetzt kommt das Käsmändl aus der Alm. Zu Martini wird das Käsmändl in die Alm eingeglöckelt und zu Georgi, wenn die Semnerinnen zur Alpe ziehen, von der Alm ausgeglöckelt. Die Lessacher haben ganz eigene Idiome.

Wie im Steirischen, gibt auch im Lungau das Brecheln des Flachses Anlaß zu Lustbarkeiten und Schelmereien.

Die Brechlerinnen überfallen dabei oft vorübergehende Bekannte und überstreuen sie mit den dünnen Halmen, „sie geben ihm den Brechelweizen“. Ist das Brecheln zu Ende, so gibt es stets ein kleines Mahl, bei welchem die Brechelkrapsen nicht fehlen dürfen.

Gar artig sieht sich auch die Butterweibe an den Ostertagen an, da jede Bäuerin dabei wetteifert, ihre Butter in so hübscher und zierlicher Form als möglich in die Kirche zu bringen und kommen dann Hühner und Walfische, Christkindeln und Osterlämmer, ja ganze säulenprangende Tempelchen, alles in Butter, zum Vorschein.

Am zweiten oder dritten Ostertage geschieht das sogenannte Weihen, ein sinniger Brauch, welcher alle Kinder, die nicht mehr im elterlichen Hause sind, sowie nahe Verwandte und Pathekinder zusammenführt zu einem gemeinsamen Familienfest im Heimathause. Gebäck, Eier und geweihte Osterbutter spielen dabei eine große Rolle.

Eine gar seltsame Einrichtung, das Kennkrapsel, erklärt uns, warum sich im Lungau an gewissen Festtagen die Kirchplätze so rasch leeren; es bekommt nämlich, wer am ersten nach Hause kommt, von der Bäuerin einen Krapsen frisch aus der Pfanne, das Kennkrapsel.

Die Lungauer müßten keine richtigen Mpler sein, wenn ihnen nicht die Freude am Schießstande und Büchsenknall im Blute steckte, und mag es wenig Bauernhöfe geben, die nicht am Giebel eine alte Scheibe mit einem Meisterschuß und in einer Stube ein wuchtiges Scheibengewehr bergen würden.

Als im Jahre 1797 die Franken heranzogen, sandte der Pfleger von Tamsweg Eilboten in alle Gaue, um die Lungauer zur Grenzvertheidigung aufzubieten, und in einer Nacht stand ganz Lungau in Waffen, aber es war doch schon zu spät, die Häufe waren in Feindeshand, und abermals sandte der Pfleger Boten hinaus, keine Feindseligkeiten zu begehen, und wie auf Zauberschlag herrichte tiefste Ruhe im Gaue und waren die todtbringenden Büchsen in den Verstecken verschwunden.

Der schönste und seltsamste Schießstand im Lungau ist am Prebersee, einem circa tausendfünfhundert Meter hoch gelegenen Alpensee am Südfuße des Preber an der Grenze Steiermarks.

Zwischen kleinen Wäldchen, in welchen die Lärche und Fichte sich mischt, liegt, von Alpenmatten umsäumt, der hundertfünfundzwanzig Meter

lange, aber nur etwa zwölf Meter tiefe See, welcher, Eigenthum des Posthauses in Tamsweg, köstliche Krebse, Forellen und Salblinge birgt.

Bei geeigneten Anlässen veranstaltet nun hier auf dieser, weit ins Land schauenden Höhe, die Tamsweger privilegierte Schützengesellschaft ein Scheibenschießen, welches sich stets zu einem Volksfeste ganz Lungaus gestaltet und wozu auch die nahe Steiermark stets eine Schar trefflicher Schützen stellt.

Da wandern nun die Schützenbrüder mit Kind und Kegel an einem bestimmten Tage, meist im Herbst, wenn der Wasserpiegel am ruhigsten ist, zu dem Alpensee und da wird es nun lebendig an den Ufern desselben.

Da brodeln die Kessel und schmorren die Braten am Spieße, da geht es in den Buschschenken gar lustig zu, und überall ertönt heute Sang und Klang auf der sonst so stillen Alpenhöf.

Vom Schießstand knallen die Büchsen, aber gar seltjam, die sicheren Rohre richten sich nicht nach der Scheibe, sondern nach deren Spiegelbild im Wasser, und vom See Spiegel gleiten die Kugeln erst wieder hinüber zur Scheibe am Uferland. Das ist das Merkwürdige des Festschießens am Prebersee, und je ruhiger der See ist, je öfter jauchzt der Zieler und unter Pöllertrachen steigt, einen Meisterschuß verkündend, der Doppeladler, langsam seine Fittige entfaltend, hinter der Scheibe auf.

Es sind keine kostbaren Beste, mit welchen hier der Meisterschuß gelohnt wird, aber um so geschmackvoller und zierlicher sind deren Fassungen, und ist dem glücklichen Schützen sein Best selbst um schweres Gold nicht feil.

Der schöne patriarchalische Zug, der dieses echte Volksfest der Lungauer verschönert und so anheimelnd macht, ist es auch, welcher zu der Einrichtung der sogenannten Bürgertage in den drei Märkten Lungaus geführt hat. Es ist dies das Zusammenkommen der Bürgerchaft in den späten Nachmittags- oder Abendstunden bei einigen Glas Lungauer Biers an den sieben Wochentagen, täglich in einem anderen Gasthause.

Kommt man in einen der drei Märkte Lungaus, so frage man daher nur, wo ist heute Bürgertag, und begeben sich sodann in das genannte Gasthaus, man findet dort die ganze bessere Bürgerchaft, die Geistlichkeit, die Lehrer, den Gemeindecarzt, ab und zu auch Beamte, sowie alle sonstigen Honoratioren des Ortes beisammen und hat sogleich eine ganz angenehme Gesellschaft. Es sind meist unterrichtete Männer, die gar bereitwillig über vieles im Lande Mittheilung machen und die namentlich viel von den alten Zeiten zu erzählen wissen. Insbesondere lebt noch die Erinnerung an die Franzosenzeit, die so großen Schaden im Lungau machte, fort, und alte Lungauer wissen noch viel von den Gewaltthaten der Franzosen zu erzählen, welche ihre Väter erlebten.



Am „unschuldigen Kindstag“ gehen die armen Kinder mit einem kleinen Sack von Haus zu Haus und bitten um ein Bisnergut: „Bitt gar schön um ein Bisnergut.“ Hierauf werden die Kinder mit Äpfeln, Äpfeln, Nüssen und Vorhörndeln beschenkt und macht dies dem Hause oft eine Auslage bis zu zwei drei Gulden.

Die tägliche Hauptspeise der Lungauer ist die Nudel, die theils gegotten, theils in Schmalz gebacken wird, letztere ist die Schottnudel, erstere die Dampfnudel, deren Vereitung ziemlich umständlich ist.

Zum Frühstück gibt es fast immer Schottsuppe mit Koch oder Farvel, Mittags wird Kraut, Bohnen oder Erbsen, vermengt mit Raindlgerste und mit Gehack't (zusammengehackte Grammeln, Speck, selten auch Gänsefleisch), oder Knödel mit Geselchtem aufgetragen. Abends isst man Milchsuppe, Kraut und Erdäpfel und die früher erwähnten Nudeln, dazu gibt es bei Feldarbeit eine Vormittags- und eine Nachmittagsjause, bestehend aus Brod mit Käse oder Butter.

Die Wohnstätten des Lungauers zeigen im allgemeinen die salzburgische Bauweise, das breitgieblig oben aus Holz, unten mit Stein gebaute, mit Schindeln oder Brettern gedeckte Wohnhaus mit den Giebelgalerien und den vielen Nebengebäuden, aber innerhalb derselben gibt es so viele Unterschiede, dass man unmöglich eine bestimmte Type speciell als Lungauer Bauernhaus bezeichnen kann, nur die schönen, fest gemauerten Getreidekästen findet man allein im Lungau. (In Steiermark sind sie beinahe durchwegs von Holz.)

Lungau ist verhältnismäßig sagenarm und ist überhaupt fast nur die Schatzsage und die historische Sage vertreten. Seltsamerweise ist durch ganz Lungau die sogenannte Maultasch'sage verbreitet, indem die Zerstörung einer Reihe Schlösser der gefürchteten kriegerischen Landgräfin von Tirol zugeschrieben wird, während die neuere Forschung übereinstimmend zu dem Resultate gekommen ist, dass die Maultasche nie Lungaus Grenzen überschritten hat und hier offenbar eine Verwechslung mit der über ein Jahrhundert später stattgefundenen Fehde zwischen Kaiser Friedrich III. und König Matthias Corvinus von Ungarn vorliegt, welche Fehde infolge des anfänglichen Bündnisses des Erzbischofs Bernhard mit des Kaisers Gegner zum Theile auf Lungauischen Boden hinübergezogen wurde.

In dieser blutigen zehnjährigen (1480 — 1490) Fehde scheinen sich alle jene kriegerischen Ereignisse abgespielt zu haben, die heute unter Herzüberziehen kärntnerischer Sagen nach dem Lungau der Margarethe Maultasche zugeschrieben werden. Hier noch einiges von der Maultasch.

Margarethe, nach ihrem Schlosse bei Terlan die Maultasch genannt, war nach dem Tode ihres Vaters, Herzogs von Kärnten und letzten Landgrafen von Tirol, nur in den Besiz von Tirol gekommen, während Kärnten als erledigtes Reichslehen dem Herzog von Osterreich zufiel. Darüber er-

bittert, fiel die kriegerische Landgräfin von Tirol im Bunde mit Herzog Heinrich von Baiern in Kärnten ein und verwüstete es in grausamer Weise, mußte sich aber sodann wieder nach Tirol zurückziehen.

Margarethe setzte zuletzt den Herzog Rudolf von Österreich zum Erben von Tirol ein, wenn ihr Gatte Ludwig von Brandenburg und ihr Sohn Reinhard ohne Kinder sterben sollten. Am 9. Jänner 1363 starb nun Reinhard kinderlos und es trat damit dieser Fall ein.

Herzog Rudolf von Österreich eilte bei dieser Nachricht mitten im Winter an das Hoflager der Maultasch zu Meran und gewann durch den Zauber seiner Persönlichkeit bald einen derartigen Einfluß auf die Landgräfin, daß sie am 26. Jänner 1363 mit Zustimmung der Stände eine vollkommene Abtretungs- und Übergabsurkunde zu Gunsten des Herzogs und seiner Erben bezüglich Tirol und Theile von Görz ausstellte.

Margarethe begab sich sodann nach Graz, wo sie um das Jahr 1365 kurze Zeit lebte und bezeichnete man das ehemalige Haus Nr. 13 am Murplaz neben dem Hotel „Elefant“ als ihren Wohnsitz. Ober dem Portale dieses Hauses war ein behelmter Frauenkopf aus Stein eingemauert, welchen man als jenen der Maultasch bezeichnete. Derselbe wurde an dem an Stelle des alten Hauses getretenen Neubau ober den Arcaden, gegen die Roseggergasse hin, wieder eingemauert. Von Graz aus gieng die Maultasch nach Wien, wo ihr Rudolf das Schlößchen Margarethen, aus welchem sich die heutige Vorstadt gleichen Namens entwickelte, anwies, woselbst sie, dreiundsechzig Jahre alt, am 10. Februar 1379 in Frieden starb.

Die Maultasch-Sage folgt in Steiermark, von Leoben an flussaufwärts der Mur, bis tief ins Ungarische hinein, wo man sogar einen Hügel als ihre Grabstätte bezeichnet.

Bei Leoben tritt uns die Sage in Steiermark zum erstenmale entgegen, indem dieselbe das Nonnenstift Göß von der Maultasch zerstören läßt, das Murthal aufwärts taucht die Sage wieder bei Knittelfeld auf, indem sie meldet, daß die Stadt von der kriegerischen Landgräfin bestürmt wurde. Die tapferen Bürger schlugen den Angriff mit Knütteln ab, und erhielten später drei Knüttel in ihr Stadtwappen. Wieder das Murthal aufwärts sehen wir bei Teuffenbach nächst der Höhlenburg Chalons im Buxerloch die gefürchtete Maultasch als Belagerin der Felsenburg erscheinen. Lange hält sich die Burg, endlich entflieht der Burgherr, der seinen Knechten nicht mehr traut, durch einen unterirdischen Gang. Und nun öffnen die Knechte die Höhlenburg, welche hierauf von der Maultasch gänzlich zerstört wird.

Varianten von dieser Sage melden, daß hier die Maultasch ein Treffen bestand, wobei so viel Blut geflossen ist, daß heute noch diese Stelle als Blutaue oder Bluttrefe bezeichnet wird.

Wenige Meilen weiter nur, aufwärts hinter Murau, öffnet sich südlich der Lorenzer Graben bei St. Lorenzen; am Eingange des Grabens, am sogenannten Schloßbühel, stand ein Schloß, welches von der Maultasch zerstört wurde, bei diesem Anlasse wurde auch das Schloß zerstört, welches in der Gemeinde Kaindorf an der Straße nach Stadl einst gestanden hat. Ober St. Georgen an der Mur steht dicht am rechten Ufer derselben vereinsamt das alte Cäcilienkirchlein. Dasselbe zeigt an der Kirchenthüre ein riesig großes Hufeisen, dasselbe wurde von der Maultasch über die Mur mit solcher Kraft geworfen, daß es an der Kirchenpforte hängen blieb.

Wir kommen nun ins Lungau, wo die Maultasch-Sagen sich noch dichter aneinanderreihen.

Von Tamsweg an der Mur führt die alte Commercialstraße über Seethal nach Steiermark. Am halben Wege zwischen diesen Orten steht auf einem Hügel dicht an der Straße ein alter Zehenthof, hinter welchem die Ruinen der Burg der Herren von Schloßberg aufragen; sie wurde von der Maultasch zerstört. Dieselbe liegt auch hier in dem Hügel, der sich jenseits der Straße erhebt, begraben.

Nördlich von Tamsweg zieht das Thal von Lessach zum Stamme der Niedereen Tauern an, am Eingange des Thales liegt das Dorf Wölting. Die Sage meldet nun, die tapferen Männer dieses Ortes hätten die Maultasch nächst der Burg Thurmschal besiegt und habe zur Ehrung dieser That der Landesfürst dem Dorfe Wölting das Vorrecht verliehen, bei allen Aufzügen den Samson als Symbol der Stärke und Tapferkeit mitzuführen.

An der Straße von Tamsweg nach Mauterndorf erblickt man an der Tauernache die spärlichen Reste der Burg Picheln, die einst von der Maultasch „zerrebbelt“ wurde. Weiter gegen Mauterndorf liegen die sogenannten drei Kreuze auf einem Hügel nahe der Straße bei Steindorf. Vor etwa fünfzig Jahren fand man in diesem Hügel viele Menschenknochen und Waffenreste, diese rühren nach der Sage von einem Treffen her, was hier die Maultasch geliefert hat. Nahe der Vereinigung der Mur und Zederhaus Winkels ober St. Michael erstreckt sich die große Ortschaft Ober-Weißburg mit der heute nahezu verschwundenen Ruine der Burg der Herren von Weißburg. Dieselbe wurde von der kriegerischen Landgräfin bei ihrem Einfalle in den Lungau zerstört. Dieselbe stieg dabei über die Höhe des Ginecks auf der alten Römerstraße herab, zerstörte das Schloß Gineck und verwüstete Ober-Weißburg. (Mit den Ruinen Ober-Weißburg und Thurmschall hängt auch die bekannte Schafsage von dem Hunde mit dem Schlüssel im feurigen Rachen, der die Schätze bewacht, zusammen.)

So lebt der historischen Forschung zum Troste die Maultasch-Sage an den Ufern der Mur von Leoben bis zu deren Ursprungsgebiet unzer-

störbar in den Überlieferungen des Volkes fort. Immerhin mag es aber doch nicht ganz ausgeschlossen sein, daß die Maultasch von Kärnten aus einige Einfälle ins Ungauische gemacht hat.

Mit dieser Schilderung der Bräuche und Sitten der Ungauer glauben wir einiges zur Charakterisierung dieses weltabgeschiedenen schönen Gaues beigetragen zu haben.

## Eine Spaziersahrt im Wendenlande.

Die Poeten können nicht politisch denken. Sie können nicht und sie können nicht.

Und sie dürfen nicht.

Es taugt schon nicht, wenn sie den Politikern zu viel Gehör geben, wenn sie in der Tagesströmung sich manchmal ein wenig baden und wenn sie sich so ängstlich in ihr Volk einengen und einsperren, als wäre alles, was außerhalb desselben steht, von größtem Übel.

So bin ich schon seit vielen Jahren nicht mehr über die deutschen Grenzen hinausgekommen. Ich war nicht gerade davon überzeugt, daß bei und in uns Deutschen alles gut ist, aber es bildete sich in mir eine gewisse Vorstellung davon, als wäre in natürlicher und cultureller Beziehung ein Unterschied da, der sehr zum Nachtheile der fremden Völker ausfalle. Schon eine fremde Sprache erweckt in mir allemal ein gelindes Schaudern, dann die fremden Sitten und endlich gar erst das fremde Blut! Ich empfand in solch fremden Elementen etwas Feindseliges gegen uns, wie eine rechte Herausforderung, wenn der Ungar, oder der Italiener oder der Slovenc seines Volkes Sprache redete. Ich hatte mich eben schon manchmal in der Tagesströmung gebadet.

Seit man liest und hört, daß unsere Süddeutschen, die Wenden da unten, so heftig für ihre Nationalität agitieren, habe ich gar nicht mehr mögen zu ihnen hinabgehen. Entweder sie haben keine Cultur, dann sind sie ein wildes Volk und verdienen nicht das Recht, politisch mit dreinzureden, oder sie haben eine Cultur, dann haben sie dieselbe von uns Deutschen und sollen erst recht bescheiden sein. Man hört nichts von windischen Erfindungen, und doch besitzen sie alle Errungenschaften der Technik. Man hört nichts von slovenischen Schriftstellern, und doch haben sie in neuerer Zeit ihre Sprache zu einer regelmäßigen Schriftsprache ausgebildet, die fast geeignet ist, den modernen Geist in sich aufzunehmen und zu verbreiten. Das ist unheimlich und man fragt sich, mit welchen Dingen es zugeht.



Vor einigen Jahren ist im Wendenlande, am Bett der Samn, von Gills bis Wöllan eine Eisenbahn gebaut worden. Die Slovenen haben sich das nicht geleistet, wenigstens nicht allein, und sie setzen sich auch nicht gerne in den Wagen, um zu uns zu fahren. Dagegen fahren wir auf der neuen Bahn zu ihnen, um ihr schönes Wendenland anzusehen und zu schauen, was sie treiben. Als solch ein neugieriger Reisender bin vor kurzem auch ich das Samnthal hinaufgefahren, ins Schallthal und ins Mißlingthal und ich will davon sagen. Die neue Landesbahn von Gills bis zur vorläufigen Endstation Wöllan hat achtunddreißig Kilometer mit acht Stationen. Im Samnthale, das gegen Westen hinaufläuft, hat man zur Rechten schönes Hügelgelände, zur Linken aber, über der Samn drüben, vielspitzige Berge, die schier an einige Gegenden des Gnnsthales erinnern. Das Thal ist breit, und Hopfen und Malz, das anderswo verloren ist, gedeiht hier in üppiger Fülle. Die Weinreben des heiligen Gambrinus zieren unseren Weg zur Rechten und zur Linken. Bei der Station Rißdorf verlassen wir das Schuttbett der Samn, die dort aus den Herrlichkeiten der Sulzbacheralpen hervorkommt. Die Bahn hält sich an die uns entgegenfließende Paak, wendet sich durch ein kurzes Engthal nach rechts wieder dem Osten zu, im freundlichen Schallthale. Nach dreieinhalbstündiger Fahrt kehrte ich im vortrefflichen Gasthause des Herrn Rat ein, um am nächsten Frühmorgen mit einem Steirerwäglein über Sanct Leonhard ins Mißlingthal gegen Windischgraz und bis Unterdrauburg zu fahren.

Überrascht hat mich die Schönheit der Thalchlucht zwischen Wöllan und Sanct Leonhard, der Paak entlang. In derselben findet man eine interessante Höhle und ein Denkmal an den Prinzen Johann, der auch hier wie allerorts in Steiermark Spuren seiner jegensreichen Wirksamkeit hinterlassen hat. Diese schöne Straße ins Mißlingthal hinüber hat er veranlaßt. Das weite Gelände des Mißlingthales wird beherrscht vom Ursulaberge, der kuppenartig aufsteigend an der kärnthnerischen Grenze steht und ob seiner Stellung zwischen dem Mittel- und dem Hochgebirge, sowie seiner überaus lohnenden Aussicht der windische Rigi genannt werden darf.

Während sonst die Bauernhäuser auch in diesen Thälern den Charakter des Wendenlandes tragen, klein, zumeist gemauert, mit Stroh gedeckt, haben sie im oberen Mißlingthal in ihrer Stattlichkeit und mit den schimmernden Bretterdächern oberländische Art. Die Gegend scheint wohlhabend zu sein, was aber die Steuerbehörde nicht so auffassen möge, als ob schärfer geschraubt werden sollte. Dieses Thal gibt sich mit seinen Fichtenwäldern, frischen Almmatten, klaren Wässern ganz wie ein deutsches Alpenland. Die Blumen am Wege blühen hier ebenso schön, die Kinder auf den Wiesen spielen ebenso munter, die Leute auf dem Felde arbeiten ebenso emsig wie die in deutschen Gauen. Der Menschenschlag ist stattlich, obgleich man auch recht vielen Grotins begegnen kann, die von der Ge-

meinde ebenso wie bei uns im Deutschen an die Straße gelassen werden, um durch ihren widerlichen Anblick die Herzen zu rühren und zu einem Almosen zu veranlassen. Besonders gegen Unter-Drauburg hin sind mir die armen, oft unbeschreiblich verwahrlosten Wesen aufgefallen.

Der windische Landmann macht mir immer den Eindruck der Gutmüthigkeit, der Dienstwilligkeit, ohne daß es den Anschein hat, als handle er seines Vortheils wegen, wie etwa der Italiener. Man sagt zwar, daß er schlau und ein wenig tückisch sei, trotzdem zahlte ich in einem Dorfwirtshause für Nachtquartier, Braten, Wein zum Nachtmahl und Kaffee zum Frühstück zusammen nur vierunddieszig Kreuzer. Allerdings scheine ich dort seit Welterschöpfung der erste Tourist gewesen zu sein. Das wird mit Einzug der Cultur schon „besser“ werden. Ich hatte bei meinem windischen Wirte das Gefühl jener Gedrücktheit, die der Ungebildete dem Gebildeten gegenüber empfindet. Ich konnte nur deutsch sprechen; er sprach slovenisch und deutsch und letzteres mit einem gewissen wohlwollenden Stolze, etwa wie man einem armen Schlucker ein Stück Brot reicht. Da dachte ich, wir Deutsche im Osten sollten es uns eigentlich nicht gefallen lassen, wenn es heißt, der Slovene sei uns an Bildung voraus, er spreche gewöhnlich zwei Landessprachen, wir nur eine. Möglicherweise würde uns die Kenntniß der slavischen Sprache einmal bessere Dienste leisten, als etwa die französische, wenn es nämlich wahr ist, was pessimistische Politiker sagen, daß die Zukunft den Slaven gehört.

Der slovenische Bauer hält, soweit ich sehen konnte, viel auf Reinlichkeit in Haus und Gewand; in Bezug auf die Ausschmückung seines Hauses hat er für bunte Farben Sinn, und sein Kunstbedürfnis scheint überhaupt ein größeres zu sein, als etwa das des norddeutschen Bauers. Seine Wegkreuze und Säulen, seine Kapellen sind stets geschmückt mit rothen Bändern und Blumen, freilich sind letztere weit seltener gewachsen auf Feld und Au, als in den Händen der Modistin. Gerne stellt der Wende zu besonders festlichen Anlässen lange entriindete Baumstämme auf, deren buschige Wipfel mit buntem Bänderwerk geschmückt sind. Oft stehen drei solche Stämme, wovon der mittlere der höchste ist, nahe neben einander, was gleich der ganzen Gegend den Charakter der Festlichkeit ausdrückt.

Eine besondere Eigenthümlichkeit im Wendenlande ist es, daß die meisten Kirchen auf den Bergen stehen. Im Thale liegen die Ortschaften, hoch auf den Bergen, gewöhnlich auf den Spitzen, ragen die Kirchen, oft stattliche, mehrthürmige Gebäude, die weit ins Land hinausleuchten. Wir lesen das ja schon aus alten Schriften; während der Deutsche seine Götter in den Wäldern und Hainen des Thales verehrte, begieng der Slave seinen Gottesdienst hoch auf Bergespitzen. Einseitige Auslegungen könnten das leicht zu Ungunsten der Deutschen deuten, und zwar so, als ob der ideale Sinn der letzteren nicht ganz so hochgemuth wäre, als

jener der Slaven. Ich denke aber, man kann es auch dermaßen auslegen, daß der Deutsche mit seiner Gottheit so innig vertraut war, daß er sie zu jeder Stunde bei sich in seinem Wohnorte hatte und haben wollte, während der Slave wohl nur zu besonderen Anlässen, „alle heiligen Zeiten einmal“, den hohen Berg besteigen konnte, um der Gottheit zu opfern.

Im slovenischen Lande findet man sogar auf sehr hohen und unwirtlichen Bergen Kirchen, wie z. B. auf dem Ursulaberge, auf dem Dobratsch, auf dem Luschari in Kärnten. Es sind Wallfahrtskirchen, bei denen je schwerer der Weg, desto größer die Gnade ist. Wenn man nach alter frommer Biberart auf solchen Wallfahrtswegen auch Erbsen in die Schuhe thun soll, so kann man sich ja — wie jenes Männlein im Mißlingthal — die Erbsen früher weich kochen, bevor man auf ihnen die heilige Wallfahrt antritt. Die Kirchen im Wendenlande sind zumeist stattlich und licht, im breiten Rundbogenstil gebaut, schneeweiß getüncht, von innen bunt bemalt. Die Ausstattung stets reich und üppig vergoldet. Viel Gewicht scheint man auf große Orgeln und guten Kirchengesang zu legen. Der Wende liebt den Gesang. Es war ein Sonntag, als ich durch die Thäler fuhr; vormittags aus allen Kirchen, nachmittags aus allen Wirtshäusern schallte frischer Gesang. Und das Jauchzen lustiger Wendenburische an der Sann klang ganz so, wie jenes des deutschen Mplers am Dachstein.

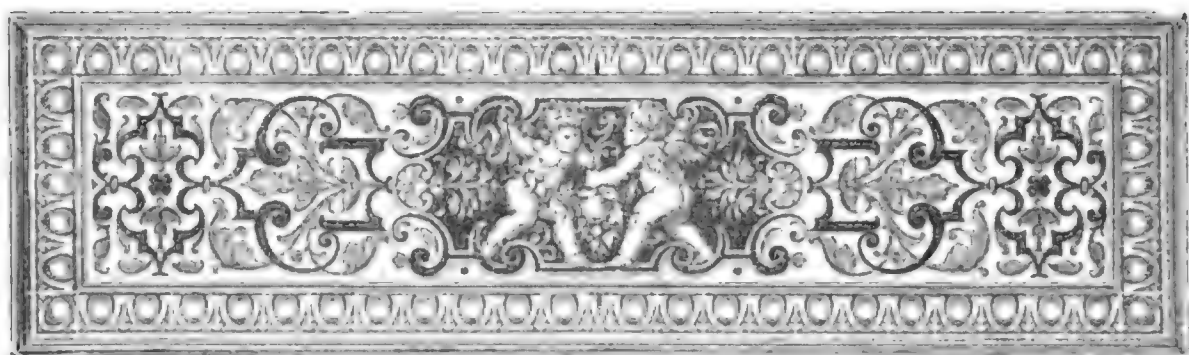
Nun frage ich aber einmal, wenn die Menschen schon gleich jauchzen und lachen und weinen, weshalb den großen Unterschied machen? Weshalb neuerdings so tiefe Gräben ziehen zwischen Volk und Volk, anstatt die Reste der alten Gräben auszufüllen? Das wird kein gutes Ende nehmen. Daß der windische Landmann gegen den Deutschen feindselig wäre, habe ich durchaus nicht finden können. Aber die slovenischen Zeitungschreiber und Advocaten und Notare und Geistlichen — so sagt man — thäten fleißig hegen und uns Deutsche bei den Wenden als ein eigennütziges, friedensstörenderes, böses und verderbtes Volk darstellen, mit dem man nicht mehr länger brüderlich leben, geschweige sich ihnen politisch unterordnen könne. Das politische Unterordnenwollen oder Nichtwollen ist eine Sache für sich, hierin thut jedes Volk, was es vermag, und in der Politik ist ja alles erlaubt. Gegen den Vorwurf des Hausfriedensbruches aber müßten wir wohl ein ernstes Wörtlein sprechen. Wir Deutsche wissen, was wir uns und auch anderen Völkern im Lande bedeuten und kein vernünftiger Wende wird es leugnen, von welcher Seite ihm das Beste, was er hat, gekommen ist. Der Wende bestrebt sich eben deshalb immer noch mehr, die deutsche Sprache zu erlernen, weil er weiß, daß sonst seine Vortheile auf materiellem, wie auf geistigem Gebiete allzu beschränkt wären. Wenn der Slovane jetzt auf nationalem und politischem Wege seinen Priestern folgt, so müßte man ihn wohl daran erinnern, daß der katholische Priester

nie ein politischer Führer sein kann. Wenn es der slovenische Geistliche jetzt mit den Slovenen hält, so thut er's nicht der Nationalität wegen, sondern darum, weil die slavische Nation für die katholische Kirche besser taugt, als die deutsche, die vor allem geistig frei und politisch selbständig sein will. Werden das auch die Slaven einmal wollen und mit Ernst anstreben, dann werden sich ihre katholischen Priester ebenso gut von ihnen abwenden, wie sie sich in der nationalen Sache von den Deutschen abgewendet haben. Die Kirche will, daß die Leute Katholiken seien, was sie dann sonst noch sind, ob Deutsche, oder Romanen oder Slaven, das ist ihr einerlei. Darum brauchen wir Deutsche uns durchaus kein graues Haar wachsen zu lassen, wenn wir sehen, daß der slovenische Priester es mit seiner Nation hält, der deutsche Priester aber nicht. Jener hält es jetzt nur zufällig, im Principe aber durchaus nicht mit der slovenischen Nation — und von seinem Standpunkte aus, als Politiker der katholischen Kirche, hat er Recht. Und wenn nun der Slovene mit seinem Pfarrer geht, der ihm seine Nationalität predigt, so thut er's nicht der Nationalität wegen, sondern seinem katholischen Pfarrer zulieb, der ihm sagt: Nur wenn du guter Slovene bist, bist du auch ein guter Katholik. Und ein guter Katholik, das will vor allem der wendische Landmann sein, das andere in der Politik ist ihm ebenso gleichgiltig, wie seinem Pfarrer. So steht, insoweit es ich ermessen kann, dort die Sache.

Übrigens steht sie auch anderswo nicht immer so einfach und rein, als sie sollte. Daß der Mensch stets treu zu seinem Volke hält, daß er die Sprache und Sitten seines Volkes vor allem liebt, das ist naturgemäß; kein ganzer Mensch, der das nicht kann. Aber heute wird im Nationalismus manchmal ein wenig zu viel gemacht; er spielt oft so weit und wüßt ins Politische hinüber, daß ihm der Poet nicht immer folgen kann.

So läßt der Poet einstweilen auch die Wenden da unten als ein wackeres Volk gelten, mit dem wir Deutsche wohl in der Bervollkommnung einen frischen, friedlichen Wettstreit halten mögen, ohne hüben wie drüben den Hekern Gehör zu geben. R.





# Kleine Laube.

## Wiener Lieder.

Von Albrecht Graf Widenburg.<sup>1)</sup>

Alt-Wienerisch.

**W**er das Lied gesungen hat:  
„'s gibt nur eine Kaiserstadt!“  
Hatte recht, ja meiner Seel!  
Alle Sorgen ließ das flotte  
Alte Wien dem lieben Gotte  
Und war immer Kreuzfidel.

„Hab' ich Geld, na, dann ist's gut,  
Hab' ich kein's, so leih't's der Jud,  
Und geht dort das Pumpen fehl,  
Das Verfaßamt muß noch borgen —  
Na, man lebt von heut' auf morgen,  
Aber immer Kreuzfidel!“

Keiner thut mit Wissen dich,  
Kümmert sich um Politik —  
Ist sie wert, daß man sich quäl'? —  
Keiner strebt nach fernem Ziele,  
Hat das Volk nur „Brot und Spiele“,  
Bleibt's auch immer Kreuzfidel.

Nationalitätenstreit,  
O wie lagst du damals weit!  
Keiner war dem andern scheel —  
Deutsche, Slaven und Magyaren,  
Auf dem Wiener Boden waren  
Alszusammen Kreuzfidel.

Brüder aus dem Böhmerland  
Lebten auch am Donaustrand  
Ohne Zanken und Quereel —

Ram Babuschka an aus Mähren,  
Einen kleinen Wiener nähren,  
War's im Hause Kreuzfidel.

Wien lud alle Welt zum Schmaus,  
War der Deutsche Herr im Haus,  
Macht' ihm keiner drum Krakehl,  
Denn er war's ja, der sich's baute,  
Und aus allen Fenstern schaute  
Wienerthum noch Kreuzfidel.

Keiner dort Verfolgung litt,  
Denn um Arier und Semit  
Frug noch keine Christenseel',  
Einzig in den Praterbuden  
Schlug der Wurstel auf den Juden,  
Und auch das nur Kreuzfidel.

Veste der Philosophien,  
Ja, dich lehrte man in Wien:  
Ist die Welt voll Sünd' und Fehl,  
Was hilft Trübsal und Kasteiung?  
Im Humor liegt die Befreiung —  
Kopf hinauf und Kreuzfidel!

So vergieng die Zeit im Flug,  
Und wenn's lehte Stündlein schlug,  
Und der Herr rief zum Appell,  
Legte sich der echte Wiener  
Ruhig hin, sprach: „Schamster Diener!  
Bleibt's mir g'sund und Kreuzfidel!“

<sup>1)</sup> Aus „Mein Wien“, Lieder und Gedichte von Albrecht Graf Widenburg. Wien. Carl Gerolds Sohn. 1894.

## Wiener Kappelbuben.

Burgmusik! . . . in hellen Häufen  
 Seht das Volk zusammenlaufen,  
 Klingen ihre Weisen flott,  
 Und voran den Musikanten  
 Ziehen ihre Leibtrabanten:  
 Wiener Strizzi und Falott.

Confiszierliches Gelichter!  
 Viel verwegene Gesichter,  
 Schief die Mütze auf dem Haupt,  
 Schief im Munde qualmt der Stummel,  
 Den sie auf dem Straßenbummel  
 Sich vom Pflaster aufgeklaut.

Abends lärmten die Halunken  
 In verdächtigen Spelunken,  
 Stören rings die Schlafesruh',  
 Und wer's Nachtquartier bezogen,  
 Deckt sich mit dem Brückenbogen,  
 Oder mit dem Himmel zu.

Ohne Geld und ohne Fundus  
 Lebt Lumpaci-Vagabundus  
 Sorglos seine Tage hin;  
 Wiener Blut ist's und ein rechtes,  
 Denn der Ahnherr des Geschlechtes  
 Ist der liebe Augustin!

Keiner eine Menschenperle,  
 Aber wahre Teufelsterle,  
 Wenn es was zu wagen gilt —  
 Als es einst in Welschland trachtete,  
 Keiner da sich lang bedachte,  
 Kannten all ins Schlachtgefild.

Hei! die Wiener Kappelbuben,  
 Als sie an zu sechten huben  
 Tapfer in Madoklys Reih'n,  
 Lustig gieng's da, wie zum Prater,  
 Und der alte Heldenvater  
 Schmunzelnd rief sein „Bravo“ drein!

Wie sie da die Feinde gerbten  
 Und den welschen Boden färbten  
 Mit dem Wiener Blute roth! —  
 Jeder hat sich brav getummelt,  
 Manches Leben, das verbummelt,  
 Endete im Heldentod.

Heimgelehrt vom fremden Lande  
 Wieder zog die Lotterbande  
 Mit der Burgmusik herum,  
 Piffen wieder frisch und munter —  
 Nein, der Wiener geht nicht unter,  
 Nicht einmal im Lumpenthum!

## Wiener Comfortabler.

Comfortabel . . . Ding, das gegen  
 Seinen eig'nen Namen spricht!  
 Alles ist das meinethwegen,  
 Aber comfortabel nicht!  
 Platz hat's Wäglein mit der Gabel  
 Wohl für einen — nach der Cuer —  
 Doch zu zwei'n im Comfortabel,  
 Ei, da wird das Leben schwer!

Auch der Gaul, der vorgespannte,  
 Der da humpelt lahmen Trotts,  
 Mahnt uns an die Rosinante  
 Weiland Ritter Don Quixotes.  
 Ach, ihm selbst ist die Geschichte  
 Schon seit langer Zeit zu dumm,  
 Und er bleibt im Gleichgewichte  
 Nur, weil alle Viere trumm.

Nur behutsam eingestiegen,  
 Denn sonst macht der Hut gleich „krad“ —  
 Dann magst du dich ruhig wiegen,  
 Denn die Fahrt geht im Bickzack.  
 Mit dem Fenster zu hantieren  
 Fehlt dazu das Gurtenband,  
 Und die beiden Wagenthüren  
 Musst du halten mit der Hand.

Doch der Lenker hält sich wacker,  
 Ist sein Zeugel noch so lax,  
 Führt er nur als Halb-Fialer,  
 Kriegt er doch Zweidrittel-Tax.  
 Und mit dir wird er nicht stöten,  
 Hältst du dich an diesen Schein,  
 Ja, er kann auch, wenn's vonnöthen,  
 Grob für zwei Fialer sein.

Denk' ich's doch, wie ich vor Zeiten  
 Auf dem Vorstadt-Standplatz dort  
 Kutscher sah und Fahrgast streiten  
 Und es fiel das große Wort:  
 „Werd' mich nicht nach Ihnen scheren“ —  
 Sprach der Comfortabel-Mann —  
 „Wenn Sö nit a Glumpet wären,  
 Fahretens mit unser an?!“

Wahrheit ist's und keine Dichtung,  
 Denn ich hab' ihn selbst erlebt,  
 Diesen Act der Selbstvernichtung,  
 Der mir noch im Ohre schwebt.  
 Liegt die Grobheit schon auf Erden  
 In der menschlichen Natur, —  
 Mit sich selbst so grob zu werden,  
 Nein, das trifft der Wiener nur!

## Spielet nicht mit dem Tode!

Armer Freund Richard! Nun ruhest du schon lange. Und hast es nicht wahr haben wollen, daß du einmal ruhen wirst, und hast doch immer davon gesungen.

Schon als Jüngling mit achtzehn Jahren sang er vom Sterben. Er blühte so frisch und war voller Leben und sang vom Sterben. Rührende Elegien waren es voller Sehnsucht nach Ruhe und Grab, und in seiner liebsten Vurjschenlaune hob er das Glas und stieß mit Freund Hein an: Auf ewige Bruderschaft!

Mit zunehmendem Ernst des Lebens wurde die Vertrautheit mit diesem Bruder natürlich nicht geringer. Sterbende besuchte er, bei Todten wachte er, den Friedhof nannte er das letzte Eden, in das wir gehen, nachdem wir aus dem ersten verstoßen worden. Wenn anderen vor dem Tode graute, lächelte er und fragte: Was ist daran? Die größte Gnade, die der Himmel den armen Menschen gegeben, ist der Tod. -- In seinem dreißigsten Lebensjahre zeigte sich bei Richard ein beginnendes Brustleiden. Er lächelte — „Das ist die gerade Straße!“ so war sein Wort. Doch war die Straße lang. Viele Stufen des Leidens hatte er durchzumachen bis zu jener, wo er in schlaflosen Nächten mit wunder Brust nach Athem rang. Er war heiter und sprach viel vom Tode. Er machte sein Testament, er ordnete sein eigenes Begräbniß an und kam sich ganz verklärt vor in seiner heiligen Ergebung. Die Ärzte meinten, es sei nicht wohlgethan, sich solchen Phantasten hinzugeben, es stehe durchaus nicht so schlimm, und der Wille zum Leben sei die halbe Genesung. Er aber schwärmte von dem Tode und vertrieb sich in schlaflosen Nächten die Zeit damit, sich blaß und kalt auf der Währe zu sehen, die Umstehenden schluchzen zu hören, hinter seinem eigenen Sarge einherzugehen und sein dumpfes Rollen ins tiefe Grab zu vernehmen. Er setzte sich einen schönen Denkstein mit tiefphilosophischer Inschrift, er bepflanzte das Grab mit Rosen und ließ jeden Abend eine liebe Maid, die früher spröde gewesen, hinausgehen und an seinem Grabe weinen. — Gegen Morgen schlief er nach solchen Vorstellungen allemal fest ein und der Zustand wendete sich nachher immer wieder zum Besseren.

„Mir hätte es nichts gemacht, wenn es aus gewesen wäre“, sagte er dann, „leidlos sein, o seliger Zustand!“

Natürlich traute er der Genesung nie, als Philosoph. Eines Tages bestellte er sich beim Tischler einen langen schmalen Sarg, genau nach der Länge seines Körpers. Er ließ ihn in seine Wohnung schaffen, legte sich in schwarzem Gewande hinein, kreuzte über der Brust die Hände, schloß die Augen, aber nur halb, so daß er zwischen den Wimpern durch in den Wandspiegel blicken konnte, der zu seinen Füßen hieng. So hielt er gleichsam Zeichenwache bei sich selber, bis er Hunger bekam oder Schlaf. In dem ersteren Fall nahm er seine Mahlzeit, in dem letzteren legte er sich in sein Federbett.

So vergingen die Jahre und er kam sachte hinauf bis in sein sechszigstes. Da setzte sein Leiden plötzlich von neuem ein und der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht. Das hat auch früher mancher gethan, und Richard jagte mit schwacher Stimme zum Arzt, er möge nur kein Hehl daraus machen, wie es stehe, mit vollster Ruhe blide er dem Tod ins Auge. Der Arzt hatte mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit alle Krankheitsercheinungen beobachtet, besonders das sich steigende Fieber, den rasenden Puls, die Erschöpfung, das auffallend leichte Athmen und das unheimliche Wohlbefinden des Kranken. Also jagte er: „Ich weiß es, Richard, Sie sind ein Philosoph und erwarten das, was uns allen bevorsteht, mit Würde und Ergebung. Sie sind ruhig und Sie werden noch ruhiger sein, wenn Sie Gewißheit haben und vielleicht eine letzte Angelegenheit ordnen können. Längstens drei Tage noch . . .“

Der Kranke war blaß genug, aber als er diese Worte seines Arztes gehört, wurde er noch blässer, seine Lippen, seine Glieder begannen zu beben, kalte Tropfen traten ihm auf die Stirn. Kein Wort sagte er, als er ein Weilchen allein war, begann er laut zu stöhnen. Und begann zu rufen: „Sterben! Sterben! Wirklich sterben? Nein, das ist nicht möglich. War ja oft noch kränker. Solche Leute werden uralt! Nein! Nein! Ich will nicht sterben, ihr Leute, helft mir, daß ich lebe, ihr könnt es, ihr müßt es. Sterben! Pah, leere Einbildung. Das war oft schon so, ich bin gar nicht so krank. Ich bin ganz gesund, nur erst trainieren muß ich mich wieder. Wart einmal.“ — Er stand auf, zog seine Kleider an, gieng ins Nebenzimmer, wo die Seinigen zu Tische beisammensafen. Wie erschrafen sie, als der wandelnde Leichnam kam — nicht anders zu sagen. Er setzte sich an seinen Platz und begehrte Teller und Besteck. Reconvallescenten, sagte er laut, hätten Hunger. Kaum er diese Worte ausgesprochen hatte, that er einen Seufzer und sank zurück in die Sofaede. Aus war's. —

Seine Angelegenheiten hat er ganz ungeordnet zurückgelassen. Man fand kein Testament, keinerlei Bestimmungen. So oft er auch seinen „lepten Willen“ zu Papier gebracht, immer hatte er ihn so lang geändert und verbessert, bis derselbe ihm gar nicht mehr entsprach und er das Papier allemal wieder vernichtete.

Der gute Mann hatte mit dem Tode gespielt, solange er sich noch vor ihm sicher fühlte. Und dann, als Freund Hein, der so viel bekofettierte, plöylich kam! —

Bei Betrachtung dieses Geschides vom armen Richard fällt mir ein, ob es nicht etwa einer oder der andere von uns auch so treibt. Glücklich ist jeder zu preisen, der vor dem Tode nicht erbebt, sondern mit Ruhe ihn erwarten kann zu jeder Stunde. Aber niemand spiele mit ihm! Keiner noch hat es sagen können, wie der schleierlose Tod aussieht und wie dem zumuthe ist, den er anfajst. Daß wir von allem Anbeginn unserer Wesenheit keine Leute sind, das wissen wir, daß er als freundlicher Führer in eine bessere Welt uns nahen wird, das glauben wir. Nicht fliehen dürfen wir ihn und nicht suchen, nur in Demuth ihn erwarten.

Weile um Weile mag er säumen, plöylich wird er da sein — und schnell auch vorüber. Und das Merkwürdigste dabei wird sein, daß wir gestorben sind und doch leben. Oder wer wagt es, von dem unendlichen Zeitvorrathe der Ewigkeit uns dieses nichtige Frischchen von etlichen Jahren zuzumessen? — Wie dem auch sei: frevelt nicht mit dem Leben, spielet nicht mit dem Tode. R.

## Religiöse Studien eines Weltkundes.

Bei Gotta in Stuttgart ist vor kurzem ein äußerst unzeitgemäßes Buch erschienen. Sein Titel lautet: „Religiöse Studien eines Weltkundes von W. S. Niehl.“ — Religiöse Studien! Von einem Weltkunde! Klingt das nicht höchst ungeremt heutzutage? Niehl will's aber fast bedünken, als sei dieses unzeitgemäße Buch gerade deshalb ein sehr zeitgemäßes. Was zur Zeit alle Leute denken, sagen und schreiben, das braucht von einem tieferblickenden Schriftsteller doch nicht zum tausendstenmale wiederholt zu werden. Er soll vielmehr etwas sagen, was andere nicht denken, was sonst ungesagt bliebe, dann wird er im richtigen Sinne zeitgemäß sein, auch wenn seine Schrift dem Zeitgeiste schnurstracks entgegenstünde. Niehl nun jagt in seinem neuen Werke, was andere jetzt kaum sagen.

Nicht bald wird man ein Buch lesen, das von so tiefer und warmer Religiosität durchdrungen ist und gleichzeitig so liberal und milde im Urtheil über Andersdenkende, als dieses neue Werk des berühmten Kulturhistorikers. Nicht als ob man



sagen könnte, das Alter hatte den nun siebenjährigen Mann religiös gemacht, wie das ja auch vorkommt, nein, Niehl war in allen seinen Schriften durchdrungen vom christlichen Geiste; er ist zusehr Mann aus dem Volke, er besitzt eine zu tiefe Kenntnis der Volksseele, als das er die Bedeutung der Religion für das Volk und den Menschen näherhin unterschätzen könnte. In diesem Buche legt er ein persönliches Bekenntnis seiner religiösen Weltanschauung ab, stets durchsetzt von culturgeschichtlichen Ausblicken und Beispielen aus dem Leben. Der Verfasser ist von Haus aus evangelisch, umso anmuthender ist uns Alplern sein offenes Auge für die Vorzüge des Katholicismus. Freilich dürfte er trotzdem beim katholischen Clerus nicht viel Gnade finden, weil dieser zwar „alle hereinruft, gleichzeitig aber die Thüren immer enger zumacht“. Die Mystik der katholischen Kirche ist überaus deutjam, nur soll man, sagt die Kirche, an ihr nicht denken, sondern sie buchstäblich und gedankenlos hinnehmen. Wer sie aber doch aus Eigenem deutet, der bringt viel Großes und Schönes heraus. Solche Deutungen von gläubigen Laien wurden die katholische Kirche erst wieder lebendiger machen auch bei den Gebildeten, die es gegenwärtig begreiflicherweise nicht für zeitgemäß halten, kirchlich zu sein.

Es klingt thatsächlich wie eine neue Offenbarung, wenn ein Mann von Welt, viel erfahren und hochgebildet, heute offen seinen Glauben an einen persönlichen Gott und Unsterblichkeit bekennt. Und zwar einen Glauben ohne Beweise, so wie es ein Nichtglauben ohne Beweise gibt. Wenn's in Glaubenssachen auf Beweise ankäme, so könnte man die Existenz Gottes und die Unsterblichkeit der menschlichen Seele ebenso gut wissenschaftlich beweisen als — das Gegentheil. Glauben wir Gott als den Schöpfer und Erhalter, so haben wir eine Unbegreiflichkeit, glauben wir ihn nicht, so haben wir deren unzählige. Hier kommt es auf die Empfindung an, auf das Gemüth, und das behält im wahren Menschen immer recht.

Von wissenschaftlichem Geiste sind hingegen jene Capitel getragen, in welchem Niehl z. B. vom Verhältnis der Religion zum Staate, zur Gesellschaft, zur Kunst spricht. Wenn Niehl dem Barock- und Rococo-Stil in der Kircheneinrichtung das Wort redet, weil derselbe von pietätvoller Hand unserer Vorfahren stammt, er ihn deshalb nicht rücksichtslos von moderner, wenn auch gothischer Fabrikarbeit verdrängt wissen will; wenn Niehl in der Kirchenmusik nicht die Richtung der Cäcilianer gutheißt, weil sie zusehr das lebendige Volksthum in Lied und Instrumentalmusik ausschließt und zu starr und einseitig an kirchlich Altem hängt, das nicht mehr grünen will; wenn Niehl den modernen Begräbnis- und Gräberpomp nicht liebt, sondern bei Leichenfeiern die einfachen Sitten des Landvolkes vorzieht — so sieht man hier einen Wegweiser, der trotz seines Conservatismus, wie ich glaube, auf der Höhe seelischer Cultur steht.

Wenn Niehl ferner sagt, daß der sociale Friede die Entfugung sei, und der sociale Fortschritt die Unzufriedenheit, oder daß wenn die deutschen Bauern ebenso selbstbewußt zusammenhielten wie die Arbeiter, sie eine ganz neue Ära der socialen Politik eröffnen würden; oder daß das ganze ideale Bildungsleben des echten deutschen Bauern noch immer in der Religion wurzele; oder daß er in religiösen Dingen eines jeden Glauben respectiere, dafür aber auch seinen eigenen respectiert wissen wolle, daß der Wert einer persönlichen Ueberzeugung nicht in ihrer thatsächlichen Wahrheit, sondern vielmehr in ihrer Ehrlichkeit liege; oder daß es nicht bloß einen Fanatismus des Glaubens gebe, sondern auch einen des Unglaubens — so meint man nachgerade unseren „Heimgarten“ sprechen zu hören, der mit Niehls Weltanschauung ganz außerordentlich harmoniert.

Wir haben einen „Liberalismus“ kennen gelernt, der in materiellen Sachen geistlich und in idealen Dingen unduldsam oder gleichgiltig ist. In seinen jungen

Zahlen war er von edelsten Absichten befeelt, aber die Politik hat ihn verdorben. Umso wohlthuerender wirken Bücher wie diese „Religiösen Studien“, in welchen sich bei entschiedener persönlicher Überzeugungstreue und milder Duldung für andere die wahre Liberalität offenbart.

Zum Schlusse seines Buches bietet der Verfasser einen Theil seiner persönlichen Erlebnisse, so warum er Theologie studierte und warum er schließlich doch kein Geistlicher geworden ist. Diese Schlusscapitel, welche auch als Einleitung gelten könnten, sind gleichsam der Schlüssel zur Weltanschauung des verdienstvollen Culturhistorikers.

R.

## Ist es möglich, die Kriege abzubringen?

Und ein Reich will sich erbauen,  
Das den Frieden sucht auf Erden.

Konrad Ferdinand Meyer.

Wollen wir Krieg oder Frieden? Nein, so steht die Frage nicht. Da würde doch jeder halbwegs vernünftige Mensch sich für den Frieden entscheiden. Unsere Frage lautet: Ist es möglich, die Kriege abzubringen? Darüber ist man sich nicht einig, doch von Jahr zu Jahr mehrten sich die Stimmen und die Anzeichen dafür, daß es möglich ist, wenn nur erst der allgemeine feste Wille und der Glaube dafür vorhanden sein wird. Diesen Willen zur Verhinderung der Kriege aufzuwecken, das Vorurtheil, als müßten die Kriege sein, zu zerstören — das ist die Aufgabe der Friedensliga. Diese Friedensbewegung macht trotz des Hohnes, den sie von Seite altbezofter Kurzsichtigen und junger Raufkünstlinge ausgeht, die größten Fortschritte. Besonders das Christthum, welches von jeher dazu berufen war, große Ideale voranzutragen, arbeitet mit immer größerer Zuversicht, die Friedensbewegung zu fördern. Wohl haben sich die größten Geister aller Zeiten für den Frieden ausgesprochen. Wenn die Dichter Kriegshelden verherrlichten, so thaten sie es nicht, um den Krieg als solchen, sondern um die Tapferkeit zu feiern. Bei der modernen Art der Kriegführung hat die Tapferkeit ein ganz anderes Gesicht bekommen und sie kann nicht mehr so recht begeistern. Angst, Klage und Abscheu macht sich überall laut, wenn vom Kriege die Rede ist.

Leopold Katscher hat jüngst in E. Warrigs Verlag, Leipzig, eine reichhaltige Sammlung von Aussprüchen bedeutender Männer gegen den Krieg veröffentlicht. In diesen „Friedensstimmen“ sind etwa nicht allein Idealisten und Schwärmer, sondern auch Staatsmänner, Feldherren und Fürsten mit praktischem Weltblicke vertreten. Von den Interessanteren nur ganz wenige Aussprüche mögen hier folgen:

Franz Joseph I.:

Das Friedensbedürfnis belundet sich allgemein. Möge es mir noch vergönnt sein, meinem Volke die frohe Kunde zu geben, daß die Sorgen und Lasten des bedrohten Friedens ihr Ende erreicht haben.

Sadi-Carnot:

Man dient dem Vaterland am besten, wenn man die Politik des Friedens über die des Krieges und der Zwietracht erhebt, denn die letztere paralytisiert die Kraft und vergeudet die Reichthümer der Nationen.

Friedrich der Große:

Wenn Fürsten Krieg wollen, so beginnen sie ihn und lassen dann einen arbeitsamen Rechtsgelehrten kommen, der da beweist, daß es also Recht sei.

Friedrich III. („Unser Fritz“):

Die Blutarbeit ist mir verhasst.

General und Präsident Grant:

Ich sehe mit Sehnsucht einer Epoche entgegen, wo ein von allen Nationen anerkanntes Tribunal die internationalen Streitigkeiten entscheiden wird, statt dass man, wie in Europa, Riesenheere unterhält.

Kaiser Wilhelm II.:

Ich setze meinen Stolz darein, ein Friedensfürst und Schützer des Friedens zu sein.

Bismarck:

Es ist ein an sich verbrecherisches Beginnen, zwei große Nationen, die beiderseits den ernststen Willen hegen, mit einander in Frieden zu leben . . . in den Krieg hineintreiben zu wollen.

Bonghi:

Wir Förderer des Friedens, die wir mit glühendem Eifer für ihn wirken, wir wollen schließlich weiter nichts als dieses: dass der Mensch ganz menschlich werde.

Branca:

Wer den Muth haben wird, durch die That, nicht durch bloße Worte, Europa zu zeigen, dass er den Frieden durch Einschränkung der Rüstungen wünsche, der wird die Sympathien der civilisirten Welt auf sich vereinigen und die Umgestaltung der europäischen Politik herbeizuführen vermögen.

Caprivi:

Nach kriegerischem Ruhm trachten wir nicht, wir wollen nur Culturaufgaben lösen, das friedliche Zusammenleben der Völker erleichtern, die europäischen Kräfte zusammenschließen für eine spätere Zeit, wo es einmal nothwendig sein sollte, im Interesse einer großen, gemeinsamen Wirtschaftspolitik einen großen Complex von Staaten gemeinsam zu umfassen.

Crispi:

Ich bin ein Apostel des Friedens. Ich könnte den Krieg wollen gegen die Bedrücker der Völker, nicht aber gegen die Völker selbst. Den Krieg können nur Narren und Gewaltthätige wünschen. Vereiten wir diesen Zustand vor (die Conföderation), den die Menschheit braucht.

Carneri:

Nur der Friede schafft Raum für echte Sittlichkeit und einen Patriotismus, der seinen Ruhm im Vergleichen seiner Mitmenschen sucht. Und nur im Frieden können wir in der socialen Frage Fortschritte machen, die uns der Lösung derselben wirklich näher bringen. Kann es nach alledem ein dankbareres Feld der Arbeit geben, als das der Friedensgesellschaften? Das internationale Schiedsgericht ist ihr Banner und Verbreitung wahrer Humanität die Bahn, auf welcher dieses Banner sich erheben wird zum Banner der ganzen gesitteten Welt.

Genz.

Es gibt keinen positiven Vortheil, der nicht durch den Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größerer Übel, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit können und müssen den Entschluss zum Kriege rechtfertigen. Jede andere Lehre ist nicht bloß verderblich, sondern frevelhaft.

Robert Freiherr von Wallerskirchen:

Es gibt Dinge, die unmöglich sind, weil sie für unmöglich gehalten werden; aber auch nur deshalb und solange es der Fall ist. Sie würden in dem Augenblicke möglich, als der Glaube an diese Möglichkeit sich verbreitet. Eine Abrüstung durch übereinstimmende Beschlüsse der Parlamente ist bisher unmöglich gewesen, weil der Glaube fehlte, dass dem Beispiele des einen auch die anderen nachfolgen werden.

Garibaldi:

Der fortwährende Kriegszustand, in welchem Europa erhalten wird, zeigt nur zu deutlich, wie schlecht regiert es ist. Würde jede Nation auf natürliche und edle Weise regiert, so würde der Krieg aufhören und das Volk eins des andern Rechte verstehen und achten lernen, ohne auf leidenschaftliche und selbstmörderische Weise zu den Waffen zu greifen.

## Molite:

Wir bekennen uns offen zur vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens. Ist nicht der ganze Gang der Weltgeschichte eine Annäherung zu jenem Frieden? Sahen wir nicht anfangs die Hand eines jeden wider jeden erhoben? Die Kriege werden immer seltener werden, weil sie übermäßig theuer geworden. Der Gedanke liegt nahe, die Milliarde, welche Europa jährlich sein Militärbudget kostet, die Millionen Männer im rüstigen Mannesalter, welche es ihren Geschäften entreißen muß, um sie für einen Kriegsfall zu erziehen, alle diese unermesslichen Kräfte mehr und mehr productiv zu nützen; sollte Europa, sei es in Jahrhunderten oder in Jahrzehnten, nicht die gegenseitige Entwaffnung erleben?

Der siegreichste Krieg ist ein Unglück, und nicht bloß für den Besiegten, sondern auch für den Sieger.

Prinz Peter von Oldenburg:

Es gehört Muth dazu, in den Krieg zu ziehen, mehr Muth, ihn zu vermeiden, noch mehr, ihn abzuschaffen.

General Türr:

Das Schiedsgericht ist in die Welt gepflanzt worden und es wird zu einem Baume werden, unter dessen Schatten es den Nationen endlich ermöglicht sein wird, in Frieden zu lagern.

Papst Leo XIII.:

Es gibt nichts nothwendigeres, als gegen den Krieg anzukämpfen, und alles, was in dieser Richtung geschieht, kann als eine große Forderung, nicht nur der christlichen Idee, sondern auch des Gemeinwohls angesehen werden.

Hume:

Wenn ich jetzt die Nationen im Kriege gegeneinander sehe, so ist es, als ob ich zwei besoffene Kerle sähe, die sich in einem Porzellanladen mit Brügeln herumschlagen. Denn nicht genug, daß sie an den Heulen, die sie einander beibringen, lange zu curieren haben, müssen sie noch den Schaden bezahlen, den sie anrichten.

Kant:

Der Krieg ist der Quell aller Übel und Sittenverderbnis, das größte Hindernis des Moralischen

Voltaire:

Der Krieg — diese Landplage und dieses Verbrechen, worin alle Landplagen und alle Verbrechen enthalten sind! . . . Alle vereinigten Laster aller Zeiten und Länder werden nicht dem Unheil gleichkommen, welches ein einziger Krieg verursacht.

Buckle:

Widerwille gegen den Krieg ist ein gebildeter Geschmack intellectueller Völker.

Gibbon:

Der Soldatenmuth ist die wohlfeilste und gewöhnlichste Eigenschaft der menschlichen Natur.

Berthold Auerbach:

Solange noch ein Geistlicher einen Menschen schwören läßt, auf Commando seinen Bruder zu tödten, ist alles Kirchenthum eitel Lüge.

H. Berger:

Gar zusehr ist bis heute im Geschichtsunterricht der Krieg glorificiert worden — nach Anleitung der einmal eingeführten Lehrbücher und nach alter Gewohnheit, selten wohl aus Pegeisterung der Lehrer für den Krieg. Die Schulverwaltungen sind sich eben noch nicht des Widerspruchs bewußt geworden, in der einen Unterrichtsstunde den Schülern Handlungen als „gut“ zu schildern und in der anderen sie als „böse“ zu bewerten.

Goethe:

Krieg! Krieg! Wißt ihr auch, was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht, ist wohl natürlich; wie lumpig aber unsereinem dabei zumuthe ist, kann ich nicht sagen.

(„Gnamont.“)



Ludwig Burger:

Ich begreife nicht, wie der Erfinder oder „Verbesserer“ eines Mordinstrumentes ruhig schlafen kann.

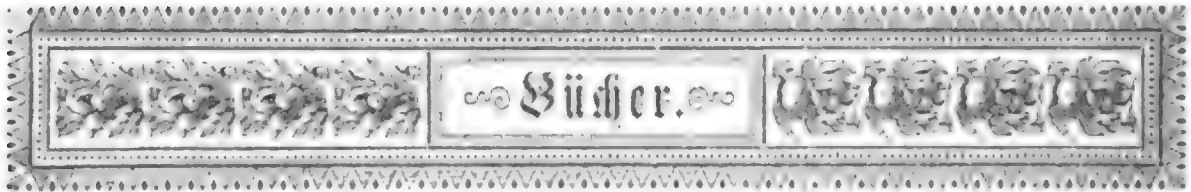
G. Dyl:

Friede! Ein herrlicher, schöner Begriff! Den Segen desselben erringen zu helfen, ist ein edles, lobenswerthes Streben. Es liegt nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen.

Sprichwort (italienisches):

Der Krieg macht Epikubus und der Friede hängt sie.

(Schluß folgt.)



**Kalender.** Ein kleines Buch für ein ganzes Jahr! Der Volkskalender vor allem muß vom Guten das Beste bringen. Unsere Kalender sind zumeist ein planloses Sammelsurium und glauben, wenn sie Bildeln, Geschichteln und Schnaderhüpfeln bringen, so sind sie schon ein Volksbuch. Einer, der sich noch tapfer bestrebt, die alte Fahne hoch zu halten, ist Dr. Joh. Nep. Vogls Volkskalender, redigiert von August Silberstein. (Wien. Karl Fromme. 1895.) Doch scheint es manchmal, als wolle bei der mächtigen Kalenderconcurrentz auch dieses alte Volksbuch erlahmen. Neben sehr respectablen Beiträgen, darunter besonders die Dorfgeschichte „Der verwunschene Hof“ von August Silberstein, stehen leider auch Säckelchen, die der Truderschwärze, geschweige des Volkes, nicht wert sind. Trotzdem bleibt uns das altrenommierte Volksbuch sympathisch.

M.

**Schuldlos verurtheilt.** Was ich für das allergrößte persönliche Unglück auf Erden halte? Davon vielleicht später einmal. Das zweitgrößte aber ist nach meiner Meinung, unschuldig verurtheilt zu werden. Diese Gefahr besteht und sie besteht für jeden; sie ist wie der Zufall, der Bliß, der vom Himmel zuckt. Keine Gewissenhaftigkeit, kein Ansehen, keine Macht, keine Affecuranz schützt davor gänzlich. Das Spiel des dämonischen Zufalls, und du wirst verdächtigt, eingezogen und die Richter müssen dich verurtheilen. Wer mich verstehen will, der lese Leopold Katschers neues Buch: „Schuldlos verurtheilt.“ (Leipzig. Alfred Janssen. 1895.) Es ist ein furchtbares Buch. Es bringt zahlreiche mit genauen Daten belegte Beispiele aus neuester Zeit, wie Unschuldige verurtheilt worden sind. Und glücklich noch die, von denen da erzählt wird! Bei anderen kommt die Unschuld gar nie ans Tageslicht. Unser Richterstand ist an Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe groß und unantastbar. Und doch kann ihm nicht oft

genug in Erinnerung gebracht werden, wie es vorkommt, daß Unschuldige verurtheilt werden. In Katschers höchst verdienstvollem Buche führen namhafte Juristen das Wort in dieser wichtigen Angelegenheit, die unser aller ist, sie geben den Richtern Winke und Maßregeln, sie treten für möglichste Entschädigung unschuldig Verurtheilter ein, sie bringen eine Sache auf die Oberfläche, die nicht nachdrücklich genug gepredigt werden kann. Kaum ein neues Werk ließe sich nennen, welches so vielseitig und so hochinteressant wäre, als dieses „Schuldlos verurtheilt“. Besonders Juristen und Gerichtspersonen werden es mit der äußersten Hingabe lesen, denn sie sind mit uns Laien darin eins, daß alle Intelligenz, alles Rechtsgefühl, alle Ethik in dem Einem gipfeln muß: Vom Gerichte die Gerechtigkeit und zwar auch für den Angeklagten, und koste sie, was sie wolle! M.

**Mein Wien.** Lieder und Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1894.)

Den alten Österreicher, wie heimeln ihn diese Lieder an! Goldig leuchtend wie Gumpoldskirchner sind sie, und das flotte Wiener Herz schlägt im Pulse den Rhythmus. Wiener Gestalten wie Deutschmeister-Edellnaben, Wiener Kappelbuben, Wiener Schusterbuben, Wäscher-mädels u. s. w. sind mit wenigen Versen in voller Lebenslust und Wahrheit vor uns hingefungen. Die Lieder vom Stefansthurm müssen den allen Steffel freuen bis zum Knauf hinauf, wo Österreichs Nar „den stolzesten der Horste“ sich erwählt hat. Schöner ist er noch selten bejungen worden. Und wer das Gedicht „Die Wienerin“ liest, der geht sofort hin und holt sich eine, falls es noch früh genug ist. Jungesell in deiner Klaus, willst du Sonnenschein im Hause, hol' dir eine Wienerin.“

Wohl merkt man auch die scharfe Ironie, wenn der Verfasser es ein Glück nennt, daß Kant nicht in Wien gelebt, das Wort: „Ich

folll“ stimmt schlecht zum Wiener Triebe. Die lustige Rolle bleibt „auch Wienern für alle Zeiten, wenn sie den Pedanten auch mißfällt, den göttlichen Humor auf eurer Seiten, habt ihr das Spiel gewonnen in der Welt!“ So grüßt sie der Poet. An anderer Stelle dieses Blattes finden sich drei Lieder aus „Mein Wien“, welche mehr sagen, als mit trockenen Worten gesagt werden kann. Selten, selten sind solche Poesien in dieser sauertöppischen Zeit, so seien sie doppelt willkommen! R.

**Der Evangelimann.** Musikalisches Schauspiel in zwei Aufzügen. Dichtung und Musik von Wilhelm Kienzl. (Berlin. E. Vöte & C. Bod.)

Meister Kienzl ist einer der glücklichsten Librettisten. Das hat er schon in seinem Operntexte „Heilmars der Narr“ gezeigt. Das beweist er neuerdings in noch glänzenderer Art mit seinem „Evangelimann“, einer Dichtung, die für sich selbst bestehen kann, bald aber auf der Opernbühne (erste Aufführung in Berlin steht unmittelbar bevor) auch zu ihren musikalischen Ehren kommen dürfte. Der Stoff der Dichtung ist ein vaterländischer, gar origineller, das romantische Wesen vermählt sich in demselben schön mit dem realistischen. M.

„Friedensstimmen“ von Leop. Katscher, eingeleitet von B. von Suttner und Konr. Ferd. Meyer. (Leipzig. Ed. Wartig. 1894.)

Dieses Werk hat mehrfachen Anspruch auf die Beachtung der Presse, einmal durch die Namen der Einführer, sodann durch den ebenso reichen wie gediegenen Inhalt aus berühmten und geistvollen Federn, endlich durch die Neuheit der Idee. — Eine Friedens-Anthologie hat es bisher noch nicht gegeben, überhaupt noch keine Anthologie mit einer solchen eigenartigen Anordnung. V.

**Was ihr wollt** von Helene Stöckl. (Berlin, Fern. J. Meidinger.)

Ja, diese reizenden im Epyri'schen Ton geschriebenen, herzerfrischenden Erzählungen wird die frohe Jugend gerne „wollen“. Die Verfasserin hat ihren beliebten humor- und gemüthsreichen Schriften eine Bereicherung zutheil werden lassen, die jeder Jugendfreund mit Freude begrüßen wird. V.

**Jugendheimat.** Jahrbuch für die Jugend zur Unterhaltung und Belehrung, herausgegeben unter Mitwirkung vieler Jugendfreunde von Hermine Proschko. Mit fünf Original-Farbenbildern und vielen schwarzen Zeichnungen von Emilie Proschko, Alois Greil,

Gruft Peßler und anderen (Graz, Lenkam). Dies unseren Lesern schon wiederholt wärmstens empfohlene vortreffliche Jugendalbum ist soeben im neunten Jahrgange erschienen und der Erzherzogin Alice gewidmet. Was wir von den bisher erschienenen acht Bänden dieses ersten vaterländischen Jahrbuches für die Jugend gesagt, bestätigt der vorliegende neunte Band ganz besonders. Er weist eine seltene Reichhaltigkeit des wertvollen Inhaltes auf, wie kein anderes derartiges Unternehmen. Die Herausgeberin ist eine österreichische Schriftstellerin vom besten Rufe und versteht es, alle namhaften Jugendschriftsteller um sich zu versammeln, deren jeder vom Guten wahrlich stets das Beste für die „Jugendheimat“ wählt. Wie alle früheren Bände, so enthält auch der neueste Band in bunter Abwechslung: Sagen, Erzählungen, historische und andere Skizzen, Reiseschilderungen, Bilder aus der Thier- und Pflanzenwelt, Räthsel und sonstige Aufgaben, Gedichte, Sprüche, Stammbuchblätter, ein heiteres Theaterstückchen welche der lieben Jugend vollstes Interesse gewinnen und ihr das höchste Vergnügen bereiten.

Eltern und Erzieher, Ihr könnt Euren Schülern kein geeigneteres Weihnachtsgeschenk bieten, als die „Jugendheimat“. K.

**Studien zur Literatur der Gegenwart.** Ahtzehn Essays von Professor Dr. Adolf Stern. (Dresden. V. W. Gsche.)

Das vorliegende Werk enthält im besten Sinne des Wortes populär und liebevoll geschriebene Studien über: Hebbel, Gustav Freytag, Storm, Bodenstedt, Fontane, J. V. von Scheffel, Keller, Wildenbruch, Rosegger, Baumbach, Seidel, Hauptmann, Sudermann, Daudet, Ibsen, Tolstoi, Walter Besant, Victor Rydberg, Graf Svoilskh.

Der Wert dieser Studien liegt neben der zweifellos hervorragenden literargeschichtlichen Bedeutung derselben darin, daß ihr Autor nicht nach früherer Professorenweise über die zeitgenössische Production sein Anathema doniert oder mit Mißl vornehmem Kathederstolz über das noch nicht Abgeschlossene, noch Gährende und werdende hinwegzieht. Stern zählt selbst zu den Schaffenden und ist mit mancher wertvollen Dichtergabe in den Kreis der Ringenden getreten, er steht der zeitgenössischen Literatur deshalb und trotzdem ohne Überschätzung, aber auch ohne Voreingenommenheit oder Verbitterung gegenüber. Er sucht ihrer Würdigung mit möglichster Objectivität gerecht zu werden und nicht indem er sie von dem beschränkten Standpunkt der Tagesmeinung und des Tagesinteresses, sondern von höheren, allgemeineren Gesichtspunkten aus betrachtet. V.

Das „**Deutsche Dichterheim**“ — Herausgeber Adalbert von Majerszky — seit vierzehn Jahren der unentweihbare Hort für ideale Kunstprincipien, hat seit seiner Übersiedlung nach Wien innerlich wie äußerlich gewonnen und darf gegenwärtig wohl für das reichhaltigste und bestausgestattete poetische Blatt gelten. Die letzten Nummern enthielten ein kurz vor dem Tode des Dichters eingekanntes Gedicht des Grafen Schack, ferner eine interessante Auswahl der Gedichte des Großfürsten Constantin, übersetzt von Julius Grosse, ein größeres, aufsehenerregendes Poëm „**Thule**“ von Gustav Falke, literarische Aufsätze und Gedichte unserer hervorragendsten Autoren, und zahlreiche Bücherbesprechungen. V.

**Meyers Volksbücher.** Die neuen Bände enthalten des poetischen Schuhmachers Hans Sachs berühmte Fastnachtspiele: „**Das heiße Eisen**“ — „**Das Narrenschneiden**“ — „**Der todte Mann**“ und eine Auswahl seiner beliebtesten Schwänke und Spruchgedichte. Eine Fülle köstlichen Humors bietet Marc-Antoine le Grand „**Der König von Scharaffenland**“, eine Zauberposse, die, von Volkmar Müller in glatten Versen ausgezeichnet übersetzt, eine Welt der harmlosen Drollerie aufthut. Tief innerlich deutsches Volksleben offenbart Ludwig Becksteins „**Deutsches Märchenbuch**“. Ist ferner Schillers „**Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung**“ dem mehr wissenschaftlichen Studium der Geschichte gewidmet, so entrollen uns in „**Waterloo**“ die Schriftsteller Erdmann und Chatrian in Form einer fesselnden Erzählung ein ergreifendes Bild der gewaltigen Schlacht von Waterloo. Eine Lectüre für Haus und Familie ist Julius Hammers innige Gedichtesammlung: „**Schau um dich und schau in dich**“. Die Gesetzsammlung der „**Volksbücher**“ wird fortgesetzt durch die Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

„**Der Heiland**“ von Franz Ludorff. (Dresden. Verlag der Druckerei Glöck. 1894.)

Diese Dichtung ist nicht nur von zahlreichen deutschen Literaturzeitungen, sondern auch in England ausgezeichnet worden. Ludorff ist ein westfälischer Dichter von besonderer Eigenart; die Wucht und der Tiefinn seiner Dichtung sind wiederholt mit Dante und Milton verglichen worden; katholische und protestantische Blätter haben dem schweren Ernst der Dichtung gleichmäßig ihre Achtung bezeugt und auf die große Kraft hingewiesen, mit der in dieser Dichtung die Wahrheit des Christenthums bezeugt wird. V.

**Der erste Strauß.** Liederbuch von Otto Rühle. (Großenhain. Baumert u. Ronge. 1894.)

Hübsche, herzwarme Gedichtchen, worunter besonders einige Epigramme als schneidig und treffend hervorragen. M.

**Abendstunden eines Handwerkers** von Philipp Menge. (Saratoga Springs. Im Selbstverlag.) „**Druckfehler . . . allenthalben**; und bitte ich deshalb den geneigten Leser um gefaellige Nachsicht. Die Correctur mußte ich selbst versehen, da die Herren Drucker, so wie deren Gehuelfen der deutschen Sprache voellich fremd sind. Mein zwölftjaehriger Sohn Friedrich schrieb das Manuscript mit lateinischen Buchstaben ab, um es auf diese Weise moeglich zu machen, daß die Arbeit vorgenommen werden konnte. Fuer die Geduld und den guten Willen der Arbeit sage ich den Herrn Schern meinen verbindlichsten Dank.“ — So lautet die Selbstkritik über das Büchlein, das aber doch manches Gute enthält. Armin.

**Fragmente** von J. J. Windholz. (Zürich. 1893. Verlags-Magazin.)

Das Büchlein bringt eine Sammlung zu Gemüthe sprechender lyrischer Gedichte und fragmentarischer Prosastücke. Jedem schwärmerischen aber auch dem Schönen empfänglichen Gemüthe dürfte das Büchlein willkommene Nahrung bieten. Armin.

#### Büchereinkauf.

**Ein neues Novellenbuch** von Hans Grasberger. (Dresden. E. Pierjon. 1895.)

**Der Medicer** und andere Novellen von Wilhelm Fischer. (Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1895.)

**Überspannt.** Roman von Balduin Groller. (Dresden. E. Pierjon. 1894.)

**Katakstrophen.** Novellen von Juliane Dery. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1895.)

**Peppis Soldat** und andere heitere Bilder und Geschichten von Robert Bohl. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

**H. C. Andersens sämmtliche Märchen.** Dreißigste Auflage. Jubiläums-Auflage. Pracht-Ausgabe. (Leipzig. Gd. Wartig.)

**Der Findling** von Julius Verne. Autorisierte Ausgabe. Zwei Bände. (Wien. Hartleben.)

**Eine lyrische Geschichte.** Von Ernst Brandt. (Dresden. E. Pierjon. 1894.)

**Hermann Heibergs gesammte Werke.** Erste Serie. Vollständig in circa achtzig Lieferungen. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

**An der Indianergrenze** oder Treuer Liebe Lohn von Armand. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

**Des Sonnenreiches Untergang.** Ein Kultur-drama in fünf Aufzügen von Wolfgang Kirchbach. (Dresden. E. Pierjon. 1894.)



**Das Märchen.** Schauspiel in drei Aufzügen von Arthur Schnitzler. (Dresden. C. Pierjon. 1894.)

**Glückliche Reisen** von Ludwig Gevesi. (Stuttgart. Adolf Bong & Comp. 1895.)

**Balladen und poetische Erzählungen** von Franz Dittmar. (Dresden. C. Pierjon. 1895.) **Scolarenlieder** von Victor Feldeso. (Dresden. C. Pierjon. 1895.) Für uns am interessantesten die Abtheilung „Aus der Ostfeiermarkt“ mit einigen Liedern, die den Volkston treffen.

**Aus Hadlaubs Heim.** Gedichte von Erik Rohrer. (Dresden. C. Pierjon. 1895.)

**Renatus.** Ein märktisches Reiterlied. Epos in drei Theilen von Erik Löwe. (Leipzig. Adalbert Fischer. 1894.)

**Aus vollem Herzen.** Gesammelte Gedichte von Emil Thiemer. (Freiberg. Ernst Maukisch. 1887.)

**Gedichte** von Karl Guntram. (Stuttgart. Süddeutsche Verlaganstalt. 1894.)

**Tragödie.** Gedichte von Heinrich Budor. (München. Verlag H. Budor. Giselstraße 25.)

**Wia d' Feul' san und wia s' nit sein söll'n.** Gedichte in niederösterreichischer Mundart von J. G. Frimberger. (Stuttgart. Adolf Bong & Comp. 1895.)

**Der neue Hauspost.** Universalbuch der Wünsche, Gratulationen, Fest- und Gelegenheitsgedichte etc. etc. für jung und alt, und für alle Anlässe in Haus, Familie und Gesellschaft. Von Gertrud Triepel (Mlx Treu). (Stuttgart. Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.)

**Haus Sachs.** Sein Leben und Wirken zu dessen vierhundertjährigem Geburtsstage dem deutschen Volke geschildert von Professor Victor Riig. (Leipzig. R. Scholke.)

**Wahrheit und Dichtung** in den Hauptlehren Eduard von Hartmanns von Dr. M. Kurt. (Leipzig. Friedrich Fleischer.)

**Samuel Smiles' ausgewählte Schriften.** Für das deutsche Volk bearbeitet. Neue Ausgabe in Lieferungen. Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft. Bearbeitet von Dr. Hugo Schram-Macdonald. (Heidelberg. Georg Weiß. 1895.)

**Der Charakter** von Smiles, aus dem Englischen übertragen von Dr. W. Rudow. (Heidelberg. Georg Weiß. 1895.)

**Innenschau und Ausblick** von Carola Blader. Mit einem Worte der Einführung von Moriz Carriere. (Heidelberg. Adolf Weiß. 1895.)

**Künstler- und Publicums-Marken.** Ein Warn- und Mahnruf von August Piringer. (Wien. Friedrich Schalk. 1895.)

**Was ist Geld?** Ein Beitrag zur Lösung der socialen Fragen von W. Goldschmidt. (Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.)

**Friedens-Katechismus.** Ein Compendium der Friedenslehre zur Einführung in die Frie-

denzbewegung von Alfred Hermann Fried. (Dresden. C. Pierjon. 1895.)

**Schule und Friedensbewegung** von Dr. Edwin Bollinger. (Dresden. C. Pierjon. 1894.)

**Die Weltordnung.** Von Otto Bülow. Band I: Geburt und Jugend der Menschheit. — Band II: Die sociale Frage. — Band III: Die Antwort. (Braunschweig. Albert Limbach.)

**Die Sarkophagie** oder das Fleisch-Essen. Ein Spiegelbild der Menschheit von Armin Franke. (Berlin. Max Breittkreuz.)

**Theosophische Schriften.** Die Sphing der Theosophie von Armin Besant.

**Karma.** Die theosophische Begründung der Ethik von Hübbe-Schleiden.

**Karma im Christenthum** von Dr. Hübbe-Schleiden. Bedeutung der theosophischen Bewegung von Hübbe-Schleiden. (Braunschweig. C. A. Schwetjke und Sohn. 1894.)

**Evangelien-Harmonie.** Erklärte Apokalypse. Die zwei bis jetzt ungelösten Grundprobleme des Neuen Bundes, zugleich reale Antwort auf „Das Leben Jesu“ (von David Strauß etc.). (Meran. F. W. Clemenreichs Verlag.)

**Illustrierter österreichischer Volkskalender** für 1895, herausgegeben von Bertha von Suttner. (Wien. Moritz Perles.)

**Luzerner Haus-Kalender** auf das Jahr Christi 1895. (Luzern. H. Keller.)

**Mein Kinderkalender.** Vätern und Müttern gewidmet. (Leipzig. R. Fr. Pfau.)

**Rohrer's Kalender-Handbuch** 1895. (Brünn.)

**Die Kritik.** Wochenschau des öffentlichen Lebens, herausgegeben von Karl Schmidt. (Berlin. Hugo Storm.)

**Amster & Rulhardts Wochen-Berichte** über Kunst, Kunsthandel und Kunstgewerbe. (Berlin.)

**Geltreue Nachbildung** der eigenhändigen Unterschriften Schillers, dessen Frau und Kinder. (Dresden. A. Müller.)

**Das Schreibwerk des Gärtners.** Kurze Anleitung zur Abfassung der schriftlichen Arbeiten des gärtnerischen Betriebes. Bearbeitet von B. H. Held. (Berlin. Verlag von Paul Parey. 1894.)

**Hundert kleine Gärten.** Plan, Beschreibung und Bepflanzung, entworfen und bearbeitet für Gärtner, Baumeister und Villenbesitzer von Karl Sempel, städt. Obergärtner in Berlin. (Berlin. Verlag von Paul Parey. 1894.)

**Thätigkeitsbericht** des I. I. Blinden-Erziehungsinstitutes in Wien über die Zeit von 1890—1894. Erstattet vom Director des Institutes Alexander Mell. (Wien. Verlag des I. I. Blinden-Erziehungsinstitutes. 1894.)

**Neues in Knittelversen,** gereimtes Kinder-Kasperltheater. (Leipzig. Hilmar Bennenwig.)



## Postkarten des „Heimgarten“.

**D. A., Berlin:** Antworten Ihnen mit Villroth: „Das Schlechte im Menschen sieht und erfährt jeder im Leben genügend. Das Gute im Menschen zu zeigen und als Beispiel und Maßstab hinzustellen, ist doch die edlere Aufgabe der Litteratur und Kunst. Die Aufdeckung des Guten im Menschen enthält ebensoviel „Wahrheit“, wie die Aufdeckung des Schlechten.“

Sagen Sie das Ihrem schneidigen „Mordernen“.

**D. B., Meran.** Die Vacillus-Klage in jenem Wiener Witblatte lautet folgendermaßen:

O alle Spaltwilsherrlichkeit,  
Wohin bist du entschunden?  
Wie lehrst du wieder, gold'ne Zeit,  
Da man uns nicht geschunden!  
Man plagt mit Chlor uns und Carbol,  
Mit heißen Dämpfen und Lysol —  
O jorum, jorum, jorum —  
Deht kommt man gar mit „Serum“!

Man impft uns dem Aarnikel ein  
Und züchtet Relinculturen,  
Färbt uns mit Anilin und folgt  
„Erröthend“ unser'n Spuren;  
Man malt uns ins Collegienbest  
Und stört uns unser Mordgeschäft —  
O jorum, jorum, jorum —  
„Die Menschheit bringt man schwer um!“

Vergessen Sie nicht, daß es ein Witblatt sagt und warten Sie die Folge ab.

**F. F., Salzburg:** Sie wollen wissen, was etwa so ein Kanonenschuß kostet? Ihr Vorwitz soll bedient werden. Das Patent- und technische Bureau von Reichhold, Berlin, gibt hierüber Aufschluß in

Riffeln, die wohl kaum jemand erwartet und die durch ihre Höhe geradezu verblüffen müssen. Aus jedem Schiffsgeschütz von 110 Tonnen kostet jeder Schuß: Pulver 400 kg 1900 Mark, Projectil 900 kg 2175 Mark, Seide für die Patrone 85 Mark, — zusammen 4160 Mark. Was den Gebrauch dieser furchtbaren Zerstörungswerkzeuge noch kostspieliger macht, ist der Umstand, daß solch ein Geschütz nicht über neunzig Schüsse abgeben kann, ohne bedeutender Reparaturen zu bedürfen oder in den meisten Fällen überhaupt nicht mehr gebrauchsfähig zu sein. Das Geschütz hat dann nur noch den Wert alten Metalls. Da nun das Geschütz nahezu 400.000 Mark kostet, so kommen zu obiger Summe der Kosten eines Schusses noch 4444 Mark Abnutzungskosten pro Schuß hinzu, so daß jedesmal Ladung und Schuß einen Wert von 8604 Mark repräsentieren. Ein Schuß kostet jedoch Millionen, wenn durch ihn ein Kriegsschiff sinkt und auf diese Weise verloren geht.

\* Im Aufsätze: „Testament machen!“ „Heimgarten“ XIX. Jahrgang, Seite 127, bezieht sich die Stelle vom „Verfasser dieses Capitels“ bis „an meiner Bahre kein Leid sein“ nicht auf den Autor und seine Verhältnisse. Es ist nur in erster Person beispielsweise gesagt.

\* Der Vers von Hercher von Steinwand: „Schmähliche Treue“ findet sich im XVIII. Jahrgang des „Heimgarten“, Seite 18.

\* Bitten unaufgefordert Manuscripte nicht zu schicken.





Mein Anliegen sollte derlei zwar nicht sein, es gibt für mich andere genug. Heute war der Gral aus Oberschuttbach bei mir und theilte mit, daß der Peter Heißel wieder bei ihm sei. Bei Tisch erzähle der Bursche gern vom Arreste, was es da für Essen, Kameraden und Unterhaltlichkeiten gegeben habe und erzähle es so unbefangen, wie ein Urlauber von der Kaserne. Er sei sonst wohl zu brauchen und doch stehe zu befürchten, daß er auf einmal wieder eine Dummheit mache. Wenn ich, meint der Gral, mir den Burschen einmal in den Pfarrhof rufen ließe und ihm gütiglich vorstellte, recht fleißig und arbeitiam zu sein, dann würde es ihm auch wohler ergehen — so wäre das nicht schlecht gethan.

Um dem Gral zu zeigen, daß der Peter nicht allein zum Fleiß und zur Arbeitsamkeit anzuhalten sei, daß man ihm auch noch anderes zu sagen habe, gieng ich gleich mit ihm. Ein junges leichtes Blut, von Kind auf verwahrlost, was kann er dafür. Wenn man einmal recht herzlich und eindringlich zu ihm redet, auf das Elend der Schlechten und auf den Vortheil und die Achtung der Braven hinweist und ihm recht innig sagt, daß man auch ihn in der Gemeinschaft der Redlichen, Tüchtigen und Geachteten sehen möchte, vielleicht einmal als Besitzer eines kleinen Bauernhofes und einer lieben Familie — vielleicht treffe das sein Herz, wenn es nicht schon ganz verdorben ist.

Als wir zum Gralhof kamen, war dort Aufregung. Der Peter wäre davon, habe dem Knecht Toni die Sackuhr und ein Paar Stiefel mitgenommen. Der Knecht Toni war bereits mit einem großen Stecken auf Verfolgung aus. Die anderen Hausleute wirbelten vor der Thür im Kreise um ein Weibsbild, das in der Mitte stand und mit heftigen Armbewegungen und Gefreische die Leute von sich abzuwehren suchte. Und das war die Magd Katharina aus der Altau, die Mutter des davongelaufenen Burschen. Sie hatte im Bündel zwei Kupfenhemden, welche sie sich von ihrer Leinwand abgespart und in nächtiger Zeit genäht, sie wollte dieselben nun ihrem Sohne bringen und dann den Bauern bitten, über Nacht bleiben zu dürfen im Gralhofe für den morgigen Feiertag zum Kirchgange. Nun hörte sie nichts als das Geschrei über den Landstreicher, den Dieb, den Galgenstrick! Und an seiner Mutter, hieß es, wäre die Schuld, der liederlichen Person, die so wenig wie der diebische Lump wert sei, daß die Sonne auf sie herabscheine vom hohen Himmel.

Als die Katharina mich sah, brach sie durch den Knäuel und fiel vor mir auf die Knie. Ich hatte in der That schon seit langem ein herbes Wort für sie vorbereitet, daß sie sich um das Kind immer zu wenig gekümmert und daß Hemden und Socken noch lange nicht ausreichten, um die Pflichten gegen das eigene Kind wettzumachen. Daß Gott einst ein zweifaches Gericht über sie halten werde, ob der sündhaften Ursache und ob der leichtsinnigen Vernachlässigung des Burschen, die ihn zum

zeitlichen und ewigen Verderben führen müsse. Von all dem habe ich kein Wort hervorgebracht, als sie wimmernd vor mir kniete. Und wie soll eine arme Magd unter ununterbrochener Dienstbarkeit und Arbeitslast dem eigentlich ihr Kind erziehen? Hat sie anders gehandelt als ihre Schicksalsgenossinnen? Sie gab den Knaben dem ersten, der ihn nahm und mußte noch Gott danken, daß nicht auch sie selbst dienst- und unterstandlos wurde. Du lieber Himmel, an armen Leuten straffst du die Sünden unvergleichlich schärfer als an bemittelten, und nicht immer ist sie richtig, die Moral in Stornstöck's „Hemd des Glücklichen“.

Ich habe die Magd hernach mit mir in den Pfarrhof genommen, wo sie in der Scheune auf Stroh schlafen kann. Am Abende aber noch den Rupert in die untere Gegend hinabgeschickt, um nach dem Flüchtigen zu forschen.

„Was geschieht ihm, wenn sie ihn erwischen?“ hatte die Katharina ängstlich gefragt, bevor sie schlafen gieng. Hätte ich ihr's verrathen, was wir machen wollten, so würde sie wahrscheinlich die ganze Nacht zum Schutzengel gebetet haben, daß der Peter nicht gefunden und ergriffen werden möchte. O Mutterherz mit deiner heiligen Treue und deiner falschen Liebe!

Am 1. Juni.

Seit acht Wochen kein Tropfen Regen. Der Schmied schießt Kathschläge aus, recht viele Gartenfrüchte, besonders Kartoffeln anzubauen, denn man wisse nicht, wie es dies Jahr mit dem Korn sein werde. Auf den Äckern sieht man mehr gelbe Erde als grüne Halme. Das Gras will auch nicht in die Höhe, und doch sind die Wiesen frisch grün. Das macht der Thau und am Morgen funkelt und zittert es nur so hin über die Flächen. Da stehe ich gerne vor meinem Himbeerstrauch im Garten und schaue die Blätter an. Es gibt nichts Berückenderes für ein Menschenauge als dieses schillernde Farbenspiel der Millionen Thautropfchen auf dem Blatt. Eine ganze Welt von Schönheit und Stimmung ist darin und ich fühle mich, wenn ich die kleine, in allen Farben spielende Welt betrachte, in meine Kindeszeit versetzt. Warum, darüber könnte ich keine Rechenschaft geben.

An einem solchen thaurischen Morgen haben wir gestern auch unseren Frohnleichnamsumgang gehalten. Alle, die gehen können und sogar sehr viele, die noch getragen werden müssen, waren gekommen aus dem Thale herauf, aus den Gräben hervor und von den Älmen herab. Die Kinder und jungen Mädchen hatten Kränze im Haar; die weißen Kleider sind hier nicht der Brauch. In der Kirche duftete es von Blumen und Rosen, die sie mitgebracht hatten, die Weiber an ihren Busen geheset, die Männer auf ihren Hüften. Auch die Altäre und viele Bilder waren mit Blumen und Kranzgewinden bedacht worden. Die heilige Mutter



Anna, die besonders von Frauen in guter Hoffnung verehrt wird, war auf das zärtlichste geschmückt. Die Procession gieng diesseits den Kirchenriegel herab, im Thale um den Berg herum und hinten wieder hinauf. Die vier Altäre standen beim Josef im Walde, bei der Schmiedlinde, unter den fünf Ahornen und oben an der Kirchhofsmauer. Viele der Väter waren sehr andächtig, andere blickten, während sie laut beteten, hinaus auf ihre Wiesen und Felder und dachten — wie das schon so geht — wohl gewiß an allerhand, nur nicht an die Worte, die sie sprachen. Das ändert aber an ihrer Frömmigkeit im Grunde nicht viel. Für sie ist Gott in Brotesgestalt nicht anders zugegen, wie etwa ein Baum, oder das Kornfeld, das ist halt so, meinen sie, und darum sind sie so gleichgiltig. Der Karl hat heute auch seine weiße Chorpfaid an mit dem breiten kirschrothen Schulterdächlein; er sieht in seiner andachtsvollen Würde fast priesterlich aus, schwingt das Rauchfass und preist im Chore mit allen anderen laut Den, „der im allerheiligsten Sacrament zugegen ist als wahrer Gott und Mensch“. — Karl, wenn ich dir ins Herz gucken könnte! —

Der Kornstock hat das Pange lingua wunderbar schön singen lassen. Er leitet seine Musikkapelle vortrefflich wie immer. Ihm ist es bis in der Seele Urgrund ernst mit dem, was er thut. Über seiner Oper, die demnächst aufgeführt werden soll fern in der großen Stadt, hat er doch unseres Frohnleichnamsfestes nicht vergessen. Schon öfters hat er gesagt, daß ihm bei kirchlichen Festen die ländlerartigen Tanzweisen und Märsche nicht gefielen und so hat er nun selbst eine Frohnleichnamsmusik componiert. Sie erinnert an die Melodie des Volksliedes: „Die Sonn' geht auf und wieder zu“, und ist derart in Moll gehalten, daß es manchmal wie ein Requiem tönt. Sie weckt aber die Weibestimmung und ich muß ihm ein dankbares Wort sagen.

Wie wir mit den Fahnen und Lichtern durch die Dorfstraße hinabziehen, stehen auf den Thürstufen des Wirtshauses drei fremde Herren in Gebirgsstracht und klopfen her auf die Procession. Zwei ziehen säumig ihre Hüte vom Kopf, der dritte kann sich dazu nicht entschließen. Von einem Niederknien, als das Allerheiligste vorüberkam, gar keine Rede. Mehrere der Unseren wollen bemerkt haben, wie sie sich lusti gmachten. — Solche Gaffer habe ich schon gar gern! In den Städten, wo sie zu tausenden Spalier stehen mit spöttischen Gesichtern, haben sie eine würdige Kirchenfeier im Freien fast unmöglich gemacht. Wenn jetzt diese Herrschaften mit ihrer gottüberlegenen Bildung auch aufs Land kämen! Gott behüte uns! Beim zweiten Evangelium unter den Ahornen hat der Wind die Blätter des Buches hin- und hergerissen und mir den Weihrauch in die Augen getrieben. Da habe ich mich heftig und unwirsch an die Ministranten gewendet, sie sollten doch die Sachen gescheiter halten! Die Leute haben

mich groß angeschaut, ein solches Ärgernis sind sie von mir nicht gewohnt. Ich habe mich arg geschämt vor mir selber und das Allerheiligste aus ganzer Seele um Verzeihung gebeten, ehe wir weitergegangen sind.

Wenn vor zehn Jahren des Sommerwerktags ein Fremder beim Neuwirt zugesprochen, hat er die Stube leer gefunden. Und wenn er auf das Feld hinausgerufen, er wüßte ein Glas Wein, so hat man ihm vom Felde her geantwortet, jetzt könne niemand von der Arbeit weggehen und wenn er arg Durst habe, so sei im Hof der Brunnen. Wo in der weiten Welt antwortet ein Wirt so? Zu Torwald ist's gewesen. Hat der Fremde gewartet, so war am Abend der Wein gerecht und mitsammt dem gebackenen Huhn und der Nachtherberge in reinlichem Bette kostete es fünfzig Kreuzer, und wenn er aufmerksam machte auf den trefflichen Salat, der zum Huhn erschien, so antwortete die Wirtin: „Si geht mir! der paar Salatblotchen da, deren haben wir im Garten genug, für die nehmen wir kein Geld.“

Das haben die Fremden, die nun kommen, gründlich geändert — gebessert natürlich. Einst war dem Neuwirt das Wirtshaus Nebensache, heute ist es das Feld und was dazugehört. Die Fremden haben lange Wille, sagt der Neuwirt.

Er wäre nicht klug, finden sie, ein Huhn für dreißig Kreuzer zu geben, im Hotel kostet es das dreifache. So sollen sie doch im Hotel bleiben, wenn's ihnen hier zu billig ist! Aber sie wollen ja auf die hohe Raub. Dies Jahr sind schon mehrere dagewesen, die ins Gebirge giengen und der Neuwirt hat Betten aufschlagen lassen müssen und will jetzt auch ein Extrazimmer einrichten, wo statt Wandbänke Strohsessel stehen, die Tische gedeckt und die Preise höher sind. Ein Knecht in Unterschuttbach hatte von der großen Belohnung gehört, die im Vorjahre mein Rupert erhalten und bietet sich nun als Bergführer aus. Ein Tourist hat ihm eine Gebirgskarte geschenkt, daß er daraus alle Örtlichkeiten studieren könne, aber der Herr Führer Simmerl hält sie immer verkehrt in der Hand, was vorläufig weiter keine Folge hat, als daß die Sonne im Westen auf und im Osten untergeht.

Wenn man von der hinteren Gising, wo die letzten Bauerngütlein stehen, hinaufsteigt gegen die hohe Raub, so kommt man zu einer Felsenhöhle, genannt das Laudamusloch. Es soll deshalb so heißen, weil jeder, der aus Neugierde hineingekrochen und glücklich wieder herausgekommen, aus heiliger Dankbarkeit ein Te Deum laudamus anstimmt. Seit vielen Jahren ist niemand mehr hineingekrochen und den großen Schatz, der drinnen aufbewahrt und von schwarzen Höllenhunden bewacht ist, überlassen sie den zukünftigen Torwaldleuten. Einst soll man aufrecht in

die Höhle haben gehen und sich durch enge Spalten hineinwinden können, bis zu den Käumen und Hallen, in welchen — wie es heißt — die Kirche von Sanct Maria mitsammt ihrem Berge Platz hat! Seit vielen Jahren sind die Löcher angeschwemmt mit Gerölle und Schutt, so daß man durch die Schlurfe kriechen muß wie ein Molch, und das nur im Herbst, wenn das Wasser niedrig ist. Denn vom Hochgebirge braust durch die Schluchten ein Wasser herab, welches fausend und schäumend in den schwarzen Rachen des Laudamushoches rinnt. Die Stelle, wo es wieder herausfließt, weiß kein Mensch, man sagt, viele Stunden weit auf der andern Seite des Gebirges. Die Leute sagen, wenn das Anschwemmen so fortgeht, dann wird in wenigen Jahren das Loch verstopft sein, das Wasser in der Hochschlucht einen See bilden und endlich durch die weiße Scharte herabstürzen zu den Häusern und Hütten. Wir haben für lange hinaus einen recht hinlänglichen Vorrath an Unglücksfällen. — Ein Hirte, der vor Jahren in der Höhle gewesen, um eine hineingeschwemmte Ziege zu suchen, hat die Ziege sehr gerne fahren lassen, ist froh gewesen, selber wieder herauszukommen ins liebe Licht Gottes. Ein lautes „Großer Gott, wir loben dich!“ hat er gesungen, und dann angefangen zu erzählen, aber es haben ihm die Worte gestockt, es hat sich ihm die Stimme verschlagen, endlich hat er des Gesicht mit den Händen verdeckt und nichts gesagt als: „O Gott, o Gott!“

Mit dieser Laudamushöhle fangen jetzt die Stadtleute an, die Touristen, sie wollen hinein. Und einer soll gesagt haben, koste es was der will, er müsse wissen, wie es da drinnen ausschaut. Er wolle die Höhle erforschen und ihr dann seinen Namen geben. Ich denke eher, die Höhle soll ihm den Namen geben, er kann sich anders keinen machen, ist eitel bis zum Zerplatzen und will wohl als Loch- und Schlammkriecher unsterblich werden. Krötl heißt er, und der Name stimmt ja recht gut.

Am 4. Juni.

Gestern nach dem Gottesdienste hat meine Regina die alte Gralin in den Pfarrhof mitgenommen auf eine Schale Suppe. Denn von dem Frühstück bis zum Mittagmahl wird's doch zu lang in solchem Alter, dazu noch der beträchtliche Weg. Übrigens ist das kleine hochbetagte Weib noch recht frisch, aber zum Niederhaken hat sie sich nicht viel bitten lassen. Die Semmelbrocken läßt sie lange weich werden in der Suppe, um sie hinter den eingekniffenen Lippen erst noch emsig mit den zahnlosen Kiefern zu zermalmen. Ich habe mich auch zum Küchentisch gesetzt und die Gralin gefragt, was es denn sei, ob wir im August nicht ihren hundertsten Geburtstag festlich begehen sollten?

Wenn ich an dem Tag eine Messe für sie und ihre Verstorbenen lese, so sei ihr das schon recht, aber sonst wohl nichts, „kein Grandl

mit"! Nein, da müßt sie sich wohl zu Tode schämen, wenn man ihr gleich so eine Ehr' anthun wollt'. Gott habe sie alt werden lassen, dem müsse man danken, sie selber habe nichts als den guten Willen dazu gehabt. — Ihr kleines runzeliges Gesicht ist bei diesem Bescheide überaus lebendig gewesen und ihr Wort fast heftig gesprochen. Sie schämt sich, wenn sie geehrt wird!

Am 25. August.

Gestern abends sind wir doch oben gewesen beim Gral, um der Hundertjährigen unseren Gruß zu bringen. Der Kornstock mit seinen Leuten hat vor dem Fenster ein schönes Lied angestimmt. Als sie das zmeite singen wollen, kommt der Gral heraus: „Die Mutter greint schon und laßt jagen, aufhören sollt's. Sie mag's nit leiden und möcht' schlafen!“

So haben wir noch alle miteinander gerufen: „Wivat, Gralmutter!“ und sind weitergegangen. Aber nicht nach Hause, die Vollmondnacht war zu schön. Auf den Riesengrabbügel stiegen wir, der mitten im Dorfe ragt, zum Kreuze stiegen wir hinauf und der Schullehrer ließ das Lied: „Die Ehre Gottes“ singen. Als hernach der Gral ein par Krüge Apfelwein hinauftragen ließ — er hat ihn aus der Alpenzeller Gegend — wurde es gar lebhaft auf dem Grabhügel, die Leute tranken der alten Gralin ein langes Leben zu und huben an allerhand heitere Lieder zu singen. Ich sitze da, ans Kreuz gelehnt, und schaue ihnen zu. Die einen sind in hellem Übermuth, ringen miteinander, hüpfen übereinander und treiben allerhand drollige Spiele. Die andern schäkern heimlich, Burschen und Mädeln, legen einander die Arme um den Hals und jauchzen süße Jugendlust hinaus in das mondlichtdurchspinnene Thal. Solange sie lärmten und singen ist's recht, wenn sie aber stille werden, ganz stille — da muß ich wohl mit den Stock ans Kreuz schlagen. Sieht der gestrenge Pfarrer auch nicht in die Ewigkeit voraus, so doch auf ein Jahr. Sie aber sehen gar nichts. — So erinnere ich sie daran, daß der Hundertjährigen zu Ehr' des Guten nun genug geschehen sei, daß man denen, die unter dem Schutte ruhen, eine gute Nacht sagen und nach Hause gehen möge. — Willig haben sie's befolgt, die Hausväter haben ihre Leute zusammengejucht und viele sind mit mir gegangen heraus in das Kirchdorf.

Heute ein heller Werktag, aber die Kirche war voll Andächtiger und vor die Bank, wo die alte Gralin zu sitzen pflegt, hat man einen wunderschönen Strauß aus rothen und weißen Rosen hingelegt. Die Jubilantin hat sich heute aber dort nicht hingesezt, ist ganz hinten unter dem Chorgewölbe geblieben und während des leyten Segens auf ihrem Stock hastig davongehumpelt, ihrem Oberschuttbach zu. Den ganzen Tag gehen Boten und Botinnen hinauf zum Greilhof mit Butter, Ruchen, Eiern, Hühnern, Kirschen und anderen Geschenken.



„Narren!“ soll sie gerufen haben, „'s ist ja meine Hochzeit nicht, daß ich so Sachen krieg! ich heirat' ja nimmer!“ Und kein Wort, wie sehr sie's freut, daß die ganze Gemeinde diesen Tag so mit ihr begehrt. Hätten sie die zitternden Glieder, die glasig funkelnden Augen nicht verrathen, wir könnten es nimmer wissen, ob ihr unsere gute Meinung zur Lust oder zur Last ist.

Am 11. September.

Das ist ein trauriges Ernten, dies Jahr. Viele sagen, es zahle sich gar nicht aus, die Sicheln zu dängeln. Macher hat nichts mehr in der Truhe und wartet schon mit Sehnsucht auf frisches Korn. Das Vieh ist auf den mageren Weiden mager geworden und die Leute müssen es verkaufen, weil das Winterfutter fehlt und es kommt kein Händler herein, denn draußen in den Vorgegenden kriegen sie es auch billig. Was soll das für ein Winter werden?

Nun hat der Schmied dieser Tage etwas Merkwürdiges gethan. Er hat die Gemeinderäthe zusammengerufen, mich auch dazu, ist mit ihnen von Hof zu Hof gegangen. Jeder hat angeben müssen, wie viel Vorrath an Getreide er besitzt und hat die Kammern öffnen müssen. In vielen Häusern konnte kein Vogel satt werden an vorräthigem Korn, in anderen ist leidlich Rath. Was vorhanden, das hat der Schmied messen lassen und aufgeschrieben und gesagt: „Das Korn kauft die Gemeinde.“

„Aber Jesseles, ich werd' heuer mein Korn verkaufen!“ hat mancher ausgerufen.

„Kannst nicht gefragt werden, Nachbar. Es gehört der Gemeinde, wird dir derweil gutgeschrieben und in den nächsten Jahren abgestattet zum gerechten Preise.“

Beim Müller Hainz haben wir drei große Truben voll Korn, Weizen und Mais und drei Truben voll Hafer gefunden; der Mann wollte aber vom Verkaufen am allerwenigsten hören, es gab einen heftigen Austritt zwischen dem Müller und dem Schmied. Da muß ich vortreten, den Hainz bei der Hand fassen und sagen: „Pfarrgenosse! Die Gemeinde steht vor einer großen Noth, sie weiß sich nicht anders zu helfen, sie kann ihre Armen nicht verhungern lassen. In solchen Zeiten müssen alle für einen und einer für alle sein. Müller! Vor einem Jahre habt Ihr Guer Weib, Guere zwei blühenden Töchter ins Grab gelegt. Den Seligen zulieb' schließt Euch uns willig an und leihet der Gemeinde an Getreide, was Ihr habt.“

Im Augenblick — noch bevor er Zeit fand sich abzuwenden — hat er aufgebrüllt, ist sich mit dem Ellenbogenwinkel übers Gesicht gefahren, hat mir und dem Schmied die Hand hingehalten — abgemacht

ist's, sein Korn gehört uns allen. — So hat mancher Mensch eine Eiskruste um sein Herz aber eine ganz dünne; der Hauch eines warmen Wortes bringt sie leicht zum Schmelzen.

Heute sind wir auch noch herumgegangen zu den übrigen Höfen und nun besitzt die Gemeinde alles Getreide, das in diesem Thal noch vorrätzig ist, im ganzen gegen dreihundert Mepen. Das wird nun gleichmäßig vertheilt, so daß auf die Person, ob jung oder alt, reich oder arm, der gleiche Antheil kommt. In besseren Jahren soll dann den jetzigen Ablässern das Korn vergütet werden.

Daß es der Schmied durchseht, ich hätte es nicht gedacht! Er hat damit gezeigt, daß die Gemeinde Sanct Maria im Torwald in Zeiten der Noth keine Bande von Schluckern und Haderlumpen ist, sondern eine einzige starke Person. Knapp mag's wohl hergehen über den nächsten Winter und bis zum künftigen Herbst hinaus, aber verhungern wird uns keiner.

Am 1. October.

Vor einigen Tagen ist eine Gesellschaft von fremden Männern auf Karren aus dem Borderland hereingekommen und gegen das Hochgebirge hinaufgewandert. Sie sollen allerhand Werkzeuge und Instrumente bei sich gehabt haben, auch für Höhlenforschung. Es heißt, sie wollen auf der hohen Raub, mitten drin im Eis, ein Unterstandshaus bauen für Touristen. Zehntausend Gulden sollen dafür gezeichnet sein. Es gibt viel Geld auf der Welt.

Am 29. November.

Der Peter Heißel steigt wieder um in unserer Gegend. Im Sommer hat er sich wohl draußen in den fetteren Landschaften herumgetrieben. Der Winter jagt ihn den Dächern der Heimat zu. Aber er scheint sich in kein Haus zu wagen, in einer verlassenen Holzerhütte des Raubgrabens haust er und man sieht täglich den Rauch aufsteigen. Grals Knecht, der Thomas, will ihn mit etlichen Kameraden und Knitteln fragen gehen, wie seine Sackuhr geht und wie ihm die Zuchtenstiefeln taugen — ich vermuthe, diese Stiefeln kriegen vorzeitig das Laufende.

Am 29. April 1878.

Ich glaube, aus dem Größten sind wir heraus. Ein hoher Schnee hat den Boden wohl durchfeuchtet und die schon apperen Stellen grünen hoffnungsfriisch im jungen Sonnenschein.

Strohmehlbrot hat's gegeben in diesem Winter. Die anderen Borräthe konnten nicht ausreichen. Das Schlachten des Jungviehs hatte der Schmied verboten, der Kreuzucht wegen. Im März sind zahlreiche Erkrankungen vorgefallen, gestorben ist nur einer unter Anzeichen

von Hungertyphus, der Karl-Hans, der als großer Eßer bekannt war. An den Sonntagen nach dem Gottesdienste soll er im Wirtshaus eine Schale Suppe, zwei Portionen Rindfleisch mit fünf Knödeln und Kren-tunke, einen Teller Rahmstrudel und drei Semmeln verzehrt haben und dann nach Hause gegangen sein zum Mittagessen, das manchmal aus nicht weniger als sieben Gerichten — und ausgiebigen — bestanden haben soll. In diesem Winter ist jedoch im Wirtshaus nicht viel zu bekommen gewesen und zu Hause auch nicht. Er hat sich mit der eingeführten Gemeindefkost zufrieden geben müssen, und diese war — Gott weiß es — nicht üppig. Die Wohlhabenden sind in diesem Winter mager geworden, die Armen haben an Leibestülle eher zugenommen. Und darin lag im Grunde eine kleine Ungerechtigkeit, daß die ersteren den Hunger schärfer haben spüren müssen, als die letzteren.

Als nun zu Ostern vom Alpenzeller Prälaten der Brotkarren gekommen ist herein über den Kiedel und durch die Wurmlücken und der Wunsch dabei, die Ostergabe möchte gerade an die Armen vertheilt werden, haben wir uns nicht zu rathen gewußt. Wer sind nun die Armen? Die den Hunger gewohnt waren, oder die ihn nicht gewohnt haben. In einem alten Buche steht zu lesen: „Ehe die Tage sich vollenden, wird eine große Bedrängnis werden, die Reichen werden arm und die Armen reich sein.“

Weil der Schmied zu den wohlhabenden Großbesitzern gezählt wird, so wollte er nicht, daß es heißen solle, er halte es mit seinesgleichen, darum hat er das Klosterbrot doch an die Kleinhäusler vertheilen lassen.

Darüber ist ein Aufruhr entstanden. Als in der Osterwoche die Neuwahl des Gemeindevorstandes kam, wollten die Großhöfe ihre Stimmen nicht mehr dem Kimpelschmied geben. Der Zaunstiegelbauer ist bei der Wahl auf den Tisch gesprungen und hat es dem Schmied ins Gesicht geschrien: „Du Schmied, dich können wir nimmer brauchen, du bist ein Tyrann! Die alten Erzräuber haben es auch so gemacht, daß sie die Reichen ausgeplündert und die Armen beschenkt haben. Ich will gegen die Armen nichts gesagt haben, ich bin ihnen nichts neidig. Aber der was hat, der hat seine Sach' auch nicht gestohlen, der hat's mit Fleiß und Schweiß redlich verdient. Und auf einmal alles weggeben müssen, so daß es gleich ist, ob einer tüchtig gearbeitet hat oder ein Faulpelz gewesen, das schmeckt keinem! Und du hast gar nicht das Recht gehabt. Du bist kein Richter und kein Kaiser, du bist ein kleiner Gemeindevorstand und hast kein Gesetz zu geben. Du hättest unter Bedräng wohl anzeigen können bei den höheren Behörden und Hilfe verlangen und ihre Anordnungen ausführen, das hättest du können und sollen. Aber eigenmächtig vorgehen, das ist wohl ein großer Fehler gewesen, mein lieber

Schmied, und wenn wir wollten, wir könnten dich schön in die Schmirer bringen! — Ich glaube, daß die Großwähler der Gemeinde mit mir einverstanden sind, wenn wir den Schmied absetzen und einen anderen wählen. Ich wäre für den Müller Hans.“

Darauf ist der Zaunstiegelhofer vom Tisch herabgestiegen. In der Stube ein großes Beifallgemurmel, nur ein alter Häusler hat vom Ofenwinkel hervorgeschrien: „Der Schmied ist eh recht! Der denkt auch auf die Armen!“

Der Kimpelschmied ist zuerst ganz ruhig geblieben. Jetzt steht er auf, 's ist ein großer lagerer Mann und das schimmelige Paar geht ihm über die Stirn herab. Er spricht nicht oft, aber wenn er einmal den Mund aufthut, da hört man ihm auch zu. Jetzt also steht er auf und sagt: „Zaunstiegelbauer! Den Erzräuber, den du mir vorgeworfen hast, laß ich laufen, der geht mich nichts an. Wenn du mich einen Tyrann nennst, so magst wahr haben. Ich habe kein Recht gehabt, das Korn aus den Speichern zu nehmen und zu vertheilen, ich habe es doch gethan. Es ist dazumal keiner gegen mich aufgetreten. Manchem hat's weh gethan, das ist kein Wunder, aber jeder hat die Noth gesehen, die vor der Thür steht und so ist's ihnen recht gewesen und deswegen ist's auch mein Recht gewesen. Die Behörden hätte ich anrufen sollen, meinst du. Zaunstiegelbauer, ich frage dich: Kennst du die Behörden? Bis ein Bescheid von der Behörde zurückkommt, wächst längst wieder frisches Gras — aber vielleicht auf den Gruben . . . Heut', weil das Elend größtentheils vorbei ist, heut' ist's leicht reden und anschuldigen. Wäre nicht getheilt worden, ich sag es euch, so hätten wir mehr Truben auf den Kirchhof getragen, als dem Karl-Hans seine! Oder hätten wir uns verschulden sollen nach draußen auf viel Jahr und Tag? Was ist denn unser Stolz, ihr Männer vom Torwald? Ich brauch es nicht zu sagen, jeder von euch hat's oft genug selber gesagt, daß wir frei und unabhängig sind, festständig und zusammenhalten, das ist unser Stolz! Seit alter Leute Wissen hat der Torwäldler kein Anlehen gemacht bei fremden Leuten, einer im Thal hat dem andern geholfen. Die paar Gulden Geld, die wir brauchen, haben wir abgestattet mit Holz- und Viehverkauf und uns nicht weiter eingelassen mit den Händlern und Feilschern. Und wenn ich jetzt meine Stelle niederlege, so gebe ich euch als erfahrener Mann den einzigen Rath: Haltet es auch fürderhin so, wie es unsere Vorfahren haben gehalten. Lasset euch nicht verlocken von Geld und anderen schönen Sachen, die uns fremde Leute anhängen wollen, die zwar ganz gut schmecken mögen, aber die uns in die Knechtschaft bringen müßten und in ein Elend, das länger dauern thät als ein Hungerjahr. — Schon heuer verspricht unser Herrgott was Besseres, zwei einzige fruchtbare Jahre, und jedem von uns ist das Korn vergütet, das er zum Besten



seiner Heimats- und Pfarrgenossen hergegeben hat. — Ich verantworte mein Thun vor Euch und vor Gott. — — Und jetzt kann die Wahl anheben.“

So beiläufig ist gesprochen worden, ich habe mir jedes Wort gemerkt. Ich habe hernach gesagt, aber ziemlich laut, denn es war unruhig in der Stube: „Pfarrgenossen! Jeder soll wählen wie der Will. Ich gebe meine Stimme dem Kimpelschmied. Wir haben keinen besseren.“

Eine halbe Stunde später, und der Schmied ist auf drei weitere Jahre Gemeindevorstand in Torwald.

Der sagt nur: „Ich nehm's wieder an und bleibe so, wie ich bisher gewesen bin.“ Aber der Schmied weiß, daß man das Eisen schmiedet, solange es heiß ist. Er sagt also noch etwas:

„Weil wir just beisammen sind, Nachbarn, so möchte ich euch gleich eine Sach' vorbringen, die wichtig ist. Wir haben schon oftmals von Assuranceanstalten gehört und fremde Leute kommen herein, daß wir uns versichern sollten gegen Feuer, Hagel und andere Unglücksfälle. Auch für Geldnöthen haben sie ihre Hilfsämter. Wir können uns allein helfen, ihr habt es gesehen. Wisset ihr's, wie es die Tannen und Fichten machen in unserem Hochwald, damit ihnen nicht fremdes Strauch- und Struppwerk unter die Füße kommt und das Mark aussaugt? Sie stehen zusammen! Sie halten ihre Häupter und Kronen so eng aneinander, daß kein Sonnenstrahl und keine Luft durchdringen kann und also muß jedes fremde Gewächs zu ihren Füßen in der Dunkelheit ersticken. Wehe den Waldbäumen, wenn sie aufklärungsfüchtig werden und recht viel Licht eindringen lassen auf ihre Gründe! Bald werden sie von Schmarozerpflanzen überwuchert und ausgesaugt, selber verkrüppeln und verkommen. Ihr versteht, was ich sagen will. Wir müssen zusammenstehen. Nicht allein in Noth und Brauch, auch in Wirtschaftssachen. Wir helfen uns selber, nur heißt's das Zeug noch besser einrichten, so daß wir nachher die Abstattung nicht so hart spüren. Wir verbinden uns mit etlichen Nachbargemeinden weiter draußen herum, mit den Mönchthalern, Haslanern und Schwarzauern etwan, und stehen einer für den andern und alle für alle ein. Also bleibt unsere Sach' im Land, wir wissen, was damit geschieht. Und brauchen von Fremden nichts. Und wenn wir einmal auf die Fremden anstehen, das ist schon das Letzte, da möchten wir bald selber fremd sein im Torwald. Unser etliche Gemeinden zusammenhalten, meine ich, das ist genug, da stehen wir fest. Die Schriften darüber habe ich schon und für die nächste Zeit wollen wir uns das überlegen und richtig machen, wenn es euch recht ist.“

Sie zeigten sich einverstanden. Der Zaunstiegelhofer nahm seinen Stock, den Hut hatte er obnehin auf dem Kopfe. „Nau, Gott sei Dank, jetzt haben sie ihn wieder, ihren König und Kaiser!“ Mit dieser Bemerkung gieng er ziemlich geräuschvoll davon.

Da hat man's wieder einmal gesehen, was Altständigkeit heißt. Wenn ich noch manchmal zurückdenke auf meine früheren Anschauungen und Bestrebungen! Die Wege der Vorsehung sind wunderbar und im Menschen bleibt es dunkel trotz allen Vernens und Denkens, so lange bis das ewige Licht der Thatfachen, des wirklichen Lebens in seine Seele fällt. War es denn nicht Neues, was ich anstrebte? Waren es nicht Reformen? Und nun bin ich mitten in die starrste Altständigkeit versetzt — und sie gefällt mir und ich unterstütze sie! Denn in diesem Alten finde ich gerade das, was ich im Neuen gesucht. Meine Reformideale, hier im weltfernen Gebirgsthale bestehen sie und werden ausgeübt, weiß Gott, wie lange schon. Das Kloster ist hier ein braver Arbeiter gewesen im Weinberge des Herrn.

Ob's mein Bischof bedacht hat? Ob er mich nicht besser gekannt hat, als ich mich selbst! — Auch in diesen letzten drei Jahren hat er mir seine Wohlgeogenheit mehrmals bewiesen und es scheint, daß er nicht ganz unzufrieden ist mit dem Pfarrer von Sanct Maria. Also ist ein mildes Gleichgewicht in mein Wesen gekommen, für das ich Gott vom Herzen danke. In Kornstocks Oper, die dieser Tage endlich zur Ausführung kommt, heißt es zwar, daß auch der Pfarrer im Torwald nicht glücklich sei. Etwas Wahres mag schon dran sein, aber nicht etwa so, wie es die böse Welt auszulegen pflegt bei uns katholischen Priestern. Dasselbe hat mich auch in jüngeren Jahren nie unglücklich gemacht....

Es ist ein anderes, was mich die innere Ruhe nicht ganz finden läßt — aber was es ist, das wüßte ich nicht zu sagen. Da kommt's mir manchmal vor, als schwebe über diesem Thale etwas in der Luft, etwas Unerhörtes. Als ob wieder ein Bergsturz käme unten am Weilerstein und ein See — eine Sündflut! Ei, die hat draußen in der weiten Welt viel bequemer Platz als hier. Unser Alpenthal paßt doch weit besser dafür, eine Arche Noah's zu sein. —

Am 10. Mai.

Im Wirtshause zu Unterhuttbach sind heute zwei Herren aus München angekommen, die den Sommer über dableiben wollen, um Gebirgsstudien zu machen. Wenn sie passende Wohnungen finden, sollen sie beabsichtigen, auch ihre Familie zur Sommerfrische nachkommen zu lassen. Eine Einnahme! Bessere Zeiten! Die Leute freuen sich darüber.

Am Unterstandshause auf der hohen Raub soll schon gearbeitet werden. Das Haus wird aus Steinen aufgeführt von italienischen Maurern; den Dachstuhl und die Verschallung hat der Zimmermann-Sepp übernommen. Dem Schmied sind die Schlosserarbeiten angetragen worden, er hat abgelehnt, weil er kein Schlosser sei, sondern ein Schmied.

Von einem Alpenverein kam vor einigen Tagen die Anfrage, ob die Gemeinde Torwald einen Beitrag an Geld oder Arbeit leisten wolle, wenn der Verein von Alpenzell her einen ordentlichen Weg anlegen lasse. Der Schmied gab wieder eigenmächtig zur Antwort: „Für die Torwälder hat's der Weg bisher gethan, wird's auch ferner thun.“

Ich meine, ein guter Weg könnte nicht schaden. Schon manchmal wollte ich hinausgefahren sein ins Stift, wenn eine halbwegs anständige Straße wäre. Seit seiner Wiederwahl hat der Schmied einen besonders harten Kopf auf.

„Pfarrer!“ sagt er gestern zu mir. „Der Landwind hat sein Lebtag nie was Gutes gebracht für Torwald. Der von unten heraufkommt, das ist ein fauler, schlechter Wind. Ich sag's, Pfarrer!“

„Wird wohl nicht so gefährlich sein“, gebe ich zurück. „Der Alpenwind ist der frischere, der wird die faule Luft schon hinauspeitschen.“

„Unsere Leute werden geldleckerig!“ ruft er voll Unmuth. „Statt auf ihre Erdscholle zu schauen, gucken sie nach Fremden aus. Fremde sollen Geld bringen, aber mir hebt an zu grausen.“

Am 13. Mai.

Fast unfähig zu schreiben. Aber noch unfähiger, es unausgesprochen in mir zu verwinden. Der Kornstock!

In den letzten zwei Wochen war nichts mehr mit ihm zu machen, vor lauter Aufregung über die bevorstehende Operaufführung. Sie hatte lange genug auf sich warten lassen und mein Schulmeister ist mir ganz mager geworden vor Erwartung, Angst und Hoffnung. Im Gesichte manchmal blaß wie Lehm, dann wieder die rothen Flecken auf der Stirn, mir hat er nicht gefallen.

Heute bin ich gerade unten beim Schmied, wie der Holzfuhrmann ankommt von Alpenzell her. Der Kornstock steht abseits unter dem Vordach der Schmiede, weil es regnet. Er hat seinen hohen schwarzen Strohhut auf, steht so da und schaut herüber.

Sagt der Fuhrmann Leopold: „Für den Schulmeister einen Brief hab' ich. Hab' ihn schon vorgestern mit hereingebracht, hab' ihn im Sack vergessen, wieder hinausgetragen und bin von der Postmeisterin, der ich den Schein abgeben soll, ausgescholten worden. Na, wo ist er denn! Na, der Schulmeister steht freilich schon da, aber der Brief! Am End hab' ich den Schmarz verloren. Das wär' so was!“ Während der Leopold seine Taschen durchsucht, steht der Kornstock da. Ich kann es nicht sagen, wie er dagestanden ist und ich werde es auch nie vergessen. Der allergrößte Theatererfolg, dachte ich bei mir, kann es nicht wett machen, was du jetzt leidest, du armer Mensch.

Endlich ist der Brief da, ein viereckiger Brief, an den Ecken stark vermudelt, aber mit dem großen Siegel der Hofoperndirection. Der Korn-

stoch unterichreibt auf dem Pferdetrog den Empfangschein. Wenn dieser Namenszug gelten soll! Des Schullehrers ist er nicht, so sehr hat seine Hand gezittert. Dann steckt er den Brief ganz demüthig in den Sack und geht davon. Ich schau' ihm nach. So leicht und lind wie ein Knabe geht er dem Schulhause zu, seine Füße berühren die Erde kaum.

Gott Lob, denke ich, daß er doch endlich wieder zu seiner Ruhe kommt. Ein solches Hängen und Bängen wäre ja für die Länge tödtlich.

Ich bin dann noch eine Weile vor der Schmiede herumgestanden und vor dem Pfarrhof, in der Meinung, daß der Lehrer nun bald kommen würde. Wer aber nicht kommt und mich nicht zum Mitgenießer seiner Freude macht, das ist der Kornstock. Mir wird aber die Sache unangenehm, ich gehe ins Schulhaus, zu sehen was er macht. Auf mein Anklopfen kein H herein. Ich öffne die Thüre — da liegt er in dem Winkel, mit dem Oberkörper auf einem Fußschemel und weint. Auf dem Boden liegen einige Zeitungsausschnitte herum und der offene Brief. Ich einen Blick darauf: Bedauern — Oper — vom Publicum abgelehnt.

„Na, Kornstock!“ sage ich, beuge mich nieder und streichle sein langes graues Haar. „Abgelehnt, was denn weiter, das ist anderen auch schon passiert. Sogar dem Mozart. — Na geht, seid klug. Pfeifet auf das dumme Theater, Ihr habt was Besseres zu thun und habt's auch schon gethan. Daß Ihr gute Musik eingeführt habt im Dorwald, schöne, herzedle Lieder der Vergessenheit entrisen, daß Ihr den Kirchenchor so musterhaft leitet zur größeren Ehre Gottes, das ist ein schöneres Verdienst, als in den Städten gelangweilte Müßiggänger auf ein paar Stunden zu unterhalten, die zum Dank noch kritisieren und schimpfen.“ Er aber hält sich abgewendet und stöhnt vor Herzeleid. Ich fahre fort, ihn zu trösten: „Ihr seid zu gut für Jene dort. Denket, uniere Gemeinde ist ein dankbarer Zuhörerkreis und die erhebenden und heiteren Stunden, die Ihr den Leuten seit Jahren bereitet habt und noch bereiten werdet, bleiben Euch unvergessen, sichern Euch ein schönes Gedenken bis in späte Zeiten. Kornstock, stehet auf und habt guten Muth. Die Oper müssen sie Euch auf der Stell' zurückschicken, sie sind derselben gar nicht wert; weiß Gott, wie erbärmlich sie aufgeführt worden ist. Da getraue ich mir sie hier mit der Jugend anders darzustellen, im Winter einmal, und da sollet Ihr Eure Freude haben! Kornstock, gescheit sein!“

Dergleichen werde ich gesagt haben, und wie ich ihm den Kopf wende, da merke ich, daß er nicht weint, sondern stöhnt. Und wie ich sein Gesicht sehe, die Augen, den Mund — — freilich bin ich aufgesprungen, habe nach Leuten gerufen. Und dann hinauf zur Kirche gelaufen um das Sacrament.

Die letzte Dlung hat er noch empfangen können. „Das Hemd des Glücklichen!“ war sein letztes Wort.

Du guter Mann, und dann haben sie dir's angezogen.



Am 15. Mai.

Das ist eine Trauer. „Fahr hin, o Freund, in Frieden!“ Dieses Lied haben sie am Grabe begonnen zu singen. Aber nicht beendet, so sind die Sänger alle in ein Schluchzen ausgebrochen. — — So ploglich von uns zu gehen! Ein Herzschlag soll's gewesen sein. — O du treue Seele! O du falsche Kunst!

Auch noch einen Zwischenfall gab es. Nachdem ich am Grabe die üblichen drei Vaterunser gebetet hatte, ruft in der Menge jemand — und das ist der krump Christel — aus: „Gott trost' sein' arme Seel'! Wer weiß, wie's ihr geht, er hat ohne Beicht' und Communion fort müssen.“

„Schau du auf deine arme Seel', Betbruder, verdächtiger!“ grot der Mesner Karl und haut dem Alten das Rauchsfa an den unteren Rücken, das die Funken fliegen.

Ich muß dem Karl darob eine Kluge ertheilen. Wenn aber ich zur Zeit neben dem Christel gestanden wäre und das Rauchsfa in der Hand gehabt hätte — es könnte sich auch so etwas zugetragen haben.

Das Leben ist ein Taumel und sonst nichts. Man taumelt so dahin, halb wachend, halb träumend, und alles veraumt man. Das die Freuden des Körpers veraumt werden, daran liegt nichts. Aber treue, herrliche Menschen! Man sieht sie alle Tage und erkennt sie nicht — und wenn sie fort sind . . . Die Traurigkeit geht bis ins tiefe Herz, und mittlerweile veraumt man auch diejenigen, die noch leben.

Am 29. Juli.

Auch wieder ein Erlebnis, auf das ich nicht gefaßt war.

Nachdem der Prälat mich schon mehrmals brieflich hat fragen lassen, ob ich denn angefroren sei im kalten Sanct Maria, weil ich mich gar nie sehen ließe im Stift, oder ob mir die vielen Kindstauken nicht Zeit dazu gönnten — er spielte auf die drei Paar Zwillinge an, die in diesem Jahre in meinem Sprengel geboren worden und — habe ich mich am vorigen Freitag gerüstet. „Nun, Ottilie“, rief ich in den Stall hinein, „willst mir einen Gruß mitgeben an deinen Bruder? Ich gehe zum Luzian hinaus!“

Die Regina war auch im Stalle und schrie: „Aber das der Herr Pfarrer gar niemals unsere brave Mutich anschauen geht! Schon gar nie! Die erstickt uns im Speck, ehe der Advent kommt!“ Von dem Mastschwein sprach sie, die jetzt ihre Freude und ihre Hoffnung ist. 's ist ihr gar nicht recht, das ich mich so wenig um die Wirtschaft kümmere. Aber so mit Geflügel, Ziegen, Sauen, Hunden und Katzen umthun, das ist nicht meine Sache. Ich trachte nur, das die Thiere nicht gequält werden.

Im Hause mag ich deren aber nicht haben, müßte mich mehr um sie sorgen, als um die Menschen, denn sie können nicht reden, wenn ihnen Leides ist. Bei der Regina fehlt freilich keinem Hausgenossen etwas und der „Nutsch“ am allerwenigsten. Ich that ihr den Gefallen, in den Stall zu gehen, das runde grunzende Thier anzuschauen und zu sagen: „Sapperlot, Regina, ist das ein Trumm! — Aber jetzt muß ich fort, Leutchen. Nur fleißig haushüten, morgen abends bin ich wieder da.“

Die Ottilie gab mir noch einen Silberzehner mit, den sie zu ihrem Namenstage geschenkt erhielt, für den Luzian, und sie lasse ihn fragen, ob er schon ordentlich Messe lesen könne. Dann bin ich davongegangen. Ich gieng zu Fuß in viereinhalb Stunden, man kommt schneller und angenehmer als zu Karren. Die Laterne, die man der Wurmlucken wegen mitnimmt, habe ich in der Almhütte am Riedel aufheben lassen für den Rückweg.

Es war endlich noch ein Anlaß zum Gange ins Stift. Der gute Kornstock hat's nicht erlebt, daß unsere Orgel renoviert wird, aber der neue Lehrer, wenn wir doch endlich einen bekommen, soll's in Ordnung finden. So will ich den Prälaten um eine Beisteuer bitten zur Herstellung der Orgel.

Einen sehr angenehmen Abend habe ich im Stifte zugebracht. Am meisten freute mich der Luzian. Das ist gar ein hübsches Studentel geworden. Recht lieb und treuherzig hat er mich angeschaut, als ich ihm von den Seinigen erzählte, auch von den Hirschen und Gemsen im Raubgraben und vor allem von seiner Schwester Ottilie. So viel Artiges werde ich dem Mädchel wohl mein Lebtag nicht in's Gesicht sagen, als ich ihrem Bruder von ihr erzählt. Der Prälat legt dem Jungen seine weiße Hand auf die Achsel und sagt: „Das ist halt unser ganz Braver, das! Wird einmal Prediger! Hat eine Lunge!“ Dabei macht er ein so finstres Gesicht, als hätte er einen Missethäter in den Händen. Ist aber etwas eingegangen, der hohe Herr, seit den paar Jahren. Ich in meinem, hätte bald gesagt Vaterstolze, hatte natürlich gleich den Gedanken: Wer weiß, ob nicht einmal der Luzian an seine Stelle kommt!

Die Kurzweil, die man mir im Stifte bereiten wollte, hat mich zwar nicht sonderlich erwärmen können. Früher einmal war mir's gewesen, als Pfarrer im einsamen Torwald würde ich die Stiftsbibliothek recht ausnützen. Jetzt fiel es mir kaum ein, nach einem Buche zu fragen. Pfarrfinder und Natur in Sanct Maria füllen meine enge Seele aus. Hätte es nie gedacht, daß ein Mensch sich so bequemen könnte. Nur um ein Bündel alter Zeitungen habe ich gebeten, damit man über den Weltlauf nicht ganz unwissend bleibt. Der Bibliothekar hat's hierauf angeordnet, daß mir ein parmal im Monate schon gelesene Zeitungsblätter zugehen sollen. Die

Stiftsgeistlichkeit ist übrigens jetzt in einer frohen Aufregung, der neuen Eisenbahn wegen, die gebaut wird mit der Endstation Alpenzell. Es wird schon daran gearbeitet und gerade am Fuß des Calvarienberges soll der Bahnhof zu stehen kommen.

Am Morgen vor meiner Abreise trage ich dem hochwürdigen Herrn mein Anliegen vor, wegen der Orgel. „Gut, gut, Herr Pfarrer“, entgegnet er, „ich habe wohl gehört, daß Ihr eine gar respectable Kapelle habt auf dem Kirchenchor. Die Orgel wird sich wohl heilen lassen. Fehlt's sonst auch noch irgendwo?“ — „Danke ergebenst, alles in Ordnung!“ sage ich in dummer Übereilung. Er gibt mir hundertfünfzig Gulden auf die Hand; ich bin gar nicht gefaßt, daß er mir die Beisteuer gleich mitgeben werde, wollte sogar gebeten haben, daß der Orgelbauer — der schon bestellt ist — vom Stifte aus bezahlt werde. Nun, da mir die Banknoten vor Augen liegen, denke ich: sicher ist sicher, und stecke das Geld sorgfältig ein. — Schon wie ich gegen das kalte Thor hereinkomme, schlage ich mir die Hand auf die Stirn. Blöder Mensch! Muß denn nicht die Kirche in Sanct Maria endlich ein frisches Schindeldach bekommen? Hast du den feuchten Flecken nicht gesehen, der sich hinter dem Erzengel Gabriel herabzieht gegen den Altar? Weißt es nicht, daß deine Pfarrkinder eine neue rothe Kirchenfahne haben wollen mit dem heiligen Sebastian und dem heiligen Rochus, den Nothhelfern in Wasser- und Hungersnoth? Ist nicht das Monstranzlein schon ganz verbogen und verblindet, so daß es kaum ein würdiger Thron des Herrn sein kann? — Und du auf seine gütige Frage, ob nicht sonst auch noch etwas fehle, sagst dreist, daß alles in Ordnung ist! — Er hatte den Geldsack schon offen gehabt. Dann wird er wieder fest zugebunden und du kannst lange warten, bis eine solche Gelegenheit kommt.

Es erweist sich aber bald, daß der blöde Pfarrer eher zu viel, als zu wenig Geld im Sack hat. Ich gehe mit der brennenden Laterne durch die Wurmlücken und bewundere Gottes Vorsehung. Ohne diesen natürlichen Höhlenstollen, wo einst ein Lindwurm gehaust haben soll, wäre kaum eine Zufahrt in das Torwaldthal möglich. In unfriedlichen Zeiten läßt sich die Gegend hier ganz leicht absperrern. Im Franzosenrummel und noch früher in der Türkenzeit, soll die Lücken vermauert worden sein, kein Blaumantel und kein Rossschweif ist zu sehen gewesen in Sanct Maria. Wer weiß, ob hentzutage noch Redlichkeit und Sicherheit so groß wäre in unserem lieben Thal, wenn wir einen bequemeren Zugang hätten! — Und wie ich so in Gedanken über allerhand hinstolpere in der Lücken, faußt auf einmal aus einer Seitennische etwas auf mich her, schlägt mir die Laterne aus der Hand, packt mich an und schnauft: „Geld oder Blut!“ — Pfarrer, wehr' dich um die Orgel! hat's in mir gerufen. Der Kerl ist stämmig, aber kleiner als ich. Wir ringen, fahren

an die eine Wand, fahren an die andere, stolpern, stürzen. Trotz der Pechfinsternis weiß ich, es gilt nur gegen einen. Ich knie auf seiner Brust, reiße ihm das Hosenband oder so etwas los. Zähne höre ich klappern, sehr ungeschickt muß er sich gewehrt haben, in kurzem sind seine Hände gebunden. Jetzt beginnt er zu wimmern: „Ich bitt', Herr Pfarrer, auslassen! Hab' dem Herrn Pfarrer nichts thun wollen, nur um paar Kreuzer Geld bitten, Hunger hab' ich. Will schon fleißig beten. Nur nicht wieder einsperren, Herr Pfarrer, ich bitt'!“ — Das ist der Peter.

„Ja, mein Lieber!“ sage ich, „dich sollt' man eigentlich immer einsperren und gar nimmer auslassen. Aber es scheint, im Arrest wirst noch verdorbener!“

„Ich bitt', ja. Im Arrest wird man ganz verdorben, das ist eine Teufelszucht, der Arrest, mit mir wär's nie so weit gekommen, wenn sie mich nicht allemal gleich eingesteckt hätten. Ich bitt' auslassen, Herr Pfarrer! Auweh, nicht so drücken auf die Brust!“

Er schluchzt, mich will der Schlucker schier erbarmen. „Wenn du mir schwörst, Peter“, sage ich, „wenn du mir einen heiligen Eid schwörst, bei deiner Mutter, die sich deinetwegen die Augen ausweint, bei deiner armen Seele, die einmal vor dem Gerichte Gottes stehen wird, daß du von jetzt an brav sein wirst und fleißig arbeiten und ein guter Christ sein! Wenn du mir jetzt das schwörest, so will ich dich nicht mit mir treiben und wieder einsperren lassen.“

Das alles, und noch dazu aus eigenem fleißig beten und beichtengehen hat er mir versprochen. „Gut, und jetzt, Peter, schau, wie du hinauskommst, es soll nichts geschehen sein, es ist dir verziehen.“

Mit gebundenen Händen habe ich ihn liegen lassen in der Lucken, so weit ist mein Vertrauen doch nicht gegangen, ihm das Band zu lösen. Ich selber habe mich gesputet, hinauszukommen aus dem Loche. Nachdem ich über unzählige Steine gestolpert, an die Wände gerannt, bin ich endlich im Tageslicht, aber nicht auf meiner Torwalderseite, sondern wieder auf der andern gegen den Riedel hin. Zuerst habe ich nachgesucht, ob das Geld noch da ist. Ja. Wie aber komme ich nach Sanct Maria? Was ist zu machen? Durch die Lucken ma gich nicht mehr, denn nun ist mir erst der Schauder gekommen, habe ich erst die Größe der Gefahr gesehen, in der ich geschwebt. Noch jetzt ist es mir unbegreiflich, woher meine Entschlossenheit kam, wie es möglich war, den Ungreifer so rasch zu überwältigen. Der Schutzengel ist mir beigestanden, anders kann man's nicht sagen.

Weil mir die schlechten Fußsteige über das hohe Gebirge nicht bekannt waren, so gieng ich zurück bis zur Riedelhütte, um einen Begleiter durch die Lucken aufzunehmen. Aber dort vor der Thür an der Bank ist eine Ohnmacht gekommen und ich habe in der Hütte nächtigen müssen. Weil am nächsten Tage der Sonntagsgottesdienst ist, so bin ich schon um zwei Uhr früh



aufgestanden und der Halter-Lenz hat mich durch die Wurmlucken begleitet. Mein Peter lag natürlich nicht mehr dort, aber wir beide — der Lenz und ich — haben unsere Stöcke fester angefaßt, als wir die Stelle passierten.

Als wir an die Torwaldseite kommen, will ich den Lenz verabschieden, es tagt ja schon der Morgen, doch er läßt sich's nicht nehmen, mich ins Thal zu begleiten. Da sehen wir durch den Wald Lichter zucken, mehrere Fackeln kommen des Weges heran und sind Männer aus Sanct Maria, die ausgezogen, um ihren Pfarrer zu suchen. Denn es soll sich im Thale schon am Vorabend das Gerücht verbreitet haben, in der Wurmlucken wäre ein Raubmord verübt worden und als ich nicht nach Hause kam, soll die Regina mächtig wie eine Furie durch's Dorf gerast sein und geschrien haben: „Es ist ihm was geschehen! Freiwillig bleibt er nicht weg über den Sonntag. Silends, ihr lieben Leute, geht ihn suchen!“

Und dann haben sie mich mit hellem Jubel heimgebracht. Aber die Freude der Regina ist durch etwas anderes getrübt worden. Vor die Hausthür eilt sie mir entgegen: „Weil Ihr nur lebendig da seid, Herr Pfarrer! Aber denkt Euch das Unglück, mein Gott, ich sollt's nicht gleich sagen, Ihr werdet zutod erschrecken. Die Ottilie, wie die Ottilie heute mit dem Luderischaffel in den Stall geht, ist die Kutisch weg! Das Thürl spagenschnabelweit offen und die Sau ist hin, gestohlen und nicht anders!“

— Die halbe Nacht hatte man im Dorf Hundegebell gehört, man glaubte der Hundschristel sei irgendwo zu Wege und achtete nicht weiter darauf.

Ich bin langsam auf meine Stube gegangen und habe nachgedacht über mein gutes Werk in der Lucken. Verzeihen, das ist wahrlich etwas Schönes. Den Räuber laufen lassen, wie edel! Dann kann er doch wieder Stiefel, Schafe und Schweine stehlen und weiß Gott, was sonst noch alles.

Am 30. Juli.

Gestern und heute sind mehrere Männer auf der Spüre nach dem Peter Heißel. Weit oben im Stangelwald, von Raben verrathen, haben sie das Schwein gefunden, aber es fehlt ihm der ganze Hintertheil und die Rückenschwarte. Mit diesem ist der Dieb davon.

Drei oder vier Tage nach einer Mißethat erscheint auch fast allemal ein Gendarm in der Gegend, um Befund aufzunehmen. Die Gemeinde Torwald zahlt ja auch Steuer wegen der Sicherheit des Eigenthums, also muß amtlich doch festgestellt werden, was uns bisweilen gestohlen wird.

Anfangs August.

Sehr erfreut bin ich gerade nicht darüber, wenn meine Pfarrkinder viel mit Touristen zusammentreffen. Diese Herren sind mir etwas zu allwissend und tragen Ansichten und Neuigkeiten herein, die wir nicht zu wissen brauchen. Und schon gar, wenn sie über Religionsfachen ihre Weisheit darthun. Sprach so einer gestern mit dem Kolf, dem Sohn des Schmied, der ihn auf den Dreispiz begleiten mußte, über die himmlischen Freuden. Diese bestünden in gut essen und trinken und schönen Weibern. Schuljungen in der ersten Classe, wenn sie schon verdorben wären, könnten auch nicht läppischer sprechen. Der junge Bursche gieng gar nicht drauf ein, sondern sagte, nach der Schrift bestünde die ewige Seligkeit in der Anschauung Gottes. Der Tourist natürlich: das ewige Anschauen Gottes müsse mit der Zeit vertrackt langweilig werden. Der Kolf aber: „Wenn Ihr die Anschauung Gottes nicht mögt, dann steigt Ihr auch umsonst auf den Dreispiz. Da oben sieht man gar nichts als lauter Herrlichkeit Gottes. Und das sei bloß das Aleid, wie schön müsse erst Gott sein!“

Nach den Bemerkungen, die der Tourist darauf gemacht haben soll, wird man sich wohl irren mit dem Glauben, daß alle diese Herren aus Liebe zu Gottes freier Natur auf die Berge steigen. Das wäre ja endlich auch ein Gottesdienst, für Ungläubige gerade gut genug, und die Natur vermöchte vielleicht doch den einen oder den andern zum Suchen des Schöpfers selbst veranlassen. Das ist aber leider nicht immer der Fall. Von Holzern und Hirtnern kann man Wunder hören, was die Herren da oben im Gebirge suchen und treiben. Ihre Wildheit lassen sie aus, die daheim in der feinen Stadt zurückgehalten werden muß. Daß sie Zaungattern offen lassen, das Vieh verscheuchen, Waldbrände verursachen, ist nichts als Dummheit; daß sie mit aller Müh und Noth an den schwierigsten Stellen bis auf die höchste Spitze klettern, bloß um oben gewesen zu sein; daß sie den Wert der Berge, ihrer Leistungen und Naturgenüsse mit Meterstab und Uhr messen, ist Athernheit, über die man lachen kann. Vor kurzem, so wird erzählt, seien zwei Fremde mit den rothgebundenen Büchern umhergestiegen und weil wahrscheinlich die Ortschaften oder die Berge nicht überall stimmten mit den Angaben im Buche, so sagten sie wegwerfend: „God dam! Diese Gegend ist ja ganz falsch!“ Über derlei lacht man freilich, doch hört man auch andere Dinge, wobei einem das Weinen kommt oder ein mächtiger Zorn.

Am 12. August.

Der neue Lehrer ist da. Ein junger, schlanker hübscher Mann mit schwarzem, gespiktem Schnurrbärtlein und stumpfztingelkurz geschnittenem Haar. In Alpentracht geht er um, mit Hirschlederhosen und Bundschuhen, wie ein Tourist, nur noch viel schöner. Alles neumodisch gemacht. Er

soll sehr lustig sein, es gefällt ihm hier, nur hat er dem Newwirt gerathen, seine Kugelbahn verlängern zu lassen und einzudecken, damit man auch im Regen schieben könne. Er ist so stark, daß er die Kugel im Bogen bis ans Kreuz hinauszwirft. Die Orgel ist gerade in der Arbeit, so daß beim gestrigen Amte der Rosenkranz hat gebetet werden müssen und ich bis heute nicht weiß, wie schön der neue Herr Uylaki musizieren kann.

In der Schule soll er heute sehr schneidig eingesezt haben. Das anständige Benehmen der Kinder hätte er zwar ein wenig belobt, mit ihrem Wissensstande sei er aber nicht zufrieden gewesen. Von Physik und Chemie selbst bei den besten Schülern keine Spur, von Perikles, Julius Cäsar und anderen Herren der Weltgeschichte nie etwas gehört, nur über Columbus konnte ihm ein Knabe sagen, daß er das Ei erfunden habe.

— Wirst dich darüber nicht kränken, guter Kornstock in deinem Grabe, lesen, schreiben und rechnen hast du ihnen doch trefflich gelehrt. Wenn du nur nicht so unversehens hättest fort müssen! Du würdest noch Freuden erlebt haben. Deine Oper wird, soviel man liest, noch aufgeführt und viele Meinungen darüber sind recht ehrend. Ein Ingenieur von der Eisenbahn, der vor einigen Tagen hier war, um die Möglichkeit eines Straßenbaues durch die Bärenschluchten und die Schwarzklamm in Augenschein zu nehmen, hat die Oper sogar selbst gehört; er sagt, Kornstock sei nicht bloß ein Talent gewesen, sondern noch etwas mehr, und die Zukunft würde es lehren.

(Fortsetzung folgt.)

## Mein Freund, der Stockle.

Von Josef Widner.

**H** heute drängt es mich einmal, zu beichten!

Da ich aber weiß, daß selbst der gestrengste Beichtvater einem grünen Jungen ein paar Übermuthssünden nachsieht, so mache ich es wie die Christen in den ersten Jahrhunderten: Ich beichte vor aller Welt und hoffe, daß mir auch mein seliger Freund, der Stockle, vergeben wird.

Doch . . . . . da muß ich etwas weiter ausholen, ich muß mich in meine Gymnasialjahre zurückversetzen, ich muß zunächst erzählen, was es mit dem Stockle für eine Verwandtnis hatte, wie er mein Freund wurde und wie ich ihn schmählich aufs Eis geführt habe.

Der Stockle, ein Franz Josef seines Vornamens, war in den Sechziger Jahren Mühlbauergeselle im größten Markte meines Heimatsländchens, ein schöner, schlank gewachsener Bursche von etwa achtundzwanzig

Nahren mit kohlschwarzem, dichtem Barte und kohlschwarzen Augen, die ganz merkwürdig leuchten konnten. Die Mitwelt versicherte, er sei ein gar flottes Haus gewesen, und wenn er sich an den Gewohnheiten der von ihm erzeugten Mühlen ein Beispiel nahm, finde ich's glaublich.

So eine Mühle braucht nämlich viel Wasser, wenn sie ordentlich gehen soll, und also brauchte auch der Stockle viel Wasser, Gerstenwasser zum Beispiel und Zwetschenwasser und Kirschenwasser. So ein Mühlrad dreht sich allweil gar lustig um seine Achse, und also drehte sich auch der Stockle gar lustig in der weißen Gans oder im schwarzen Mohren oder wo immer die Musikanten eins aufspielten für die ihr Geld und ihr Leben verschwundene Jugend. So eine Mühle klappert und plappert den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, und wird's der Müller und der Mühlbauer so gewohnt, daß er ohne Geplapper nicht sein mag, und also hielt sich der Stockle an jene schönere Hälfte der Menschheit, die des Plapperns nie satt wird. Daß sich die schönere Hälfte auch an ihn hielt, dafür sorgten schon der unvergleichliche Bollbart und die merkwürdig leuchtenden Augen! So eine Mühle zermalmt alles, was ihr unterkommt, und also brauchte einer den Stockle nur schief anzuschauen . . . augenblicks knirschte er mit den Zähnen seines prachtvollen Gebisses und wand an den muskelstarken Armen die Ärmel empor.

Demnach theilte sich der Stockle mit seinen gleichermaßen übersprudelnden Genossen in die schöne Aufgabe, allen Mädeln die Köpfe zu verdrehen, alle Wirte rebellisch und den ganzen Markt unsicher zu machen, und die heilige Hermandad — die beiden Nachtwächter — fand des Nachlaufens und . . . Nichtermischens kein Ende!

Aber des Menschen Seele ist ein unergründliches Räthsel, und so tief auch die Dichter in dieselbe geblickt haben, sie stehen immer und immer wieder staunend und anbetend vor neuen Fragen, anbetend den allweisen Schöpfer dieses größten und geheimnißvollsten aller Kunstwerke.

Im Marke war eine Mission gewesen, und der Stockle hatte sich bereden lassen, den Vorträgen der gelehrten, frommen und beredten Geistesmänner zu lauschen.

Auf einmal hieß es: „Der Stockle hat sich bekehrt, der Stockle geht in kein Wirtshaus mehr, der Stockle schaut kein Mädal mehr an!“

Die Weibsbilder hatten's zuerst bemerkt, hierauf die Wirte, hierauf der ganze Markt.

Schier unglaublich . . . aber doch wahr! Der achtundzwanzigjährige Stockle war plötzlich ein völlig umgekehrter Handschuh geworden, er mied seine leichten, lockeren Gefährten, er weilte am liebsten in der Kirche, er kannte keinen sehnlicheren Wunsch, als zu büßen, Priester zu werden und sich dem Herrn ganz zu eigen zu geben.



Und so gieng er hin, verkaufte alles, was er hatte — es war dessen freilich nicht allzu viel — und wanderte an einem schönen Herbsttage mit einem Käslaiß und einem Sack Äpfel und einem eisernen Willen ins Studierstädtlein und läutete am Thore des Collegiums der ehrwürdigen Väter aus der Gesellschaft Jesu, die damals auch am Staatsgymnasium lehrten, und sagte, er wolle studieren und Priester werden, und bat so lange mit aufgehobenen Händen, bis ihm gestattet wurde, sammt seinen achtundzwanzig Jahren mitten unter die zehnjährigen Bublein der ersten Classe zu sitzen; nur den Bart durfte er nicht mitnehmen in die Schule der Lateinschützen . . . er fiel als erstes Opfer auf dem Altare seiner heiligen Begeisterung.

Und da seine Habe für ein langes Studium nicht ausreichte, so gieng der lange Jüngling oder der junge Mann in aller Demuth gesenkten Hauptes von Haus zu Haus und erbettelte sich die Mittagskost von guten Leuten; des Abends aber aß er von seinen mitgebrachten und zeitweise erneuerten Schätzen, und des Morgens genügte ihm ein Stücklein erübrigten, steinharten Brotes oder auch gar nichts, wie es gerade kommen mochte.

Es lebte aber damals im Studierstädtlein ein altes, einäugiges, ewig feifendes und doch herzensgutes Fräulein, das sich seinen Lebensunterhalt als „Quartierfrau“ sauer genug verdiente.

Diese Quartierfrau hatte unter anderem ein Kämmerlein mit zwei Betten, und gehörte das eine einem kugelrunden, blonden, blauäugigen Studentlein, das trotz seiner körperlichen Kleinheit bereits mitten in den unregelmäßigen Zeitwörtern der griechischen Sprache und somit in der obersten Classe des Untergymnasiums steckte.

Dieweil nun das Studentlein denselben Namen trug, wie der Schreiber dieser Geschichte, und dieweil das zweite Bett für den Stockle zu haben war, so ergab sich's ganz von selbst, daß der Stockle mein Zimmerkamerad und mein Freund wurde, obschon mir, ehrlich gestanden, die ungleiche Kameradschaft nicht recht behagen wollte.

Freilich, daß ich dem alten Longinus an Kenntnissen weit überlegen war, daß er mich für einen Vergeltsgott und einen Zahlsgott täglich und stündlich zu Rathe ziehen mußte, das schmeichelte meiner Eitelkeit nicht wenig, und ich gieng mit meinem schweren Bücherpäckchen neben dem Riesen gehobenen Hauptes in die Schule und mein Herz blähte sich förmlich auf, wenn die Leute mit Fingern auf uns deuteten und flüsterten:

„Seht, das kleine Bublein da ist schon in der vierten, der große Sackel aber erst in der ersten Classe!“

Auch die Übungen der Demuth ließ ich mir gefallen, wenn mir nämlich der Stockle die Schuhe putzte und die Kleider ausklopste, und im Winter ließ ich ihn früh morgens ohne Widerrede das Feuer des Ofens schüren, auf daß es schön warm würde, bevor das Prinzelein aus den Federn hüpfte.

Aber etwas anderes war mir weniger angenehm!

Der Stockle hatte nämlich seit jener heiligen Mission mit den Freuden des Lebens völlig abgeschlossen und widmete sich nun ganz der Gottseligkeit und allerlei Bußübungen und Kasteiungen; ich dagegen war wie ein junges Geißböcklein, das aus dem Stalle auf die Wiese hinaushüpft und vor lauter Freuden gleich mit allen vier Füßen in der Luft sein möchte, ich fieng mein Leben erst an, mein Herz wollte allweil jubeln, mein Mund wollte allweil lachen.

Der Stockle stand Sommer und Winter um vier Uhr auf und eilte zur Frühmesse und büffelte sodann, daß ihm der Kopf rauchte, und gieng vor der Schule abermals in die heilige Messe; ich aber stand — ungern genug — Sommer und Winter um sieben Uhr auf, hie und da, wenn mich ein Professor ängstigte, sogar erst um sieben Uhr abends, und an der einen Schulmesse hatte ich vollauf genug, daß ich für jeden halbwegs annehmbaren Grund, sie zu schwänzen, Gott danke.

Der Stockle litt mit heiliger Wonne Hunger und Durst, und je magerer er wurde, desto herrlicher leuchteten seine Augen; ich dagegen aß mit heiliger Wonne, was immer meinen Zähnen unterkam, ich war imstande, einen frisch gebackenen, halbweißen Zehnkreuzerwecken, den ich zwischen die Knie nahm und mit dem Messer bearbeitete, auf einen Sitz zu vertilgen, und je fetter ich ward, desto fröhlicher leuchteten meine Augen.

Der Stockle verabscheute die Spiele der Jugend, und seine Spazierwege führten ihn stets in die nächste Kirche vor den Altar mit dem geheimnisvoll schimmernden ewigen Lichte; ich . . . hüpfte am liebsten auf Stelzen im Gymnasialhofe herum oder ich schlug den Ball mit dem Schlagischeite übers Gymnasium hinaus oder ich sauste auf kleinem Bockschlitten die russische Eisbahn hinab, und meine Spazierwege führten mich mit gleichalten Genossen in den Penkerwald, wo wir mit Schlüsselbüchsen schossen oder Lianen rauchten, oder ins Jesuitenbad, dessen Planken wir fest überkletterten, um im wohligen Wasser gleich den Fröschen zu plätschern.

Der Stockle kniete jeden Abend vor dem Schlafengehen mehr als eine Stunde lang überquer in dem schmalen Darne unseres getünchten Kämmerleins und betete einen Rosenkranz um den andern; ich aber hüpfte über des Riesen Beine hin und her, oder ich steckte meine Nase in ein „Herchenbüchlein“ oder in einen „Wilhelm Hauff“, oder ich kicherte fortwährend über der Schildbürger hirnverrückte Dummheiten.

Und es verzehrte der Eifer des Herrn den guten Stockle dermaßen, daß er fortwährend darauf ausgieng, mich armen Sünder zu befehren; ich aber merkte die Absicht und wurde verstimmt und drehte auf, wie daß ich wohl ein ordentlicher Christ, aber kein Betbruder und Knierutscher sein wolle, und daß so ein alter G--rstclasser, der sich jeden zweiten Tag rasieren müsse, nur, um überhaupt in die Schule gehen zu dürfen, mir, dem Viertclasser, schon rein gar nichts zu sagen habe.

Also gab's gar oft Verdruss in dem armjeligen Kämmerlein, und wäre der Stockle nicht die Sanftmuth und die Großmuth selber gewesen, er hätte mich kleine giftige Wespe wiederholt hinausfuhrwerken müssen . . . . und Übung hätte er ja noch von seinen weltlichen Jahren her gehabt!

Wahrhaftig, die Religion vermag Wunder zu wirken . . . heute wenigstens dünkt mich die gänzliche Wandlung des Stockle ein größeres Wunder, als wenn ein Blinder sehend und ein Lahmer gehend wird!

Kamen aber wieder friedliche Zeiten, in denen ich mich herbeiließ, wenigstens einen Rosenkranz mit ihm zu beten, dann entschädigte ich mich wieder dadurch, daß ich ihm in scheinheiliger Dienstbarkeit den Abendkäs und die Abendäpfel aus dem Keller holte und dabei trotz der Dunkelheit meinen Mund nur zu gut fand und so den arglosen jungen Mann um gar manchen Bissen betrog.

Der Stockle hatte aber in den Augen der meisten Studenten noch eine Untugend. Er hielt sich in seiner Frömmigkeit und in der Reinheit seines Herzens für verpflichtet, jede, auch die geringfügigste Übertretung der Schuljahungen durch eindringliche Ermahnung und Strafrede zu ahnden, oder, so dies nicht frommte, bei der Direction oder beim Classenlehrer zur Anzeige zu bringen. Mich selber hatte er einmal, da mich die vielgetreue Mutter Eva heimsuchte, unter der Friedhofsthüre, also angeichts des Todes, angeschwärzt, daß ich den rechten Geist, den Geist des Gebetes, leider nicht hätte. Wir Studenten vermochten aber die Wohlmeinung solcher Anzeigen nicht zu erfassen, schimpften ihn einen Spitzel und fürchteten ihn mehr, als das höllische Feuer.

Natürlich war ich der erste Gegenstand seiner väterlichen Fürsorge, und so ich nur das Wort „Tabak“ aussprach, gieng es durch die lebendige Leitung zum Classenlehrer, und der schaute mich durch die auf der Nasenspitze ruhende Brille ganz verdreht an und sprach voll und langsam:

„Bub, mir scheint, du rauchst!?“

Ach ja, der Stockle hat mich vor manchem leichtsinnigen Streiche bewahrt und hat mich manche Stunde zur Arbeit gezwungen . . . aber . . . . ich sang nicht ohne gewisse Berechtigung:

„Unser alter Stockle,  
Der hat ein' langen Hals,  
Er mag ihn strecken, wie er will,  
So sieht er doch nicht all's!“

Wenigstens, daß ich hie und da ein Cigarlein — anderthalb Kreuzer das Stück — auf dem Dachfirste sitzend, schmauchte, sah der Stockle nicht, und wenn er seine Nase meinem Mund näherte, so roch der allweil von Eisenägeln. Auch kam ich wiederholt spät abends aus dem Circus und erzählte, ich sei in der Kapuzinerkirche gewesen, und ich wurde ob meiner Bravheit gelobt.

Einmal jedoch hätte er mich bald erwischt . . . das war aber auch eine schreckliche Geschichte . . . ist mir jetzt noch völlig unheimlich zumuthe, wenn ich daran denke!

In einem anderen Kämmerlein unserer unter der Leitung des einäugigen Fräuleins stehenden Gemeinde hauste ein junger Unterländer, dessen Wiege in einem Bauernhause unweit des Bodensees stand. Er ist nun schon längst ein braver, sittenstrenger und seeleneifriger Landpfarrer und verabscheut seine damalige Unthat gleich mir . . . hilft aber nichts, heute muß einmal gebeichtet sein!

Josef der Zweite (der Erste war ich) bekam nun eines Tages mitten im Winter von der k. k. Post ein Kistlein, und darin stand in dem Bausche eines Wollhemdes ein Schoppen kräftigen Zwetschenbrantweines, und darin lagen etliche Stücklein geräucherten Schweinesfleisches, auch dürre Birnen, Apfelschnitze und Nüsse, wie's in der Zeit des heiligen Nikolaus oder Blas üblich und lieblich ist.

Studenten und Soldaten sind Brüder, und also beschied Josef der Zweite Josef den Ersten in sein Kämmerlein, das nicht einmal einen Ofen hatte, und während der Stockle studierte und während er in der Johanneskirche den langen Abendsegen sprach, oblagen die beiden Potentaten dem stillen Susse und aßen Speck und Dürrobst dazu und ehe sie sich dessen versahen, war die Flasche leer und waren die Büblein voll!

Wie Josef der Zweite zu Bette kam . . . ich weiß es nicht; ich hatte mit meinen Deinen Arbeit genug, ich hatte so was Widerspenstiges mein Lebtag nicht gesehen, ich bedurfte meiner ganzen Willenskraft und meiner ganzen Angst vor dem Stockle, um die wackelnden Kerle, die allweil übers Kreuz wollten gehen, aus den Hosen und ins Bett zu bringen!

Dann schwand mir das Bewußtsein, und wie der Stockle kam und über die Wand streifte und Licht machte, lag ich im tiefsten Schläfe und . . . schlief . . . nun . . . bis sich das Schmäblichste zutragen sollte!

Wie ich um Mitternacht erwachte, ei, da hieng ja mein sonst so ruhiges Bett in einem Ringelspiel, und das gieng herum und lief wie närrisch, und all mein Bemühen, es festzuhalten, war rein vergebens! Der kalte Schweiß rann mir über Stirn und Wangen, ich setzte mich auf, ich schöpfte tief Athem . . . umsonst . . . in meinem Kopfe spielte ein Werkel den Radekthymarich und das Bett lief und fieng sogar an, gleich einem scheuen Pferde zu bocken.

Plötzlich kam mir der fürchterliche Gedanke:

Was ist's, wenn der Stockle meinen Zustand entdeckt und dessen Ursache ergründet? Natürlich rennt er gleich in aller Früh zum Director und . . . der Schnapslump wird geliefert und kann in der Fabrik „Vünersee“ Wolle spinnen, bis seine Lunge ein Schwamm geworden ist und er dem Todtenmännlein auf der Begräbnisfahne gleicht!



Dieser Gedanke stählte meine Kraft zu einer Verzweiflungsthat. Mit einem Satz sprang ich aus dem Ringelspiele, ich fand die Thüre und den kalten Gang und noch eine Thür, und also wurde mir am rechten Orte leichter ums Herz, aber noch schwerer in den Beinen. So verfehlte ich auf der Heimfahrt den Weg, anstatt nach rechts zu gehen, gieng ich nach links und . . . pumpe . . . kollerte ich über zwei Stiegen hinab und lag, so kurz oder lang ich war, auf dem Steinfließ der Hausflur.

Wer durch so einen Fall keinen bedeutenden Schaden erlitten hat, der kommt gewiß zur Besinnung!

Auch ich hatte meine Geisteskraft wieder völlig gewonnen, und wie sich oben die Thüre knarrend öffnete und ein Lichtschimmer zu mir herabdrang und der gute Kiesenstockle gleich einem Geiste in schleppendem Hemde die beiden Treppen langsam herabstieg, da war mein Kriegsplan auch schon fertig.

Nicht umsonst hatte ich von frühester Jugend an von Nachtwandlern, die da ohne Bewußtsein aus dem Bette sich erheben und im Mondenscheine spazieren gehen, am liebsten erzählen gehört . . . warum sollte ich nicht ein verunglückter, bewußtloser Nachtwandler sein?

Also schloß ich die Augen und ließ den Kopf „lampeln“ und den Stockle gewähren.

Der aber beugte sich mit väterlicher Besorgnis über den verunglückten Knaben, horchte auf den Schlag des Herzens, nahm ihn, wie ein Mädchen seine Puppe nimmt, in seine Arme und trug ihn ins Kämmerlein und ins warme Bett zurück, und bald breitete der Schlafengel seine mitleidigen Fittiche über die ungleichen Kameraden im getünchten Kämmerlein am . . . duftenden Canalbache des Studierstädtleins.

Wie ich beim Morgenrauen die Augen aufschlug, war mir der Vorfall oder Abfall um Mitternacht augenblicks so gegenwärtig, daß ich nicht eine Secunde aus der Rolle fiel.

Der Stockle saß angekleidet auf dem Rande meines Bettes. Er hatte meinen Kopf mit einem nassen Tuche umschlungen, er hielt meine Rechte mit beiden Händen und fühlte meinen Puls und fragte besorgt:

„Thut's dir wohl nirgends weh, lieber Josef?“

Wäre nicht die Angst vor der Anzeige gewesen, ich hätte weinen und ihm um den Hals fallen und ihm alle meine Missethaten bekennen mögen!

Aber so blickte ich ihn nur verwundert an, als ob ich rein nicht begriffe, was dies alles zu bedeuten habe, und that die Gegenfrage:

„Was soll mir denn weh thun? Wie du nur so dumm fragen magst!“

Der Stockle athmete auf. Dann hub er an, mir die Gewissensforschung zu erleichtern:

„Gott sei Lob und Dank, daß er dich beschützt hat in seiner Gnade! Jetzt sag' mir aber aufrichtig, was ist denn mit dir gewesen heute Nacht?“

„Mit mir?! Nichts ist g'wesen . . . g'schlafen hab' ich die ganze Nacht wie eine Katze, wie ich's allweil mach', wenn ich müd' bin vom vielen Lernen.“

„So . . .? Ja . . . weißt du denn gar nicht, was denn etwa gewesen sein möchte?“

„Ei, was soll ich denn ins . . . Dings Namen wissen?! Wenn man schläft, weiß man nichts, und ich weiß auch nicht, warum du mir keine Ruhe läßt, da es doch noch nicht Tag ist!“

„Josef, lüg' nicht, sondern sag' aufrichtig, wo du den gestrigen Abend zugebracht hast! Wo bist du nach dem Nachtessen hingegangen? Wann bist du heimgekommen? Wann hast du dich niedergelegt? Gott sieht und hört alles, und er zürnt dir, wenn du falsch bist!“

Oho . . . dachte ich, Gott sieht und hört freilich alles, aber der bist du denn doch nicht, neugieriger Stockle, und also . . . wird fortgelogen!

„Na . . . wie du heut' so närrische Fragen stellst?! Beim Wohlwend in Levis, eine halbe Stunde vor dem Städtlein, hab' ich zu Nacht geessen . . . gesottene Grundbirnen, sauern und süßen Käse, ein Glas Most und zuletzt eine Mehlsuppe mit vielen Knollen. Dann hab' ich mich auf die Socken g'macht und bin durch den knietiefen Schnee heimgepatcht . . . das heißt . . . bei den Kapuzinern bin ich eingekehrt und hab' noch ein Viertelstündchen gebetet. Daheim hab' ich sodann den Casar präpariert und die Geschichte gelernt, und wie der Blasius, das Thurmmännlein, mit dem Hammer neune hat geschlagen und du, du Nachtschwärmer, noch nicht gekommen bist, ei, da bin ich ins Bett gekrochen und hab' eine Weile geschnattert, bis ich mich warm gehaucht hab'. So . . . und jetzt will ich aufstehen und mich waschen, wenn du weggehst.“

Da gieng's übers Antlitz des Stockle wie Rührung und Mitleid. Er tätschelte meine linke Wange, machte mir auf Stirne, Mund und Brust das Zeichen des Erlösers und sprach sanft:

„Nun . . . wenn du nichts weißt, ist's gut, und sollst auch nichts wissen! Gott behüte dich auf allen deinen Wegen und Stegen, und dein heiliger Engel bewahre dich vor Schaden des Leibes und der Seele!“

Mir war's beinahe zumuthe, wie dem Jakob, dem Bruder des Esau, da er den Segen seines Vaters erschlich, und eben, da ich dies schreibe, geht's wie Beschämung über meine Wangen.

Von der Nachtwandlerei aber war seit jener Stunde nicht mehr die Rede; nur fiel mir auf, daß der Stockle jedesmal vor dem Schlafengehen, wenn er mich bereits in Schnarchheim vermuthete, Thürklinke und Fensterriegel verschürte . . . ich ließ ihn gewähren!

Der Stockle stieg übrigens die Gymnasialleiter bedeutend schneller hinan als ich. Seine Lehrer fanden nämlich, daß ein Mann mit so großen Beinen auch zwei Stufen auf einmal nehmen könne, und also

war der Stockle, dem der eiserne Wille, das reife Verständnis und die ihn verzehrende Sehnsucht nach dem heiligen Stande studieren halfen, in drei Jahren bis zur sechsten Classe emporgeklettert, und damit war auch seine Gymnasiallaufbahn abgeschlossen.

Die ehrwürdigen Väter nahmen ihn als Novizen in ihre Gesellschaft auf; der Weg lag klar vor seinen leuchtenden Augen, das Ziel in sichtbarer Ferne.

Da kam der deutsch-französische Krieg, und auch in den Collegien der Väter erscholl der Ruf: „Alle Mann an Bord!“

Wer nur immer entbehrlich war, Brüder, Novizen, Cleriker und Priester, die wanderten auf die blutgetränkten Schlachtfelder oder in die Barackenspitäler des Elsaß, ein heiliger Wetteifer, den nur die Religion zu gebären vermag, trieb die Männer mitten in die Greuel der Verwüstung, mitten in den Donner der Schlachten, mitten in das Seufzen und Stöhnen der Sterbenden.

Da flammten die Augen des alten Clerikers Stockle in nie gesehenem Glanze; im Namen Gottes das entsetzliche Elend zu mildern, die Kranken zu pflegen, den Sterbenden den Todesschweiß von der Stirne zu wischen, die unsterblichen Seelen mit süßem Trostworte in die Arme Christi zu geleiten, das schien ihm noch ein schönerer Beruf, als, in Betrachtungen versunken, vor dem Altare zu knien.

Wochenlang gieng der blasse Klostermann in dem langen, faltigen Salare zwischen den Genesenden und Sterbenden von Bett zu Bett, wochenlang versagte er sich den Schlaf, wochenlang fand er kaum eine Minute im Tage Zeit, einen Bissen hinunter zu würgen, um die verjüngende Kraft neu zu beleben.

Da brach der Typhus aus. Eines der ersten Opfer war der Jesuitencleriker Stockle. Er fiel . . . auch ein Soldat auf dem Schlachtfelde!

Kein Kreuz bezeichnet die Stelle, wo er ruht . . . im Kriege macht man wenig Umstände!

Er hat sein Ziel auf Erden nicht erreicht . . . aber er hat es erreicht, ehe er es ahnte; denn er war ein Liebling Gottes, und darum gieng er früh ein in Gottes Herrlichkeit.

Die armen Soldaten, die in der Schlacht fallen, kommen ja alle von Mund auf in den Himmel!

Wackerer Freund, ich habe dich als unverständiges Büblein gar oft gekränkt; heute schaue ich zu dir auf und rufe:

„Heiliger Stockle, bitt' für mich!“

## Schuldlos verurtheilt.

Drei Erzählungen aus dem Leben.\*)

### Das Messer.

**N**ieder einmal erscholl wüthes Lärmen und Toben aus einer der zahlreichen Matrosenschenken, stromabwärts der großen London-Brücke. Die Polizeiwachleute giengen achtlos vorbei. Das „bißchen Geschrei“ erschreckt sie nicht. Die Londoner Polizei ist vielleicht die beste der Welt, allein ihr Selbstvertrauen geht oft zu weit. Sie kann nicht allgegenwärtig sein und kommt zuweilen zu spät. So auch diesmal.

In der ausschließlich von italienischen und spanischen Seeleuten besuchten Schenke war Streit ausgebrochen. Das heißblütige Naturell dieser Menschen, wenn es nicht, wie an Bord, durch eiserne Disciplin niedergehalten wird, ist nur zu sehr geneigt, in Wildheit auszuarten. Von der Beschimpfung zur Thätlichkeit ist der Weg nicht weit. Ein Anäuel verschlungener, kämpfender Bestien, das Gaslicht erlischt — vielleicht vom Wirte abgedreht, um ein Ende zu machen. Ein lauter Schrei, und die Menge wälzt sich durch die aufgerissene Thüre ins Freie. Auf dem Fußboden liegt röchelnd ein junger Bursche, ein Messer in der Brust — das rothe Blut rieselt über die Diele.

Nun war die Polizei rasch zur Hand. Auch der Thäter war bald zur Stelle geschafft. Das Messer, mit dem das Verbrechen verübt wurde, gehörte dem Vollmatrosen Pietro Lesari von der sicilianischen Barke „Santa Margherita“. Noch am selben Abend war er dingfest gemacht.

Der Constabler, der Pietro verhaftete, belehrte ihn pflichtgemäß, nichts zu sagen, was später wider ihn gedeutet werden könnte. Es ist dies eine wohlthuende Vorsicht des englischen Strafverfahrens, bei dem der Beschuldigte selbst nicht verhört, sondern nur gefragt wird, ob er sich schuldig bekenne und, wenn er verneint, das Urtheil nur auf Grund von Zeugenausagen und Indicien gefällt werden kann.

\*) Aus dem höchst interessanten und verdienstvollen Werke „Schuldlos verurtheilt“. Anregungen, Betrachtungen und Erzählungen. Herausgegeben von Leopold Katscher. (Leipzig. Alfred Janssen. 1895.)



Vom Polizeirichter vor das Schwurgericht gewiesen, stand Pietro verwirrt und betäubt da. Er wußte kaum ein Wort Englisch; der Dolmetscher an seiner Seite mochte wohl zur Noth ein akademisch richtiges Italienisch verstehen, doch konnte er den sicilianischen Dialect, den der Angeklagte sprach, nicht beherrschen. Bei allem Bestreben nach unparteiischer Gerechtigkeit, das sie befeelt, sind englische Richter und Geschworene nicht geneigt, ihre Zeit bei aussichtslosem Wortgeplänkel zu vertrödeln. Der objective Thatbestand lag klar zu Tage. Die Zeugenaussagen lauteten bestimmt. Der Erstochene, sowie der Angeklagte waren an dem kritischen Abend in der Schenke gewesen und hatten an dem Kaufhandel theilgenommen. Wohl hatte niemand gesehen, wer den tödtlichen Stoß geführt, denn es herrschte bereits die tiefste Dunkelheit, allein die Mordwaffe gehörte unzweifelhaft dem Pietro Lesari, und als er gleich darnach verhaftet wurde, trug er kein Messer, während italienische Matrosen sonst nie ohne ein solches zu finden sind.

Die Geschworenen steckten nun die Köpfe zusammen und gaben, ohne den Verhandlungsaal zu verlassen, ihr einstimmiges Urtheil ab: schuldig!

Der Richter, W. Langton, beglückwünschte in warmen Worten die Geschworenen zu ihrem Verdict: „Möge nie“, so rief er emphatisch aus, „auf Englands Boden die abscheuliche Sitte einreißen, einen Streit mit Messer auszufechten! Britische Männer greifen wohl zur Faust, wenn sie aneinander gerathen, aber die schändliche Tücke, die in der Anwendung des Dolches liegt, ruft in uns allen nur Verachtung und Entrüstung wach!“ Er verdamnte dem Gesetz gemäß den Angeklagten dazu, „am Halse aufgehängt zu werden, bis daß er sterbe“.

Pietro hatte den ganzen Vorgang nicht begriffen. Er hatte gewartet, daß man ihn auffordere, zu reden. Früher sollte er doch nicht sprechen — so lautete die Belehrung des Polizeisergeanten. Hilfslos sah er sich um. Daß er zum Galgen verurtheilt sein sollte, konnte er nicht fassen.

In dem hastenden Treiben des Londoner Lebens kann es auch für ernste Geschäftsleute Viertelstunden geben, in denen sie vielleicht nur zwischen zwei geschäftlichen Unterredungen ihre Zeit nicht recht zu verwenden wissen. Der Großkaufmann S. B., ein Italiener von Geburt, hatte an dem betreffenden Verhandlungstage einen solchen freien Moment und war, ohne andere Absicht als diesen zu verbringen, in den Gerichtssaal getreten.

Dieser Zufall entschied über die Ehre und das Leben Pietro Lesaris.

Ein unbestimmtes Etwas in der Physiognomie des Angeklagten hatte den Kaufherrn sympathisch berührt. Es war sein Landsmann. Er trat auf ihn zu, sprach ihn an und frug nach den Vorgängen, die Pietro auf die Anklagebank geführt. In Accenten, deren Wahrheit ihn erschütterte, betheuerte Pietro seine Unschuld. Nicht er sei der Mörder, sondern ein Matrose eines andern italienischen Kauffahrers, Carlo Dalgeri, dem er am selben Tage sein Messer verkauft habe.

Herr J. B., auf das tiefste ergriffen und überzeugt, daß ein Unschuldiger verurtheilt worden sei, versäumte keine Zeit. Eine Eingabe an den Lordkanzler sicherte den Aufschub der Bestätigung des Todesurtheiles. Diese hat in England nicht, wie in den Continentalstaaten, vom Souverän, sondern vom Minister des Innern zu erfolgen. J. B. selbst machte sich an die Aufgabe, den wahren Schuldigen aufzusuchen.

Dalgeri war an Bord des „Madamante“ nach Liverpool abgefeselt. Er folgte ihm dahin und es gelang ihm nach Überwindung großer Schwierigkeiten, den Matrosen aufzufinden. Und es gelang ihm mehr. Dalgeri konnte seiner aus warmem Herzen kommenden Berediamkeit nicht widerstehen. Er legte vor dem Polizeirichter in Liverpool ein volles Geständnis ab. Die Zeugen des Handels, durch den das Messer Pietros in seinen Besitz übergieng, die Kameraden waren zur Stelle.

An der Hand dieser Beweise zögerte der Lordkanzler nicht lange. Eine Wiederaufnahme des Verfahrens kennt die englische Gesetzgebung nicht. Ein rechtskräftig Verurtheilter bleibt der Schuldige, er kann gesetzlich nicht rehabilitiert werden. Man begnadigt ihn. So geschah es mit Pietro Vesari, der seine Befreiung nur dem zufälligen Umstande zu danken hat, daß ein italienisch sprechender, müßiger Zuschauer einige beschäftigungslose Minuten durch das Anhören einer Gerichtsverhandlung ausfüllen wollte und daß dieser Zuhörer ein Mann von Herz und Energie gewesen, der es unternahm, nichts unversucht zu lassen, um ein bedrohtes Menschenleben zu retten.

### Identität.

Oft schon ist ausgesprochen worden, daß die Wirklichkeit romanhaftere Situationen schafft, als die Phantasie sie zu ersinnen vermag. Im Strafverfahren spielen sich zuweilen Vorgänge ab, so kraus, so bunt wie Gaboriau sie zu schildern versucht; und Täuschungen, die man, wo sie erfunden, im Gewande der Dichtung auftreten, mit Lächeln aufnimmt und als vieux jeu abthut, sind im realen Leben, wenn auch selten, doch durchaus nicht unmöglich.

Eine solche Angelegenheit, die trotz ihres düsteren Hintergrundes eines gewissen Humors nicht entbehrt, bot eine Verhandlung bei dem Kreisgerichte in Mentitschein.

Die Anklage griff weit zurück.

Am 17. August 1877 war ein gewisser Josef Starke, ein übelberüchtigter, kaum zwanzigjähriger Burche, der wohl wegen zweier unbedeutender Diebstähle damals in Untersuchung stand, aber auf freiem Fuß belassen worden war, mit einem Schuhmachergehilfen namens Trnasky, den er erst nachts vorher kennen gelernt hatte, früh morgens auf einen in der Nähe der Stadt Mentitschein gelegenen Berg, den sogenannten

Ewinac, gestiegen. Dort führte Starke den durstig gewordenen Trnafsky zu einer Viehtränke und hieß ihn, sich entkleiden. Trnafsky, ein geistig beschränkter Mensch, gehorchte. Kaum hatte er sich jedoch auf Geheiß seines Genossen gebückt, als Starke auf ihm niederkniete und mit großer Kraftanwendung seinen Kopf in das Wasser drückte.

Ein Hirtenknabe näherte sich. Starke rief ihm zu, sein Gefährte habe einen epileptischen Anfall und er müsse ihn laben. Erschreckt lief der Hirtenbub davon. Starke hielt Trnafskys Kopf so lange unter Wasser, bis dieser kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Sodann legte er die vermeintliche Leiche in eine Bodenmulde, bedeckte sie mit Laub und Heilig, nahm die Kleider des Erstickten mit sich und verschwand.

Trnafsky hatte wohl die Besinnung verloren, war jedoch nicht todt. Nach und nach kam er zu sich und rief, als sich Menschen näherten, um Hilfe. Man schaffte den Verletzten in die Stadt, wo er sich erholte und die Anzeige des Vorfalles erstattete. Starke war nicht zu finden; das Gericht erließ einen Steckbrief — vergeblich: Starke blieb verschollen.

Im Frühjahr 1893 bekam ein Landmann in Söhle, der Heimatsgemeinde Starkes, einem kleinen Orte nächst Neutitschein, durch Zufall ein illustriertes Blatt in die Hand, worin sich das Bildnis eines Mannes befand, der in Fürth (Bayern) aufgegriffen worden und dessen Identität nicht festzustellen war. Er nenne sich Emil Wallenburg und gebe an, siebenunddreißig Jahre alt zu sein. Der angebliche Name scheine jedoch vorgeschützt zu werden. Der betreffende Landmann glaubte in dem Bild Starke zu erkennen und zeigte das Blatt im Dorfe herum. Alle, die den Verschollenen gekannt hatten, besonders seine Familie, waren der gleichen Ansicht. Es wurde herumgesprochen, kam der Behörde zur Kenntniss und diese ersuchte die Polizei in Fürth um die Auslieferung des betreffenden Individuums.

Der Inculpat war aber bereits entlassen. Der Steckbrief ward erneuert und hatte diesmal Erfolg. Wallenburg-Starke wurde in Krain aufgegriffen und nach Neutitschein eingeliefert.

Im October 1893 fand gegen Josef Starke alias Emil Wallenburg beim Kreisgerichte die Schwurgerichtsverhandlung wegen Raubes und Mordversuches statt.

Der Angeklagte ist ein kleiner, stark hinkender Mann mit eigenthümlichem, tief zwischen den Schultern sitzendem Kopfe. Er leugnet, Josef Starke zu sein, nennt sich Wallenburg und gibt an, der Sohn eines herumziehenden bairischen Scheerenschleifers zu sein.

Mehr als zwanzig Zeugen, darunter Starkes leibliche Geschwister, erkennen ihn mit Bestimmtheit wieder. Er leugnet trotz alledem und behauptet, Wallenburg zu heißen.

Die „Sachverständigen im Schreibfache“ erklären auf ihren Eid, daß die Schrift der noch vorhandenen Schreibhefte des Josef Starke identisch sei mit jener des Angeklagten. Dieser zuckt die Achseln, lächelt und sagt, er sei Wallenburg.

Auffallend war nur der Umstand, daß „Emil Wallenburg“ hinft, während nur zwei Zeugen von einem Fußleiden des Starke etwas zu wissen vorgeben. Im Assentierungs-Protokoll des Jahres 1877 war nichts davon erwähnt; Starke war wegen einer Hornhauttrübung als untauglich erklärt worden. Von einer solchen war hinwiederum bei dem Angeklagten nichts zu finden. Die Gerichtsärzte, über diese Umstände befragt, erklären: daß einerseits die Hornhauttrübung im Laufe der Jahre verschwunden sein könne, während es andererseits nicht ausgeschlossen sei, daß eine Hüftgelenksverrenkung später entstanden wäre.

Der Name „Wallenburg“, den sich der Angeklagte beigelegt, wird von der Anklage dadurch zu erklären versucht, daß einige Zeugen behaupten, Starke habe einen Jugendgespielen gehabt, der den Spitznamen Wallenburg führte.

Die Verhandlung dauerte drei Tage. „Wallenburg“ verlor nicht einen Augenblick seine Ruhe, lächelte nur manchmal spöttisch und erklärte fest, von dem Verbrechen des Starke nichts zu wissen.

Er fand keinen Glauben. Die Geschworenen gaben einstimmig ihr „Schuldig“ ab. Der Gerichtshof verurtheilte den Angeklagten zu lebenslangem schwerem Kerker.

Ruhig vernahm Wallenburg-Starke das Urtheil. Dann verlangte er, vor den Richter geführt zu werden, dem er Mittheilungen zu machen habe. Diesem erklärte er, er habe bis zum letzten Augenblicke nicht an eine Verurtheilung glauben können. Da diese aber doch erfolgt sei, sehe er sich genöthigt, die ganze, volle Wahrheit zu gestehen. Er heiße allerdings nicht Wallenburg, ebensowenig wie Starke. Er heiße in Wirklichkeit Florian Paß und sei in Kissingen geboren, woselbst auch seine Familie wohne. Er gab die minutiösesten Einzelheiten über seine Kindheit, seine Eltern, Geschwister und Lehrer an und erzählte die Ereignisse seines Lebens. Er habe seinen wahren Namen verhehlt, da er einer bayrischen Zwangsarbeitsanstalt entsprungen sei und befürchten mußte, wieder an dieselbe abgegeben zu werden, allein in der Zwangslage, in der er sich befinde, wähle er das kleinere Übel. Den Namen „Wallenburg“ habe er zufällig einmal in einer Zeitung gelesen.

Diese in einem mehrstündigen Verhöre abgegebenen Aussagen erregten beim Untersuchungsrichter wohl nur Unglauben. Er nahm, erfahrungsgemäß, nur an, der Angeklagte wolle sich einen Strafausschub sichern. Dennoch sandte er die Photographie des Angeklagten sammt einer Abschrift des Protokolles nach Kissingen.



Nach einigen Tagen kam vom dortigen Gericht eine volle Bestätigung der Angaben Bacs. Die Photographie wurde agnoscirt und der Beschuldigte nach Rissingen eingeliefert.

### Das ausgeradierte Datum.

Vesurque war ein wohlhabender junger Mann aus Douai, in den besten Verhältnissen, die, nachdem er zuerst in der Armee gedient, dann in seiner Vaterstadt ein administratives Ehrenamt bekleidet hatte, mit Frau und Kindern nach Paris zog, um dort von einer Jahresrente von fünfzehntausend Francs mit den Seinigen zu leben. Nun ereignete sich eines Tages — es war am 27. October 1796 — das Folgende: Früh morgens ritten vier Reiter aus Paris hinaus in der Richtung gegen Lyon, nach Melun; sie brachten den Tag in verschiedenen Gasthäusern und Casinos der am Wege liegenden Ortschaften zu, wo sie natürlich von verschiedenen Personen gesehen und sogar von einigen recht nachdrücklich gesehen wurden; dies letztere aber deshalb, weil der eine einmal die Kette an seinem Sporn verlor und sich in einem dieser Gasthäuser den Sporn wieder befestigen ließ; weil ferner ein anderer einmal seinen Säbel hatte liegen lassen und ihn später, zurückreitend, wieder abholte. Am Abend desselben Tages nun, als aus Lyon die Mailpost anlangt, wird dieselbe an einem Abgang von den vier Männern überfallen. Der Courier selbst, sowie der Postillon werden getödtet; der einzige Passagier aber, welcher neben dem ersteren saß, nimmt, mit jenen im Bunde, an dem Mordacte theil, und kehrt dann, auf dem einen der Pferde des Postwagens reitend, mit den vier anderen und den geraubten Werten nach Paris zurück.

Selbstverständlich wird sofort mit jedem nur möglichen Eifer die Verfolgung eingeleitet: dadurch, daß ein junger Mann, namens Courriol, die Pferde, welche Mietspferde gewesen, dem Verleiher zurückbringt, wird derselbe sofort als ein Theilnehmer erkannt und verhaftet, zugleich mit ihm aber auch ein gewisser Guesno, der sich zufällig gerade bei ihm findet und zu welchem Vesurque in freundschaftlichen Beziehungen stand. Der Friedensrichter Daubenton in Paris nimmt nun die Untersuchung vor; er entläßt alsbald jenen Guesno, weil dieser sein Alibi unwiderleglich darthut, bestellt ihn aber auf einen nächsten Tag, damit er seine ihm abgenommenen Papiere abhole. Guesno trifft auf dem Wege zum Richter zufällig mit Vesurque zusammen und fordert den Freund auf, ihn zu begleiten. Dies geschieht. Der Friedensrichter hat mittlerweile für dieselbe Zeit alle die Personen zu sich beschieden, welche an dem verhängnisvollen Tage in der Lage gewesen waren, in den kleinen Dörfern von Paris bis gegen Melun hin jene vier Reiter, die muthmaßlichen Raubmörder, zu sehen. Und als nun im Vorzimmer Daubentons sowohl Guesno wie Vesurque

gleichzeitig mit den erschienenen Zeugen auf Einlaß warten, erklären zwei von den Dienstmägden aus jenen Gasthäusern der Umgegend sofort, die zwei Anwesenden gehörten zu den Reitern von damals, also zu den Thätern. Daubenton, ein gewissenhafter Mann, ermahnt sie, mit sich zurathe zu gehen und stellt ihnen vor, was solche Aussagen zu bedeuten haben; sie bleiben aber mit der größten Bestimmtheit bei ihren Angaben, und an sie schließt sich im weiteren Verlauf eine lange Reihe von anderen Zeugen, welche alle übereinstimmend bestätigen, sie hätten Lesurque gesehen, sie erkennen ihn, er müsse einer der Thäter des auf der Straße nach Lyon verübten Raubmordes sein.

Es kommt in solchen Dingen nicht selten vor, daß auch der ruhigste und an sich besonnenste Richter durch ein Zusammenwirken von Umständen so befangen, so voreingenommen wird, daß ihm ein klares Urtheil selbst bei den besten und redlichsten Absichten nicht mehr zu Gebote steht. So auch hier.

Die innere Unwahrscheinlichkeit, daß ein Mann, der in den besten Verhältnissen lebt, der auch nicht den entferntesten Grund hat, ein Verbrechen dieser Art zu begehen, dessen Antecedentien einen solchen Gedanken völlig ausschließen, eine so monströse That dennoch begangen haben solle -- diese innere Unwahrscheinlichkeit wird völlig außer Betracht gelassen; ja, es ergibt sich ein Thatsache, welche das Schicksal des unglücklichen jungen Mannes in einem einzigen Momente der Verhandlung geradezu besiegelt. Ein Freund Lesurques, der Juwelier Legrand, erbietet sich als Entlastungszeuge, um den Beweis zu führen, daß an dem kritischen Tage Lesurque mehrere Stunden in seinem Geschäfte zugebracht habe und nicht am Thortorte gewesen sein könne; um seine Angabe zu verstärken und glaubwürdiger zu machen, beruft er sich auf sein Buch, da Lesurque an diesem Tage auch einen Einkauf bei ihm gemacht habe. Das Datum des Tages war, nach der revolutionären Zeitrechnung, der 8. Floreal. Man bringt das Buch zu Gericht und findet, daß allerdings der 8. Floreal und Lesurque als Käufer an jenem Tage vorkommen, aber in einer Weise durch Radierung hineingesetzt, daß ursprünglich der 9. als der Einkaufstag eingetragen gewesen sein müsse, indem die Spuren der radierten Neun noch über oder neben der Zahl Acht zu Tage treten. Von diesem Momente an herrscht eine solche Entrüstung auf Seiten des Richtercollegiums, ist man so überzeugt, daß der Versuch gemacht werden will, das Gericht in die Irre zu führen und daß dies offenbar nur durch die Bestechung von Seiten Lesurques geschehen sein könne, daß von da ab alle Aussagen, die zu seinen Gunsten abgegeben werden, auf die Richter gar keinen Eindruck mehr machen. Courriol, dessen ich früher gedacht habe, gesteht das Verbrechen ein und erklärt ausdrücklich, er selbst sei schuldig, Lesurque aber unschuldig; die Geliebte des Courriol meldet sich bei dem Gerichte,

um eingehende Mittheilungen zu machen und auch die ihr bekannten anderen Thäter zu bezeichnen, ja dieselben mit Namen zu nennen. Alles vergebens; es wird das Todesurtheil über Lesurque gesprochen.

Ernstste Zweifel waren indes in der Seele manches Richters und vieler Anwesenden aufgetaucht; Bedenken, auf solcher Grundlage eine Hinrichtung zu vollziehen, wurden rege, und man legte den Act dem Rathe der Fünfhundert — dem damaligen corps législatif — vor. Da ist es dem charakteristisch für die Zustände des republikanischen Frankreich in jenen Tagen, daß, nachdem das Begnadigungsrecht ebenso abgeschafft war, wie der König, das corps législatif kurz und bündig erklärte, über das Urtheil der Jury hinaus gebe es nichts; die höchste Autorität, das Volk selbst habe gesprochen, das Urtheil müsse daher vollstreckt werden. Und das Urtheil ward vollstreckt. Jener erwähnte ehrbare Friedensrichter, dem mittlerweile selbst die schwersten Bedenken aufgestiegen waren, machte es nun, von Gewissenszweifeln bedrängt, durch einige Jahre förmlich zu seiner Lebensaufgabe, der Sache auf den Grund zu kommen. Und der Schluss des Dramas ist, daß man nach langer Nachforschung die Thäter sämmtlich entdeckt und daß sich herausgestellt hat, es sei Lesurque wegen seiner Ähnlichkeit mit dem wirklichen Thäter, einem gewissen Dubosc, verwechselt worden, eine Ähnlichkeit, welche hauptsächlich dadurch herbeigeführt worden ist, daß Dubosc am Tage des Attentats eine blonde Perücke aufgesetzt hatte. Dubosc ward verurtheilt, er gestand schließlich die That; Lesurque und seine Familie waren Opfer eines verhängnisvollen Irrthums der Richter geworden.

Da versuchte man nun alles Mögliche, um die Familie zu rehabilitieren. Der französische Criminalproceß kennt keine Wiederaufnahme des Strafverfahrens in Fällen solcher Art, es war somit die Unmöglichkeit einer Revision des Proceßes gegeben. Es wurde zwar so viel als möglich — die Sache spielte bis in das Jahr 1859 — Erstattung geleistet, aber der erschütternde Justizmord selbst, dessen Wirkungen sich am besten dadurch charakterisierten, daß die Mutter und die Gattin des Lesurque wahnsinnig geworden waren, bleibt als ein Wahrzeichen menschlicher Schwäche bestehen.

## Ostara.<sup>1)</sup>

Drama in zwei Aufzügen von Anton Gausser.

### Personen:

Ostara, Priesterin eines cimbrischen Stammes.  
 Bragi } Söhne der Ostara.  
 Niger }  
 Hermoder, erster Krieger des Stammes.  
 Thrud } Frauen aus einem fremden Stamme; Sklavinnen Ostara's.  
 Berchta }

Frauen, Krieger des Stammes, Gefangene.

Zeit: Graue Vorzeit.

Ort der Handlung: Am Gestade des Nordmeeres.

(Die Frauen tragen Falare bis zu den Fußknöcheln, in der Mitte umgürtet, im Gürtel die Axt als Waffe, Sandalen an den Füßen; die Arme sind frei. — Die Männer tragen ebenfalls Sandalen, kurze, um die Mitte gegürtete Hemden, Thierselle um die Achseln, Axt, Schild und Speer.)

### Erster Aufzug.

Wald; rechts ein Hügel, von welchem man das Meer erblicken kann; links zeltartiges Lager auf einer Wiese.

#### 1. Scene.

Ostara, Thrud und Berchta, an Zeugen arbeitend; später Bragi und Niger.

Thrud:

Ihr seid zu fleißig, Herrin; heute Nacht  
 Gab's wilden Sturm und wenig Ruhe nur;  
 Die Rosse stampften wiehernd fort und fort  
 Und wüthend war die Jagd am Himmel oben.  
 Der Lüstegott durchfuhr auf schwarzen Wolken  
 Des Himmels weites Jagdrevier, im Horn  
 Gewalt'ge Blitze schleudernd in die Nacht.

Ostara:

Die heil'ge Zeit benüht er oft zum Ritte,  
 Mit Sturmhut und dem Mantel angethan.

<sup>1)</sup> Die Gestalt der Ostara ist eine reine Dichtergestalt, und historisch sind nur die Menschenopfer und einige Gebräuche, wie sie in diesem Act geschildert werden.



Verhta:

Das dunkle Meer, es schlug gewalt'ge Wogen,  
Die Erd' erzitterte von ihrem Schlag,  
Das machte dann die Rösse ungeberdig  
Im Hage springen.

Ihrud:

Ja, die heil'ge Zeit!

Sie naht gewaltig, und die Opfer harren.

(Eine Pause.)

Verzeiht, o edle Herrin, meine Wagnis,  
Erinnernd bei euch anzuklopfen heut';  
Ich kann es aber nimmermehr verschweigen:  
Das ganze Volk ist ungeduldig schon,  
Dass ihr so zögert mit der heil'gen Handlung.

Ostara:

Erinnern willst du mich im guten Sinn,  
Doch wahrlich, Dank weiß ich dir nicht dafür;  
Auch bin erstaunt ich über solche Rede  
Aus deinem Mund. Du bist aus fremdem Stamme,  
Und lange dünkt mir's nicht zu sein, dass deiner  
Genossen Blut floß unterm Opferbaum.  
Kannst du erwarten nicht die böse Zeit,  
Wo wieder meine widerstrebend starke Hand  
Die Waffe schwingen muß zum Menschenmord?

Ihrud:

Ihr habt geschont, gerettet dieses Leben,  
Denn abgeschafft habt ihr noch wilder'n Brauch;  
Auch über fremde Weiber waltet milder Sinn!  
Der Dank, dass ihr als Sclavin mich für euch  
Zu mildem Dienst bestimmt — er spricht aus mir.

Ostara:

Doch hör' ich gerne nicht aus deinem Mund  
Erinnerungswort zu blut'ger That. Hörst du?  
Und nimmer will ich es vernehmen, Ihrud!  
Mein Ohr, mein Sinn, sie sträuben sich zu sehr.  
Erinnerung, sie wird zum Widerspruch,  
Zum Mißklang, trifft sie nicht des Willens Ton.  
(Die Anaben Braai und Riger kommen den Hügel herabgesprungen.)

Braai:

O Mutter, Mutter, sieh geschwind! Ein Schiff!  
Ein Schiff, es kämpft vergeblich dort im Meere,  
Denn immer näher treiben es die Wogen  
Erzürnter Flut.

(Ostara liebkost die Anaben.)

Ostara:

Wo war't ihr, wilde Daben?

Riger:

Am Hügel oben, das Meer zu übersehen  
Und seinen brausend schönen Wogen Schlag.

Beide Knaben:

O komm und sieh das Schiff, das große Schiff.

(Sie drängen die Mutter zum Mitsagen. Ostara gibt nach und geht mit ihnen den Hügel hinauf.)

Ostara (im Hinaufgehen):

Sind Menschen auf dem Schiff?

Die Knaben:

O, mehrere!

Ostara:

Unglückliche, auch das noch muss geschehen!

(Alle drei, am Hügel oben, schauen auf das Meer.)

Thrud (zur andern Zelvinn):

Die Herrin ist nicht wohlgefaunt. Das Opfer,  
Ihr ist's ein Greuel; ich weiß es nur zu gut.  
Begreifen aber kann ich's nicht. Kannst du's?

Berchta:

Wohl grausam dünkt mir selbst der alte Brauch,  
Gefangene dem großen Geist zu opfern;  
Doch ist es Sitte, heiliger Gebrauch;  
Und wenn ich Herrin wär' und es die Pflicht  
Erheischt von mir — ich schwänge gern die Waffe.  
Es sind doch Männer nur und Feinde gar,  
Die dort verbluten ungemess'nen Troß.  
Und überdies — so hört' ich schon als Kind —  
Spricht aus dem hellen Blut der Feinde  
Das schöne Roth, das uns're Blumen schmückt.

Thrud:

Die Männer dieses Stammes wieder sagten:  
Dass Odins Geist bedürfe dieser Opfer,  
Gewalt'ge Riesen zu befänstigen,  
Die Unheil brüten über ihren Stamm.

Ostara (kommt mit den Knaben den Hügel herab):

Ihr Mägde, laffet mich allein; und ihr,

(zu den Knaben, die sie noch lieblost:)

Ihr geht zum Strand; man soll mir Kunde geben  
Von dem, was dort geschah. Seid nicht zu wild!

(Mägde und Knaben ab.)

## 2. Scene.

Ostara (allein):

Speermänner sind es fremden Stammes; sie fischen  
 Im nord'schen Meere dort; Unglückliche!  
 Die nun des Sturmgotts brausende Gewalt  
 An unser'n Klippenreichen Strand verschlägt.  
 Ihr Leben ist nicht eine Eichel wert,  
 Versallen ist es schon dem Troz der Meinen.  
 Und ich? — ich werde wieder opfern müssen  
 Einfält'gem Wahn, einfältigem Gebrauch!  
 O, nimmer kann und will ich es erfassen,  
 Daß Menschenblut der hohen Gottheit dient  
 Als wohlgefälliges Opfer ihrer Macht.  
 Den Feinden Tod! — jawohl, ich kann's begreifen;  
 Im Kampfe um das eig'ne Sein, da gilt  
 Das Recht, das Leben zu vertheidigen,  
 Es schützend, alle Widersacher tödten;  
 Doch wehrlos Leben kalten Sinnes morden —  
 O nein, o nein! es kann nicht Wille, nicht  
 Gebot des göttlich-großen Geistes sein.

(Kleine Pause.)

Auch diese mir so widerstrebend alle Sitte  
 Will unterdrücken ich — — ich wage es!  
 Denn tief ins Herz ist es mir eingegraben  
 So wie mit heil'gen Runen, unfehlbar:  
 Es ist der Wille nicht des großen Geistes,  
 Daß Menschenblut zu seiner Ehre fließ!  
 Und ich — vielleicht nur ich — kann es vollbringen,  
 Das Vorurtheil, die altererbte Macht,  
 Das tief im Blute meines Stammes sitzt,  
 Zu brechen. — Ja, ich will es wagen!  
 Doch gib ein Zeichen mir, du hoher Geist,  
 Daß ich das Rechte will, das Rechte soll.

## 3. Scene.

Hermoder tritt auf mit mehreren Genossen. Ostara.

Hermoder:

Du hast gerufen, Herrin, und wir kommen,  
 Zu melden dir, was dort am Strand geschah.  
 Der Lüstegott, der auch das Meer beherrscht,  
 Er trug uns Feind und neue Beute zu.  
 Gefesselt liegen schon die wenigen Männer  
 Den andern zugetheilt, die länger harren,  
 Dem Gott zu dienen so wie er's begehrt;  
 Die Beute aber wartet der Vertheilung.

Ostara:

Wer sind die Leute? Haben feindlich sie  
 Das Ufer denn betreten?

Hermoder:

Ihre Worte

Verstanden wir wohl nicht; sogleich jedoch  
Ihr feindlich Thun; sie wehrten sich der unser'n,  
Die rasch das lecke Schiff ans Ufer zogen.

Ostara (zu den andern Kriegern):

Gebt ihnen Speis' und Trank. Hermoder bleibt.

(Die Krieger ab.)

4. Scene.

Ostara. Hermoder.

Ostara:

Die heil'ge Opferzeit kommt nun heran;  
Verzögert habe ich mit Vorbedacht,  
Die Handlung zu vollziehen, die sie heischt.  
Warum? Ich will es dir, doch dir allein  
Erst sagen. Mehrmals quälte mich ein Traum,  
Der heiligen Handlung wegen. Odins Geist  
Sah schweben ich ob meinem Haupte oft,  
Wollt' ich vollziehen sie nach altem Brauch.  
Gelähmt fühlt' ich den Arm zu jedem Streich',  
Die Waffe endlich fiel aus meiner Hand —  
Und zweifeln kann ich nimmermehr daran:  
Der Gottheit Geist verschmäht den Opferdienst.

Hermoder:

Ostara, wie? Soll recht ich dich versteh'n?  
Du weigerst dich, die Feinde zu vernichten?

Ostara:

Ich weigere es; doch nur weil er es will.

Hermoder:

Du willst die Feinde nicht vernichten? Wie?  
Und opfern nicht der Feind' verächtlich Blut?  
Weißt du denn nicht, daß unsrer Feinde Blut  
Dem Gotte dienet, zu versöhnen Omirs  
Und seiner Riesen Vollgewalt, die uns  
Und unserm Stamme Unheil bringen könnt',  
Vollzieh'n wir Odins heiliges Opfer nicht!?  
Geduldig harrten die Genossen und  
Der ganze Stamm bis heute. Läng're Frist  
Wär' schädlich! Lasse rathen dir, Ostara!

Ostara:

Ich ehre jeden Rath aus Freundesmund;  
Doch Rath bleibt Rath; der Handlung Nachdruck  
Entspringt doch immer eigenem Gefühl;  
So soll's auch sein.



Hermoder:

Doch starrer Sinn,  
Er gleicht der Waffe oft, die selbst uns trifft,  
Wenn schmäblich, unbehilflich war der Streich.  
Ein schwächlich Thun rühmt man dir nach, Ostar!

Ostara:

Was noch?

Hermder:

Noch and're Klage führen die Genossen.

Ostara:

Sie ist?

Hermoder:

Seit manchem Jahr lebst einsam du,  
Entziehst dich ganz dem Volke, den Genossen,  
Entfremdest dich dem Sinne und den Sitten.  
So mancher Held, dem großer Speerwurf oft  
Belang, der Beute uns gewann und der  
Die Feinde schlug mit Muth und starkem Arm,  
Bewarb umsonst sich um Ostaras Gunst.  
Willst du sie nimmermehr gewähren? Ich —  
Ich selbst —

*(er legt rasch Schild, Speer und Art vor sie nieder)*

so sei es endlich denn gewagt! —

Leg' Wehr und Waffen dir zu deinen Füßen,  
Erbittend mir des Weibes Gunst. Gewähr'  
Dem treu bewährten Führer der Genossen,  
Dem Helden sie, Ostara!

Ostara (nach einer Pause):

Kann ich es?

Ich ehre dich und die Genossen, ehr'  
Des Helden Muth, den wohlbewährten Sinn.  
Doch einmal nur konnt' ich die Gunst gewähren  
Dem Helden, den zu früh der Feinde Art  
Erschlug. Er weilt in Walhall bei den Göttern.  
Ich ehre ihn, indem ich neue Gunst  
Versag'. Ich selbst wollt folgen meinem Herrn  
Nach altem Brauch. Die Götter aber wehrten  
Das Opfer mir. Doch neue Gunst verschenken —  
Niemaß! — Nimm auf die Waffen und die Wehr!

Hermoder:

Ostara! Aus des Weibes — deiner Hand —  
Möcht' ich zurück die Wehr', die Waff' empfangen.  
Hermoders Waffe liegt zu deinen Füßen:  
Sie schlug den Feind — erstritt so manches Gut. —

Ostara (nach kurzer Überlegung):

Und doch! Nimm auf die Waffen und die Wehr.

Hermoder (die Waffen nach kurzer Zeit aufnehmend, trotzig):  
 Ich thue es! Mög' nie dein Sinn bereuen,  
 Vermissten starken Arm und treuen Freund.  
 Die Opfer aber — wir erwarten sie  
 Noch heut', von deiner Hand, Ostara!

Ostara:

Nein!  
 Auch dies kann nimmer ich gewähren euch;  
 Der Gottheit Geist, er will sie nicht, Hermoder.

Hermoder:

Edin, er will's und die Genossen auch,  
 Ich will sie rufen; höre ihren Sinn.  
 (Er stößt in sein Horn.)

Ostara:

Du weigerst mir Gehorjam?

Hermoder:

Weil ich muß.  
 (Krieger kommen von mehreren Seiten und scharen sich um Hermoder, der dann fortfährt:)  
 Wir alle kennen deinen schwachen Sinn,  
 Und unzufrieden sind des Stammes Genossen  
 Ob deines Wahns, die alten Sitten und  
 Gebräuche umzustößen. Opfere noch heute!

(zu den Kriegern):

Verlangt die Opfer ihr? Verlangt ihr's nicht?

Mehrere Krieger:

Wir wollen sie; drum opfere! noch heute!

Hermoder:

Du sprachst von einem Traume; doch aus ihm  
 Spricht nur die Schwäche eines matten Willens.  
 Sahst du denn nicht die Zeichen uns'rer Götter?  
 Des Zauderns wegen zürnen sie gewaltig.  
 Schon zwölfmal sank die Göttin blutroth unter,  
 Versengt von ihrem Strahl sind schon die Weiden;  
 Die Rosse hungern und die Herden schwächen,  
 Mißwachs befürchten wir für dieses Jahr —  
 Weil du, Ostara, immer mehr verzögerst  
 Althergebrachte, heilige Pflicht zu thun.

Ostara:

Ich wiederhol' es dir und den Genossen,  
 Die Gottheit will das Opfer nimmermehr!  
 Und ihr, ihr habt zu folgen dem Gebot.  
 Der Gottheit Geist, er spricht aus mir, dem Weibe.

Hermoder (spricht leise mit den Selnigen einige Worte):

Wir weigern den Gehorsam dir, Ostara;  
Die Gottheit spricht zu uns so wie zu dir.  
Beim Opfer selbst; dort gibt sie ihre Zeichen,  
Die wir befolgen; sie entscheide denn!  
Noch heut', Ostara, opfere; und gibt  
Die Gottheit dort beim Opfer selbst die Zeichen,  
Dann wollen folgen wir — doch eher nicht.

Ostara (besinnt sich; dann mit einem Blick nach oben):

So sei es denn! Doch heute nicht, Genossen!  
Ich will — der alte Brauch erfordert es —  
Erst vorbereiten mich zum Opferdienst;  
Ihr könnt mir's weigern nicht. Auf morgen denn!  
Bei Morgengrauen werd' bereit ich sein.  
Verlasst mich jetzt!

Hermoder:

Wir folgen dem Gebrauch;  
Beim Grau'n des Tages, morgen, folge du!

(Mit den Kriegern ab.)

### 5. Scene.

Ostara (allein):

Entscheidung, du bist nahe; Odins Geist,

(Die Hände hebend und zum Himmel blickend:)

Erleuchte, Odins Geist, erhöre mich!

Zwischenvorhang fällt.

## Zweiter Aufzug.

Tiefer Wald. Die Opfereiche links auf einem kleinen Hügel; unter ihr ein kesselartiger Altar. Morgengrauen. Man hört in der Ferne wiederholt vereinzelten Hornschall. Nach einer längeren Pause treten langsam und feierlich hervor: Die Krieger mit Schild, Speer und Art bewaffnet, Hermoder an der Spitze; dann folgen die Frauen des Stammes, bewaffnet mit der Art, am Kopfe Kränze von Eichenlaub; zuletzt erscheint Ostara unbewaffnet, ebenfalls reich bekränzt, hinter ihr Berhta und Thrud, das Opfermesser tragend. Den Zug beschließen wieder Krieger mit den Gefangenen, denen die Hände auf den Rücken gebunden sind. Der Zug geht einmal die Bühne herum, dann stellen sich die Frauen links beim Hügel, die Krieger rechts gegenüber auf. Die Krieger mit den Gefangenen treten in der Mitte in den Hintergrund. Ostara nimmt den Dienerinnen die Waffe ab, steigt damit feierlich den Hügel hinauf und legt sie auf den Altar nieder; sie kommt wieder den Hügel herab und tritt in die Mitte der Bühne. Während des ganzen Vorganges wird es nach und nach heller, endlich ganz licht.

### 6. Scene.

Ostara, Berhta, Thrud, Hermoder, Frauen und Krieger.

Ostara (feierlich):

Erfülle, Odins Geist, den heiligen Hain!  
Blick huldvoll nieder auf dein treues Volk.  
Es ist bereit zu opfern dir, dem Gotte,  
Dass Gibichs Hand uns reichen Segen spende.

(Zu den Kriegern:)

Mit Speerwurf leitet ein die heilige Handlung,  
Und weihet so die Opfer meinem Dienst.

(Sie tritt zu den Frauen; Berhta und Thrud gehen zu den Gefangenen und lassen diese niederknien; die Dienerinnen treten zur Seite.)

Hermoder (tritt vor):

Den Opferdienst zu weihen, sende ich  
Den Speer. Der Feinde Schar gilt dieser Wurf.

(Er wirft den Speer über die Köpfe der Gefangenen an einen Baum, wo er hängen bleibt.)

Genossen, folget mir!

Mehrere Krieger:

Wir folgen dir!

(Einige treten vor und werfen nach einander, dieselben Worte sprechend, den Speer.)

Ostara:

(Sie geht, nachdem mehrere Krieger den Speer geworfen, zum Altar und nimmt das Opfermesser. Sie hebt dasselbe zum Zeichen, daß es genug sei, einen Augenblick empor, die Krieger treten zurück. Berchta und Ehrud führen nun den ersten Gefangenen zum Opferaltar, lassen ihn dort niederknien und beugen seinen Kopf nach rückwärts über den Kessel. Ostara hebt das Opfermesser mit der Rechten hoch zum Himmel empor, die Augen ebenfalls zum Himmel gerichtet; nach kurzer Pause verfinstert eine Wolke die Sonne; die Bühne wird dunkel. Ostara schleudert das Messer von sich.)

Verfinstert ist der Göttin Licht! Ihr seht,  
Odin, der Gott, er gab ein sichtbar Zeichen —  
Der Gott der Aßen, er verschmäht das Opfer.

(Zum Gefangenen:)

Ich löse deine Bande, du bist frei!

(Sie beginnt die Stride des Gefangenen zu lösen, es wird wieder Licht.)

Hermoder (trübsig vortretend):

Beim Licht der Göttin! Halt' ein! Vollzieh' das Opfer!  
Genossen, jagt, erkanntet ihr ein Zeichen?

Mehrere Krieger:

Wir sahen keine Zeichen. Opfere!

Hermoder (zu Ostara):

Vollbring das Opfer! Blut! Das Blut der Feinde,  
Wir wollen sehen es; vollbring das Opfer!  
Weissagen sollst du aus der Feinde Blut.

Ostara:

Ich thu' es nicht und ich befehle euch:  
Die Fessel löset den Gefangenen!

Hermoder:

Wir weigern es; vollbring das heilige Opfer;  
Weissagen sollst du aus der Feinde Blut.

Ostara:

Ich thu' es nicht; befolget den Befehl:  
Die Bande löset den Gefangenen;  
Der Gottheit Wille ist es; sie sind frei!

Mehrere Krieger:

Wir sahen keine Zeichen. Opfere!

Ostara (zu den Frauen):

So geht denn ihr, zu lösen ihre Fessel.

(Die Frauen wollen rasch zu den Gefangenen eilen. Hermoder wirft sich ihnen entgegen.)



Hermoder:

Zurück, ihr Weiber! Mein Befehl, er gilt  
Von dieser Stunde an. Genossen, treue!  
Ihr Helden alle, die ihr mich umgebt:  
Zerrissen sei das Band der Herrschaft nun,  
Das Weiber um der Helden Nacken schlangen.  
Entwaffnet sie — die Waffen seien unser!

Ostara (eilt vom Hügel, entreißt einer der Frauen die Art und stellt sich drohend vor die Krieger):

Ihr braucht Gewalt? Wir weichen dieser nicht!  
Noch einmal ford're ich Gehorsam, mir,  
Der Frau! Das Zeichen, es geschah. Sogleich  
Befolget den Befehl!

Hermoder (zu den Seinen):

Entwaffnet sie!

Ostara (schlägt den ersten, der auf sie eindringen will, nieder; zu den Frauen):

Die Gottheit will's — wir kämpfen für das Recht!

(Es entsteht ein kurzer Kampf, in dem die Frauen rasch unterliegen. — Ostara wird während des Kampfes von Hermoder tödtlich verwundet. Die Frauen werden entwaffnet, die Weile in der Mitte der Bühne zusammengehäuft; während dieses Vorganges schleppt sich Ostara zum Opferbaum, an dem sie sich mühsam festhält.)

Ostara (hält die nachstehende Rede mit passenden Unterbrechungen und unter Zeichen der abnehmenden Kräfte):

Geschehen ist, was ich schon längst erwartete!  
Gehorsam habt ihr angekündigt  
Dem Weib — und nicht Ostara ist es nur,  
Die jetzt ihr tödtet; denn ihr tödtet jetzt  
Der Frauen Regiment, das euch beherrscht!  
Der Männer Wildheit, unbeugsamen Troß  
Zu händigen — das war der Sinn  
Des milden Regiments, der Frauen Macht.  
Die Mütter sind es, die ihr unterjocht  
Mit frevelhafter Lust; der Mütter Rechte —  
Ihr tretet sie zu euren Füßen nieder!  
Die Folgen denn auf euch, des Troßes Sklaven,  
Die ihr nun selber untergrabt das Recht,  
Der alten Stämme ehrwürdigen Gebrauch. —  
Was ich gethan — ich that's mit Vorbedacht;  
Nicht Willkür war's, nicht Weiberlaune nur,  
Das Sträuben meiner Hand beim Menschenmord  
Und des Gefühles innerliche Schen —  
Es waren Zeichen eures hohen Gottes,  
Der euch durch meine Hand, durch meinen Sinn,  
Entwöhnen wollt der Wildheit und dem Troß.  
Ich wollte führen euch zum besser'n Ziel  
Der Menschenliebe und des Menschenglücks,  
Die Fessel wollt' ich brechen eures Sinnes,  
Der nur den Haß und wilde Raustlust kennt.

Ich ehrte selbst der Stämme alte Sitten,  
 Doch nichts kenn' ich, das immer dauernd wäre,  
 Das starr und unbeweglich blieb' im Wechsel,  
 Dem alles Sein stets unterworfen ist.  
 Der Baum, an welchem diese Hand sich hält  
 Mit schwindend und ersterbend schwacher Kraft --  
 Er wuchs von Jahr zu Jahr! Und so auch sollt'  
 Entwickeln sich der Menschen edler Keim.  
 Den Keim, die Quelle alles Guten, Edlen,  
 Bewahren aber wir! Die Frau, das Weib!  
 Nicht ihr! Zu folgen war jezt eure Pflicht  
 Der Stimme, dem Gefühl des Mutterherzens,  
 Dem widerstrebt, mit kaltem Sinn zu tödten.  
 Der Gottheit Stimme und der Gottheit Wille,  
 Sie sprachen so zu euch, aus meinem Mund.

(Pause.)

Die Zukunft schaut mein innerlicher Sinn:  
 Der Leidenschaften ungemess'nes Reich,  
 Es sieht's erstehen jezt das treue Aug'  
 Noch eh' es bricht! — Und doch, ich sage euch,  
 Der Keim hier in des schwachen Weibes Brust,  
 Er wird erblühen noch in später Zeit.  
 Er wird euch leiten, führen unbewusst,  
 Zum hohen Ziele, das die Gottheit will.  
 Wenn Ströme heißen Blutes erst geflossen,  
 Wenn Raub und Mord, wenn Herrschsucht, blinde Gier,  
 Die Leidenschaft sich ausgetobt im Sein —  
 Dann werdet ehren ihr die Frau, das Weib,  
 Das euch bewahrt der Gottheit heiligen Keim.

(Pause.)

Mich ruft ihr Geist! — Ich scheide von dem Volke,  
 Das ich geführt — das mich verstößt — ich sterbe! —

(Sie sinkt langsam nieder und stirbt. Große Bewegung, Frauen eilen zu ihr.)

Vorhang fällt.

## Der abenteuerliche Simplicissimus und der Parzival.

Von Theodor Vernaleken.

Der „abenteuerliche“ – was heißt das? Jeder Mensch hat einmal ein Abenteuer erlebt. Über den, der das nicht von sich sagen kann, sollte man sich erbarmen, denn es gehört zur Poesie des Lebens und bestimmt oft dasselbe. Unbeabsichtigte Begebnisse oder Erlebnisse sind nicht selten zu entscheidenden Factoren im Leben eines Menschen geworden. Man nennt es Zufall, es ist aber mehr. Das Wort Abenteuer war früher weiblich, daher personifizierte man es und sagte „Frau Abenteuer“. Es hat nichts mit „theuer“ als Gegensatz von wohlfeil zu schaffen, ebenso wenig mit dem „Abend“, obgleich der Abend, wie das französische soirée zeigt, eine geeigneterer Zeit sein könnte, als der helle Tag. Das Wort stammt aus dem romanischen aventura, aventura, woher es schon die mittelhochdeutschen Dichter entlehnten. Mit diesem Abenteuer verknüpft sich stets die Vorstellung eines ungewöhnlich seltsamen Ereignisses oder Wagnisses. Kant sagt: „Abenteuerrich ist ein Mensch, der den Gang hat, sich in Begebenheiten zu verflechten, deren wahre Erzählung einem Roman ähnlich ist.“ Das bedeutet es auch in dem Werke, das wir besprechen wollen. Scheffel hat seine Lieder aus Heinrich von Osterdingens Zeit „Frau Aventure“ betitelt. Über das Lied „Im Stegreif“ setzt er als Sinnspruch (Motto) die Verse Parzivals:

„Ewer schildest ambel lieben wil,  
der muog durchstrichen lande vil.“

Und das hat auch unser Simplicissimus gethan.

„Frau Aventure“ sagt Scheffel, „war einst die vielgekante Freundin streitbarer und minnefreudiger Jugend, ein Weib schier göttlichen Ursprungs, das die Welt mit Speertrach, Reigenlust und süßem Getön erfüllte und gern Ginkehr bei Dichtern nahm. Seitdem aber der Maschinen Hammerschlag und des Dampfswagens Pfiff die Lüfte durchschüttert, ist der hehren Frau Getöse verstummt.“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Den Germanisten ist die Abhandlung von A. Grimm (1842) bekannt: „Frau Aventure Kopft an Benedes Thür.“

Grimmelshausen, der hervorragendste Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, hat nun einem Naturmenschen diese Eigenschaft „abenteuerlich“ beigelegt und der bekannte Roman *Simplicius Simplicissimus* erinnert zuweilen an die spätern *Robinsonaden*.

Der gewöhnliche Romanleser findet vielleicht Anstoß an der ältern Sprachweise und darum wird er weniger gelesen als früher. Das Werk hat aber ein großes zeitgeschichtliches Interesse und ist reich an volkstümlichen Schwänken; auch Zeichner und Maler fanden darin sehr viele Gegenstände für humoristische Darstellungen. Im *Simplicissimus* ist das Volkstreiben während des 30jährigen Krieges gleichsam personifiziert. Es ist eine lebensvolle und wahrhafte Schilderung des unheilvollen Krieges und kann als die einzige poetische Gestaltung jener Zeit gelten, weshalb der Roman im vorigen Jahrhundert oft erneuert wurde, in neuester Zeit von H. Kurz, A. Keller, F. Bobertag u. a.

Das Wesentlichste des Inhaltes wollen wir unsern Lesern erzählen:

Ein Knabe bleibt lange einfältig und dumm, weil er ohne Umgang mit andern ganz versimpelt, so daß er sogar die Sprache nicht lernt, weil er nur beim Vieh verweilt mit seiner Sackpfeife. Als die Soldaten des 30jährigen Krieges seiner Eltern Haus verwüsteten, flieht er in einen Wald und dort wird er von einem Einsiedler über Gott u. a. belehrt; auch lernt er von ihm lesen und schreiben. Nach dem Tode seines väterlichen Freundes sieht er das ruchlose Treiben der Kriegskleute, deren Verwüstungen der Dichter mit grellen Farben schildert. Simplex, der im Walde von Eicheln und Weizen sich genährt, gieng dann nach dem zerstörten Gelnhausen und Hanau, wo er gefangen wurde. Sein sonderbarer Anzug wird genau beschrieben im 19. Kapitel des I. Buches; mit Hilfe eines Pfarrers aber ward er modisch aufgeputzt und erhielt bessere Nahrung, weil man wußte, daß jener väterliche Einsiedler ein hoher Herr und ein Verwandter des Befehlhabers gewesen war. So war nun des Simplex Glück gemacht, so daß er als Edelknabe oder Page angenommen ward. Er sah aber nun in der vornehmen Gesellschaft Gottlosigkeit und allerlei Laster, und darum konnte er sich in diese Welt nicht schicken. Ihm ward die Hobeit der Menschen zum Ekel, und gar sonderbar kam dem Naturmenschen das Titelwesen vor. Im 27. Kapitel des I. Buches sagt er: „Ich fand darin mehr Thorheiten als mir bishero noch nie vor Augen kommen. Ich sagte zum Secretario: Dieses alles sind ja Adams Kinder und eines Gemächts mit einander, und zwar nur von Staub und Asche. Durchlauchtigst, allerheiligst &c. Sind das nicht göttliche Eigenschaften? Hier ist einer gnädig, dort ist der andere gestreng, und was muß allzeit das Geboren dabei thun? Man weiß ja, daß keiner vom Himmel fällt, auch keiner aus dem Wasser entstehet und daß keiner aus der Erde wächst wie ein Krautskopf. Warum stehen nur Hochwohl, großgeachte (8<sup>te</sup>) da



und keine geneunte? — Der Secretarius mußte meiner lachen und suchte es zu erklären. Ich aber erwiderte: Warum aber sagt man hochgeboren? Das Wort wohlgeboren ist eine ganze Unwahrheit; solches würde eines jeden Barons Mutter bezeugen, wenn man sie fragte, wie es ihr bei ihres Sohnes Geburt ergangen wäre.“

Da unser Simplex bei den Mahlzeiten bedienen mußte, so wunderte er sich auch über die Sauferei und Schlemmerei. Das Naturkind ließ manchmal aber eine andere stinkende Schweinerei hören und das trug ihm Prügel ein. Der Dichter hat manche Stellen gar zu realistisch dargestellt. Der Roman ist nicht für Frauen geschrieben, noch weniger für Jungfrauen.<sup>1)</sup>

In der Folge wendet sich das Blatt. Man treibt allerlei Narrensvossen mit ihm und dadurch trieb man auch die heilige Einfalt aus ihm heraus, er ward dadurch so wichtig, daß er sie auch wieder narrete und zum besten hielt. Dabei hatte er an dem Pfarrer einen guten Berather, der ihm sagte: Die Welt will betrogen sein. In seiner scheinbar närrischen Weise erlaubt er sich sogar die Eitelkeit einer Dame zu strafen (9. Kap. des II. Buches) und die Thorheiten der Gesellschaft lächerlich zu machen. So z. B. betrachtet er eine ihm vorgestellte Dame und sagt dann zu seinem Herrn, dem Guvernör: „Herr, ich sehe wohl, wo der Fehler steckt, der Diebschneider ist an allem schuld, er hat das Gewand, das oben an den Hals gehört und die Brüste bedecken sollte, unten an dem Rock stehen lassen, darum schleift er so hinten nach. Man sollte dem Hundler die Hände abhauen, wenn er nicht besser schneiden kann.“

Sogar seinem Herrn, dem adelichen Guvernör von Hanau sagt er derbe Wahrheiten und beweiset das aus der Geschichte und der Thierwelt. Alle wunderten sich über das „närrische Kalb“, für das man ihn gehalten hatte.

Später gerieth Simplex unter kroatische Soldaten, wo es ihm übel ging. Dann trieb er sich lange im nördlichen Deutschland umher und erlebte als Soldat allerlei Abenteuer, die ein Bild geben von den schrecklichen Zuständen des 30jährigen Krieges, während dessen das deutsche Mitteleuropa der Tummelplatz fremder Völker war.

In der Folge wird Simplex nach Frankreich geschickt; dort fand er einen Patron, namens Conard, der aus ihm einen Komödianten machte. Verliebte Jungfern gaben ihm den Namen Beau Alman und führten ihn mit verbundenen Augen in einen Venusberg. Dieses Kapitel ist ergötzlich erzählt, aber der Art, daß ich darüber einen Schleier decken muß. Recht beschenkt wandert er heimlich aus Paris und kriegt unterwegs die Plattern, die auch „Franzosen“ genannt werden. So kam er um alles

<sup>1)</sup> Nebenbei sei hier bemerkt, daß auch eine Bearbeitung erschienen ist für das Volk und die Jugend von Gotthold Klee: „Wunderliche Schicksale des Simplex“ (1890 bei Steinkopf in Stuttgart.) Das Bleibende und Wertvolle des Originals hat Klee in seiner Erzählung festgehalten, während er Nebensächliches, Veraltetes, Unsauberes und Störendes sorgfältig ausgeschieden hat. Sprache und Stil sind mustergültig.

Geld, das er im Venusberge verdient hatte. „Womit einer sündigt — klagt er — damit wird er auch gestraft; diese Plattern richteten mich dergestalt zu, daß ich hinführo vor den Weibsbildern gute Ruhe hatte. Vor vier Wochen war ich ein Sterk, der die Fürsten zur Bewunderung bewegte und alle Frauenzimmer entzückte, und jetzt bin ich so unvert, daß mich die Hunde anpissen, und das war noch viel Ehre.“

In solcher Verzweiflung ergab er sich, wie tausende seiner Zeit, der Landstreicherei, er ward ein Strolch oder Storch, der mit seinem Säbel und Felleisen durch die Dörfer zog und die Bauern mit Quacksalbereien anschmierte. So gelangte er bis an den Rhein, ward dort Musketier und kam in Gesellschaft von allerlei Spießbuben. Mit einem solchen Herzbruder unternahm er zur Buße mit Rosenkranz und Erbsen in den Schuhen eine Pilgerwanderung nach Maria-Einsiedeln in der Schweiz. Darauf nahmen sie wieder Kriegsdienste. Mittlerweile war seine Frau gestorben und er entschloß sich zum anderen Male, eine reiche Bauerntochter zu freien, so daß sein Himmel voller Geigen hing. Nach allerlei Irrfahrten und Erlebnissen, die ich hier nicht erzählen kann, finden wir unsern Abenteurer auch in Moskau als Pulvermacher und in Rom wieder als Pilger und zuletzt bekehrt er sich, begibt sich in den Spessart und wird Einsiedler wie sein Erzieher.

Ist das nicht ein reiches Leben? Odysseus polütropos ist nichts dagegen.

Es liegt ein Stück Kulturgeschichte in diesem Roman Grimme'shausens, der das Leben des 17. Jahrh. wieder spiegelt. Der 30jährige Krieg hatte bei vielen einen großen Glückswechsel zur Folge und nach Beendigung desselben durchzogen Massen von Soldaten als Landstreicher und Auschweifer das Land, und diese Zustände gaben Veranlassung zu den in Spanien zuerst ausgebildeten Schelmenromanen.

Man hat darin ein Seitenstück zum Parzival des Wolfram von Eschenbach aus dem 13. Jahrh. erkennen wollen und es ist nicht zu leugnen, daß ein bestimmtes Verhältnis obwaltet, denn beide Werke haben ihre Berührungspunkte. Wie um Parzival herum sich das Ritterleben entfaltet, so im Simplicissimus das Soldatenleben jenes verderblichen Krieges, aber welche Feinheit bei Wolfram und welche Roheit in dem meist durch Jesuiten mit Hilfe ihrer fürstlichen Freunde angeführten Kriege, welcher Untreue, Unsittlichkeit, Dieberei und Mord zur Folge hatte. In der Person des Simplicius prägt sich dieses aus. Wie ganz anders in der Ritterzeit des Parzival, wie er im 13. Jahrh. von unserm Wolfram von Eschenbach (bei Nusbach) poetisch dargestellt ist. Diese epische Entwicklungsgeschichte des inneren Menschen erinnert an die dramatische, wie sie später Goethe im Faust dargestellt hat und der Simplicissimus bildet gleichsam die Mitte zwischen beiden. Nur einige Züge aus Wolframs Dichtung mögen hier Platz finden.


Parzival war der Sohn der Herzeloide, einer Königin von Nijou. Diese wollte ihn in der Waldeinöde vor der Ritterschaft behüten, die dem Vater verderblich war. Im Walde lauscht der Junge dem Gesang der Vögel und das ermuntert ihn zu kühnen Thaten; beim Jagen der Hirsche sieht er Ritter in glänzender Rüstung und weil er auch so zu König Artus reiten möchte, zieht die besorgte Mutter ihm närrische Kleider an. So versucht er mancherlei Abenteuer und bittet den König Artus, daß er ihn zum Ritter mache. In seiner rothen Ritterkleidung erblickt der Jüngling Türme, von denen er glaubt, sie wachsen aus der Erde. Er wird verwundet und wie des Simplicissimus ein Einsiedler sich annimmt, so wird auch Parzival von einem Greise väterlich gepflegt und dieser unterrichtet ihn in der Sitte und ritterlichen Kunst, und dadurch entledigt er sich der kindischen Thorheit. Dann gewinnt er die Minne einer Königstochter, aber er verläßt bald (wie auch Simplicissimus) seine Frau und das Land, und der Drang nach Abenteuern läßt ihn nicht rasten. Er gelangt zu einer glänzenden Burg, wird in einen großen Saal geführt (wie Simplicissimus in Paris), wo er die schönsten Jungfrauen findet, alle in Scharlach und Sammt gekleidet. Als er Morgens erwacht, sieht er sich getäuscht und von allen verlassen. In einer andern Gesellschaft wird er zum Spotte der Welt, zieht von daunen, an Gott verzweifelnd. Als rother Ritter durchstreift er manches Land und so macht auch Parzival Bekanntschaft mit frommen Wallern und von einem Einsiedler erfährt er den Tod seiner Mutter und befehrt verläßt er die Höhle. Befriedigt bricht er zuletzt noch manchen Speer im Dienste des Grals.

So sehen wir hier ganz ähnliche Züge in der alten mythischen Dichtung, die dann in unserem Zeitalter von Richard Wagner in musikalisch dramatischer Weise wieder anders verwertet sind.

Im Parsifal Wagners spielt der eben genannte Gral eine große Rolle. Ich weiß nicht, ob alle Theaterbesucher wissen, was dieses Wort bedeutet. Gral heißt im Altfranzösischen ein heil. Kleinod, ein heilkräftiger Wunderbecher, den die romanische Sage mit christlicher verband, eine Schüssel, aus welcher Christus das Abendmahl nahm. Man glaubte, daß diese Schüssel alle irdischen Wünsche befriedige. Nach der mittelalterlichen Sage, die Wolfram im Parzival poetisch benützte, sei Gral von einem Ritterorden auf dem unnahbaren Berge Mont-Salvage bewahrt.

Unsere deutsche Literatur und die Wagnerischen Musikdichtungen enthalten so viel Mythologisches, daß es an der Zeit wäre, auch unsere Mythologie mehr kennen zu lernen.

## Am Campo santo.

n ödem Thal, von Bergen rings umschlossen,  
Wo ungezählte, bitt're Thränen stießen,  
Liegt kalt und stumm des Todes düst'res Reich.  
Kein froher Laut besingt das kurze Leben,  
Auf Säulen rings die Hallen sich erheben,  
Der Todten Stadt, in der ein jeder gleich. —

Stumm wandle ich durch jene stillen Hallen,  
Wohin zur Ruh' die Erdenpilger wallen,  
Zu schlafen in der Gräfte langen Reih'n.  
Doch frisch erblüht in wechselnden Gestalten,  
Seh' ich durch Kunst sich wunderbar entfalten,  
Ein neues Leben aus dem kalten Stein.

Da liegt die Mutter in dem Sarkophag  
So friedlich und befreit von jeder Plage  
Und betend steht der Sohn an ihrer Gruft, —  
Von feuchter Wimper fällt die Thräne nieder,  
Aus der Kapelle tönen heil'ge Lieder,  
Der Lerche Sang zu neuem Leben ruft.

Dort ruht verklärt in duft'gen Liebesträumen  
Der Bräutigam, den Rosen rings umsäumen, —  
Verlassen sucht ihn hier die arme Braut.  
Sie betet über modernden Gebeinen,  
Gott möge dem Geliebten sie vereinen,  
Dem sie ihr Glück, ihr alles anvertraut.

Die sich vor kurzem erst gefunden hatten,  
Dort schlummern sie, die Frau mit ihrem Gatten, —  
Kein weinend Kind an ihrem Grabe steht.  
Ich preise euch, — ich kann euch nicht bedauern,  
Ihr solltet nicht enttäuschtes Glück betauern, —  
Der Wand'rer schließt euch ein in sein Gebet.

Sieh' trauernd dort den Todesengel mahnen  
Den Feldherrn — ihm zu Füßen Feindes Fahnen —  
Zu steigen in die schaurig stille Gruft. —  
So wie im Sturm auf eine hohe Schanze, —  
Müth schreitet er in vollem Siegesglanze  
Hinab ins Grab, da ihn das Schicksal ruft. —

Die Platte mit dem prächt'gen Wappenschild,  
Gezackter Krone und dem Reiterbilde  
Von weißem Marmor deckt des Fürsten Grab.  
Was half ihm Reichthum, Anseh'n ohne Frieden?  
Nach Macht und Ehren strebte er hienieden  
Und stieg ein junger Greis zur Gruft hinab.



Schon fröstelt's mich bei diesen kalten Steinen,  
 Dort bei den grünen Hügeln will ich weinen.  
 Dort draußen in der freien Gottesau, —  
 Wo bitt're Thränen wahren Schmerzes fließen  
 Und Hoffnung kündend bunte Blumen sprechen,  
 Im hohen Dom von tiefem Himmelsblau.

Schon ist verweltt am Hügel dort die Rose, —  
 Es schmückt das Grab nur eine Herbstzeitlose,  
 Ein Knabe jagt den bunten Faltern nach.  
 „Lieb' Mütterchen, dort, wo die Engel singen,  
 Das Christkind möge uns viel Schönes bringen!“  
 Ein Mädchen kniend zu der Todten sprach. —

Jetzt naht ein Zug; — ein Grablied wird gesungen,  
 Ein Pilger ist's — er hat nun ausgerungen —  
 Die Freunde werfen ihm noch Erde zu.  
 Ein dumpfer Ton vom Sarge hallet wieder,  
 Von einst'gem Wiederseh'n erklingen Lieder, —  
 Dann ist's vorbei, — der Arme hat nun Ruh'.

Schon naht die Nacht und gift'ge Nebel steigen, —  
 Rings alles still, — ein' wehmuthvolles Schweigen —  
 Es singt die Nachtigall im Liebesharm, —  
 Da eile ich aus düst'ren Grabeshallen  
 Zur nahen Stadt, wo frohe Lieder schallen,  
 Am Meeresstrande wogt der Menschen Schwarm.

Ferdinand Ebhardt.

## Ein Sonettenflug ins heilige Land.

Seit meiner Jugendzeit besetzt und quält mich der Wunsch, eine Reise ins heilige Land zu machen. Doch hat mir einst Kronprinz Rudolf, nachdem er von seiner Orient-Reise zurückgekehrt, Folgendes gesagt: „Wenn Sie sich vom heiligen Lande ein sehr schönes Bild gemacht haben, so bewahren Sie dieses Bild in Ihrem Kopfe und unterlassen die Reise.“ Denn mancher Pilger soll enttäuscht heimgekommen sein; unter den großen Beschwerden und bei den im Morgenlande herrschenden Zuständen, die oft nichts weniger als biblisch sind, kommt jene Stimmung nicht immer so leicht auf, der wir uns zu Hause hingeben, wenn wir in der Phantasie die merkwürdigsten und ehrwürdigsten Länder der Erde bereisen.

Eine solche Reise habe ich meine Seele nun wieder einmal machen lassen, indem ich Hans Grasbergers „Sonette aus dem Orient“<sup>1)</sup> durchgelesen und ich kann wohl sagen, auch durchlebt habe. Diese Sonette vereinigen Reisebeschreibung, Natur- und Menschenschilderung, geschichtliche Ausblicke und religiöse Einblicke zu einem großen Bilde, über das die

<sup>1)</sup> Sonette aus dem Orient. Ein monotheistisches Wander- und Bilderbuch von Hans Grasberger. (Leipzig. P. Paessel. 1894.)

Sonne der Kunst wahrhaft bejeligende Stimmung legt. Man ist nicht gewohnt, Reiseeindrücke in Sonetten zu lesen, und zumeist würde der Stoff auch gar nicht dazu taugen. Wo aber die Gegenstände so bedeutend und deutungsreich sind, als auf dem hohen Meere, in Egypten, in Palästina, da ist eben die schönste dichterische Form dafür die passendste, jene Form, die wie kaum eine andere geeignet ist, große Gedanken zu concentriren und in wenigen Zeilen vieles treffend zu sagen. Das Sonett zwingt zu denken, verleiht dem Gedanken dann aber auch ein stolzes Kleid. Von Poesie getragen wallen wir in diesen Sonetten dahin über See und Hafsen, über Wüsten und Flüsse, träumen wir Erinnerung an altbiblische Gestalten, Mythen und Sagen, an die Kreuzfahrer und Propheten, machen Bekanntschaft mit orientalischen Völkern und ihrem Leben. Und zwischen durch immer der Herzschlag des Dichters, des frohen frommen Dichters, der hier tief in die Welt niedertaucht, hier hoch emporsteigt zu Gott. — Und neben dem Poeten wandelt der Gelehrte, der uns manches in Anmerkungen auszudeuten hat, was die Dichtung nur poetisch berühren kann. Diese Anmerkungen sind ein wertvoller Theil des Buches, das ich ein echtes und rechtes Sonntagsbuch nennen möchte. Freier und jauchzender wird heute wieder das Bekenntnis des Christenthums, wärmer und inniger die Empfindung für dasselbe. Der moderne Mensch hat ein größeres religiöses Bedürfnis, als er gerne zugeben mag, und der religiöse Sinn ist gegenwärtig im Steigen. Daher greifen wir gar gerne zu solchen Büchern, wie diese „Sonette aus dem Orient“ eines ist und wandern in Gesellschaft eines weltschauenden Geistes und innigen Gemüthes durch uns traute, theuere, heilige Bereiche.

Ich versage es nicht. Ich gebe hier eine Reihe der Sonette, daran meine Leser sich freuen mögen, wie ich mich freue.

#### Vor der Ausfahrt.

Ein Laut urwüch'ger Sehnsucht ist das Meer,  
Der Osten ein noch ungestümmtes Hoffen:  
Zu beiden Weiten steht das Thor mir offen,  
Hinaus, wo Licht und Wasser allumher!

Und nach Gestaden strebt mein heiß Begehrt,  
Die von des Geistes Strahle längst getroffen,  
Die Nacht noch zwischen un'rer Berge Schroffen  
Brütet' in Wald und Sümpfen, dumpf und  
schwer.

Was Schönes, Weises, Edles uns zutheil,  
Die Kunst, die Wissenschaft, das Seelenheil:  
Es ist des Orients, des Orients.

Nur Einen Blick in dieses Sonnenland!  
Dann leite mich an deinem Gängelband  
O Heimat, wo's auch sei und welchen End's.

#### Regen aufs Meer.

Die Nacht ist schwarz, von keinem Stern erhellt.  
Kein Blick durchmisst der Finsternisse Strecken.  
Es braust und prasselt: Sintflutregen fällt,  
Der aufgefogen wird vom Meeresbeden.

Weil Tropfen, plätschernd auf das Deck, dich  
wecken,

Erbangst du, Herz, und ist dein Muth zer-  
schellt?

Nicht das, nicht das! — Verzweifacht ist der  
Schrecken,

Es rauscht ein zweites Meer vom Himmelszelt!

Wer denkt es aus mit menschlichem Gehirne?  
Das Meer, und strömt der Regen noch so dicht,  
Es wächst von Milliarden Tropfen nicht!

Ou, kalter Angstschweiß rieselt von der Stirne,  
Vernichtungsschauer fröstelt durchs Gebein,  
Unendlichkeit! . . . Und, Mensch, wie bist du  
Hein!

## Jehova.

Jehova donnert, der Gewaltige;  
Die Wasser über rollt des Donners Schwere,  
Die Tiefen schütternd schallt von Meer zu Meere  
Des Donn'ers Stimme, die nachhaltige.

Sieh, Flammen sprühend, tausendfaltige,  
Durchdröhnt sein Ruf die Wüste, daß sie gähre,  
Befruchtet freis' und groß aus sich gebäre  
Gebirg und Hügel, vielgestaltige.

Des Zürnens Stimme, die den Wald ent-  
blättert,

Die Ceder Libanons zu Boden schmettert  
Und Berge macht wie munt're Kälber springen:

Erhaben, furchtbar ist Jehovas Stimme;  
Was lebt und athmet, bebt vor seinem Grimme,  
Wenn er durchs Mark sie läßt der Erde dringen.

## Der Große Israels.

Er ist es, der in einem Menschenalter  
Die Herren schlug, die scheuen Knechte rettete,  
Zum Volk, zum zähen, die Verkomm'nen  
fnetete,

Zu Siegern Sklaven schulend — wach ein  
Walter!

Er ist als Kühner Züchter auch ein Kaller;  
Verflug's, wie viel er ans Verderben leitete,  
Wie viel er in den heißen Flugsand bettete,  
Der Jugend nur, der wildern, ein Erhalter?

Besitzesgier, unsägliches Gelüsten  
Erzog er groß in jenen Hungermühen  
Das mußte sich wie Sturmgewölk entladen.

Drum hieß es auch: Grobert! Thut es gründlich!  
Wer zagt und Schonung übt, vergeht sich  
sündlich,

Denn euer ist, was reizt, von Gottesgnaden!

## Ein Zwischenblatt.

Frommgläubig faßt' ich auf in jungen Tagen,  
Was immer, wie's im Buche steht, im alten,  
Jehovas eifernd-grimmes Gotteswalten  
Und was mit seinem Volk sich zugetragen.

Doch heute macht mir's bange, nachzuschlagen  
Und einzudringen in die tiefer'n Falten.  
Erwägt, was wohl von einem Volk zu halten,  
Das sich von Himmels Huld läßt solches  
sagen:

„Ich gab euch Land, das ihr nicht selbst be-  
bautet,

Ich Städte, deren Mauern and'rer Werk,  
Ich Öl und Wein, gepflanzt von fremdem  
Schweiß . . .“

So steht's, ob ihr auch kaum den Augen  
trautet.

Drum wacht, daß euer Werk auch eure Stärk',  
Und daß der Lohn verbleib' dem Schaffens-  
steife.

## Der Schleier.

Aus Sittsamkeit ward er euch anbefohlen,  
Und Sittsamkeit habt ihr durch ihn verlernt!  
Dem Schleier, den zu Haus ihr nur entfernt,  
Dem Schleier, Frauen, groll' ich unverhohlen.

Die nicht zutage liegt, der Sonn' empfahlen,  
Unheimlich, krankhaft ist die Saat und Ernt';  
Und sei der Vorhang seiden, goldbestern,  
Dahinter zuckt's verzerrt und lugt's verstohlen.

Das Antlitz soll des Nächsten Blick ertragen  
Und frei zum Himmel aufzuschauen wagen:  
Gesitteter wird dann das Herz auch schlagen.

Wie wäre wahrer Lebensrost zu holen  
Bei Augen, die gelüftig glüh'n wie Kohlen,  
Die suchend müßig geh'n auf Diebesjohlen?

## Fatalismus.

Den Klingling, der in dir sich wolt' erlaben  
Nach heißem Ritt, o Jordan, heil'ger Fluß!  
Den hast in deine Trübe du begraben,  
Weshalb ich dich als falsch verklagen muß.

Wohl rührt das ganze Lager Hand und Fuß,  
Zeltstangen sind und Laue sind zu haben . . .  
Umsonst! Er treibt dahin in jähem Schuß,  
Ein Bläschen steigt noch auf vom schönen  
Knaben.

Er ist der unsern einer nicht gewesen,  
Und doch war uns der ganze Tag vergällt,  
Und spät erst sind vom Schrecken wir genesen.

Doch anders uns're türkischen Begleiter.  
Was war's? Ein Blatt nur, das vom Baume  
fällt;

Wie Gott will! riefen sie und rauchten weiter.

## Wie Jerusalem gegründet ward.

Zwei Brüder hatten ein gemeinsam Feld,  
Und in die Garben sollten sie sich theilen.  
Da denkt der eine: Meinem Bruder fehlt  
So Weib als Kind, um gern daheim zu weilen;

Ich mehr' ihm seinen Theil beim öden Zelt,  
Und daß die Nacht es hehle, will ich eilen.  
Der and're denkt: Mein guter Bruder zählt  
Der Mäuler mehr; ich will das Unrecht heilen

Und leg' ihm von dem Meinen zu heut' Nacht.  
So gab denn dieser, und Entschäd'gung bracht'  
Ihm jener, bis der Wandel trat zutage.

Als kund nun ward der edle Widerstreit,  
Erschien der beiden Feld gebenedeit  
Und wert, daß es die Stadt, die heil'ge,  
trage.

### Die große Natur.

Ist es das Hochgebirg, das Meer, die Wüste,  
Was uns zumeist befällt mit solchem Schauer,  
Daß wir uns fühlen klein, von keiner Dauer  
Und nichtig selbst im stolzesten Gelüste?

Gastfreundlich ist sie, doch auch schmal, die  
Küste;  
Das Land ist eng für Siedler und Bebauer,  
Indes vom Morgen bis zur Abendrüste  
Das Meer sich dehnt, der Sand, die Felsen-  
mauer.

Ist denn der Elemente mächtig Spiel  
Des Lebens Zweck? Und sind wir Menschlein  
nur  
Das Zubehör, ein artiges Zubiel?

Si, sag' mir, behre, waltende Natur,  
Wer wohl Erkenntlichkeit dir zollt' und  
Ehre,  
Wenn's denn nicht doch der Mensch, der Kleine,  
wäre?

### In Nazareth.

Die Mönche hoben uns vom Pferdekrücken  
Und leuchteten hinan die dunklen Stufen;  
Manch einer eilt herbei, mit traurem Rufen  
Uns freudig an sein deutsches Herz zu drücken.

Und Mönche waren's, die das Mahl uns schufen,  
Wer hungrig, ist so leicht ja zu beglücken;  
Und weiße Betten mehrten das Entzücken,  
Und laues Wasser stand bereit in Rufen.

Doch eh' wir uns zu Tische setzten nieder  
Und auf den Divan streckten uns're Glieder  
Und uns're Schuhe zogen von den Füßen,

Erscholl aus aller Mund' ein frommes Grüßen;  
„Gegrüßet sei, du Hochgebenedeite!  
Maria, gib uns ferner dein Geleite.“

### Bethlehem.

#### I.

O heil'ge Nacht, so wundermild entglommen,  
Gleich Sternenaugen möcht' ich dich durch-  
wachen!

Wohl solch ein Stern gebot, sich aufzumachen,  
Den fernern Kön'gen und hieher zu kommen.

In solcher Nacht vernahmen wohl die Frommen,  
Bemüht, das Weideseuer anzufachen,  
Den Ruf der Engel, die von Frieden sprachen,  
Und machte Himmelsglanz ihr Herz beklommen.

Auf Fluren gießt der Mond sein Silberlicht,  
Wo schlüchtern Ruth bei Boas' Schmittern saß,  
Wo traut um David sich die Herde scharte...

Vom Klosterdach, als meiner Sternewarten,  
Sah ich hinaus, hinauf ohn' Unterlaß,  
Wie lang' ich träumend schaute, weiß ich nicht.

#### II.

#### In der Grotte.

Wir stiegen in die Felsenhürde nieder,  
Daraus das Heil der Welt emporgestiegen,  
Fühlend den Nachhall jener Engellieder  
Vom Licht, das kam ob langer Nacht zu siegen.

Hier mußt' auf hartem Stroh der Heiland  
liegen,  
Der einstens lehrt mit Macht und Hoheit  
wieder,

Und daß nicht frören seine zarten Glieder,  
Zurück sich in den Schoß der Mutter schmiegen.

O schöne Welt! Du hältst dem jungen Gotte,  
Dem Ketter, weder Haus noch Herzen offen;  
Mutter und Kind begegnen deinem Spotte.

Wenn so dein Lauf, was kann der Sünder  
hoffen?

Was steht dann mir bevor von meinesgleichen,  
Und was erwartet Lazarus vom Reichen?

### Bethania.

Dase auf des Heilands Wüstenwegen,  
Bethania! Du warst die Wanderrast  
Des Herrn der Welt, der als der Erde Gast  
Nichts nannte sein, worauf sein Haupt zu legen.

Wie freudig eilt ihm Lazarus entgegen.  
Wie hat ihn zu bewirten Martha Gast,  
Und ihrer selbst vergißt Maria fast,  
Bedacht, sein Wort dem Herzen einzuprägen!

Dein Name klingt wie ferner Lieben Kunde;  
Sei warm gegrüßt in später, flücht'ger Stunde,  
Bethania, noch in Ruinen traut!

Du warst dem Heiland treugesinnt und gut,  
Der hier im Schoß der Freundschaft ausgeruht  
Und still sein Werk, ein Menschenglück, geschaut.

### An den Gekreuzigten.

Wir sollten klagen dürfen, wenn wir leiden,  
Wenn unser von der Ernte blinde Garben,  
Wenn wir des guten Willens wegen darben  
Und wenn uns Dränger finden, Freunde  
meiden?



Du willst an deinem Marterholz verscheiden  
Viel schmerzlicher als alle, die noch starben,  
Und siehst dein Sühnungswerk in blut'ge Farben,  
Anstatt in reinen Himmelganz, sich heiden.

Durchbohrt an Händ' und Füßen, dorngekrönt,  
Entblößt, gezeißelt, sterbend noch verhöhnt,  
Schwellst du den letzten Hauch noch zum Ver-  
geben.

O Heiland, lehr' mich, was mich trifft, ertragen,  
Und, wo's zum Frieden dienen mag, entsagen,  
Doch laß nicht gänzlich unnütz sein mein Leben!

#### An den Auferstandenen.

O Graberstand'ner, all die Treuen dein  
Erschrecken, als sie schauten deine Wunden —

So leidest du noch immer Todespein?  
Und gibt's auch für den Heil'gen kein Ge-  
funden?

Du lud'st ja selbst die Hand des Zweiflers ein,  
Und offen hat sie deine Brust gefunden  
Bom grausen Lanzenstich ins Herz hinein,  
Und du, du hättest dennoch überwunden?

Doch ja, die heil'gen Wunden bluten nicht,  
Sie glänzen herrlich, Schmerzen nimmermehr,  
Sie sind fortan dein Ruhm und Siegesmal . . .

O Herr, das mehr' auch meine Zuversicht.  
Nach schönen Wunden richte mein Begehrt,  
Denn ohne Kampf ist unser Leben schal.

Und so führt uns ein gutes Vierteltausend von wohlgebauten und tiefgehaltvollen Sonetten durch das heilige Land und weckt Gefühle in uns, die über den Alltagskreis erheben und unseren ästhetischen wie ethischen Sinn in hohem Grade befriedigen. R.

## Das Unglück in Kieselwang.

Ein Erlebnis, erzählt von Hans Walsky.

Meine Familie pflegt die Sommerfrische in Kieselwang zuzubringen. Kieselwang ist ein kleiner Ort im Gebirge. Ich bin an mein Amt in der Stadt gefesselt und kann die Meinigen — die Frau, die drei Kinder, die Großmama — im Laufe des Sommers nur zwei- oder dreimal besuchen. Manchmal empfindet man's recht angenehm, ganz sein eigener Herr und sein eigener Knecht zu sein, daß man sich Gesellschaft, Tisch und Unterhaltung auswählen kann in der großen Stadt, hübsch nach Belieben. Ein anderesmal erwacht der Familiensinn und es verlangt mich, die Meinen zu sehen, sei es auch nur auf Augenblicke, um mich persönlich zu überzeugen, daß allen wohl ist. Denn die Briefe sind nicht immer verläßlich. Einmal haben sie dort den Typhus durchgelitten, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte; meine Frau schrieb nur von einem Magenkatarrh, der wohl durch das zwar gute, aber ungewohnte Trinkwasser entstanden sei und ganz vorübergehender Natur wäre. Ein anderesmal fiel der Junge vom Kirschbaum und brach sich den Arm; ich erfuhr erst davon, als er wieder geheilt war. Das ist ein unbehagliches Gefühl

und man kommt auch dann nicht von bangen Sorgen los, wenn die Briefe noch so beruhigend lauten. Sie verschweigen mir's und sie verschweigen mir's! Solche Qualen als Folgen zu großer Rücksicht.

Nun waren eines Tages Depeschen eingelaufen von einem schweren Ungewitter, das in den Alpen niedergegangen sein und gerade in der Gegend von Nieselwang furchtbar gewirksam haben soll. Man sprach von einer großen Überschwemmung, doch stand mein Sommerhaus auf einer Anhöhe. Man redete von Lawinen; mein Haus war geschützt durch eine Felswand. Es verlautete von einem Bergsturze, von Blitzfeuern . . . Von den Meinen vermischte ich die Nachricht. Den ganzen Tag verließ ich meine Wohnung nicht und wartete auf eine Nachricht. Am besten wäre es gewesen, mich gleich am Vormittage auf die Eisenbahn zu setzen, Gegen Abend endlich die folgende Depesche: „Komme, wenn irgend möglich, heute nachts! Natalie.“

Also doch! Also doch ein Unglück. Wenn die einmal so telegraphieren! Es mußte wohl groß genug sein bei der dringenden Form der Depesche. Natalie wußte gut genug, was das hieß, in der Nacht nach Nieselwang zu fahren. Es gieng in der Nacht gar kein Zug. Der Abendzug geht nur bis Kalten. Den benützte ich; kaum war er vom Bahnhofe abgerollt, fiel es mir ein, ich hätte Rettungsmannschaft mitnehmen sollen, oder wenigstens einen Arzt. Der Einfall war zu spät gekommen. In Kalten, wo ich abends neun Uhr ankam, wollte ich einen Extrazug nehmen, der bequem um Mitternacht in Nieselwang sein konnte. Und nun sagte mir der Stationsbeamte, ob ich denn nicht den Samstagvergnügungszug aus der Stadt benützen wolle, der um neun Uhr achtzehn Minuten in Kalten ankomme und um halb zwölf Uhr in Nieselwang halte. Der Samstagvergnügungszug, an den hatte ich gar nicht gedacht. Meine Freude war groß und so sollte ich denn mit dem Vergnügungszuge nach dem Orte des Unheils fahren. In Kalten konnte ich nichts erfahren, als daß in der vorhergehenden Nacht ein starkes Hagelwetter niedergegangen war drinnen im Gebirge. Ich fühlte mich wesentlich getröstet, gieng in die Restauration und ließ mir eine Flasche Bordeaux geben. Das soll jeder thun, der Kummer hat und auf einen Eisenbahnzug warten muß.

Nein, nein, das soll keiner thun, der in Kummer ist und auf einen Eisenbahnzug warten muß. Während ich meine Beche bezahlte, pfiß draußen die Maschine, ich fragte, ob der Vergnügungszug schon einfahre. „Der fährt eben ab!“ rief der Stellner. Ich habe gemeint, vor Wuth in den Boden ein Loch treten zu müssen. „Halten lassen! Halten lassen!“ Laut rief ich es am Perron. Es half nichts. Die rothen Laternen waren noch zu sehen draußen auf der Strecke, und bald auch diese nicht mehr. Ich war auf dem Bahnhof in Kalten und jetzt sollte doch noch der Extrazug dran.

Und nun ward mir mitgetheilt, daß ein Extrazug ohne Bewilligung der Direction und des hohen Verkehrsministeriums nicht beigelegt werden dürfe. — So. In zwei bis drei Tagen konnte die Bewilligung wohl herabkommen vom Reichs Bureauration.

Mein grenzenloser Ärger — nicht über mich Leichtsinigen natürlich, sondern über den versäumten Zug, der nun glatt und sicher gegen die armen verlassenen Meinigen dahinrollte, dieser Ärger kannte keine Grenzen. Doch hatte er das Gute, daß er die Angst zurückdrängte. Mir wäre aber die wehe Angst lieber gewesen als dieser gallbittere Ärger, der mich zu Nische verzehrt hätte in jener Nacht, wenn ich dem Mißgeschick nicht noch zu parieren versucht hätte. Ich nahm in Kalten ein Fuhrwerk, dreifach mußte es bezahlt werden, um überhaupt eines zu bekommen, und außerdem sollte ich noch gutstehen für Pferde und Wagen. Dafür verpflichtete sich der Kutscher, mich noch vor Sonnenaufgang in Nieselwang abzuladen.

Und so giengs mit zwei Kappen und einem leichten Gebirgswagen in die Nacht hinein. Im oberen Thal der Kalten hatte sich Nebeldunst gebildet, hinter welchem die Berge im blassen Lichte des aufgehenden Mondes wie matte Wolkenbänke zu sehen waren. Einen Eisenbahnzug, der vom Gebirge kommend nahe an der Landstraße heranrauschte, hätte ich mögen anhalten und die Insassen befragen nach Neuigkeiten in Nieselwang. Der Zug fauste vorüber und ich kam mir vor wie ausgeschlossen von allen modernen Verkehrsmitteln, am Tage der Noth.

Zurückgelehnt in den Wagen, bei der scharfen Kühle der Nacht wohl in den Mantel geschlagen, so blickte ich mit halbgeschlossenen Augen vor mich hin. Die Bäume, die Wegsäulen, einzelne Gebäude schwankten träge vorüber und das Traben der Pferde und das Knarren des Wagens waren immerfort und immerfort. Mein Zustand wurde traumhaft. —

— Komme, wenn irgend möglich, heute nacht! Ob sie alle leben? Ob etliche nicht verschwemmt, oder verschüttet, oder verbrannt sind? Gottlob, wenn ich nur Ruinen finde, nicht Leichen. Das Schlimmste ist nicht, Natalie lebt. — Nachdem wir ein paar Stunden gefahren waren und die Straße den Berg hinanschlängelte, begegneten uns zwei Leute, die unter Rucksäcken leuchteten und mühselig herabkamen. Ich ließ anhalten und fragte sie.

„In Nieselwang“, sagte der eine mit heiserer Stimme, „da schaut's schlecht aus. Alles dergeschlagen.“

Ob auch Menschen zugrunde gegangen wären?

„Alles dergeschlagen“, wiederholte er.

„Vom Blik? Vom Bergsturz?“

„Alles dergeschlagen in den Erdboden hinein.“ Und davon war er. Ich ließ anziehen. Was doch das ein träges Ding ist, ein Pferdewagen!

Oft hatte ich mich über die Poesielosigkeit der Eisenbahn beklagt, nun schlug ich an meine sündige Brust. — Von einer Höhe aus sah man in die Niederungen, wo es dunkel war, wie auf dem Meere. Der Mond schien nieder, und stellenweise bligte ein Wasserstreifen, der durch die Waldung zog. Auf unserer weißen Straße lag mancher finstere Wipfelschatten, so scharf, daß ich mich wunderte, die Pferde darüber nicht stolpern zu sehen. Es war ja eigentlich eine wunderschöne Fahrt für eine andere Gelegenheit. Heute verzehrte mich die Ungeduld.

Plötzlich standen die Pferde still. Ein einschichtiges Haus stand da in der freien Gegend. Über die Straße war ein Schlagbaum niedergelassen. Der Kutscher rief den Mautner. Der kam nicht und der Schlagbaum blieb über die Straße gespannt. Der Kutscher pochte und rüttelte am Thore des Mauthauses, es war verschlossen und es meldete sich drinnen niemand. Ich war aus dem Wagen gesprungen, wir suchten den Schlagbaum zu heben, der war mit einem Eisenschlosse an den Pfahl gefesselt und wich nicht. Wir erbrachen das Thor des Hauses, das bald wich, und drangen hinein, immer nach dem Mautner rufend, daß er uns passieren lasse. Mit einem Streichholz, das der Kutscher in der Hand hielt, durchschritten wir zwei Zimmer. In dem ersten lag ein schlummerndes Kind, das trotz unseres Lärmes nicht erwachte. Es war vielleicht ein halbes Jahr alt. Im zweiten Zimmer auf Strohschau lag die Mumie eines Menschen. Ein Greis, fahl und dürr, zitternd und blind. Er richtete sich halb auf und wies mit den Händen nach Kasten und Truben hin. Auf unser Verlangen, die Mautschranke zu öffnen, hub er an zu wimmern und mit einer bebenden Füstelstimme bat er, doch nur alles fortzunehmen, was wir fänden, bloß das Leben möchten wir ihm lassen. „Wozu ein solches Gerippe noch das Leben braucht!“ rief der Kutscher ärgerlich aus, ich langte nach einer Art, die an der Wand hing, der Kutscher suchte und fand eine zweite, wir giengen und hieben den Schlagbaum entzwei.

Endlich gieng's wieder dahin auf einer Hochebene in der klaren Mondnacht. Auf den Matten standen die Reuhüßeln, dort und da lag ein weißer Felsblock, dann wieder ragte ein schlanker Fichtenbaum, und diese Gestalten schoben sich sachte durcheinander, daß es gespensterhaft spielte.

Etwa eine halbe Stunde hinter dem Mauthause begegnete uns ein angeheiterter Mann. Der fiel den Pferden in die Zügel und rief uns lallend zu, wie wir durch den Schlagbaum gekommen wären? Ob wir die Mautgebür bezahlt hätten?

„Wenn Sie der Mautner sind, so rathe ich Ihnen, sich eilig davonzutrollen, sonst könnte Ihnen etwas Unangenehmes begegnen.“ Auf diese meine Antwort hat er sich weiter geschoben. Bald hinter ihm kam ein keifendes Weibsbild gegangen. Wir muthmaßten, daß es seine Gehwirtin war, welche ihn vom Wirtshaus heimtrieb.



Wir kamen zu einer Art von Holzerhütte, wo, wie der Kutscher erzählte, Brantwein geschenkt wurde und wo vor Zeiten Leute ermordet worden waren. „Der Wirt ist gehenkt worden, aber sein Sohn führt das Geschäft fort“, schloß der Kutscher seine unheimliche Mittheilung.

Wir hielten da nicht an, aber später bei einem Brunnentroge standen die Pferde still und tranken. Nun horchte ich hinaus in die stille Nacht. Im kurzen nassen Graze saugen die Grillen. Aus fernen Tiefen herauf dröhnte gleichmäßig ein Murren und Rollen. — Der Kutscher sagte, das wären die Altbacher Wasserfälle. Eine Viertelstunde später sahen wir sie auch. Drei silberne Riesenketten giengen an den gegenüberstehenden Bergwänden nieder. Stellenweise waren sie in Zickzack gebogen und unterbrochen, stellenweise zuckten und sprühten sie Funken, und stellenweise war es wieder, als stiegen zarte Nebel auf, in welchen der Mond seine Regenbogenfarben spielte. Das war so schön, daß ich ein wenig halten ließ, um hinschauen zu können. Aber durch das dumpfe Tosen der Wässer hörte ich leise wimmern: Komme, wenn irgend möglich, heute nachts! —

Die Straße war arg verwaschen und gieng nun in vielen Windungen thalwärts, der eingeschliffene Radschuh quitschte, der Kutscher hielt mit aller Vorsicht die Riemen. Zur Rechten baute sich ein schroffes Gewänd auf, zur Linken war ein finsterner Abgrund. Da hinab in diese schwarzen Tiefen konnte das Mondlicht nicht dringen, hingegen beleuchtete es die gegenüberstehenden Felsmassen so klar, daß jede Tafel, jede Runse deutlich zu sehen war. Im blassen Sternenhimmel gab es Unruhe, die Sternschnuppen fuhren nach allen Richtungen hinaus und hinab.

Plötzlich riß der Kutscher die Pferde zurück, daß sie standen, sonst wären sie wohl in der Tiefe gelegen. Die salbe Straße war zu Ende, abgebrochen, ein Wildwasser, das vom Klare niedergefahren, hatte die Brücke weggerissen. Es gieng nicht weiter. Ein ungeheurer Schuttstrom durchquerte unsern Weg, und zwischen dem Gesteine rieselten die Wässer.

Jetzt hatte ich keinen Hornruf mehr, ich sah, daß alles vergebens ist, wenn die Götter nicht wollen. Ganz stumm war ich und auch der Kutscher sagte sonst nichts, als leise: „Wenn man nur umkehren könnte!“

Er spannte die Pferde aus und führte sie mit unendlicher Mühe und Gefahr zwischen Wagen und Berghang nach rückwärts. Der Wagen selber konnte auf dem hier so schmalen Wege von uns nicht gewendet werden, der mußte stehen bleiben, der Kutscher mit den Pferden sollte nach Hause.

Und ich? Man konnte es zur Noth versuchen, über den Schuttstrom zu klettern. Aber wenn die Götter nicht wollen, so schwimmen dich die Wasser in den Abgrund, oder es gibt weiterhin noch andere Fährlichkeiten, zwischen denen du eingeschlossen bist, ohne vorwärts oder rückwärts zu können.

Wie weit es denn noch sein könne bis Nieselwang? —

„Es kann nicht mehr so weit sein“, antwortete der Kutscher, „zu Fuß in längstens zwei Stunden müßte man, denke ich, das Dorf erreichen. Wenn's der Herr wagen will, über diesen Graben helfe ich hinüber. Dann geht die Straße wieder glatt fort, immer niederwärts. Und wenn wieder ein Wasserbruch kommen sollte, man weiß es ja nicht, das Gewitter muß wahr gewirtschaftet haben, so ja nicht probieren hinüberzusteigen, lieber warten, bis es Tag wird. Wären die Pferde nicht, ich gieng mit.“

„Kehren Sie nur um, Kutscher, es wird gehen, wie es gehen mag, mir ist jetzt schon alles eins. Da, nehmen Sie für die verlorene Nacht. Und wenn ich nicht mehr gesehen werde, so wissen Sie's und sagen Sie's meiner Familie, wenn sie lebt, wie ich zu ihr habe gewollt.“

„Nein“, sagte der gute Mensch, „da lasse ich doch lieber die Köffer im Stich als den Herrn.“

Ich habe aber keinen Beistand zurückgewiesen und bin meines Weges gegangen, geklettert — hier auf pflasterglatter Straße, hier über Geshütte und Gestein, hier über Wildwässer, über welche der Sturm Baumstämme umgebrochen hatte, die manchmal als Steg benützt werden konnten. Meine Kleider waren feucht vor Thau, mein Haar vor Schweiß.

Endlich huben die höchsten Spizen der Berge an, röthlich zu glühen, ein milchiges Licht gieng niederwärts von Wand zu Wand. In den Büschen huben die Vögel an zu zwitschern. Ich war durch Waldbestände hinabgekommen ins grüne Thal. An den Bergsockeln standen mehrere Hütten zerstreut, jenseits des Flusses, wo am Hange die Eisenbahn mit den Telegraphenstangen hingezogen, auf der vorspringenden Böschung stand ein Kirchlein mit spitzem Thurme, von welchem jetzt die Morgenglocke läutete.

— Das war ja Kieselwang! Wahrhaftig, das war schon Kieselwang! — Ich erschrak fast, als sich der Ort mir zeigte. Ich suchte unser Landhaus, das dort auf dem Hügel gestanden war, unter der Felswand. Die Felswand stand noch da, der Hügel stand noch da, das Landhaus stand auch noch da, und in seinen Fenstern leuchteten die Brände der aufgehenden Sonne. Wenn der Bau noch steht, umso schlimmer, dann fehlt an den Einwohnern etwas! Weiß Gott der Herr, was geschehen ist!

Über ein breites Schuttfeld kletterte ich mühsam hin bis zur Brücke. Und als ich über dem Schuttfelde war, rann vor mir der breite, trübe, rasch hinwogende Fluß, wie er seit Erschaffung der Welt geronnen war in allen Wettern. Und die Brücke war nicht da. Am Ufer ein riesiger Pfahl, sonst keine Spur von der vierjochigen Holzbrücke, die beide Gelände des Alpenthales miteinander verbunden hatte.

Nun stand ich noch einmal und das leztmal da. Dort war das Dorf, der Bahnhof, mein Haus mit dem mir noch verborgenen Unglück, und ich konnte nicht hinüber. — Darf ein guter Schwimmer es mit dem reißenden Wasser aufnehmen? Ich fragte nicht erst. Neuerdings zornig

auf die dumme Rechthaberei der Götter und entschlossen, meine letzte Macht gegen sie auszuspielen, stürzte ich mich in den Fluss. Das eiskalte Bad raubte mir im ersten Augenblicke fast die Besinnung, als ich sie wieder fand, trug es mich schon rasch dahin, ohne dass ich imstande war, mich zu halten. An Uferweiden wollte ich mich fangen, mehr weiß ich nicht.

Nach dem Wiedererwachen lag ich in einem Zimmer meines Sommerhauses, von Leuten umgeben, die mit mir beschäftigt waren. Mit Feuerhaken hatten sie mich aus dem Wasser gezogen, und alle fragten nun: „Wie kam er denn her? Wie fiel er denn hinein?“ Die Kinder waren da, streichelten mich und sagten: „Papa, ist dir schon wohl?“

„Wo ist Mama?“ das war meine erste Frage.

Da antwortete die Erzieherin: „Die gnädige Frau ist gestern abends in die Stadt gefahren, weil eine Jugendfreundin von ihr dort durchreist. Sie hat dem gnädigen Herrn ja telegraphiert, dass sie mit dem Abendzuge hineinfährt.“

Wie? Sie kam in die Stadt?

Komme, wenn irgend möglich, heute nachts! . . . Das ganze Unglück, welches sich bei den Meinigen in Nieselwang zugetragen hatte, bestand also darin, dass meine liebe Frau in ihrer Depesche das Wörtlein „Ich“ zu kostspielig fand. Um es zu ersparen, deshalb die Aufregung, die Angst, die unerhörte Nachtreise nach Nieselwang! — Geschehen war am Sommerhause ja nichts, als dass der Hagel ein paar Fensterscheiben eingeschlagen und der Sturm von der alten Linde einen Ast herabgerissen hatte. Nun war ich da und meine Frau in der Stadt. Meine nächste Depesche an sie lautete: Komme du, wenn möglich, heute noch mit dem Eisenbahnzuge nach Nieselwang, wo Dich mit Sehnsucht erwartet Dein Hans Malser.“

## Böses Gewissen.

Gedicht von Wilhelm Houh.\*)

Bei Tische saß ein Redacteur,  
Ihn drückt das Herz doch gar so schwer,  
Ihn lechzt nach einem ‚Rothen;‘  
Er sann, der Durst ihn inspiriert,  
Er griff zur Feder, annonciert  
In seinem ‚Wanderboten‘:

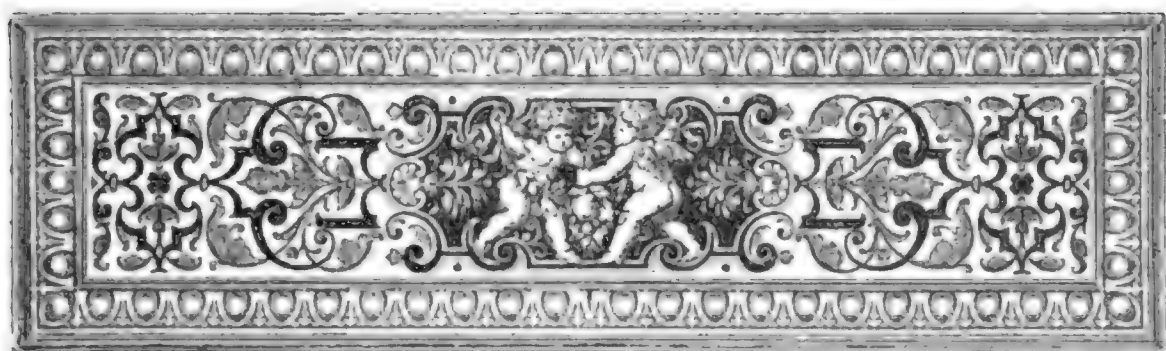
„Ich kaufte jüngsthin irgendwo  
Ein Fläschlein ‚echtesten‘ Bordeaux,  
Um weidlich mich zu stärken;  
Doch war der Trank von Heidelberg,  
Von Spiritus und derglei mehr  
Berruchten Teufelswerken!

Ich nenne in der Zeitung blank  
Den Händler, der den Höllentrank  
Ließ damals überreichen,  
Dass jeder Trinker rennt davon,  
Erblickt er ganz von ferne schon  
Das böse Firmenzeichen!

So sei Exempel statuiert  
Dem Pantscher, der den Wein geschmiert  
Den Kranken und Gefunden;  
Doch will ich huldvoll ihm verzeih'n,  
Schickt jener ‚guten rothen Wein‘  
Mir binnen dreißig Stunden!“ —

Klingling! — Das gieng wie Taubenflug!  
Fast haben sie den Glodenzug  
Dem Schelme abgerissen;  
Ein jeder eine Flasche trug.  
Denn achtundzwanzig Händlern schlug  
Das mahnende Gewissen!

\*) Aus dessen drohigen „Schelmenstreichen“. (Leipzig. Th. Thomas.)



## Kleine Laube.

### Unsere jungen Sonnen.

Eine Plauderei.

Meine Mutter hat gerne das Folgende gesagt: „Ihr lieben Leut! Wenn einmal die Köpfer Feuer speien und die Wände Zungen haben und das Licht nach abwärts brennt, dann kommt bald das jüngste Gericht!“

Heute sind die Wunder erfüllt. Das Dampfsroß speit Feuer. Die Wände haben nicht allein Ohren, sondern auch Lungen und Zungen, wie jeder weiß, der am Telephon steht. Und das Licht? Meine Mutter hätte auch noch dazusetzen können: Wenn an eisernen Zweigen glühende Birnen hängen! — Die Laternbirnen und Dolden des elektrischen Lichtes hängen niederwärts. Das Licht, es flammt nicht mehr dem Himmel zu wie sonst, es glüht erdwärts geneigt, als sei auch endlich das göttlichste der Elemente — ein kopfhängerischer Materialist geworden.

Ist das Weltgericht also nahe?

Vor einiger Zeit habe ich an einem großen Saalfeste theilgenommen. Es war an dreißig Meilen von meinem Wohnorte entfernt, aber das feuerspeiende Dampfsroß hat mich mitten durch den herben Winter in wenigen Stunden hingebbracht. Im Saale war ein leuchtender Mai. Nicht von der Sonne kam das Licht herab, aus den Rosen und Lilien gieng es blindernd hervor, in roth, in blau, in weiß, in allen Farben, jede Blume strömte statt Duft — Licht aus. In Sträuchern die künstlichen Schmetterlinge, die Käfer und Würmchen, sie alle funkelten eigenes Licht. Von der Höhe leuchteten wie Diamanten die Sternlein. Und im Busch die glitzernden Vöglein warteten auf das Ohr, das ihnen nahen wollte; aus ihren Schnäbeln trillerte der Gesang der Primadonna, die eine halbe Stunde weit in der Oper sang, aus dem Rachen eines Lindwurms schallte die Musik eines Volksconcertes, das in der entferntesten Vorstadt abgehalten wurde, und daneben aus einem goldenen Füllhorn grüßte mich von der Ferne her mein Weib und berichtete, daß sie zu Hause froh des Vaters gedächten. — Kein Märchen ist so schön, so wunderbar, als es dieses Fest gewesen. — Und das soll ein Zeichen des nahen Weltgerichtes sein?



Prometheus holte das Licht vom Himmel. Es wärmte den Leib, es klärte den Geist, es begeisterte die Seele, es war ein göttliches Licht und strebte aus der Substanz aufwärts, aufwärts dem Himmel zu. — Das neue Licht brachte der Quom aus den Tiefen der Materie, fest klammert es sich an seinen Docht, glühend, verzehrend umarmt es den Stoff, es zuckt und blickt, aber in ruhiger Größe himmelwärts flammen will es nicht. Das Licht des Prometheus hat uns sehend gemacht, das Licht des Erdgeistes wird uns blenden. Seitdem wir im Forum der Stadt das neue Licht haben, sind die mit Gas beleuchteten Seitengassen dunkler als je. Bald wird es ins Bereich der Fabel gehören, dass die Menschen bei einem schlichten Kerzenlichte lesen konnten. Je schärfer das Licht, desto stumpfer unser Auge! Und wenn man diese Thatsache sinnbildlich auf das geistige Licht ausdehnen wollte! Wäre es am Ende nicht möglich, dass ein zu grelles Licht im Wissen die Menschen blind macht für andere Güter der Seele? Der Rienspan am Herde, wie war er heimlich, wie machte er warm! Wie klar badete sich das Auge im weichen rothen Lichte! Heute hat es vor sich den stechenden Funken, in den kein Auge frei zu schauen vermag, oder hoch über Häupten den kalten gläsernen Mond, der seinen blaffen Winter herabschneit auf den Boden und die Menschen mit Leichensfarbe überhaucht.

Ein spakhaster Bauer kam aus der Stadt heim zu den Seinen. „Leut'!“ rief er, „wisst's was Neues? D Sun hat Junge kriagt! Z Graz fliag'n s' herum in den Lüst'n und mit Draht hab'n sie s' anhängt, dass s' nit fortflagn mög'n!“ Die Verwunderung darüber, als er so vom elektrischen Vogenlichte sprach! „Ihrer a dreißig junge Sunnerln wern s' hab'n“, fuhr er fort, „aber unser einzige, die groß' macht mehr! Macht mehr, meine Leut'! Der Unterschied ist halt der, unser Alte scheint beim Tag und die Jungen z Graz bei der Nacht. Na, wart'n ma halt ab, bis s' groß wern!“

Wie? Bis sie groß werden? Am Ende ist auch das wieder ein prophetisches Wort. Am Ende steht nach fünfzig Jahren auf dem Grazer Schlossberg ein Leuchthurm, dessen elektrisches Licht die ganze Stadt Graz mit Sonnenschein übergießt, so dass sie noch unten im Münzgraben und draußen in Algersdorf die Fenster-  
vorhänge zuziehen müssen, um im Zimmer nicht zu sehr geblendet zu werden! Und vielleicht wird dann unter dieser tropischen Sonne an den Hängen des Schlossberges der Wein wieder reifen! Und vielleicht werden die Nachtwandler des Schlossberges, die per Gebirgsbahn angekommen sind, ihre Sonnenschirme aufspannen und ihre Röcke ausziehen in der Mitternachtshitze! — Man sollte doch die Siemens und Halske fragen, bis wann uns diese Sonne aufgehen wird.

Nein, wir stehen nicht am Ende, wir stehen am Anfange. Unser Organismus wird sich den neuen Erfindungen und Entwicklungen allmählich anpassen, so wie er sich denselben bisher angepasst hat, und darum — verhoffe ich — wird's mit dem jüngsten Tage doch keine Eile haben.

Unsere Urenkel nach siebzig Jahren, wenn sie vor einer elektrischen Lampe von heute sitzen werden, dürften unwirsch ausrufen: „Na, was das für eine traurige Junzen ist, bei der man nicht zum Leben und nicht zum Sterben sieht!“ Der feuerpeiende Kappe wird bis hin auch längst ausgepannt sein, die Leute werden auf fliegenden Pferden, also eigentlich auf Pegasussen reiten, ohne gerade Dichter zu sein und der Grazer Bürger wird zum schwarzen Kaffee gemütlich mit seinem Schachspielgenossen in Honolulu plaudern, mit dem er schon seit fünfzehn Jahren auf du und du ist, ohne ihm je geschrieben oder ihn persönlich gesehen zu haben.

Ganz genau weiß ich's nicht, ob es so sein wird, aber weit irren kann ich mich unmöglich. Es müssten dann die alten Leuchtgestirne am Himmel eifersüchtig werden auf die junge irdische Lichtbrut und Comp. und gelegentlich durch einen

Seitensprung aus ihrer Bahn das ganze Spiel verderben. Gulstehen könne er nicht dafür, sagt der Falb, und von mir wird man eine Garantie auch nicht verlangen können. Meine Mutter hat fast immer recht gehabt mit dem, was sie sagte . . . . „Wenn die Köpfer Feuer speien, die Wände Zungen haben und das Licht nach abwärts brennt, nachher —“

Ich will mein Testament machen und mir — einen hundertjährigen Kalender kaufen.  
R.

## Die Noth des vierten Standes.

In demselben Verlage, der die socialistischen Werke „Der Himmel auf Erden“ und „Drei Monate Fabrikarbeiter“ herausgegeben hat, erschien vor kurzem ein neues Werk: „Die Noth des vierten Standes. Von einem Arzte. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1894“). Es steht vollkommen auf Seite der Socialdemokraten, und es lehrt uns die Socialdemokratie begreifen. Das ist ein redliches, von den hohen Idealen des Christenthums erfülltes Werk und ist's wohl möglich, daß es als solches nicht den Beifall eines jeden Socialdemokraten gewinnt. Zu wünschen wäre, daß solche Bücher große Verbreitung fänden, damit sie unterrichten und versöhnen könnten. Dieses Werk behandelt die Lebensverhältnisse der Arbeiter, und hierin sind besonders die Abschnitte über die Krankheiten und Krankenpflege und über die „Belästigung durch die Polizei“ beherzigenswerth. „Die Strafgesetze und der vierte Stand“, „Der vierte Stand und die herrschenden Classen“ nennen sich weitere Capitel, in welchen dargethan wird, was die Arbeiter wollen, ihre Unzufriedenheit, ihre Religionslosigkeit, ihre Ideen vom Zukunftsstaate. Die Arbeiter wollen ein menschenwürdiges Dasein. Die deutschen Arbeiter sind monarchisch gesinnt, sie haben auch stets Achtung für den Arbeitgeber, wenn er es an Luxus und Härtschheit nicht zu arg treibt. Sie wollen den Achtstundentag und diesen zwar zur Vermeidung der Überproduction und zur Regelung der Production, zur Verminderung der Arbeitslosigkeit und zur Erhöhung der Kaufkraft des Volkes, zur Wiederherstellung und Hebung des Familienlebens, zur Hebung der physischen, geistigen und moralischen Lage des Arbeitervolkes. Den Atheismus der Arbeiter leugnet der Verfasser nicht, macht für denselben aber theils die materialistische Philosophie der modernen Naturforscher und das nachbetende Bürgerthum, theils die dogmatisch kalte, herzlose und oft so geldgierige Art eines Theiles der Priesterschaft verantwortlich. Dem Anarchismus steht der Socialdemokrat fern. Übrigens habe die verkehrte Schulbildung zwischen den „Gebildeten“ und dem Volke eine verhängnißvolle Kluft gezogen und die Presse, die größtentheils im Solde des Capitals steht, thue das Ihre, um die Absichten und Ziele der Arbeiterschaft zu entstellen. Der Verfasser bleibt für seine Behauptung die Beweise nicht schuldig, seine Darstellung ist eine maßvolle. — Es wird endlich ja doch die Einsicht durchdringen, daß die Socialdemokraten lange nicht so schlimm sind als ihr Ruf. Und wenn dieses Vorurtheil gebrochen ist, dann wird eine Reform auf friedlichem Wege möglich sein. Siegen wird der Arbeiter, wenn er die Wege des Gesetzes nicht verläßt, und auch ich schließe mich dem Ausspruche jenes Bürgermeisters einer der größten deutschen Industriestädte an: „Ich bin für die Socialdemokraten, soweit sie auf gesetzlichem Wege eine Besserung ihrer Verhältnisse erstreben, ich bin gegen sie, sofern sie sich gegen die Gewalt des Staates erheben.“  
R.

## Christbaumrüsse.

Räthsel für die langen Winterabende.

Wie alt muß der Mohr sein, wenn er seine Schuldigkeit gethan hat?

Ein Mohr — 1800 — 1800

Auf welche Frage wird man nicht mit „Ja“ und mit „Nein“ antworten?

Ob Sie das Leben genießen?

Wie ruft man Gräfinnen am kürzesten zum Diner?

Gommes!

Womit wäscht man einen Tiger?

Wasser.

Was ist für ein Unterschied zwischen einem glücklichen und einem unglücklichen Ehemann?

Der eine hat ein trauriges Heim, während der andere sich nicht beim Heim freut.

Was ist der Soldat, der den Jungen eines Hauptmannes spazieren führt?

Ein Gemeiner mit Hauptmannsrock.

Was ist für ein Unterschied zwischen einer Krupp'schen Kanone und einer rothen Nase?

Die Krupp'sche Kanone kommt von Offen, die rothe Nase meistens vom Zinzen.

Wie viel Naphenschweife braucht man, um die Erde an den Mond zu knüpfen?

Keinen, aber er muß lang sein.

Weshalb wedelt der Hund mit dem Schwanz?

Weil der Schwanz nicht mit dem Hund wecheln kann.

Was ist ein Schmaroger?

Ein Mensch, der mit dem Schmaroger wascht.

Welcher Fürst hat die schlechtesten Pferde?

Der Kaiser von Österreich.

Wenn man sieht, so sieht man sie nicht; wenn man aber nicht sieht, so sieht man sie.

Ein Stein.

Was hat es zu bedeuten, wenn eine Krähe auf einem Weine steht?

Das hat nicht zu bedeuten.

Was ist schneller als der Blitz?

Ein Berliner Dreßkragen: denn er ist schon da, ehe man glaubt, er fällt um.

Was hat der Soldat zu thun, wenn er mit seiner Geliebten am Arme spazieren geht und es kommt ein Officier?

Er muß sich beeilen, denn er ist schon da.

Wer war der erste Gründer?

Der Herr, denn er hat den ersten Stein gelegt.

Welches Wort wird kürzer, wenn man etwas hinzusetzt?

Lang.

„Das Erste frißt,

Das Zweite ißt,

Das Dritte wird gefressen:

Das Ganze wird gegessen.“

Ein Räthsel.

## Mein Verhältnis zur Firma Hartleben.

Eine Aufklärung und Abwehr.

Vor einiger Zeit habe ich mich gezwungen gesehen, die öffentliche Erklärung abzugeben, daß ich für die gegenwärtig bei Hartleben in Wien erscheinende Volksausgabe meiner ausgewählten Schriften eine literarische Verantwortung ablehne, weil mir bei derselben die Revisionsbogen, an welchen mancherlei zu corrigieren gewesen wäre, und überhaupt alle literarische Einflußnahme vorenthalten und entzogen worden sind.

Auf diese sachlich und ruhig gehaltene Erklärung antwortete Herr Eugen Marx, der Chef der Firma Hartleben, in so dreist provocierender Weise, daß ich zur Wahrung meiner Ehre genöthigt bin, öffentlich eine objective Aufklärung zu geben. Das geschieht am besten, verständlichsten und gerechtesten durch die möglichst erschöpfende Darstellung meines nun vierzehnjährigen Geschäftsverkehrs mit Herrn Marx.

Was ich zu sagen habe, das gründet sich auf vorhandene Briefe und Notizen, auf persönliche Zeugnishaften und auf ein gewissenhaft geprüftes Gedächtniß.

Nachdem mein alter Freund und Verleger Gustav Hedenast im Jahre 1878 gestorben war und ich dann auf Einladung einige Schriften bei verschiedenen Verlagsfirmen erscheinen ließ, erkrankte ich im Jahre 1880 an einem Brustleiden. Ich dachte an einen frühen Tod und wollte vorher gerne noch meine Sachen in Ordnung bringen. Die bis zur Zeit erschienenen sechzehn Bände meiner Dichtungen wollte ich in Auswahl, gesichtet und theils neu bearbeitet, herausgeben.

Für diese Angelegenheit nun kam mir Herr Eugen Marx, damals Leiter der Firma H. Hartleben in Wien, sehr warm entgegen. Eines Tages besuchte er mich in Krieglach und wir einigten uns über eine zwölfbändige Ausgabe „Ausgewählter Schriften“, die ich Herrn Marx in Anbetracht der mir von ihm als schwierig geschilderten buchhändlerischen Verhältnisse gegen ein sehr mäßiges Honorar überließ. Ich kaufte bei Hedenasts Nachfolger das Verlagsrecht zurück, Herr Marx den Rest der Bücher.

Die „Ausgewählten Schriften“ in zwölf Bänden wurden bei der ersten Hartleben'schen Auflage in fünftausend Verkaufsexemplaren gedruckt und erschienen in einer Lieferungs- und in einer Bandausgabe zugleich. Nach zwei Jahren war von der ganzen Ausgabe (wir nannten sie die Octavausgabe) Neudruck nöthig. Herr Marx wünschte weitere Bände, die neu entstandenen und entstehenden Werke, und die Octavausgabe wurde im Laufe der Jahre auf zwanzig und endlich auf dreißig Bände erweitert. Neben dieser dreißigbändigen Ausgabe machte Herr Marx eine auf zwanzig Bände berechnete Miniaturausgabe, eine illustrierte Prachtausgabe in sechs Quartbänden, welche achtzehn Bände in sich fassen und eine Ausgabe für die Jugend in vier Bänden. Ferner verlegte Herr Marx von mir noch einige kleinere Bände. — Jeder Band war einzeln käuflich.

Diese Ausgaben entstanden allmählich und stets auf Vorschlag des Verlegers. Etwas Neues gab's jedes Jahr. Ich arbeitete fleißig, erfüllte die Pflichten dem Verlage gegenüber gewissenhaft, aber meine Stellung war nicht immer beneidenswert.

Herr Marx machte es so: Wollte er von mir ein neues billiges Buch haben, so klagte er über die erbärmlichen Geschäftsverhältnisse, und daß kein Mensch mehr ein Buch kaufe. Und einmal gestand er, daß er mit dem bei ihm erschienenen „Mädchenmörder Hugo Schenk“ bessere Geschäfte mache, als je mit einem meiner Bücher. Zeigte ich mein Bedenken darüber, daß er trotzdem immer neue Ausgaben und Auflagen meiner Schriften drucke, so gestand er ein, daß meine Bücher ja sehr gut giengen, nur müßten sie stets einen billigen Preis haben. Der Erfolg unserer gemeinsamen Arbeit würde schon später einmal kommen. Ich wartete geduldig. . . .

So flott Herr Marx die Leute, die ihm nicht anstanden, von sich zu schütteln wußte, so fest hielt er jene, die er — liebte. Eines Tages hatte der Berliner Verlagsbuchhändler Friedrich Pfeilstädter bei mir angeklopft, ihm einen neuen Band von mir zu überlassen. Er bot für die erste Auflage sechstausend Mark, mehr als das Vierfache von dem, was ich bei Hartleben erhielt, und stellte mir frei, nach zwei Jahren den Band in meine Gesamtausgaben einzureihen. Dieses Anerbieten legte ich Herrn Marx vor mit der zutraulichen Anfrage, ob er etwas dagegen habe, wenn ich den einen Band für eine Auflage nach Berlin verkaufe, für später sei er ihm doch gewiß,



und ich bekäme einmal ein Sümichen Geld, was ich gut brauchen könne. Herr Marx konnte die Annahme des Berliner Anerbietens allerdings nicht verbieten, schrieb mir aber in einem so gekränkten Tone und stellte mir die Vorzüglichkeit seiner Firma wieder in so glänzendem Lichte dar, daß ich daraufhin die Berliner Einladung dankend ablehnte. Solche Fälle wiederholten sich, Herr Marx hielt mich freundschaftlich fest, ohne auch nur daran zu denken, mir den entgangenen Vortheil zu vergüten.

Die meisten Bände meiner ausgewählten Schriften brachten es bald auf mehrere Auflagen, wovon die erste nie unter fünftausend Exemplare stark war. Es gab längere Zeitläufe, in welchen eine große Buchdruckerei und eine große Buchbinderei mit der Herstellung meiner Bücher fortwährend beschäftigt waren, und in welchen ich mit Redigieren und Corrigieren neuer Ausgaben vollauf zu thun hatte.

Der neueste Verlagsprospect Hartlebens über meine Bücher weist z. B. folgende Auflagezahlen aus: „Volkleben in Steiermark“ siebente; „Buch der Novellen“ achte; „Walldheimat“ achte; „Feierabende“ fünfte; „Am Wanderstabe“ fünfte; „Sonntagsruhe“ fünfte; „Dorffünden“ fünfte; „Meine Ferien“ vierte; „Der Gottsucher“ sechste; „Neue Waldgeschichten“ siebente; „Geschichtenbuch des Wanderers“ dritte; „Bergpredigten“ dritte; „Höhenfeuer“ fünfte; „Allerhand Leute“ vierte; „Jakob der Letzte“ sechste; „Martin der Mann“ zweite; „Hoch vom Dachstein“ dritte; „Allerlei Menschliches“ zweite; „Peter Mayr“ vierte; „Sonderlinge aus den Alpen“ siebente; „Die Äpler“ sechste; „Heidepeters Gabriel“ sechste; „Der Waldschulmeister“ sechzehnte Auflage. Zwar ist anzunehmen, daß einzelne Bände nicht gangbar sind, im Ganzen aber stimmt es überein mit der Überzeugung Einzgeweihter, daß hunderttausende von Exemplaren in der Welt verbreitet sind, was gelegentlich auch der Verleger zugibt, nur mit dem Beisatze, daß die große Verbreitung ihm allein zu verdanken sei.

Die ersteren Bände der Octavausgabe hatten einen mäßigen Preis, der sich bei weiteren erheblich steigerte, ohne daß der Absatz darunter litt.

Das Vertragsverhältnis zwischen der Firma Hartleben und mir war im Laufe der Jahre bei den verschiedenen Ausgaben, Auflagen und Manipulationen ein sehr compliciertes geworden. Vertragsmäßig honorirt wurde jeder neue Band, Geld bekam ich sehr oft, aber stets in kleineren Beträgen unter verschiedenen Titeln: Honorar, „Tantième“, Zeitungs-Nachdruckstheibeträge u. s. w., sogar einmal eine „Ehrendgabe“ von 200 fl. für eine nach dem Vertrage nicht honorarspflichtige Neuauflage.

Insoferne war ich ja recht zufrieden gewesen. Ich erkannte das Risiko, das Herr Marx anfangs doch mit meinen Büchern gehabt haben mochte, würdigte seine bewundernswerte Vertriebsthätigkeit, die gewiß einen großen Antheil an der raschen Verbreitung der Schriften hatte. Ich empfand die flotte und angenehme Art, in der es mit Herrn Marx zu arbeiten war, ich sah die gute Ausstattung meiner Bücher, um die sich besonders auch die Fromme'sche Druckerei in Wien verdient gemacht. Wiederholt hatte ich ihm dafür gedankt, daß er die Verbreitung meiner Schriften so rührig fördere, ich fühlte mich ihm freundschaftlich ergeben. Noch gedente ich der gemüthlichen Stunden, wie wir oft zusammen plauderten. Manchmal deutete er an, daß unsere Freundschaft nur auf der Grundlage geschäftlicher Vortheile beruhe, was mich freilich dann allmählich zu einer gewissen Zurückhaltung veranlaßte.

Als meine Kränklichkeit sich steigerte und die Bedürfnisse meiner Familie, sowie die vielseitig an mich gestellten Ansprüche groß geworden waren, rechnete ich eines Tages, es war anfangs 1893, alle Beträge zusammen, die ich seit dreizehn Jahren von der Firma Hartleben bekommen.

Und nun ergab es sich, daß ich für die (damals) dreißig Bände meiner Werke, für alle Ausgaben und Auflagen alles in Allem von Hartleben ein Honorar

von noch nicht dreißigtausend Gulden erhalten hatte; es war, auf die vielen Jahre vertheilt, ein sehr mäßiges Beamtengehalt, ohne Garantie für die Zukunft. Die unwesentlichen, meist nur dem Verleger zum Vortheil gereichenden Honorare für Zeitungsabdrücke rechne ich nicht mit ein, weil sie nicht aus seinem Sacke kamen. — So verhielt es sich mit dem Haupterträgnis meiner damals fünfundzwanzigjährigen aufreibenden Schriftstellertätigkeit. Und wenn es noch Reinerträgnis gewesen wäre! — Ohne andere Stützen, die Herr Marx mir so gerne nachredet, wäre es kümmerlich hergegangen.

Aber das ist es nicht, was ich beklage. War ich ja doch mündlich und schriftlich mit allem einverstanden gewesen. Ich habe es nur dargestellt, weil Herr Marx nicht müde wird, der beispiellosen Opfer zu erwähnen, die er für mich gebracht, weil er immer und immer wieder von meiner Undankbarkeit und Unerfättlichkeit spricht, und sich jetzt bemüht, mich vor aller Welt als einen Menschen hinzustellen, der von finanziellem Größenwahn befallen worden sei. Darum allein bin ich gezwungen, diese Mittheilungen zu machen.

Doch zurück zu den Thatfachen.

Herr Marx hatte mich ziemlich fest an sich gefettet. In unserem Verlagsvertrage stand ein Satz, nach welchem ich alle hochdeutschen Werke, die ich schrieb und je schreiben würde, für alle Zeiten der Firma Hartleben oder deren Rechtsnachfolgern unter zu vereinbarenden Bedingungen überlassen müsse.

Als ich nun im Winter 1893 bei Betrachtung der Summe meines erhaltenen Honorars im Hinblick auf den Absatz der Schriften zur Einsicht kam, daß es nicht recht stimmte, als mir zu gleicher Zeit von einer Leipziger und von einer aus der Klassikerzeit her hochrenommierten Stuttgarter Verlagsfirma vortheilhafte Angebote und Bewerbungen für die Zukunft zugingen, ersuchte ich Herrn Marx freundschaftlich, mir von nun an günstigere Bedingungen zu gewähren, damit mir das Bleiben bei ihm möglich werde. Herr Marx antwortete des Sinnes, er verzichte auf mich, sobald es ihm gut dünke, nicht wann es mir recht sei.

So standen die Dinge, als ein Vorfall, dessen Anfänge einige Monate weiter zurückreichten, die Wendung herbeiführte.

Unsere Vertragsbestimmung jagte unter anderem, daß, wenn aus meinen bei Hartleben erschienenen Büchern in Zeitungen, Zeitschriften oder Kalendern etwas nachgedruckt werde, das daraus ersorgende Honorar bis zu 300 fl. dem Verleger gehöre. Was über 300 fl. an solchen Nachdruckshonoraren einlaufe, das hätte der Verleger mit dem Autor gleichmäßig zu theilen. Diese Honorare pflegte in der Regel Herr Marx einzuziehen. Vor der Buchausgabe hatte ich das freie Verfügungsrecht und der Ertrag von Zeitungs- und Zeitschriftenabdrucken (wie diese heute ja von allen Autoren ausgenüßt zu werden pflegen) gehörte mir.

Nun hatte ich im Jahre 1893 meinen Roman „Peter Mayr“ vollendet. Zur Zeit in schwerer Krankheit liegend, brauchte ich Geld. Vom Verlage „Union“ in Stuttgart war ich eingeladen worden, ihm meinen „Peter Mayr“ zum Abdruck in „Vom Fels zum Meer“ zu überlassen. Rechtshalber stand diesem Abdruck also nichts im Wege, doch aber theilte ich loyalerweise Herrn Marx meine Absicht zur Veröffentlichung vor der Buchausgabe mit. Herr Marx schrieb sofort zurück und erklärte mit heftiger Entschiedenheit, daß er bestimmt keinen Roman von mir drucke, der früher in einem anderen vielgelesenen Blatte gestanden, weil durch einen solchen Abdruck die nachherige Buchausgabe total verdorben wäre, und speciell drucke er keine Zeile mehr von einem seiner Autoren, der sich einmal in den Dienst des „thönernen Aciencoloffes, 'Union' genannt“, gestellt. — Die Hoffnung auf das von der „Union“ in Aussicht gestellte Honorar, das jenes der zu folgenden Buchausgabe

weit überwog — ich trug sie zu Grabe. Und das Manuscript „Peter Mayr“ schickte ich Herrn Marx für den Druck der Buchausgabe. Diese druckte er einstweilen nicht, sondern zeigte mir an, daß er auf meine ursprüngliche Absicht hin sich besonnen und mit der „Union“ in Unterhandlung getreten sei, wegen Abdruckes des „Peter Mayr“ in „Vom Fels zum Meer“. Er sei entschlossen, meinen Roman vor der Buchausgabe in genannter Zeitschrift veröffentlichen zu lassen, ich möge ihm nur mittheilen, welches Honorar er dafür verlangen könne.

Ich stuchte. Jetzt war der vorhergehende Abdruck auf einmal der Buchausgabe nicht mehr schädlich. In meinem leidenden Zustande dachte ich nicht viel nach, sondern schrieb an Herrn Marx, daß ich einverstanden sei und er von der „Union“ für den Roman 2000 fl. Honorar verlangen möge. Herr Marx stellte mir hernach, auf meine Einsprache hin, den Theilbetrag von 1000 fl. in Aussicht, verlangte von mir die Erklärung, daß ich damit zufrieden sein werde und ich war, unter selbstverständlicher Voraussetzung, wenigstens die Hälfte des Abdruckshonorars zu bekommen, einverstanden. Hierauf ersuchte mich Herr Marx, die Verhandlungen mit der „Union“ ihn ganz allein führen zu lassen, was mir auch recht war. Bald schickte er das Manuscript an die „Union“. Der „Peter Mayr“ wurde in „Vom Fels zum Meer“ abgedruckt, wobei ich eine mühsame Correctur zu besorgen hatte. Herr Marx schickte, nachdem er von der „Union“ das Honorar erhalten, mir aus Wien in einem recommandierten Briefe eine Tausendguldennote, mit dem galanten Wunsche, daß er noch öfter in der Lage sein möge, mir solch hübsche Frauenbilder zu senden.

Statt den 2000 fl., die eigentlich mir gehörten, hatte ich nun davon die Hälfte, aber es war gut, ich hatte mich ja damit einverstanden erklärt. Da Herr Marx mir nie die Ziffer des Honorars nannte, das er von der „Union“ erhalten, so kam mir gottloserweise die Vermuthung, ob er dort nicht etwa mehr als 2000 fl. verlangt und bekommen habe? Ich wollte ihn durch eine directe Frage nicht verletzen (denn bei solchen, wenn auch noch so höflichen Anfragen in Geldsachen wurde er allemal höchst aufgereggt und sogar grob), sondern ich berührte ein paarmal nur indirect die Sache; er gieng darauf nicht ein und antwortete unbestimmt. Erst infolge eingehender Erörterungen gestand er, von der „Union“ für meinen Roman 4000 Mark begehrt und erhalten zu haben. Das machte nahezu 2400 fl.

Da hatte ich für die Herstellung des Werkes, an dem ich drei Jahre lang gearbeitet, 1000 fl. bekommen, und der Herr Marx hatte sich für ein paar Geschäftsbriefe, die er in diesem Handel schrieb, 1400 Gulden behalten! — Das war für ihn ein gutes Geschäft, sozusagen eins aus dem Stegreif ohne Form und ohne Vertrag. Zudem war Herr Marx der Ansicht, er habe mir durch den Abdruck in „Vom Fels zum Meer“ eine besondere Einnahme verschafft, und wollte, daß ich ihm dafür dankbar sei. Übrigens setzte er wegen dieses Abdruckes das früher für die Buchausgabe vereinbarte Honorar von ausnahmsweise 1500 fl. auf 1000 fl. herab, wobei er wieder 500 fl. gewann, so daß „sein“ Honorar für den Abdruck des „Peter Mayr“ im „Vom Fels zum Meer“ eigentlich 1900 fl. betrug. Der Verleger nahm sich also nahezu vier Fünftel des rechtmäßig dem Verfasser zukommenden Honorars, und zwar für ein Werk, das er — noch gar nicht verlegt hatte! Und warum denn nicht? Die Erlaubnis hiezu hatte er sich ja nach seiner Meinung klug erwirkt. — Dann druckte er den „Peter Mayr“ als Buch, die erste Auflage in fünftausend Verkaufsexemplaren. Sie war bald vergriffen. Vor einigen Wochen, also ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage, zeigte er im neuen Prospective die vierte Auflage an. Soeben erscheint die fünfte in der Volksausgabe. Der von ihm anfangs so gefürchtete Vorabdruck hatte also dem Buche nicht geschadet.

Nachträglich, als Herr Marx über meine Auffassung des Falles „Peter Mayr“ nicht mehr im Zweifel sein konnte, suchte er die fatale Scharte mit einem „Geschenk“ von 200 fl. „für meine Kinder“ auszuweken. Ist dankend abgelehnt worden.

Mir waren die Augen aufgegangen, nach dreizehn Jahren das erstemal! Bei jeder Gelegenheit hatte er davon gesprochen und geschrieben, wie sehr er bestrebt sei, vor allem meinen Vortheil zu wahren, und in hundert Briefen versicherte er, als Freund nur mein Bestes zu wollen. Jawohl — aber für sich!

Und auf all das hin hat Herr Marx noch die Dreistigkeit zu behaupten, daß er mit einer Noblesse, die ihresgleichen sucht, für seinen Autor Sorge, daß aber ich es wie kein zweiter verstehe, dem Verleger die Haut über die Ohren abzuziehen. — Ein ähnliches Lied hat am 22. April 1894 ein Anonymus im Berliner „Börsen-Courier“ gesungen, wodurch mir die Ehrengabe der Schillerstiftung verleidet worden ist.

Solches und anderes ist mir während der Verlagsära Hartleben passiert.

Wie viel besser im Verhältnisse zu den geringen Auflagen gieng es mir bei Hedenast. Er war kein Phrasenredner, machte kein Reclamegeschrei, und doch wurde ich bei ihm in den Siebzigerjahren bekannt. Hedenast konnte mir mehrmals mittheilen, daß er seinen bürgerlichen Gewinn habe. — Vielleicht wird diese Epoche wiederkehren.

Als es mit Herrn Marx nun so weit gekommen war, trat Spielhagens Verleger, Ludwig Staadmann in Leipzig, auf den Plan. Persönlich waren wir uns bisher vollkommen unbekannt gewesen, er interessierte sich für meine Schriften und machte mir, in Folge einer Anregung von befreundeter Seite, auf solider Grundlage ein Anerbieten, das für mich schon im ersten Jahre gerade um's Bierfache günstiger war, als die Marx'schen Geschäfte es je bei einem Bande gewesen. Doch rieth mir Staadmann, bei meinem alten Verleger zu bleiben, falls dieser annähernd dasselbe zugestehet. Wenn nicht, so sei er mit Vergnügen bereit, mein Verleger zu werden. Als Grundlage für jeden Band: Theilung des Reingewinnes bei allen Auflagen, mit Garantie für 5000 Exemplare; dem Autor freies Verwertungsrecht seiner Producte außerhalb der Buchausgabe.

Nocheinmal versuchte ich es und legte diese Sache Herrn Marx in entgegenkommender Weise vor. Ich verlangte von ihm nicht völlig die Vortheile des Leipziger Vorschlages, ich bat ihn förmlich, falls ihm an mir noch etwas gelegen sei, mich nicht aus Oesterreich ziehen zu lassen.

Darauf schrieb Herr Marx zuerst, daß er die Frage, ob ihm an mir noch etwas gelegen sei, mit einem erlösenden Nein beantwortete. Und weiter, ich solle Gott danken, an ihm einen Verleger gefunden zu haben, wie er in der Literatur kaum noch vorgekommen! Zugleich versprach er mir einige Aufbesserungen, die aber am nächsten Tage wieder illusorisch wurden. Dann schrieb er, ein Verleger, der sich auf Reinerdiensttheilung einlasse, sei in seinen Augen kein Gentleman, weil der Autor dabei zu kurz komme! — (Und z. B. der Fall „Peter Mayr“?) Endlich ließ er mich durch seinen Advocaten daran erinnern, daß die Firma Hartleben auf den alten Bedingungen beharre, daß sie an ihrem ihr für alle Zeiten überlassenen Verlagsrecht festhalte, und daß eine Vertragsverletzung meinerseits für mich von den empfindlichsten Consequenzen sein würde.

Das war klar. Nur hatte auch der Herr Doctor etwas übersehen. Erst mein Rechtsfreund in Graz, Hof- und Gerichtsadvocat Dr. von Hausegger, mußte die beiden Herren in Wien darauf aufmerksam machen, daß der Vertrag ein zwar leicht ersichtliches Hinterthürchen habe, welches allerdings nicht der Autor ausgebrochen, sondern der Verleger selbst in irgend einer Absicht bei Aufstellung des Vertrages offen gelassen hatte. Im Vertrage hieß es nämlich, wie schon bemerkt, daß Herr



Rosegger alle seine hochdeutschen Schriften unter zu vereinbarenden Bedingungen der Firma Hartleben überlassen müsse. — Konnte bei neuen Büchern eine Vereinbarung nicht erzielt werden, so war ich mit denselben frei. Der Wiener Advocat hat darauf geschwiegen, Herrn Marx aber beliebte es, mich mit Grobheiten und Beleidigungen zu überhäufen. Seine Briefe aus jener Zeit sind traurige Documente von Verworrenheit und blinder Leidenschaft. Ich begreife heute nicht, wo ich damals die Geduld hernahm, mir alles das gefallen zu lassen.

Da also alle Versuche zur Vereinbarung für die Zukunft gescheitert waren, schloß ich mit dem Hause Staadmann in Leipzig ab, das war im Sommer 1893. Mein Rechtsanwalt regelte zu gleicher Zeit das unlösliche Verhältnis in Bezug auf die alten Werke mit Herrn Marx, erwirkte für einen letzten von mir freiwillig gelieferten Band günstigere Bedingungen und es wurde bestimmt, daß Herr Marx für die vollste buchhändlerische Ausnützung meiner Schriften in ihren vier Ausgaben mir ein Jahreshonorar von 1500 fl. zu bezahlen habe. Zu Ende des Jahres 1900 sollte eine neue Vereinbarung stattfinden.

Damit schien die Sache endlich geschlichtet zu sein, für mich war eine bessere Zeit gekommen und ich suchte Vergangenes zu vergessen.

Leider begann Herr Marx bald, sich gegen mich und meinen neuen Verleger großer Ungebürlichkeiten schuldig zu machen, die ich hier nicht aufzählen will. Wenn ich ihm sie sachlich aber entschieden vorhielt und um Einstellung der Feindseligkeiten ersuchte, so nannte er das „ihn provocieren“. Immer fühlte er das Bedürfnis, die schlechte Gangbarkeit meiner Bücher im Allgemeinen beleuchten und seine Geschäftsgebarung rechtfertigen zu müssen, gab aber solchen, die nach von ihm versprochenen „näheren Details“ fragten, stets einseitige Auskunft, rückte die Auslagen und Vorräthe ins Treffen; eine Ziffer, wieviel er von meinen Büchern im Ganzen gedruckt, verkauft, gewonnen, nannte er niemals. — Die Lasten, unter welchen er so schwer zu leiden schien, ich wollte sie ihm abzunehmen suchen, denn nichts ist mir peinlicher, als ein unzufriedener Verleger. Von dritter Seite war ich in die Lage gesetzt, ihn fragen zu lassen, um welchen Preis er das Verlagsrecht von meinen Werken sammt und sonders verkaufen wolle? Seine Antwort: Vom Verkaufen könne keine Rede sein. —

Und in diese Zeit der Spannung und Unzufriedenheit fiel die Geschichte mit der Volksausgabe.

In meinem Vertrage mit der Firma Hartleben stehen folgende Punkte: Das Verlagsrecht der „Ausgewählten Schriften“ von P. Rosegger im Umfange von dreißig Bänden der Octavausgabe mit den daraus entstandenen zwanzig Bänden der Miniaturausgabe, sechs (Quart-)Bänden der illustrierten Prachtausgabe, vier Bänden „Jugend-schriften“, ferner der „Gedichte“, „Am Tage des Gerichts“, „Robert Hamerling“, „Gute Kameraden“, bleibt für alle Zeiten Eigenthum der Firma A. Hartleben oder Rechtsnachfolger derselben. (Dafür zahlt A. Hartleben an den Verfasser vorläufig bis 31. December 1900 ein Jahreshonorar von 1500 fl.) — Doch gewährt die Firma A. Hartleben für jede neue Ausgabe dieser Werke, welche außerhalb dem Rahmen der (oben) aufgeführten Ausgaben veranstaltet werden sollte, dem Herrn P. Rosegger für Lebzeiten per Band ein weiteres Honorar von 100 fl., wogegen Herr Rosegger sich verpflichtet, die Auswahl und Revision zu besorgen.

Der beste Beweis, wie schlecht die bisherigen Ausgaben meiner Schriften gehen, ist der, daß Herr Marx nun eine neue macht. Schon im vorigen Jahre hatte er mir die Absicht mitgetheilt, mit dem Ersuchen, zwölf Bände für eine neue Ausgabe zu bezeichnen, was ich auch that. Dann blieb es still. Im September d. J. erhielt ich von dritter Seite Kunde, daß zur Zeit eine fünfzehnbändige Volksausgabe

anfangs zu erscheinen. Ich war ganz gerührt über die Hochherzigkeit dieses Verlegers, der trotz der Differenzen nicht müde wurde, mich berühmt zu machen. Dann ersuchte ich ihn höflich um die Revisionsbogen.

Er antwortete, daß er weder Revision noch ein etwa von mir beanspruchtes Honorar geben werde, weil die Volksausgabe keine neue Ausgabe sei, sondern nach den vorhandenen Platten der Octavausgabe neu gedruckt werde. Auf ein zweites Ersuchen um die Revisionsbogen antwortete er dasselbe und als ich ihn durch meinen Rechtsanwalt und auch durch den Leiter der „Leyskam“'schen Verlagsbuchhandlung, Herrn Josef Röd in Graz, mahnen ließ, antwortete er in seiner Weise ablehnend. Angenommen, daß er sich dem Vertrage nach nicht verpflichtet fühlte, mir die Bogen zu schicken, so wußte er doch, wie sehr mir an der Verbesserung meiner Schriften stets gelegen gewesen. Von einer Revision konnte vielleicht nur dann abgesehen werden, wenn der Neudruck nach der neuesten corrigierten Ausgabe gemacht wurde. Die gegenwärtige, für eine große Verbreitung berechnete Volksausgabe wird aber gerade nach der ältesten hergestellt. Einem gewissenhaften Verleger müßte doch selbst darum zu thun sein, eine neugesichtete, möglichst fehlerfreie Ausgabe in die Welt zu senden. Wesentliche Mehrkosten hätte das nicht verursacht. Wichtige Correcturen pflegen, wie jeder Sachkundige weiß, auch an den Platten leicht gemacht werden. Herr Marx fürchtete offenbar, die Revisionsbogen sendung könnte für ihn Zahlung eines Honorars von 100 fl. per Band zur Folge haben. Ich habe ihn aber beruhigen lassen. Die Geldfrage ist zwar thatsächlich im Vertrage hier mit der Revisionsangelegenheit in Verbindung gebracht, aber ich trennte sie. Die Geldfrage hat mit der literarischen Frage nichts zu thun. Letztere ist eine öffentliche, war in diesem Falle eine pressante, weil ja die Ausgabe schon im Erscheinen begriffen war.

Ich wendete mich an die Wiener Buch-, Kunst- und Musikalienhändler-Corporation als an Sachverständige, mit der Bitte um ein Schiedsgericht, ob die Volksausgabe eine neue Ausgabe sei oder nicht. Wenn ja, dann war vor allem die Zusendung der Revisionsbogen selbstverständlich und daraufhin wohl auch kaum verweigert worden. Die Volksausgabe unterscheidet sich an Titel, Eintheilung, Umschlag, Bändezahl, Erscheinungsform, Preis u. s. w. von allen bisherigen Ausgaben und stellt ein ganz neues Geschäft in Aussicht. Es war also kaum zweifelhaft, in welchem Sinne das Schiedsgericht entschieden hätte, aber der Herr Marx lehnte den Schiedspruch seiner Fachgenossen im vorhinein ab, verwies mich ausdrücklich an das Gericht und an die Öffentlichkeit.

Dieser Wunsch wurde und wird ihm gewährt. Ich veröffentlichte am 11. November d. J. die eingangs erwähnte Erklärung, daß Herr Marx die Volksausgabe ganz eigenmächtig redigiere, daß mir aller literarische Einfluß auf sie unmöglich gemacht werde, und daß ich also die Verantwortlichkeit für sie ablehne.

Herr Marx antwortete darauf öffentlich mit Beleidigungen und einem ganzen Rattenkönig von Unwahrheiten. So behauptete er, mir für die Entscheidung der Frage das Schiedsgericht des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia“ vorgeschlagen zu haben. Das ist nicht wahr. Er hat mir gelegentlich durch Herrn Röd („Leyskam“) nur sagen lassen, daß er mit einem Schiedsgericht einverstanden sei, zu welchem ich zwei Mitglieder aus der „Concordia“ und er zwei Mitglieder aus seinem Kreise für die Bestimmung eines Ausschlaggebenden wählen sollte. Ist das ein Schiedsgericht der „Concordia“? Gewiß wäre ich auch auf ein solches Schiedsgericht eingegangen, wenn ich mich zur Zeit nicht schon an die Buchhändler-Corporation gewendet gehabt hätte, weshalb meinerseits auf die zwei Mitglieder der „Concordia“ zu verzichten war. Meinen Gegenvorschlag des buchhändlerischen Schiedsgerichtes hat er — wie schon bemerkt — abgelehnt. Ferner behauptete Herr

Marr, entgegen der obenangeführten Thatsachen, daß ich wegen der Revisionsbogen der Volksausgabe nie einen Wunsch geäußert hätte und endlich macht er die empörende Unterjochung, daß ich die Revisionsbogen des Honorars wegen wünsche. Er weiß recht gut, daß ich für Correcturen kein Honorar beanspruche, weil ich es unter allen Umständen für Autorenpflicht halte, die Werke so vollkommen als möglich den Lesern zu übergeben. Wenn Herr Marr trotzdem immer wieder ausruft, ich verlange die Revisionsbogen aus finanziellen Gründen, so ist das eine nichtswürdige Unterstellung, die ich mit aller Entrüstung zurückweise.

In der „Österreichisch-Ungarischen Buchhändler-Correspondenz“ ließ Herr Marr am 1. December 1894 mittheilen, daß zwischen ihm und mir ein Übereinkommen geschlossen worden sei. Das ist leider auch nicht richtig. Die Sache verhielt sich so: Gelegentlich am 19. November äußerte Herr Marr sich gegenüber zweien meiner Landsleute, daß er Frieden wolle, und daß er bereit sei, meine Wünsche zu erfüllen. Er ließ mir das durch die beiden Herren mittheilen, ich freute mich, baute ihm durch die Bemerkung, daß in seiner bisherigen irrtümlichen Rechtsauffassung sicherlich keine böse Absicht gelegen, eine goldene Brücke, ließ ihm die Hoffnung aussprechen, daß er von nun an alle Feindseligkeiten einstellen werde und erwartete Revisionsbogen. Statt dieser kam am nächsten Tage eine rüde gehaltene Erklärung von ihm: das Geld (wovon ich gar nicht gesprochen) werde er mir, obwohl er entgegengesetzter Vertragsauffassung bleibe, nur aus Gründen der Coulanz, also geschenktweise geben; die Feindseligkeiten hielt er aufrecht mit der ausdrücklichen Drohung, meinen neuen Verleger in Leipzig zu bekämpfen, wo immer er könne.

Diesen „Friedensantrag“, der eine neue, verschärfte Kriegserklärung bedeutete, habe ich in einem Schreiben vom 22. November, also neun Tage vor dem 1. December, entschieden abgelehnt. Die Revisionsbogen, die ich unter allen Umständen besorgt hätte, sie kommen bis heute nicht.

Woher dieses Benehmen des Herrn Marr? Das Unglück, einen so wenig gewinnbringenden Autoren verloren zu haben, ist es denn gar so groß? Und wenn ja — wer trägt die Schuld, daß es soweit gekommen? — Das Urtheil überlasse ich dem Leser.

Graz, am 19. December 1894.

Peter Kosegger.



**Stadtmenschen.** Ein Wiener Skizzenbuch von Eduard Böhl. (Wien. Robert Mohr. 1895.)

Für die guten Schriftsteller macht man keine Reclame, diese machen sie für sich selbst, und zwar durch ihre eigenen Werke. Nur der Weg ist ihnen zu ebnen in alle Theile der Lesewelt hin. Jedes Wort, um dem neuen Büchlein von Böhl gerecht zu werden, ist überflüssig, wenn der „Heimgarten“ gelegentlich zwei charakteristische Stüdlein daraus abdruckt. Das geschieht aus zwei triftigen Gründen:

Erstens um unsere Leser auf das liebenswürdige Werkchen des Wiener Humoristen aufmerksam zu machen, und zweitens aus verzeihlicher Neigung, den „Heimgarten“ mit den reizenden Sachen zu schmücken. M.

**Glückliche Reisen.** Von Ludwig Hevesi. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1895.)

Vor einiger Zeit haben wir Hevesis Reisebuch „Von Kalau bis Säckingen“ ange-

zeigt. Jeder Feingartenleser, der sich darauf hin etwa jenes löstliche Buch zu Gemüthe geführt hat, wird eifrig nach diesem neuen Reisewerke greifen. Der Mann treibt sich in demselben außerhalb Deutschlands herum, zumeist im Norden unten, und auch in der Fremde verliert er nicht seine gute Laune, die er daheim uns schon so oft gezeigt hat. M.

**Die Bildungsmüden.** Ein Gegenwartroman von Oskar Mysing. (Verein für freies Schriftthum. Berlin.)

Der Verfasser von „Überreis“ behandelt hier ein Thema, das in einem gewissen Sinne „actuell“ genannt werden muß — die eigenthümliche moderne Müdigkeit, den leisen, spöttischen Zweifel an den Segnungen der Wissenschaft und des Fortschrittes, wie sie noch vor zwanzig Jahren als unumstößliches Dogma galten. Eine gesellschaftliche Erscheinung, die heute überall in die Augen fällt, ist hier zu einem größeren Sitten- und Culturbilde erweitert. An verschiedenen Typen zeigt Mysing die Schädlichkeit einer mechanisch überwuchernden Bildung, die nicht Geist und Herz entwickelt, sondern verrotzt und ertödtet. Einen besonderen, heute zu betonenden Wert scheint uns der Roman dadurch zu haben, daß der Verfasser nicht bloß negativ ist und nur Schwächen und Fehler sieht, sondern in dem Schicksal seines Helden auch den Fingerzeig zum Besseren gibt. V.

#### Requiem aeternam dona ei!

Unter diesem etwas wunderlichen Titel hat die Verlagsbuchhandlung A. G. Liebeskind in Leipzig eine Sammlung Gedichte von A. Fitger herausgegeben. Das sind Gedichte ganz eigener Art. Aristokratisch möchte man sie nennen, wenn sie (wenigstens sehr viele von ihnen) nicht so volkstümlich wären. Gedichte vornehmen Wesens, doch von modernem Geiste stark durchglüht. Die Kritik hat in diesem Buche einen guten Brocken, uns obliegt nur, die Leser darauf aufmerksam zu machen. M.

**Der Sonne zu.** Lieder und Dichtungen von A. A. Naaff. (Wien. „Phra“-Verlag. 1895.)

Der Freund von deutschnationalem Sange, von Liedern im Volkstone, er greife zu diesem Büchlein, aus dem urdeutscher herztreuer Hauch uns entgegenweht. Der Sonne zu! Dem Lichte, dem Ideale zu! Das ist der Leitspruch des Dichters. „Der Sonne entgegen, gut deutsch allerwegen!“ M.

**Die Nachtigall von Beseheim.** Goethes Frühlingstraum. Ein heiter ernster Sang vom Rhein. Von Gustav Adolf Müller. (Leipzig. Walthers Fiedler.)

Ein deutsches Buch, wie man aus dem Titel schon ersehen mag, und ein liebenswürdiges Buch, das den Literaturgeschichtenschreibern aber manches Für und Wider geben dürfte. Hier sei das Werk, welches sich einer ganz reizenden Ausstattung erfreut, für das deutsche Haus bestens empfohlen. M.

**Mädchenbibliothek Freia zur Bildung von Geist und Gemüth für Deutschlands Töchter.** Unter Mitwirkung erster Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Herausgegeben von Helene Stöckl. Erster Band. (Levy & Müller in Stuttgart.)

Aus dem Inhalt des Band I erwähnen wir hier nur eine heitere Erzählung von Helene Stöckl „Die beiden Erna“; eine Würdigung des dichterischen Schaffens der Marie von Ebner-Eschenbach (mit Porträt) eine Biographie von Georg Ebers Mutter, gleichfalls aus der Feder der Herausgeberin „Übergießen“, ein fein-humoristisches Gedicht von Georg Ebers, „Neues aus Oper und Schauspiel“ von Rich. Schott, frisch anmuthende Plaudereien vom Bodensee, „Frieden auf Erden“, eine schlichte, ergreifende Weihnachtsgeschichte von H. Stöckl, u. s. w. V.

**Über Erdbeben.** Ein populärer Vortrag von Rudolf Falb. (Hartleben. Wien.)

Die furchtbare Erscheinung der Erdbeben, welche seit sechsundzwanzig Jahren ein Specialstudium des Verfassers bildete, wird hier in gemeinverständlicher Weise nach allen jenen Gesichtspunkten geschildert, welche für das Verständnis ihrer Ursache maßgebend sind. Hieran reihen sich dann die Erzählungen des Verfassers von einzelnen persönlichen Erlebnissen bei seinen an Ort und Stelle angestellten Beobachtungen und Untersuchungen, die den Vortrag in schöner Weise beleben. V.

Die soeben erschienene Serie der Bibliothek der Gesammlliteratur (Otto Hendel in Halle a. d. S.), bringt vier Werke, deren bloße Namensnennung uns jedes Lob erspart. Da ist zunächst Alessandro Manzoni, „Die Verlobten“, in der vortrefflichen, neu durchgesehenen Uebersetzung von Ed. von Bülow. Das herrliche Werk, die Meisterschöpfung Italiens auf dem Gebiete des Romans, entzückt die Leser heute noch, wie es einen Goethe entzückte. Adolf Freiherrn von Knigges: „Über den Umgang mit Menschen.“ Gewöhnlich sagt man, um einen ungeschliffenen Menschen zu bezeichnen: dem sollte man Knigges Umgang mit Menschen schenken! In Wahrheit aber ist



das Buch sehr viel mehr als ein bloßes Handbuch für geselligen Umgang, es enthält die Summe der Lebensweisheit, die sein Verfasser sich auf dem vielerzählten Pfad seines Lebens erwarb, und der Leser kann aus ihm reichen Nutzen und manche Anregung ziehen. Miltons „Verlorenes Paradies“, deutsch von Sam. Gottl. Bürde, das den puritanischen Dichter auf der Höhe seines Könnens zeigt. Schlichter als Klopstocks „Messiade“ und doch zum mindesten gleich ergreifend, wird das „Verlorenes Paradies“ besonders frommen Gemüthern immer eine willkommene Lectüre sein. Ein Werk, das auf einem ganz anderen Felde gewachsen, aus einer ganz anderen Weltanschauung hervorgegangen ist, bringt uns endlich Henrik Ibsens fünfactiges Schauspiel Die „Wildente“.

V.

**Kalender.** Aus dem bekannten Verlage „Leypam“ in Graz sind für das Jahr 1895 eine Anzahl von Kalendern wieder erschienen, welche sich wegen ihrer praktischen Einrichtung und geschmackvollen Ausstattung mit Recht allgemeiner Beliebtheit erfreuen. Wir finden da den „Grazzer Schreibkalender“ im hundertteilsten Jahrgange. Dieser bedarf bei seinem Publicum wohl eigentlich keiner Anempfehlung mehr, es genügt zu sagen, daß er auch in seinem neuen Jahrgange mit großer Sorgfalt redigiert worden und sich an Reichhaltigkeit seines unterhaltenden und belehrenden Theiles stets steigert. Dann kommt an Alter ebenbürtig der „Advocaten- und Notaren-Kalender“, welcher in seinen hundertvierten Jahrgang getreten; ein Vormerk-, Geschäfts- und Auskunftsbuch nicht allein für Advocaten und Notare, sondern auch für Amtsvorsteher, Geistliche, Beamte, Gemeinde-Vorstände etc. — Ferners nennen wir den „Tagesblock-Kalender“ (täglich zum Abreißen) mit sauber ausgeführter colorierter Rückwand, den „Wochen Notiz-Block-Kalender“ (wöchentlich zum Abreißen) mit einem Notizraum für jeden Tag des Jahres, den „Eleganten-Farben-Druck-Wandkalender“, welcher heuer besonders schön ausgestattet ist; derselbe enthält tadellos ausgeführte Ansichten von St.-Peter-Freyenstein, Trojaisch, Eisenerz, Reichenstein und Erzberg, das kaiserliche Jagdschloß bei Radmer, die Radmerschlucht; er wird bei den zahlreichen Freunden und Bewunderern dieser reizenden Orte gewiß vielen Beifall finden. — Dann haben wir den „Eleganten Taschenkalendar“ mit den Portraits des Prinzen August von Sachsen-Coburg und Gotha und der Prinzessin Karolina Maria Immaculata, ein vornehm ausgestattetes Notizbuch, besonders für Damen geeignet — den „Grazzer Taschenkalendar“ in seinen verschiedenen

Ausgaben, die herzigen „Portemonnaie-Kalenderchen“ broschirt in Leder und Metall gebunden, den kleinen und großen „Wandkalender“, den „Brieftaschen-Kalender“, den „Blattkalender“ zum Aufstellen, passend für jeden Schreibtisch etc. Alle diese Kalender seien hiemit unseren Lesern bestens empfohlen.

K.

**Großer Bauernkalender.** Zu den wackersten unserer österreichischen Volkskalender zählt Schlinkerts „Großer Bauernkalender“. (Kreuz an der Donau. Josef Faber.) Der neue Jahrgang für 1895 bringt wieder allerhand gute und schöne Sachen, wie sie für das Landvolk passen, ihm Ruh und Unterhaltung schaffen.

M.

**Lechners Weihnachts-Katalog,** der soeben erschienen ist (M. Lechner, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung, Wilhelm Müller, Wien), stellt sich als ein ausgezeichnetes Führer durch die Weihnachtsliteratur dar und bildet selbst eine ebenso sinnige wie gehaltreiche Festgabe. An einen lesenswerten Aufsatz über „Weihnachten im Liede“ aus der Feder des bewährten Redacteurs der immer mehr zur Geltung kommenden „Mittheilungen aus dem Gebiete der Literatur und Kunst“, des Schriftstellers Leopold Hörmann, reihen sich dichterische Beiträge hervorragender österreichischer Autoren an.

V.

**Frommes Kalender 1895.** Für das allgemeine Interesse ist wohl am wichtigsten der „Wiener Auskunfts-Kalender für Geschäft und Haus“, der „Tägliche Einschreibkalender, sowie der „Sechzehnkreuzer-Schreibkalender“. Beide enthalten außer dem Kalendarium einen Anhang der nothwendigsten Behelfe, sowie Raum für Notizen und Vormerkungen. Frommes „Schreibtiisch-Unterlags-Kalender“ erscheint heuer in verbesserter Form. Die so beliebten Portemonnaie-Kalender erscheinen in den sämtlichen Ausgaben des Vorjahres als in chromolithographischen Umschlägen, in Leinwand, Bronze, Elfenbein, Leder etc., während die Block-Kalender durch einige sehr hübsche Novitäten bereichert werden. Bestens bekannt und verbreitet in allen Kreisen sind ferner Frommes „Elegante Welt“, „Notizkalender“, „Stephanie“, „Edelweiß“, „Wiener Stadtkalender“, „Kalender unserer lieben Frauen und Töchter“, „Taschen-“, „Wand-“ und „Blatt-Kalender.“

V.

Des Raummangels wegen muß der **Büchereinkauf** für das nächste Heft zurückgelegt werden.



Kirche hinauf. Schon unterwegs ruft mir des Wirts kleiner Hiesel zu: „Herr Pfarrer, der Meßner und der Hunds-Christel thun raufen! Das ist lustig! Das ist lustig!“ Vor der Kirchthür stehen Hunde, kleine und große, und bellen hinein, und einer oder der andere schießt keifend ins Thor und wieder zurück. Unter dem Thore sind die Glockenstricke und an einem derselben hoch oben fast am Gewölbe hängt der Karl, hält sich mit beiden Händen an dem Strick und zieht die Beine hinauf, soweit er kann. Denn herunter steht der Christel, schlägt mit seiner Krücke einmal hinauf gegen den Karl, dann wieder gegen die Hunde hin und schreit: „Lutherischer Höllebraten du, ich werd' dir helfen! — Kuschen sollt's, Hunde! — Will dir den Betbruder schon zeigen, du nirnuziger Strick, du! — Wird's abtragen, ihr Schindvieher, ihr!“ Einmal so gegen den Karl und einmal gegen die Hunde, und dabei torfelt er hin und her, weil es die Beine ohne Krücke nicht thun wollen.

Gekommen war die Geschichte aus der Feindschaft, die der krump Christel dem Meßner seit der Veränderung seines Hintertheiles dem Karl nachtrug. Obichon sie Wand an Wand wohnten, hatten sie seitdem kein Wort mitsammen geredet. Heute hinkte der Alte an der Kirchthür vorüber und als er sah, daß der Meßner beim Läuten seine Kappe auf dem Kopf behielt, gieng er hin: „Hast was Krankes im Haar, Schneider, daß du deine Kappen nicht abnimmst am geweihten Ort?“

Ein Wort gab das andere, der Christel verlegte dem Meßner einen Antichristen, Heuchler, Juden und lutherischen Höllebraten, der Meßner dem Christel einen Betbruder, Herrgottszeihenabschlecker und Wichtling, der schon bald den Hunden zu schlecht ist. Der Christel packt den Schneider, der will davon, der andere hält ihn am Beine, da erfaßt der Karl das Glockenseil, kommt los, schwingt sich hinauf und bleibt hängen hoch über der fuchtelnden Krücke des grimmigen Feindes. Mein Erscheinen hat dem schrecklichen Religionskrieg ein Ende bereitet.

Der Christel hinkt, vom Hunderudel begleitet, zum Kirchhof hinaus, der Karl bringt sein Gewand und sein schütteres Haar zurecht und entschuldigt sich wegen des ärgerlichen Austrittes und wegen der Kappe.

Sage ich: „Unser Herrgott schaut nicht auf die Kappe, sondern aufs Herz. Und ich möchte dir wohl auch einmal hineinschauen . . .“ Denn mich wurmt immer noch der Gedanke, daß dieser Schneider inwendig ein anderer ist als auswendig. Und es ist ihm nicht drauszukommen.

Als ich herabgehe, liegt der krump Christel mitten auf der staubigen Gasse. „Da bleib' ich liegen!“ kreischt er. „Lieber auf der Gassen versterben, wie bei diesem höllverdammten Heiden da oben wohnen. Das ist ein Unchrist, Herr Pfarrer, und solang dieser Sündenhund die Lichter anzündet im heiligen Gotteshaus, geh' ich nimmer hinein, nimmer. Lieber versterben auf der Straßen.“

Am 5. Mai 1880.

Wieder einmal was in die Chronik. Im Torwaldthale gibt es Wolfsjagd. Die italienischen Steinarbeiter in den Bärenschluchten müssen dort ein Berstedt gesprengt haben, so könnte man fast glauben, es ist sonst nicht zu fassen, woher jetzt auf einmal Wölfe kommen sollten. In früheren Zeiten waren deren freilich über die Massen genug, so daß man in Oberschuttbach und im Rauhgraben noch die Gruben sieht, in denen man sie gefangen hat.

Der Fockbauer macht's anders. Sein Hof ist am Waldrande, und nachdem ihm der Wolf zwei Ziegen gefressen hat, treibt er hinten auf der Hauswiese einen Pflock in die Erde, hängt mit langem Strick einen Widder dran und der blökt. Der Fockbauer paßt hinter der Dachlücke mit dem Stutzen. Dauert nicht lange, kommt vom Walde hervor mit schleifendem Schweife und funkelnden Augen der Wolf auf den Widder zu, aber wer stirbt, das ist er selber. So hat der Bauer schon mehrere Thiere erlegt, der Schmied und ich haben heute den Spaß mitanzusehen wollen, es kam aber keiner. Dafür hat uns der Fock die schönen Felle der Erlegten gezeigt. Er will sich eine Decke für sein Ehebett daraus machen lassen.

Und durch die Wildnis, in welcher vor zehn Jahren noch ein Bär gehaust und jetzt aufgestöberte Wölfe hervorkommen, bauen sie eine Straße. Das Land und der Bezirk und der Alpenverein geben das Geld dazu her. Man vermuthet, daß sie für uns Torwäldler eine Maut errichten werden, weil wir nichts hergegeben haben, doch aber werden fahren wollen. Dann forthin durch die Wurmlücken, wie bisher! Ein Holzjoch, sagt der Schmied, lassen wir uns nicht über die Köpfe spannen.

Im vorigen Sommer haben wir mehrere Stadtfamilien in der Gegend gehabt. Es soll ihnen wunders wie bei uns gefallen und sie kommen wieder. Für dies Jahr sind auch noch drei neue Parteien angemeldet. Und wenn erst die Straße fertig sein wird! Jeder Bauer richtet eine oder zwei Fremdenstuben ein, die tragen ihm in drei oder vier Monaten mehr Geld, als sein übriger Besitz das ganze Jahr. Alles bezahlen sie zur Verwunderung der Bauern, sogar die Wildkirichen und Waldbeeren, die man ihnen bringt. Auch sonst wissen sich die Leute zu einander besser zu schicken, als man gedacht hätte. Die Stadtherren gehen mit Hammer, Kräuterbüchlein, Karten und Compaß im Gebirge um; die Frauen und Kinder nehmen den Rechen und helfen den Leuten heuen, an den Abenden sitzen sie alle miteinander im Wirtshause, essen und trinken tüchtig und erzählen einander lustig ihre ländlichen Abenteuer. Auch der Herr Lehrer setzt sich lieber zu den Herrschaften, als zu den Bauerleuten. Da plaudert er mit ihnen von waghalsigen Bergtouren, von Jagden und Schießen, oder er hilft ein Kartenspielchen, oder er sagt den schönen Frauen Artigkeiten und bringt, wenn etwa gerade ein Geburts- oder



Namensstag ist, gar ein Festgedicht zum Vorschein, denn wie in dem alten Kornstock ein Beethoven versteckt war, so birgt sich im jungen Uylaki höchst wahrscheinlich ein Schiller, oder gar ein Hercules. Die Orgel ist längst renoviert, doch mich dünkt, der Kornstock hat auf der schadhafsten besser gespielt, als —. Nun, jedem ist's nicht gegeben, ich könnte es ja auch nicht. Die Sommerfrischler unterhalten sich ganz gerne mit dem hübschen Lehrer, auf sein Orgelspiel aber scheinen sie nicht just erpicht zu sein. Auf meine Predigten auch nicht. Sonntags möchten sie zwar in die Kirche gehen, sagen sie, wenn der Berg nicht wäre. — Hingegen aber auf die hohe Raub!

Der Führer Simon verdient sich so viel Geld, daß er nicht mehr Bauernknecht bleiben kann, auch nicht mehr auf dem Heu schlafen. Beim unteren Schuttbachwirt hat er sich ein Zimmer genommen, ein Federbett hineinstellen und einen wunderschönen Spiegel aufhängen lassen. Er iszt nur mehr Braten mit Salat und schläft, wenn er nicht auf den Bergen sein muß, mitten in den Tag hinein. Er ist mein Feind geworden, weil ich es nicht geduldet habe, daß er mit seiner Johanna zusammenwohnt. Ich habe ihnen das Heiraten gerathen, darauf sagt er mir ins Gesicht, das gienge mich nichts an.

Das neue Alpenhaus auf der Raub soll im vorigen Sommer von mehr als zweihundert Personen besucht worden sein. Jetzt kommen sie auch schon von der hinteren Seite herauf und steigen herab in das Thorwaldthal. Manchmal meldet sich ein Fremder sogar im Pfarrhose an und erkundigt sich nach geschichtlichen Urkunden und Quellen dieser Ansiedlung, ich weise sie höflich an das Stift Alpenzell, weil hier nichts vorhanden ist. Andere untersuchen mit Instrumenten Wasser, Boden, Erdreich und Gestein. Stand doch im vorigen Herbst eine einen ganzen Tag hinter dem Kirchenriegel, betrachtete den rothen Bruch, wo anno 1875 die Bahn niedergegangen ist und schleppte eine Tasche voll Steine mit sich.

Wir legen all diese Leute nichts in den Weg; heimlicher jedoch war es früher, solange wir noch unter uns allein gewesen sind.

Am 5. Juni.

Bin gestern zeitlich eingeschlafen und wie ich wach werde, dämmert es im Zimmer. Soll's denn schon tagen? Es scheint ja doch jetzt der Mond nicht! So mein Gedanke, dann muß ich wieder eingeschlummert sein. Am Morgen, wie der Rupert mir die Stiefel bringt, seine Frage: „Hat der Herr Pfarrer heut' schon beim Fenster hinausgeschaut?“ Ich thue es — im Thale blaue Dunststreifen, jenseits am Fuße der Schattleiten steigt ein breiter Rauch auf. „Der Zaunstiegelhof ist abgebrannt, heut' bei der Nacht.“

Nach der Messe bin ich hinübergewandert. Unterwegs höre ich von der Ursache des Brandes. Es sei im Hofe altes Silbergeld versteckt gewesen. Und wenn Silbergeld neunundneunzig Jahre lang an einem Ort liege, dann hebe es an zu brennen. Der alte Christel humpelt auch des Weges und jedem nickt er zu: „Hat ihn doch Gott der Herr gestraft, den Geizhals! Gehst weg, Hundsvieh!“ Denn ein kleiner Kläffer hatte ihm in das Bein kleid geschnappt. Auf der Wiese standen Rinder und Schafe umher, sie grasteten nicht, sie schauten mit gehobenen Köpfen herüber.

Das Feuer ist vollkommen fertig mit dem alten Hofe, der wie alle Häuser hier ganz aus Holz gebaut war. Keine Flamme mehr, kaum etliche rauchende Kohlenbrände, lauter weiße Asche. Nur Herd und Ofen stehen noch, fast unverfehrt, man könnte darauf gleich wieder kochen und backen. Wie klein so ein Raum ist, worauf ein Haus steht! wenn die Wände gefallen und der Vergleich mit den freien Weiten vorhanden ist, da sieht man es erst. Auf dem Anger liegen einige Küchengeräthe und Schaffeln herum, mit denen wohl ein Löschen versucht worden war. Am Brunnen troge wäscht sich das Weib, die Baunstiengelhoferin. Sie ist im Untergewand. Nachdem sie sich rasch mit der Schürze Gesicht und Hände getrocknet, kommt sie auf mich zu: „Herr Pfarrer, das ist eine saubere Wirtschaft bei uns! Gar nichts haben wir mögen ausbringen. Wie wir munter werden, über und über alles im Feuer. Kleber das Vieh vom Stall! Die Sau ist hin. Alles ist uns verbrunnen. Meine schöne Leinwand! Mein Kübel Rindschmalz, und die Truhen voll Haar (Flachs), und das Spinnradel dazu, noch meiner Mutter ihr Spinnradel, alles ist uns verbrunnen!“

„Wo sind Euere Kinder, Bäuerin?“

„Der Schmied hat sie fort.“

Dieser kam gerade vom Dorfe her: „Nachbarin, deine Leuteln sind gut aufgehoben. Da schickt dir mein Weib ein Gewand, leg's an, 's ist kühl in der Früh. Guten Morgen, Herr Pfarrer! Jetzt gibt's wieder einmal zu thun.“

Der Baunstiengelhofer hatte oben bei der Brandstätte des Stalles mit einer langen Stange in den Aschen umhergewühlt, jetzt gieng er langsam herab. Er war berußt an Gesicht und Händen und hatte keinen Rock, keinen Hut am Leibe, auch war er barfuß. Als er gegen den Schmied trat, hob er die gefalteten Hände: „Verlaßt 's mich nicht, meine lieben Nachbarn!“

Du weißt es ja, wie's der Brauch ist im Dorwald“, antwortete der Schmied.

„Und dass ich dazumal, bei der Wahl vor zwei Jahren, so gegen dich hab' geredet!“

„Das ist recht gewesen. Bei solchen Gelegenheiten muß alles beredet werden. Und wie wir im Hungerjahr einer für alle gewesen sind, so werden wir jetzt alle für einen sein. Mit Gottes Hilfe wohnst du aufs Jahr um die Zeit in deinem neuen Haus. Jetzt nimm dein Weib und gehet eine warme Suppe essen, ihr wohnet beim Hansel im Fockhof.“

Nachher, als wir, der Schmied und ich, herüber gegangen sind, habe ich ihm's sagen müssen: „Vorstand, daß Ihr dem Zaunstiegelhofer nichts nachtraget von damals her — laßt Euch die Hand drücken!“

Er reichte sie mir gar nicht. „Wem es der Herrgott so unter die Nase reibt, wie dem Zaunstiegel!“ lachte er, „da wäre wohl jedes harte Wort eine Sünde. Ich habe gutes Bauholz und will ihm auch die Eisensachen liefern. Der Sagmeister gibt die Bretter, der Zimmermeister wird von der Gemeinde gezahlt und die Arbeitsleute werden von den Nachbarn geschickt. Wir werden den Zaunstiegel bald wieder auf den Füßen haben, das macht mir keine Sorg'. — Dingenen aber, mein Herr Pfarrer“, fuhr der Schmied zögernd fort, „habe ich ein anderes Anliegen und da wollt' ich Euch einmal gebeten haben um Rath. — Mein Bub, der Kolfel —“

„Was ist's mit ihm, Schmied? Der Kolf ist schon lange nicht mehr bei mir gewesen. Hätte wieder Bücher für ihn.“

„Jetzt heißt's halt die Patrontasche umschnallen, beim Buben“, sagt der Schmied.

„Schon zur Recrutierung?“

„Die Jahre hat er, aber Lust hat er nicht,“ drauf der Schmied. „Schon seit einer Weile ist er oben im Dreibrunnwald bei den Holzern, und jetzt will er mir nicht herab. Zweimal habe ich schon hinaufgeschickt, und auch den Vorladezettel. Hat ihn zurückgegeben und gesagt, wir könnten machen was wir wollten, zu den Soldaten gehe er nicht. — Ja, Pfarrer, Ihr lachet. Es ist nicht zu lachen, wer den Kolf kennt! Ein butterweicher Kerl, meint man, gibt überall nach und laßt sich alles gefallen. Ja, Schnecken! Wenn der sich einmal was in den Kopf setzt! — Für den Siebenten schon ist die Recrutierung ausgeschrieben, die übrigen stellungspflichtigen Burschen sind bereit, ihrer eisk haben wir das Jahr. Und der Meinige richtet sich sauber her zu einem Ausreißer. Ein Glend mit dem Buben. Sollten ihn mit Gewalt holen, laßt er sagen, in der Dreibrunnhütte sei er allzeit zu finden, aber freiwillig gehe er nicht.“

Der Schmied, sonst ein Mann wie sein Eisen, regiert die ganze Gemeinde und weiß sein weichmüthiges Bürschlein nicht zu leiten! Das nimmt mich wunder.

„Ihr kennt ihn nicht, Pfarrer, Ihr kennt ihn nicht!“

Nun denke ich: Es wäre ja möglich, daß er der Sohn seines Vaters ist. Dann hat er freilich einen Kopf für sich.

„Wenn er nicht zur Recrutierung kommt“, sagt der Schmied, „so holen ihn am nächsten Tage die Landwächter ab. Da sind sie schneller vorhanden, als wenn's bei uns einen Dieb zu fangen gibt. Vom Herzen geht's mir ja auch nicht, daß der Bub Soldat werden soll. Aber ich bin noch soweit gesund, mein Gewerbe führt er leider Gottes nicht fort, so bringen wir ihn nicht los. Was habe ich ihm zugeredet, es hilft nichts, er schweigt und macht was er will. Das ist ein wahres Kreuz, Herr Pfarrer. Was ist zu machen?“

„Ich werde zu ihm hinaufgehen.“

Und noch an diesem Tage sind wir oben gewesen. Drei starke Stunden über Steinhalden, durch steilen, finsternen Wald, über Geschläge. Die Holzknechthütte ist kaum zu finden, sie steckt in einer Bergschlucht, die noch über und über mit Bäumen und Büschen verwachsen ist. Der Schmied hat mich begleitet, sich aber nicht aufgezeigt. Die Hütte ist fast dunkel, aber gut eingerichtet. Ein großer Kochraum und zwei Stuben. Die Holzknechte sind heute, am Samstag, alle ins Thal gegangen, nur der eine ist da, der Kolf. Er ist größer geworden, seit ich ihn bei der Fastenbeichte das letzte Mal gesehen habe. Ein hübscher Junge, kriegt schon einen goldblonden schütterten Nackenbart. Er ist eben daran, sein Rasiermesser am ledernen Hosenträger zu wehen, um sich den Bart wegzuschneiden, denn wenn er morgen auch nicht in die Kirche kommt, so will er doch wenigstens auf dem Berge sonntäglich hergerichtet sein. Und dieser sittige Mensch will ein Soldatenflüchtling werden?

Und dann hat eine recht absonderliche Unterredung zwischen uns stattgefunden. Auf so etwas sollte man sich vorbereiten können.

Zuerst wundert er sich über mein Erscheinen und wie ich denn auf schlechten Steigen auf einmal so hoch hinauf käme?

„Na, mein lieber Kolfel“, sage ich, „für nichts und wieder nichts steigt einer nicht so herum, besonders wenn er sich die Sonntagspredigt einstudieren soll. Um dich bin ich da. Deine Kameraden warten schon auf dich und morgen nachmittags müßt ihr fort, um am Montag rechtzeitig in Altstadt zu sein.“

„Ich habe in Altstadt nichts zu thun“, sagt er. Und das trostige Braunauge dazu!

„Du, der Sohn des Gemeindevorstehers, das Mitglied einer Familie, die in Ansehen und immer ein Vorbild war der Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit, du wolltest dich weigern, deiner Militärpflicht nachzukommen?“

„Ich weigere mich.“

„Aber warum nur? Was fehlt denn einem Soldaten? Der Soldat von heute ist ein Herr gegen den von ehemals.“

„Ich will kein Herr sein, und es ist auch nicht deswegen.“



„Kolf, du liehest so gern in guten Büchern. Ist dir darin nie ein Gebot aufgefallen, daß man der Obrigkeit gehorchen müsse?“

„Ich will redlich und arbeitsam sein und niemandem Unrecht thun. Dieses Gesetz der Obrigkeit erfülle ich, und damit soll sie zufrieden sein.“

„Wenn du nur solche Gebote erfüllst, die dir selber gefallen, so gehorchest du nicht der Obrigkeit, sondern dir selber.“

Darauf sagt der Bursche: „Ich bin ein junger Mensch, der noch wenig gelernt und erfahren hat, und mit meinem Herrn Pfarrer über solche Sachen streiten, das möcht' mir nicht gut anstehen. Darum sage ich nichts mehr, und hinab gehe ich auch nicht.“

Nach einer Weile, da ich überlegt, was jetzt zu sprechen wäre, sage ich: „Kolf! Streiten brauchts nicht, aber wenn du mir die Begründung deiner Widerspenstigkeit auseinandersetzt, so will ich dir's nicht verübeln.“

Nun legt er sein Rasiermesser an das Fensterbrett, steht auf und spricht: „Wenn es der hohen Obrigkeit einfällt zu befehlen, daß ich meinen Bruder tödten soll, wie es im Preußenkrieg hundertmal vorgekommen ist?“

„Was geht dich der Preußenkrieg an? Wir haben unser Land vor dem Feinde zu schützen, und wer für sich und sein Haus den Schutz und die Ordnung des Staates braucht, der muß dem Staate auch was dafür leisten.“

„Herr Pfarrer!“ darauf der Bursche, „Ihr wißt es so gut oder besser als ich, daß wir Torwäldler unser Schutz selber sind und unsere Ordnung selber machen. Wenn die Gemeinde, die Pfarre ruft, da bin ich nicht der letzte, der auf dem Posten steht!“

„Ich glaube es dir, Kolf, du hast es sogar schon bewiesen. Das was du meinst, wird aber anders werden. Wenn die Luft vom Borland hereinstreicht, da kann man's hören, wie das Pulver fracht draußen in den Bärenschluchten. Ist erst die neue Straße fertig, dann sind wir fester an den Staat gegliedert und für die Pflichten werden uns auch die Rechte werden.“

Darauf springt er über: „Mein Vater hält sich fest, nicht wahr? Und doch gibt er zu viel nach. Die neue Straße hätten wir Torwäldler nie erlauben sollen, die bringt uns nichts Gutes. Früher haben wir bei der Wurmlucken jeden Feind aufhalten können. Wie wird's künftig sein? Auf goldenen Rädern wird er hereinfahren, wie es in einer alten Schrift steht.“

„Und so spricht ein junger Mann, der in die weite Welt soll und mitthaten an der großen Arbeit der Menschheit!“

„Ja, Herr Pfarrer, und ein Feldwebel werden, nachher ein Hausmeister in der Stadt, oder ein unzufriedener Fabrikarbeiter und endlich ein Bettler, der aber nicht Betteln darf und im Spital versterben muß, oder in einem Straßengraben.“

„Mensch, wie kommst du auf solche Vorstellungen da in deinem finsternen Wald?“

„Man sieht's ja. Wie geht's dem Berner-Sepp und dem Stambacher Johann, die seit ihrem Soldatenleben nicht mehr heimgegangen sind? Haben eh gerade vor einer Woche verschiedengeläutet für den Johann auf unserem Kirchturm, dieweilen er in Wien ohne Conduct ins Massengrab geworfen worden ist. Der Stegleger Ferdinand hat mir alles geschrieben. Sie gehen draußen zugrund und ihre Wirtschafft herinnen.“

„Und solche Geschichten, die ja wahr sein mögen, sollten dich abhalten, zur Stellung zu gehen?“

„Mein Herr Pfarrer“, sagt hierauf der Bursche. „Von der Hauptsache sind wir ganz abgekommen. Noch keinem anderen hab' ich's so gesagt, warum ich nicht Soldat werden mag. Euch sage ich es, und wenn mich einer versteht, so seid es Ihr. Nach Gott sind alle Menschen Brüder. Wie kann man Menschen tödten! Unschuldige! Nicht einmal an dem soll ich Rache nehmen, der mir Böses gethan hat, wie weniger erst einen Menschen umbringen, der mir nie Böses gethan hat.“

„Das heißt das Schwert an der Schneide anfassen, mein lieber Kolf!“

„So habe ich ein Kreuz in der Hand.“

„Wenn du dich vor dem Feinde nicht wehrst, so tödtet er dich.“

„In Gottesnamen. Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun.“

„Kolf! Vor einiger Zeit habe ich dir die Geschichte Karls des Großen geliehen. Hast du sie gelesen?“

„Der das Christenthum mit Feuer und Schwert eingeführt hat. Das hat mir nicht gefallen. Ist kein rechter Christ gewesen.“

„Und doch hat ihn der Papst heilig gesprochen!“

„Das hätt' ich nicht gethan. Mit dem Schlechten kann man nichts Gutes machen. Nichts für ungut, Herr Pfarrer, im Evangelium steht's und in den anderen Büchern, die Ihr mir geliehen habt, und Ihr selbst sagt es auf der Kanzel und im Beichtstuhl. Und Ihr seid heraufgekommen und wollet mich jezt zum Gegentheil verleiten?“

Als er so redete, da habe ich nicht gewußt, wie mir geschieht. Voller Unmuth bin ich gewesen. „Kolf,“ sage ich, „was kann ich und deine Familie für die weltlichen Einrichtungen? Und willst es uns erleben lassen, dich von Gendarmen wie einen Verbrecher fortführen zu sehen? Willst du das deiner Mutter, deinem Vater anthun?“

Dieses endlich war das rechte Wort. Nach einer ganz kurzen Überlegung antwortete er ruhig: „Ich werde es Euch nicht anthun. Ich gehe zur Stellung.“ Dann trat er ganz zu mir, faßte leicht den Flügel meines Rockes: „Wenn nach der Schlacht mein Todtenschein heimkommt, so laßet

die Glocken läuten und denken: Er hat kein unschuldiges Blut vergossen.“ — Wie werde ich die Unterredung mit diesem jungen Menschen vergessen. Dem Schmied habe ich nicht alles gesagt, was gesprochen worden.

Gestern sind sie unter Sang und Rauchzen, und mit Bändern geschmückt wie zur Hochzeit, fortgezogen, und heute den 7. Juni, während ich dieses Erlebnis zu Ende schreibe, wird über das Loos unserer jungen Leute entschieden.

Am 9. Juni.

Sechs der Recruten sind heimgekehrt, fünf sind geblieben. Unter den letzteren Schmieds Kolf. Die Officiere sollen an dem kräftigen Burichen ihre helle Freude gehabt haben. Der Schmied freut sich doch nicht, er erträgt's troßig.

Am 30. Juni.

In unserem Gau gibt's keinen Richter und keinen Rechtsamwalt, so müssen sich die Leute — wenn sie sich entzweit haben — allemal wieder selber ausföhnen. Das ist langweilig und geht ohne Knall ab, so ziehen es die meisten vor, sich lieber gar nicht zu entzweien.

In anderen Gegenden herrscht die Gesplogenheit, daß zwei Feinde sich so lange gegenseitig schlagen, bis sie wieder Freunde werden. Dieses Mittel will hier nicht wirken, je mehr und heftiger sich ein Paar prügeln, desto feindlicher werden sie gegeneinander, außer es wird einer todtgeschlagen, in welchem Falle er die Feindseligkeiten einstellt.

Wirksam ist der Schmied. Aber wenn er nicht zu den Streitenden geht, diese gehen nicht zu ihm. Er löst den Knoten nicht, er zerhaut ihn, und das mögen sie nicht.

Anfangs habe ich mich in Rechtshändel eingemischt, in der Absicht, milden Ausgleich zu erzielen. Das taugt aber bei diesen Leuten nicht, in ihrem Troke thun sie gerade das Gegentheil davon, was ihnen vorge schlagen wird. Wenn sie aber selber kommen, wie vor etlichen Wochen die beiden Bauern, dann läßt sich etwas ausrichten. Der Sohn des einen hat an der Tochterkammer des anderen das Fenstergitter zerbrochen; ich verurtheilte den Burichen, das Mädchel zu heiraten, das drakonische Urtheil hat Schrecken verursacht.

Am 28. August.

Ich pflege vor dem Gottesdienste nicht durch die Sacristei in die Kirche zu gehen, sondern durch das rückwärtige Thor und zwischen den Stuhlreihen entlang dem Hochaltar zu. Den Leuten schadet es nicht, wenn sie wissen, daß ein wachender Blick vorhanden ist, der besonders im rückwärtigen Theile der Kirche manche Unzukömmlichkeit verhindert. Und für mich habe ich dabei den Vortheil, den Altar auch einmal von jener Seite aus zu sehen, für die er berechnet ist. Von rückwärts nach vorn geschaut ist das Gotteshaus weit schöner, als vom Altar nach hinten gesehen. So

möchte ich selber manchmal von einem rückwärtigen Kirchenstuhl aus meiner eigenen Messe beiwohnen oder der Predigt zuhören. Besonders das letztere, wenn es möglich wäre, dürfte zu empfehlen sein. Ein Priester, der als zweiter seine eigene Predigt hören könnte!

Als ich heute morgens durch die Kirche schreite, sehe ich, wie in einem Stuhle mehrere Männer leise aber lebhaft miteinander sprechen. Das möchte ich schon auch wissen, was es hier Wichtiges zu verhandeln gibt. Nun, es war der Mühe wert. Von Touristen sprachen sie, die vor ein paar Tagen ins Gebirge gegangen und seither nicht wieder gesehen worden sind. Drei junge Leute, welche die Absicht hatten, in die Landamushöhle zu kriechen und darin Forschungen anzustellen nach dem verborgenen Schatze. Der Kimpelschmied, heißt es, habe schon Männer hinaufgeschickt. Es ist Regenwetter.

Am 29. August.

Wir müssen alle hinauf. Vor der Höhle ist ein Rucksack und ein Bergstock gefunden worden. Daneben Spuren, daß sie hinein sind. Eine gewissenlose Waghalsigkeit! Seither ist das Wasser gestiegen, es schießt und wirbelt nur so hinein was hinein kann, und will sich schon stauen. Wenn sie drinnen sind, so gnade ihnen Gott! Ein Holzknecht, der mehrere Theile der Höhle kennen will, sagt: Was soll ihnen denn geschehen? Sie können trockene Stellen erreichen, sie haben leidliche Wärme, sie haben Wasser; rechte Pfriündner müßten sie gewesen sein, wenn sie schon todt wären! — Gott, wenn es noch möglich ist zu retten, so müssen wir mit allen Mitteln dran. Ich habe gleich nach Unterschuttbach und in die Schattleiten um Leute geschickt, mit allen Werkzeugen müssen sie hinauf. Ein Ulmer hat fragen lassen, wer ihn verlohnen soll, die anderen haben ihn ausgelacht, denen ist Gott noch gut für ein paar Tagwerk. Wie gerne werden sie all ihr Hab und Gut hergeben, wenn sie wieder glücklich ans Tageslicht kommen. Vorderhand wissen wir gar nicht recht, wer sie sind. Feyer sollen es sein, sagte jemand; ich lasse das Wort nicht weiter, sonst geht mir keiner dran mit Gefahr seines Lebens. Menschen sind lebendig begraben, mehr brauchen wir nicht zu wissen. Keinen Sonntag gibt's in Torwald, ehe sie nicht heraußen sind, so oder so.

Am 30. August.

Es ist unmöglich hinein-, noch unmöglicher herauszukommen. Mit schrecklicher Gewalt schießt das Wasser die Schlucht herab und in den Rachen. An vierzig Menschen arbeiten, um von oben hineinzubohren, es ist aber unmöglich; mit Pulver, wenn wir hätten, könnte man die Felsen sprengen und etwa nach zwei Wochen auf den Grund kommen. Zwei Wochen! Wir wissen nicht, ob sie etwas mitgenommen haben, etliche vermuthen es, ich glaube nicht, daß sie sich auf Hochfluten vorgeesehen haben. Da wären sie gewiß nicht hinein. Sie werden heute schon todt sein, von



den Wassern in die Abgründe geschwemmt, oder verhungert, oder verzweifelt in der ewigen brausenden Nacht. Vier Tage sind eine Ewigkeit, eine Ewigkeit in der Hölle, ohne Trost, ohne Licht! Wenn sie nur Licht hätten, nur Licht! Sie müssen wahnsinnig werden ohne Licht! — Der Schmied hat an einem Seile ein Fäßchen hineingelassen mit Lebensmitteln und Kerzen. Das Seil ist gerissen, das Fäßchen wird in die Tiefen gefahren sein.

Aus Wien ist die Anfrage eingetroffen nach drei Touristen, die nicht nach Hause gekommen wären. Wir rufen nach allen Seiten um Hilfe. So sonderbar uns Herz, wie jetzt, ist mir noch gar nie gewesen.

Am 31. August.

Das Wasser absperrn, ein anderes Mittel gibt's nicht. Alle Männer von Torwald sind bei der Höhle. Weiter oben kann ein schmaler Bergwall durchbrochen werden, dagegen aber wehrt sich der Gieß im Grund, über dessen Wiesen das abgeleitete Wasser niederrfahren würde, bis an sein Haus hinab. Ich mache ihm Vorstellungen, wenn es sich um Menschenleben handelt, kann von Wiesen und Hof keine Rede sein! Und vielleicht kann man doch Schutzdämme bauen? Er aber hält sich den Kopf mit beiden Händen und schreit: „Wie komme ich dazu, wegen der Dummheit fremder Leute mein Hab und Gut zu verlieren? Was haben sie denn zu suchen gehabt im Loch, die Thoren?“ Andere stimmen ihm bei und gehen nicht dran, den Wall zu durchschlagen. An den Felsen der Höhle bohren und graben sie herum und wollen endlich warten bis das Wasser sinkt. Der Regen hat ja nachgelassen, im Hochgebirge liegt Neuschnee, aber das Wasser schwindet nicht, und in die Höhle kann niemand. Ein Deichgräber ist da, der will sich mit Nahrungsmitteln in eine Kuhhaut einnähen und sich so an einem starken, von außen befestigten Seile ins Loch rinnen lassen. Vielleicht wäre es doch möglich, zu den Eingeschlossenen zu gelangen und ihnen wenn auch nicht Hilfe, wohl aber Trost zu bringen, daß sie ausharren möchten. Wenn sie nur Licht hätten! Vielleicht wäre die Sache doch so, daß, alle dann durch das Seil herausgeholt werden könnten. — Gendarmen aus Schwarzau sind da, die gestatten den Versuch nicht, sie sagen, besser drei Todte als vier. Von der Kreisstadt haben zwei Beamte ihr Erscheinen ansagen lassen und einen Wagen bis zum Heinz-Müller bestellt. Na, die werden es schon machen.

Am 1. September.

Seit fünf Nächten kaum ein Auge mehr geschlossen. Die ganze Gegend ist in Aufregung. Sie wollten sich nicht kümmern um die Feren, sagen die Leute, und kümmern sich doch. Wer kann eine ruhige Minute haben, wenn er denkt: Drei Menschen da oben lebendig begraben! Sie warten auf Hilfe und vielleicht, vielleicht wäre es noch möglich, sie zu retten. Man

sagt, bei Wasser könne es der Mensch lange aushalten. Und nach Jahr und Tag müßte es uns noch sein, sie warten da drinnen auf unsere Hilfe. Wenn sie nur Licht hätten! Ohne Licht . . . ich kann es nicht denken. Alles ist nichts gegen die ewige Finsternis. — Gestern bin ich wieder beim Hies im Grund gewesen und habe ihn mit aufgehobenen Händen gebeten: „Um Jesu willen, der deiner Sünden wegen am Kreuze hängt, willige ein zum Durchbruch des Walles, es wird dir alles vergütet!“ — „Von wem?“ fragt er, „Herr Pfarrer, das sind Stadtleut'. Sind sie nur erst heraußen, dann mag ich selber sehen, wie ich mein zerstörtes Gut wieder aufrichte. Warum soll gerade ich gestraft werden für die Dummheit anderer?“ Dabei brüllt er laut und läuft davon.

Und heute bald nach Mitternacht ist er hinaufgekommen in die Hochschlucht, die mit Männern und Fackelschein und Wasserrauschen erfüllt ist, und verlangt laut, sie sollten den Wall brechen, lieber alles verlieren, als die schreckbaren Stimmen in der Nacht, als in der letzten Sterbestund' noch der Vorwurf: Deinetwegen sind sie zugrund' gegangen! Seit frühestem Morgen arbeiten unter Leitung des Kimpelschmied mehr als achtzig Männer an der Durchstechung des Bergwalls. In zwei Tagen, meinen sie, könne es geschehen sein.

Labe sie mit deinem Troste, barmherziger Heiland! Lasse die Liebe und Opferwilligkeit so vieler Menschen nicht zuschanden werden!

Angehörige der Eingeschlossenen sind gekommen, eine Mutter, ein Bruder, zwei Schwestern, ärmere Leute, wie es scheint. Ihre Verzweiflung ist grenzenlos. Wie sie das wilde Loch sehen, werden zwei der Frauen ohnmächtig. Ich suche sie zu trösten als Mensch und Priester mit allen Möglichkeiten und Hoffnungen und sage, was ich selbst nicht mehr glaube, daß der allmächtige Gott gewiß seinen Schutzengel senden werde, der sie uns lebendig wieder zuführt. Dann lasse ich sie herabschaffen in den Pfarrhof, und wie sie sehen, daß die Regina emsig noch weitere drei Betten herrichtet, warme Decken, stärkende Tropfen und allerlei bereit macht für die Geretteten, wenn sie kommen — dann werden sie voller Zuversicht.

Wie werde ich diese Leute aufrecht halten, wenn sie nicht kommen?

Am 3. September.

Einen Ruf will man gehört haben aus den Tiefen der Höhle. Das hat die Arbeiter mächtig angepornt. Heute gegen Abend soll das Werk vollendet sein, das Wasser über die Lehnen des Hies im Grund herabgeleitet und der Eingang ins Laudamusloch frei werden. Mein Gott, wenn die noch Te Deum laudamus singen könnten! Der erste, der hineindringt, wird gute Nerven haben müssen. Vielleicht findet er Wahnsinnige, die sich gegenseitig zerfleischt haben! Oder werden hohlhängige stumpfsinnige Greise herauskommen mit grauen Haaren? Und wenn einer

noch bei sich ist, wie wird er einen Dankschrei senden zum Tageslicht empor, wie wird er die Ketter umarmen und weinend rufen: Ich bin's nicht wert! — Und wie werden wir in Jubel ihn auf den Händen tragen, den lieben Auferstandenen! Wird uns eine solche Freude beschied sein? Ich nehme die heiligen Sacramente mit hinauf.

Am 4. September.

Sie sind gerettet, leben alle drei! — Der Jubel ist grenzenlos, als der Schmied heraustritt aus dem Schlurf und verkündet: „Sie leben alle drei!“

Bald haben wir sie gesehen zwischen den Kettern gebückt herankommen bei Fackelschein unter den triefenden Wänden. Und im freien Tageslicht sind sie aufrecht gestanden, haben sich die Augen gerieben und gesagt: „Na, das ist schön, ihr guten Leute, daß ihr euch um uns bemüht habt, sonst hätten wir noch eine Weile kuscheln können in diesem Luderloch. Aber was macht denn der Pfaff' da?“

Und der arme Pies im Grund hat traurig zugehört, wie unter den vom Berge niederstürzenden Fluten sein Heim und Gut zugrunde geht. . . .

Ich mag nicht weiterschreiben.

Am 18. Juli 1881.

Das Wetter im Torwaldthale wird gar unruhig. Heißer Sonnenschein und Stürme. Seit die neue Straße durch die Bärenschluchten und die Schwarzklamm herauf fertig ist, geht ein anderer Wind. Kein Mensch hätte es vor vier Jahren noch geglaubt, daß durch die schauerlichen Felsenengen, wo neben der gischtenden Gising keine Gemse ihren Steig finden konnte, einmal eine breite Straße würde führen, so glatt und eben wie der Bürgersteig in der Stadt; und stellenweise braucht der Wanderer nicht einmal einen Schirm wenn es regnet, weil die Felswände ganz überhängen, in welche der neue Weg eingesprengt worden ist. Kommen nun im Frühsommer schon vom Alpengeller Bahnhof her die feinsten Köselein herangetragen mit vornehmen Autoschen und noch vornehmeren Ansassen.

Am vorigen Sommer ist jede auch nur halbwegs entbehrliche Kammer vergeben gewesen in den drei Dörfern, nur der Schmied hat keiner entrathen können, obgleich die des Holz schon seit langem leer steht. Er will alleiniger Herr sein in seinem Hause, und nicht der Fremddiener für ein paar Gulden Geld. Ich dünkte, ein bißchen Wohnungszins — wenn auch mehr als ein Drittel das Steueramt nimmt, so daß die Torwaldler kaum genug Naturalien können ins Stift schicken -- könnte dem Schmied nicht schaden, seit das Gewerbe nicht mehr so gut gehen will, als in früheren Jahren. Das Eisenzeug ist von draußen herein billig zu kriegen und hat alles viel hübschere Formen, als sie unser Kimpelschmied machen kann. Sogar die Holzleute fangen an, ihre Paden und Sappeln draußen in

Alpenzell und Schwarzau zu kaufen. Mit anderen Sachen geht's auch so, man glaubt gar nicht, wie gerne die Leute kaufen, wenn sie Geld haben. Geldhergeben ist leichter als etwas selbermachen.

Im gegenwärtigen Sommer haben die Fremden auch schon Besitz genommen von den Berghäusern drüben an der Schattleiten. Das schönste und geräumigste Haus dort hat der Zaunstiegelhofer, dem es vor einigen Jahren abgebrannt ist. Das schaut eher einer Herrschaftshube ähnlich als einem Bauernhause im Torwald. Beim Zaunstiegelhofer wohnt jetzt auch eine vornehme Familie gar aus Prag her. Ein Herr mit kohlschwarzem Vollbart und schöner großer Nase. Trotzdem schon Blase da ist und ein wohlausgewachsenes Bändlein, macht er sich noch fast jugendlich, trägt stets ein modern geschnittenes Kleid, sehr frische Wäsche mit Goldknöpfen und ist überaus artig mit seiner Frau, die manchmal etwas schläfrig dreinschaut. Auch ihre zwei erwachsenen Söhne sind manchmal da, doch immer nur auf kurze Zeit, weil sie, wie man hört, große Geschäfte und Güter zu versorgen haben. Der Herr hat beim Schmied und bei mir die Karten abgegeben: Nidor Ritter von Guldner. Er gedenkt sich hier ein Landhaus zu bauen, doch ist er mit der Gemeinde wegen Grundankaufs noch nicht einig. Dem Graf in Oberschuttbach hat er Waldungen und eine Alm abgekauft. Der Bauer ist schon alt, hat keine Kinder und möchte rasten. Auch den Hof wollte er verkaufen, wogegen seine Mutter mächtig scharf aufgetreten sein soll: „Solang ich leb, gibst mir kein Brettel vom Dach weg!“ Herr von Guldner dürfte es leicht erwarten, die Gräfin ist jetzt hundertundvier Jahre alt.

Von allen Sommerfrischlern sind Herr und Frau von Guldner die einzigen, die an Sonn- und Feiertagen in die Kirche kommen. Sie haben sich die vorderste Bank an der Weiberseite gemietet, um den zehnfachen Preis, als sonst jährlicher Bankgroschen ist. Anfangs haben die Einheimischen ein wenig geschmunzelt, als der dicke große Herr mit dem Zwicker auf der Nase so unter den Weibsteuten sitzt, weil es hier der Brauch ist, daß die beiden Geschlechter auch in der Kirche von einander getrennt sind, die Männer zur rechten, die Weiber zur linken Seite. Seit Herr von Guldner aber die große Fahne — pure schwere Seiden — mit den Heiligen Rochus und Sebastian gestiftet hat, genießt er auch in der Kirche ein großes Ansehen. Nur der Schmied mag ihn nicht und etliche Bauern vom alten Schlag schießen Geld zusammen für eine andere Kirchenfahne, damit man die von dem „falschen Rittermann“, wie sie ihn nennen, wieder hinauswerfen könnte.

Der Touristen ziehen so viele durch, daß schon drei „geprüfte“ Bergführer sind, der Simon als der älteste, natürlich der gesuchteste. Der Unterschuttbachwirt hat ein eigenes Touristenzimmer eingerichtet; da liegen neue Zeitungen auf den Tischen herum, da hängen an den Wänden Alpen-



Bilder, Gebirgskarten, Führerlisten und sogar ein Ehrendiplom, das der Wirt vom Alpenverein erhalten hat, weil er so gute Herberge gibt und auch einen Fußsteig hat anlegen lassen auf den Dreispiz. Trotzdem ist davon die Rede, daß man hinter Oberschuttbach über dem steilen Felsenufer der Eising ein Touristenhotel bauen will. Denn dieses Gebirge ringsum — sagen sie — soll ganz unerhört schön und interessant sein. Ja sogar davon wird gesprochen, wie schön es wäre, wenn wir ein Gurhaus hätten!

Wenn ich manchmal am frühen Morgen von der Kirchhofsmauer hinaus schaue und über den eisgrauen Höhen das „Lichtl“, roth wie glühendes Eisen herabschneien sehe, den höchsten Punkt der Raub, da denke ich oft daran, daß diese wilde Herrlichkeit mit dem weichen Zauber des Lichtes darüber freilich schön ist. Aber erst dann entzückend schön, wenn man darin die Macht und den Geist Gottes erblickt. Wie aber auch Menschen im Anschauen der Natur selig sein können, die nur Pflanzen und Wolken und Steine in ihr sehen — das kann ich doch nicht recht begreifen.

Am 25. August.

Zimmer schon meine Bangigkeit, und ich wußte nicht warum. Nun ist es da. — Die Messe war besonders gut besucht gewesen gestern, aber vielleicht weniger des heiligen Apostels und Märtyrers Bartholomäus wegen, als eines anderen Anlasses halber, wie sich nach dem Gottesdienste bald dargethat. Ich saß noch beim Frühstück, als der Zimmermann-Sepp ins Zimmer trat: Man lasse mich ersuchen, sogleich zum Neuwirt hinabzukommen, es seien die Bauern beisammen. Was gibt's da? frage ich mich, und habe es bald gesehen.

Die ganze Wirtsstube war voller Leute. Der Schmied ist auch schon da, er sitzt an einem Nebentisch, amtlich scheint's also nichts zu sein. Die Leute reden nicht, sie murmeln nur so oder bohren ihre Augen schweigend in die Tischplatten. Zumeist jüngere Hausbesitzer, von den älteren sehe ich nur wenige. Anfangs meine Meinung, es gieng mich an, aber es gieng auf den Schmied. Es war zu sehen, wie der Baunstiigelhofer den Krämer-Wastel mit dem Ellbogen stupfte: „Seht fang' an!“

Der Krämer, sonst ein kleines eingetrocknetes Männlein, macht sich groß auseinander, hüstelt sich ordentlich aus und hebt an: „Warum wir heute da sind, das werdet ihr schon wissen. Es ist just keine erfreuliche Ursache. Dais endlich für unser Thal eine bessere Zeit kommen will, das sehet ihr alle. Aber was hilft's, daß sie kommen will, wenn wir sie nicht annehmen! Wir möchten sie schon annehmen, ich und ihr und andere. Aber unser Dickkopfeter thut, was er kann, daß wir in der alten Bettelhaftigkeit verbleiben sollten. Zum Glück kann er nicht alles, aber viel bringt er leider noch immer zu Schaden. Wie das Fremdenhaus auf

der hohen Raub gebaut wird — er ist dagegen gewesen. Wie die neue Straße in das Torwaldthal gebaut wird — er ist dagegen gewesen. Wie wir in den Landes-Fremden-Nutzverein eintreten sollen — er ist dagegen gewesen. Wie wir die Postkutsche hätten bekommen können von Alpenzell herein — er ist dagegen gewesen. Wie wir unseren Gemeindevald — von wo eh kein Holz herabzubringen ist — zu Geld machen wollen — er ist dagegen gewesen. Wie wir das Fischwasser zu gutem Vortheil an die Sommerfrischgesellschaft verpachten könnten — er ist dagegen gewesen. Und so könnt' ich noch eine ganze Litanei hersagen, wie er Schaden thut. Ich frage euch, Gemeindegossen, heißt das nicht sich selber den Hals zubinden?"

„Ist so! Ist so!“ murmeln sie Beifall.

Der Krämer fährt fort: „Wie der Herr von Guldner den Griesriegel kaufen will von der Gemeinde um gutes Geld, daß er sich das Sommerhaus könnte bauen auf dem Steinschüttel — ist eh ein helles Steinschüttel und nicht um dreißig Kreuzer kauf' ich das Gras, das d'rauf wächst — was ist's? Dagegen ist er und abwehren thut er, der Schmied. Und alles Mögliche, daß ja kein Groschen Geld hereinkommt zu uns armen Bauern, wo die Zeiten ohnehin schlechter werden von Jahr zu Jahr! Und so einer heißt Gemeindevorsteher und will unsere Vortheile hüten! Ich dank' schön für solche Vortheile, wo die ganze Gemeinde verrostet und verrottet und jeder einzelne ein Bettelmann wird! Während draußen in Schwarzau und in Haslau und überall die Geschäfte blühen und die Leute reich werden!“

„Ist so! Ist so!“ geben sie bei.

Der Krämer fährt fort: „Wir unter uns zusammenhalten! Das ist seine beständige Red'. Ich frage: Wie sollen wir einander helfen, wenn keiner was hat!“

„Richtig ist's! Wahr ist's!“

„Unser Boden ist mager, der Wind ist kalt. Mit' der größten Mühsal und Kümmerlichkeit bringen wir's just soweit, daß wir nicht noth-leiden. Der Schwache muß sich mit dem Starken verbinden, und wir Arme mit den Reichen. Ihr glaubt es gar nicht, Leute, wie viel Geld es gibt auf der Welt. Geld regiert heutzutag die Welt, und nicht der Kimpelschmied. Und jetzt das ist heut' unser Verlangen: Der Kimpelschmied soll abdanken!“

Wie er desgleichen gesprochen hat, der zungengewaltige Krämer, da ist's einen Augenblick so still, als ob ein Engel durchs Zimmer gienge. Und ich denke noch: Was wird's für ein Engel sein und was wird jetzt geschehen!

Steht langsam der Schmied auf, etwas nach der Seite geneigt steht er da und sagt so ruhig, als ob er einen Krug Most verlange: „Meine Zeit ist noch nicht aus, und abdanken werde ich dieweilen nicht.“

„So!“ schreit jetzt der Zaunstiegelhofer von seinem Tisch herüber.  
 „Traurig, Schmied, wenn du nicht so viel Ehr' im Leib hast!“

„Zaunstiegel, du kannst still sein!“ ruft der alte Ulrich, genannt der Bauer am Lindenbaum. Von der Ofenbank ruft er's her: „Es wird heut' so viel von Bettelleuten geredet bei dem Tisch dort oben. Ich sehe in der Gemeinde keinen Bettler, der arbeiten kann. Aber du Zaunstiegelhofer, du wärest einer, und ein richtiger mit Stecken und Specksack, wenn dir der Schmied nicht das abgebrannte Haus hätt' aufbauen lassen?“

„Das hat nicht der Schmied gethan, das hat die Gemeinde gethan!“  
 schreien mehrere Stimmen.

„Aber der Schmied hat's angeordnet und seit der Schmied Vorstand, ist keiner zugrunde gegangen in der Pfarr'!“

Der Kimpelschmied steht noch immer in seiner schiefen Haltung da und nun spricht er: „Warum werde ich nicht abdanken? Weil mich die Gemeinde gerade jetzt am nothwendigsten braucht. Ein schlechter Hirt, der die Schafe verläßt, wenn ringsum die Wölfe heulen.“

Jetzt erhebt sich Gelächter und ein großes Geschrei. Der Schmied wartet, bis sie ausgeschrien haben und fährt dann fort: „Der Krämer Waschl hat gesagt, daß es draußen in Schwarzau und Haslau reiche Leute gibt. Das ist richtig, nur sind es keine Einheimischen, sondern Fremde. Die Einheimischen sind ganz verarmt und in Diensthast gekommen, oder ausgewandert. Die Fremden haben sich festgesetzt, holzen die Wälder ab, saugen den Boden aus und werden wieder davongehen, wenn's nichts mehr zu holen gibt. So geschieht's in kurzer Zeit auch im Torwaldthal, wenn ich jetzt abdanke und die so geldhungerig gewordenen Bauern keinen redlichen Weiser mehr haben. Befehlen kann ich ja ohnehin nicht und habe es nie können, meinem Rath ist freiwillig gefolgt worden und ich habe nichts Schlechtes damit gestiftet. Was will ich denn? Unser alteigenes Erdreich und unsere Selbständigkeit will ich hüten. Wenn die drei Jahre aus sind, mögt ihr einen anderen wählen, bis hin bin ich Gemeindevorstand, und jetzt gehet heim zur Arbeit!“

„Von dir lassen wir uns nichts mehr schaffen!“ rufen mehrere aus, und der Zaunstiegelhofer: „Bei dem Schmied heißt's alleweil rückwärts statt vorwärts. Und anstatt einer guten Straße will er die chinesische Mauer bauen. Der Schmied möchte aus dem schönen Torwaldthal am liebsten wieder eine Wildnis machen, und er selber drinnen der Räuberhauptmann sein.“

Jetzt sehe ich, wie der Schmied die Fäuste auf den Tisch stemmt und seinen Kopf weit vorneigt. Der Zaunstiegel soll still sein! winke ich, der aber gießt Wein in seine Gurgel und fährt fort: „Und ich sag's: deswegen hat er seinen Buben in den Dreibrunnwald hinauf geschickt, daß er sich vor dem Kaiserrock flüchten sollt' und eine Bande einrichten!“

Kaum das gesagt ist, wirft der Schmied den Tisch um.

„Das ist zuviel! Das ist zuviel!“ stöhnt er und fährt wüthend gegen den Zaunstiegel los. Ich falle ihm in den Arm: „Hüte dich, Schmied!“ Er vorwärts, da packen sie ihn, schleudern ihn rücklings auf den Boden, daß es grausig kracht. Er springt auf, stürzt wieder zusammen, da strömt schon das Blut über den Boden hin. An die Tischkante hat er sein Hinterhaupt geschlagen. Eine schreckliche Wunde, man sieht ins Mark hinein. — —

So hat diese Versammlung enden müssen. Als er dagelegen ist auf der Bank, ausgestreckt und regungslos wie ein Todter — nur gestöhnt hat er — da ist die Stube bald leer geworden. Nur wenige seiner Anhänger, ich darunter, sind Zeuge gewesen des Jammers, wie nachher sein Weib kommt, die sonst so sanftmüthige Schmiedin . . . das war zum Herzbrechen!

Ich aber habe es nun selber gesehen, daß er unrecht gehabt im vorigen Jahre, als sich ein junger Arzt hier niederlassen wollte. Der Schmied hat's verhindert, unsere Arznei sei Arbeitsamkeit und Nüchternheit und ein Kräuterthee. Jetzt haben diese Arzneien wenig geholfen, und bis der Doctor aus Alpenzell kommt um Mitternacht, ist's zu Ende gewesen.

Das Ereignis ist schrecklich. Es ist schauerlich als Todschlag und noch unheimlicher, wenn man die Ursachen betrachtet. Ist das nicht die pure Revolution?

Gethan will's natürlich niemand haben, nur abgehalten hätten sie ihn, da wäre er rücklings gestürzt und so unglücklich! Es sei jammer-schade um ihn! — Was ich persönlich an ihm verloren, das hat zu schweigen.

O Herr im Himmel, sei mit mir, ich bin voller Angst. Was wird jetzt werden? Der Anker ist gebrochen, wie soll ich schwacher Mensch das Schifflein leiten auf dem stürmischen Meere! — Der starre Wille ist unterlegen. Vielleicht thut's der milde Sinn. Die Liebe soll mein Compass sein. O Herr, sei du mit mir!

Am 29. August.

Ein Unglück kommt nie allein. Noch sind die Gemüther nicht in Ruhe wegen des Schmiedes, der nun unter dem Rasen liegt, und schon wieder neuer Jammer. Gestern schon hab' ich's gelesen, aber nicht geglaubt, heute ist es amtlich da. — Der Peter Heißel hat auf offener Straße einen ungarischen Schweinetreiber erstochen. Er ist schon eingeführt und bereits bei dem Vorverhöre des Raubmordes überwiesen worden. Er soll gar nicht viel geleugnet haben, hingegen geweint und gebeten, man möge ihm nur diesmal noch verzeihen, er werde es gewiß



nicht wieder thun. — Für so verkommen hätte ich den Burschen doch nicht gehalten. Keine Ahnung hat er von der Ungeheuerlichkeit des Verbrechens.

Das Gericht will nun von Pfarr- und Gemeindeamt die Urkunden über ihn haben. Etliche Leute hier sind ganz vergnügt über den Fall. Nun sind wir sicher vor ihm, sagen sie. Seiner Mutter, der Magd Katharina, habe ich mittheilen lassen, daß er wieder etwas angestellt hat, aber etwas Größeres als sonst. Sie muß vorbereitet werden.

(Fortsetzung folgt.)

## Wahre Märchen.

Von Sophie von Ahnenberg.

### I.

Das böse Gewissen war einst bei der Neue zu Gaste geladen, was ihm nicht sehr genehm war, denn es sah gelb und häßlich aus, mit tiefliegenden Augen und faltig verzogenen Lippen.

Nein, dachte es, wenn ich mich dort zeigen würde, wie ich bin, so könnte mir's schlimm ergehen! Ich muß mich hübsch machen! Und das böse Gewissen gieng durch einen großen, finsternen Wald nach dem Hause der Verstellung. Der Wald gehörte ihrer Schwester, der Lüge, und war so finster, daß man hier und dort an die Bäume aufstieß, oder über ein schlüpfriges Gethier stolperte, das über die Wege kroch. Das böse Gewissen kannte den Pfad aber schon und tappte sich zurecht.

Als es über die Schwelle des Hauses trat und die Verstellung ihm mit vielen Knixen entgegentrat, sprach es: „Kannst du mir nicht helfen, daß ich schöner werde?“ „Ja, das kann ich“, jagte die Verstellung. Und sie malte sein gelbes Antlitz weiß, daß es ausah, wie das Antlitz gekränkter Unschuld. Dann rief sie die Unbefangenheit herbei und sprach: Gib ihm dein schönstes Lächeln! Und die Unbefangenheit hauchte über seine Lippen, so daß sie runder und voller wurden und lächelten. Dann holte die Verstellung eine Handvoll gold'ner Sternchen aus ihrem Schrant und streute sie in seine Augen, so daß sie bligten und leuchteten in hellem Frohsinn.

Bist du nun zufrieden? fragte die Verstellung. Nein, jagte das böse Gewissen, was nützt mir die äußere Verwandlung, meine scheuen Worte werden mich verrathen! Da hieß ihn die Verstellung den Mund öffnen und strich mit einem feinen Pinsel Honig aus den Bienenstöcken der Lüge über seine Zunge. Nun fehlt dir nichts als das gleißende Gewand des Selbstbewußtseins, dann kannst du getrost zum Feste gehen.

Da hüllte sich das löse Gewissen in das stolze Gewand, und so geschmückt gieng es zum Feste und war so schön und anmuthig, daß alle es für die Tugend hielten und die Neue sich demüthig neigte vor dieser schöneren Schwester. . . . .

## II.

Es war einmal ein Königreich, das sehr stolz auf seine Verfassung war und sich rühmte, es habe die weisesten Staatsmänner, die klügsten Gelehrten, die frommsten Priester. Herrliche Kirchen wurden erbaut, Wissenschaft und Kunst wohnten in marmornen Palästen, der Luxus durchflutete goldig die Häuser der Bornehmen und Reichen und machte sich in den Schaufenstern der Straßen breit. Draußen aber auf dem Lande, über Bergen und Seen, schien ein ewiger süßer Frieden zu wohnen, die Felder glänzten in der reichen Pracht der Ähren, die Wälder und Wiesen grünteu üppig, Vögel flogen singend darüber hin, aus den Hütten der Bauern kräuselte sich anmuthig der blaue Rauch empor zu den Bergkuppen und erzählte von einem schlichten, gesicherten Dasein.

Ja, es war ein wunderschönes Königreich! Und die Menschen, die es bewohnten, waren im allgemeinen eher gut als schlecht. Die Armen trugen zumeist ihr Glend in stummer Ergebung und die Reichen ließen sich herbei, aus ihrem Überflusse zuweilen ein volles Bäcklein von Wohlthaten in die trockenen Gräben der Bedürftigen zu leiten. Es gab mehr als hundert Vereine in jeder Stadt, und wenn auch die Armen zuweilen zu kurz kamen, so war es doch immerhin möglich, sich dabei eine lohnende Auszeichnung zu erjagen; wenn irgend eine Feuersbrunst, ein Unwetter oder dergleichen die Noth der Armen gesteigert hatte, so tanzte man zu ihren Gunsten oder veranstaltete sonst ein großes Fest, das recht viel kostete. Da gab es dann eine Menge von duftigen Blumensträußen und kostbaren kleinen Tanzordnungen, und wenn die jungen Mädchen sich gut amüsiert und eine oder die andere einen passenden Mann aufgegebelt hatte, so war der Zweck herrlich erfüllt. Zuweilen kam es sogar vor, daß ein Betrag auch den Armen zugewendet wurde.

Wer eine geachtete Stellung im Königreich einnahm, der durfte sich allerlei erlauben, was unter gewöhnlichen Leuten als unanständig bezeichnet wurde. Dafür führte er aber auch einen hohen Titel und blickte mit einiger Verachtung auf den Plebs herunter.

Am lebhaftesten wurde das Princip der Humanität verfochten und deshalb hielt man es auch für angezeigt, sehr viel über diesen Punkt zu schreiben, und die Philosophen überboten einander in gelehrten Abhandlungen, wie der Menschheit am besten zu helfen sei. Es wurden auch vielerlei Spitäler und andere Wohlthätigkeitsanstalten errichtet, aber da die wahrhaft Reichen im Verhältnis viel zu wenig Steuern zahlten, so langte das Geld nicht, und das Glend blieb immer das gleiche.

Zuweilen regten gute Menschen eine Sammlung an, zu Gunsten hungernder Kinder und dergleichen, und dann war es gar merkwürdig zu sehen, wie die Armen für die Ärmeren ein Almosen herbeitrugen, indessen die Wohlhabenden, Sänger und Schauspieler zum Beispiel, die jährlich an vierzigtausend Gulden Gage bezogen, nichts, oder eine sehr kleine Summe dafür opferten.

Überhaupt hatten die Reichen das Princip, vor dem Jammer der Armut die Augen zu schließen, weil er so gar nicht anmuthig zu schauen war. Die Armen wieder begiengen den Fehler, fort und fort Kinder zu erzeugen, obgleich sie wußten, daß sie ihre Kleinen dem Verderben auslieferten.

Um den Lehren der Humanität noch mehr Nachdruck zu verleihen, thaten sich edle Männer der Wissenschaft zusammen und beschloßen, daß es unumgänglich nothwendig sei, an unschuldigen Thieren die qualvolle Vivisection vorzunehmen, damit man genau ersehen könne, daß thierische Organe mit jenen der Menschen viele Ähnlichkeit haben, den Menschen aber trotzdem nicht zu helfen sei, wenn eine ernstliche Krankheit sie anfasse und sie trotz all der gemarterten Hunde, Kaninchen und Stagen rettungslos dem Tode verfallen seien. Jeder Student durfte sich ungestraft so ein paar Versuchsobjecte auf sein Zimmer tragen und sie langsam foltern. . . .

Überhaupt war in diesem schönen Königreich das Mitleid ein seltener Gast, obgleich vielerlei Erlässe proclamirt wurden, in welchen man es aufforderte, sich dauernd niederzulassen. Aber Dummheit und Roheit verschworen sich gegen das Mitleid, und eine Schaar von Feinden vergällte ihm den Aufenthalt. Die schlimmsten und hartnäckigsten seiner Feinde waren die Schlachter und Schächter, die zahllosen Wirthe, Geflügel- und Fischhändler, Fuhrleute und Schulkinder. In den Schulen wurde nämlich so vielerlei gelehrt, daß die Köpfe der Jungen vor lauter Gelehrsamkeit schwer herabsanken auf die schmalen Schultern und sie wie geplagte Alte mißmuthig in die Welt schauten. Da verkümmerte so manch ein blühendes Kinderherz und siechte langsam hin in apathischer Lauheit. . . .

Ja, es war ein sonderbares Königreich, und der König, der es regierte, war eigentlich eine Königin: die Habucht! Das war eine gar herrschüchtige Frau und kannte keine Milde. Sie saß auf einem Throne, der aus lauter Geldsäcken gebildet war und trug in der Hand, als Reichsapfel, eine kleine Wertheimcasse. In der Krone auf ihrem Haupte blinkten und leuchteten tiefrothe Rubine, das waren Tropfen aus dem Herzblut unglücklicher Menschen. Ihr Reichskanzler war der Geiz, und die Sinnlichkeit ihre liebste Hofdame.

Sie fuhr in einer Kutsche spazieren, die mit Strebern bespannt war und wer sich nicht demüthig vor ihr neigte, ward in den Karrenthurm gesteckt.

Die wahre Liebe wurde bespöttelt, und wer so naiv war, ein armes Mädchen zu heiraten, der wurde von den andern als nicht ganz zurechnungsfähig bezeichnet.

Die Treue wurde als ein überwundener Standpunkt angesehen und da die meisten Männer im Schmutz wateeten, so geschah es nicht selten, daß auch die Frauen, die sich unbewußt an sie klammerten, mit den kleinen Füßen ein wenig ausglitten. Zuweilen kam es vor, daß eine solche Frau eines geliebten Mannes Hand faßte und von diesem hoffte, er werde sie nimmer loslassen, er werde sie hinüberleiten auf blühende Wege des Glücks, aber da zeigte sich's oft, daß dieser Mann ein elender Feigling sei, der nur den Muth hatte sie zu verführen, nicht aber den Muth, für sie zu kämpfen und sie zu schützen.

Und solche Männer machten sich in der Gesellschaft breit, spielten den Ehrenmann und verurtheilten jeden Übergriff.

Ja, es war ein sonderbares Königreich! Zuweilen erhoben Prediger und Dichter ihre mahnende Stimme und sprachen von Gott und Liebe, von Wahrheit und Recht. Aber nur in einzelnen Volksschichten hörte man auf sie, und die Königin verbannte sie von allen Ehrenstellen, weil sie wider sie gesprochen hatten. Überhaupt wurde im ganzen Königreiche so viel über Politik gelärmt und geschrien, daß eine Dichterstimme nur schwer zu verstehen war. Und doch suchte er Menschen — immer wieder. Hielt er's mit den einen, so höhnten ihn die andern. Und hielt er's mit den andern, so schmähten ihn die einen und sagten, wer es mit ihnen nicht halte, der sei überhaupt kein Dichter. Und hielt er sich fern von beiden, dann schrien sie, er sei charakterlos. Das wurde denn den Dichtern mit der Zeit zu bunt und sie beschloßen den Städten den Rücken zu kehren und sich den Dörfern, den einsam verstreuten Ansiedlungen zuzuwenden.

Da kam der eine in die lieblichen Dörfer der Alpen. Er hörte das feine Läuten der Kirchenglocken, Vogelgezwitscher und, behaglich im Takt auf das goldene Korn niederfallend, das melodische Geräusch der Dreschflegel. Auf den Almmatten weideten die Kühe und ließen ihre schöngestimmten Schellen klingen, üppiger Wiesenhauch wogte durch die reine Luft. — — —

Aufathmend gab der Dichter sich diesem Eindrücke hin, — endlich Frieden, Arbeitslust und Daseinsfreude!! Da hörte er in einer der Hütten die scheltenden Stimmen von streitenden Eheleuten, über die Schwelle der zweiten trug man ein Kinderjörglein, und aus dem Hochwald herüber klangen gedämpfte Schüsse und Hundegebell. . . . Also auch hier ist Zank und Leid und Mord, dachte der Dichter. Ja, — es war ein sonderbares Königreich.

Und der zweite Dichter war an ein südliches Seegegestade gezogen, wo die tiefblauen Himmelswände mit dem Wasser in eins zerschmolzen. Palmen wiegten sich im lauen Wind, üppige Blumen leuchteten im grellen



Sonnenschein, alles war Farbe und Schönheit. Da sah er am Strand ein paar Fischerweiber sitzen, die mit ruhig lächelndem Munde plauderten, indessen sie einem Fischlein nach dem anderen den Kopf abriffen; sie erzählten einander die Geschichte des Mordes, den vor wenig Tagen der junge Cesario an seiner Mutter begangen.

Schauernd wandte sich der Dichter ab.

Ja, es war ein sonderbares Königreich. Und das Sonderbarste daran war, daß man es nicht verlassen wollte, trotz allem Abscheu, daß man es lieben mußte, trotz allen Jammers, den es spendete.

Wohin man sich auch wenden mochte, überall Leid und elender Gleichmuth — und dennoch, dennoch wollte man sich nicht trennen von diesem schönen, schlechten Königreich. . . . .

Der Dichter im Dörflein oben gieng in die Hütte und versöhnte die Streitenden; er neigte sich über das Särglein und legte eine Handvoll Blumen darauf. Dann horchte er auf, und als er nichts mehr vernahm von Büchsenknatter und Hundegebell, holte er sich ein rothwangig Kind herbei, beschenkte es, ließ es auf seinen Knien reiten und sang ihm ein lustig Liedchen von Jugendfrohsinn und Maienzeit.

Der Dichter am Seegegestade aber schleuderte dem jungen Fischerweib die zappelnden Fischlein aus den Händen, daß sie zurückflogen in die blaue Flut, faßte es um den schlanken, vollen Leib, und schloß ihm den Mund, der von so häßlichen Dingen plauderte, mit heißen Küffen!!

Da wogte das Meer in höheren Wellen, die Blumen blühten noch farbiger, und die Palmen und Myrthen verzweigten sich lauschig zu einem Hain der Liebe. — —

Ja, es war ein sonderbares Königreich!

## Mathilde.

Eine Erzählung von Karl Haller.

**G**estern war es, da kam ihre Mutter zu uns herüber. Sie trug ein schönes schwarzes Kleid und umso stattlicher und glaubwürdiger erschien es nun, wenn sie ihr Gesicht in die schicklich betäubten Falten zog und ihrer Stimme jenen langweilig weinerlichen Timbre gab, dem man gleich anmerkte, er sei geheuchelt. Sie war gekommen, um sich für das Beileid zu bedanken, das ihr anlässlich des Todes ihrer einzigen Tochter Mathilde ausgedrückt worden war: „Wie das neugeborene Bürschlein trotzdem so gesund sei, wie die junge Mutter schon immer von Krämpfen befallen worden sei, wie ihr endlich ein Tropfen Blut ins Gehirn gedrungen sei, der ihr die Sprache geraubt, aber das Bewußtsein belassen —“ das

wurde alles dünn und kalt gesagt, ein bißchen mit Thränenfeligkeit geziert; dann kam aber das Gespräch bald auf die Wohnung, auf die Dienstboten, auf den Wein, und es dauerte gar nicht lange, so lief über die fetten Wangen ein fröhliches Schmunzeln und die tiefbetrübte Großmutter, die den Nachmittag vorher ihre einzige Tochter begraben hatte, war guter Dinge.

Das mag groß sein, wenn einer sagte: „Schaut! Was für eine Kraft gibt doch das Leben denjenigen, die es voll und ganz leben!“ Und zur triftigen Entschuldigung der alten Frau möchte vielleicht noch angebracht werden, daß sie ja noch vier Söhne habe, alle reichlich mit kräftigen, schmucken Kindern gesegnet, und daß ein Besonnener ausrufen müsse: „Seht diesen Segen des Lebens, schaut diese Stammutter an! Wie wenige Jahre mögen erst vergangen sein, und sie hätte noch einem kräftigen Sprößling das Leben geschenkt!“

Ja, eine rüstige Frau! Was hat sie denn hart gemacht? Denn es war doch die einzige Tochter. — Freilich, als der Gatte gestorben, war sie mit fünf unmündigen Kindern auf eine kärgliche Pension angewiesen und die unausbleibliche Bettelei und Kriecherei, die damit verbunden ist; oder war sie von jeher hart? Denn das soll sich noch zeigen.

Ihre Mathilde war schön, wirklich wie es für eine Schönheit sein muß. Es kamen Bewerber; ein recht reicher, zwei wohlhabende und ein armer Teufel. Hätte sie den Reichen genommen, dann wäre es mit aller Noth vorbei gewesen; aber das Mädchen wußte in seiner thörigen Jugend nicht, daß die Liebe wie der Blütenstaub sei, der ein paar Tage auf der Krone bleibt und den ein Hauch davonhebt — wohin? — Und daß dieselbe Blüte nie wieder ein Stäublein tragen darf; das wußte sie nicht, griff daher weder nach dem einen, noch dem anderen der beiden Wohlhabenden, sondern hieng sich mit aller ihrer Blütenstaubliebe unter Lachen und Weinen an den Hals des armen Teufels und sagte: „Ich laß' dich nicht.“ Sie sagte es nicht allein ihm, sondern auch der Mutter.

Das gab kein gutes häusliches Leben. Alle Einreden waren fruchtlos, und an einem Sommerabende vor etwa sechs Jahren wurde die schöne Mathilde verstoßen. Nicht weit verstoßen, denn in demselben Hause wohnte ein armer czechischer Dosenmacher mit Weib und Kind; der nahm sie auf und in dieser Familie verbrachte sie ihre Brautzeit. Daß es in den wenigen Wochen keine schönen Reden waren, die es zu hören gab, läßt sich denken; aber der großmüthige, gutherzige Dosenmacher blieb sich gleich, denn der Bräutigam hatte ihm Freytag für alle Auslagen versprochen und sein Wort zum Theil auch schon eingelöst. So gieng der biedere Meister mit den Brautleuten zum Pfarrer und aufs Gemeindeamt, und was sonst noch die Behörden verlangen. Endlich war der Tag der Hochzeit und des Auszuges bestimmt, endlich war er auch gekommen und in der bescheidenen Wohnung saßen beim einfachen Mahle die Neuvermählten,

zwei Beistände und von den Angehörigen der jungen Frau ein Bruder, der im Hause auch nie wohlgelitten war, weil er zu wenig oder nichts verdiente, und den ein ähnliches Gedrücktsein der Schwester treu verbündet hatte. Er mag es nicht immer gesehen haben, daß ihn oft und oft ein dankbar inniger Blick traf, der kosend — lange genug — an ihm haften blieb, und fröhlich gieng's nicht her.

Und nun vergiengen Jahre; Mutterherz! — Jahre. Im ersten stellte sich ein strammer Junge ein; ich habe ihn gesehen, ein schmuckes Bürschlein, geweckt und frisch, jetzt ist er fünf Jahre alt und sieht natürlich der Mutter ähnlich. Die junge Mutterfreude, so meine ich, spiegelt sich am schönsten in der Großmutterfreude, das blieb ver sagt. Das Büblein kam wie alle anderen beiläufig nach einem Jahre dazu, auf den eigenen Füßen zu stehen, mit ihnen schon ganz wacker herumzustrampfen. Die junge Frau fühlte, daß sie ein zweitesmal Mutter werde und in der Bangigkeit, die da gewöhnlich in Weiberherzen einzieht, mag sie wohl öfter als einmal den Jungen recht sauber gepuht haben, sein Händlein gefaßt und jenen Weg gegangen sein — nun, was für einen Weg denn? — Das erwartete Kind kam und war ein Mädchen und gut drei Jahre waren vergangen; aber nur der eine Bruder war manchmal zu Besuch gekommen und von dem dürftigen Geldlein, das ängstlich gehütet in der Lade lag, war so jedesmal weniger geworden, aber gerne gegeben.

Die Liebe — hm! —, die war wohl verflogen und ein reinliches Flämmchen zuckte dann und wann empor, wenn das eine oder andere der Kinder etwas Herziges gesagt oder angestellt hatte, so daß die Eltern darüber den Quell wieder trafen, dem diese Freude eigentlich entsprungen war. Und — wirklich — auch sonst hatten Glat und Gram sich recht tröstlich beruhigt, ebenso recht tröstlich, wie die Arbeit beruhigen kann. Ach sollte ihr eigentlich ein Loblied singen, aber es ist genug, wenn ich sage: unsere Frau Mathilde hatte nicht nur im Haushalte genug zu thun, sondern sie arbeitete auch für fremde Leute. Das lektete mußte heimlich geschehen, denn für eine Beamten'sfrau schickt sich das nicht; aber es geschah, und so manches Hausgeräth konnte angeschafft werden und manchmal wurde sogar ein Namens- oder Geburtstag damit reichlicher als sonst gefeiert. So flossen die Tage dahin, reihten sich zu Monaten, und aus diesen wuchsen etliche Jahre aufeinander wie bei einem Baume, daß die Ringe nach innen immer härter werden, und hätte die Frau nicht ab und zu von der Arbeit plötzlich aufgeblickt und traumverloren vor sich hingesehen, wer weiß, ob einer daran gedacht hätte, es müsse sie ein Herzweh drücken. Aber dann fuhr sie sich mit der Hand über die Stirne, stieß einen raschen, heimlichen Seufzer hervor und wandte sich doppelt eifrig wieder der Arbeit zu. So segnet sie, die Arbeit, denn sie wendet mit der strengen geforderten Achtsamkeit den beschwerlichen Kummer

ab, und holt an Feierabenden ein schönes Lachen gerade dort hervor, wo auch das Weinen liegt. Freilich! — Falten zeichnet sie ins Gesicht, die Augen können nicht mehr recht glänzen und die Stimme klingt auch müder; aber das ist schon so, denn auch bei der Arbeit bekommt man den Segen nicht umsonst.

So sind gut sechs Jahre vergangen. Harte, — stille Jahre; wenn nämlich auf die Liebe kein Thau fällt und kein freundlicher Hauch darüber geht, oder wenn vor dem Thore, das die Freude hereinlassen soll, der Niegel stecken bleibt, dann gibt es keine besseren Zeiten. Aber die Liebe zur Mutter ist so wunderstark — auch diesmal, daß sie sich nur versteckt, und doch aus heimlichen Thränen und zärtlichem Gedenken einen Schatz zusammenhäuft, wenn auch der Troß und die Bitterkeit jedesmal zornig wegschauen, so oft es klingt; und ich sage von unserer Mathilde, der Schatz wuchs. Daneben blieb das Lebensläuslein ein kümmerlicher Trab, den das Kindespaar noch am öftesten anfeuerte; manchmal versagte freilich das Hussa und Hurrhah und die verweinten Gesichter verbargen sich im Schoße der Großmutter; die war's von des Vaters Seite her, denn daß Kinder zwei Großmütter haben, wußten die Kleinen ja nicht. Zu alledem war es noch ein gutes Glück, daß der liebe Gott — oder wer dies Amtlein verwaltet — ein Einsehen hatte und den Leib der jungen Frau verschloß, damit nicht zu viele Engel da seien, wo das Brot zu wenig wird.

So war's; und so war's geblieben? — Das weiß ich nicht, — wenn nicht ein Bote hin und wieder gegangen wäre, den der Zwist alle Tage verdross, und der traurig und zornig, gütlich und scherzweise mahnte und bat, und davon so lange nicht abließ, bis — nun bis die Großmutter erlaubt hatte, daß man wieder kommen dürfe. So ist es ja, wenn der traurigste Garten keinen Gärtner hat, so trägt der Wind ein paar Grassämlein hin, und die treiben dann getreulich ihre grünen Palme; dazu ist ja Grün die Farbe der Hoffnung.

Also auch da kam ein Tag der Versöhnung, des Friedens. Das dreijährige Bübchen auf dem Arme, den guten Bruder an der Seite, so schritt Mathilde nach sechs oder sieben Jahren wieder einmal dem Vaterhause zu. Daß Gefühle emporstürmten von allerlei Erinnerungen aufgejagt, brauche ich nicht zu sagen; ebensowenig, daß ihr der Fuß manchmal jählings so schwer wurde, als ob sie ihn nicht mehr heben könne; dann drückte sie aber ihr Kind fester an sich und der Schatz fieng heimlich zu klirren und zu klingen an, als ob er sagen wollte: „Du bringst ja mit, du kommst ja nicht leer!“ Der Schatz an Sehnsucht und Liebe nämlich; auch jener Schatz, der sich in fast allen Kindesherzen anhäuft, Jahr um Jahr wächst, und wenn die Scheitel der Eltern zu grauen anfangen, gerne gibt und hilft, daß ein freundliches Alter gesichert sei; ja sogar noch Liebe genug dazu, wenn darnach verlangt wird. Leute, die Schätze haben, sind allemal



stolz, darum war auch Mathilde muthiger und trat mit ihrem Geleite unter mehr Hoffen als Bangen ein.

Die Großmutter war noch nicht zu Hause; in der Küche hantierte ein dralles Mädchen, ließ aber gleich alle Geräthe fahren und starrte mit offenem Munde die junge Frau an, von der sie schon so viel reden gehört hatte. Inzwischen war der kleine Neffe von Conrad, dem Getreuen, sorglich auf den Boden herabgestellt worden, und die Mutter verbarg ihre Aufregung, indem sie an dem Fuße des Kindes nestelte und glättete, dann faßte sie sein Händchen, gewahrte, daß die Thüre in das Wohnzimmer nicht eingeklinkt war, blieb aber stehen und sah vor sich. Ja, ja! Wer um Verzeihung kommt, der soll eigentlich vor der Thürschwelle bleiben! —

Der Tag war heiß und still. Der Garten blühte wie jemals zum Fenster herein, aber sogar der unermülichste Anselmaß schwieg. Das beängstigend ungestüme Herzklopfen hatte aufgehört und nun wurde es noch stiller, denn ein geprüftes Herz suchte nach Zeugen aus den Tagen seiner Unschuld.

Minuten vergingen. „Sie kommt noch nicht! — „Wird sie doch kommen?“ — „Ja, ja“; das war alles schon geflüstert worden und es vergingen wieder Minuten.

Endlich!

Da näherten sich feste Schritte, eine kräftige Hand öffnete die Thüre: „Nun?“, sagte die Großmutter, denn sie war es; — da rissen die sechs oder sieben Jahre den Kopf der Tochter jählings herab, dabei stürzten genug Thränen, die Hand der alten Mutter ward gierig erfaßt, und die Verstoßene stammelte: „Ich küß' die Hand, Mutter, und ich bitt' um Verzeihung!“

„Das ist also die Mathilde wieder? — Kommt herein!“ sagte sie. Nun betraten sie das gute Zimmer, setzten sich um den Tisch, und unter den starken prüfenden Blicken der Mutter erröthete und erblaßte Mathilde wie jemals. Ebenso überkam sie auch eine heiße Innigkeit, in der sie am liebsten die Füße der Verzeihenden umfaßt hätte und dazu nur gerufen: „Ich hab' dich ja wieder!“ Aber dazu kam es nicht, denn die Großmutter hatte schon bedacht, was die Veröhnung zu bedeuten habe, und daß sie die Verzeihende und Mutter sei; sie wollte auch zuerst erforschen, ob die Mathilde schon genugsam erkannt habe, daß eine Mutter immer recht behalte, deshalb verblieb sie in fester, fast abweisender Ruhe und ließ sich im Gespräch nicht hinreißen. Antworten bekam sie nicht viel mehr, als: „Ja, ja und nein, nein“; das Wort „Mutter“ kam wohl jedesmal dazu, und es kann recht gut sein, daß Mathilde in den letzten Wochen des Zuhauseins zusammen nicht so oft Mutter gesagt hat, als an diesem einen Nachmittage. Als nun die

harten Fragen — alte Leute können ja hart fragen —, immer weniger wurden, und ein milder Hauch durch das Zimmer gieng, so daß sie alle ein Weilchen nur still dasaßen und sich verfühlich in die Augen schauten, erhob sich im Winkel hinter einem Vorhange ein Engel. Sein Leib war wachsgelb; an den Schultern trug er schön ebenholzschwarze Flügel, seine sanften Augen waren auf ein silbernes Kreuz gerichtet, das er in seinen Händen hielt. „Mathilde“, sagte er leise vor sich hin, „ich komme noch einmal zu dir.“ Damit war er auch schon wieder verschwunden. — —

Nun kamen stillfreundige Tage für die junge Frau. Ist es denn viel oder wenig, wenn eine Mutter wieder gut wird? Da, wo Mathilde schaltete, da war es genug, und wenn auch ihr Antlitz nicht immer vor Freuden strahlte, mitten im Trubel der häuslichen Geschäfte fiel ihr ein: „Das muß ich doch der Mutter sagen, das will ich sie fragen, was wird sie wohl meinen dazu“, und daß sie alles das in ihrem Sinnen aufregen konnte, that ihr so wohl. Einmal fieng sie gar vormittags hellauf zu singen an, ein Lied aus ihrer frühen Mädchenzeit, so daß ihr Knabe erst verwundert auffuhr, und als das Mirakel andauerte, hingieng und sagte: „Mutter, du singst ja?“ — „Freilich, du Schak“, erwiderte sie fast jauchzend und gab ihm ein Stück Zucker. — Das waren gute Tage und es kamen noch bessere. Eines Abends nämlich war der Gatte freudestrahlend nach Hause gekommen, hatte einen Bogen stürmisch in der Luft geschwungen, alle umarmt und geküßt, einen Festschmaus bestellt, alle Verwandten dazu persönlich eingeladen — und das alles, weil er die erste ausgiebige Beförderung erhalten hatte. An Nadel und Scheere, Nähmaschine und Bügeleisen, Meterstab und Fingerhut wurden übermüthige Aureden gehalten, daß sie fürderhin ganz allein dem eigenen Haushalte zu dienen hätte und es war ein frohes Gefühl, mit dem Mathilde die letzte bestellte Arbeit ablieferte, wobei sie aber nicht vergaß, in herzlichen Worten für den zugewendeten Verdienst noch zu danken. Die besseren Tage verblieben nun in ihrem freundlichen Ansehen und erfuhren manches rühmende Wort, wenn sich ein geeigneter Anlaß dazu bot; denn es gibt schon noch Herzen, die länger dankbar sein können als bis zum nächsten Morgen. Nun ist es aber nicht anders auf der Welt: für einen, der sterben muß, wird gewiß wieder eines geboren; ob er daheim oder in der Fremde sterben werde, ob es ein Groß-Kiedingsdorfer oder ein Hottentotte sein werde, dem es diesmal gut gethan hätte, sich für die letzte Fahrt zu rüsten? — Kurz und gut: Frau Mathilde vertraute eines Morgens ihrem Manne wieder ein süßes Geheimnis. Als er ganz fröhlich erwiderte: „Gibt Gott das Hässlein, gibt er auch das Gräslein! — Nun, und das Gräslein haben wir ja schon?“, da dachte er nicht daran, daß für das neue Leben diesmal kein rabenschwarzes Hottentöttlein büßen werde, sondern das gute treue Weib. — Es kam

aber so; denn schon als junges Mädchen hatte Mathilde viel an Krämpfen zu leiden gehabt, und die Hoffnung und Verheißung, daß sich mit den Jahren das Übel bessern werde, erfüllte sich nicht; es ward sogar immer schlimmer damit. Solcherweise befehdeten sich nun in Mathildens Herzen zwei feindliche Gewalten: die wachsende Liebe zum aufkeimenden Leben und die bittere, wortlos große Angst um das eigene; aber die Frau hielt Stand, tapfer und fromm, und wer's genau betrachtet, muß sagen: sie konnte nicht viel anders. Auch dafür ist Armut oder ein knapper Wohlstand gut, daß die Herzen nicht so viel Zeit zum Verzagen haben.

— — — Drei Tage lang hatte schon alles gejubelt, daß es so gut vorbeigegangen sei; am vierten kam aber der Krampf.

Nun lag Frau Mathilde noch stiller als sonst. Den Tag vorher noch hatte sie, wenn auch mit schwacher Stimme, alles angeordnet, und wenn es Klagen und Fragen gab, geantwortet und beschwichtigt, heute nicht mehr. Das fröhliche Gelärm der Kinder war verstummt, das Gerassel und Geklirr der Küchengeräthe gedämpft, und nur wenn der kleinste Weltbürger seinen Gesang erhob, wurden die Thüren gar sanft aufgeklinkt, und wer einen lange aufgesparten Gang doch thun mußte, kam und gieng auf den Zehen. Mit einem Fünkchen Hoffnung, daß die Liebe und Treue immer wieder ansachten, wenn es auch vor Angst oft genug winzig klein geworden war, trat der Gatte ins Zimmer, an das Bett, und wartete auf nur ein Zeichen des Lebens; er rief zärtlich ihren Namen, — die Schwerfranke athmete unverändert leise fort. Es werden ein paar Thränen gewesen sein, was in seinen Augen funkelte, als er in die Küche zu seinen Kindern trat; die gestörte Ordnung, daß die Mutterhand mangelte, hatte auch die Kleinen verschüchtert und vom zureichenden Mahle wurde das meiste wieder weggetragen. Es waren aber auch schon neun Stunden vergangen, seit sie das letzte Wort gesprochen und den letzten Blick gethan.

Da wurden die Ärzte gerufen. Ihrer drei standen zugleich am Bette, ließen sich berichten, was es alles gegeben habe, untersuchten und sagten dann: es sei keine Hoffnung, und wenn sie aufkäme, wäre es ein Wunder.

Nun erwachte in allen Liebe und Neue; entferntest Verwandte, die das Kind liebtest hatten und die Erwachsene geschmäht, als sie unnachgiebig geblieben war, traten nach den sieben Jahren in die Stube und brachten mit, was ein Krankes erfreut und haben darf; aber es wurde alles still beiseite gelegt, denn man konnte ihr nur eines gönnen — Ruhe. Mutter und Brüder, die sich seit der Versöhnung wieder wochenlang nicht hatten sehen lassen, kamen des Tages lieber zweimal als einmal, und es war eine schmerzliche Genugthuung für den guten Conrad, daß dieselben jetzt mit herzlich aufgeregtem Kummer kamen, die ihn sieben Jahre mit

ihr und allem Gram allein gelassen hatten. Aber es half nichts; nur wenn ihr mit dem Schwamm Nahrung eingeslößt wurde, kam es wie ein Lebenshauch über sie. Und als der Gatte noch einmal zu den Ärzten gegangen war, hatten sie ihm gesagt, wenn sie am Leben bliebe, sei sie taub und irrsinnig. Das weiß ich nicht, ob er um Taubheit und Irrsinn gebeten hat.

Aber die Ärzte hatten unrecht; die mit Gaben und Wünschen zu ihr gekommen und still weggegangen waren, oder die Zähne auf die Unterlippe gepreßt, wußten nicht, daß der Athem, der dem bleichen Munde entquoll, wie viel heißer war als sonst. Wenn eines der Kinder „zur Mutter!“ bat, hätte sie gewiß gerne die liebevollen Augen aufgeschlagen und gesagt: „Komm nur, Schatz!“ Ja, wenn eines der Anverwandten mit leisen Schritten an das Lager trat, wußte sie, wer es sei; sie war also weder taub noch irrsinnig. Es war ihr eben alle Kraft genommen, mit der man freundlich die Augen aufschlägt, mit der man dankbare Worte sagt, mit der man die Hand zur Liebkosung hebt. Da mußten sie freilich ungetröstet wieder fortgehen und so verströmte die letzte Liebe, und kein Becherlein oder Trühelein that sich dafür auf.

Noch drei, vier Tage lag sie dahin. Dann kam wieder eine Nacht, denn Tage und Nächte hören nicht auf. Der Gatte und Conrad hatten sich bisher in die Nachtwachen redlich getheilt; diesmal traf es den Gatten. Er setzte sich an das Lager, stellte die Lampe auf das Nachtkästchen, hieng einen Schirm daran, so daß die Kranke kein Lichtstrahl treffen konnte, und nahm ein Buch zur Hand, um darin zu lesen. Aber sein Geist konnte vor Müdigkeit und Gram das Geschriebene nicht mehr fassen; er legte daher das Buch bald wieder weg, löschte die Lampe aus, so daß nur das Nachtlicht seinen kärglichen Schimmer verbreitete, und neigte sich zu einem unruhigen Schlummer.

Den ganzen Nachmittag bis in diese Stunde war der Himmel düster umzogen gewesen, aber nun wich das Gewölke, der erste Stern trat lieblich heraus und viele funkelnde Kameraden folgten ihm geschwinde nach.

Nun war Frau Mathilde wieder einmal ganz allein, eigentlich war sie es schon fast zwei Tage lang. Da alle Versuche, eine freundliche Erwiderung zu erfahren, vergeblich blieben, waren die Herzen gleichgültiger und kälter geworden, denn auch die Liebe kann ermüden. Das entgieng der Kranken nicht und brachte ihr anfangs vielen Schmerz; aber sie mußte sich auch hineinfinden und weil sie nur ihre Geisteskräfte zu allerlei Sinnieren noch regen konnte, gab sie sich zufrieden. Ein paar Schlummerstündchen kräftigten sie ein wenig dazu und so hatte sie schon ausgedacht: „Wie lange es dauern werde, bis ihr lieber Gatte „Rath“ sei, was sie aus ihren Kindern zu bilden gedente und zu diesem letzten betäubte es sie, daß auch eine Mutter einmal sterben müsse; sie



dachte nicht allein an sich selbst, sondern auch an die veröbnte Großmutter, der sie noch manches Liebe zu erweisen gewillt war. Freilich fiel ihr nie ein, daß in dieser selben Nacht einmal die Kirchenglocken eine Stunde schlugen und sie dann weit — o wie weit schon! — fort sei. Frau Mathilde war ja noch jung, und der Jugend mag man es gerne verzeihen, daß sie nicht so geschwind an das Sterben denkt.

So war sie auch diesmal wieder erwacht; ihr fein geübtes Gefühl sagte ihr: Es sei Nacht, es brenne nur das Öllämpchen und wer neben ihr nun in den tieferen Athemzügen des Schlummers dem nächsten Morgen entgegenlebe, sei ihr Gatte. Das war schon öfter so gewesen, und sie überließ sich daher bereitwillig wieder dem räthselhaften Nichtsein, das wachen Träumen vorausgeht. — Da war es ihr auf einmal, als ob aus weiter Ferne ein sanfter schöner Kirchengesang hertöne. „Ob es doch einen Gott gebe“ — dachte sie; — und was in ihrem Lebenskreise stand, zog sie näher herein und überschaute es. Da sah sie: Unverschuldete Armut neben unverdientem Glück, bei kleinen Fehlern — tiefe Reue, bei großen — freche Schamlosigkeit — und weil sie, wie viele aus dem Volke es oft thun, in Gott nur den gerechten Richter suchte, fand sie ihn nicht und ließ davon ab, ihn weiterzsuchen. Aber aus der gläubigen Kinderzeit war ein Rest von Gottessehnsucht verblieben und an unsichtbar tiefliegenden Fäden herangezogen stand unversehens die erste „Brautpuppe“ da. Vergoldete Nüsse, glänzende Lichter und das tiefe, treue Tannengrün waren gar bald auch dabei, der Zauber der Weihnacht stieg empor. O du Mathildenjugend, was ist dir denn eingefallen, daß du jetzt — in ihre Sterbenacht — mit deiner keuschen, lachenden Pracht gekommen bist? Aber rühre dich nicht, armes Weib, sonst zerfliehet alles: und ein Viertelstündchen weht es, wie ein sanft kränzelnder Hauch um ihre Lippen. — Das Öllämpchen dämmerte inzwischen mühselig weiter, und den Mann schütterte es plötzlich, als ob er einen schweren Traum gehabt hätte, und es war nur die letzte schöne Erinnerung, die am Herzen seines Weibes eben vorübergegangen war.

Das, was Leben heißt, hatte aber noch Tribut zu fordern, und so befiel sie, kaum daß die traurig-süße Wehmuth zerronnen war, die letzte Angst. Es war ihr nämlich, als ob mit einemmale eine zehrende Kraft von außen immer näher nach ihrem Herzen strebe, als ob eine eiskalte Hand darnach tappte, und wie die Blicke einander folgen, brach es nun aus ihr: „Muß ich sterben? Ich möchte, ich will leben! Leben! — Hilfe!“ — Aber kein Laut ward hörbar. Ein kräftiger Schauer lief durch ihre Glieder, in allen Äderchen stürmte das Blut, unter den Lidern quollen Thränen hervor — — ; noch einmal raffte sie alle Kräfte des Entriinnens zusammen, die zuckenden Lippen öffneten sich schon — — — ; da traf sie ein sanfter Hauch, die Wände wichen zurück, auf Wolken

jenkte sich eine Treppe herab, und auf ihren untersten Stufen schritt ein Engel langsam hernieder. Sein Leib war aber rosig schön, seine Flügel von glänzendem Golde, und in seinen Händchen trug er statt des silbernen Kreuzes einen überaus lieblich funkelnden Stern, und als er an ihr Lager getreten war, sagte er mit süßer klarer Stimme: „Arme, gute Mathilde, schau, was ich dir mitgebracht habe.“ Da konnte sie die Augen aufschlagen und gewahrte den Stern, und weil sie verwundert fragend auf den Engel schaute, sprach er wieder: „Jeder gute Mensch hat seinen Stern, das ist dein Stern. Gest! Du nimmst ihn?“ Da glänzten ihre Augen; als ob sie nie krank gewesen wäre, so wunderleicht richtete sie sich auf; dann hob sie die Hände verlangend — — —, da war alles verschwunden.

Am andern Morgen schien die Sonne wieder auf das Lager; die Kranke lag wie sonst da. Der Arzt kam früher und sagte nach dem ersten Blicke: „todt“. Da gab es wieder vielen Schmerz, es kamen auch alle wieder; auch die versöhnte Großmutter und mit kräftigen Schritten trat sie hervor, und weil sie nichts besseres wußte, sagte sie: „Siehst du, Mathilde! — wärest du zu Hause geblieben.“

Nun berichte ich das letzte, was ich von der Verstorbenen erfahren habe. Am Abende, als man sie begrub, waren ihre Kinder in ein fremdes Haus geführt worden; der Tag war schön und sie unterhielten sich im Garten auf das beste. Nun wurde ihnen wiederholt eingeschärft, auf die Kleider zu achten, denn es waren neue schwarze Kleider. Du Unschuld! Dafs die Mutter gestorben war, daran dachten sie längst nicht mehr; wer wollte es auch den armen Kleinen verargen, es muß ja doch so eingerichtet sein, und sie können ja nichts dafür. Aber dafs ihnen ein zertrümmertes Pferd, ein zerstoßenes Wägelchen Schmerz, mehr Schmerz bereitet als der Tod der Mutter, ist das recht? Vielleicht deshalb, dafs ihnen die Kraft verbleibe, um ähnlichen Losen entgegenzuwachsen. Sollte doch die Großmutter recht haben? — fragen darf man ja.

## Haben die Thiere eine Sprache?

Von A. Engel.<sup>1)</sup>

Man sagt, es sei der Mangel der Sprache, welcher das Thier verhindert, etwa vorhandene geistige Fähigkeiten auszubilden. Aber, haben denn die Thiere wirklich keine Sprache? Sie verstehen sich unter einander vollkommen, und nicht nur die Individuen einer Gattung, sondern auch die andersartig gebildeter Geschöpfe. — Sie übertreffen darin den Menschen,

<sup>1)</sup> Diese anregende Studie entnehmen wir der Schrift: „Das Thier und sein Recht im Lichte der Religion, der Philosophie und der Literatur aller Völker.“ Von A. Engel. (Straßburg. G. L. Kattentidt.) Im Namen der armen, oft empörend ungerecht behandelten Thiere wäre diesem Büchlein die weiteste Verbreitung, die tiefste Beherzigung zu wünschen.

der sich die Sprachen anderer Nationen mit großer Mühe aneignet und in häufigen Fällen die Dialecte seiner eigenen Heimat nicht versteht. — Über solche gegenseitige Verständigung berichtet Wenzel in seiner Schrift „Entdeckungen über die Sprache der Thiere“ folgenden hübschen Fall: „Ich hatte einen Hund und eine Kaze, welche einander so lieb gewannen, daß eines ohne das andere nicht sein konnte. Bekam der Hund ein gutes Stückchen, so konnte ich versichert sein, daß auch die Kaze, seine gute Freundin, ihren Antheil davon bekommen würde. Sie hatten ein gemeinschaftliches Bett, fraßen friedlich aus einer Schüssel und giengen täglich miteinander spazieren. Ich wollte diese dem Scheine nach so innige Freundschaft auf die Probe stellen und nahm eines Tages die Kaze allein auf mein Zimmer, während ich den Hund in einem anderen bewachen ließ. Ich bewirtete hier die Kaze auf das beste, denn ich wollte erfahren, ob es ihr ohne ihren Kumpan, mit dem sie bisher doch immer Tafel gehalten hatte, so wie vordem schmecken würde. Das Thier fraß mit voller Begierde und schien des Hundes völlig vergessen zu haben. Ich hatte ein Rebhuhn, wovon ich mir die Hälfte zum Abend aufbewahren wollte; meine Frau deckte deshalb einen Teller darüber und stellte es in einen Wandschrank, ohne jedoch dessen Thür zu verschließen. Die Kaze entfernte sich, meine Frau zog sich zum arbeiten in ein Nebenzimmer zurück und ich nahm Hut und Stock, um auszugehen. Als ich wieder zurückkam, erzählte man mir Folgendes: Die Kaze hatte eilig das Speisezimmer verlassen und sich zu ihrem Hunde verfügt, wo sie ungewöhnlich stark, anhaltend und in verschiedenen Tönen miaute, was der Hund zuweilen mit Bellen beantwortete. Hierauf giengen beide nach dem Speisezimmer und warteten, bis die Thür geöffnet wurde, worauf sie im Nu drinnen waren. Das Miauen der Kaze machte meine Frau aufmerksam, sie gieng leise an die halbgeöffnete Thür und beobachtete was vorgieng. Die Kaze führte den Hund zum Schrank, in dem sich das Rebhuhn befand, stieß die Schüssel herab und brachte den Braten dem Hunde, der ihn mit Vergnügen verzehrte. Nun verkrochen sie sich beide und warteten mit Ungeduld, daß sich das Zimmer wieder öffnen werde. Ich war der erste, der die Thür aufmachte und schüchtern liefen Hund und Kaze zwischen meinen Füßen hindurch. Meine Frau erklärte mir ihre Schüchternheit. Die Kaze hatte dem Hunde wohl durch ihr Miauen zu verstehen gegeben, daß sie ein herrliches Mahl gehabt und wie leid es ihr gethan, es alleine genießen zu müssen, ihm dann wahrscheinlich dabei gesagt, daß sich noch etwas für ihn im Schranke befinde und ihn beredet, ihr dahin zu folgen.

Von dieser Zeit an habe ich diese beiden Thiere zu einem besonderen Gegenstande meiner Beobachtungen gemacht und mich vollkommen überzeugt, daß eines dem anderen treulich Nachricht von dem gab, was einiges Interesse für sie hatte. — “

Wenn wir behaupten wollen, daß was wir nicht verstehen, sei überhaupt nichts, so besitzen, unserer Ansicht nach, alle fremden Völkerstämme keine Sprache. Es ist sogar anzunehmen, daß wenn wir einen Eskimo und einen Hund vor uns haben, und beide reden in ihrer Sprache zu uns, wir diesen viel eher verstehen würden, als jenen, weil er unserer Individualität viel näher steht. Ebenso würden wir dem Hunde mit der größten Leichtigkeit etwas begreiflich machen können, was jener niemals verstehen würde.

Das Mittelalter hatte in seiner naiven Auffassung diese Thatsachen richtig erkannt. Es nannte den Gesang der Vögel ihr „Latein“, wie es jede unverständene Menschensprache „latein“ oder „welsch“ nannte. (Majius, Naturstudien.) — Die Nachtigallen der Söhne des Claudius sollen wirklich Griechisch und Lateinisch gewußt haben, und sehr eifrig gewesen sein, täglich etwas Neues zu lernen (Plinius), und im Jahre 1546 sollen sich in Regensburg zwei Nachtigallen gestritten haben, welche am besten Deutsch spräche. (Ornithologus.) —

Die Sprache der Thiere ist in früherer Zeit ein Gegenstand des Studiums und des Wissens gewesen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte ein Candidat der Rechte, Johann Benjamin Grosser aus Breslau, auf dem Lande die Gänsesprache studiert und beabsichtigte ein Gänselexikon zu schreiben. In einer Inaugural-Dissertation des Karl Bizniewski, der 1837 zu Wilna promovierte, finden sich einige Proben der Thiersprache und ihre Deutung, unter anderem ein Hühnergespräch angeführt. Der Verfasser spricht den Voratz aus, diesen Gegenstand immer mehr ergründen zu wollen. Ein Werk ähnlichen Inhalts „Idiomologie des animaux ou recherches historiques, philosophiques et glosso-logiques sur le langage des bêtes“ wurde verfaßt von Pierquin de Gembloux. — In „The music of nature“ tritt der Engländer Thomas Gardiner in die Fußstapfen des Dupond de Nemours, welcher angibt, eilf Worte aus der Taubensprache, ebensoviele aus der der Hühner, vier aus der Aken-, zweiundzwanzig aus der Kinder-, dreiunddreißig aus der Hundesprache und die Rabensprache ganz und gar zu verstehen. Ebenfalls behauptet derselbe, den Sinn vieler Vogelstöne entdeckt zu haben, deren Gesang er mehrfach in Noten gesetzt hat. (Majius.) —

So unwahrscheinlich wie dies zuerst klingt, erscheint es nicht mehr, wenn wir bedenken, daß wir die Thiere, mit denen wir verkehren, sehr bald verstehen lernen, und wenn wir uns nicht damit begnügten, sie aus den Äußerungen ihres ganzen Wesens, aus Blick, Ton und Gebaren zu begreifen, so würde es auch wohl gelingen, die einzelnen Laute in Menschenworte sinngetreu zu übersetzen, da sie ja nicht ein Chaos von Tönen producieren, sondern für gewisse Empfindungen ganz bestimmte Ausdrücke haben. —



Die ganze Märchenwelt, welche sich aus dem Verhältnis des Menschen zur übrigen belebten Schöpfung herausgebildet hat, ist durchtönt von der Sprache der Thiere. Ein Märchen ist nichts weiter, als die Verkörperung der Naturseele, wie sie dem ursprünglich empfindenden Menschen, wie heute noch in seiner Kindheit so früher der Kindheit der Völker entgegentritt und entgegengetreten ist. —

O du Kindermund, o du Kindermund,  
Unbewußter Weisheit froh.  
Vogelsprache kund, Vogelsprache kund  
Wie Salomo.

(Rüdert.)

Viele der Sagenhelden des Alterthums sind der Thiersprache, besonders der der Vögel kundig gewesen. So: Tiresias, Helenus, Thales, Melampus, Apollonius von Tyana, Salomo u. a. — Zur Weisheit des Mittelalters gehört diese Kunde ebenfalls. Die Sage gibt mannigfache Mittel an, die Thiersprachen zu erlernen. In der „Edda“ unterhält sich Utli mit einem Vogel. Die Legenden der Heiligen berichten von ihrem Verkehr mit den Thieren, wie sie nicht nur zu ihnen gesprochen haben, sondern das Verständnis ein gegenseitiges gewesen ist. —

Die moderne Poesie hat sich die Übersetzung der Naturlaute ebenfalls angelegen sein lassen. (W. j. näheres darüber in der Schrift von Dr. L. Jacoby: Über die Nachahmung von Naturstimmen in der deutschen Poesie, und in den Kinder- und Volksbüchern bei Simrock u. a.)

K. Stieler nennt in seinen „Culturbildern aus Bayern“ die innige Beziehung der Bergbewohner zur Thierwelt in Brauch und Sitte, in Wort und Lied eine fast märchenhafte. Er bemerkt, wie die Sennerin geschäftig mit ihren Kalben spricht, wie sie bekümmert ist, wenn ihnen ein Leid widerfährt, wie der Hirt jedes Stück seiner Herde nicht bloß dem äußeren nach, sondern in seinem Charakter, in seinem Vergnügen und seinen Fehlern kennt. Wie sehr dem oberbayerischen Bauern das Thier ein belebter Freund und Genosse ist, davon erzählt Stieler einen charakteristischen Zug. Er berichtet, wie er einmal einen Bauer hinter seinem Pflug hergehend getroffen habe, und wie derselbe ganz untröstlich gewesen sei, indem er gemeint habe: „Das Roß hat halt koa G'müt. Es hat kooan Berdruß, wenn i ihm mit der Goasel kimm, und kooa Freud, wenn's in der Frühl sein Habern sieht, es thut sei Sach schön stad dahin, aber 's hat kooa G'müt.“ —

Der Verfasser hat recht, wenn er den Zug, der die Thierseele gleichsam persönlich faßt, deutsch und urtief nennt. Es ist einer der schönen Züge, welche dem Gemüth der Deutschen eigen sind. Aber es ist auch zugleich urmenschlich. Mythologie, Märchen und Sage verdanken ihm größtentheils den Ursprung. Es sind die Reiche, in welche die Menschenseele ihre Sehnsucht nach einer innigen Vereinigung aller leben-

digen Geschöpfe flüchtete, als die berechnende Vernunft sich mit dem Schwerte ihres kalten Hochmuths vor die Thür des Paradieses eines solchen ursprünglichen Brudersfriedenszustandes stellte. —

Der so mit Recht populär gewordene englische Philosoph Samuel Smiles lehnt den Ausdruck „stumme Thiere“ entschieden ab, denn „die Thiere besitzen so gut die Mittel, sich einander verständlich zu machen wie die Menschen, wenn sie auch nicht mit Worten reden. Sie haben tausendfältige Töne und Zeichen, die der intelligente Mensch, welcher ein lebendiges Interesse für alle erschaffenen Wesen empfindet, ihrem verschiedenen Ausdruck nach wohl zu deuten versteht. Ebenso lernen die Thiere, welche mit Menschen verkehren, deren Sprache kennen und wissen sehr gut, ob sie gerufen werden, ob man sie schilt oder lobt, und was man ihnen befiehlt.“ — „Des ausgesprochenen Wortes Sinn wird auch vom Vieh erkannt“, sagt ein alter indischer Spruch.

Dass die Thiere, welche offenbar unsere Sprache verstehen wie wir die ihre, unsere Worte nicht bilden lernen, hat nach manchen nur einen physischen Grund.

Herbart ist der Überzeugung, dass, wenn man den Hund bellen, das Pferd wiehern hört, man nicht auf den Gedanken kommen kann, dass diesen sonst klugen Thieren das Sprechen mechanisch möglich wäre; vielmehr läge die Erwartung nahe, sie würden, wenn ihre Stimmrihe nur einige Gelenkigkeit besäße, daraus etwas machen, das ihrem übrigen Betragen angemessen wäre. Diese mechanische Unmöglichkeit, gewisse Sprachlaute hervorzubringen, findet sich auch bei den Menschen. Zum Beispiel hat die Sprache der Armenier Laute, welche eine nach unseren Begriffen so unnormale Stellung des Kehlkopfes bedingt, dass es den übrigen Nationen fast eine Unmöglichkeit erscheint, sie hervorzubringen. Wenigstens werden sie es nicht anders lernen als jede andere Virtuosität. Es wird ihnen mehr Mühe machen als dem Star, Papagei und anderen Thieren das Aussprechen von Worten der menschlichen Sprache.

Der Mangel der Sprache würde aber auch nicht einmal das geistige Vermögen ausschließen. Denn, wenn dieselben auch zur Förderung und Ausbildung der angeborenen Fähigkeiten wesentlich beiträgt, so können diese doch sehr gut ohne dieselbe schon vorhanden sein, wie wir sie bei dem Kinde, das noch nicht sprechen kann, als vorhanden annehmen.

Außerdem ist ein ausgiebiger Gebrauch der Sprache nicht der Maßstab für den Reichthum des Seelenlebens. Im Gegentheil sind die in dieser Beziehung am bevorzugtesten Menschen oft die wortärmsten, während der Einfältige häufig ein Schwächer ist. „Schließt ihr nur aus meinem Sprechen“, so fragt Voltaire, „dass ich Verstand, Gedächtnis oder Ideen habe? Gut, ich will kein Wort sprechen, aber ihr sehet, wie ich sehr trübsinnig nach Hause komme, mit ängstlichem Eifer nach einem Blatt

Papier suche, den Schreibtisch öffne, weil ich mich erinnere es hineingelegt zu haben, und es dann mit offener Freude durchlese. Ihr schließt hieraus, daß ich Sorge und Freude empfunden, daß ich Gedächtnis und Ideen besitze, obgleich ich geschwiegen und meine Gefühle durch kein Wort verrathen habe. Ebenso gut könnt ihr den gleichen Schluss ziehen, wenn ihr diesen Hund beobachtet, der seinen Herrn verloren hat, und ihn nun auf allen Straßen unermüdet sucht, aufgereggt und ruhelos nach Hause eilt, treppauf, treppab läuft, durch alle Zimmer rennt, bis er ihn zuletzt findet und seine Freude darüber durch Gebell, Liebkosungen und Geberde auf das lebhafteste kundthut. Dieser Hund, der in seiner Anhänglichkeit und Zuneigung so hoch über dem Menschen steht, wird vielleicht von etlichen barbarischen Jüngern der Wissenschaft auf einen Tisch genagelt und lebendig fectiert, um die Thätigkeit der Nerven, Muskeln u. s. w. besser beobachten zu können. Man findet ganz dieselben Organe bei ihm wie bei dem Menschen. Nun, ihr Anatomen, was sagt ihr dazu? Antwortet mir doch, hat die Natur alle Quellen des Gefühls in diesem Thier geschaffen, damit es nichts fühlen solle? Hat es Nerven, um weder Freude noch Schmerz zu empfinden? Schämt euch! Beschuldigt die Natur keiner solchen Widersprüche und Ungereimtheiten.“ —

Das Thier ist imstande, seine Eindrücke vielmehr in seinem Innern zu concentriren, da es sie nicht gleich in seinen Worten wieder ausgibt. Derjenige, welcher mit dem Ausdruck der Thiere vertraut ist, der fühlt sich oft ganz betroffen von dem „sprechenden Blick“, der viel beredter ist als gedankenlos hingebrochenes Menschenwort. („In dem Auge jedes Thieres liegt ein Schimmer von Menschenverstand, ein seltsamer Strahl höheren Lichts, der nach dem Geheimnis unserer Oberherrschaft zu forschen und den Besitz einer Seele zu bestätigen scheint.“ Ruskin.)

Karl Wartenburg bemerkt über diesen Punkt: „Hochmüthige Geister werden vielleicht darüber lächeln, wie ein Thier der Tröster eines bekümmerten Menschenherzens werden, wie ein Mensch mit seinem Hunde plandern kann. Ach, diese Menschen haben es verschmäht, herabzusteigen zu der stummen Creatur, der Gott versagt hat, ihre Gedanken in Worte auszudrücken. Thäten sie es, so würden sie erkennen, wie beredt jene wortlose Sprache des Thieres, der Schrei seines Schmerzes wie seiner Freude, wie vielsagend der Ausdruck seines Antlitzes, seiner Geberden, seiner Bewegungen ist.“

Vielleicht streift auch die Hypothese vom „sechsten Sinne“ die Frage der Thiersprache. Es steht fest, daß die Thiere Wahrnehmungen haben, welche wir nach dem Maßstab unserer eigenen Sinnesfähigkeiten auf das Gebiet des Übersinnlichen zu weisen geneigt sind. Aber ein gewisses Ahnungs- oder Vorherempfindungsvermögen, wie es sich besonders vor atmosphärischen Veränderungen, vor Erdbeben, starken Gewittern,

Epidemien u. dgl. zeigt, kann man sehr wohl auf eine Scharf- oder Feinsinnigkeit zurückführen, welche das Thier sich durch die Treue, mit der es sich in seinem ursprünglichem Zustand erhalten, bewahrt hat, und welche auch wir vielleicht noch besäßen, wenn sie nicht durch ein Übermaß von natürlichen Eindrücken jeglicher Art abgestumpft wäre.

Aber es gibt zugleich auch im Thierorganismus noch so winzige Tonwerkzeuge, daß das Auge sie nur mit der Lupe erkennen kann, was die Möglichkeit voraussetzen läßt, daß solche vorhanden sind, welche dem Menschenauge überhaupt nicht mehr sichtbar, während ihre Äußerungen dem Menschenohre schon gar nicht mehr zugänglich sind. E. Eckstein illustriert diese Thatsache mit einem sehr anmuthenden Bilde in seinen „Kriegskämpfen“, indem er uns einen Ameisenstaat vorführt, in welchen plötzlich das Tageslicht eingebrochen ist. Indem er die wunderbare Zweckmäßigkeit der Handlungen von jeder einzelnen Ameise bei dieser unerwarteten Katastrophe schildert, das System, nach welchem sichtlich alle gemeinsam handeln, in dem Bergen ihrer Brut, der Eier u. s. w. gelangt er zu dem Schluß, daß eine Communication zwischen ihnen stattfinden müsse. Die Naturforschung will diese Communicationsorgane in einigen dünnen Blättchen und Membranen am Hintertheil der Ameise gefunden haben. „Die Blättchen“ fährt Eckstein fort, „können willkürlich in verschiedenartige Schwingungen versetzt werden, die sich der atmosphärischen Luft mittheilen, und nun als Schallwellen auf die Gehörorgane der Thierchen einwirken. Unsere Ohren, deren Hörfähigkeit eine nach Maßgabe unseres Bedürfnisses begrenzte ist — bei einer gewissen Anzahl von Schwingungen in der Secunde werden die Schwingungsreize nicht mehr in Töne umgesetzt — sind natürlich für die Ameisensprache taub.

So gewahren wir nun ein geräuschloses Wimmeln, wo in Wahrheit vielleicht die dröhnendsten Warnungsrufe erschallen, wo die umliegenden Tannennadeln erzittern unter dem strengen Commandoworte des Staatsoberhauptes, während sotto voce ein gedämpftes Wehklagen durch alle Membranen schwirrt.“ — Für uns ist auch noch die bei dieser Gelegenheit aufgenommene Vertheidigung des Zweckbewußtseins der Äußerungen thierischen Willensthätigkeit interessant, welche Eckstein gegen Hartmanns „Theorie des Unbewußten“ übernimmt, indem er an der Unlogik, mit der man solche Äußerungen, welche man am Menschen zweckbewußt nennt, bei dem Thiere in das Gebiet des Instincts verweist, eine gerechte Kritik übt.

Mag es sich nun mit diesem sechsten Sinne verhalten wie es will, jedenfalls besitzen die Thiere etwas, das über unsere fünf Sinne hinausgeht, und das ihnen vielleicht Ersatz ist für die Fähigkeiten, welche ihnen, wenigstens nach Ansicht mancher Menschen, fehlen. —

Ungeachtet der mannigfaltigen Erscheinungen der Natur, welche sich unseren Sinnen entziehen, und welche wir, auch wenn sie denselben in



gewissem Grade zugänglich sind, nicht vollkommen zu deuten vermögen, sind wir nicht imstande, ein letztes Wort über die geistigen Fähigkeiten der Thiere zu sprechen.

Nach dem Wunderbaren, das sich unserer Beobachtung darbietet, dürfen wir auf viel mehr noch schließen. Wir würden das Treiben der Ameisen nicht verstehen, wenn wir nicht selbst in einem Staate lebten. „Das bist du“, das ist die Zauberformel, welche uns die Welt der anders gearteten Geschöpfe öffnet. Im Spiegel unseres eigenen Selbst betrachtet, wird uns am besten das Verständniß für das Seelenleben anderer aufgehen, und alle die, welche den Thieren nichts von ihren seelischen Vorzügen lassen wollen, mögen bedenken, daß die Sympathie das Gleiche verbindet, also der Treue es ist, welcher am besten die Treue des Hundes würdigen, der Edle, der vor allen den Stolz des Pferdes achten wird, der Dankbare, den die Dankbarkeit jedes Thieres am meisten sympathisch berühren wird; daß wir das meiste Verständniß für das haben, was unserer eigenen Natur am meisten gemäß ist, und daß der, welcher verbissen und neidisch keine Tugend an anderen Wesen entdecken kann, selbst eine eigene Seelenarmut und geistige Dürre ausweist, die ihm wenig Ehre macht.

Voltaire, der eifrige Vertreter der Thierrechte, hat wohl absichtlich die Lücken in der Behauptung, die Thiere seien sprachlos, übersehen, um diesem angeblichen Mangel der geistvolle Vertheidiger zu sein, der er ihm in seiner „Princesse de Babylon“ geworden ist. Dort übernimmt der Phönix die Erklärung, warum die Thiere nicht sprechen. „Es ist deshalb, weil die Menschen in die Gewohnheit des Fleisছেens verfallen sind, statt mit uns zu reden, und durch uns unterrichtet zu werden, die Entmenschten! Sollten sie nicht überzeugt sein, daß, da wir dieselben Organe, dieselbe Kraft des Gefühls, dieselben Bedürfnisse, dieselben Wünsche haben, wir das, was sie Seelen nennen, so gut haben wie sie, daß wir ihre Brüder sind? — Wir sind in so nahem Grade eure Brüder, daß das große Wesen, das ewige und schöpferische Wesen, indem es einen Bund mit den Menschen machte, uns eigens in den Vertrag mit einschloß. Es verbot euch, euch von unserem Blut zu nähren, und uns, das euere zu trinken. Es ist wahr, daß es unter euch Frauen gibt, welche immer mit ihren Hunden sprechen, aber diese haben beschlossen, nie eine Antwort zu geben, von der Zeit an, da sie durch Schläge und die Peitsche gezwungen wurden zu jagen, und die Mitschuldigen an dem Morde unserer altvertrauten Freunde, der Rehe, der Hirsche und Rebhühner zu werden.“

## Neue Gedichte.<sup>1)</sup>

Von H. Ritger.

### Aschenbrödel.

**S**ier Schimmel vor der Goldcarosse  
Durchdonnern das Pottal am Schlosse,  
Die Garden treten ins Gewehr,  
Die Diener eilen vor mir her,  
Aufspringt die Thüre flügelweit;  
O Licht, o Glanz, o Herrlichkeit!  
Beseligt schwebt im Tanz der Schritt,  
Ich fasse Muth, ich tanze mit  
Und schlag' mein Leid mir aus dem Sinn;  
Wer weiß denn, daß ich Aschenbrödel bin?

Die Pauke dröhnt, die Geigen klingen,  
Und ritterliche Tänzer dringen  
In hellen Haufen schmeichelnd vor;  
Wetteifernd wirbt der ganze Chor;  
Die Damen schauen grimmig blaß;  
In allen Fächern stürmt der Haß,  
Und gift'ge Blicke schießt der Neid  
Auf mein erborgtes Faschingskleid:  
Der Fremden des Triumphs Gewinn?  
Wer weiß denn, daß ich Aschenbrödel bin?

Nun reicht der Königssohn galant  
Zum Ringelreigen mir die Hand,  
Mir wird so wohl, mir wird so warm,  
Wir wirbeln durch der Tänzer Schwarm,  
Ich fühle, wie in dunkler Glut  
Sein Auge liebend auf mir ruht;  
O Gott! Nach so viel Finsternis  
Ein unaussprechlich Paradies!  
Ein Strom von Glück reißt mich dahin;  
Er weiß nicht, daß ich Aschenbrödel bin.

Glüh'n mir vom Tanz so heiß die Wangen?  
Umzischen mich geheime Schlangen?  
Besenn' ich's: all mein Glanz ist Trug,  
Dies Herz es ringt mit Höllenfluch?

<sup>1)</sup> Aus dessen neuer Sammlung „Requiem aeternam dona ei“. (Leipzig. N. G. Verbes-  
tind. 1894.)

In Seid' und Goldbrocat besteh'n?  
 Im Aschensack vor Scham vergeh'n?  
 O Schicksal! Hier erlog'ner Tand;  
 Zu Hause Schmach und Schimpf und Schand!  
 Geächtet oder Lügnerin!  
 Ich weiß ja, daß ich Aschenbrödel bin!

Und will ich nicht dem Trug erliegen,  
 Flücht' ich hinab die Marmorstiegen.  
 Erlöse mich, o Mitternacht,  
 Von all der falschen Zauberpracht!  
 In meine Asche berg' ich mich!  
 Ach und mein Grab, wann öffnet's sich?  
 Dies Antlitz böt' ich stolz und wahr  
 Dem Engel mit der Wage dar,  
 Und er vielleicht, er läse d'rin  
 Mitleidig, daß ich Aschenbrödel bin.

### Physiologie.

#### Schüler:

Wie gut gefiele mir die Welt,  
 Wär' sie nicht gar so schlimm bestellt,  
 Und kostete nicht jede Freude  
 Ihr volles Maß von Herzeleide!  
 Für A Gewinn — für B Verlust;  
 Für A: „Ich will“ — für B: „Du mußt“.  
 Und wo das kleinste Blümlein sich  
 Entfaltet, modert sicherlich  
 An seiner Wurzel in der Erde  
 Ein übler Stoff, d'ran sich's ernährte.  
 Ich werde nur befriedigt sein,  
 Wenn's lauter Lust erst gibt und keine Pein.

#### Lehrer:

Mein Sohn, liebst du dein Mädel nicht,  
 Das treue Aug', das rosige Gesicht,  
 Die Wohlgestalt vom Wirbel bis zur Keh'?  
 Und konntest du wohl unästhetisch je,  
 Das holde Bild mit Lung- und Eingeweiden:  
 Und mit Skelettgedanken dir verleiden?  
 Die Brust, die selig du an deine drückst,  
 Das Haupt, das du mit tausend Kränzen schmückst,  
 Die Lippen, d'ran du hängst mit durstigen Rüssen, —  
 Hat es dich je gedrängt, zu wissen,  
 Was für Substanzen ihrer Formenpracht  
 Geheimnisvollen Zauber ausgemacht?

### „Verdächtig!“

Weh' dir, wenn du nicht mit den ander'n brüllst  
 Und eig'ne Lieder singen willst!  
 Weh' dir, wenn du liebst, wo die ander'n hassen;  
 Weh' dir, wenn du thust, was die ander'n lassen;  
 Weh' dir, wenn du schiltst, wo die ander'n preisen;  
 Weh' dir, wenn dich's ekelt, wo andere speisen!  
 Du bist verdächtig, er ist verdächtig;  
 Der Böbel ist mächtig und niederträchtig.

Anno vierundneunzig war in Paris  
 Ein Maler, der selten sich blicken ließ,  
 Der weder im Café noch im Club  
 Ein groß' Politisieren erhob,  
 Nicht Nationalgardiste, noch gar  
 Nothmütyiger Sansculotte war.  
 Bei Nacht und Nebel spaziert er schein  
 Nachtwächtern und Säulen des Staats vorbei;  
 Auch spähte kein sterblich Auge je  
 In sein geheimnißvoll Atelier.  
 D'rum macht' es den Patrioten Sorgen,  
 Welch Schrecknis wohl darinnen verborgen.  
 Du bist verdächtig, er ist verdächtig.

Und einst, als er morgens nach Hause kam,  
 Ihn der Patriotismus gefangen nahm.  
 „Nun zeige, Verräther, ob Royalist  
 Oder Girondist hier verborgen ist;  
 Und öffnest du nicht, dein Schädel knallt  
 An die Thür, und wir öffnen mit Gewalt.  
 Verdächtiger Schurke! Haut ihm gleich  
 Mit Brantweinflaschen die Knochen weich!“

Und als er blutend zu Boden sank,  
 Der Pöbel über die Schwelle drang —  
 Nun sucht das Opfer, ihr heulenden Rotten!  
 Entdeckt die Versteckten, ihr Sansculotten!  
 Verruchtes Geheimnis, nun komm an den Tag!

Der lächelnde Morgen durchs Fenster brach,  
 Und fast wie ein Tempel, in rosigem Schimmer  
 Verklärt, erstrahlte das ärmliche Zimmer;  
 Denn sieh'! ein göttliches Frauenbild  
 Sich ihren staunenden Augen enthüllt:  
 Die Hüfte gebadet in schmeichelnder Welle,  
 Das Antlitz getaucht in olympische Welle,  
 Vom Staube der Erde so abgrundfern,  
 Ob ihrem Scheitel ein himmlischer Stern.  
 In sel'ger Vollendung steht sie da,  
 Die Königin Venus Urania.

Die Kerle rücken verlegen den Hut,  
 Sie sehen an ihren Händen das Blut,  
 Sie seh'n auf das Bild und seh'n auf den Mann,  
 Den erschlagenen Meister, der es erfann.  
 „Wir waren zu rasch, wir gestehen es ein.  
 Wie konnt' auch der uns verdächtig sein?  
 Muß denn ein jeder sich messen lassen  
 Mit dem Marseillaisen-Credo der Massen?“

Dort aber der Nachbar, der Poet,  
 Ganz sicher verräth'rische Wege geht:  
 Nicht Deputierter, nicht Sectionär,  
 Nicht Jakobiner, noch Militär —  
 Er ist verdächtig, er reimte noch nie  
 Einen Vers auf die Ça ira-Melodie,  
 Er kommt nicht ins Café, er geht nicht zum Wein,  
 Er lächelt und schweigt, wenn begeistert wir schrei'n,  
 Er ist verdächtig — gebt kein Quartier,  
 Schlagt zu! Schlagt zu, er ist nicht wie wir!“



## Das erste „Sie“ und das erste „Du“.

## Die kleine Schwester.

Liebe Mutter, auf der Maienjahrt  
 Grüßte heut' mich Nachbars Eduard,  
 Und so wie's ein Herr vor Damen thut,  
 Bog er voll Respect vor mir den Hut.  
 Früher sagt' er: „Du“ und „Kundeli“,  
 Heute: „Fräulein Kunigund“ und „Sie“.  
 Ach, kein Laut im Paradies  
 Klingt wie solch ein „Sie“ so süß.

## Die große Schwester.

Liebe Mutter, heut' vom Maientanz  
 Führte mich nach Hause Nachbars Hans.  
 „Sie“ und „Fräulein Margaret“ und gar  
 „Gnädiges Fräulein“ ich ihm früher war.  
 Aber heut' — half ihm die Nacht dazu? —  
 Heute nennt' er: „Grete“ mich und „Du“.  
 Ach, kein Laut im Paradies  
 Klingt wie solch ein „Du“ so süß.

## Der Unbescheidene.

Morgens gieng ich Wasser holen —  
 Sprach ein fremder Fant mich an,  
 Raunt' und flüstert' so verstohlen,  
 Augen hatt' er wie zwei Kohlen;  
 Wie solch schlanker Reitermann  
 Schnell die Zeit verschwahren kann!  
 Wirklich unbescheiden ist's.

Mittags wollt' ich Feuer schüren —  
 Trat, weiß Gott, der fremde Fant  
 An den Herd zu scharmucieren,  
 Schmeicheln, streicheln und hofieren,  
 Bis er ledlich und galant  
 Ruß um Ruß mir aufgebrannt.  
 Wirklich unbescheiden ist's.

Abends endlich schlafen geh' ich —  
 Fremder Fant — daß Gott erbarm'!  
 Sitzt am Bette! daß gesteh' ich!  
 Schreie Feuer, Mord und Weh' ich?  
 Bring' das Haus ich in Alarm?  
 Ach die Ruhme schläft so warm —  
 Wirklich unbescheiden ist's.

## Selbstanzeigen.

Bemerkungen und Vorschläge über literarische Kritik anlässlich eines neuen Werkes  
Wilhelm Fischers.

Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die literarische Kritik gar sehr im Argen liegt. Jene Kritiker, die über ein Buch schreiben, ohne es gelesen zu haben, gehören noch zu den erfreulicheren Erscheinungen. Schlimmer sind diejenigen, die es nur halb gelesen haben und sich nun beeilen, das mit blikartiger Geschwindigkeit gefaßte Urtheil zu Papier zu bringen. Am schlimmsten aber ist die dritte Sorte. Das sind diejenigen, deren Lob oder Tadel je nach dem Namen des Autors, der „Richtung“, dem Verlage des Buches, oder der Tendenz der Zeitschrift, für welche die Kritik bestimmt ist, und ähnlichen Umständen von vornherein feststeht, und die nur so viel von dem Buche lesen, als unumgänglich nothwendig ist, um dieses Urtheil mit einem Scheine tiefgelahrter Begründung zu umgeben. Daß es mit unserer öffentlichen Kritik über Literaturwerke (wir sprechen natürlich nur von der Regel) so und nicht anders bestellt ist, mag bedauerlich sein, ist aber sehr begreiflich. Geld verdient man sich nicht eben sehr reichlich durch das Kritisiren. Freunde macht man sich auch keine dadurch, denn die meisten Autoren halten eine wohlgemeinte, mühsam auf ihre Absichten eingehende Kritik für einen ihnen gebührenden Tribut, fühlen sich aber nicht selten durch irgend ein aufrichtiges, vielleicht ebenso wohlgemeintes Wort im Innersten verletzt. Endlich muß man noch ein sehr jugendlicher Idealist sein, um sich dem Glauben hinzugeben, ein Buch könne durch Pressstimmen in seinem Erfolge wesentlich gefördert oder beeinträchtigt werden. Das sogenannte Publicum kümmert sich um Kritiken wenig. Für den Eingeweihten aber ist eine günstige Kritik über ein neues Buch, besonders wenn sie in einem „tonangebenden“ Tagesjournal erscheint, in der Regel Grund genug, dieses Buch für ein elendes Nachwerk zu halten. Und unter den wenigen Naiven, welche die Kritik lesen und das, was darin steht, für den unbefangenen Ausdruck einer ehrlichen Überzeugung hinnehmen, gibt es kaum einige, welche daraus die ungewöhnliche Consequenz ziehen, dieses Buch auch zu kaufen. Bei der unge-

heueren Ausdehnung, welche die Publicistik in unseren Tagen erlangt hat, scheint die öffentliche Meinung — eine Erscheinung, die überall da zu beobachten ist, wo Überkultur herrscht — vielfach das Bedürfnis zu fühlen, zum Naturzustand zurückzukehren. Und wie man bei dunklen Angelegenheiten der Politik in unstill aufflackernden Gerüchten oft jenen Kern von Wahrheit zu finden meint, den die Leitartikel sorgfältig verschweigen, so hat sich auch das lesende Publicum daran gewöhnt, dem beiläufig hingeworfenen Rathe eines Nächstbesten: „Dieses Buch sollten Sie lesen, es ist nicht übel“, weit größeres Gewicht beizumessen, als der überschwenglichsten Zeitungsnotiz.

Angeichts dieser Thatsachen, die das Amt eines Kritikers als kein übermäßig beneidenswertes erscheinen lassen, mache man sich nun klar, welche Zeit und Arbeit in einer ehrlichen, anständigen Kritik steckt, und wenn sie nur zwanzig Druckzeilen lang ist. Schon ein Buch aufmerksam und ordentlich zu lesen, ist, wenn es sich nicht um leichte und leichte Ware handelt, eine Aufgabe, die Stunden erfordert. Nun sollte man aber auch darüber nachdenken, sich in den Geist des Autors zu versetzen trachten, seine Technik prüfen, die Logik seiner Charakterzeichnung untersuchen. Man sollte das Werk durchdrungen und gleichsam bewältigt haben, ehe man auch nur eine Feder zur Hand nimmt. Und schließlich sollte man das Zeitcolorit studieren und nachweisen, ob es waschecht ist oder nicht. Dem nächstbesten Leihbibliotheks-Roman gegenüber ist eine solche Sorgfalt freilich kaum vonnöthen. Aber ein Buch wie das mir vorliegende, Wilhelm Fischers „Der Mediceer und andere Novellen“ (Leipzig. Friedrich. 1894), das mir zu all diesen Erwägungen den Anlaß gibt, kann anständigerweise nicht mit der Bemerkung abgethan werden, daß es „auf keinem Weihnachtstische fehlen sollte“, ebensowenig als man seinem Autor zumuthen kann, sich gutwillig in die Classe der „liebenswürdigen Talente“ einreihen zu lassen.

Wilhelm Fischer ist kein „liebenswertes Talent“. Sein literarisches Schaffen ist entweder total verfehlt, oder es ist hochbedeutend. Alles was er bisher geleistet hat, ist nichts weniger als gangbares Mittelgut. Unterhaltend sind seine Bücher meistens nicht, und auch die neuesten Novellen: „Der Mediceer,“ „Die Hochzeit der Baglioni“ und „Mutter Venedig“ zu bezwingen, erfordert ein hartes Stück Arbeit. Aber es spricht aus ihnen, wie aus seinen früheren Werken, eine seltsame Eigenart, ein Geist von so ausgeprägtem literarischem Charakter, daß man zu ihm Stellung nehmen muß, mit Härte oder mit Wärme. Das eine aber wie das andere fordert, will es begründet scheinen, Kenntniße, Vertiefung, Selbstverläugnung.

Wie sollte es nun nach dem früher Gesagten möglich sein, einem solchen Buche innerhalb des Rahmens einer gewöhnlichen Kritik gerecht

zu werden? Um nur Eines zu erwähnen: Die Novellen spielen sämmtlich in Italien und in der Zeit der Renaissance. Wilhelm Fischer gehört zu den belesensten Männern, die ich kenne, und ist ein gründlicher Kenner der italienischen Renaissance-literatur. Wo ist der Kritiker, der etwas Ähnliches von sich behaupten könnte? Wilhelm Fischer schöpft sein Wissen aus den Quellen und scheint das künstlerische Bedürfnis zu fühlen, die Zeit zu schildern, wie sie war und dachte, nicht wie sie dem modernen Menschen erscheint. Wo ist der Kritiker, der zu beurtheilen vermöchte, ob ihm dies gelungen ist oder nicht?

Dann die schwärmerisch-unklare Sonderart des Dichters, der mystische Zug, der extatische Schönheitscult, die langathmigen, oft aber doch poetisch ansprechenden Reden der Helden und Heldinnen — wer möchte die Verantwortung auf sich nehmen zu entscheiden, ob all diesen den modern denkenden Menschen so fremd anmuthenden Dingen in der Dichtkunst eine Gegenwart oder Zukunft blüht oder nicht? Und wessen Beruf ist es überhaupt, über einen Nebenmenschen zu Gericht zu sitzen, ihm die Unsterblichkeit zu garantieren, oder, wenn ihm dessen Buch etwa nicht gefällt, dieses Mißfallen auch anderen Leuten, nämlich etwaigen Lesern ausdrängen zu wollen?

Es wäre daher hoch an der Zeit, das übliche Kritifiren wie so manche Einrichtung, die sich überlebt hat, zum alten Eisen zu werfen, und statt dessen in öffentlichen Blättern die sogenannten „Selbstanzeigen“ einzuführen, wie es bei wissenschaftlichen Veröffentlichungen stellenweise Sitte geworden ist. In gelehrten Kreisen bedeutet dieses überaus geschmacklose Wort eine Anzeige über ein Buch, die der Autor selbst schreibt. Dem Autor ist dadurch Gelegenheit geboten, im Interessententreise öffentlich auszusprechen, welche Ideen ihn bei der Abfassung seines Werkes geleitet haben, was er gewollt und angestrebt und auf welchem Wege er versucht hat, sich seinem Ziele zu nähern. Er braucht sich nicht gefallen zu lassen, daß der nächstbeste Scribent seine Absicht verdunkelt oder entstellt. Es gienge aber freilich auch die Märtyrerkrone verloren, die gar mancher Autor in der Stille als seinen kostbarsten Besitz verehrt. Denn angenommen, die „Selbstanzeigen“ würden allgemein üblich, so fielen alle Klagen über die „Böswilligkeit“ der Kritik, über das „Todtgeschwiegenwerden“ in den Zeitungen u. s. w. von selbst fort, und ein Autor, dessen Werke ungelassen in die Papierstampfe wandern, müßte sich gestehen, daß er an diesem Mißerfolg nicht ganz unbetheiligt ist, und daß entweder seine Werke, oder seine „Selbstanzeigen“, oder beide zusammen daran schuld sind.

Welchen Segen eine solche Einrichtung für die schöne Literatur brächte, liegt auf der Hand. Erstens brauchte der Verleger nicht eine Unzahl von Exemplaren eines neuen Werkes an die Zeitungen zu versenden, und die Hunderte von Mark, welche bei einem Buche mittleren Umfanges die



Recensionsexemplare verschlingen, kämen der Gesamtauflage zugute: das Buch wäre billiger. Zweitens würden auch die Zeitungen in wohlthuedster Weise entlastet, sie ersparten ziemlich viel Zeit, und Zeit ist ja bekanntlich auch Geld. Endlich erführe der Leser aus einer „Selbstanzeige“ von nur zehn Zeilen mehr über das in Frage stehende Werk, als aus einer ellenlangen Recension, die ein anderer zusammenstoppelt. Der Autor selbst kann doch viel eher in zwei Worten sagen, worum es sich in seinem Buche handelt, als jeder andere; oder er sollte es wenigstens können. Kann er es nicht, so mag der Leser mit Recht stutzig werden: Ein unklarer Kopf, he? Wollen sehen, wie er es weiter macht. Und im Verlaufe von zwei Minuten besitzt er eine ziemlich genaue Vorstellung davon, ob das Buch, das in der „Selbstanzeige“ besprochen wird, für ihn taugt oder nicht. Er kann sich bis zu einem gewissen Grade ein Urtheil über Geschmack, Takt und Schlagfertigkeit des Schriftstellers bilden, kann dessen Stil anziehend oder banal finden, von der Persönlichkeit, die zwischen den Zeilen hervorguckt, auch wenn es nur wenige Zeilen sind, sich einen Begriff machen. Und das alles in zwei Minuten, während es ihm jetzt passieren kann, daß er sich nach einem begeisterten Feuilleton irgend eines „maßgebenden Weltblattes“ durch drei Roman-Bände hindurcharbeitet, um schließlich nach langen Gewissensqualen, ob er sich dem sichern Ton des Kritikers gegenüber ein eigenes Urtheil erlauben dürfe, zu der peinlichen Erkenntnis zu gelangen, daß die Zeit, die er auf jene drei Bände und auf das kritische Feuilleton obendrein verwendet hat, für ihn wenigstens eine verlorene war. Man zähle all die Zeit zusammen, die auf solche Weise vergeudet wird, und stelle sich vor, daß während dessen etwas Fruchtbringendes gethan worden wäre, so wird man zur Erkenntnis gelangen, daß die allgemeine Einführung der „Selbstanzeigen“ eine ungeahnte Vermehrung des Nationalwohlstandes nach sich ziehen müßte.

Um darzuthun, wie ich mir die „Selbstanzeigen“, für die ich hier plaidiere, vorstelle, will ich mir erlauben, ein Beispiel anzuführen, wie Wilhelm Fischer seine jüngsten Novellen etwa anzeigen könnte, wenn diese treffliche Übung schon allgemeine Sitte geworden wäre. Daß ich dabei Gefahr laufe, ihm möglicherweise das gerade Gegenteil von dem, was er vielleicht sagen würde, in den Mund zu legen, ist mir freilich klar. Aber er möge mir's zugute halten, wenn ich ihn frei von der Leber also sprechen lasse:

„Von den drei Novellen halte ich die erste, ‚Der Mediceer‘, für die bedeutendste, die dritte, ‚Mutter Venedig‘ überschrieben, für die geringste. Die mittlere hält zwischen beiden die Mitte. Im ‚Mediceer‘ habe ich den Versuch gemacht, die beiden großartigsten und wirksamsten Weltanschauungen, die es jemals, wenigstens innerhalb der europäischen

Kultur, gegeben hat, einander gegenüberzustellen, in Gestalt des antikisierenden Renaissancemenschen Lorenzo von Medici und des ästhetischen Fanatikers Savonarola. Da der tiefgehende Widerstreit zwischen Antike und Christenthum dem Zeitalter der Renaissance seinen eigentlichen Charakter gibt, so glaube ich das Zeitcolorit im weitesten Sinne getroffen zu haben, indem ich den jener Zeit angemessensten Stoff um die ihr entsprechendsten Persönlichkeiten drapierte. In der Novelle ‚Mutter Venedig‘ wollte ich eine Komödie liefern, deren leichtere Lebhaftigkeit für die etwas krause und sprunghafte Handlung entschädigen möge. Die ‚Hochzeit der Baglionen‘ beruht auf einem vorgefundenen Stoff, dem italienischen Vorbilde der französischen Bartholomäusnacht, ein Stoff, dessen Grausigkeit durch die besonders sorgfältige Durchzeichnung einer edlen Frauengestalt, Altantes, gemildert werden sollte. Hier ist, wieder mitten in der Renaissance, der Bau meiner Novelle auf einer christlichen Anschauung aufgeführt, auf dem schönen Worte: ‚Barmherzig ist Gott gegen den, der die Wahrheit liebt; aber die Barmherzigkeit ist die höchste Wahrheit‘. In diesen drei Novellen habe ich ausgesprochen, was ich über Italien, soweit ich es aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, und über das Zeitalter der Renaissance zunächst zu sagen hatte. Es ist weder Zufall noch Abſicht, daß es, entsprechend der Dreizahl der Novellen, durch die drei Städtenamen Florenz, Urbino und Venedig umschlossen wird.“

Emil Grlf.

## Gespräch mit einem Socialdemokraten.

Mitgetheilt von Peter Rosegger.

Mit einigem Unmuth bin ich vor kurzem auf dem Grazer Südbahnhofe dem Eisenbahnzuge entstiegen. Ich war in Gesellschaft eines Maschinenarbeiters gefahren, der in Bruck eigens ins Nichtrauchergeraß eingestiegen zu sein schien, um sich mit mir ein wenig zu unterhalten. Da er einsteigend mich bei meinem Namen grüßte, so fragte ich ihn nach dem seinen.

„Das bleibt sich gleich“, antwortete er rasch. „Ich bin ein Arbeiter. Als Menschen interessieren wir ja die Herren nicht.“ Lächelnd sagte er es, allein die Bemerkung schien aus der Tiefe der Socialdemokratie geschöpft zu sein. Er war ein noch jugendlicher Mann, schmächtig und modern nervös, seine Hand war breit und rauh, in seinem Auge lag eine starke Seele. Er war gewiß in seiner Art ein Gebildeter, er wußte im Ideenkreis seines Standes wohl Bescheid. „Ich wollte Ihnen erst dieser Tage schreiben, Herr“, jagte er nach einer Einleitung, „Sie gründen ja jetzt in Graz eine große Volksbibliothek.“

„Ich gründe sie nicht“, war meine rasche Antwort, „ich suche sie nur mit meiner geringen Kraft zu fördern, weil sie etwas wirklich Gutes und Wohlthätiges zu werden verspricht. Allerdings habe ich gerade aus Arbeiterkreisen darüber mißstimmende Zuschriften erhalten.“

„Das glaube ich“, lachte er drein.

„Ich möchte solche Zuschriften ernst nehmen, wenn sie nicht anonym wären. Ich wundere mich darüber, daß die Briefschreiber, die da den starken Arbeiterstand zu vertreten vorgeben, nicht Mannes genug sind, für ihre oft gar derben und wohl manchmal auch ichiefen Behauptungen mit ihrem Namen einzutreten.“

„Anonym, diese Feigheit verachte ich“, entgegnete mein Reizegenosse, „und wenn Sie erlauben, will ich sie wett machen. Ich bin“, nun stellte er sich vor. „Aber der Name ist thatsächlich überflüssig, weil ich nicht im Namen meiner Person spreche, sondern im Namen des vierten Standes. Sie haben in einem öffentlichen Aufsatze gesagt, daß die Volksbibliothek dazu beitragen solle, das Volk auf edle Weise zu unterhalten, zu belehren, den Arbeiter gebildeter und zufriedener zu machen. So sagten Sie, gemeint wird es wohl anders sein. Der Volksdichter hat Sie diesmal im Stich gelassen, Sie geben sich als Werkzeug her für Zwecke, die Sie vielleicht selber nicht billigen würden, Sie sind kurzichtig. In wessen Namen sprechen Sie? Im Namen der obersten Zehntausend. Wer gründet die Volksbibliothek? Das Capital. Was will es durch die Volksbibliothek erreichen? Die Einschläferung des Arbeiters. Der Arbeiter soll vom Socialismus abgelenkt werden, er soll religiös gemacht werden, damit er wieder gefügig sei. Wir kennen das schon und gehen nicht auf den Leim.“

Wenn ich diese Auffassung nicht bereits aus den erwähnten Zuschriften gekannt hätte, sie würde mich in große Bestürzung gebracht haben. Vielleicht wäre ich in Born gerathen und hätte dieses willkürliche Mißdeuten einer wohlgemeinten Absicht abscheulich genannt. Mit möglichster Gelassenheit habe ich ihn gefragt, ob er die Werke denn bereits kenne, die unsere Volksbibliothek führen wird? — Er kenne davon weder ein Buch, noch einen Gründer, das sei absichtlich in Nebel gehüllt, er kenne nur mich, der ich darüber geschrieben.

„Und ich bin den Arbeitern wohl gar nicht gut auf ein bißchen Vertrauen?“ war meine Frage. „Ich habe es in meinen Schriften wohl stets mit den obersten Zehntausenden gehalten, mit dem Capital, mit dem Luxus, mit der Verschwendung, mit der Tyrannei, wie? Ich bin wohl stets in meinen Schriften ein Feind des Volkes gewesen, ein Gegner ehrlicher Arbeit, des persönlichen Fleißes, ein Anwalt leichten Gewinnes, wohl ein Feind des Armen und Unterdrückten? Bin ich das gewesen? Haben es nicht vielmehr die Dichter aller Zeiten mit dem Volke, mit den

Niedrigen gehalten und mitgekämpft gegen die übermüthigen Herren? Und ich persönlich, entstamme ich nicht selbst dem arbeitenden Volke? Ist es nicht mein so oft laut ausgesprochener Stolz, zu diesem Volke zu gehören? Sind nicht alle meine Schriften ein leidenschaftlicher Protest gegen die Untergrabung des Volksthum, gegen die Schädlinge des Volkes? Bin ich dieser unverbrüchlichen Kameradschaft mit dem arbeitenden Volke wegen nicht oft genug beschimpft worden? Was berechtigt Sie zur Annahme, daß ich mich hergeben würde, das Volk zu verrathen?"

„Ich habe vieles von Ihnen gelesen“, versetzte mein Gegner, „doch verzeihen Sie mir, Ihr Volk ist ein anderes, als das unsere. Sie halten es mit dem Bauernstande, dem Sie entstammen, aber nicht mit dem Arbeiter, dem Ihre Schriften oft schnurstracks zuwiderlaufen. Sie haben es oft gesagt, daß der Bauer von natur- und rechtswegen Aristokrat ist. Wir Arbeiter aber sind Demokraten, und dazwischen läuft eine Kluft, die nie ausgefüllt werden kann, nie und nimmer! Als Aristokrat will der Bauer die Monarchie, wir wollen die Volksherrschaft. Als Aristokrat will der Bauer die Kirche; wir Demokraten wollen hierin keine Fessel, wollen frei sein. Schon weil Sie, mein Herr Volksdichter, die sogenannte Religion protegieren, sind Sie keiner für uns. Sie werden wahrscheinlich auch die neue Volksbibliothek mit schönen, gottseligen Werken versehen, damit wir alle wieder zum Kreuz kriechen, im Himmel schöne Engel werden, auf Erden aber arme Teufel bleiben sollen. Ist es etwa anders?"

„Es ist freilich wohl sehr anders, lieber Freund“, war hierauf meine Antwort. „Lautet nicht ein Glaubensartikel der Socialdemokraten, daß die Religion Privatsache sei? Sie hat also mit der öffentlichen Volksbibliothek und mit der socialen Frage nichts zu schaffen, sie ist eine innere menschliche Angelegenheit, und als solche gewiß ein wichtiger Factor für den Dichter. Ob die Religion den Menschen besser macht, das ist oft sehr die Frage, aber im Innern glücklicher macht sie ihn. Auf dieses Glück zu verzichten oder es anzustreben, das ist Sache des einzelnen. Die Volksbibliothek wird gar viele Bücher haben, die einen werden religiös sein, die anderen werden es nicht sein, die einen werden für die alte Kultur sprechen, die anderen für eine neue. Hundert Meinungen werden aufkommen, der Leser wird sie prüfen und dann die seinige bilden. Wenn so eine Volksbibliothek befehren und führen wollte, da wäre sie selbst auf dem Holzweg. Wozu denn befehren? wohin denn führen bei den unzähligen Richtungen des Geisteslebens in der Literatur? Was sie will, das ist, den Leser geistig anzuregen, seinen Gesichtskreis zu erweitern, durch möglichst freien Ausblick nach allen Seiten und durch Verinnerlichung in der Poesie eine Weltanschauung zu klären, sich selbst kennen zu lernen. Diesen Zielen wird wohl jeder Mensch, auch der Socialdemokrat, zustreben dürfen. Oder verbietet das seine Freiheit? — Die Arbeiter klagen immer,



dass zwischen ihnen und den anderen Ständen ein so tiefer Graben sei. Und wenn man nun wohlwollend dran geht, diesen Graben zu überbrücken, die geistigen Güter ihnen wie allen anderen zugänglich zu machen, dann wenden sie sich mit empörendem Mißtrauen ab.“

„Die geistigen Güter sind uns zu wenig“, entgegnete der Arbeiter, „wir wollen die volle Theilnahme an den materiellen Gütern.“

„Auch hier kommen wir euch entgegen“, sagte ich. „Freilich nur im kleinen, denn wir, wovon Sie einen an mir sehen, sind keine Capitalisten, keine Arbeitgeber, wir sind nicht in der Lage, euere großen Forderungen zu erfüllen. Nach unseren Kräften nur im kleinen können wir unser Wohlwollen für die Armen beweisen, und doch auch wieder bedeutjam, wie ich glaube, wenn wir verstanden werden. Städtische Wohlthätigkeit ist vielfach Modesache geworden, bei uns dürfte das aber nicht zutreffen. Wir haben sittliche Anlässe und Verzensgründe, wenn wir den Bedürftigen und Würdigen etwas Gutes thun wollen. Mißverstehen Sie mich nicht, wenn ich nur an eines erinnere. Gerade in diesen Tagen begeht der Wohlthätigkeitsverein „Colonie“ in Graz den Tag seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Viele tausende von armen Kindern, von Arbeiterkindern, hat dieser Verein schon bekleidet —“

„Die Hand, die uns Almosen geben will, nehmen wir nicht an“, unterbrach er mich. „Diese Wohlthätigkeitsvereine, da habe ich schon gespeist! Als Almosen wollen sie uns geben, was zu recht unser ist. Nein, nein, mit dieser christlichen Barmherzigkeit lassen wir uns nicht mehr beschwichtigen. Wir brauchen keine Wohlthat; wenn wir das bekommen, was wir uns verdienen, dann sind wir reich genug.“

„Das gehört auf ein anderes Blatt“, meinte ich. „Dass euere neue Weltordnung noch nicht eingeführt ist, dafür können wir so wenig, als ihr. Und solange sie noch nicht eingeführt ist, werden Sie uns wohl erlauben müssen, dass wir von unserem menschlichem Rechte, von unserer christlichen Pflicht, den Nothleidenden auch des Arbeiterstandes nach Kräften beizustehen, Gebrauch machen. Haben Sie selbst vielleicht auch nicht Weib und Kind, so mögen Sie anderer gedenken, die in der Noth bittend ihre Arme ausstrecken nach den Wohlthaten und die für jeden Beistand von Herzen dankbar sind. Sie selbst sättigen sich, aber wer gibt Ihnen das Recht, im Namen der Hungernden das Brot abzuweisen, das man ihnen bietet? Sie selbst lesen nicht oder sind mit Lesestoff zufällig versehen, dürfen Sie deshalb im Namen aller anderen, die gerne lesen möchten, die Gelegenheit dazu trozig ablehnen? Nein, das ist nicht bloß gewissenlos, das ist auch unklug. — Ich sage Ihnen, es gibt in der Gesellschaft viele Elemente, und gewiss mehr als Sie glauben, die dem Arbeiter aus ganzer Seele wohl wollen, die ihm seine berechtigten Forderungen erfüllen helfen möchten, die nichts sehnlicher wünschen, als dass auch dem Arbeiter alle Vortheile

der Gefittung zugänglich feien, die materiellen wie die geiftigen, — wenn ihr diefen Freunden aber nur Mißtrauen und Troß entgegenftellet, dann weiß ich nicht, wie euch zu helfen ift. Ihr allein, die Arbeiterfchaft allein, fo mächtig fie auch fein mag, wird jene Kräfte nie in fich vereinigen, die zu den großen Reformen nöthig find.“

„Reformen?“ fragte der Arbeiter. „Wer fpricht von Reformen? Wir wollen eine radicale Umgeftaltung.“

„Alfo Revolution.“

„Wenn Sie wollen. Dann aber gibt's keine Compromiffe.“

„Die Erfolge der Reformen würden haltbarer fein, als die der Revolution“, jagte ich.

Er lachte auf: „Mit Reformen ftürzt man keine Welt!“

„Und mit Revolutionen baut man keine. Jede Revolution hat fich schließlich allemal felbft corrigieren müffen. Kein Wachsthum in der Natur geht ruckweife vor fich, alles ift allmähliche Entwicklung.“

„Unsere Philofophie ift eine andere“, war meine Entgegnung. „Angenommen, Sie wollten alle unsere Forderungen erfüllen, fo könnten Sie es nicht; Sie find durch taufend Verhältnisse und durch fich felbft gebunden, wir müffen Sie fo gut befreien als uns, und da gibt's keine gütige Vermittlung.“

„Alfo der brave Arbeiter und der redliche Volkspoet, der ftets für das Verdienst der Arbeit und für das Wohl der Armen eingestanden, diefe beiden follen fich auf dem Schlachtfelde gegenüber ftehen?“

Er zuckte die Achfeln.

„Wenn ich nun“, war meine Entgegnung, „in Ihrem Sinne handeln wollte, fo müßte ich hingehen und die Volksbibliotheken abfchaffen oder wenigstens dafür forgen, daß die Arbeiter davon ausgefchloffen feien. Und ich müßte die Wohlthätigkeitsvereine beftimmen, die Arbeiter und ihre Familien aus dem Wirkungskreife auszufchließen. Denn die Arbeiter nehmen keine gebotene Hand mehr an, fie find beleidigt, wenn ihnen die beftehende Gefellfchaft Gutes thun will, fie wollen offene Feindschaft und rüchichtslofen Krieg. Nein, das kann nicht die Abficht Ihrer Partei fein.“

Hierauf jagte er: „Sie follten für die Arbeiterfchaft und ihre Forderungen agitieren oder fich nicht dreinmifchen.“

„Ah“, entgegnete ich, „das ift das alte Lied. Ich habe es auch fchon von anderer Seite gehört. Der Poet, dem das Schickfal feines Volkes anliegt, der Schriftfteller, deffen Lebensaufgabe es ift, nach feinem Gewiffen für das Recht der Menfchen einzuftehen, er foll fich nicht dreinmifchen. Nein, fchweigen werde ich nicht. Vingegen will ich Ihren anderen Punkt erfüllen, ich will für die Arbeiter und ihre Forderungen agitieren.“

„Das läßt fich hören!“ jagte er. Er jagte es nicht ganz ohne Ironie.

„Die Arbeiter wollen“, fuhr ich fort, „Verkürzung der Arbeitszeit, damit sie sich Erholung und geistige Ausbildung gönnen können. Ich komme Ihnen zur geistigen Ausbildung mit der Volksbibliothek entgegen. Die Arbeiter wollen Lohnerhöhung. Ich beantrage noch mehr, ich wünsche, daß der erhöhte Lohn den Arbeitern wahrhaftig zugute komme, daß sie denselben nicht in den Wirtshäusern verthun oder für zweifelhafte Kampfmittel ausgeben, sondern, daß sie ihre oft recht großen und verwahrlosten Familien versorgen, um sie vom Übel- und vom Wohlthun anderer Stände unabhängig zu machen.“

„Diese Art von Wohlthun, selbst wenn es uns gefiele, gibt nichts aus“, sagte der Arbeiter. „Wissen Sie denn, wieviel Elend im vierten Stande herrscht?“

„Vielleicht besser als Sie selber“, war meine Antwort. „Sie arbeiten in einem Eisenwerke, das auf dem Lande steht. Sie haben von der wirklichen, grenzenlosen Noth dieses Standes keine Ahnung. Ich habe Studien gemacht in der Arbeiterwelt der großen Städte. Das ist ein Elend. Nächstens will ich Ihnen im „Heimgarten“ davon erzählen. Ich war oft bis aufs äußerste empört gegen die moderne Gesellschaft, die solche Zustände schafft; andererseits mußte ich mich ärgern über die Arbeiter, die auf der weiten Welt kein anderes Existenzmittel mehr zu finden wissen, als die Arbeit in den Fabriken. Vielleicht gienge es doch der Mehrzahl ein wenig besser, so wie es thatsächlich einzelnen, den Zufriedenen, Fleißigen und Sparsamen geht, wenn nicht —“

Er unterbrach mich rasch: „Je zufriedener, fleißiger und sparsamer wir sind, desto knapper halten sie uns. Eben unser Elend ist unsere beste Waffe, es stachelt die Arbeiter auf, es empört die Unbefangenen, es macht die Capitalisten zittern. — Uns ist ja nicht bloß ums Sattessen zu thun, wir wollen unseren Stand heben, unser Menschenrecht erkämpfen.“

„Ja gewiß“, sagte ich, „haben die Arbeiter recht, wenn sie ihre Lage verbessern und sich eine menschenwürdige Stellung in der Welt schaffen wollen, das ist nicht bloß ihr Recht, es ist sogar auch ihre Pflicht. Aber manche Socialdemokraten machen das verkehrt, Fernstes streben sie an, und das Nächste versäumen sie. Sie leben in den Tag hinein, wollen nicht haushalten, führen kein ordentliches Familienleben und weil sie hoffen, bald ohnehin in den Besitz der großen Güter zu kommen, verschmähen sie die kleinen. Theoretisch sind sie mit ihren Ansprüchen gerade so gefräßig, wie es ihre Gegner sind. Zu einer menschenwürdigen Existenz, zu einem geordneten Wohlstand bringt man es auf diesem Wege nicht. Den Sturm zu entsachen, das mag ihnen gelingen, es ist sogar möglich, daß sie einige Wochen lang die Herren der Situation sein werden, dann aber wird es anders kommen, als sie es sich denken. Heute sind wenige Herren und viele Knechte, dann wird es gar keinen Herrn, sondern lauter Knechte geben.“

„Gut“, sagte der Arbeiter, „daß wir Knechte sind, bekümmert uns auch gar nicht, wohl aber, daß andere Herren sind! Wir sind Proletarier. Doch nicht, daß wir arm sind, empört uns, sondern daß andere reich sind. Denn sie sind es durch unsere Arbeit.“

„Wenn es nur das ist“, sprach ich, „wenn es euch nichts macht, daß ihr arm und daß ihr Knechte seid, wenn ihr's nur gegen die Tyrannei, gegen das Capital habt — warum bliebet ihr denn nicht im Bauernstande, warum geht ihr denn nicht heute noch in den Bauerndienst? Freilich sind nicht alle von euch vom Lande gekommen, aber doch viele, und ich glaube, daß gerade diese nicht socialdemokratisch veranlagt sind, daß sie vielmehr halb gezwungen mitthun müssen. Im Bauernhof lebten Herr und Knecht zumeist in einem gemüthlichen Verhältnisse miteinander, dort herrscht kein Capital, sondern nur der Hände Arbeit. Viele von euch haben aber den Bauernhof verlassen unter dem Vorwande, daß es ihnen in der Fabrik besser gehe, der Bauernstand ist durch ihre Schollenflucht schwer betroffen und sie sind jetzt in der Fabrik unzufriedener als je und als alle anderen Stände. Ja, müßet ihr denn Fabrikarbeiter bleiben? Ich an eurer Stelle würde sagen: Du Capital, wenn du producieren willst, so producire selber. Ich gehe zur Landwirtschaft, baue dort das Wichtigste, was der Mensch braucht, nähere mich davon, trachte mir mit der Zeit ein Gütel zu erbauen, kümmere mich nicht um den dummen Weltlauf, lebe einfach und fröhlich in der gesunden Natur dahin und bin niemand's Herr und niemand's Knecht.“

Diese Bemerkung nahm der Socialdemokrat gar nicht ernst, er schien sie nur boshaft zu finden. Es ist allerdings kein zu bequemer Weg von der Fabrik zum Bauernhof zurück, und männiglich sorgt dafür, daß der Bauernstand darnieder liegen bleibt und kein Gegenstand der Wünsche mehr ist. Ernst war es mir aber doch mit meiner Bemerkung. Ich für meine Person würde den Bauernhof der Fabrik zehnmal vorziehen. Wer verbessern will, der findet auch im Bauernstand Anlaß dazu. Dort braucht er mit seinen Plänen nicht so ins Blaue hineinzugehen, wie es die Socialdemokraten thun. Wenn so viel Wille und Geist aufgewendet wird, das Bauernthum zu heben, als man heute für die Industrie vergeudet, dann geht's auch beim Bauern vorwärts. All das sagte ich ihm und setzte bei: „Ich weiß ja, daß nicht jeder Bauer werden kann, aber daß niemand Bauer werden will, das verstehe ich nicht.“

„Und ich verstehe Sie nicht“, rief mein Socialdemokrat. „Ein Bauer werden! Wie Sie nur so was sagen können!“

„Sie sind zu mir ins Coupé gestiegen“, bemerkte ich, „um mir Ihre Meinung beizubringen. Das war recht. Nun habe ich Ihnen auch die meinige gesagt. Das war doch auch recht. — Anderen habe ich meine Meinung auch schon gesagt, zum Beispiel denen vom Capital, und ich



denke, etwas derber manchmal, als Ihnen heute. Übrigens aber möchte ich mit meinen Dafürhaltungen die Parteien nicht noch mehr gegen einander verbittern. Wir sind alle Menschen, auch die Socialdemokraten, ja sogar die Capitalisten. Über uns allen lauert ein Schicksal, das keinen Unterschied macht zwischen reich und arm, zwischen groß und klein. Es gibt Zeiten, da wir uns alle eins fühlen, und in solchen Zeiten sind wir am größten und innerlich am glücklichsten. — Wehren Sie sich Ihres Rechtes, Freund, aber wenn Ihnen einer wohl will, der außerhalb Ihrer Partei steht, misstrauen Sie ihm nicht. Glauben Sie mir, es gibt mehr Hochherzigkeit unter den Menschen, als der böse Geist unserer Tage zugestehen will. Die Keime der Opferwilligkeit des einen für den anderen sind vorhanden, hätten wir nur das rechte Vertrauen zu einander!“

„Unser Vertrauen ist immer mißbraucht worden“, antwortete er mit Bitterkeit. „Wenn wir uns nicht selbst helfen! Sonst hilft uns niemand.“

Während dieses und ähnlichen Gespräches waren wir nach Graz gekommen. Beim Aussteigen wollte ich ihm herzlich die Hand schütteln, er hatte schon sein Kofferchen gefaßt und erwiderte meinen Gruß ziemlich nebenbei. Ich war betäubt und zornig zugleich. Muß es denn sein? fragte ich mich, muß es denn so sein? Ist denn keines Menschen Macht imstande, den furchtbaren Zwiespalt zu schlichten? Es ist ein wahres Elementarunglück.

## Stadtmenschen.

Von Eduard Pöhl.<sup>1)</sup>

### I.

#### Darf ich rauchen?

**M**it dieser Frage habe ich die Wichtigkeit aller menschlichen Erkenntnis besser kennen gelernt, als durch die ganze langweilige Philosophenreihe von Seneca bis Nietzsche. Ich bin nämlich Besitzer eines durch sein Alter beinahe schon ehrwürdigen Katarchs, von dem ich mich durchaus trennen wollte. So gieng ich denn zum Arzte. Dieser drückte mit einer Art Schürhaken meine Zunge bis zu den Eingeweiden hinunter, beleuchtete den Schauplatz festlich und befahl mir dann:

„Sagen Sie N.“

<sup>1)</sup> Aus dessen neuestem, von köstlichem Humor sprühendem Büchlein: „Stadtmenschen. Wiener Skizzen.“ (Wien. Robert Mohr. 1895.)

Ich sagte es, obwohl mich der ganze Vorgang schändlich kitzelte.

„Ein alter Bursche“, sagte der Arzt.

„Ja“, sagte ich, „ein Jubilar.“

Er gab mir Verhaltensmaßregeln, die alle höchst vernünftig waren und mir sicher geholfen hätten, wenn es einem Menschen überhaupt möglich wäre, so hundemäßig zu leben. In Kürze gesagt: ich hätte nichts von dem thun dürfen, was ich gerne mochte, und alles das thun sollen, was ich verabscheute. Nur das Rauchen, eine meiner größten Leidenschaften, vergaß er. Ich begieng die Ueberrheit, ihn danach zu fragen:

„Darf ich rauchen?“

„Keine Idee, das ist doch selbstverständlich“, antwortete er beinahe aufgebracht.

„Es wird mir aber schwer fallen, es aufzugeben.“

„Sie müssen.“

„Ich fühle mich förmlich krank, wenn ich nicht rauche.“

„Das gibt sich; ich habe es auch durchgemacht. Der Tabak ist das große Unglück unserer Zeit, er vergiftet und entnervt die Menschheit.“

„Doch die Frauen nicht, im allgemeinen wenigstens?“

„Es genügt, daß unsere Väter geraucht haben und wir die Väter unserer Kinder sind. Tolstoj hat ganz recht.“

„Nio gar nicht rauchen? Vielleicht doch nach jeder Mahlzeit ein bißchen“, versuchte ich zu feilschen.

„Absolut nicht, Sie müssen es gänzlich aufgeben.“

„Was geschieht nun, wenn ich doch rauche?“

„Dann wird Sie der Teufel holen.“

Das war ja ein recht trostreicher Bescheid. Ich that gleichwohl meine Schuldigkeit, des Spruches gedenkend, den ich einmal in einem alten Arzneibuch als Rathschlag für die Medicinmänner gelesen hatte:

Accipe dum dolet,  
Post morbum medicus olet.

Zu deutsch:

Lass zahlen dich, solange er krank ist,  
Denn hinterher für dich kein Dank ist.

Während ich mir sodann beim Hausthor unten noch eine Cigarette — vielleicht die letzte meines Lebens — anzündete und sie mit herbem Abschiedschmerz durch die Nase rauchte, kam mir der glückliche Gedanke — alle guten Gedanken kommen während des Rauchens — noch einen anderen Arzt über die Sache zu befragen. Mußte denn der Dr. A. recht haben? Konnte er sich nicht täuschen über die Wirkung des Tabakrauchens auf meinen Katarth? Vielleicht würde dieser auch ohne das Rauchen nicht besser werden, und dann wäre ich ja der größte Geil, einem solchen Genuße in meinem voraussichtlich nicht allzu langen Leben

zu entsagen. Nur beschloß ich diesmal in der Wahl des Arztes vorsichtiger zu sein. Einem herzlosen Nichtraucher konnte ich mein Schicksal nicht mehr anheimgeben; ich mußte zu einem Arzt gehen, der selber weiß, was es heißt, einem Raucher durch das Tabakverbot das Dasein zu verfalzen. Ich begab mich noch in derselben Stunde zur Ordination des Dr. B.

„Raucht der Herr Doctor?“ fragte ich gleich im Vorzimmer den Diener. Dieser schaute mich nach der Seite an und schien mich für einen sanften Narren zu halten, auf dessen Ideen man eingehen müsse.

„Ja“, sagte er, „der Herr Doctor ist Raucher.“

„Gut, dann melden Sie mich ihm.“

Dr. B. ließ mich mehreremale das gewisse U krähen, fand gleichfalls, daß ein fossiler Katarrh vorliege und verordnete nicht minder heilsame Dinge wie Dr. A.

„Darf ich rauchen?“ fragte ich beklommen.

„Sind Sie ein starker Raucher?“

„Nun, wie man's nimmt“, log ich. „So, so, so.“

„Nun jedenfalls schränken Sie das Rauchen so viel als möglich ein, in der ersten Zeit wenigstens. Aber drei bis vier gute, leichte Cigarren des Tages dürfen Sie immerhin rauchen, die werden Ihnen nicht schaden.“

„Cigaretten auch?“

„Um keinen Preis. Nur ja keine Cigaretten! Eine einzige ist schädlicher als fünf Cigarren. Abgesehen davon, daß die Versuchung immer nahe liegt, den Rauch zu schlucken und dadurch den Rachen, Kehlkopf und Luftröhre, ja selbst die Bronchien zu reizen, enthält das Papier effectiv schädliche Stoffe. Die Cigarre hingegen ist nach den neuesten Forschungen sogar eine Art Desinficiens für Mund- und Rachenhöhle, vorausgesetzt, daß sie aus gutem Havannablatt hergestellt ist. Die Verbrennungsproducte in ihrem Rauch vernichten so manche Mikroben, die eingeathmet worden oder durch Speisen und Getränke in den Mund gekommen sind. Man hat dafür Beweise durch genaue Untersuchungen und Herstellung von Culturen vor und nach dem Rauchen. Darum habe ich gar nichts gegen die Cigarre, wohl aber alles gegen die Cigarette einzuwenden.“

Ich bedankte mich und gieng etwas erleichtert meiner Wege. Etwas erleichtert, nicht ganz, denn leider war ich ja — Cigarettenraucher. Wieder zündete ich mir draußen eine duffende „Ägyptische“ an — vielleicht die letzte, denn ihr Papier enthält ja effectiv schädliche Stoffe — und überlegte, was ein Mann in meiner Lage thun könne. Einen Arzt fragen, war das Ergebnis. Also zum Dr. C.! Hier brauchte ich mich gar nicht mehr zu erkundigen, ob er selbst Raucher sei, denn in seinem Warte-

zimmer bemerkte ich sofort ein Gestell mit wunderschönen Tschibuks. Untersuchung und Diagnose wie bei Dr. A. und Dr. B.

„Darf ich rauchen, Herr Doctor?“

„Was rauchen Sie?“

„Cigaretten.“

„Selbstmord! . . . Da glaube ich, daß Ihr Katarrh blüht und gedeiht. Sie dürfen weder Cigarren noch Cigaretten rauchen, sondern nur Tschibuk mit ziemlich langem Rohr und mit dem gewöhnlichen „türkischen Rauchtobak“ gestopft, das Paket zu sechs Kreuzer. Die rauhen Rohrwände des Tschibuks halten alle die beißenden Verbrennungsproducte ab, die Gift für eine reizbare Schleimhaut sind. Schauen Sie nur einmal eine Cigarren- oder Cigarettenspitze an nach längerem Gebrauch. Was da alles drin ist! Und das bekommen Sie in Mund und Rachen. Wenn mein Diener die Tschibukrohre pukt, niest er immer wie ein Nilpferd, und der Kerl verträgt sonst einen Puff. Also Tschibuk oder lange Pfeife, mein Lieber, wenn Sie mit Ihrem Katarrh nicht zur Fußwaschung kommen wollen.“

Nun, Einen Arzt wollte ich noch consultieren, um mir dann eine Meinung zu bilden. Daß bisher keiner an den Cigaretten ein gutes Paar lassen wollte (wenn man einen so üblen Vergleich wagen darf), das machte mir doch bange. Es schien wirklich nichts übrig zu bleiben, als die verdammten Cigaretten aufzugeben. Nur eine rauchte ich noch auf dem Gange zum Dr. D. Es sollte die letzte sein. Bei meiner Seele!

Bei Dr. D. war die Ordinationsstunde bereits vorüber und er saß am Schreibtisch, in der Hand eine rauchende Cigarette. Ich roch es gleich: es war eine Gianaclis.

„Ei, der Tausend!“ rief ich voller Freude.

„Wenn Sie der Rauch etwa geniert, wollen wir ins Nebenzimmer gehen“, sagte Dr. D. höflich.

„Im Gegentheil“, frohlockte ich, „wenn Sie erlauben, werde ich mir auch eine anzünden. Darf ich Ihnen mit meiner Sorte dienen? Sehr mild und aromatisch.“

„Danke sehr; aber vorher wollen wir doch die Untersuchung vornehmen.“

Er schätzte das Alter meines Katarrhs auf ungefähr zweitausend Jahre und meinte, es sei überhaupt ein unsterblicher Katarrh, welcher noch kommenden Generationen Stoff zu Legenden oder Heldengesängen bieten wird.

„Also darf ich ruhig weiterrauchen?“ fragte ich beglückt.

„Gewiß; natürlich nicht unmäßig, und bloß gute Cigaretten; denn sehen Sie: bei der Cigarette weiß man, was man raucht. Einer Cigarre jedoch können Sie nicht in das Innere blicken, man kennt ihre Seele



nicht so genau wie die der Cigarette. Außerdem setzen sie sich beim Cigarrenrauchen der Einwirkung des Rauches viel länger aus, als bei der Cigarette. Mit dieser sind Sie in etlichen Minuten fertig und machen dann in der Regel eine längere Pause, bis Sie wieder eine anzünden. An der Cigarre rauchen Sie eine halbe Stunde und mehr, und die Pause bis zur nächsten ist doch nicht länger, wie zwischen zwei Cigaretten. Das schlanke kleine Köllchen feiner Tabak ist eben so recht geschaffen für Leute von heute. Zwischen den Arbeitsstunden ein paar Züge, zum schwarzen Kaffee ein paar Schluck des süßen Cigarettenrauches — das gibt Anregung, stimmt freudig, und wir Ärzte halten viel von solcher Stimmung, die beitragen kann, eine Krankheit zu überwinden, welche sich sonst vielleicht, begünstigt durch eine Depression des Gemüthes, eingestellt hätte. Darum bleiben Sie getrost bei Ihren Cigaretten — den Katarrh werden Sie sowieso nicht los!"

Ich schüttelte ihm beide Hände innig. Hierauf kaufte ich mir ein Kistchen Havannah und ein paar Tschibuks, denn es war am Ende auch ein verständiger Kern in dem, was Dr. A. und Dr. G. behauptet hatten. So rauche ich jetzt Tschibuk wegen der Reinlichkeit, Cigarren wegen der Desinfection, Cigaretten wegen meiner besonderen Vorliebe.

Und der Katarrh? Auf den huste ich! . . .

## II.

### Der allein stehende Mann.

(Eine Geschichte in fünf Postbriefarten.)

#### 1.

#### Liebe Maus!

Den ersten Morgen meiner Anwesenheit in Wien benütze ich bereits, um Dir einen liebevollen Gruß zu senden. Es ist wunderschönes Wetter geworden und Du hast recht gehabt, mit unserem kleinen Edgar noch an dem schönen Wörthersee zu bleiben. Es wird euch gutthun. Die Wohnung habe ich in Ordnung angetroffen; sie riecht, wie es sich gehört, nieder-  
schlagend nach Naphthalin. Mit Befriedigung habe ich die Wirkung dieses trefflichen Mittels im Schlafzimmer gesehen. Einige Schaben haben ihren Geist gänzlich aufgegeben, andere haben sich, offenbar um dem todtbringenden Gestank zu entinnen, frampfhast in die Vorhänge und Teppiche verbißen und regen sich nicht mehr. Diese kann man ja ruhig sterben lassen, denke ich, während es sich empfiehlt, auf die noch herumfliegenden Jagd zu machen. Drei habe ich heute schon erschlagen und dabei erfahren, welcher Schaden durch solche Thiere angerichtet werden kann. Bei der Execution des zweiten ist nämlich durch den Schlag mit dem Stiefelknecht

— ich hatte nichts anderes gerade zur Hand — die hübsche Alt-Wiener Tasse auf Deinem Trumeau in Scherben gegangen. Mußt nicht böse sein, ich kaufe Dir nächstens eine ähnliche; der Schabe, der weiß Gott noch wieviele Teppiche gefressen hätte, ist aber auch hin.

Soeben hat sich die alte Lisi als die Bedienerin vorgestellt, die mir von Dir brieflich zugewiesen ist. Sie kommt mir sehr alt vor, lieber Schak, man könnte aus ihr mit Leichtigkeit zwei alte Weiber machen. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, Du hättest eines unserer Dienstmädchen behalten, meinethwegen sogar die häßlichere. Indes, die paar Wochen und für meine geringen Bedürfnisse wird es die Alte ja auch noch richten.

Es küßt Dich Dein getreuer

August.

## 2.

Meine theuere Olga!

Wegen der gebrochenen Tasse hättest Du mir keine solche Nase zu geben gebraucht! Es ist gut, von mir aus können die Schaben herumfliegen wie sie wollen. Sie thun es auch ganz lustig. Die alte Lisi fängt sie jetzt mit Vogelleim, den sie auf Stangen streicht. Leider ist eine dieser Stangen vom Nachtköstchen in mein Bett gefallen und hat auf dem Leintuch so viel Leim zurückgelassen, daß ich mich aus Ekel veranlaßt fühlte, das Leintuch zu wechseln. Wir haben nach einem anderen gesucht, aber keines gefunden. Es waren nur Tischtücher da, weißt Du, die damastenen. Zwei davon sind jetzt in meinem Bett — es liegt sich ganz angenehm kühl darauf. Bin ordentlich stolz darauf, daß ich mir so zu helfen wußte.

Ja, wenn man allein ist, lernt man allerlei, zum Beispiel Feuer machen im Herd zum Frühstück. Wenn ich nicht auf die Lisi warten will, so werfe ich ein paar Stück Kohlen in den Herd, gieße Spiritus darauf (den Schnellieder hast ja Du mitgenommen) und das brennt großartig. Nur sieden will das Wasser nicht recht, weil das Feuer immer zu früh aus ist. Wird' aber schon noch daraufkommen, wo der Fehler liegt. Gestern habe ich mir Eier auf diese Art gekocht. Sie waren noch etwas roh, als ich sie dann aufschlug, aber was will man von Eiern auch anderes erwarten, sie kommen ja vom Lande.

Die Lisi ist eine brave Person; eine halbe Stunde lang steht sie oft auf dem Stiege gange draußen bei den Dienstmädchen der Nachbarpartei und gibt ihnen Rathschläge. Dafür helfen ihr aber auch die dankbaren Mädchen beim Wassertragen für mich. Kein Tag vergeht, wo ich nicht die eine oder andere in unserer Küche sehe, wie sie die vollen Wassereimer schleppen oder sonst wie herumhantieren. Beide Mädchen sind gar nicht übel und ungemein artig; wir haben nie solche.

Viele Küsse.

August.

## 3.

Liebste Olga!

Nun fange ich mich schon zu fürchten an, wenn von Dir ein Brief kommt. Was kann denn ich dafür, wenn die Lisi so beliebt ist bei den Dienstmädchen? Und daß die damastenen Tischtücher ins Bett gehören, das habe ich keinen Augenblick behauptet. Aber Sacktücher habe ich doch zu diesem Zweck nicht nehmen können. Du hättest eben den Schlüssel zu diesem Kasten nicht mit Dir nehmen sollen. Übrigens habe ich Dir zu Liebe die Tischtücher in die Wäsche gegeben und einstweilen die Clavierdecke eingebettet, bis die Wäscherin das Leintuch bringt.

Bezüglich des Staubes kann ich Dich vollkommen beruhigen. Ich habe ihn von der Lisi immer ins Vorzimmer fahren lassen, da liegt hinter der Doppelthür schon ein ganzer Haufen. Wenn ich einmal morgens länger Zeit habe, werde ich den Mistbauer rufen lassen und ihm für das Wegräumen eine Schachtel Cigaretten geben (Geld kann man einem öffentlichen Functionär doch nicht anbieten). Vorläufig gieng das noch nicht, denn ich mußte immer fort und habe die Wohnung hinter mir mit dem Kunstschloß abgesperrt. Du wolltest ja nicht, daß die Bedienerin in der Wohnung allein bliebe, und es scheint ihr auch recht zu sein, daß sie so früh gehen kann.

Merkwürdig flink ist diese alte Eidechse. In zehn Minuten hat sie zusammengeräumt und die Kleider gereinigt. Freilich sieht so eine hochbetagte Person nicht mehr gut; gestern hat sie meinen hellen Sommerhut mit der Stiefelbürste behandelt und den Irrthum erst bemerkt, als der Hut schon wie ein Zebra ausjah. Fällt sie nicht auf die Knie vor mir deshalb und bittet mich um Verzeihung?

„Na, na, na, Sie alte Schwarte“, sagte ich beinahe gerührt, „lassen Sie's nur gut sein. Wir Menschen sind allesammt Schwächen unterworfen. Geben Sie den Hut zum Hutmacher, damit er die weißen Stellen auch noch schwarz färbt, und damit basta!“

Andererseits ist sie außerordentlich sparsam. Gleich am ersten Tage habe ich ihr einen Gulden für Schuhwische gegeben und damit ist sie bis heute ausgekommen, trotzdem sie so viel davon für meinen Hut verbraucht hat. Wenn ich immer so leben könnte, würde ich eine Menge Geld ersparen.

In Liebe

Dein Gatte.

## 4.

Meine Liebe!

Dir kann man nichts recht machen, das sehe ich schon. Ihr Frauen glaubt eben, daß alles drunter und drüber geht, wenn ihr nicht da seid.

Doch ich gehöre zu den Männern, die auch auf eigenen Füßen stehen können. Mich betrügt man nicht. Heute ist ein Armer gekommen, der mir gesagt hat, er bekäme jeden Freitag von uns das Essen. Ich mußte mich natürlich bei ihm entschuldigen, da ich ja keine Menage führe, und gab ihm als Ersatz für das Essen fünfzig Kreuzer. Er bedankte sich höflich, erinnerte mich aber, daß er während der vier Wochen unserer gemeinsamen Abwesenheit ebenfalls leer ausgegangen sei. Der Mann hatte recht, und ich gab ihm daher noch zwei Gulden, womit ich in Deinem barmherzigen Sinne zu handeln glaubte.

Nach ihm kamen dann noch sieben andere Arme, die alle am Freitag das Essen von uns haben, und die ich daher in ähnlicher Weise entschuldigen mußte. Ich wußte gar nicht, daß Du so viele Arme speisest, Du gute Seele. Dergleichen kommt freilich, wenn man Hauswirtschaft führt, billiger zu stehen, weil ja doch immer mehr gekocht wird. Ich war nur froh, daß die Armen sich wenigstens so zufrieden zeigten, denn um fünfzig Kreuzer pro Mahlzeit kriegen sie ja doch nirgends so gut und reichlich zu essen wie bei uns.

Heute war die Wäscherin da und brachte unter anderem das Leintuch; es trägt jetzt eine andere Marke als die unserige, sieht aber sonst ganz aus wie ein Leintuch, weshalb ich es ohne Umstände annahm. Bei einigen anderen Wäschestücken sind mir kleine Bedenken aufgestiegen. So z. B. erinnerte ich mich nicht, je ein paar zerrissene Frauenstrümpfe getragen zu haben. Besondere Kennzeichen: sie haben gar keine Fersen und unsinnige Wadenbreite. Ferner fand ich anstatt einer Unterhose von mir eine Damenhose. Nun, vielleicht kannst Du sie brauchen, damit man die Wäscherin nicht durch die Rückgabe kränkt. Unter meinen Socken sind zwei fremde dabei, die aber auch nicht zu einander passen; diese werde ich dem Hausmeister schenken. Oder meinst Du, daß ihn das etwa beleidigen könnte? . . . Ja richtig, noch eine Frage: die Lisi hat eine Nichte, die übermorgen nach der Stadt kommt, um einen Dienst zu suchen. Und da hat sie mich gebeten, ob das Mädchen, das sehr ehrenhaft und sittsam sein soll, einstweilen vielleicht in unserem Dienstbotenzimmer untergebracht werden könnte, weil sie selber keinen Platz hat und anderwärts das arme junge Blut vom Lande leicht verdorben werden könnte. Meiner Meinung nach wäre nichts dabei, der Lisi diese Gefälligkeit zu thun, daher habe ich ihr schon halb und halb zugesagt, wollte aber doch Dir, als der Hausfrau, von der Sache Mittheilung machen, weil ich Deine Neigung zu grundloser Eifersucht kenne.

Erholt euch nur noch recht, mir geht es ganz erträglich.

Dein braver, treuer Mann

. August.



## Liebe Frau!

Ich finde keine Worte für den Ton Deines Schreibens. Du nennst mich einen Esel, den man nicht einen Tag allein lassen kann. Verdienne ich solche Vorwürfe, ich, der ich durch das Interregnum, einzig mit Hilfe einer Greisin von der Fußwaschung, das Hauswesen in Ordnung erhalten habe? Dem Keinen ist alles rein. Dass Du kommst, ist keine Drohung für mich; noch weniger trifft es mich hart, dass Du mich nie wieder allein lassen willst. Ich habe gezeigt, was ein alleinstehender Mann zu leisten vermag. Der Staubhaufen hinter der Vorzimmerthür ist schon fort, und Schuhwische noch immer genug da. Die Lisi habe ich um Entschuldigung gebeten betreffs ihrer Nichte; sie weiß, dass ich keinen Anstoß an der Einquartierung genommen hätte.

Nun magst Du kommen. Es erwartet Dich schmerzlich bewegt Dein unschuldig gekränkter, aber milde verzeihender Gatte.

## Wie der Lorenzel Feierabend gehalten hat.

Ein Volksbild von Peter Rosegger.

**L**ieber Leser! Wenn dich dein Nebenbuhler in einen Thurm hinauflockt, die Leiter davon trägt und zu deinem Schatz geht, was wirst du machen? Wirst du es dir in einer Mauernische unter Spinnweben bequem machen und ein beschauliches Leben führen? — Wahrscheinlich kommst du niemals in diese unliebsame Lage, für alle Fälle aber höre, wie es der Sulm-Lenzel gemacht hat.

Dieser Sulm-Lenzel hatte einen guten Freund und dieser gute Freund war so gut, dass er eines Samstag-Feierabends zum Lenzel sagte: „Ja du, mein Lieber, weißt, was ich heut' möcht'? Auf der Antonikirchen ihren Thurm möcht' ich oben sein. Die Aussicht, die man dort haben muss bei dem klaren Wetter wie heut! Wohin man sieht vom Antonithurm aus? Nach Graz sieht man hinein und gar ins Windisch hinab, wo der Wein wächst.“

Nun hatte der Alpen-Jodel, der Lenz, sein Lebtag noch keine Gegend gesehen, wo der Wein wächst. „Die schönsten kanarigrünen Weinberge!“ sagte der gute Freund, „ganz rauschig wirst schon vom Anschauen! Magst, so steigen wir auf den Thurm.“

„Es gilt“, antwortete der Lenzel, und sie giengen. Jeder hatte sein „halbes Feiertagsgewand“ an, der eine, der Sebald, sogar den grünen Hut mit der festen Hahnenfeder auf. Die Feder bog sich nach vorne, das

sah unternehmend aus. Am Feierabend gibt es allerhand Sachen! Welcher von den beiden jungen Burichen der schönste war? Na, da müßt ihr schon die Angla fragen, die weiß es genau. Aber der eine, der Sebald, wußte es nicht, daß sie es wußte, und aus dieser Unwissenheit kann eine Katastrophe entspringen.

Nun, einstweilen habe ich zu berichten, daß sie hinaufstiegen den waldigen Hügel zur Antonikirche, die oben ihr weißes Thürmlein hoch über die Wipfel hinblicken ließ. Die Kirche stand zur Feierabendzeit stets offen, falls jemand beten kommen wollte; der Opferstock war gut verwahrt und sonst nicht viel vorhanden, was ein versperrtes Kirchthorsschloß gerechtfertigt hätte. Um den spitzen Thurmhelm kreisten muntere Vöglein.

„Steig' nur voraus die Leiter hinauf, ich schau' in der Sacristei nach, ob der Pfarrer nicht ein Spektiv (Fernrohr) hat und komm gleich nach“, so sagte der Sebald.

Nun wußte der Lenzel zwar wohl, daß ein „Spektiv“ nicht unumgänglich zu den kirchlichen Geräthen gehört, dachte aber, sein Freund, der manchmal Meßnerdienste leistete, könne es wohl wissen, was da vorhanden war. Da ihn schon nach der Grazerstadt und den kanarigrünen Weinbergen gelüftetete, so stieg er langsam voraus die steile, etwas wackelnde Leiter hinan und gab hübsch acht, daß er sich im Dunkeln nicht an einen Balken stieß. Es mußte schon wer oben sein, ein Arbeiter oder so was, der mit gleichmäßigen Schlägen einen Nagel eintrieb oder dergleichen. Das war aber das Ticken des Kirchenguhrpendels, welches an den auf- und niedergehenden Gewichtseilen sachte hin- und herpendelte. — Bald lichtete es sich, es waren die Thurmfenster da und der Buriche stand am Ziele. Er schaute hinaus in die weite Welt. Die Grazerstadt! Zwischen den Bergen dort sieht man ins Blaue hinaus. Blauer und grauer Dunst. Dort draußen kann sie wo liegen. Und ist sie dort nicht, so wird sie halt wo anders sein. Die Welt ist überhaupt sehr groß. Und sehr hübsch. Besonders, wenn sie im Sommer-Samstag-Feierabend so breit und flach daliegt, wie auf dem Rudelbrett der Strudelteig und die Bäuerin schon die Speckgrammeln drauf gesäet hat. Die Speckgrammeln, das waren hier die Kirschbäume und die Wirtshäuser und die Almhütten dort drüben, wo saubere Dirndeln hausen. Und hübsch ist sie, die Welt, wenn man ein frischer Knab' mit zweiundzwanzig Jahren thut sein! Bis erst der Sebald mit dem Spektiv heraufkommt zu den Almhütten, dann schau wir hinüber. Auf der grünen Alm standen die Kühe und Kälber wie weiße Flöhe, die sah man auch mit freiem Auge, aber die Angla, die konnte man nur mit dem Rohr erkennen — die Angla — — die Angla . . . . Gott, so ein Mädel!

Unten auf dem Sandweg an der Kirche lief jetzt der Sebald davon, schleifte hinter sich eine lange Leiter her, schleuderte sie auf den Rasen

und eilte hohnlachend thalwärts. Und jetzt merkt es der gute Lenzel, daß er verrathen und verkauft ist. Er schreit dem Treulosen nach: „Hör' auf, das ist ein dummer Spass! bring die Leiter her!“ Ja, die Leiter her! Der Sebald wendet sich dort beim Ahorn einmal um und macht mit den zehn Fingern vor der Nase eine Geberde, als wie man es beim Clarinetteblasen thut. Und dann flugs in den Wald hinein.

Der Lenzel versuchte allerlei, wie man vom Thurm herabkommt. Es gibt zwei Wege, einen inwendig, einen auswendig. Der inwendige ist dunkel, der auswendige licht, luftig, steilab geht jeder. — Ob man sich die Beine bricht, wenn man da hinabhüpft, oder ob man ganz todt ist? Ganz todt, das wäre zu dumm, die Beine brechen, das wäre auch nicht klug. Schreit man um Hilfe, so kommen sie und lachen und morgen bist der Thurmsspaß in der ganzen Gegend. Wenn die Angla hört, daß du der Thurmsspaß bist! Das Übernachten auf dem Thurm wäre weiter kein Unglück, aber — Tik, tak macht der Teufel die ganze Nacht, während der Mensch dort drüben auf der Alm sein soll. Dort drüben auf der Alm ist derweil ein anderer. Tik, tak, macht der Teufel, der Pendel. Den Sebald hat's schon lang' darnach geplangt, nach der Almhütte. Tik, tak macht er? So höre doch, das ist ja ein guter Rath! Die Uhr leiht dir ihre Strickleiter. -- Verstanden hat er's! wie schlau er auf einmal geworden ist! Den Pendel hebt er aus, setzt sich auf den Steinklumpen des Uhrgewichts, hält sich ans Seil und tik tak tik tak — in hastiger Eile — rasch sinkt das Gewicht mitsammt dem Insassen. In kaum einer Stunde ist er so weit unten, daß er den Sprung wagen kann.

So, da wären wir wieder. — Man glaubt es nicht, was der Mensch an seinem festen Erdboden hat. Ist vertrackt schwer zu entrathen, der feste Erdboden!

Mittlerweile war es auch draußen dunkel geworden. Und das, dachte der Bursche, ist just die rechte Zeit zum Fensterlugehen auf die grüne Alm. Zwar die grüne Alm ist bei der Nacht schwarz, und die weißen Kühe sind auch schwarz, und die Angla wird auch schwarz sein. Das macht nichts. Der Weg ist ebenfalls schwarz, doch er trifft ihn ganz genau. Nach zwei Stunden ist er auf der Alm bei den Sennhütten. In der ersten Hütte ist Licht; das ist nicht seine Hütte, aber er guckt durchs Fensterchen hinein. Da drinnen sind ihrer ein halb Duzend Dirndlein beisammen, sitzen um einen Leuchtspan herum, flicken ihr Gewand aus und thun plaudern. Und die kleine Angla ist auch dabei. Sie sitzt gerade neben der Herdglut, daß sie ganz glühend ausschaut im Mundgesichtel und über dem weißen Busenhemd.

Herrschast! denkt sich der Lenzel, glühendes Eisen wär' gut schmieden! Wenn sich heut' die auch noch auswendig anzündet! Na, derweil geh' ich voraus in ihre Hütten, sie wird schon nachkommen. Bleibt aber immer

noch stehen und schaut hinein. Mit den Augen hört er's zwar nicht, was sie plaudern, aber an ihren schalkhaften Gesichtern, an ihrem Nicken und Lachen merkt er's, sie sprechen von den Mannsbildern. Na, das ist wenigstens was Rechtes! — Jetzt strengt er seine Ohren an, aber sie sind immer noch nicht lange genug, er hört nur so etwas, als ob eine den Vorschlag gemacht hätte, sie sollten Buben tauschen. „Oh na!“ ruft die Angla laut aus, „das thu' ich nit! Meinen Buben vertausch' ich nit! Behalt's ihr eucere Scherben nur selber, der meinige ist noch gut über und über und den geb ich nit her.“

Na, Lenzel, um so was zu hören, das verlohnt sich doch, auf dem Uhrgewicht vom Thurm herabgeritten zu sein! Der Leuchtspan gloßte seinem Rande zu, der Bursche spütete sich zur oberen Hütte hinauf. Die Bretterthür war versperrt, er wußte durch den Heuboden ein Loch hinein und bald saß er drinnen, wieder so im Dunkeln, wie vorhin im Thurme, aber in ganz anderer Stimmung! Hinter der Seitenwand schellte manchmal die Kuh und man hörte ihr Wiederkäuen. Der weiche Stalldunst erfüllte die Hütte. Der Lenzel machte sich's bequem. Die Bettkissen waren ganz kühl und fühlten sich gar ein wenig schwanig an; aber es war ein prickelnder Duft vorhanden, der ihm gar wohl gefiel.

Und jetzt fängt etwas an zu geschehen. Zuerst leise, dann lebhafter klopft es ans Fenster, das über dem Bette ist. Ein krummgebogener Finger, und daran war ein großer Lackel gewachsen und dieser bettelte um Einlaß. Der Lenzel erkannte an Haltung und Stimme seinen guten Freund Sebald.

Da der Lenzel drinnen nicht gleich antwortete, so sagte der draußen: „Wohl, wohl, Dirndel, heut' wirst schon mit mir zufrieden sein müssen; der andere ist zwar viel feiner als ich, aber kommen thut er heut' nit.“

Der Lenzel öffnete das Glasfensterchen ein klein wenig und flüsterte mit verstellter Stimme hinaus: „Warum kommt er denn nit, der andere?“

„Du, mit dem hast Malär“, sagte der draußen, „der Lenzel ist neuzeit ein Betbruder worden. Der geht jetzt zu der Antonikirchen fensterln, gewiß auch noch. Und hat mich hergeschickt, kenne thust mich eh, der Brennbaumer Sebald. Und sollt dir statt seiner die Zeit vertreiben helfen. Gelt, 's ist dir recht, Herzerl?“

„Auf keine Weis nit“, flüsterte der Lenzel.

„Wirst sehen, daß ich nit zu verachten bin.“

„Bom Verachten hab' ich nichts gesagt, aber schlafen will ich.“

„Ich will dir helfen dabei. Zwei richten mehr aus beim Schlafen, als eins.“

„Meinst du?“

„Gewiß auch noch. Und ich geh' heut nit heim alßer weißer.“



„Mußt dich halt mit Kohlen anstreichen dort beim Herd.“

„Gilt schon, ich will mich mit Kohlen anstreichen an deinem Herd.“

„Keinen Mohren mag ich aber nit.“

„So will ich mich weiß waschen an deiner Milch.“

„Die Milch gehört nit mein.“

„So will ich sie gut zahlen.“

„Mit Hobelschaiten leicht?“

„Will dir einen Gefallen thun, wie ihn ein Bauer mit drei Paar Ochsen nit kann leisten. Dirndl, derbarm dich, mach auf.“

„Wenn du schon gar so hitzig bist, daß du mir die Wand nit anbrennst da draußen, so mußt halt hereinfliegen beim Rauchfang.“

„Zum Fliegen bin ich nit eingerichtet, wirst schon die Thür müssen aufmachen zur Abwechslung.“

„Immer einmal eine Abwechslung wird wohl nit schaden, aber die Thür ist verriegelt und die schönsten Buben finden das Heubodenloch. Komm nur. Gleich ums Eck, durch die Schupfen links.“

Also das Zwiegespräch.

Der Lenzel hatte vorhin an der Wand eine Viehgerte getastet, nach der griff er jetzt, während der andere den Weg in die Hütte suchte und auch fand. Und mit der Gerte kauerte er sich hinter dem Bette an die Wand und dachte, wenn sie nur heut' noch einen frischen Span angezündet hätten in der unteren Hütte. Jetzt kommt ich die Kleine nit brauchen da heroben.

Mittlerweile hatte sich der Sebald mit einiger Mühe und Umständlichkeit von rückwärts hereingearbeitet, einmal stieß er seine Knie an den Balken, dann seine Achsel, dann seinen Kopf, er litt es mit größter Geduld, ich glaube, es hat ihm gar nicht weh gethan.

Der Lenzel strich mit der Hand über die Gerte hinaus, sie war dreifach geflochten und hübsch zähe.

Jetzt war der Sebald beim Herde und tappte in die Nische hinein, jetzt war er beim Milchkasten, tastete an den Töpfen herum und lispelte:

„Wo denn — wo hast es denn, dein Siegerstadl?“

„Bist nimmer weit davon“, flüsterte der Lenzel nach Weiberart.

„Au, das ist ja der Ledentrog!“ klagte der andere, weil er in die Kleien gerathen war.

„Du wirst mir noch ins Milchhäfen fallen wie ein Schwabentäfer“, zischelte der Lenzel. „Mußt nit gar so dalgert umeinandertappen, laß dir Zeit, wirst nichts versäumen. Deine Joppen häng dort an den Nagel.“

„Ist eh wahr“, antwortete der Sebald und begann das überflüssige Gewand von sich zu thun.

Dem Lenzel war schon ganz heiß geworden und die Armmuskeln spannten sich scharf.

„Ein bißel leid thut's mir halt doch um den anderen“, hauchte er scheinbar recht weichmüthig.

„Um die Letzeigen? Um den Thurnspäßen?“ versetzte der andere.

„Thurnspäßen?“ fragte der Lenzel.

„Na, so wo denn? Wo bist den, Schueggerl!“

„Da bin ich!“ so der Lenzel und fuhr aus seinem Winkel hervor wie ein wildes Thier. . . .

Als die Angla nächtllicherweile an ihre Hütte gekommen war, erschrak sie schier zum Schlagtreffen, drinnen war ein schreckbares Gepolter, Gesluche, Gestöhn und Gewimmer. — Wie ein Pfeil schoß sie zurück zu den Nachbarshütten. Dort steckten sie sich alle zusammen und getrauten kaum Athem zu holen die ganze Nacht.

Erst als das Morgenroth aufstieg, giengen sie mit Knitteln und Sensen bewaffnet heldenhaft der oberen Hütte zu, um etwa die Ursache des nächtlichen Spukes zu erforschen. Die Thür war ordnungsgemäß verschlossen, wie das bei Geistergeschichten immer der Fall ist. Und als sie die Thüre öffneten — Welch ein Durcheinander! Herrgott noch einmal, Welch ein Durcheinander! Ein Theil des Bettes lag auf dem Herde, von der Bank waren zwei Füße eingeknickt, so daß die Kleien und die Milch zwischen den Scherben als vielarmiger Brei ausgebreitet lagen. Diebe konnten es nicht gewesen sein, denn es fehlte nichts; es war im Gegentheile manches da, was nicht in die Hütte gehörte. Unter dem umgestürzten Tisch ein grüner Hut mit Hahnenfedern und ein Tabaksbeutel, und im Winkel ein benagelter Mannschuh.

„Da haben i g'rauft!“ zeterten die Weibskente.

„Um mich haben i g'rauft!“ sagte die Angla mit großartiger Ruhe.

„Zerschlagen haben i ihr alles!“ schrie eine andere. „Angla, dich mögen i nit, da sieht man's!“

„Um mich haben i g'rauft!“ wiederholte sie. Denn ein Bauern-dirndl fühlt ihre Liebe erst sanctioniert, wenn um sie gerauft worden ist.

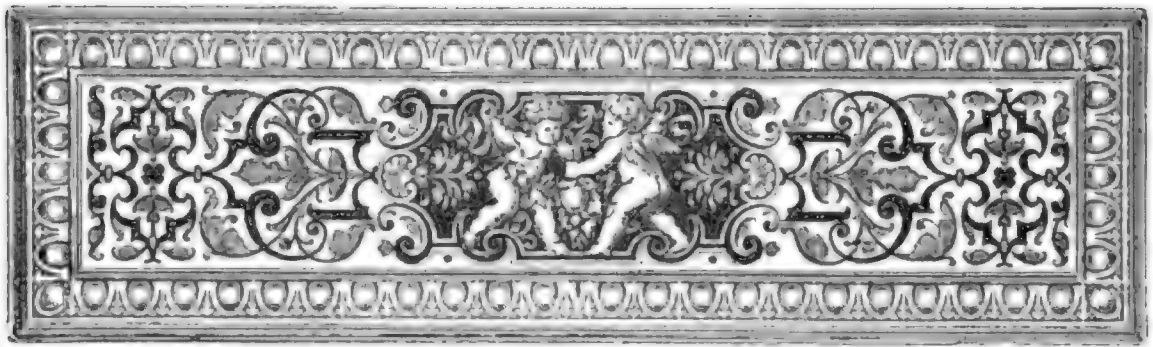
Am nächsten Samstag kam der eine um seinen Tabaksbeutel.

„Aber Lenzel!“ gurrte ihn das Dirndel an, „bist du's gewesen? Ja, was hast denn ang'stellt?“

Schmunzelnd barg er den Beutel rückwärts am Hosengurt.

„Das da hab ich auch gefunden“, sagte sie und that aus dem Winkel den grünen Hut und den Mannschuh hervor.

„Das gehört einem anderen“, entgegnete der Bursche. „Derfelbe wird die Sachen wohl schwerlich holen kommen. Kannst sie einem Armen schenken.“



## Kleine Lanze.

### Die Entdeckung des Grazer Schlossberges

im Jahre 1894 nach Christus.

**S**o ganz wissenschaftlich genau kann man zwar nicht sagen, daß der Grazer Schlossberg erst jetzt entdeckt worden sei. Man ahnte sein Vorhandensein schon seit geraumer Zeit, man fühlte es als eine Art Hindernis des Verkehrs zwischen dem Ost- und dem Westende von Graz. Auch weist die Geschichte der Touristik einzelne Besteigungen auf, die in früheren Zeiten unternommen worden sein sollen. Manche Wadere kamen aber nur bis zur halben Höhe des Berges, wo das Hospiz „Schweizerhaus“ steht, nur wenige bis zum Touristenhotel „Hochalpe“. Es gebrach doch wahrscheinlich an Muth.

„Ich auf den Schlossberg gehen!“ sagte dieser und jener, „da müßte man mich wohl mit einem Strick hinaufziehen!“

Die Zeit ist jetzt da, man zieht die Leute mit einem Strick hinauf, und noch dazu mit einem eisernen, daß sie nicht ausreißen können. — Mir ist das Spiel nichts Neues. In meiner Jugend hatten wir im Gebirge einen Nachbar, der über die steile Berglehne also sein Korn und Heu so herausbrachte. Oben ein Rad, darum ein langes Seil, an welchem einem Ende unten die Erntefuhr angehängt wurde, während am anderen Ende ein paar Ochsen von oben hinabzogen und so den Wagen hinaufbrachten. Was dort die Ochsen thaten, das thut hier am Schlossberg dem Vernehmen nach der Kübezahl, oder einer von dieser Gattung. Die Leute gehen in die Sackstraße, setzen sich in eine windschiefe Riesenlaterne — dann klingelt's, dann pfeift's, dann brummt's und dann sinkt die Mauer und das Dach und die Stadt Graz nieder, und die Berge dort drüben steigen auf. Kaum haben die Reisenden noch Zeit zu denken, wie es wäre, wenn jetzt alle Stricke rissen und ob man in diesem Falle, wenn die Laterne mitten auf der Strecke plötzlich stehen bliebe, wohl sein Geld zurückbekäme — da sind sie auch schon oben. Oben und mitten im Wirtshaus! Und dieser schöne Erfolg kostet für Erwachsene zwanzig Kreuzer — für Kinder und Grazer die Hälfte.

Auf den Ruinen des Bergschlosses Graz steht es, und der Wirt darf keinen Stein auf andere werfen, weil er selber in einem gläsernen Hause wohnt. Er thut's auch nicht, er hat sehr einladende Manieren, ein einnehmendes Wesen, ist aber nicht sehr herablassend, weil er wünscht, daß die Leute oben bleiben. Wahrlich, das Wirtshaus hat erst dann seine Vollkommenheit erreicht, wenn man nicht ans Nachbarhausegehen zu denken braucht. Hier kann man fahren. Und wenn der Grazer, von seiner Gebirgspartie zurückgekommen, befragt wird, wie ihm auf dem Schloßberg die Aussicht gefallen hat, so antwortet er: „Die Aussicht? Welche Aussicht? Sieben Krügel Reininghauser hab' ich getrunken und ein Gulpas genommen — ganz famos! Ausgezeichnet! Ein sehr gutes Wirtshaus!“ Der Strick! ich meine, er reißt nicht und zieht jeden Tag an, auf ein Gabelfrühstück da oben in der Alpenluft.

Die Fremden sind anders. Auf der Reise ist ja der Mensch immer naiv. Sie fahren hinauf, um zu sehen, und dann lachen sie vor Vergnügen oder weinen vor Freude. In der Stadt Salzburg oben schaut die schöne Gegend schon aufs Straßenpflaster herein, in jede Gasse ein anderer Berg; die Natur wirft den Leuten ihre Brocken dort nachgerade unartig vor die Füße, daß man überall fast stolpert vor lauter Naturschönheiten, ohne daß man irgendwo hinaufzusteigen braucht. Graz schweigt bescheiden vor dem, was rings herum für eine Pracht ist; als ob der Stadtpark und der blaue Himmel darüber sein Um und Auf wäre, gerade so thut es. Hingegen aber vom Schloßberg aus! Ich will nichts gesagt haben. Die Umgebung von Graz ist eine viel zu feine Dame, als daß man ihr mit schönen Worten und Schmeicheleien beikommen könnte. Wer sie sehen will, der muß schon gefälligst auf den Schloßberg fahren, oder gehen — es kommt auf eins heraus, wenn er schließlich nur oben ist.

Den Fremden möchte ich sehen, der am Seil rasch hinaufgesponnen plötzlich hoch über der Stadt in die Welt hinausschaut und ganz gelassen bleibt. Ich glaube, das bringt nicht einmal ein Engländer zusammen. Er wird wahrscheinlich die Hand mit dem rothen Bädeler langsam sinken lassen und — wenn er griesgrämiger Natur ist — vorerst mit dem Schicksal hadern, daß es ihm nur zwei Augen beichert hat, wo man jetzt mindestens deren vier bedürfte, nach allen Himmelsrichtungen hin.

Die Grazer sind sonst ganz gute Leute, aber wenn es sich um Neuerungen und Verwandlungen handelt, da stellen sie sich scheinbar immer etwas hartnäckig, sie wollen von Jugend auf beim Alten bleiben, bis sie selbst alt sind, und dann freut sie weder das Junge, noch das Alte. Ich kenne einen wunderlichen Gesellen, der ganz ungehalten war darüber, als er hörte, daß man auf den Schloßberg eine Drahtseilbahn bauen wollte. Er war einer der wenigen Bergwanderer und wollte den Schloßberg hübsch für sich allein haben. Es war das gar zu nett, die Berg-einsamkeit mitten in der Hunderttausendenstadt. Heute sitzt er da, dieser Geselle und schreibt fröhlich über das Gelingen. Sein enges Herz ist durch das neue Werk gleichsam weiter geworden, er freut sich, daß die Schönheit, die er bisher nur mit wenigen getheilt, nun ein Gemeingut für viele geworden ist. Und unser alter Johannes von der Hilmwarte hat doch wieder recht behalten — mit jedem seiner ausgeführten Pläne wird unser Graz herrlicher.

Noch ist dem Johannes das Schloßbergplateau nicht ganz recht. Im letzten Jahre ist manches dort verschönert worden; aber es könnte noch schöner sein, meint er. Die Gärtnerkunst voran! Ich glaube doch wohl nur die Wildgärtnererei, die darauf ausgeht, daß die Schloßberghöhe den alpinen Charakter nicht verliert, vielmehr diesen noch klarer zur Geltung bringt. Schattenpendende Fichten- und Lärchengruppen, frische Rasenplätze, Laubbäume mit Sitzbänken und zwischen durch manch Luginzland. Derlei an Stellen, wo die jetzt stehenden Bäume nur dazu vorhanden sind, um manches Ungebürliche zu verdecken. Der Schloßberg ist soviel als fertig, nur eine Kleinigkeit



fehlt ihm, er ist ein i ohne Punkt. Dieser Punkt braucht nun allerdings nicht just unbedingt ein Aussichtsthurm zu sein, einen solchen kann der Grazer Schloßberg etwa dem Plabutsch abtreten oder einem anderen Punkt, wo es gilt, sich auf die Felsen zu stellen, um über die Baumgipfel hinauszusehen. Auch von einer vorgeschlagenen Walhalla muß Abstand genommen werden, weil in unseren Ländern angeblich die Heiligen dazu fehlen. Aber geschehen muß noch etwas. Da der Schloßberg nun schon einmal so ruhmreich entdeckt und der Welt erschlossen worden ist, so muß auch i auch noch der Punkt kommen — und dann Punctum.

## Deutsche Sprache.

Sagt das deutsche Wort es sein,  
Traun, so laß' das fremde sein.  
Schlicht und wahr,  
Kurz und klar,  
Deutsche Sprache wunderbar!

R.

## Der starke Hans.

Von Theodor Vernaleken — Graz.

Vor vielen Jahren lebte ein Handwerksmann, der aber wenig in seiner Heimat blieb, sondern mehr die fernen Länder besuchte, um hier sich ein Vermögen zu erwerben. So kam es nun auch, daß er über den Ocean fuhr, hier aber Schiffbruch litt und nachdem schon alle seine Reisegefährten ertrunken waren, sich noch mühselig auf eine kleine Insel rettete. Indem er nun hier von seinen überstandenen Mühen und Gefahren ausruhte, stürten ihn zwei Zwerge in seiner Ruhe und fragten ihn zornig, was er hier wolle und wie er hierher komme. Er erzählte ihnen sein Abenteuer, und nachdem er geendet hatte, bat er sie um Herberge und Nahrung. Allein die Zwerge veränderten ihr hartherziges Benehmen gegen ihn nicht, sondern nöthigten ihn, bei ihnen zu bleiben und sie in ihren Schmiedearbeiten zu unterstützen. Als dies der Wanderer hörte, bat er flehend, ihn fort zu lassen und in seine Heimat zu bringen, da er eine Frau und einen unmündigen Sohn in der Ferne besitze, die seiner Hilfe und Unterstützung bedürften. Kaum hörten dies die Zwerge, als sie ganz anders gesinnt wurden; sie versprachen unter der Bedingung ihn in seine Heimat zu bringen, wenn er ihnen seinen Sohn, nachdem er das zehnte Jahr zurückgelegt habe, bringe und erst nach zehn Jahren wieder hole. Versäume er seine Pflicht, so sei sein Sohn für ihn unrettbar verloren, da die Zwerge ihn nach Ablauf dieser Zeit ermorden würden. Der Wanderer gelobte dies und wurde mit großer Freundlichkeit zu einem Schiffe geführt, auf dem er, geleitet von anderen Zwergen, glücklich sein Heimatland erreichte. Hier erzählte er im Kreise seiner Familie seine Abenteuer mit dem Versprechen, niemals mehr in die Ferne zu ziehen, sondern sein Brot daheim zu suchen. Dasselbe Schiff sollte nun nach Ablauf der Frist seinen Sohn holen und in

Anmerkung. Unsere Götter- und Heldensage macht viele Wandelungen durch und flüchtet sich zuletzt, kaum noch erkennbar, in das Volksmärchen, in welches nur einzelne Züge aufgenommen werden. Ein so später Nachklang der Wielandsage ist das folgende. Ich hörte es vor mehr als zwanzig Jahren in Pieslau (Obersteiermark), unweit des Erzberges, an den sich viele Zwerglagen knüpfen.

das ferne Inselland zu den Zwergen bringen. Der Mann führte seinen Sohn an das Meer, wo schon das Schiff mit den Zwergen in Bereitschaft stand und, nachdem er das Versprechen gegeben hatte, ihn sich nach zehn Jahren wieder zu holen, nahm er Abschied, um ihn nie wieder zu sehen, da sein früher Tod es verhinderte. Sein Sohn, namens Hans, landete glücklich auf dieser Insel, wo er von den Zwergen mit aller Freundlichkeit empfangen wurde. Sie führten ihn in ihre Schmiedekluft, die er niemals mehr verlassen durfte. Es war ein Schlund mit glitzernden, theilweise glühenden Wänden. In der Werkstätte selbst arbeiteten meist hinkende Zwerge, deren Köpfe das größte am Körper waren und besonders die beiden Meister deutlich kenntlich machten. Letztere giengen in der Werkstätte umher, um die Arbeiten der an einem großen Feuer beschäftigten Gesellen zu befehlen, die sehr geschickt und flink die Befehle ihrer Herren ausführten. Nachdem nun Hans sich mit Erstaunen an der unermesslich großen Werkstätte, sowie an dem ewigen Fleiße der Arbeiter und ihrem seltsamen Körperbaue geweidet hatte, wurde er in eine gesonderte Werkstätte gebracht. In dieser lernte er, geleitet von einem dieser Zwerge, das Schmiedehandwerk, in welchem er tüchtige Fortschritte machte, so daß er bald seines Lehrers mehr bedurfte. Nach längerem Aufenthalt und seines Fleißes wegen schenkten ihm die Zwerge ihr ganzes Vertrauen und brachten ihm nach und nach immer andere Werkzeuge, die, wie es ihm schien, auch Wunderkraft besaßen. So vergieng nun die Zeit, ohne daß Hans es wußte; aber er erinnerte sich noch kurz vor Beendigung des zehnten Jahres seines unterirdischen Aufenthaltes der Worte der Zwerge und seines Vaters und dachte nach, wie er seine Freiheit wieder erlangen könne. Eines Tages, als die Zeit schon vorbei war, da Hansens Vater zu seiner Erlösung kommen sollte, kamen beide Zwerge zu ihm, und nachdem sie seine Arbeiten angesehen, entfernten sie sich auf einige Schritte von ihm und sprachen ganz still miteinander. Diesen Augenblick benützte Hans, um den von ihnen beschlossenen Mord zu verhindern, griff nach seinem Hammer und schlug beiden Zwergen ihre großen Köpfe ab. Vor ihnen wäre er nun wohl sicher gewesen, aber er mußte seinen Weg ins Freie nach einer anderen Seite bahnen, um nicht in die Hände der übrigen Zwerge zu fallen. Schnell gieng er an das Werk, und mit Hilfe seiner trefflichen Werkzeuge befand er sich bald im Freien. Hier befand er sich wieder in der freien Luft und am Tageslicht, das er schon seit zehn Jahren hatte entbehren müssen. Schon glaubte er alle Hindernisse beseitigt zu haben, als sich ihm ein neues entgegenstellte; er fand nämlich kein Fahrzeug, das ihn ans Festland bringen könnte. Vergeblich spazierte er an den Küsten der Insel herum, um das Schiff mit den Zwergen, welches ihn an diese Insel gebracht oder ein anderes Fahrzeug zu entdecken oder an dem fernem Meere ein Schiff zu erblicken, das ihn in seine Heimat oder in ein anderes von Menschen bewohntes Land zu bringen imstande sei. Ganz trostlos bereute er die an den Zwergen verübte Mordthat, da er jetzt keinen Ausweg zur Flucht besah und in die Hände der übrigen Zwerge fallen mußte, die ihre Herren vernichten würden. Schon wollte er wieder in die unterirdische Hölle kriechen, als ein neuer Gedanke ihn davon abhielt, nämlich der, sich ein Floß zu bauen und damit zu entfliehen. Kaum hatte er diesen Gedanken gefaßt, als er mit seiner Art an einen zunächst stehenden großen Baum sprang und denselben fällte. Nach wenigen Stunden war er ausgehöhlt, und nun schlich er zurück, um die Werkzeuge zu holen und zum letztenmal die Schmiedekluft zu betreten. Von der anliegenden Werkstätte tönten noch ebenso die Töne des Hammers herüber wie früher, was ihm eben bewies, daß der Mord noch nicht entdeckt sei und es keiner besonderen Eile bedürfe. Nachdem er alle Werkzeuge hinausgeschafft hatte, brachte er den hohlen Baum ans Ufer und verbarg sich in denselben. Indem er sich im Innern des Stammes hin- und herdrehte, gelangte er mit demselben weiter ins Wasser, wo

er vom Winde von der Insel immer weiter fort getrieben und bald ein Spiel der Wellen wurde. Jedoch der günstige Wind trieb ihn eilends an ein benachbartes Land, wo er von den Wellen ans Ufer geworfen wurde. Hans erfreute sich während dieser Reise des besten Wohlseins und ein erquickender Schlaf bewirkte, daß er von einer gelungenen Rettung noch nichts wußte, als die Bewohner, welche diesen Stamm bemerkt hatten, sich nach Herzenslust über diesen hermachten, und so auf eine freilich nicht sanfte Weise Hansen seine Rettung verkündeten. Hansens Freude verwandelte sich aber bald wieder in Furcht, da jene den Baum zer schlagen wollten und er dann keineswegs verschont bleiben würde. Er nahm nun seinen Hammer und schlug an der inneren Wand desselben an, um ihnen das Zeichen zu geben, daß ein lebendes Wesen sich in dem Stamme befinde. Als die Leute dies hörten, traten sie furchtsam zurück, da sie es als ein Unglückszeichen ansahen. Da aber dieses Klopfen sich immer vermehrte, beschloßen sie, diesen Stamm zu verbrennen. Hans war über seine Rettung so hoch erfreut, daß er es nicht mehr im Innern seines Rettungsbootes aushalten konnte und dasselbe zeriprengte, was gerade noch zur rechten Zeit geschah. Er kam endlich zum Vorschein, und als dieser Jüngling mit seiner silberglänzenden Rüstung, die er gleichfalls mitgenommen hatte, herausstieg, verbengten sich alle Anwesenden, indem sie ihn als einen Gott betrachteten, der entweder aus der Tiefe des Meeres emporgestiegen, oder sich vom Himmel herabgelassen habe. Hans suchte die Achtung und Furcht des Volkes zu benutzen und ließ sich zum Könige führen. Der hieß ihn willkommen und nahm ihn freundlich auf. Hier nun mußte er sein Abenteuer erzählen. Er erwähnte aber nichts von den Zwergen, sondern erzählte bloß, er sei aus seinem Vaterlande, in welchem er bisher als Schmied gelebt, ausgewandert, um eine bessere Gelegenheit für seine Geschicklichkeit zu finden. Der König jenes Landes war weit und breit wegen seiner Tyrannei gefürchtet und glaubte durch die Geschicklichkeit Hansens, den er noch immer als ein höheres Wesen betrachtete, seinem Untergange entgegenzugehen. Er suchte ihn daher wieder möglichst schnell aus dem Wege zu räumen, weshalb er von ihm eine Probe seiner Geschicklichkeit verlangte, mit dem Bemerkten, könne er sie nicht lösen, so werde er den Flammen übergeben. Er stellte ihm nämlich die Aufgabe, eine Rüstung zu machen, die für alle Waffen undurchdringlich sei. Es wurde ihm ein Zimmer eingeräumt, und nachdem er alle seine Werkzeuge an sicheren Orten versteckt hatte, gieng er eifrigst an seine Arbeit. Die Rüstung ward vollendet und dem Könige übergeben, welcher der Untersuchung über die Brauchbarkeit der Rüstung beiwohnte und nicht wenig über deren seltene Festigkeit erstaunte. Hansens Name und Geschicklichkeit ward nun im ganzen Lande bekannt und gelangte so auch zu den Ohren eines anderen Schmiedes, der bisher die Waffen für den König verfertigt und dessen Waffen dem Kriegsheere des Königs erspriessliche Dienste geleistet hatten. Dieser begann einen Wettstreit mit Hansen, der dazu ganz bereitwillig war. Beide giengen an die Arbeit, welche darin bestand, daß Hans ein Schwert verfertigen mußte, welches die Rüstung des anderen Schmiedes zu durchdringen imstande wäre; könne er es nicht, so sei er des Todes. Als das Schwert verfertigt war, gieng Hans an einen Bach, welcher einen ganz langsamen Lauf hatte, und unternahm hier für sich die Probe von der Schärfe des Schwertes. Er steckte es nämlich in den Sand des Baches, so daß die Schneide gegen das Wasser gerichtet war, gieng einige Schritte aufwärts und legte Baumwolle auf das Wasser, damit sie gerade auf das Schwert treibe. Wirklich wurde sie trotz des geringen Anstoßes zerschnitten. Dies gab Hansen die Gewißheit, daß er keine Gefahr zu befürchten habe und er erwartete den Tag der Entscheidung. An diesem Tage versammelte sich das ganze Volk, sowie auch der König an einem bestimmten Orte und erwartete den Ausgang der Wette. Der erste Schmied, der die Wette vorgeschlagen, erschien mit

einer Rüstung angethan, feß und stolz und sprach prahlerischerweise zu Hans, er könne gleich den Versuch machen, ihm durch seine Rüstung den Kopf abzuhaueu, könne er es aber nicht, so büße er dafür den seinen. Ohne besondere Anstrengung hieb nun Hans den Kopf seines Gegners ab, der mit Blut bedeckt zu Boden fiel. Das Volk und der König staunten natürlich nicht wenig, wie Hans mit solcher Leichtigkeit einen Mann besiegen könne, der doch für den größten und geschicktesten Schmied im ganzen Reiche galt. Der König verlangte nun dieses Schwert von Hansen, allein Hans, der die Schlaueheit des Königs schon kannte, versprach erst des anderen Tages ihm dasselbe zu übergeben. Während dieser Zeit war Hans beschäftigt, ein anderes Schwert zu schmieden, welches dem ersten ganz ähnlich sah, aber für seine Rüstung unbrauchbar war; denn er merkte die Absicht des Königs, ihn zu ermorden. Dieses Schwert übergab er feierlich dem Könige, der sich wohl nicht betrogen glaubte und bald darauf auch die Mordthat verrichten wollte; das ward aber durch Hansens Rüstung verhindert. Alsdann nahm aber auch Hans sein Schwert, um die böse That zu rächen. Es gelang ihm besser und er befreite so das Reich von dem Tyrannen. Da keine Nachfolger des Königs da waren, so rief das dankbare Volk Hansen zum Herrscher des Reiches aus. Und noch lange regierte Hans, der berühmteste der Schmiede, glücklich und zufrieden und brachte das Reich in einen blühenden Zustand.

## Kleine Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Ein gut gefochtes Gericht  
Ist der Frauen schönstes Gedicht.

\* \* \*

In sich muß man einig sein, das ist wahrer Lebensgenuß.

\* \* \*

Die Gunst der Weiber gibt manchem Manne Stoff zu einer Strickleiter, die er erklettert; oben angelangt, schaut er dann mit Geringschätzung herab auf das „schwache Geschlecht“.

\* \* \*

Beim Vergnügen sind vielleicht schon mehr Menschen umgekommen, als bei der Arbeit.

\* \* \*

Gehen können ist besser, als fahren müssen.

\* \* \*

Beim Manne heißt's Wißbegierde, beim Weibe — Neugierde; beim Manne sagt man: „fester Wille“, beim Weibe: „Eigensinn“.

\* \* \*

Ist der Mensch allzugut, so ist das oft schlecht.

\* \* \*

Dem Manne wird der Kopf vor der Hochzeit oft „umgedreht“, nachher im Ehestande wird er ihm dann wieder — zurechtgesetzt.

\* \* \*

Ordnung deutet auf Verstand, Mäßigung auf Kraft.



## Was will der Naturprediger ?

Johannes Gutzzeit in Esslingen (bei Ulm) ist als Naturprediger viel angefeindet worden, aber nicht etwa, weil man seine Lehre für schlecht hielt, sondern man feindete ihn an, weil er persönlich nach seiner Lehre lebte als Naturmensch, der freilich niemandem was zuleide that. Die Welt ist nämlich längst nicht mehr gewohnt, daß ein Prediger auch selbst seine Predigten befolgt, ein solcher, der es doch thut, ist ihr ein Sonderling, den sie verspottet, verhöhnt, wenn nicht gar ernstlich verfolgt.

Zu verspotten sind die Grundsätze Gutzzeit's durchaus nicht. Sie sind zwar auch nicht neu, aber sie umfassen so ziemlich das, was uns heute noththut. Hier sollen einige Sätze dessen mitgetheilt sein, was der Naturprediger will.

Er will, daß die Menschheit sich mehr und mehr als eine große Familie erkennen lerne.

Er will, daß man dem entbrüdernden Luxus entsage.

Er will, daß man nicht nach dem Grade der Modetheichschaft geschätzt werde.

Er will, daß die Industrie dem Menschen diene, aber kein Mensch der Industrie geopfert werde.

Er will, daß man die Menschen nicht künstlich krank, dumm und schlecht mache.

Er will, daß man nicht für den hohlen Schein lebe.

Er will, daß der Mensch vor allem seine natürliche Selbstachtung nicht verkaufe.

Er will, daß keine nützliche Arbeit verachtet werde.

Er will, daß Nichtsthun, Ausbeutung, Vergiftung und anderes Unrecht nicht gesetzlich geschützt werden.

Er will, daß wir aus Krämern und einseitigen Fachleuten ganze Menschen werden.

Er will, daß das weibliche Geschlecht aus seiner alten Sklaverei befreit werde.

Er will, daß man sein Vaterland liebe und, ohne deswegen andere Völker zu verachten oder zu befeinden, das heimische Besitzthum an Land, Sitte und Sprache wahre und pflege.

Er will, daß die Eigenart und Reinheit des Volkes gewahrt werde und daß Gliedern fremder Völker und Rassen nur dann öffentliche Ämter anvertraut werden, wenn sie durch ihr Leben beweisen, daß sie kein gemeingefährliches Sonderinteresse verfolgen.

Er will, daß Papier und Buchstaben nicht über lebendigen Menscheng Geist und Menschengefühl gesetzt werden.

Er will, daß man keine Lehre gewaltsam unterdrücke, sondern jede an ihren unverfälschten Quellen gehörig prüfe, das Rechte annehme und das Falsche nur mit geistigen, würdigen Mitteln bekämpfe.

Er will, daß die Kinder nicht mit unnützem Lernram und auf sonstige Art gequält, abgemattet und eingebojst werden.

Er will, daß man auch die Thiere als fühlende, daseins- und freiheitsberechtigte Wesen anerkenne.

Er will, daß die Geselligkeit weniger von den Unholden Tabak und Alkohol beherrscht werde.

Er will auch, daß eine gesündere und menschenwürdigere Nahrungsweise plaggreife.

Er will, daß die Schmach des Zeitalters, die blutigen Kriege, und die länderausjaugenden Vorkehrungen dazu aufhören und Schiedsgerichte, wie längst zwischen den einzelnen, so auch zwischen den Völkern entscheiden.

Er will der Gehässigkeit und Urtheilsverfälschung gesteuert sehen, die sich mit dem Vereins- und Parteiwesen vielfach verbindet.

Er will, daß keiner den anderen verdamme, weil keiner unsehbar ist.

## P o e t e n w i n k e l .

## Liebesgruß.

Wohl an der stillen Mosel  
Und an dem grünen Rhein,  
Da wachsen viele Reben  
Im gold'nen Sonnenschein.  
Und zählt' ich jede Traube  
Und zählt' ich jede Beer',  
Wie oft ich dein gedente,  
Das ist doch noch viel mehr!

Wohl in der stillen Mosel  
Und in dem grünen Rhein,  
Da schwimmen in den Wellen  
Viel Fische, groß und klein.  
Und brächte jedes Fischlein  
Auch einen Gruß von mir,  
Es wären der Boten zu wenig,  
So viele send' ich dir!

Wohl in der stillen Mosel  
Und in dem grünen Rhein,  
Da wallen viele Wellen  
Thalab jahraus, jahrein.  
Und hätte jede Welle  
Zu plaudern einen Mund —  
Sie thäten mit ihrem Rauschen  
All meine Lieb' nicht kund.

D o s e r .

## P a r a b e l .

Lust und Leid waren Wandergenossen,  
Hatten herzliche Freundschaft geschlossen  
Und sich verbündet, in trautem Verein  
Hilfreiche Gäste auf Erden zu sein.  
Lust trug ein glanzumflohenes Kleid,  
Graue Gewänder umhüllten das Leid.  
Aber wie beide den Menschen erschienen,  
Strahlten und lächelten alle Mienen  
Nur der bestreidenden Lust entgegen.  
Leid blieb alleine auf einsamen Wegen.  
Lust ließ sich lange lachend und winken,  
Eh' sie mit ihrem Leuchten und Blinken  
Unter die Flehenden, Hoffenden trat.  
Und wie sie endlich den Menschen genah,  
Da verblaßte ihr sprühender Glimmer  
Langsam zu mattem, ersterbendem Schimmer...  
Und nach flüchtiger Raft war sie schon  
Wieder den gastfreien Menschen entflohn.

Die aber blieben verschmachtet zurück,  
Sehnsuchtdurchglüht um verlorenes Glück.  
Und das Leid wollte niemand sich bitten, —  
Siehe, da kam es von selber geschritten,  
Setzte sich still in der Menschen Kreis,  
Lächelte milde und predigte leis'...  
Widerwillig nur hörten sie's an,  
Aber es wirkte mit zwingendem Bann,  
Und in dem einmal ertorenen Haus  
Hielt es mit treuer Beharrlichkeit aus,  
Bis, wer ihm vorher feindlich gesonnen,  
Gleich einem Freunde es lieb gewonnen.  
Denn in verschwiegener heimlicher Stunde  
Schwebte es still aus der menschlichen Munde. —  
Aber mit reichlichen Gastgeschenken  
Zwang's die Verlass'nen zu frohem Gedenten:  
Demuth, Geduld und Kräfte fürs Leben  
Hat es den Herzen der Menschen gegeben.

A n n a B e h n i s c h .

## A m Q u e l l .

Dort, wo der Quell zum Sießbach schwillt,  
Herunter rauscht ins Thal,  
Da hab' ich meinen Durst gestillt  
Wohl an die hundertmal;  
Und im Gebüsch am Uferplak  
(Wenn das der Vater wilst'!)  
Da hab' ich sie, als meinen Schatz,  
Zum erstenmal geküßt.

Man jagt, daß wo's am stillsten rauscht,  
Der Grund am tieffsten liegt,  
Und eine Nixe unten lauscht,  
Was sich da oben begibt; —  
O Quellentind, du weißt ja dann  
Was ich im Herzen trag',  
Dir lann ich's munter sagen, wann  
Mich's Dirndel nimmer mag.

H. N a a f f .

## Tödlicher Hauch.

„Kinderlein, freut euch, denn heut' über Nacht  
Hat einen Bruder der Storch euch gebracht!“ -

Siehe, da freuten die Kinder sich sehr.  
Einen Gespielen nun hatten sie mehr.

Aber das Brüderchen war noch so klein!  
Konnte nichts and'res als schlafen und schrei'n.

Doch eines Morgens - da schrie es nicht mehr.  
Vater und Mutter, die weinten so sehr.

„Kinderlein, horcht! Euer Brüderlein klein  
Flog heute Nacht in den Himmel hinein.“

Droben nun sitzt es als Englein und lacht,  
Freut sich der goldenen himmlischen Pracht!“

Stille nun saßen die Kinder im Kreis.  
Wollten nicht spielen und sprachen so leif.

Plötzlich erhob sich der älteste Knab',  
Gieng nach der unteren Stube hinab,

Schlich auf den Behen sich leise herfür,  
Sah durch den Spalt in der offenen Thür.

Siehe - da lag noch das Brüderchen dort.  
Brennende Kerzen umstanden den Ort.

Lag wie aus Stein, denn es rührte sich nicht,  
Gelb wie aus Wachs war das kleine Gesicht.

Unten am Bette der Vater auch stand,  
Hielt sich das Antlitz bedeckt mit der Hand.

Thränenden Auges nun wandt' sich der Knab',  
Floh in den einsamen Garten hinab,

Warf sich ins Gras und von Thränen benäset  
Hielt er die Faust vor die Augen gepresst.

- Tödlicher Hauch, der die Blüten bereift,  
Hatte die gläubige Seele gestreift.

Heinrich Hege.

## Kloster Admont.

Haus der Gefahrtheit, öffne mir die Pforte,  
Wo viel der Pilger wandern aus und ein,  
Lass schlürfen mich der Weisheit gold'ne  
Worte

Aus deiner ungezählten Bücher Reih'n.  
Und lass mich steh'n an dem geweihten Orte,  
Wo Tannhäuser empfing die Priesterweih'n,  
Und wenn von beiden ich genossen habe,  
Greif' wieder fröhlich ich zum Wanderstabe.

So trat ich in des Bücherjaales Räume,  
Geführt von eines weisen Mönches Hand.  
O welche Schätze, Bilder meiner Träume,  
Ich hier in den bestaubten Kästchen fand!  
Und daß auch Kunst nicht neben Weisheit  
säume,

Prangt reich geschmücktes Bildwerk Wand an  
Wand.

Ein stolzer Schatz! Als hier der Brand ge-  
wüthet,

Ihn hatte sichtbar Gottes Hand behütet.

Mit Freundlichkeit und nimmernüden Händen  
Der weise Mönch die Handschriften entrollt:  
Wie Hildebrand und Hadubrand ent-  
brannten,

Der Theuerdank, der Bibel feurig Gold,  
Wie durch Rriemhilden alle Heunen enden,  
Wie's im Ovid, im Terenz lärmt und  
tollt -

Zeigt viele Männer geistigen Gewichts,  
Von Heinrich Osterdingen zeigt er nichts.

Und als ich ihn gefragt um Tannhäuser,  
Um seines Lebens, seiner Lieder That,  
Sucht seine Lippe, nannt ihn eine Mähre,  
Der nie gelebt und nie geliebet hat.

Beim Abschied gab er mir die fromme Lehre:  
„Trink Jüngling von dem Weisheitsborn  
dich satt,

Lass Lied und Liebe, beides wird vergehen,  
Nur Weisheit und der Glaube muß be-  
stehen!“

Ich aber will zu glauben mich vermaßen:  
Wenn einst die Welt in Staub zerfallen ist,  
Jahrtausende den Weltenraum durchmaßen,  
Ein neues Leben aus Ruinen spricht,  
Des Ritters Namen wird man nie vergessen,  
Der irrend suchte, wo die Liebe spricht,  
Tannhäusers Name ewig wird erschallen,  
Solang die Liebe wohnt in ird'schen Hallen!

Gustav Starke.

## Mein Verhältniß zu A. Hartleben.

Infolge des Aufsatzes „Mein Verhältniß zu A. Hartleben“ („Heimgarten“, Jännerheft) hat Herr Eugen Marx, der Chef der Firma Hartleben in Wien, mir einen Gegenartikel geschickt mit dem energischen Verlangen, denselben wörtlich abzu- drucken. Nun ist zwar dieser Artikel nichts weniger als eine Berichtigung oder Wider- legung, doch wurde dem Herrn Einsender mitgetheilt, daß ich seinen Aufsatz mit Vergnügen wörtlich abdrucke, mir aber die Entgegnungen vorbehalte. Ich drucke ihn ab, erstens um meinem Gegner Gelegenheit zu geben, sich in diesem Blatte zu recht- fertigen; zweitens weil seine Bekennnisse und Auslassungen die von mir angeführten That- sachen vielfach bestätigen und drittens, weil Herr Marx seinen Artikel sonst wahrscheinlich anderswo veröffentlichen würde, wo er meinen Berichtigungen entzogen wäre. Der Marx'sche Aufsatz hat zwei Absichten, erstens will dessen Verfasser damit seinen geschäftlichen Standpunkt rechtfertigen, der zwar als solcher von mir bisher nicht angefochten worden ist; zweitens will er — nun, der Leser wird ja sehen.

Dreizehn Jahre lang war Herr Marx mit mir ganz zufrieden gewesen, seit ich aber einen anderen Verleger gewählt habe, singt er in allen Tonarten das saubere Lied, dessen Mißklang nun auch durch diese Blätter tönt. Ich ertheile ihm das Wort. Möge er sich noch einmal nach Herzenslust auslassen, damit er dann Ruhe geben kann. Wegen seine persönlichen Ausfälle brauche ich mich wohl nicht zu vertheidigen. Die größten Unrichtigkeiten und Irrthümer aber muß ich in Fußnoten richtigstellen.

Herr Eugen Marx schreibt:

### Warum tönt dieser Mißklang durch die Welt?

Eine objective Darstellung des Verhältnisses der Firma  
A. Hartleben zu Herrn Peter Rosegger.

In seinem „Heimgarten“ Jännerheft 1895 gibt Herr Peter Rosegger eine umfassende Darstellung seines Zusammenwirkens mit mir und meiner Firma, welche für mich äußerst verlegend sein müßte, wenn ihr nicht die innere Wahrheit fehlte und wenn nicht die Verdrehung der Thatfachen in ihr eine Hauptrolle spielte. Ich erachte es daher als meine Pflicht, das verlegerische Verhältniß, welches zwischen meiner Firma und Herrn Rosegger bestand, heute noch besteht, in seiner Entwicklung objectiv zu schildern und werde, da ich ja ohnehin nicht das schriftstellerische Talent eines Rosegggers besitze, den Lesern Dichtung und Wahrheit kunstvoll präpariert und vermengt darzubieten, einfache und nüchterne Daten für mich sprechen lassen.

In den ersten Monaten des Jahres 1880 wendete sich Herr P. A. Rosegger (jetzt Peter Rosegger) mit dem Antrage an mich, eine Gesamtausgabe seiner bis dahin erschienenen Schriften zu veranstalten. Rosegger war damals wenig bekannt, 1. außer in Oesterreich beinahe unbekannt, ich hatte aber einiges von ihm gelesen, was mir den Schriftsteller, der sich durch eigene Kraft vom Bauernstande emporgehoben hatte, lieb machte und Interesse für ihn einflößte.

1. Eines Volkskalenders wegen, an dem mir gelegen war, hatte ich mich an Hart- leben gewendet. Darauf antwortete er am 4. Jänner 1880, daß er bereit sei, den Kalender herauszugeben, „wenn mir“, setzte er bei, „für dieses Experiment der Lohn winkt, auch in anderen Dingen zukünftig Ihr Verleger auf der Basis freier und freundschaftlicher Verständigung sein zu dürfen“. Später, als er mich durch den Kalender an sich gezogen hatte, nahm er seine Zusage zurück und ließ den Kalender fallen. (Brief vom 8. Februar 1880.)



Von den Dialectwerken abgesehen, waren damals von Rosegger schon erschienen:

- „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande.“ Graz 1870. Leykam. „Das Volksleben in Steiermark.“ Graz 1870. Leykam. „Geschichten aus Steiermark.“ Preßburg 1871. Hedenast. „Wanderleben.“ Preßburg 1871. Hedenast. „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt.“ Preßburg 1872. Hedenast. „In der Einöde.“ Preßburg 1872. Hedenast. „Geschichten aus den Alpen.“ Zwei Bände. 2. Preßburg 1873. Hedenast. „Aus dem Walde.“ Preßburg 1874. Hedenast. „Aus Waldern und Bergen.“ Braunschweig 1875. Westermann. „Die Schriften des Waldschulmeisters.“ Preßburg 1875. Hedenast. „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.“ Preßburg 1875. Hedenast. „Streit und Sieg.“ Novellen. Zwei Bände. Preßburg 1876. Hedenast. „Waldheimat.“ Preßburg 1877. Hedenast. „Wie sie lieben und hassen.“ Berlin 1878. Janke. „Mann und Weib.“ Wien 1879. Manz. „Lustige Geschichten.“ Wien 1879. Manz. „Aus meinem Handwerkerleben.“ Leipzig 1880. Dunder & Humblot.

- Eine zehnjährige schriftstellerische Thätigkeit mit sechs verschiedenen Verlegern, wovon der eine (Hedenast) nur als edler Mäcen austrat, ohne Erfolge und ohne 3. zweite Auflagen. Die Presse hatte die Bücher wohlwollend aufgenommen, mit der gesammten Individualität des Dichters aber hatte sich, wie mir Herr Rosegger unterm 5. September 1880 selbst, bedauernd, schreibt, niemand beschäftigt.

- So trat der unberühmte Mann dann an mich heran und bot mir eine Gesamtausgabe dieser Schriften in zwölf Bänden an. Auf meine Anfrage, was er dafür begehre, antwortete Rosegger am 17. April 1880 mit dem Betrage von 6000 fl.; statt weiterer Correspondenz sandte ich am nächsten Tage ihm eine Rechnung ein, nach welcher das Unternehmen auf dieser Honorargrundlage nur mit Verlust für mich enden konnte. Den Tag darauf ersuchte Herr Rosegger um mein Anbot, welches ich mit 3000 fl. festsetzte. Damit waren die Unterhandlungen abgebrochen. Am 29. Juli und 1. August 1880 nahm Herr Rosegger dieselben wieder auf, erzählte von einer Berliner Firma, die ihm einen günstigen Auftrag stelle, er gebe mir aber den Vorzug, ich möchte mich sofort entscheiden, da er sonst mit Berlin abschließen würde u. s. w. Als Kaufpreis nannte Rosegger nun abermals 6000 fl., da er zweifellos mit dem Eindrucke, welchen Berlin auf Wien machen würde, rechnete. Meine telegraphische Antwort vom 3. August 1880 lautete: Verzichte dankend! Am 12. August 1880 kommt Herr Rosegger plötzlich wieder, erzählt von sonderbaren Manipulationen der Berliner Firma, die nur den Zweck gehabt hätten, ihn von anderen Verhandlungen abzuführen, und bietet mir die Ausgewählte Ausgabe selbst für 4. 6000 Mark an. Ich war damals von Wien abwesend, gieng aber am 4. September 1880 persönlich nach Krieglach und dort einigten wir uns auf der Grundlage von 3500 fl., 5. also in jener Höhe, welche der Autor wünschte. Ich erwähne diese Thatsachen so

2. „Aus dem Walde“ kein selbständiges Buch, eine aus den übrigen Schriften herausgezogene Jugendausgabe.

3. Wie kommt es dann, daß Herr Marx, der Nicht-Mäcen, nach einer geschäftlich so wertlosen Sache mit beiden Händen griff und bereit war „zwei Volksalender und sonstige verlegerische Lustsprünge zu begehren“, wenn er mich bekäme? (Brief vom 4. Jänner 1880.)

4. Nach vorstehender Darstellung könnte der Leser glauben, diese nebenächliche Berliner Angelegenheit aus dem Jahre 1880 beziehe sich auf den in meinem Aufsatz angeführten Fall Pfeilstücker. Die freundliche Einladung Pfeilstücker's, von der ich erzählt, fällt ins Jahr 1892.

5. Viele maßgebende Zwischendinge werden hier verschwiegen. In seinen Briefen ludte er mich. So schrieb Herr Marx am 26. Jänner 1880: daß er „mit wahrer, inniger Freude bestrebt sei, mein Gustav Hedenast zu werden“. Und am 16. April: „Sie haben, hochgeehrter Herr, nicht nöthig, nach Deutschland zu gehen, auch in Oesterreich gibt es rührige und ehrenwerte Verleger.“ Und am 30. Juli: „Sie

ausführlich, weil der Autor heute die Sache so darzustellen sucht, als ob ihm infolge seiner Krankheit die „Ausgewählten Schriften“ für ein schlechtes Honorar abgedruckt worden wären. Die Krankheiten und die Concurrenten haben überhaupt immer eine große Rolle auch in den Zukunftsverhandlungen gespielt, — wollte Herr Rosegger neue Ansprüche stellen, so erkrankte er mit merkwürdiger Regelmäßigkeit (man lese nur den Artikel im „Heimgarten“ nach, wie periodisch die schweren Erkrankungen des armen Mannes dort wiederkehren) und auch die Concurrenten marschierten auf Commando der Reihe nach auf. — Es darf hierbei nicht vergessen werden, daß meine sechs verlegerischen Vorgänger schon alles das dem Autor honoriert hatten, 6. was er mir neuerdings verkaufte. In deren mir vorliegenden Briefen geben dieselben nur mit getheilter Empfindung die Erlaubnis zur Aufnahme ihres Eigenthums in die neue Ausgabe und ich ersehe heute aus dem Datum dieser Briefe, daß Herr Rosegger sich diese Genehmigung erst nach dem Abschlusse mit mir ausgewirkt hat. 7. Die Manz'sche Hofbuchhandlung in Wien schreibt z. B. unterm 14. September 1880 an Rosegger bezüglich „Mann und Weib“, welches erst 1879 erschienen war: „Es ist dies jedoch die letzte Concession, die wir Ihnen in dieser Angelegenheit machen können. Wie stehen wir dann den übrigen Verlegern gegenüber da, wenn dieselben wahrnehmen, daß wir Verlagseigenthum, das wir kürzlich erwarben und wofür wir das hohe Honorar von 700 fl. bezahlt haben, in solcher Weise preisgeben? Dieselben werden uns geradezu auslachen.“

Alle diese Thatfachen mögen nur beweisen, daß der hiedere Ton, die unendliche und unglaubliche Naivetät, mit welcher der steirische Dichter so herzenswahr, so überzeugend seine Leiden mit den Verlegern schildert, mit einer gewissen Vorsicht 8. aufgenommen werden sollten — in diesem Lodenrode steckt ein geriebener Kaufmann, der seine (unstreitig wertvollsten) Jugendarbeiten, nach zwanzig und dreißig Jahren besser und fortdauernder zu verwerten wußte, als je ein anderer deutscher Schriftsteller. Doch, ich will objectiv bleiben.

Wir wurden also einig, ich gab zu meiner früheren Calculation um 500 fl. mehr, da Herr Rosegger mir einen Vertrag mit dem Nachfolger von Hedenast in Preßburg vorlegte, nach welchem er diesem 800 fl. Entschädigung für das Verlagsrecht der bei Hedenast erschienenen Werke für die Aufnahme in die neue Sammlung zu bezahlen hätte. Ich weiß nicht, wie es mir gestern durch den Kopf fuhr, einmal bei diesem Herrn anzufragen, ob ihm denn diese 800 fl. von Rosegger bezahlt

werden sich schließlich doch nicht jenen Verleger erwählen, der Ihnen ein paar Gulden mehr, sondern den, welcher Ihnen Garantie für tüchtigen Vertrieb u. s. w. bietet, und ich lebe der vielleicht trügerischen Hoffnung, daß Sie, nachdem meine deutschen Collegen geboten haben, sich mir nochmals nahen u. s. w.“ Ich habe mich Herrn Marx nicht aufgedrängt.

6. Herr Marx hat früher gesagt, meine vorherigen Verleger, namentlich Hedenast, der Hauptverleger, hätten keinen Erfolg gehabt. So haben sie ja auch das neue Hartleben'sche Absatzgebiet vorweg nicht schädigen können, wozu also das immerwährende Gerede von diesen Verlegern?
7. Von der ganz correct sich abwickelnden Abfindungsangelegenheit ist Herr Marx stets in Kenntniss und Einverständnis gewesen. Die Briefe liegen vor.
8. Ich habe sonst gegen Verleger keine Klage gehabt. Mit Westermann, Fante, Duncker & Humblot, die mich für je einen Band eingeladen, bin ich vortrefflich ausgekommen, auch so mit Manz, unter Ausnahme eines einzigen Mißverständnisses. Mit Hedenast verband mich acht Jahre lang, bis zu seinem Tode, innige Freundschaft (siehe „Heimgarten“ II. Jahrgang, Seite 618). Das Verhältnis zu Staackmann steht nicht bloß auf geschäftlicher Basis. Mit dem Verlage „Lehmann“ in Graz stehe ich seit dreißig Jahren im angenehmsten Verkehr, ohne daß auch nur ein einzigesmal irgend eine Differenz aufgelaucht wäre.

worden seien. Heute schon ist die Antwort in meinen Händen: „meines Wissens hat mir Herr Rosegger nie Geld gegeben, auch in meinen alten Cassabüchern finde ich nichts. . .“ — — —

9. Außer den 3500 fl. an Herrn Rosegger bezahlte ich im Jahre 1881 noch 2350 fl. für die alten Borräthe von Hedenast, da diese sonst antiquarisch auf den literarischen Markt gekommen wären und die neue Ausgabe ruiniert hätten. Diese Borräthe liegen noch heute wertlos in meinen Magazinen; für die Verlagsrechte der 10. ersten zwölf Bände habe ich also de facto 5850 fl. bezahlt!

In dem vorliegenden Verlags-Vertrage vom 4. September 1880, den ich wie alle auf meine Verbindung mit Herrn Rosegger bezüglichen Documente und Briefe, der öffentlichen Besichtigung anheimgebe, hat der Autor seine Rechte in jeder Beziehung und nicht minderwertig, wie ich die meinen, gewahrt; dies gilt auch von allen folgenden Contracten. Nie ist Herr Rosegger gedrückt worden, nie habe ich, wie Herr Rosegger mir heute vorwirft, „erbärmliche Geschäftsverhältnisse“ vorgekühlt, 11. um billige Bücher von ihm zu erlangen.

Ich sahste Rosegger als Volkschriftsteller an, verehere noch heute seine hohe literarische Bedeutung als solcher — aber die Producte, welche geistiges Brot für das Volk bilden sollen, müssen wohlfeil sein. Von dem ersten Hefte des ersten Bandes der Gesamtausgabe der Rosegger'schen Schriften angefangen, habe ich dieses Princip durchgeführt und habe für einen Preis von 75 bis 80 kr., der mir, dem Verleger, als Ertrag aus dem Zwischenhandel des Buchhandels übrig blieb, Bände von fünf und zwanzig Bogen Inhalt in schöner, würdiger Ausstattung geliefert. Was

9. Was geht das den Herrn Marx an? — Zuerst bringt er's fast so heraus, als hätte ich extra für die Ablösung 500 fl. erhalten. Nach dem Vertrage vom 4. September 1880 habe ich im ganzen für zwölf Bände damals 3500 fl. bekommen. Davon bestritt ich den Ablösungsbetrag von 800 fl., welchen ich an Herrn Rudolf Drodtsch, Hedenasts Nachfolger in Preiburg, in zwei Raten bezahlt habe. Die Empfangsscheine, vom 26. Juli und 10. December 1880 datiert, sind in meinen Händen. . . — — —

10. Nicht etwa an mich bezahlt, sondern an Hedenasts Nachfolger.

11. Nöthigenfalls kann ich an neunzig Briefe vorzeigen, die seit Anfang bis jetzt Klagen über den trostlos schlechten Geschäftsgang. Nur ganz wenige Proben: „Die Verhältnisse im Buchhandel werden immer trauriger.“ (19. Jänner 1882) „Stimmung täglich unbehaglicher. Es schwebt was in der Luft.“ (3. März 1884.) „Wahrhaft verzweifelte Stimmung über die Stockung des österreichisch-ungarischen Buchhandels.“ (12. August 1885.) „Trostloses Weihnachtsgeschäft.“ (20. December 1885) „Der niedergebende Absatz Ihrer Schriften.“ (10. Juni 1886.) „Die Nachfrage hat leider ganz aufgehört.“ (17. Juli 1886.) „Weihnachtsgeschäft leider über alle Begriffe traurig.“ (23. December 1886.) „Geschäfte gehen trostlos flau.“ (6. September 1887.) „Weihnachtsgeschäft wieder einmal gründlich ruiniert.“ (8. December 1887.) „Geschäftlicher Stillstand eingetreten, wie er entsetzlicher kaum gedacht werden kann.“ (1. Mai 1890.) „Der Buchhandel ist nicht mehr zu verstehen.“ (1. April 1891.) „Alle meine Arbeit, mein Sorgen und Schaffen ist nutzlos.“ (19. April 1891.) „Die geschäftlichen Verhältnisse des Buchhandels verdüstern sich immer mehr.“ (13. April 1893.) u. s. w. — 1882 und 1883 schrieb er mir, daß er bei meinen Schriften noch nicht einen Kreuzer gewonnen, im Gegentheil. Auch viel später ähnliches. Dabei wünschte er immer neue Bücher von mir, machte große neue Ausgaben und Auflagen, „weil die Borräthe im Buchhandel steden“. Wurde ich verzagt und dachte an einen anderen Verleger, alsbald fand er trostreichere Worte, daß meine Bücher ja ohnehin sehr gut giengen, der Billigkeit wegen u. s. w. In einem Briefe vom 9. Februar 1888, gelegentlich des Geschäftsabchlusses über „Jakob den Lehnen“, schrieb er, daß ich bei Einblick in sein Hauptbuch vielleicht weinen würde und bemerkte: „Es ist vielleicht gut, sich einmal offen darüber auszusprechen, damit Sie nicht zur Ansicht gelangen, ich bereichere mich auf Ihre Kosten und könne Ihnen ohne weiteres höhere Honorare gewähren.“ — Und Herr Marx hat die Dreistigkeit zu behaupten, nie hätte er schlechten Geschäftsgang vorgekühlt, um von mir billige Bücher zu erlangen.

das zu bedeuten hat, wird jeder Sachkundige ermessen. Honorar, Satz, Druck, Papier, Buchbinder, Vertrieb, Regie u. s. w. mußten aus diesem Erlöse bestritten werden und müssen dies noch heute für Band 1 bis 20 der „Ausgewählten Schriften“. Band 21 bis 30, deren Ladenpreis ich in Folge der sich immer vermehrenden Honoraransprüche des Autors erhöhte, bringen mir durchschnittlich 1 fl. 20 kr. bis 1 fl. 30 kr., wofür ich dreißig Bogen Inhalt gebe. Diese geschäftlichen Daten sind unerläßlich zum Verständnis; der Tenor der Rossegger'schen Angriffe lautet: „Du hast mir im Verhältnis zu wenig gegeben, hast dich an mir ungerecht bereichert.“ 12.

Die erste Auflage der „Ausgewählten Schriften“ Rosseggers erschien vertragsmäßig in fünftausendfünfhundert Anzahl, außerdem wurden beinahe tausend Exemplare der ersten zwölf Bände für Recensions-Exemplare verwendet, in aller Herren Länder verandt, um den unbekanntem Schriftsteller bekannt zu machen. Zu gleichem Zwecke habe ich über fünfzigtausend Exemplare der ersten und zweiten Lieferung (zehn Bogen Inhalt) dem Buchhandel der Welt gratis zur Verfügung gestellt, Millionen an Prospekten und anderen Vertriebsmitteln in Umlauf gesetzt.

Jeder Geschäftskundige wird sich sagen, daß die für den Colportagevertrieb (durch den ich Rossegger zunächst einzubürgern bemüht war) bestimmte Auflage von fünftausendfünfhundert eine sehr kleine war, die nur einen Bruchtheil der Anlagekosten decken konnte. Einerseits hatte ich es mit der Bestrebung des Autors zu thun, welcher sich für weitere Auflagen contractlich weitere Revenuen sichern wollte (für jedes Tausend 550 fl.), andererseits faßte ich aber den geschäftlichen Begriff „Rossegger“ im höheren Stile und nicht von heute zu morgen auf. Diesem Gesichtspunkte entsprangen eine Anzahl von kostspieligen Anstrengungen, welche unermülich durchgeführt wurden, stets ein Ziel im Auge behaltend, und die durchaus nicht immer von Erfolg begleitet waren. Durch deren Aufzählung will ich hier nicht ermüden, gilt es doch nur zu beweisen, wie schwer es war, selbst einen Rossegger groß zu machen; nur eine Zahl möchte ich nennen, nämlich circa dreißigtausend Bände der verschiedenen Ausgaben von Rosseggers Schriften, welche ich in zwölf Jahren für Besprechungszwecke gratis an die deutsche Journalistik abgab. Kriegsführen und Verlegen kostet Geld; aber auch der Autor ist dabei nicht leer ausgegangen, denn er erhielt folgende Honorarzahungen von mir: 1880/81 fl. 3900.—, 1882 fl. 2200.—, 1883 fl. 1175.—, 1884 fl. 1550.—, 1885 fl. 1325.—, 1886 fl. 1800.—, 1887 fl. 1700.—, 1888 fl. 2647.70, 1889 fl. 3545.—, 1890 fl. 3800.—, 1891 fl. 2600.—, 1892 fl. 2977.56, 1893 fl. 4010.—, 1894 fl. 3000.—. Summe bisher fl. 36.230.55. 14.

12. Hätte ich das gesagt, so wären auch hier Ziffern am Plage. Das rein Geschäftliche habe ich ja nicht angefochten, habe mich nur zu vertheidigen gehabt gegen seinen Schimpf vom geldgierigen Finanzgenie u. s. w.

13. Für jedes Tausend der zwölfbändigen Ausgabe, also für zwölftausend Bände zusammen 550 fl. — Mir war's ja genug.

14. Mein bescheidenes Talent verdanke ich Gott, und nicht dem Verleger.

15. Die Ziffern stimmen nicht mit dem Buchhonorar der nun fünfzehn Jahre. Es kam nicht alles aus dem Verlegerfack. So sind die Zeitungsnachdrucks-Honorare dabei, die Herr Marx durch Circuläre ohne viel Mühe und ohne Misico vermittelte. Dafür behielt er, natürlich vertragsmäßig, die ersten 300 fl. resp. ganz, dann die Hälfte für sich. Die Leser meines Jännerheft-Aufsatzes werden sich erinnern, daß anfangs 1893 das Gesamtverträgnis noch nicht dreißigtausend ausmachte, heute steht es ohne Dazurechnung des Zeitungsnachdruck-Ertrages so, daß mitsammt allen Honoraren, Tantiemen u. s. w. auf den Band meiner Schriften ungefähr 1000 Gulden kommen. — Herr Marx liebt es, die Beträge in allen Formen weiterhin zu wiederholen, damit der Leser recht viele Ziffern sehen soll.



- Für diesen Betrag hat mir Herr Kosegger nicht eine Zeile Neuschöpfungen geliefert; alles was ich von ihm erhalten habe, war schon früher gedruckt und honoriert; zunächst durch die früheren sechs Verleger und hauptsächlich im „Heimgarten“, aus welchem der größere Theil der „Gesammelten Schriften“ geschöpft ist und wofür Herr Kosegger fortlaufendes und reichliches Honorar von der Firma „Leysam“ in Graz bezieht. Die Gesamteinkünfte des Herrn Kosegger in den dreizehn Jahren unseres Verkehrs dürften sich auf circa 80.000 fl. belaufen (dazu das Ehrengeschenk seines Kreises anlässlich des fünfzigsten Geburtstages 1894); kurz, der Absatz der Kosegger'schen Schöpfungen und dessen Consequenzen directer und indirecter Art, dürften recht gut mit seinen Einnahmen stimmen! Ferner sei es mir, ihm diese reichliche Entlohnung nicht zu gönnen, herzlich wünschte ich, die schriftstellerische Capacität Koseggers hätte sich aus ihrer hemmenden Einseitigkeit zu einem Gemeingute für die ganze literarische Welt entwickelt — schmal ist es aber im Haushalte des Dichters nie zugegangen und die Sorge hat ihn nie mit ihren lähmenden Schwingen umhüllt.

- Nachdem mir Herr Kosegger am 4. September 1880 Band 1 bis 12 seiner „Ausgewählten Schriften“ für 3500 fl. erste Auflage verkauft hatte, sohin pro Band etwa 300 fl., verkaufte er mir am 4. Februar 1882 Band 13 bis 16 erste Auflage für 2000 fl., sohin pro Band 525 fl., für Band 17 erhielt er 600 fl., für Band 18/19 zusammen 1000 fl., für Band 20 500 fl., für Band 21 600 fl., für Band 22 600 fl., für Band 23 bis 29 je 1000 fl., für Band 30 (Schluß) 1500 fl.

Die dazwischen laufenden neuen Auflagen und Ausgaben sind stets apart vertragsgemäß honoriert worden. Für die aus der Octav-Ausgabe abgedruckte Miniatur-Ausgabe seiner Schriften erhielt Herr Kosegger 2300 fl. Extrahonorar, für die ebenfalls nur abgedruckte Prachtausgabe in sechs Bänden 1700 fl.

Die aus den Bänden der Octav-Ausgabe zusammengestellte Jugend-Ausgabe, von welcher vier Bände erschienen, dann die kleineren Gelegenheitschriften u. s. w., sind stets apart honoriert worden, wobei nicht ich, sondern Herr Kosegger die Preise

16. Thatsache ist, dass ich ihm unzählige Zeilen „Neuschöpfung“ geliefert habe. In vielen meiner Schriften habe ich für die Buchausgabe nicht bloß Sätze, sondern ganze Seiten und Abschnitte, oft selbständige Originale, neu eingesügt, mehrere Bände in neue Gestalt gebracht, neu ausgeführt, wie z. B. „Heidepeters Gabriel“. Weitere Bände, als „Jakob der Letzte“, „Martin der Mann“, beziehungsweise auch „Peter Mayr“ habe ich für die Buchausgabe ganz neu bearbeitet, sehr wesentlich erweitert und ihm in Handschrift übergeben. Derlei Arbeiten, Verbesserungen, Redigierung und Correcturen allein schon ergaben eine Arbeit von mindestens fünf Jahren im Dienste Hartlebens — die ursprüngliche Hervordringung der Bücher nicht mitgerechnet. Außerdem wünschte Herr Marx von mir gelegentlich noch mancherlei andere Dienste, um ihn geschäftlich zu fördern. — Ich that es gerne und war's zufrieden.
17. Am 23. September 1890 war Herr Eugen Marx in Bezug auf den „Heimgarten“ ganz anderer Meinung — —.
18. Wenn es richtig wäre, dass ein Mensch, zwar nicht durch eine dreizehn-, sondern durch eine dreißigjährige aufreibende und redliche Arbeit eine annähernde Summe eingenommen, so würde ich denselben immer noch für kein so großes Finanzgenie halten, als einen gewissen anderen, der sich für eine wenige Wochen in Anspruch nehmende Geschäftswendung — 100.000 Gulden ausbezahlen ließ. — Herr Marx lastet hier wieder mein großes Ehrengeschenk an, bei welchem er mit Absicht eher hemmend als fördernd eingegriffen. . . .
19. Und das Verdienst dafür scheint sich der Herr Marx zuzuschreiben!
20. Bei den Bänden, für die er 1000 fl. gab, behielt er sich das Recht vor, 300 fl. von Zeitungsnachdrucken für sich allein zu behalten.

zu bestimmen hatte. Außerdem setzte sich, als wir bei Ausgabe von Band 20 der 21. Octav-Ausgabe angelangt waren, Herr Rosegger eine jährliche Tantieme von 800 fl. mit Vertrag vom 5. November 1885 fest, erhöhte diese unter Einchluss von 22. Band 21 bis 25 am 16. März 1889 auf jährlich 1000 fl. und unter Einbeziehung von Band 26 bis 30 und der Nebenausgaben, mit Vertrag vom 11. Juli 1893, auf jährlich 1500 fl. Keiner der beiden ersten Verträge ist ausgelaufen; schon ein Jahr vor ihrem Erlöschen traten auf Wunsch des Herrn Rosegger die Erhöhungen ein. Das dafür mir gebotene Äquivalent war für mich wertlos. Diese Tantiemen belasteten und belasten mich fortlaufend, ohne Rücksicht darauf, ob ein Neudruck der Schriften erforderlich ist oder nicht, und es sind inzwischen Jahre vorgekommen, wo ich nur einen oder zwei Bände neu zu drucken hatte, dafür aber 800 und 1000 fl. Tantieme bezahlen musste. Tritt eine volkswirtschaftliche Krise, ein Kriegsfall ein, in welchen Zeiten bekanntlich der Bücherabsatz sich auf Null reducirt, oder sinkt die Popularität Roseggers, was gar nicht ausgeschlossen ist, inzwischen auf ein tieferes Niveau, so werde ich die jetzige Jahrestantieme von 1500 fl., welche ja Objecte betrifft, die ich in ihren Vorräthen dem Autor schon oftmals honorierte, ruhig weiter zu bezahlen haben; der jetzige Vertrag mit 1500 fl. läuft bis Ende des Jahrhunderts, sodann wird die Jahrestantieme neu bestimmt. 23.  
— Wehe mir dann!

Jeder Unparteiische wird aus diesen nüchternen Ziffern erkennen, dass Herr Rosegger es stets wohl verstanden hat, seine Interessen bestens zu wahren, von irgend einer Naivetät war nicht die Rede und die Parole lautete: Vorwärts! Roseggers Bestreben gieng stets dahin, sich auf Jahre hinaus eine feste, von der Gangbarkeit seiner Schriften unabhängige Einnahme zu sichern; war die Erhöhung derselben, und zwar stets seinen Vorschlägen entsprechend, erreicht, so trat sofort die frühere Unzufriedenheit wieder ein. — Dass ich mich bemüht habe, die Rosegger'schen Schriften möglichst zu verbreiten, wird mir wohl niemand verübeln — wonon hätte ich denn dem Autor sonst 36.000 fl. an Honorar bezahlen können, womit die Papierfabriken, Buchdrucker, Buchbinder u. s. w. u. s. w., deren umfassende Thätigkeit für die Herstellung Herr Rosegger so lebhaft betonte?

Die Aufzählung der Auflagen-Anzahl, welche Herr Rosegger darbietet, ist auch künstlich eingefügt, um Stimmung zu machen. Der Autor weiß so gut wie ich selbst, dass ich von Anfang an die Auflagen fortgezählt habe, zuerst Lieferungs-Ausgabe mit ihren dem Autor stets apart honorierten Neudrucken, dann Band-Ausgabe, Prach-Ausgabe, Miniatur-Ausgabe, kurz jeder Druck für sich fortlaufend zählend. Dieser verlegerische Kunstgriff ist allgemein üblich und macht den Schriftstellern Freude, im Publicum Aufsehen; auch Herr Rosegger hat sich nie dagegen aufgelehnt,

21. Formhalber fragte mich Herr Marx manchmal nach meinen Forderungen, schlug mir sie aber rundweg ab, wenn dieselben angeblich mit seinen Berechnungen nicht stimmten. So erklärte ich mich mit dem von ihm gebotenen Maximum stets zufrieden und die Eintracht war gesichert.
22. Hätte ich mir die Tantiemen nach Belieben „setzen“ und „erhöhen“ können — na Prost Mahlzeit! Dann wäre der Bauer einmal aufs Ross gestiegen! Nein, ich musste zu Fuß gehen. Die Verträge machte Herr Marx unter meinen durch seine fortwährenden Klagen über die schlechten Geschäfte deprimierten Vorschlägen und Zustimmung. Erst als ich den geschäftlichen Erfolg der Schriften sah, steigerten sich naturgemäß auch meine Forderungen, blieben aber im Verhältnisse zu den mir anderweitig gestellten Angeboten immer noch bescheiden genug.
23. Wer zwang ihn denn, diese Lasten auf sich zu nehmen? Wer zwingt ihn denn, sie immerwährend zu tragen? Sein Erstes und sein Letztes war stets, das Eigentumsrecht meiner Schriften sich und seiner Firma für ewige Zeiten zu sichern und den ihm mehrmals nahegelegten Verkauf derselben lehnte er rundweg ab.

hat zwölf Jahre lang mitgethan, mitgesteigert, und erst im dreizehnten erwacht er plötzlich aus göttlicher Naivetät und findet, daß ihm die Rechnung nicht stimme,  
**24.** daß er noch zu wenig von mir erhalten habe. — — —

Von den dreißig Bänden der Schriften Roseggers sind drei vorzüglich gangbar („Waldschulmeister“, „Waldheimat“), sieben werden gut gekauft; diese zehn Bände müssen für mich das ganze Rosegger-Gebäude stützen, mir alle Auslagen und Lantiemen u. s. w. u. s. w. hereinbringen. Der Rest der Schriften schleppt sich nur durch meine unausgesetzten buchhändlerischen Manipulationen langsam fort und oft vergehen drei bis fünf Jahre, ehe eine neue Auflage von 1000 oder 2000 Exemplaren eines Bandes erforderlich ist. Die im Jahre 1888 begonnene Pracht-Ausgabe in sechs Bänden, deren Herstellung mit enormen Kosten verknüpft war, und die 1891 beendet wurde, ist noch heute mit über 20.000 fl. für mich passiv und wird ihre Herstellungskosten nie decken. Dafür kann natürlich Herr Rosegger so wenig etwas, als ich selbst. Von der Miniatur-Ausgabe in bisher neunzehn Bänden  
**25.** haben erst drei bis zur Stunde meine Herstellungskosten gedeckt (abermals „Waldschulmeister“, — „Waldheimat“, zwei Bände). Von den vier Bänden „Jugend-schriften“ wird nur einer gekauft, die Gedichte und drei andere Kleinigkeiten, die ich von Rosegger habe, werden niemals zu zweiten Auflagen gelangen. Warum ich alle diese Geschäftsgeheimnisse der Öffentlichkeit preisgebe? Um zu beweisen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt; daß man in solchen Dingen stets das Gesammte ins Auge fassen muß, und daß die Lustschlösser eines verwöhnten Autors vor einfachen Thatsachen in ein Nichts zerfließen. Ist habe ich Herrn Rosegger, den stets Ungenügamen, eingeladen mich zu besuchen, sich meine Bücher, meine Inventuren anzusehen, um Einblick in das ganze buchhändlerische Elend zu gewinnen; stets antwortete er, davon verstehe er nichts, habe darüber kein Urtheil. Heute aber, wo es ihm gerade in den Kram paßt, maßt sich Peter Rosegger dieses Urtheil in uner-  
**26.** hörter Leichtfertigkeit an. Darüber richte der Leser!

Und nun zum Analleseffect der Rosegger'schen Enthüllungen. Seit Monaten droht mir Herr Rosegger mit der Veröffentlichung der „Peter Marx“-Affaire und ich habe  
**27.** ihn wiederholt eingeladen, dies ja nicht zu versäumen. „Ich habe noch viel Pulver auf der Pfanne“, schrieb der gemüthvolle Poet zuletzt, um mich gefügig zu machen, ihm für den neuen Platten-Druck der Octav-Ausgabe, den ich soeben unter dem Titel Volks-Ausgabe veranstalte, außer seiner Lantieme noch 3000 fl. apartes  
**28.** Honorar zu gewähren.

**24.** Die Auflagezahlen meiner Werke habe ich dem officiellen Hartleben'schen Prospekte entnommen. „Mitgesteigert“ an den zahlreichen Auflagen hatte ich freilich, und zwar — durch den Inhalt. Weiter habe ich mich darum nicht gekümmert.

**25.** Schon nach den ersten Bänden dieser Ausgabe klagte er lebhaft über ihre schlechte Gangbarkeit. Ich habe ihm mehrmals von der Fortsetzung abgerathen, trotzdem druckte er lustig weiter und wird nächstens, soviel ich weiß, den zwanzigsten Band machen.

**26.** Auf keine eigene Einladung haben sich eines Tages ein paar Freunde von mir Einblick in das Geschäft verschaffen wollen. Er zeigte einige Ausgabenziffern, wollte die Herren ins Vorrathsmagazin führen, gab aber keinerlei Aufschluß darüber, wie viel er von meinen Büchern bisher im ganzen gedruckt, verkauft, wie viel er dabei gewonnen oder verloren. Nichts dergleichen, in allgemeinen Redensarten klagte er über die ungünstigen Verhältnisse und als ihn die Herren verließen, wußten sie just so viel als vorher. Er hatte genaue Auskünfte zugesagt und keine gegeben. Ist das in Ordnung? Ja, darüber richte der Leser.

**27.** Über Hinterlist kann er sich also nicht beklagen. Und weshalb ist Herr Marx über die Veröffentlichung jetzt so ungehalten, wenn er mich selbst dazu eingeladen?

**28.** Wie oft wird Herr Marx diese Verdächtigung noch vorbringen? Ich habe ihn brieflich und öffentlich versichert, daß es mir nicht um Geld zu thun ist, sondern nur um die Revision, daß ich meine Schriften möglichst fehlerfrei machen könne.

Vor mir liegt ein Zettel, Roseggers eigenes Briefpapier mit dem Kopfe „Heimgarten“, Graz, Datum 13. November 1892. Rosegger war krank und hatte mich eingeladen, ihn zu besuchen. Ich kam und er eröffnete mir seinen Wunsch, sich im Jahre 1893 von mir sicher 3000 fl. zu verdienen. Wir machten einen Finanzplan und darin steht ausdrücklich Honorar „Peter Mayr“ inclusive Nachdruck 1500 fl.; das heißt soviel, Herr Rosegger wünschte das damals übliche Honorar von 1000 fl. auf 1500 fl. für diesen Band erhöht zu haben und mir das Risiko aufzubürden, Zeitungen zu suchen, welche mir 500 fl., eigentlich 800 fl., für den Feuilleton-Abdruck des einbändigen Romanes, welcher schon früher unter dem Titel „Der Rebell“ im „Heimgarten“ erschienen war, bezahlen sollten. Nach Wien zurückgekehrt, bestätige ich unterm 21. November diese Abmachung durch die Worte: „Peter Mayr“ betreffend im Umfange von dreißig Bogen Octav-Ausgabe, wurde zur Abrundung Deiner Einkünfte und ein- für allemal das Honorar ausnahmsweise auf 1500 fl. erhöht, wogegen Du auf alle Einkünfte durch Zeitungs-Abdruck desselben Verzicht leistest. Ich bitte mir diese Abmachungen gütigst zu bestätigen.“ — Das ist unterm 23. November 1892 geschehen. Mündlich hatten wir besprochen, daß ein Abdruck in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ nicht erfolgen solle, weil ich durch denselben eine Gefährdung der Gangbarkeit meiner Buchausgabe wahrscheinlich sah. Auch Herr Rosegger hat die gleiche Ansicht gehabt; seine Zeilen folgenden Inhaltes liegen vor mir: „Bedenke, daß durch den Abdruck des Werkes in dieser verbreiteten Zeitschrift ich zu Schaden komme, weil er weitere Buchauslagen illusorisch macht.“

Bei Durchsicht meiner Conti fand ich im Februar 1893, daß der letzte Band („Allerlei Menschliches“) von Roseggers Schriften, für welche der Autor sich vertragsgemäß von mir 300 fl. für Zeitungs-Abdrücke garantieren, resp. bezahlen ließ — ein Plus darüber sollte getheilt werden — nur 200 fl. ergeben hatte, wovon noch mindestens 50 fl. Kosten und Porti für mehrere Tausend Circuläre, die ich als Einladung wiederholt versandt hatte, abgingen. Ich fragte daher am 6. Februar 1893 bei „Vom Fels zum Meer“ an, ob das Journal noch auf einen Abdruck des historischen Romanes „Peter Mayr“ reflectiere, da Herr Rosegger mir von dieser Bereitwilligkeit früher Mittheilung gemacht hatte. Unterm 13. Februar theilte ich Herrn Rosegger das inzwischen eingelaufene, im Princip zustimmende Antwortschreiben der erwähnten Redaction mit, sie wolle aber das Manuscript vorher lesen. Am nächsten Tage und mit Brief vom 14. Februar sendet mir Herr Rosegger das Manuscript, erhöht aber gleichzeitig das vereinbarte Honorar von 1500 fl. auf 2000 fl., 1000 fl. für die Buchausgabe, 1000 fl. für das Abdruckrecht „Vom

Es gehört eine große Unverfrorenheit dazu, um trotzdem immer wieder öffentlich zu behaupten, ich wünsche die Revisionsbogen aus finanziellen Gründen.

29. Um die „Peter Mayr-Affaire“ zu entstellen und zu verwirren, hat Herr Marx hier ein sehr wichtiges, ja gerade das maßgebendste Capitel verschwiegen. Man schlage in meinem Jännerheft-Aufsatz nach, wie ich anfangs das Werk zu meinem rechtlichen Vortheile der „Union“ überlassen wollte, und wie Herr Marx mich daran gehindert hat.
30. Für die Buchausgabe vollkommen umgearbeitet und um ein Drittel erweitert.
31. Soll im Sinne aller früheren Vereinbarungen und Gepflogenheiten heißen: Zeitungs-Nachdruck, nämlich aus der Buchausgabe. Nach seinem Briefe vom 4. October 1892, in welchem Herr Marx über meine Absicht, den Roman „Peter Mayr“ früher in „Vom Fels zum Meer“ erscheinen zu lassen, so empört war, konnte ich unmöglich annehmen, daß er selbst einen solchen Vorabdruck im Sinne habe. Ich habe also im Worte „Zeitungsabdruck“ das Verhängliche nicht bemerkt und bin auf den Vorschlag eingegangen. Man sieht auch aus den Darstellungen des Herrn Marx recht gut, wie klug die Sache angestellt war.
32. Weiß nicht, ob der Leser aus diesen Darstellungen klug wird. Ich muß von Fall zu Fall folgen und hier vor allem klar stellen, daß ich das Buchhonorar für „Peter Mayr“ weder erhöht, noch reducirt habe. Herr Marx hat mir in seinem



- Fels zum Meer“, welches er mit 2000 fl. veranschlagt. Dieser Preiserhöhung gegenüber lehne ich mit Brief vom 16. Februar 1893 die Überlassung des Abdrucksrechtes an „Vom Fels zum Meer“ ab und mache Herrn Hofegger gleichzeitig davon Mittheilung. Mit Brief vom 18. Februar 1893 macht mir Hofegger Vorstellungen darüber, daß ich abgelehnt habe, und sagt: „Ich sehe schwer ein, warum Du jetzt nicht den Versuch machst, den Roman dem ‚Vom Fels zum Meer‘ zum Abdruck zu überlassen.“ Inzwischen hatte auch „Vom Fels zum Meer“ unterm 17. Februar nochmals vermittelnd an mich geschrieben, worauf ich am 19. Februar das Manuscript nach Stuttgart einsandte, gleichzeitig mittheilend, daß der Autor für das Abdrucksrecht „Vom Fels zum Meer“ 1000 fl. Antheil fordere. Unter gleichem Tage genehmigte ich für den Fall eines Abchlusses mit „Vom Fels zum Meer“ die Forderung Herrn Hofegger von 1000 fl. Honorar, 1000 fl. Antheil am Abdruckshonorar vom „Fels zum Meer“, womit sich Herr Hofegger unterm 21. Februar 1893 einverstanden erklärte. „Vom Fels zum Meer“, welches ursprünglich 2500 Mark Abdruckhonorar anbot, hat mir schließlich 4000 Mark dafür bewilligt, wogegen es nach dem Abdrucke in dem weltverbreiteten Journale nicht gelungen ist, mehr als im ganzen 150 Mark für Abdruck in einer anderen Zeitschrift (Medlenb. Nachrichten) zu erzielen. Da in dem Hofegger'schen Buchhonorar von 1000 fl., 300 fl. Garantie für Zeitungsnachdrucke meinerseits lagen, hat dieser von dem erzielten Erlöse von 2364 fl. für seinen Theil 1300 fl., also über die Hälfte erhalten. Unterm 30. April theile ich Herrn Hofegger die erzielte Einnahme von 2364 fl. mit. Am 2. Mai 1893 gibt er mir Nachricht, daß er von jetzt ab eine Jahrestantieme von 3000 fl. (statt damals 1000 fl.), für die erste Auflage jedes neuen Buches aber 2500 fl. (statt damals 1000 fl.) beanspruche. Von diesem Momente an waren unsere Wege geschieden, und ich ließ Herrn Hofegger durch meinen Rechtsfreund in höflichster und schonender Form darüber belehren, daß es nicht angienge, einen zwischen uns noch bis Ende 1893 laufenden Vertrag plötzlich und einseitig

Briefe vom 19. Februar 1893 geschrieben: „Kommt es (mit der „Union“) noch zum Abschluss, so mache ich die folgende Proposition: 1. Honorar für „Peter Mayr“ 1000 Gulden (dabei 300 Gulden Garantie für Zeitungsabdruck, was mehr ist, wird zwischen uns getheilt). 2. Antheil am eventuellen Abdruckshonorar der „Union“ 1000 Gulden. — Kommt der Abdruck der „Union“ nicht zustande, so bleibt es bei den vereinbarten 1500 Gulden.“ Daraus ersichtlich, daß nicht ich, sondern Herr Mayr wegen des Unionabdruckes das ursprüngliche Buchhonorar von 1500 auf 1000 Gulden herabgesetzt hat.

33. Einverstanden in der Voraussetzung, von dem durch mich vorgeschlagenen Honorar von 2000 Gulden wenigstens die Hälfte zu erhalten.
34. Also machte er vom Nachdruckrechte doch auch außerhalb der „Union“ Gebrauch, und kann's ebenso in Zukunft thun.
35. Auch ein Standpunkt. Nach diesem reduciert der Herr Verleger das Buchhonorar als solches auf — 700 fl.
36. Bishin hatte er mir diese Ziffer verheimlicht. In seinem Briefe vom 5. Mai 1893 sagt er, daß er von der Höhe des Unionhonorars kein Geheimnis gemacht haben würde, wenn ich ihn einmal direct darum gefragt hätte. Er habe zwar bemerkt, daß ich mehrmals darauf anspiele, doch aber den Betrag nicht genannt, weil er fürchtete, mich „noch unzufriedener“ zu machen. Damit ist die wochenlange Verheimlichung von ihm selbst zugestanden. Und damals habe ich mir vorgenommen, einem Manne gegenüber, der mich so ausnützt, meine rechtlichen Vortheile mit größerer Entschiedenheit als bisher zu wahren.
37. Während er unsere Wege „geschieden“ nennt, suchte er mich durch seinen Rechtsfreund unter den alten Bedingungen an sich zu halten. Ich bestand aber auf § 5 unseres Vertrages, nach welchem für jedes neue Werk eine besondere Vereinbarung nöthig war, und da eine solche nicht erzielt werden konnte, gieng ich zu einem anderen Verleger. Damals hat das Kreuz mit Herrn Mayr angefangen.

abzuändern. Nachdem Herr Rosegger in jedem der noch folgenden Briefe betonte, bei dem Gesichte mit „Vom Fels zum Meer“ zu kurz gekommen zu sein, habe ich ihm mit Brief vom 17. December 1893 noch 200 fl. als Ehrenhonorar für „Peter Mayr“ und, „um die frühere Meinungsdivergenz bezüglich der Theilung der 4000 Mark zu beseitigen“, angeboten. Schon am 19. December antwortet Rosegger „Die beiden Theile nicht vergebende Form, jene anfängliche Meinungsverschiedenheit zu beizulegen, wie Sie sie mir freundlich vorschlagen, kann ich annehmen.“ Am 22. December 1893 schreibt Rosegger: „Mit allerhöchstem Danke bestätige ich den Empfang von 200 fl. als nachträgliches Ehrenhonorar für ‚Peter Mayr‘. Eine liebe 38. Weihnachtsgabe!“

Und am Weihnachtstage 1894 läßt mir derselbe Peter Rosegger sein viertes Heft des „Heimgarten“ überreichen, wo er mich wegen desselben, von mir in cou- 39. launterer Weise und gegenseitig freundschaftlich ausgeglichenen Falles in der größ- 40. lichsten Weise beleidigt und schmäht, die Thatfachen verdrehend und entstellend, wie er es eben braucht. — Zunächst muß berücksichtigt werden, daß Herr Rosegger für „Peter Mayr“ anstatt der zuerst geforderten 1500 fl. von mir 2200 fl. erhielt. 41. Daß ich auch nicht zu kurz dabei gekommen, mache ich mir nicht zum Vorwurfe, denn die beanspruchte und erhöhte Einnahme des Autors war für alle Fälle gesichert. Daß ein paar Briefe im Geschäftsleben manchmal Vortheil bringen, ist nichts Außer- gewöhnliches. Hunderttausende von Schriftzügen werden dagegen hier auch erfolglos gemacht, während der Schriftsteller für jede Zeile seine feste und sichere Einnahme findet. — Was dann noch weiter gekommen, ein innerer Ekel lähmt meine Feder; der gemüthvolle, sinnige, steirische „Dichter“ verfügt über einen Reichthum von In- sulten, wie sie wohl selten noch ein Autor seinem langjährigen Verleger zugeschlendert hat. Auch die Daten, welche Herr Rosegger jetzt als seine Zukunftsrevenue angibt, stimmen nicht mit jenen überein, die ihm angeblich geboten waren und welche er als Preis weiterer Freundschaft von mir gefordert hätte. 42.

38. In seinem Briefe vom 17. December lautet die sich auf diese „Ehrengabe“ beziehende Stelle: „Von ‚Peter Mayr‘ habe ich noch 2000 Exemplare als zweite und dritte Auflage nachgedruckt. Obwohl diese in den Contract fallen, gestalte ich mir, Ihnen dafür 200 Gulden Ehrenhonorar anzubieten.“ Das „Ehrenhonorar“ bezog sich also nicht auf die 4000 Mark der „Union“, sondern auf die neuen Buchauslagen. Wohl war anliegend der Wunsch ausgesprochen, jene Meinungsverschiedenheit gut- sein zu lassen, die den Anlaß zu unseren Differenzen gaben. Ich wollte ja gerne vergessen, wäre der Frieden nur nicht schon im nächsten Jahre so muthwillig gebrochen worden. Hätte „das Ehrenhonorar“ sich auf den Unionfall bezogen, so würde ich es ebenjogul haben ablehnen müssen, als ich ein halbes Jahr früher ein mir des Unionfalles wegen angebotenes „Ehrenhonorar“ für die „Sparcasse meiner Kinder“ abgelehnt habe.

39. Ich habe ihm das Heft nicht überreichen lassen und es lag nicht in meiner Absicht, daß er selber gerade an diesem Tage in die Hand bekommen sollte. Verschiedene Umstände machten es nöthig, daß mein Aufsatz gerade im Jännerhefte erscheinen mußte.

40. Wie die „Entstellungen“, „Beleidigungen“ und „Schmähungen“ beschaffen sind, das liegt in meinem Jännerheft-Aufsatz offen da. Es sind ruhig und ohne Gehässigkeit dargestellte Thatfachen, wovon Herr Mayr nicht eine widerlegen kann.

41. Hier rechnet Herr Mayr wieder die, wie schon bewiesen, vom Unionfall ganz un- abhängige „Ehrengabe“ dazu und so verwirrt er den Fall bis aufs äußerste. Für mich steht die Sache doch sehr einfach. In meinem Aufsatz habe ich gesagt, daß beim „Peter Mayr“-Unionfall Herr Mayr 4000 Mark eingenommen hat, wovon auf ihn (nahezu) 1900 Gulden, auf mich 500 Gulden ge- kommen sind. — Ohne diesen Abdruck hätte mir damals der Roman 1500 Gulden eingebracht, mit diesem Abdruck 2000 Gulden. Das ist des Pudels Kern.

42. Ich brauche nicht erst darauf hinzuweisen, wer über den Reichthum von Insulten verfügt. — Und was die „Daten“ anbelangt, diese stimmen ganz kurios! Herr

Ich habe auf Peter Rosegger verzichtet und fühle mich jetzt thatsächlich erlöst; trotzdem er mir zuletzt zurief: „Wenn Du mich aus Osterreich ziehen läßt, begehst Du einen Frevel.“ Der neue Weg des Dichters beginnt auf einem von ihm angezettelten öffentlichen Scandal, der mich nun seit Monaten umtobt; Überfälle von allen Seiten, unter denen stets der Name Peter Rosegger steht. Der Dichter will ein Fanal errichten, möchte es nicht seinen eigenen Niedergang beleuchten!

- Jeder der Briefe, welche Herr Rosegger bis Ende April 1893 an mich geschrieben, trägt die Aufschrift: „Mein lieber Freund!“; oft hat er mich schriftlich, mündlich und auch öffentlich seines Dankes, seiner Anerkennung versichert. Er bot mir die Bruderschaft der Anredeform an, „um jede Differenz für alle Zeiten  
43. zwischen uns auszuschließen“; sie hat zehn Jahre lang bestanden, bis ich sie kündigte, als die Haltung Roseggers unbrüderlich zu werden begann. Dies geschah in jenem Momente, wo ein Leipziger Verleger zwischen uns trat, Herrn Rosegger für dessen Zukunftswerke Einnahmen zusicherte, die mir noch heute geschäftlich unfassbar erscheinen. Ich habe nicht das Recht, daran öffentlich Kritik zu üben, jeder ist sich selbst der Nächste, aber mein früherer Freund Rosegger mußte seinem alten Verleger und dem Förderer seiner jetzigen Stellung gegenüber, Dankbarkeit und Form bewahren. Wie oft haben wir uns früher in unseren Briefen vertraulich mit Dingen von allgemeiner Bedeutung befaßt, wir haben uns gelobt, den Idealismus in der Literatur hoch zu halten, zu pflegen, wir haben uns über das schöne, gegenseitig hochgehaltene, seltene Verhältnis zwischen Autor und Verleger gefreut und heute reißt Herr Rosegger einzelne Stellen aus dem Zusammenhange vertraulicher Privatbriefe heraus, um sie denunciatorisch gegen mich anzuwenden und  
44. auszubenten.

- Den heute schwebenden Streitfall wegen Honorar und Correctur des neuen Plattendruckes der Octav-Ausgabe von Roseggers Schriften übergehe ich, da jeder Theil darüber eine andere Meinung hat. Wenn aber ein Vertrag über etwas besteht und die Contrahenten können sich darüber über einen Punkt nicht einigen, ist es dann der richtige, der anständige Weg, dem nicht willfährigen Partner erst mit allem Möglichen zu drohen, ihn zu beleidigen, und dann einen öffentlichen Scandal in der Presse Osterreichs und Deutschlands anzuzetteln? Auch über diese Frage möge die Öffentlichkeit entscheiden. Statt Sachverständige nach gemeinsamer Wahl (die einseitige Bestimmung Roseggers war für mich nicht maßgebend, deshalb machte ich den Compromißvorschlag eines Schiedsgerichtes von Schriftstellern und Buchhändlern) zu genehmigen, oder das Gericht anzurufen, mit dem er schon seit Monaten droht, zettelt Rosegger gegen seinen früheren „liebsten“ Freund einen Zei-  
45. tungskrieg an, wie er seit Jahrzehnten nicht dagewesen. Natürlich zieht der „reiche Verleger“ dabei, dem „armen Schriftsteller“ gegenüber, leicht den Kürzeren. — —

Marx möge sich nur erkundigen, dabei aber glücklicher sein, als bei Hedenasts Nachfolger. Übrigens pflegt er ja selbst zu sagen, daß die Freundschaft auf geschäftlichen Vortheilen beruht. Bei mir ist das zwar nicht der Fall, ich fordere von Freunden vor allem — Aufrichtigkeit

43. Diese Vertrauensseligkeit war ja eben meine — Naivetät.  
44. Er meint hier wahrscheinlich mit dem Anwenden und „Ausbeuten“ meine Erwähnung seines Briefes vom „thönernen Actiencolojs“. — Es war eine kleine Bosheit, ich gebe es zu. Aber wenn man deren so viele große erfahren muß!  
45. Dieser irreführenden Auslassung muß umso entschiedener entgegengetreten werden, als der Revisionsverweigerungsfall eigentlich der Mittelpunkt dieses öffentlichen Streites ist. Die Honorarfrage darf hier nicht mit der Correcturfrage vermengt werden. Erstere gehört nicht in die Öffentlichkeit und nur Herr Marx ist es, der öffentlich immer auf sie zurückkommt, während er im Privatverkehr nichts von ihr wissen will. Die Revisionsbogenfrage hingegen ist eine öffentliche Angelegenheit.

Unwillkürlich glaubt jeder, dass jemand, der edel schreiben kann, wie Rosegger, auch ein edler Mensch sein müsse. Es geht uns dabei so, wie im Theater, wo man die Schauspieler oft mit ihren Rollen identificiert.

Auch in Bezug auf die Schilderung meines Verhältnisses zu meinem neuen Verleger, meinem „Freunde und Bundesgenossen“, wie er ihn brieflich bezeichnet, ist Herr Peter Rosegger nicht bei der Wahrheit geblieben. Ich habe mit diesem Herrn bisher nicht ein Wort über die ganze Angelegenheit gesprochen oder geschrieben, so dass von Ungebürlichkeiten oder Schädigung desselben nicht die Rede sein kann. Der Herr lebt in Leipzig und ist so vollständig unabhängig von mir, dass ich ihm factisch nichts anthun könnte, selbst wenn ich wollte. Thatsächlich ist, dass ich betreffender Firma nichts mehr aus meinem Verlage liefere, was aber ganz gegenstandslos ist, da diese nur buchhändlerischen Zwischenhandel betreibt (sogenanntes „Baarfortiment“) und alle jene Buchhändler, welche von ihr meine Bücher beziehen, diese ebensowohl und zu gleichem Preise von mir selbst haben können. Auch dem Versuche, sich meinen Verlag, speciell die Schriften von Rosegger, auf Schleichwegen zu verschaffen, bin ich wirkungsvoll begegnet und lieferte dem betreffenden Strohmann auch nichts mehr. Dies ist alles; als ich aber Herrn Rosegger zum erstenmale wirklich *naiv* sah, nämlich in der Zumuthung, meinem Nachfolger und dem Urheber der Feindschaft Roseggers geschäftliche Freundschaft zu widmen, habe ich entschieden abgelehnt, selbst auf die Gefahr hin, dadurch eine materielle Einbuße zu erleiden — Zuneigung oder Abneigung sind bei mir nie geschäftlich käuflich gewesen.

Öffen habe ich mich darüber ausgesprochen, dass ich den jetzt von Herrn Rosegger erreichten Modus der Theilung des **Reingewinnes** zwischen Autor und Verleger für durchaus ungerecht und seitens des betreffenden Verlegers für unvernünftig erachte. Der Verleger hat das ganze Risiko, die Herstellung, den Vertrieb,

Für das Gericht eignet sie sich leider doch nicht, erstens weil es nach dem sich darauf beziehenden, von Herrn Marx dictierten Vertragslage zweifelhaft ist, ob unser in diesem Punkte mangelhaftes Gesetz den richtigen Anhaltspunkt gewinnen würde und zweitens, weil bis zur gerichtlichen Entscheidung, die sich lange hinausziehen kann, die bereits flott erscheinende Volksausgabe doch zum größten Theil oder ganz ausgedruckt sein würde, das Urtheil also zu spät käme. — Da es trotz aller möglichen Versuche nicht gelungen ist, von Herrn Marx die Revisionsbogen zu erhalten, und er der Wiener Buchhändler-Corporation angezeigt hatte, dass er das Schiedsgericht ablehne und mich an das Gericht und an die Öffentlichkeit verweise, so blieb mir nichts anderes übrig, als öffentlich zu erklären, dass ich für die Volksausgabe eine Verantwortlichkeit nicht übernehmen kann. Auf diese Erklärung hat Herr Marx öffentlich mit Unwahrheiten und Beschimpfungen geantwortet, ich habe mir das nicht gefallen lassen, und so ist der Zeitungskrieg entstanden. — Das von mir vorgeschlagene Schiedsgericht ist von Herrn Marx abgelehnt worden. Ich konnte damals das von ihm vorgeschlagene Schiedsgericht aus Gründen, die im Jännerheft-Aufsatz angeführt sind, auch nicht mehr annehmen. Doch bin ich immer bereit, die Entscheidung, ob nach Herkommen und literarischem Rechte Herr Marx mir die Revisionsbogen zu schicken hat oder nicht, einem Schiedsgerichte anheimzustellen.

46. Herr Marx schrieb am 20. November bei den Ausgleichsversuchen in einem an zwei meiner Freunde gerichteten Brief: „Roseggers Verleger in Leipzig war nie in diesem Friedensschluss inbegriffen, diesen unheilvollen Störefried der langjährigen, liebevollen, persönlichen und geschäftlichen Freundschaft zwischen Herrn Rosegger und mir bekämpfe ich, wo ich nur immer kann.“ Den von mir auch im Jännerheft-Aufsatz angeführten, ihm vorgewiesenen Beweis, dass Herr Staadmann in Leipzig sich vollkommen correct und vornehm bewies, wollte Herr Marx gar nicht sehen.
47. Von „Freundschaft“ war nie eine Rede. Man setzt doch als selbstverständlich voraus, dass zwischen anständigen Männern, auch wenn sie Geschäftskoncurrenten sind, Chicanen und persönliche Feindseligkeiten nicht vorkommen.
48. In einem Briefe vom 11 Mai 1893 schrieb Herr Marx: „Der Buchhändler, der sich auf Reingewinntheilungs-Affairen mit seinem Autor einlässt, ist in meinen



die Arbeitskräfte und Regien zu tragen, während der Autor all diesen Dingen ferne steht. Würde dieses Theilungsverhältnis zwischen Autor und Verleger allgemein, so müßte jede weitere Entwicklung der Literatur aufhören, weil es für den Verleger kein Mittel gäbe, um über die zahllosen Verluste, welche die Mehrzahl neuer Unternehmungen bringt, hinwegzukommen. Hier wird gewonnen, dort verloren und dies gleicht sich dann auf rationeller, geschäftlicher Grundlage gegenseitig aus. Man fördert junge schriftstellerische Kräfte, man bringt der Wissenschaft, der Firma Opfer, weil man andererseits als Verleger Werke hat, bei denen etwas verdient, Verluste wieder

49. hereingebracht werden müssen. Einem gemachten Namen gegenüber, wie es heute Rosegger ist, hat allerdings ein neuer Verleger leichtes Spiel, was da ist, hat ein anderer geschaffen. Herr Staackmann in Leipzig möge mir alle Vorräthe, alle typographischen und artistischen Hilfsmittel der Rosegger'schen Schriften abnehmen, in denen mein Capital investiert ist und möge alle jene kostspieligen Bausteine erneuern, die Jahre lang aufgehäuft wurden, von seinem verlegerischen Vorgänger erworben wurden, um dem Namen Rosegger ein würdiges Gebäude zu schaffen.

Den Vorschlägen Roseggers gegenüber, seine Werke einem mir nicht bekannten Ungenannten zu verkaufen, habe ich mich sehr reserviert verhalten, da ich darin, wohl nicht mit Unrecht, eine Falle des schlauen Mannes erblickte, aus meiner eventuellen

50. Forderung Capital für sich und die Öffentlichkeit zu schlagen. Als ich aber auf die Frage nach dem Werte des Verlagsrechtes erwiderte, Herr Rosegger habe sich jetzt durch die jährliche Rente von 1500 fl. eine Leibrente geschaffen, welche ein Capital von 30.000 fl. repräsentiere, nach seinem eigenen Ideale der Theilung ge-

51. büre mir wohl dasselbe, nannte er dies „hundsgemein“.

Fünf Jahre früher war Rosegger auf die Gerüchte hin, meine Firma würde in eine Actiengesellschaft verwandelt, sofort mit dem Vorschlage an mich herangetreten, ich möge ihm, wenn's dazu käme, doch 20.000 fl. für die Ablösung seiner

52. Verlagsrechte verschaffen, ein- für allemal; damals bezahlte ich 1000 fl. jährlich Rente, jetzt 1500 fl.

Das unerhörte Auftreten des Poeten zwingt mich leider, alle Delicateffe fallen zu lassen und ihm durch seine Thaten und durch Zahlen zu beweisen, dass

53. sein einziger Gedanke stets nur Geld, Geld und abermals Geld gewesen. Wer sich mit Börsen-Speculationen beschäftigt, dem mögen die Riffeln wohl geringfügig erscheinen, um die es sich hier dreht, im einfachen geschäftlichen, im buchhändlerischen Leben aber müssen Gulden in Kreuzern hereingebracht werden.

Augen überhaupt kein Gentleman, da bei den verworrenen Abrechnungs-Einrichtungen des deutschen Buchhandels der Autor dabei stets zu kurz kommen muß.“

49. Dieses Bekenntnis ist so wichtig, dass es mit großen Buchstaben gedruckt werden sollte. Nun weiß ein Schriftsteller, der von seiner Feder leben und eine Familie versorgen muß, doch wie er daran ist.

50. Es ist schwer, gelassen zu bleiben!

51. Dieser allerdings drastische Ausdruck bezog sich — wenn Herr Marx im Briefe gefälligst nachsehen will, auf etwas anderes. — Doch nehme ich ihn sehr gerne zurück, schon aus Freude darüber, dass Herr Marx geneigt ist, meine Werke sammt und sonders hoffentlich unter annehmbaren Bedingungen zu verkaufen.

52. Meine Schriften ein- für allemal mit Verzicht auf alle Einkünfte aus denselben um 20.000 fl. hinzugeben, das war ja doch ein sehr bescheidener Vorschlag. Er selbst scheint heute den Capitalwert viel höher anzuschlagen, da er die Schriften sich durch Gewährung einer Jahresrente von 1500 Gulden so angelegentlich gesichert hat.

53. Man ist verblüfft über eine so dreiste Umdrehung der Thatfachen. Weil ich für die Länge nicht damit einverstanden sein konnte, dass mit dem wohlverdienten Lohn für meine Werke, in denen die concentrirte Geistesarbeit meines Lebens ruht, fremde, nicht gangbare Ware derselben „Compensations-Firma“ gedeutet werden soll, beschimpft mich der Chef dieser Firma in so empörender Weise.

Herr Rosegger hat mich oft auf die großen Einnahmen von Gustav Freitag, Paul Henze, Spielhagen, Sudermann und anderer Koryphäen der deutschen zeitgenössischen Literatur verwiesen. Bei aller Achtung vor der schönen, edlen und gemüthreichen Muse Roseggers (des Schriftstellers), konnte ich ihn leider geschäftlich nicht auf diese Stufe bringen, weil die Einseitigkeit seiner schriftstellerischen Individualität dies nicht gestattete. Auch hat mir Herr Rosegger nie etwas Neues aus seiner Feder gegeben. Alles war schon vor Jahr und Tag gedruckt gewesen. In Deutschland ist Rosegger erst seit wenigen Jahren bekannt geworden, und an vielen deutschsprechenden Orten hat der Dichter noch heute kein Verständniß gefunden. Umfassendere Geisteserschöpfungen von ihm bestehen nicht; fast alle Bände der „Ausgewählten Schriften“ enthalten nur kurze Skizzen aus dem Leben des Volkes der Alpenwelt. 54.

Die in dem Aufsage des „Heimgarten“-Heftes weiter enthaltenen Vorwürfe und Behauptungen des Herrn Rosegger lassen sich Zeile für Zeile entweder als unwahr aufgebaut oder unrichtig in ihren Thatfachen aufgefaßt widerlegen, — es würde ermüden, durch weitere Klarstellungen die innere Feindschaft meines Autors zu kennzeichnen. „In Leipzig hätte ich mir mindestens das Zweifache verdient, wie bei Ihnen“, ruft mir Herr Rosegger in dem letzten Briefe zu, den ich von ihm erhalten habe, — — — also darum tönt dieser Mißklang durch die Welt!

Er vergißt, daß Vergangenheit und Gegenwart zwei ganz verschiedene Dinge sind, daß man vor sechs Jahren z. B. selbst in Leipzig Rosegger fast gar nicht kannte, nichts von ihm wissen wollte, und daß ich es war, ohne Überhebung darf ich es aussprechen, der die Grundlagen für die literarische Bedeutung P. R. Roseggers schuf, daß ich es war, der die Schwierigkeiten der Einführung zu überwinden hatte und große Mittel einem aufstrebenden, gottbegnadeten aber noch unbekanntem Talente widmete, vor deren Wagnis sich Duzende von Verlegern wahrscheinlich oder sicher 55. gescheut haben würden. — —

Seit dreiunddreißig Jahren stehe ich selbständig verlegerisch thätig in Wien an meinem Pulke, und habe in dieser Zeit tausende von Büchern geschaffen, mit weit über tausend Schriftstellern freundschaftlich und angenehm verkehrt, so schwer es auch oft ist, die entgegengesetzten Interessen zu vereinen. Autoren und Verleger sind auf einander angewiesen, verkehren auf der Grundlage geschäftlicher Vortheile, und die Zahl der gewinnbringenden Schriftsteller ist gar nicht so groß. Daß Herr Rosegger zu letzteren gehörte, habe ich nie in Abrede gestellt, — ob wohl aber in dem Maße, wie er sich es vorstellte, und dadurch die Trennung herbeiführte? Das Urtheil hierüber überlasse ich dem Leser.

Wien, am 8. Jänner 1895.

Eugen Marx.

(Buchhandlungsfirma N. Hartleben.)

Und das ist die Rechtfertigung des Herrn Eugen Marx. Es war am Ende wohl nur seine Absicht, seinen geschäftlichen Standpunkt zu rechtfertigen, denn wider-

54. Von den „Schriften des Waldschulmeisters“, „Heidepeters Gabriel“, „Gottsucher“, „Jakob der Letzte“, „Martin der Mann“, „Peter Mayr“ scheint dieser Verleger nie etwas gehört zu haben.

55. Im Jahre 1874 hat mich Herr G. Westermann in Braunschweig für seinen Verlag eingeladen, im Jahre 1877 Herr Otto Zante in Berlin, im Jahre 1880 Duncker & Humblot in Leipzig, aber Herr Marx behauptet, daß ich vor wenigen Jahren noch in Deutschland unbekannt war, daß man vor sechs Jahren noch selbst in Leipzig nichts von mir wissen wollte, daß er, und er allein mich bekannt, „berühmt“, „groß“, „literarisch bedeutend“ gemacht habe! — Und mit diesem Wohlklang schließe ich die Widerlegungen der Unrichtigkeiten und Irrthümer eines Aufsages, der — wenn ich nicht irre — doch selbst etwas widerlegen wollte.

legt hat er mir nichts. Auch hat er vergessen ziffermäßig darzustellen, wie viel er von meinen Büchern im ganzen gedruckt, verkauft, wie viel er dabei gewonnen hat. Der Leser hätte das wahrscheinlich gerne erfahren, um sich das Urtheil zu bilden.

Mich läßt dieser Punkt gleichgiltig. Herr Eugen Marx ist ein kluger Geschäftsmann, wie es deren tausende gibt. Der Zwischenhändler ist ja immer weit besser daran, als der Erzeuger, so ist's in anderen Wirtschaftszweigen, so ist's schließlich auch in der Literatur, mit wenigen Ausnahmen. Ich ließ mir darob nie ein graues Haar wachsen und habe dem Herrn Marx für seine gewiß rastlose und intelligente Verlegerthätigkeit einen guten Gewinn stets von Herzen gegönnt. —

Die erbittertsten Kämpfe werden ums Recht geführt, und da kommt es dann wohl auch vor, daß aus lauter Rechtsinn einer dem anderen — unrecht thut. Darum möchte ich, bevor wir diesen leidigen Fall hoffentlich für immer beschließen, an den Leser eine Bitte richten. Sollte ihm daran gelegen sein, sich in diesem Streitfalle das richtige Urtheil zu bilden, so lese er nun noch einmal meinen Aufsatz im Jännerhefte, und endlich ein zweites Mal auch den Marx'schen Artikel. Er dürfte dann sehen, daß ich nicht aus leichtfertigen Gründen, am wenigsten Geldes wegen, in die Öffentlichkeit getreten bin, daß es vielmehr galt, mein literarisches Recht, meine persönliche Ehre zu verfechten, und daß ich deshalb bemüht war, auch das zuerst vom Gegner angezogene Geschäftliche zu berühren, um zu zeigen, wer von uns beiden — das Finanzgenie ist. Der Leser dürfte sehen, oder sich durch alle bei mir vorliegenden Beweise und Belege des weiteren überzeugen können, daß meine Darstellungen wahr sind. Und er wird endlich sehen, daß sich vom rein geschäftlichen Standpunkte aus auch der Verleger Herr Eugen Marx rechtfertigen läßt, indem er — wie ich im Jännerheft-Aufsatz wiederholt ausdrücklich bemerkte — ja als Verleger nichts gethan hat, wozu er sich nicht mein Einverständnis erwirkt hatte.

Nicht zu rechtfertigen aber sind seine ehrentührigen Ausstreunungen gegen mich, nicht zu rechtfertigen seine irreführenden Darstellungen, nicht zu rechtfertigen ist die muthwillige Verweigerung der Revisionsbogen. — Anstatt in diesen Punkten sich zu rechtfertigen, wozu ich ihm sogar gerne die Hand geboten hätte, liebt es Herr Marx, stets von neuen Seiten aus anzugreifen und den Streit auf nicht dazugehörige Gebiete hinüberzuspielen.

Die Revisionsbogen-Verweigerung ist für mich ein großes Anliegen. So wie der Vater seine Kinder, liebt der Autor seine Bücher. Das literarische Recht auf meine Werke — auch wenn sie mit Platten gedruckt werden — lasse ich nicht fahren. Öffentlich habe ich meinen Standpunkt klargestellt, der Gegner ist zu Worte gekommen und so möge nun Ruhe sein.

Graz, am 28. Jänner 1895.

Peter Rosegger.



**Melusine und andere Novellen von Paul Heyse.** (Berlin. Wilhelm Herz. 1895.)

Paul Heyse bleibt obenan als eleganter und galanter Erzähler. Seine Liebesgeschichten sind stets die liebenswürdigsten. Die Melusine, nach welcher der Band gelaufen ist, befriedigt mich aber nicht recht. Die Frau eines Professors, die sich natürlich, wie alle jüngeren Frauen älterer Gelehrten, einsam fühlt. Sie weiß nicht, was sie will. Einen Studenten sucht sie an sich zu ziehen, der aber ein Schwärmer ist und ohne tieferen Grund umherliebelt. Aber lieben kann er nicht, auch die Professorsfrau nicht, so energisch sie sich auch um sein Herz bewirbt. Es kommt zu nichts. Endlich besinnt sie sich, daß ihr das Kind abgeht, welches ihr der Professor weggenommen und in ein Institut gethan hat. Sie bekommt es zurück, alles löst sich in Wohlgefallen auf und aus der drohenden Ehebruchsgeschichte wird eine gemüthliche Familiengeschichte. — Weit mehr Rasse und Heyse'sche Eigenart hat die reizende Erzählung „Hochzeit auf Capri“, welche nicht vergessen werden wird, wenn man einst die Heyse'schen Meisternovellen sammelt für das künftige Jahrhundert. M.

**Ein neues Novellenbuch von Hans Grassberger.** (Dresden. E. Pierson. 1894.)

In der neuen humoristischen Literatur wüßte ich kaum ein Stück, welches herziger und drolliger wäre, als die Geschichte, wo der Landschaftsmaler dem Thiermaler die Sau wegstecken läßt und daraufhin der Thiermaler dem Landschaftler die Braut wegfißt. Aber das muß erzählt werden, davon handelt die erste Erzählung im neuen Grassberger'schen Buche. Die übrigen drei Geschichten stehen dieser nicht nach, nur daß sie ihren Wert nach einer anderen Seite hin zeigen. Die Seelenmalerei ist zu bewundern, und der feine abgeklärte Geist leuchtet über allem, jekt unsern Verstand freundlich anregend, jekt unser Herz auf die gefälligste Weise gefangennemend. Mir ganz besonders lieb ist die Skizze „Granatblütenzweige“, will aber weiter nichts verrathen. Das Buch wird jeden feinsinnigen Leser erfreuen und es ist eins von denen, die man wiederholt lesen kann, es schöpft sich nicht allzubald aus. M.

**Faust und Prometheus.** Eine Dichtung von Hermann Hango. (Wien. Verlag H. Hartleben.)

Den Namen des Verfassers nennen hervorragende Zeitschriften seit Jahren in der Reihe der vornehmsten Lyriker, zwei starke Bände brachten Gedichte von seltener Formvollendung und Gedankentiefe. Beide Eigenschaften zeigt in erhöhtem Maße das vorliegende Werk, ein hochbedeutendes Epos, machtvoll in der Idee, wie in den Folgerungen.

Der Glaube an den ewigen Sieg des Lebens kämpft hier überzeugend gegen das Schreckgespenst des Pessimismus. Erklärt der Titel einerseits die muthvolle Dichtung, so weckt sie andererseits das Interesse für den kühnen Autor, der sich an einen Vorwurf gewagt, der eines Genius würdig ist. Ein Enkel des typischen Faust fordert von dem Lichtbringer Prometheus den Beweis für den Wert und die sittliche Berechtigung der schweren menschlichen Arbeit. Die Stimme Moses', Buddhas Entjagung, Christi Predigt, der Ahne Faust, Colons Sendung, Bruno Giordanos und Galileis triumphierender Tod belämpfen den Zweifel, der Blick vom Anbeginn alles Seins bis in die hellsten Sonnen der Zukunft erweckt die Ahnung der menschlichen Seele, daß ihr nur die einstweilige Unzulänglichkeit der Erkenntnis den letzten Trost verschle, die Absicht aller Lebensbahnen aber dennoch aufwärts deute.

Das Epos, in dem der Dichter die klangvolle Strophe meistert, liest sich wie eine Offenbarung; es ist das Werk eines Sehers, der nicht Pfadsucher, sondern Führer ist. Möge er die reichste Gefolgschaft finden, nicht seines, sondern ihretwegen! F—r.

**Bekentnis.** Eine Dichtung von E. Salzburg. (Graz. Pöschel. 1895.)

Ein kühner Wurf! Einen Verbrecher zu verklären, den die ganze Welt mit Grausen und Abscheu nannte! Einen politischen Mörder zu verherrlichen, angesichts des sich aufbäumenden Anarchismus! Und doch, es ist kein politisch Lied, der Dichter fragt nur nach den tiefmenschlichen Motiven, aus denen die tragische That hervorgeht. Und diese hat unsere Verfasserin künstlerisch sicher und klar erfaßt. Sie führt uns drei Abende hintereinander in die Zelle des jugendlichen Mörders und wir hören sein erschütterndes Bekenntnis. Eine glückliche Kindheit, eine herzbewegende Jugendliebe, Noth und Verirrung gehen an uns vorüber bis zur Unthat. Des Richters „zum Tode“ erschreckt ihn nicht, er hat es erwartet, er stirbt als Märtyrer einer „großen



Idee", sowie der Herrscher im Dienste seiner Idee gefallen ist. Aber als am nächsten Tage die Mutter kommt, die abgehärmte, die ihres Sohnes wegen von aller Welt verachtete, verlassen — da fühlt er das Gericht und es kommt die Reue und die Erkenntnis der Schuld. — So gering an Umfang diese Dichtung ist, so birgt sie doch einen Reichthum von seelischen Feinheiten und ergreifenden Momenten. Und wie es aller Poeten Art, es mit den Armen, Belasteten, Verstoßenen der Menschheit zu halten, so ist auch dieses Lied den Niedrigen zuliebe gesungen worden. R.

Gedichte von Karl Guntram. (Stuttgart. Süddeutsche Verlagsanstalt. 1894.)

Manchmal kommt mir der Gedanke, ob es nicht am Ende außerhalb der officiellen Dichterkreise mehr echte Dichter gäbe, als innerhalb derselben. Das Dilettantenthum ist freilich eine Plage, aber gar manchmal wird dort draußen eine Stimme laut, die wie heller und reiner Vogelsang hereinlingt in den Dichterwald. Karl Guntram ist ein lieber betagter Herr, der in seinem Leben Wichtigeres zu thun gehabt, als Verse zu machen. Aber sie sind im Laufe der Zeit auch in ihm entstanden, wie sie eigentlich in jedem Menschen entstehen, an Form und Gehalt freilich unendlich verschieden. Guntrams Gedichte sind an Form zumeist musterhaft und an Gehalt bedeutend. Eine warme Herzhaftigkeit im Auffassen der inneren und äußeren Menschheitsfragen tritt uns aus diesen Gedichten an. Ich lenke die Aufmerksamkeit auf das Büchlein, aus welchem hier nur das eine vortreffliche Gedicht (welches immerhin noch nicht zu den besten der Sammlung gehört) abgedruckt sei:

#### Künstlers Verwahrung.

„Da du birgst den Götterkulten,  
Stolzes Werk der stolzen Kunst“.  
Rief der Künstler freudetrunknen  
In des Schaffens erster Lust,  
Und wie er zur Schau für alle  
Seine Schöpfung ausgestellt,  
Träumt er lauschend in der Halle  
Von Bewund'ring einer Welt.

Mancher hob ihn bis zum Gotte,  
Mancher hielt kaum an den Schritt.  
Mancher selbst mit bitt'rem Spotte  
Des Talentes Eyre bestritt.  
In ein nahes Schenkhaus schleicht er  
Eublich fort gedankenvoll,  
Um so manche Hoffnung leichter,  
Die aus froher Brust ihm quoll.

Aber ach, geschwor'ne Fehde  
Führt der Ruhm mit Ruh' und Glüd.  
Hier auch dreht sich Wort und Rede  
Um den Meister und sein Stüd.  
Weinberauscht, mit vollem Munde,  
Setzt der Pöbel zu Gericht.  
Kühner empfängt die Kunde  
Schon des Künstlers Angesicht.

„Mag da Lob und Tadel wandern  
Unbeirret um und um,  
Sie gebären wie die andern  
Auch zum großen Publicum.  
Freiheit ist des Künstlers Ehre,  
Freiheit schützt des Künstlers Schild,  
Dass der Vorbeer ihn verkläre,  
Wo ein freies Urtheil gilt.“

Mittlerweise ein gereister  
Schwefelsabensfabrikant  
Hat den vielbesproch'nen Meister  
Schnell an Bild und Bart erkannt.  
Und nach troch'nen Complimenten  
Setzt er sich an seinen Tisch,  
Schwächt ihn da mit Argumenten  
Ganz zu Drei, zum stummen Fisch.

So durch eine volle Stunde  
Schreit er ihm die Ohren voll,  
Lehrt ihn drauf mit heiser'm Munde,  
Wie er's künftig treiben soll;  
Nur um eines jagend, was auch  
Er dociert jetzt und bewelst,  
Ob der Schüler ihn erfass' auch,  
Ihn und seinen hohen Geist.

Vädelnd, ohne Anmuth, hebt da  
Sich der Künstler von der Bank:  
„Für den Trost, den Ihr mir gebt da  
Unbewusst, weiß ich Euch Dank,  
Werft mit Kränzen oder Steinen,  
Nur mit einem bleibt mir aus:  
Kramt mir ... Euer Thun und Meinen  
Nicht wie ein Gelehrt aus.“

Deutsche und Franzosen. Biographische Gänge, Aufsätze und Vorträge von Anton Bettelheim. (Wien. A. Hartleben. 1895.)

Für Freunde der Literatur eine willkommene Sammlung von Aufsätzen über Marie Ebner, Saar, Kralik, Nissel, Widmann, Auerbach, Flaubert, Zola u. a. Das erste Capitel ist dem Schriftsteller Kronprinzen Rudolf gewidmet. Das Neue von Anzengruber fesselt eigenartig. Der Verfasser stand dem Dichter nahe, so weiß er vieles zu sagen. Der Aufsatz über den Schweizer Dichter J. V. Widmann verdient, wie der Dichter selbst, besondere Aufmerksamkeit. Bettelheims Stil ist stets klar und vornehm gehalten und bietet manche Momente, die in ihren originellen geistvollen Gedanken frappieren. Ein genauer Kenner der Literatur, unterrichtet und unterhält Bettelheim zu gleicher Zeit auf das beste. M.

„Büchereinflauf“ wegen Raummangels verschoben.



## Das ewige Licht.

Erzählung nach den Schriften eines Waldpfarrers

von

Peter Rosegger.

(Fortsetzung.)

August 1881.

**H**etzt geben mir die Fremden schon bald mehr zu schaffen, als die Einheimischen.

Die Frau von Guldner ist im Gegensatz zu mancher lockeren Sommerfrischlerin eine sehr sittenstrenge Dame. So sind ihr die nackenden Arme zuwider, mit denen viele Männer, besonders Jäger und Holzleute, hier umhergehen und sie habe die Äußerung gethan, ihnen die Mehrkosten zu bestreiten, welche verlängerte Beinkleider etwa verursachen sollten. Auch gegen das Barfußgehen der Bäuerinnen, welches besonders zur Zeit des Heuens hier überall vorkommt, hat sie mir gelegentlich ihre Bedenken ausgesprochen. Hätte sie sich bereit erklärt, den Leuten Schuhe und Strümpfe zu kaufen, so wären die Beschenkten dafür wahrscheinlich recht dankbar gewesen, während die Vervollständigung der Hosen abgelehnt wurde.

Die Dame soll in der Stadtwohnung, die unerhört prachtvoll wäre, nie in die Zimmer ihres Mannes gehen, weil in denselben mancherlei Bilder und Statuen zu sehen wären, die das Auge einer braven Frau nicht wohl vertragen kann. Auch hat man mir erzählt, daß sie im Freien den hiesigen Burschen und Dirndeln schon von weitem ausweiche, aus Angst, von solcher Dorfjugend plötzlich angejodelt oder mit einem Bierzeiligen begrüßt zu werden.

An unserer Kirche, am Altare der heiligen Anna, stehen zwei sehr leicht bekleidete Engel, wovon jeder einen Kerzenleuchter trägt. Frau von Guldner wird bei der Messe nie nach dieser Seite hinblicken. Am vorigen Sonntage hat sie mitten im Gottesdienste plötzlich und fast mit heftigen Schritten die Kirche verlassen; in ihrer Nähe saß nämlich eine Bäuerin von der Schattleiten herüber, die ihr junges Kind bei sich hatte, weil sie sich mit demselben an diesem Tage vorsegnen ließ. Das Kind fieng an sich zu melden, worauf die Mutter ihm ohne weiteres die Brust reichte. — Deswegen ist die sittenreine Frau von Guldner empört gewesen. Die Leute sollen darüber recht gelacht haben, und auch ihre losen Mäuler geweckt an der großen dicken Stadtfrau mit dem „vielen Hinterwärts“, womit sie den hohen Sattel ihres Kleides meinen.

Die Dame ist nicht mehr jung, soll aber ein großes Interesse für fremde Sprachen haben. Gegenwärtig hat sie einen englischen Sprachmeister im Hause, einen verbummelten Studenten. Unser boshafter Lehrer sagt, Meister und Schülerin wären so sittenstreng, daß sie bei ihrem englischen Unterrichte sogar das Zimmer absperren!

Vor einigen Tagen schickte mir die Frau ihr Stammbuch, wie solche jetzt Mode sind, und ließ mich bitten, auch mein Sprüchlein hineinzuschreiben. Ich habe hineingeschrieben: „Prüderie ist ein Zeichen von Verworfenheit.“ — Mit einer solchen Kugel schießt man nur, wenn man einen ganz besonderen Vogel auf der Mücke hat. Und wie die Dame einen Tag später auf der Straße an mir vorüberfährt, winkt sie mir mit dem Fächer zu: „Recht, recht großen Dank! Das war zu liebenswürdig, Herr Pfarrer! Und wie wahr, wie wahr! Nochmals tausend Dank!“

Wenn zur gesteigerten Roheit des Volkes auch noch die gesteigerte Heuchelei der „eleganten Welt“ kommt, dann haben wir so ziemlich alles beisammen in Torwald, was nicht hereingehört.

Ein ganz fremder Mensch ist bei mir gewesen und hat angefragt, ob ich nicht wisse, wie lange die Guldnerische Herrschaft dies Jahr noch im Torwald bleiben werde? Wie soll ich das wissen? — Mir ist aber die Sache aufgefallen.



„Herr Pfarrer“, sagt heute der Karl zu mir, „bei unserem Krämer kaufe ich das Kirchenöl nicht mehr. Das kann ich nicht brauchen, es ist ganz ranzig.“

„Schmälzeit du dir deinen Salat damit?“ antworte ich noch im Scherze. „Zum Verbrennen wird's wohl gut sein.“

„Es brennt nicht gut“, berichtet er, „es muß SauSchmalz dabei sein, oder was Teufel, es prastelt in der Ampel wie der Speck im Krautbüßen. Das kann ich nicht brauchen. Das Lichtöl muß rein sein.“

„Mein lieber Karl“, sage ich, „das beste Öl fürs ewige Licht ist der Glaube.“

Am 5. September.

Sonntag Nachmittag nach der Non oder Vesper pflege ich auf ein halbes Stündchen zum Neuwirt hinabzugehen, wo unser dann etliche zusammensitzen und überaus kluge Gespräche führen. Gestern, es waren auch ein paar Fremde in der Gesellschaft, kamen wir auf den Ursprung der Benennung Torwald zu sprechen. Mehrere Weisheiten wurden ausgepackt. Der eine sagte, weil die Gegend gleichsam nur durch ein Thor, die Wurmlücken, zugänglich sei, deshalb heiße sie Torwald. Ein anderer meinte, der Name habe früher Dornwald geheißten, wegen der vielen Hagedornbüsche, die da vorkämen. Ein dritter behauptete, das Thal habe vor Zeiten wegen seiner Torfmoore, die freilich längst fruchtbar gemacht wären, den Namen Torfswald getragen, das f sei im Laufe der Geschichte abhanden gekommen. Ein vierter war besonders sprachengelehrt und erklärte, des thurmartigen Dreispitzberges wegen habe man das Thal Torwald, soviel als Thurmwald geheißten. Und ein fünfter versicherte, Torwald heiße es lediglich darum, weil jeder ein Thor sei, der uralte, oft ganz zufällige Ortsnamen wissenschaftlich erklären wolle. Solchen Wisz darf ich doch necken mit meiner Ansicht, daß wohl der alte Germanengott Tor bei dieser Ortsbenennung Gevatter gestanden sein möchte! Es gibt auch andere Reste jener Religion, die noch heute lebendig sind im Torwald. Und ich kenne Leute, die den alten Tor und Compagnie wieder zurückhaben möchten. Aber todte Götter werden sowenig wieder lebendig als gestorbene Menschen.

Anmerkung. Lieber wäre mir immerhin noch der Heide als der Atheist. Im Heidenthume ist fruchtbarer Humus, im Atheismus ist alles dürr.

Am Herbst 1881.

Allerhand Neuigkeiten. Der Kolf ist vom Militär zurückgekehrt. Sie haben ihn freigegeben, weil sonst niemand für die Familie sorgen kann. Er soll der gewissenhafteste Soldat gewesen sein und alle Noheiten seiner



Vorgefekten mit Engelsgeduld ertragen haben. Zum Glück hat's keinen Krieg gegeben. Ich wollte es nicht gerne erlebt haben, was da herausgekommen wäre mit dem Kolf! Er will das Schmiedgewerbe ganz aufgeben und nur Wald- und Almwirtschaft betreiben. Die kurze Zeit Militär ist ihm nicht zum Nachtheile gewesen, einerseits etwas weniger Troß, anderseits etwas mehr Männlichkeit. Doch möchte er immer noch keiner Fliege was zuleid thun und wenn ein Bettler kommt — es gibt deren jetzt schon ziemlich viele — so lädt er ihn zu Tische und isst mit ihm; dafür wird er auch ordentlich verspottet. Der paßt nicht unter die Leute, er will wieder ins Gebirge hinauf. Wie es nur möglich ist, daß ein so starrer Mensch, wie der alte Schmied gewesen, einen so absonderlichen Sohn haben kann. Die Weibsteute sollen ihm stark nachgucken. Vielleicht bringt ihn das zu sich.

Der Raunstiegelhofer hat's durchgeseht, er ist Gemeindevorstand. Auch der hohe Rath ist ein neuer, weil der alte sofort nach dem Tode des Schmied abgedankt hat. Die Gemeindevaldungen in den Schattleiten sind größtentheils an Herrn von Guldner verkauft. So auch der Griesriegel, auf welchem dieser Herr sich ein Sommerhaus baut; es werden bereits die Grundfesten gegraben. Das Fischwasser ist an eine Gesellschaft verkauft. Seit zwei Wochen geht täglich ein Postwagen zwischen Alpenkloster und Sanct Maria. Die Leute schwimmen in Freude und Geld und preisen die neue Gemeindevertretung. Neue Wege und Stege werden gebaut, man spricht sogar von einer Badeanstalt an der Gising. Herr von Guldner hat für alles eine offene Hand.

Im Vertrauen gesagt, mein liebes Blatt Papier, vom Herrn von Guldner habe ich drollige Dinge gehört. Er soll Jzak heißen und bei der Taufe den Namen Jsidor gewählt haben, um auf Wäsche und Geräthen das Monogramm nicht ändern zu müssen. Wird wohl nur ein Spaß sein sollen. Und zum Christenthume wäre er übergetreten, damit er bei den hiesigen Bauersleuten in Handel und Wandel ein größeres Vertrauen und Ansehen hätte. Es ist auch das nicht wahr, aber sein auffallend fleißiger Kirchenbesuch würde gerade nicht dagegen sprechen. Bei reichen Herrschaften ist man sonst eine so bekenntnisfrohe Frömmigkeit gar nicht gewohnt. Sein ältester Sohn Hermann steigt jetzt viel im Gebirge um. Er soll sehr tüchtig und der Liebling des Vaters sein. Der hat ihm eine Gemsjagd in den Klauwänden gepachtet. Mit dem jüngeren Sohn Josef, heißt es, soll er wenig Freude erleben, das sei ein gar eigensinniges Bürschlein, welches im Comptoir nicht arbeiten wolle, seine eigenen Wege gehe und sich auch zum Christenthume nicht bequemt haben soll. „Aus Geschäftsrücksichten verleugne er seine Abstammung nicht.“

Ich merke das nur wundershalber hier an, und was es jetzt für verschiedenerlei Menschen gibt im lieben Forwaldthale.

Drei Tage später.

Das Folgende merke ich nicht wundershalber hier an. In mir empföhen sich zwei Seelen gegeneinander. Die eine ruft: Das ist niederträchtig! Die andere — ?

Eine fast unerhörte Volksstimme hat sich geoffenbart gestern in der Nacht.

Schon vor einiger Zeit war an das Hausthor des Baumstiegelhofes von fremden Händen ein Zettel angeschlagen worden, auf welchem mit Kohle geschrieben stand: „Bewohner dieses Hauses, seht euch für, Kaiser Karls Strafgericht ist vor der Thür!“ In dem Hause wohnt außer dem Besitzer und seinem Weibe jetzt noch die Familie Guldner, sie wußten nicht, was sie aus dem Zettel anders machen sollten als einen schlechten Scherz.

Vorgestern geht der Baumstiegel, einen Sack Roggenmehl auf dem Rücken tragend, von seiner Mühle heim. Es ist spät abends, der Mond scheint. Da hört er hinter sich mit Ketten rasseln, mit Stuhlschellen schrillen, mit Peitschen knallen und ein keckerisches Pfeifen, Winseln und Schreien. Der Bauer denkt an die wilde Jagd und will gegen die Fockenhäuser fliehen, da sieht er, wie von dieser Seite dunkle Gestalten gegen ihn heranzuschwenken, den Weg abzuschneiden, so daß er querfeldein laufen muß. Und zu gleicher Zeit tauchen auch neben und vor ihm Männer auf, größtentheils, soviel er merkt, in Bauerntracht, aber sonst ganz fremd, viele haben schwarze Gesichter wie Mohren, andere sind mit Larven verummummt. Mit Rechen, Dreschfliegeln, Sensen und Klapperbrettern sind sie bewaffnet, andere haben Strohbüschel in den Händen, zausen daraus Halme hervor und werfen sie ihm vor die Füße oder ins Gesicht, und dabei ein ohrenzerreißendes Geheul. Der Bauer wirft sein Bündel weg und läuft über Stock und Stein, doch überall tauchen die unheimlichen Gestalten auf, und er ist eingeschlossen in einen großen Halbkreis von Verfolgern, die ihn gegen sein eigenes Gehörte treiben. — Weil auch im Dorfe herüber der Lärm gehört wird und weil wir gewahren, daß das ganze Thal voll abenteuerlicher Gestalten ist, die hin und her huschen und sich dann gegen die schattseitigen Häuser hin zusammenrotten, so will der Karl sturmläuten. Da sind die Glockenstricke abgeschnitten. Doch sammeln sich bald mehrere Männer und wir eilen hinüber zu sehen, was denn dieser ungeheuerliche Aufruhr bedeuete. Um den Baumstiegelhof wirbeln die fremden Gestalten, wir schätzen sie auf fünfhundert an der Zahl, viele haben Schießgewehre bei sich. Ich spreche ein paar an, erhalte keine Antwort. Etliche füllen Körbe mit Stalldünger, tragen sie an Leitern aufs Dach hinauf und entleeren sie über das Haus. Andere stecken Besen aus Haferstroh in die Fenster. Der Baumstiegel hat sich schon verkrochen in seinem Hause. Ein finsterner baumstarker Mensch tritt vor, schlägt mit dem Hammer auf einen alten Kessel und ruft den Ritter von Guldner. Der

zeigt sich am Söller und will etwas reden, das Geflapper und Gerassel und Geyseife übertönt alles. Er will wieder zurück ins Haus, da ist hinter ihm die Thür abgeschlossen, er ist auf dem Söller schutzlos der unheimlichen Menge ausgesetzt. Diese wird auf einen zweiten Hammer Schlag hin ruhig und der große Mann hebt an, gegen Herrn von Guldner gewendet, also zu sprechen: „Falscher Rittersmann, laß dir sagen, der Hammer hat eif geschlagen! Kaiser Karl vom Untersberg ist allhier mit Riesen und Zwerg. Wir erscheinen alle zum Habersfeld, auf heut' ist das Gericht bestellt. Wir grüßen dich mit Schand und Spott, du Hofabstifter und Bauerntod! Wir wollen dir die Lust vertreiben, noch lang in diesem Thal zu verbleiben. Im Torwaldthal ist auch nit Platz für deine Frau und ihren sauberen Schatz. Ist auch kein Platz für euren Schwindel, machet euch fort, ihr fremdes Gefindel. Diese Gegend haben wir bebaut mit Fleiß und Schweiß und auf Gott vertraut. Machet euch fort für alle Zeit, sonst geben wir euch ein anderes Geleit! Falscher Rittersmann, laß dir sagen, der Hammer wird bald zwölf schlagen!“ Kaum das letzte Wort gesprochen ist, erhebt sich wieder der Lärm, aber noch gesteigerter, schriller und toller als vorher. Eine lange Stange ist da, die brechen sie entzwei und werfen die Stücke gegen den Söller. Ein großes Tuch ist vorhanden, das zerreißen sie mit gewaltigen Armen und schleudern die Fegen in den Wind. Dann klinkt der Hammer und die Rotten ziehen ab. In Wiesen und Wald sind sie zerstreut, um den Zaunstiegelhof ist es still und die Bewohner des Hauses versammeln sich mit blassen Gesichtern und fragen einander, was das wohl zu bedeuten hatte. Ach meine, es war deutlich genug gesprochen worden. Der Zaunstiegel wußte auch recht gut, daß es ein Habersfeldtreiben war, wie solches zuweilen in diesen Gegenden noch vorkommt, um über Frevler und mißliebige Personen ein nächtliches Fehm- und Schandgericht zu halten nach uraltem Brauch. Da kommen von weit und breit Männer und Burschen her. Einer steht für den anderen, kein Schleier wird gelüftet, kein Name genannt, kein Missethäter geschont. Der Ulrich am Lindenbaum, so flüstert man, soll diesmal der Habersfeldmeister gewesen sein, und aus Naslan, Mönchthal, ja sogar aus Sulzen wären Leute da gewesen; aber man hütet sich mehr zu sagen und weiß warum, denn das Volksgericht, wenn auch unsichtbar, tagt zu aller Zeit, und keine Polizei kann es fassen.

Die Meinung der Leute, daß die Guldnerische Herrschaft sofort abreißen würde, ist eine irrige. Der „falsche Rittersmann“ versteht eben die Mundart nicht scharf genug, als daß er die schöne Ehrenrede voll erfaßt hätte, die der lange Haberer an ihn gehalten. Dazu hat sein Hausherr ihm weis zu machen gesucht, daß der Spuk nichts als ein althergebrachter Aufzug gewesen sei, nur eine derbe Schalkerei ohne alle Bedeutung. Betrunkene hätten das veranstaltet und damit wahrscheinlich

nichts erzwecken wollen, als etliche Krüge Apfelwein. Als sie jedoch am Morgen die Fegen der seidenen Kirchenfahne finden, die der Ritter gestiftet hatte, als sie die Trümmer der rothen Stange sehen, kommt dem Herrn die Sache doch bedenklicher vor. Er thut aber nichts dergleichen und will zeigen, daß er sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen lasse. Seit gestern geht er viel zu den Häusern herum, ist überall sehr zuvorkommend und munter und sagt, er gedenke dies Jahr bis zum ersten Schnee dazubleiben. Dem Berner in Unterschuttbach hat er heute Haus und Hof abgekauft, der vielen dazugehörigen Waldungen wegen. Von den überall verbreiteten Betteln mit dem an ihn gerichteten Habererspruch scheint er bisher keinen gesehen zu haben. Der größere Theil der hiesigen Bewohner stellt sich gar empört über den nächtlichen Unfug, welcher geeignet erscheine, Leute, die Geld ins Land bringen, wieder zu verschrecken. Der „Mittersmann“ dürfte recht gut wissen, daß Geld stärker ist als Haberfeldtreiben, und darum bleibt er.

An die Bezirkshauptmannschaft Altstadt ist das Gesuch abgegangen um eine Ortspolizei im Torwald.

Am 19. December.

Nun sind auch die letzten Sonnenscheinfreunde fort. Nur Herr Herrmann ist wieder gekommen und soll mit dem Gewehre noch umhersteigen drinnen in den Wänden — im tiefen Schnee! Diese Herrschaften müssen sich ihre Lebensbeschwerden mit aller Anstrengung selber machen, sonst hätten sie keine.

Im übrigen sind wir allein mitten im harten Torwaldwinter und in den langen Nächten. Ich athme auf, doch ganz wie sonst ist es nicht mehr. Die Leute stehen nicht mehr um drei Uhr auf zum Dreichen, sie bleiben bis sechs Uhr liegen und veräümen oft die Adventmesse. Es ist ja nicht mehr nöthig, sich so zu plagen und auch der Segen, so hat der gecheite Krämer sich vernehmen lassen, komme jetzt nicht mehr von oben, sondern von draußen. Tagsüber wird viel eisgeschossen, hier ein beliebtes Spiel auf größeren Eisflächen. Wenn's finster wird, gibt's Kartenspiel. Früher ist um Nüsse oder Bohnen gespielt worden, jetzt um Geld; der Gemeindevorstand, der sich nicht mehr bei seinem Hausnamen Baunstiegelhofer, sondern bei seinem Schreibnamen: Herr Achenberger nennen läßt, rührt unter zehn Kreuzern kein Blatt an. Von unserem Lehrer Uhlasi gefällt es mir, daß er am Kartenspiel sich nicht betheiliget, hingegen ist er der beste Eiszüpe. Er thut's der körperlichen Übung wegen, auf die er sehr viel hält. Turnen, Bergsteigen, Schwimmen, mit Schneeschuhen umsteigen, das ist sein Vergnügen, auch Reiten, wenn er ein Roß hätte. Sein höchstes Ideal ist die Körperkraft. Auch versteht er seine Passionen aufzupuzen, indem er sagt, Kraft und Gesundheit sei so gut eine Tugend, wie etwa Wahrhaftigkeit oder Wohlthätigkeit. Er hat auch die kurze Zeit,



als er im Torwald ist, breite Schultern und stramme Muskeln bekommen, und schaut aus wie das Leben. In der Schule mit den hohen Wissenschaften ist er nicht ganz so strenge, als er anfangs eingeseht hat. Er läßt es auch hübsch mit Lesen, Schreiben und Rechnen gut sein. Dafür die Turnerei! Die älteren Bauern meinen zwar, die besten Turnwerkzeuge seien Holzarten, Pflüge und Sensen; die jüngeren jedoch wissen es schon, daß Turnen zu Bildung und Fortschritt gehört. Bildung, Fortschritt, das sind die Schimmel, die jetzt geritten werden. Einer davon ist krumm.

Am 22. December.

Der arme Bursche! Die arme, arme Mutter! Die arme Gemeinde!

Ich will die eben erhaltene Nachricht niemandem mittheilen; sie soll ihnen das Weihnachtsfest nicht entweihen. Ich will es still in mir tragen das schwere Unglück und in der heiligen Mette es dem lieben Jesukindlein aufopfern. Dann aber lasse ich die Katharina rufen und theile es ihr selbst mit, bevor sie's von anderen erfährt.

Du arme Person!

Am 23. December.

Im Dorfe geht seit Mittag die Mär, daß der junge Hermann von Guldner verunglückt sei in den Raubwänden. Er soll abgestürzt und auf einem Eisflöke gestern gefunden worden sein. Die Regina hat's vom Holzknecht Thomas, der ihn gefunden, selbst gehört. Vor drei Tagen ist Herr Hermann in Unterschuttbach eingekehrt und hat dort gesagt, er gehe auf Gensfen (jetzt auf Gensfen!) und gedente im Touristenhause zu nächtigen. Seither ist er nicht mehr gesehen worden und weiter weiß man nichts. Von Habereru munkelt man. Es ist schon an den alten Herrn berichtet worden, er wird heute oder morgen kommen, die Leiche abzuholen. -- Ein wahres Unglücksjahr. Gebe für das kommende Gott uns seinen Segen von oben! Denn von draußen — will mich bedünken — kommt er nicht.

Am 28. December.

An diesem Unschuldigen-Mindertag will ich nun wieder ein Ereignis in die Chronik schreiben, so wie es mir von mehreren Personen erzählt und von mir selbst erlebt worden ist. Der Müller Hainz und der Jäger haben mir Einzelheiten mitgetheilt, die besonders für einen Seelsorger von Wichtigkeit sind.

Am heiligen Abend — erzählt der Jäger Eustach vom Guldnerischen Mevier — so gegen die Dämmerung hin, waren sie dahergefahren. Der Jäger war vorausgeeilt, um in dem großen Schneegestöber die Fahrbarkeit der Wege zu prüfen. Unten bei der Hainzmühle hat er den Schlitten abgewartet. Der Schneestaub hat so dicht gewirbelt in der Luft, daß man das Fuhrwerk kaum fünf Schritte weit sah. Auf dem Schlitten hinter dem Fuhrmann die Truhe und daneben sitzend, in schweren

Pelzen wie unter einer Riesenschneehaube der Herr von Guldner. Die Mühle klappert nicht mehr, es ist schon Feierabend. Das Wasser rauscht nicht, es ist tief eingewölbt von Eis und Schnee. Als ob Frieden und nichts als Frieden niedersinke vom hohen Himmel, so fallen in lautloser Stille die Flocken. Wie das rauchende Pferd — die Wege sind jetzt kaum für Gingespann fahrbar — herankommt, ruft der Jäger Halt! Es gienge nicht mehr weiter, es sei ganz unmöglich, zum Alpengeller Bahnhof hinauszukommen, in der Schwarzklamm sei die Straße klasterhoch verweht mit Schnee.

Der Herr wollte alle Männer des Thales aufbieten, um die Straße auszuschaufeln, er wollte durch die Wurmlucken und über den Rindel fahren. Eines so unmöglich wie das andere. Er war sprachlos und rathlos.

„Mit dem Müller Hainz habe ich schon gesprochen“, sagte der Jäger, „er kann eine heizbare Stube stellen.“

„Und der da?“ rief der Herr fast kreischend aus, den Sarg meinte er, der neben ihm auf dem Schlitten steht.

„Morgen oder längstens übermorgen wird ja Mittel gemacht werden können, Herr Baron, einmal wird das höllische Wetter doch ein End' nehmen.“

Bald war ausgespannt. Das Pferd stand im Stall, der Schlitten im Schuppen, die Truhe wurde von vier Knechten in die Mühle getragen. Die Haushälterin hat alsbald ein Talglicht und ein Crucifix hinausgestellt. Der Herr mußte erst noch in der Gesindestube verweilen, dieweilen das Zimmer im Obergeschoß durchwärmt wurde. In der Gesindestube gab's Widerwärtigkeiten, drei Mägde scheuerten die Wände ab, die Kästen, den Tisch und die Bänke, das Geschirr, das Ofengeländer und den Fußboden. Bei dieser Arbeit kennt das Weib keine Barmherzigkeit, der Herr wurde förmlich mit hinausgescheuert. Er flüchtete in die Küche. Auch hier große Bewegung. Beim prasselnden Herdfeuer wurde gekocht und gebraten, den Gast lud man ein, die Erzeugnisse zu versuchen, ob sie wohl gerathen wären. Schweigend schob er die aufgegupften Schüsseln zurück. So leutselig der Herr sonst ist, heute war sein Schmerz zu mächtig. Nun mußte er sich noch ärgern über das festliche Essen, das hier vorbereitet wurde, während doch der Tod eingezogen war! Auf einem Scheiterstoße saß der reiche Mann und bei den heiter zankenden, lachenden Mägden wurde ihm ganz übel. Endlich konnte er auf die Stube geführt werden. Kaum eingetreten, reißt er eines der kleinen Fenster auf, so daß die ihn begleitende Magd denkt, was das für ein närrischer Mensch sein muß! zuerst läßt er heizen, daß der Ofen brummt, nachher jagt er das Warme wieder beim Fenster hinaus. — Aber dem Herrn ist schwül, schwül! Ich kann mir's denken, wie ihm gewesen ist. So einer wird in solchem Falle nicht so leicht mit sich fertig, als etwa ein armer Bauers-

mensch oder unjereiner. Jetzt schaut er die Einrichtung an. Der Uhrkasten ist ein Meisterwerk, das jedes Museum zieren könnte; auch die Landleute haben ihre Pracht. Was ist sie gegen die der Reichen in den Städten? Und was ist diese gegen den Schrein aus Fichtenholz? — Die alte, schon fast blinde Schwarzwälderin trippelt mit ihrem Takt emsig wie ein rühriges Weiblein durch die Zeit, durch gute und schlimme Stunden. Wenn das auch der Mensch so könnte, der arme Mensch! Aber der ist nicht aus Holz. — An der Wand stehen und hängen die heilige Dreifaltigkeit, die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten, die Märtyrin Barbara und andere Heilige. Heilige! Gibt es solche wirklich, nicht bloß in der Phantasie des Menschen, der sündig ist? Wenn sie wirklich lebten in ihrer Allmacht und doch geschehen ließen, was geschieht auf Erden! O Herrgott, ist es nicht die größte Gotteslästerung zu sagen: Du bist? — Dafs er so gedacht, er hat mir's selber gestanden. Diesmal scheint das Herz des Welt- und Geldmannes doch tiefer zu gründen, und das, was er in den letzten Tagen erfahren, ist wohl nicht derart, um einem Herrn von Guldner den gütigen oder auch nur gerechten Gott zu bestätigen. Bisher vom Glücke so auffallend begünstigt! Einer der schönsten Paläste in Prag führt seinen Namen, man spricht von Guldnerischen Fabriken, Bergwerken und Handelsschiffen. Vor einiger Zeit ist er wegen wohlthätiger Stiftungen zum Ritter gemacht worden. Sein Lieblingssohn, ein junger hoffnungsvoller Mann, sollte einst in die Fußstapfen des Vaters treten und das Geschlecht vielleicht zu noch höherem Ansehen bringen. Weihnachten wollte Hermann im Hochgebirge zubringen bei seinen lieben Gemien. Weltgenüßsotte Leute dürften manchmal nach herber Natur. — Und nun auf einmal aus Alpenkloster die Depesche: „Junger Herr verunglückt, schwer verletzt, rasch kommen. Revierjäger Gustach.“ Aus Mitleid gelogen. Als der Holzknecht Thomas ihn gefunden, lag der junge schöne Mensch auf dem vereisten Flos, noch weich und warm, aber kein Aderchen hat mehr gezuht, keines. Am fünfundzwanzigsten Lebensjahre! — — Und das alles, nachdem die Familie zur Religion der Liebe und Gnade übergetreten war und so fleißig in die Kirche gieng! Wenn man sich gegen Glasbilder empören könnte! Dem Manne war's gerade, als müßte er mit Faustschlägen sie züchtigen, ob ihrer Treulosigkeit.

Es ist dunkel geworden, die Himmlischen strahlen im Scheine der Ofenglut, der auf sie fällt. Der Mann wendet sich dem Fenster zu. kaum sieht man durch Abenddämmerung und Schneegestöber noch die Mühle, das Dach und die dunkle Holzwand, zwischen den Fugen der Holzwand schimmert ein Licht. Ganz ruhig leuchtet es, still und einsam steht es an seinem Plaze und schimmert. . . . Und über allem wirbelt unbegrenzt der weiße Staub, als sollte der Todte anstatt ein Grab aus Erde einß aus Schnee bekommen, und als sollte der reiche Mann nimmer

wohnen in seinem Palaste, sondern vergehen müssen im Alpenthale, das im Sommer so schön ist und im Winter so grausig.

Dann ist der Müller gekommen, der kleine, rührige, stets frisch rasierte Hainz. Kurzweg zur Thür herein, ohne anzuklopfen. Wer soll denn anklopfen bei seiner eigenen Thür, wenn er nicht bittweise kommt, sondern etwas bringt? Die Einladung bringt er, der Herr von Guldner möge hinabkommen zum Nachtmahl, sie säßen schon beisammen und warteten nur noch mit der linken Hand.

„Ich danke Euch“, hierauf der Herr. „Was meint Ihr denn vom Wetter, Müller Hainz?“

„Ungestüm, ungestüm. Das nass' Zeug ist nicht gesund in der Stube.“ Damit nimmt der Müller den feuchtschweren Zobelpelz vom Nagel, um ihn vor die Thür zu hängen. „Seit dem achtundsechziger Jahr ist's das erstemal, daß der Brunnständer unter dem Schnee steht.“

„Um des Himmelswillen, was soll das werden?“

„Es ist freilich zuwider“, meint der Müller, dieweilen er mit dem Schürhaken die Ofenglut auseinanderkraut, so daß ein Schwall von Wärme aufweht. „In die Erden wird er halt wollen. Gut, daß es kalt ist. Zu meines Vaters Zeit haben sie einmal einen Todten neun Tage lang im Haus behalten müssen, weil sie eingeschneit gewesen sind. Das ist wohl zuwider gewesen.“

„Saget mir, Müller, ist Euch noch kein lieber Mensch gestorben?“ so fragt der Herr, weil er die Gleichgiltigkeit des Mannes gar nicht begreifen kann.

„Mir?“ sagt der Müller. „Vor fünf Jahren mein Weib und meine zwei Töchter. An einem Tag, im Nervenfieber. Dasselb' ist wohl zuwider gewesen. Keins ist mir verblieben von den Meinigen. Ich steh' allein auf der Welt — zwischen meinen Mehlsäcken.“

„Im Nervenfieber! Weib und Kind gestorben? Und was habt Ihr darauf angefangen?“

„Ausgeräuchert.“

„Ich meine, was Ihr mit Euch angefangen habt.“

„Ja, lieber Herr, wenn Ihr das Fenster offen laßet, da wird's freilich nicht warm werden. Was werd' ich denn angefangen haben?“

„Wird Euch wohl arg zu Herzen gegangen sein.“

Jetzt wird der Müller schon unwillig: „Das versteht sich, daß es einem zu Herzen geht, wenn sie alle hinstorben, ha, ha, ha! — Was kannst machen? Gegen den Herrgott kommt keiner auf. Zuwider ist's freilich. Viel nachgeben darf man sich nicht. Ist der Herrgott von Stein, bin ich's auch, muß man sich denken. — Na, Herr, ein Löffel warmer Milchsuppe.“



Der Herr geht nicht hinab. Sie bringen etwas herauf, er rührt's nicht an. Er läßt den Jäger holen und schickt ihn wieder fort. Er kauert auf der Bank, geht die Stube hin und her, schaut zum Fenster hinaus. Schwarze Nacht. Nur der Schein des Lichtleins zwischen den Wandfugen der Mühle.

Später wird's noch unruhiger im Hause. Ein Summen und Drummen. Sie beten unten in der Stube. Ein Hin- und Vergehen in allen Kammern. Die Thür geht auf, ein Knecht besprengt mit Weihwasser die Stube, der Müller hat in der Hand einen Gluttopf, aus welchem scharfer Rauch wirbelt, so oft ihn der Mann gegen den Herrn von Guldner schwingt. — Ausräuchern? Es war ja ein Sturz vom Felsen, und nicht Nervenfieber.

Später hat ihm's der Jäger mitgetheilt: Weihnacht ist, heiliger Abend ist, und das sind die Gebräuche, darum räuchern, sprengen, beten, kochen und essen sie so. Und jetzt binden sie sich die Schneereifen an die Fußsohlen und gehen hinauf nach Sanct Maria zur mitternächtigen Christmette.

Dem Herrn kommt das seltsam vor. „Mitternächtige Christmette? das war doch nur in alten Zeiten so.“

Lieber Herr, das ist auch heute noch so, und wenn man im Sommerjonnenschein in Wald und Berg herumsteigt und manchmal im Dorfwirtshause einkehrt oder gar für ein Weilchen eine Bauernstube mietet und mit den Leuten Geschäfte macht, so weiß und erfährt man noch lange nicht alles, was auf dem Lande vorkommt und wie es im Herzen des Volkes aussieht. Du hast es schon von einer schlimmeren Seite gesehen, wenn du dich noch erinnern willst an jene Herbstnacht! — Ja, lieber armer Herr, in dieser langen stürmischen Winternacht ist der feierlichste Gottesdienst des ganzen christlichen Jahres und die Leute kommen herauf aus dem Thale, steigen herab von den Bergen, eilen hervor aus den Gräben, um das Jesukind zu grüßen. — Der Müller hat den Herrn eingeladen mitzukommen in die Kirche: „Schlafen kann der Herr heute ohnehin nicht.“

„Es wird ja unmöglich sein“, sagt der Herr von Guldner. „Der Schlitten kann nicht weiter.“

„Deswegen müssen wir die Schneereifen anbinden und zu Fuß hinauf. Ein Knecht und die Weibsbilder sind schon voraus. Zwei Stunden werden wir wohl zu thun haben heut', bis wir orgeln hören.“

„Und ist über Nacht jemand draußen?“ fragt der Herr gegen die Mühle deutend.

„Der Jäger bleibt bei ihm.“

Darauf hat er sich entschlossen, am nächtlichen Kirchgange theilzunehmen. Statt des Pelzes einen Lodenmantel, an den Sohlen zwei aus

Hanf geflochtene Scheiben, die Pelzmütze an den Kopf gebunden, an den Händen dicke Schafwollensäuflinge — in der rechten Hand den langen Birkenstock, an der linken den stämmigen Müller Hainz — so wagt er's. Voran taucht ein Knecht mit der hochgehaltenen Laterne, die ihre Lichttafeln über den Schnee hinzucken läßt. Es ist kein Weg und kein Steg mehr, es wird auch keiner gesucht. Der Schnee ist flaumig, aber sie sinken nicht ein. In den Risten jauchzt es wie pfeifende Gerten, und hoch in den Tannenzwipfeln ist ein hohles Brausen und Tosen. Dem Herrn heben die Wangen zu brennen an ob der scharfen Schneenadeln, die der pfeifende Wind ihm ins Gesicht treibt. Und das ist die erste Labnis.

Am Waldrande bleibt der Müller stehen, um zu schnaufen, dann sagt er zum Weggenossen: „Jetzt stehen wir auf dem Dachgiebel vom Reitbauer seinem Heustadel. Wenn wir im Sommer einmal diesen Weg miteinander machen, werden wir uns wundern, wie hoch in der Luft wir in der Christnacht dahergestiefelt — uff!“ Der Wind hat ihm mit Schneestaub den Mund gestopft. Auf den Wipfel eines Bäumchens getreten fällt bald darauf der Herr in den Schnee, und das ist die zweite Labnis. So oft seinem Leibe etwas Scharfes passiert, stillt sich das Herzweh. Dann sagt der Müller: „Morgen kann noch der schönste Christtag werden. Es geht der Wind vom Gebirge her. Man hört schon das Läuten.“

Je näher sie dem Dorfe kommen, desto häufiger blinkt durchs Gebüsch eine wandernde Fackel. Den Kirchenriegel hinauf ist der Winter schon besiegt, in endloser Reihe gehen die Leute hinauf zum hellbeleuchteten Gotteshause, von dessen Thurm alle vier Glocken das Fest einläuten. Oben stecken sie die Fackeln umgekehrt in den Schnee, daß es zischt, löschen die Laternen aus und gehen hinein.

Schon wie ich das Te Deum ausrufe, sehe ich den Herrn von Guldner in seinem Stuhle sitzen, doch wie verändert! Nicht die schlau und weltmännisch lächelnde Miene wie sonst, der Gram hat seine Schrift gemeißelt in dieses Angesicht. Er blickt hin an den Altar der heiligen Anna, wo in der schlichten Darstellung der Krippe die heilige Botschaft ist. „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. — Ein Kindlein ist geboren, bettelarm in einem Stalle, das hat uns vom Himmel die Liebe gebracht und alle Gnaden.“

— Vor der Krippe knien Männer, Weiber, Kinder und beten still. Sie beten inbrünstig! wie ihre Augen leuchten und weinen! Ihre Anliegen lasten sie ab vor dem Kinde, ihre Dankopfer bringen sie für den Segen des Jahres, ihr Gedächtnis weihen sie denen, die vor einem Jahre noch froh die Christnacht mitbegangen haben und jetzt draußen liegen unter Erden und Schnee. Wie wird's sein, wenn wieder Christnacht kommt? . . .

Mitten im Hochamte steht der Herr von Guldner auf und wankt hinaus. Keiner geht ihm nach zu sehen, was ihm etwa fehlt, alle bleiben knien.

Kaum der Gottesdienst zu Ende ist, eile ich hinaus, um nach ihm zu sehen, denn er dauert mich. Er ist ärmer, als alle anderen, die alles, was sie geliebt, ins Grab gelegt haben — ich ahnte es wohl, er ist ärmer. In einer Nische des Weinhauses sitzt er auf einem Stein, tief in den Loden gemummelt und nie, mein Lebtag nie habe ich einen Menschen so weinen gesehen, wie diesen. Was hilft aller Reichtum und Glanz der Welt, wenn er kein Obdach hat und fremd ist hier, so fremd, als es je ein Verbannter gewesen. Wenn er schon das Habern in der Herbstnacht nicht verstanden hat, so muß er doch jetzt wissen, wie urweltfremd er in diesem Volke ist. Die gottinnigen, glückseligen Menschen in der Kirche und er? Er kann nicht beten, kann nicht glauben, fühlt sich ausgeschlossen aus dem Reiche des Trostes und der Gnaden. — Im Pfarrhofe nachher, als wir beim heißen Thee beisammensaßen, hat er mir's gestanden. „Was sind alle Weihnachtsfreuden im Salon gegen diese der Gläubigen!“ ruft er aus. „Mein armer Herrmann hat vieles genossen, ein arabisches Biergespann hätte ihn in der Stadt zum Christgeschent erwartet, nun liegt er heimlos und grablos in einer Mühle. Und mir das, gerade mir! Ich hasse die Glücklichen, ich hasse sie! Was sagt ihr es denn, ihr hochwürdigen Herren, was sagt ihr es denn: Selig, wer getauft ist!“

„Selig, wer glaubt und getauft ist, heißt es“, so habe ich berichtet. „Wer glaubt, wird auferstehen und ewig leben.“

Er versinkt in sich, und die geballten Fäuste werden zu gefalteten Händen: „Glauben kann ich nicht. Ich werde meinen Herrmann nie wiedersehen, nie wieder!“

„Zerreißt Euer Herz nicht, Herr. Schon die Sehnsucht nach Glauben ist der Glaube selbst. Die bittere Zähre der Sehnsucht nach Gott ist heiliger als manche Freudenthräne der Gläubigen. Der Glaube geht in vielen Gestalten zwischen den Völkern des Erdballes hin, Ihr werdet einer begegnen, in der Ihr Euch und Euren Sohn wiederfindet.“

Er neigte das Haupt: „Ich habe die Sacramente empfangen, habe gebetet und habe geopfert und es ist kalt geblieben in mir. Dunkel und kalt. . . .“ Er schüttelt sich im Froste.

„Geht jetzt zur Ruhe, lieber Herr, und nehmet fürlieb mit der armen Herberge, die ein Dorfpfarrhof Euch bieten kann.“ —

Am Christmorgen war meine Regina empört, daß der Herr von Guldner den Gottesdienst verschlafen wollte. Ich mußte strenge befehlen, daß sie ihn schlafen ließ. Vielleicht besucht die Liebe Gottes, von der er im Wachen nichts weiß, ihn im Schläfe.

Als der Gottesdienst vorüber ist, scheint die Sonne freundlich zu den Fenstern herein auf die Fußdiele. Mein Gast ist auf und schreitet fast heftig durch die Stube. „Diese schreckliche Sonne, wenn Er in der Mühle liegt!“ — Als die Ottilie mit dem Frühstück vor ihm stand, schaute er sie betroffen an. Im lichten Gewande wie ein Engel stand vor ihm das Mädchen, das so schön geworden ist. Dann blickte er auf mich und in seinem Auge mochte die Frage stehen: Wer ist das? Wie kommt dieses liebliche Wesen in den Pfarrhof?

Er sagte aber nur: „Pfarrer, bei Euch wäre es heimlich, wenn — Ein Lusthaus am Cuarnero wollte er sich bauen im nächsten Jahre, und jetzt wird's ein Mausoleum.“

„Zu viel der Klage um die Todten ist Vermessenheit, Herr von Guldner! Feiert doch nicht immer Euch selbst. Sehr reich seid Ihr geworden. Denket auch an andere. Trachtet Euerer Kindesliebe an den Lebenden genug zu thun, an den unzähligen Armen. Was der Glaube Euch bisher nicht gab, vielleicht gibt es die Liebe!“

Hestig ruft er aus: „Viel habe ich gegeben, und in mir ist es doch nicht warm geworden. Wem ich nicht gebe, den hasse ich; wem ich gebe, den verachte ich.“

„Und darum, Ihr verzeiht schon, darum muß Euer Wohlthun unfruchtbar bleiben und Euer Gemüth nur noch mehr verwüsten.“

Trevlerisch scheint mir seine Trostlosigkeit und seine Verstocktheit. Und der sonst im Mantel weltmännischer Höflichkeit so tief Vermummte zeigt sich nun in wahrer Gestalt. Sein Lieblingssohn, plötzlich aus dem reichen blühenden Leben gestrichen, liegt auf der Bahre. Die Gemeinde versammelt sich um Mitternacht und erhebt ihre Herzen zur Ewigkeit. Dort sehen sie den Jüngling wandeln, verlassen und verloren, sie beten für ihn. Und der reiche Mann fühlt nichts als Haß, Verachtung, Verzweiflung. Wenn er heute Gott nicht findet, wann denn sonst?

Auf einmal springt er auf, strampft seinen Fuß in den Boden und ruft schrill aus: „So jung! Noch so jung!“

Ich erinnere ihn daran, daß auf seinem Haupte schon manches graue Haar ist, und ob es ihm in seinem langen Leben denn niemals eingefallen wäre, daß auch junge Leute sterben können? Oder welcher besonderen Verdienste er sich rühme, daß gerade für seine eigenen Kinder eine Ausnahme verlangt werde?

„Wenn's der andere gewesen wäre, meinethwegen ja!“ sagte er. „Aber gerade der Klügste und Feinste, auf den ich alles gesetzt!“

„Ich höre, daß doch auch Euer jüngerer Sohn brav sein soll?“

„Brav, brav, was heißt brav! Ein Taugenichts ist er.“

Diese rohe Unterscheidung zwischen Kind und Kind hat mich verletzt. Hört man doch, daß sein anderer Sohn, der noch lebende, vor-



nehmer geartet und tiefer angelegt ist, als der nun ruhende es gewesen.  
 — Aber, so dachte ich, sein rasender Schmerz! Der Schmerz macht ungerecht, das muß man bedenken. Man soll nicht herbe sein gegen einen Menschen, der leidet. Mit Vorwürfen stiftet man da nichts Gutes. Jesu Christ, du hast an diesem Tag die Liebe vom Himmel gebracht, schenke mir davon, daß ich meinen armen Gast kann laben!

Mit Mühe war er zum Mittagsmahle an den Tisch zu bringen. Und auch jetzt blieb sein Benehmen mir unverständlich. Stieren Auges schaute er die Otilie an, die uns bediente. Es war ein unschöner Blick. Das Mädchel gieng hinaus und kam nicht mehr herein.

Den Festtags-Kapann brachte die Regina selbst und gleichzeitig berichtete sie, daß die Katharina von der Almau draußen wäre, die ich bestellt hatte. — „Es ist schon recht, sie soll ein wenig warten. Gebt ihr einstweilen was zu essen und zu trinken.“ — Die Katharina! Jetzt hat mir freilich kein Bissen mehr geschmeckt. Bin aufgestanden und in der Stube auf- und abgegangen, habe mich wieder an den Tisch gesetzt — schwer ist mir gewesen.

„Auch ich habe einen harten Christtag“, so zu meinem Gaste. „Jetzt ist ein Weib draußen, das ich herbestellte, weil ich ihr etwas mitzutheilen habe.“

Er erhob sich rasch in der höflichen Annahme, seine Anwesenheit sei überflüssig. Ich zog ihn auf die Bank zurück: „So ist's nicht gemeint, lieber Herr. Ich bitte Euch, bleibet jetzt bei mir! Ich bedarf des Beistands, mir gebriecht der Muth für das, was die Pflicht jetzt von mir verlangt. Sie ist Magd bei einem Bauer im Gebirge, eine arme Person.“

Wieder hat er mich mißverstanden, hat nach seiner Geldtasche gegriffen.

„Auch das nicht, Herr“, sage ich. „Ihr wisset es selber, daß man mit Geld Todte nicht wecken kann. Und wenn es noch das wäre! Es ist eine traurige Geschichte. Noch trauriger als je eine andere. — Hat sich halt auch vergangen in jungen Jahren, die Person, mit einem Jäger, glaube ich. Das Kind nachher unter fremde Leute, vernachlässigt, frühzeitig verdorben, wie es schon geht. Nach dem ersten Fehlgrieff gleich ins Zuchtthaus zu ausgemachten Spitzbuben. Man kann sagen, das ist solchen Leuten ihre einzige Schule, wo sie was lernen, aber leider nichts Gutes. So ist's dann weitergegangen von Stufe zu Stufe. Mit vierundzwanzig Jahren ist er fertig gewesen. — Ich werde jetzt die Magd vorlassen. Bitte, Herr, bleibet ruhig sitzen und trinket ein Glas Wein.“

Ich selber habe mir ein's eingeschenkt und ausgetrunken auf einen Zug. Und dann ins Nebenzimmer, um die Magd zu empfangen. Die Thür habe ich offen gelassen.

Die Gerufene kommt auch bald hereingetorkelt, noch vermunnt in Tücher, so daß man ihr einfältiges Gesicht kaum erblicken kann. Ungeschickt, mit spießigen Ellbogen hin- und herhaspelnd, kommt sie zum Handfuß herbei.

„Thu dich doch ein wenig auseinander, Katharina“, sage ich, „es ist warm im Zimmer. Hast denn herüber mögen heut über die Höhe?“

„Oh frei nit“, ist ihre Antwort.

„Habt ihr auch so viel Schnee drüben in der Altau?“

„Es ist aus und geschehen vor lauter Schnee.“

„Setz dich nieder.“

„Bin gleich so grob und setz' mich nieder.“

„Ich habe dir heute“ — so lenke ich nun ein und mache mir noch mit dem Sacktuche und der Nase zu schaffen, jede Minute ein Gewinn — „etwas mitzutheilen.“

„Gewiß wieder vom Peter“, fragt sie zögernd.

„Es ist freilich so.“

„Und leicht doch was Besseres als jonst, weil der Hochwürden dasmal — kein so gestrenges Gesicht macht“, setzt sie leise bei und versucht zu lächeln, vielleicht, damit ihre Bemerkung nicht für ungut gehalten werde.

„Wie du's nehmen willst, Katharina. Gottes Rathschluss ist unerforschlich. Und Vorwürfe mache ich dir heute wahrlich keine mehr. Ist vielleicht besser so — für den Peter und für dich.“

Ich kann nicht weiter. Sie hebt an, unruhig zu werden. „Es wird“, stottert sie, „ihm doch um Gotteswillen — nichts geschehen sein?“

„Daß er“, sage ich, „wegen des Raubmordes eingezogen ist, das weißt du.“

„Gott, ja. Aber es ist nit wahr!“ ruft sie. „Den Sautreiber hat gewiß ein anderer umgebracht, ein Zigeuner oder wer, gibt allerhand schlechte Leut', muß es denn allemal der Peter sein! Ein liederlicher Strick ist er wohl, aber umbringen thut er keinen, dafür getrau' ich mir die Hand ins Feuer zu legen.“

„Er ist verurtheilt worden“, sage ich.

„Versteht sich, weil sie mit so einem Menschen thun, was sie wollen. In Gottesnamen, eingesperrter hat er's viel besser, braucht nit Hunger leiden und frieren. 's ist wohl ein Kreuz mit so einem armen Hascher!“ Aus dem Gewand nebelt sie ein rothes Tuch und preßt es ins Gesicht.

„Besser“, fahre ich fort, „geht's ihm freilich jetzt, dem Peter. Es — es geht ihm halt — ganz gut.“

Sie beugt sich auf ihrem Sessel vor: „Mir kommt's nit recht für, Hochwürden Herr, es wird doch nit! — Er wird doch nit — gestorben sein!“

Darauf sage ich: „Katharina! Wie es auf der Welt ausschaut, könnte man niemandem was Besseres wünschen als gestorben sein. Be-

sonders, wenn er vorher mit unserem Herrgott auf gleich gekommen ist und seine Sach' reumüthig abgebußt hat, so wie der Peter."

Die Magd sitzt unbeweglich da. Ich bin aufgestanden, bin zum Fenster gegangen, auch gegen die Thür hin. Der Herr von Guldner sitzt im Nebenzimmer und horcht herein. Ich setze mich wieder hin, gerade der Magd gegenüber, und nehme ihre Hand in die meinige. „In der letzten Nacht“, sage ich, „hat er noch an seine Mutter gedacht. Dahier — ist der Brief. Sein Beichtvater hat ihn an mich geschrieben, daß ich dir's sage. Der Peter ist standhaft und ergeben gewesen. Er läßt dich um Verzeihung bitten, daß es mit ihm — ein solches Ende hat nehmen müssen.“

„Jesus, Maria und Josef!“ haucht die Magd, die Augen treten ihr aus den Höhlen. „Jesus, Maria und Josef!“ kreischt sie, springt auf und krallt die bebenden Finger aus, als müsse sie etwas erfassen in der Luft. Nach rückwärts taumelt sie, kaum schütze ich sie noch vor dem Falle — sanft schiebe ich sie nieder auf den Sessel. Das Kopftuch ist ihr in den Nacken hinabgeglitten, das röthliche Haar wirrt sich in losen Strähnen. Ihr Gesicht ist lehmblafs bis über die Lippen hinein. — Zu sagen habe ich ihr weiter nichts mehr gebraucht, um ein Glas Wasser ist ihr. . . .

Wohl an zehn Minuten sind wir nachher so dageessen und haben nichts gesagt. Balsam auf die Wunde, Pfarrer! Endlich spreche ich zu ihr: „Wenn alle Menschen so in der Gnade Gottes sterben könnten als einer, der seine Missethaten mit dem Tode büßt! Auch unser Herr Jesus hat, um die Sünden der Welt zu büßen, sein Leben am Kreuzpfahle geopfert. — Deinem Dienstherrn werde ich's sagen, daß er dich jetzt drei Freitage hintereinander in die Kirche gehen läßt; an diesen Freitagen will ich drei heilige Messen lesen zum Troste seiner Seele und zum Troste der deinigen, und die Leute sollen mit dir beten und bei einer meiner nächsten Predigten will ich es ihnen sagen, was ich dir heute gesagt, und daß sie kein böses Auge auf dich haben. — Schau, du armes Weib, das schwere Kreuz, gib's Gott anheim, er macht alles gut, sein Wille geschehe!“

Wie ich zu ihr so gesprochen habe, da bricht aus dem Herzen der Magd der glühende Strom des Weinens hervor und befreit es wohl von unsäglicher Beklemmnis. Niedergekniet ist sie vor mir und hat ihre Finger in die Falten meines Rockes gegraben und mein Kleid an den Mund gepreßt.

„Geh“, sage ich abwehrend, „mußt nicht so wild sein, schau, Katharina, mußt gescheit sein. Wir gehen jetzt bald zum Nachmittags-Gottesdienst. Wenn du ein gutes Wort brauchst, oder sonst ein Anliegen hast, sei es wann der Will', so komm zu mir.“

Nachher bei der Vesper ist die Katharina ganz rückwärts in einem dunklen Winkel der Kirche gekniet und hat gebetet. In nichts hat sie sich unterschieden von den anderen, ruhig kniet sie da und betet.

Und mein Herr von Guldner, als er alles das so gehört und gesehen hat, scheint doch ein bißchen anderer Stimmung geworden zu sein. Wie er sich verabschiedet, weil's ja doch versucht werden muß, ob's vorwärts geht, hinaus durch die Schluchten, da sagt er die Worte: „Pfarrer, bei Euch da in Sanct Maria ist der heilige Christ, bei Euch ist er wirklich. Ich gehe nun meinen Sohn begraben. Gebt auch mir ein wenig von Eurer Liebe, mit der das arme Weib so reich beschenkt worden ist.“

„Das Schlimmste habt Ihr gesehen“, antworte ich, „und habt gesehen, wie der demüthige Mensch auch das Schlimmste erträgt. Auch im größten Leide, wenn es nur schuldlos ist, waltet der Segen des Himmels.“ —

Noch an demselben Abende ist er mit seinem Sarge auf leichtem Schlitten wegs hingezogen, nachdem mehr als zwanzig Männer den ganzen Christtag an der Freimachung des Weges gearbeitet hatten. Die halbe Nacht hindurch soll er gefahren sein bis nach Alpenkloster, wo auf dem Bahnhofe schon die Pompe funebre wartete, um den Todten mit allem Prunke in das frühe Grab zu legen.

---

Wenn mich jemand tödtlich beleidigt und er übt Buße und Genugthuung, so muß ich zufrieden sein. Kann mir aber der Mörder meines Bruders Genugthuung geben auf dem Hochgerichte? Nein, denn der Bruder wird durch des Mörders Tod nicht mehr lebendig; ja, denn der Mörder bringt sich selbst dar. Es kommt nicht darauf an, daß ich, die eine Person, befriedigt werde, es kommt auch nicht darauf an, daß der Ermordete wieder lebe, aber darauf kommt es an, daß die Menschheit von einem Übelthäter befreit werde. Das geschieht auf dem Hochgerichte, und darum muß wohl auch das Weib des ermordeten Schweine-treibers zufrieden sein damit, daß der Peter getödtet wurde.

Eine andere Frage ist, ob der Unschuldige für den Schuldigen büßen kann, ob der Gerechte in den Tod gehen darf, um die Schuld des Verbrechers zu sühnen? In diesem Falle entstehen für die Menschheit doch zwei große Schäden: sie verliert einen Gerechten und gewinnt einen Sünder.

Wie aber verhält es sich — nach vielen Auslegern der Schrift — mit dem Kreuztode Christi anders, als daß der Gerechte für den Sünder stirbt?



Unerhört frevelhaft ist es, was vor kurzem hier gesagt wurde, und ich will es nicht wissen, wer es aufgebracht hat: Gott-Zohn habe durch seinen Tod die Sünde seines Vaters, die Erschaffung der Welt, gebüßt.

Wenn solche Sprüchlein schon in unseren Torwald hereinkommen, dann ist es Zeit, daß unten am Keilenstein wieder ein Bergsturz eintritt — und ein größerer, wie im Jahre 1875 — damit in der Sündflut das Wasser steige bis zur Kirchturmspitze. Bis nur erst das Thurmkreuz allein hervorragt aus den Wässern, dann werden die Ertrinkenden sich schon daran klammern! (Fortsetzung folgt.)

## Wenn der Wind nach Westen geht. . . .

Von Gustav Johannes Krauß.

Die Gasse hoher schwarzer Häuser lief von Ost nach West, und von Osten kam der Wind und gieng nach Westen, die Gasse entlang.

Es war ein wohlthuender, frischer Nachtwind und suchte lebensheiße Zungen, um sie zu fühlen. Wo aber hätte er die finden sollen um zwei Uhr morgens? An allen den Häusern waren die Fenster geschlossen, von unten bis oben. Nur an einem stand eines offen, ganz oben am Dach, und zwei Häuser weiter westwärts ein schönes Spiegelscheibensfenster der Bel-Etage. Da und dort wehte der Wind hinein.

In das Dachstubensfenster schauten tausend lichte, lustige Sterne hinein und tausend finstere, schwermüthige Gedanken starrten heraus. Die lichten Sterne saßen oben am uralten Himmel, und die schwarzblutigen Gedanken unten in dem blutjungen Herzen des Dachstüblers.

Unter den älteren Ärzten gibt es welche, die lehren, daß die üble Laune, die sie auf griechisch Melancholie heißen, aus dem Magen käme. Die Herren mögen recht haben, besonders dann, wenn nichts drin ist in dem betreffenden Magen. Und das war der Fall des armen Menschen, der da am Fenster saß und mit so finsternen Blicken hinaussah zum gestirnten Himmel. Der hatte heute nichts gegessen, gestern fast nichts, und morgen, na, morgen würde er aller Wahrscheinlichkeit nach so recht gar nichts zu essen haben.

Sein junger, begehrllicher Magen murrte, und sein junges, zorniges Herz murrte mit. Es war der ganzen Welt gram, zumeist aber den Sternen, die schier spöttisch herunterblinzten auf ihn. Die lachten auch nur, weil ihnen die goldene Himmelsjonne, die jetzt auf der andern Seite der Weltkugel den Australnegern leuchtete, ihre Strahlen zusandte. Auch die Menschen lachen, solange sie Theil haben an der irdischen Sonne,

am blanken, gleißenden Gold. Wenn aber einem Sterne die Sonnenstrahlen ausbleiben und einem Menschen die Ducaten, so gehen die beiden unter.

Untergehen, das war sein Los. Wann? In acht Tagen vielleicht. So lange soll es brauchen, bis einer Hungers stirbt.

Wie recht hatte seine arme, liebe, gute Mutter gehabt, als sie ihn mit gefalteten Händen bat, statt der Geigenkunst lieber ein nahrhaftes Handwerk zu wählen, wie recht sein strenger Vater, als er ihm mit einem spanischen Röhrlein den Rücken zerschlug, um ihn aus seinen hochfliegenden Träumen herauszupeitschen. Aber der gute Mann wurde umsonst müde. Der Glaube an das eigene Talent ist mit einem Heubaum nicht todzuschlagen, wenn er erst einmal lebendig ist. Lebendig machen aber kann ihn ein Wort.

So zog denn der Michael mit schmerzhaftem Rücken und jauchzender Seele in die Stadt zu dem Manne, der das Wort gesprochen hatte. Er war zu dem Knaben ein weilläufiger Onkel und Regenschori an der Stadtkirche. Von dem und bei dem lernte der Michael viele Jahre lang mit vielem Eifer, und das Gesicht des alten Meisters wurde immer glückseliger. Bald sagte er schon nicht mehr „Talent“, er sagte „Genie“.

Auf einmal aber war der alte Herr todt. Was er hinterließ, langte gerade für das Begräbniß und dem Michael blieb nichts als eine schöne alte schwarze Geige. Guckte man zu dem einen F-Loch hinein und ließ das Licht durch das andere in den Kasten fallen, so las man in krauser, alterthümlicher Schrift den Namen „Amati“ auf der Rückwand.

Mit dieser Geige war der Michael nun in Wien und litt Hunger bei aller Künstlerichast. Die Geige verkaufen? Nein, das mochte er nicht, und mit der Künstlerichast war kein Geld zu verdienen. Es war recht, recht traurig!

Der arme junge Mensch legte die Stirn auf die Kante der Fensterbrüstung und lauschte in sich hinein auf seinen jammernden Klagen und seine jammernden Gedanken. Unter diesen Gedanken war einer, der hub lauter und lauter seine Stimme und schrie endlich, daß dem Michael die ganze Seele widerhallte: „Warum nicht heut? Warum nicht heut? Ein Endchen Schnur thut nicht so weh, wie acht Tage Hunger. Die Schnur ans Fensterkreuz und den Hals an die Schnur. Nur zu, nur Muth!“

Wer weiß, ob's der Michael nicht gethan hätte endlich. Er war ja schon ganz irr und wirr vor Weh an Leib und Seele, und da denkt einer leicht nicht nach, ob es sündhaft ist, was er thun will.

Aber der Nachtwind ließ es nicht zu. Er kam durch das Fenster und hauchte Kühlung an die fiebernde Stirn und streichelte das wirre Haar wie mit zärtlicher Hand. Da wurde dem Geiger etwas besser zumuth und ihn verlangte zu spielen.

„Wollen die Leute mich nicht hören“, sagte er bitter vor sich hin, „so geige ich dem Wind eins vor und den Sternen. Die geben mir, was sie haben dafür, Licht und Luft.“

Und er langte seine Cäcilie hervor, wie er die alte Geige nach der heiligen Musifantia nannte, machte den Bogen mit Colophonium zurecht und begann zu spielen.

Er hub mit einer todesbanger müden Weise an; ein Grablied, das gleich seiner Lage, wie sie heute war. Das Lied wurde immer trauriger und verzweifelter, die Saiten stöhnten, als wollten sie zerspringen vor Jammer. . . . Da kam auf einmal etwas helles, fröhliches in das Saitenspiel. Erst klang es leise an, und die Weise gieng wieder von ihm weg in allerlei schwermüthigen Variationen, dann kam es stärker und stärker, und endlich rang sich das Grundmotiv hinauf zu den wohlklingenden Tonfolgen, zu dem brausenden, rüstig schreitenden Tempo der Glücksweise. . . .

Der Michael geigte wunderschön. Als er endlich müde war, legte er die Cäcilie sachte auf den Tisch, den Bogen dazu und streckte sich auf sein dürftiges Lager. Er schlief gleich ein und träumte von Braten und Tokayerwein, von einem Lorbeerkranz und vielen, vielen Ducaten. Ein wunderschönes Frauenbild war auch dabei. Das hatte ein Gesichtlein wie Milch und Blut, Haare wie die Nixe Lorelei und gute, liebevolle Augen gleich einem Engel. Ungezogen war sie wie eine Prinzessin. Die war um den glücklichen Michael fürsorglich beschäftigt. Sie legte ihm den Braten auf den Teller, goß ihm den Tokayerwein ins Glas, und während er aß und trank, setzte sie ihm den Lorbeerkranz auf das Haupt, wie ein Hauskäppchen, und schob ihm Hände voll von den Ducaten in alle Taschen.

Während der Michael so träumte, redeten zwei Menschen von ihm, zwei Häuser weiter westwärts in der Bel-Etage.

In das Fenster, das dort offen stand, hatte der Nachtwind Michaels Concert hineingetragen, Ton für Ton, ohne einen zu verlieren. Dort saß eine junge Frau im Nachtgewand. Ihr war heiß geworden im Schlaf, daher hatte sie sich von dem schlummernden Gemahl hinweggestohlen und war auf bloßen Füßchen zum Fenster geschlichen, das sie sachte öffnete.

Als nun die Geigentöne so schmerzlich-süß und lieblich dahergezogen kamen durch die stille Nacht, gieng sie an das Bette zurück und weckte ihren Mann.

„Horch nur, wie schön da einer spielt.“ Dann saßen sie zu zweien und lauschten Hand in Hand.

Und als das Spiel zu Ende war, sagte der Mann zu der Frau:

„Herz, du hast einen Schatz entdeckt. Das ist ein großer, großer Meister, der da spielt, oder er wird es wenigstens werden. Ich glaube, ich weiß, wer es ist. Ich habe da einen jungen Menschen gehen seh'n,

den Geigenkasten in der Hand, arm gekleidet, aber geschickt und gut von Gesicht. Der wird's wohl sein."

Da erwiderte die Frau:

"Arm, sagst du, war er gekleidet? Da mußt du gleich morgen geh'n und ihm helfen, weißt du? Wozu wären wir denn sonst so reich? Damit er sich aber des Almosens nicht schämt, wollen wir ihn anstellen, mit uns im Terzett zu spielen. Er die Geige, du das Vello und ich Clavier."

Der Michael ist nachmals ein großer Künstler geworden, der mit seiner Geige singend und klingend die Welt durchzog, überall Gold und Ruhm einerntend.

Mit dem Golde that er viel Gutes. Hörte er aber, daß sich ein junger Künstler in der Verzagtheit ans Leben wolle, so gerieth er in Zorn und sagte:

"Der dumme, dumme Junge, der! Wenn er keinen Menschen hat, der ihm hilft, so kann ihm ja der Wind helfen, der von Osten nach Westen geht. . . ."

Die Leute wußten nicht recht, was das besagen wolle. Endlich faßte sich einer das Herz, den großen Künstler darum zu fragen, und dem erzählte der Michael diese Geschichte.

## Verbung.

Von Adolf Pichler.

**E**in holdes Elephantenweib —  
Zehn Meter hoch der stolze Leib —  
Stand einst in einem Garten.  
Ein junger Kater wohlgestalt',  
Er war vielleicht zehn Monden alt,  
Der schlich sich zu der Garten.

Er puht das rothe Naselein  
Mit seinen feinen Pfötlein —  
Den Pelz wie weiße Seide,  
Am Hals trug er ein Glöcklein,  
Das läutete so hell und rein,  
Mit goldenem Geschmeide.

Die Liebe hatt' er nie gekannt,  
Bis sie im März ihn übermannt.  
Zu dieser reinen Frauen,  
Mit seinem süßen Rosenmund  
Begann er noch in später Stund'  
Gar lieblich zu miauen.

Sie hört es nicht, sie sieht es nicht,  
Wie jammerte der arme Wicht,  
Wer kann das sagen, singen!  
Dann lief er auf das Feld hinaus  
Und sieng dort eine fette Maus,  
Ihr ein Geschenk zu bringen.

Sie merkt es nicht, mit ihrem Fuß  
Zertret sie seiner Liebe Gruß —  
Hätt' ihn auch bald zertreten;  
Da drehte sich mit einem Satz  
Vorsichtlich der kleine May  
Und legte sich aufs Beten.

Ein Engel bracht' ihm guten Rath,  
Den er verwendet schnell zur That;  
„Du mußt die Schöne lassen!  
Spürt sie erst deinen Männerbart  
An ihren Lippen wohlverwahrt,  
Wird sie dich lieben müssen!“ —



Ja kühn gewagt, ist halb gethan!  
 Er sucht auf ihrem Kleid die Bahn  
 Mit seinen scharfen Krallen.  
 Von ihrem Rücken kriecht der Thor  
 Zu ihrem schlanken Rüssel vor —  
 Wär' bald herabgefallen.

Dann predigt er Enthaltfamkeit  
 Den Kagen allen nah und weit,  
 Wenn sie im Märzten jungem.  
 Doch ob er auch den Sündern wehrt? —  
 Sie haben seiner nicht begehrt,  
 Es ist ihm nicht gelungen.

Da nieste seine holde Braut,  
 Auf einmal wie Trompeter laut  
 Und niest ihn an die Mauer.  
 Die ander'n Kagen sehen 's all  
 Und lachen schadenfroh beim Fall. —  
 Er schleicht davon voll Trauer.

Und als er starb, da trugen ihn  
 Zwölf Kätlein auf der Bahre hin  
 Zu seinem tiefen Grabe.  
 Dort sucht ihn auf im Mondenschein  
 Und klagt die bitt're Liebespein  
 Gar mancher arme Knabe.

Ob sie ein Denkmal ihm erricht'?  
 Ich hab' es noch gelesen nicht,  
 Doch ist es jetzt so Mode.  
 Ich habe keine Müh' gespart  
 Und sang in meiner besten Art  
 Ihm diese schöne Ode.

## Scheingläubige.

Von W. H. Richl.<sup>1)</sup>

Im achtzehnten Jahrhundert gab es viele Fürsten, welche ein streng kirchliches Regiment führten, Abweichungen ihrer Unterthanen vom orthodoxen Glauben hart bestrafte, pflichtlich an jedem Sonntag zur Kirche giengen und sich bittere Wahrheiten von ihrem Hofprediger sagen ließen und doch in ihrem Innersten gar nichts glaubten, vielmehr sich für Freigeister erklärten, namentlich wenn sie im feinen Zirkel französisch sprachen. Dennoch hielten sie sich keineswegs für Heuchler. Sie dachten vielmehr, für das dumme Volk sei der strenge Kirchenglaube ein nothwendiges Zuchtmittel und der Altar müsse den Thron stützen; die vornehme Welt dagegen habe das Privileg, sich frei über allen Glauben und Aberglauben zu erheben.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gab es viele rationalistische Pfarrer, treffliche, wohlmeinende Männer, welche auf ihren Kanzeln die alten Glaubenslehren, wenn auch stark verwässert, predigten, während sie selber gar nicht mehr daran glaubten. Dennoch hielten sie sich keineswegs für Heuchler, sie dachten, die Wahrheit ersehe in zweierlei Form, in dem Vernunftglauben der Wissenden und in dem symbolischen Kirchenglauben, der sich mit Bildern und Vorstellungen an die Phantasie der Wissensarmen wendet.

<sup>1)</sup> Aus dessen Werke: „Religiöse Studien eines Weltkinds“. (Stuttgart. Cotta.) Dort unter dem Titel: „Probleme der Confessionsstatistik“.

Napoleon I. stellte die katholische Kirche in Frankreich wieder her, nicht weil er ein gläubiger Katholik gewesen wäre, sondern weil er in der alten Kirche ein Zuchtmittel der Culturpolizei sah, welches freilich dann der Staat selber wieder mit starker Faust beherrschen und für seine Zwecke gebrauchen müsse.

So war es damals, so war es weiterhin, so ist es etwa auch heute noch. Viele halten sich zur Religion und Kirche, nicht aus innerem Bedürfnis, welches sie vielmehr auf ganz andere Wege führt, sondern weil ihnen die großen religiösen Gemeinschaften als ein unentbehrlicher Kitt zum Aufbau und zur Befestigung von Staat und Gesellschaft erscheinen. In der Bevölkerungsstatistik bildet ihre Masse eine große Ziffer für jenes Bekenntnis, welchem sie dem Namen nach angehören, während es genau genommen gar nicht ihr Bekenntnis ist. Wir können die Confessionsstatistik nicht entbehren, obgleich sie eigentlich nur von unserem Herrgott aufgestellt werden könnte. Aber vielleicht schickt man demnächst Fragebogen in alle Häuser, auf welchen jeder bei Ja und Nein beantworten muß, was er vom heiligen Geiste hält, was er von der Unsterblichkeit denkt, von der Erlösung u. s. w. Wir leben ja im Zeitalter der Fragebogen.

Die Masse jener oft hochgebildeten Leute, welche scheinbar stilgerechte Genossen einer Confession sind, die sie kaum kennen, also noch viel weniger bekennen, nimmt in den verschiedenen Zeitläuften einen wechselnden Charakter an, sie erscheint in stets neuem culturgeschichtlichem Colorit.

Ich versuche im Folgenden einen modernsten Typus dieser Art zu schildern, nicht als den einzigen, denn viele andere wären ihm gleichberechtigt zur Seite zu stellen. Aber das Einzelbild mag doch als Probe der ganzen Gattung gelten. Und auch hierbei wähle ich wieder, ins Individuellste gehend, die künstlerische Form eines Idealporträts, welches ja unter Umständen realistischer sein kann als ein wirkliches.

Der Mann, den ich schildere, ist vornehmer Herkunft, ein Freiherr, und steht in hohen Ämtern und Würden, er ist Staatsrath. Als Süddeutscher nennt er sich einen Protestanten, als Norddeutscher würde er sich evangelisch nennen. Seine Confession hält er hoch, weil sie einen Theil seines Geburtsstandes bildet, denn er ist ja protestantisch nicht aus eigener Wahl, sondern weil es seine Vorfahren waren. Da sich die Familie schon im sechzehnten Jahrhundert der Reformation zuwandte, so erscheint ihm deren altprotestantischer Charakter mit ihrem alten Adel untrennbar verknüpft.

Durchaus vorurtheilsfrei in betreff der gemischten Ehen, wäre es ihm sehr gleichgültig, wenn seine Tochter einen Katholiken heiratete und seine Enkel katholisch würden. Dagegen fände er es sehr verdrießlich, wenn

sein erstgeborener Sohn eine Katholikin heiraten wollte, mit der Bedingung katholischer Kindererziehung. Das ganze freiherrliche Haus würde dann am Ende gar katholisch werden, es würde seinen „Charakter“ verlieren, und das wäre doch bedenklich für Staat und Gesellschaft.

Solange seine Kinder noch klein sind, sorgt er für eine streng religiöse Erziehung, denn das ist vornehme Art und wird bei Prinzen und Prinzessinnen gerade so gehalten. Später können sie, gleich dem Vater, glauben was sie wollen.

Seine Gemahlin hat ausgesprochene religiöse Neigungen, sogar etwas pietistische. Er findet dies sehr interessant und stört sie ganz und gar nicht darin. Die Religion paßt für Kinder und Frauenzimmer; schon dem Worte nach ist sie weiblichen Geschlechts, der Staat männlichen. Freigeistige Frauen mögen im bürgerlichen Stande pikant erscheinen, vornehme Damen sollten immer einen gewissen hocharistokratisch tief religiösen Strich haben.

Der Freiherr ist sehr wohlthätig, er ist zahlendes Mitglied vieler christlichen Vereine mit humaner Tendenz, er spricht gerne davon und bezahlt viel. Er behauptet fest, daß die sociale Frage nur auf religiösem Wege zu lösen sei, verräth aber niemals, was er sich eigentlich hierbei denkt.

Gegen Weihnachten und nach Ostern gibt er zwei große, glänzende Gesellschaften, zu welchen er die Spitzen der feinen Welt einlädt und darunter jedesmal vier Pfarrer, zwei katholische und zwei protestantische. Er unterhält sich mit ihnen sehr theilnahmenvoll und eingehend über kirchliche Angelegenheiten. Er bedauert, daß in der Stadt kein Erzbischof oder Cardinal zu finden ist; denn im feinsten Zirkel des feinsten Hauses dürfen die Prälaten nicht fehlen.

Vom Kirchenbesuche ist der Freiherr kein großer Freund; mit Geistesarbeit überladen, hat er keine Zeit dazu, er beklagt aber sehr, daß andere Leute die Kirche nicht besuchen. Genau gezählt geht er jedes Jahr dreimal zur Kirche: am Geburtstag des Landesherrn und der Fürstin, dann am Charfreitag. An den beiden fürstlichen Geburtstagen erscheint er vorschriftsgemäß in Uniform mit allen Orden und nimmt auf der ersten Bank neben den Ministern platz. Wenn dann seine Augen durch das mit Uniformen erfüllte Gotteshaus schweifen, fühlt er sich sehr erbaut von dem Bewußtsein seiner eigenen Loyalität und von der Thatsache, daß er so weit vorne sitzt.

Am Charfreitage nimmt er mit seiner ganzen Familie am heiligen Abendmahle theil, mit tieferen Gedanken als an den Fürstentagen. Er ist nicht frivol, er ist vom Ernst der Sache berührt. Er rechtfertigt sich in seinem Inneren, freilich weniger über den Grund seiner Theilnahme, als über die Gründe, weshalb er sich nicht von der Theilnahme ausschließt. Er hält es für schicklich, ja für Pflicht, seine Zugehörigkeit zur

Gemeinde in diesem Acte tiefer zu bekunden, als er sonst zu thun pflegt. Und wenn ihn an den Fürstentagen das Bewußtsein seiner vornehmen Stellung in der Kirche erbaut, so erhebt er sich diesmal zu dem Gedanken, daß Männer und Frauen, arm und reich, vornehm und gering, gleich seien vor Gott. Seine Auffassung der Einsetzungsworte ist weder lutherisch noch zwinglisch, noch calvinisch, noch katholisch. Er genießt das heilige Mahl zur Erinnerung an die Segnungen, welche die Humanität des Christenthums aller Welt gebracht haben. Er ist kein Heuchler und würde diesen Vorwurf mit zorniger Entrüstung zurückweisen; er versichert ganz bestimmt, daß wir heute noch auf dem Boden christlich-germanischer Cultur stehen. Dieses Bewußtsein will er durch die Theilnahme an dem Sacrament auch öffentlich aussprechen und in sich befestigen.

Man unterhält sich mit unserem Freiherrn, als einem geistreichen, gebildeten Mann, ganz vortrefflich über die großen Probleme von Kirche und Staat, Religion, Kunst und Wissenschaft. Nur liebt er es nicht, bei solchen Fragen allzutief zu gehen und allzulange zu verweilen. Er behauptet, daß unsere ganze Gesittung mehr und mehr und zuletzt durchaus verstaatlicht werde, natürlich im christlichen Staate. Der Schulmeister war früher der Diener des Pfarrers; die Zeit wird kommen, wo der Pfarrer nur noch der Diener des Schulmeisters sein wird; die Kirche wird dann immer noch als Kleinkinderschule ihr relatives Recht behaupten; über dem Ganzen aber wird die große Schulmeisterei des Staates stehen. So denkt der Mann, sagt es aber selten laut, denn als Diplomat greift er nicht gerne in Wespennester. Die katholische Kirche mit ihrem festen Aufbau, ihrer aristokratisch gegliederten Hierarchie und ihrer glänzenden Repräsentation gefällt ihm fast besser als die protestantische, wenn sie nur nicht öfters der Staatsgewalt so widerborstig gegenüberträte.

Der Freiherr ist kein Philosoph. Er blendet zwar manchmal mit geistreichen Sätzen, die philosophisch klingen; zum systematischen Philosophieren fehlt es ihm jedoch an Zeit und Lust. Die Philosophie gehört nach seiner Meinung gleich der Theologie, zu den überwundenen Wissenschaften, die praktisch nutzlos sind. Umso eifriger müssen wir uns an Staats- und Gesellschaftslehre, Naturforschung und Geschichte halten, wenn auch die Geschichte nichts weiter ist als une fable convenue, deren Lehren wir studieren, um sie nicht zu befolgen.

Beiläufig bemerkt, liebt es der Freiherr sehr, französische Redewendungen, geflügelte Worte und Citate einzustreuen, wenn er über unbequeme Fragen geistreich hinweggleiten will.

Die persönliche Unsterblichkeit hält er für sehr problematisch. Im Hinblick des Todes beginnt der Zweifler daran zu glauben und der Gläubige zu zweifeln. Darum ist es überflüssig, über einen Gegenstand weiter zu sprechen, von welchem doch kein Mensch Gewisses weiß. Anderer-



seits behauptet der Freiherr jedoch, es sei höchst wichtig, daß das Volk an Gott, Tugend und Unsterblichkeit glaube, und namentlich der Glaube an ein ewiges Leben sei der Grundstein aller Religion.

In der Kunst sieht er den besten Ersatz der Religion für die Gebildeten. Die Kunst erwärmt und läutert unser Gemüth in Bildern und Vorstellungen, sie erhebt uns auf den Schwingen der Phantasie über das Gemeine und Niedrige dieses Erdendaseins, und etwas anderes vermag auch die Religion nicht. So sagt der Freiherr, wenn er einem Philosophen gegenübersteht. Spricht er aber mit einem Pfarrer, dann begeistert er sich für die Kunst als die Tochter und Dienerin der Religion. Man sollte danach meinen, er sei eine künstlerisch angelegte Natur. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Die Kunst erscheint ihm zuletzt doch nur als ein anmuthiges und pädagogisch sehr wirksames Spielzeug für große Kinder.

In der religiösen Kunst predigt er die strengste Richtung. Wer ihn von Kirchenmusik reden hört, der muß ihn für einen vollendeten Cäcilianer halten. Er hört freilich sehr selten streng polyphone Musik, die ihm ungeheuer langweilig vorkommt, was er erbaulich nennt. Mendelssohn in seinen Oratorien erscheint ihm wie ein glattgeschheitelter, blonder, junger Pastor, der schwärmerische Damen mit einer sentimentalen Predigt entzückt; Mozarts Ave verum schmeckt ihm nach der Freimaurerloge, Pändel ist ihm zu dramatisch und Bach zu subjectiv mystisch. Das Requiem von Berlioz läßt er jedoch gelten, auch den „Charfreitagszauber“ aus dem Parzival, behauptet dann aber wieder im selben Athem, daß der wahrhaft kirchliche Geist doch nur in den Chorälen und Motetten, in den Messen und Hymnen des sechzehnten Jahrhunderts zu finden sei. Er spricht dieses Urtheil mit großer Überlegenheit aus und ist sich stolz bewußt, daß er dabei der Mode huldigt und doch zugleich sich über die Mode erhebt.

Aus demselben Grunde spricht er der ganzen neueren Zeit jeden Beruf zur religiösen Poesie ab. Milton und Klopstock haben hier bereits alles verdorben und sind der Anfang vom Ende.

Umgekehrt und doch wieder aus demselben Grunde erklärt er die ganze ältere Kirchenmalerei von van Eyck bis Cornelius für veraltet und uns Modernen ungenießbar. Während ihm in den neuesten biblischen Darstellungen etlicher Franzosen der echte religiöse Geist zu wehen scheint, weil dort die Maler bei Beduinen und Arabern und alten Juden aus den Ghettos ihre Studien gemacht und so die Gestalten des echten historischen Christus und seiner Jünger wiedergegeben haben.

Vom Tode spricht der Freiherr nicht gern und denkt auch nicht gerne daran. Der Tod ist das größte, unvermeidliche Übel, welches für jeglichen einen garstigen, dicken Querstich durch die angebliche Harmonie


dieser Welt zieht. Trotz Schiller ist das Leben der Güter höchstes, denn es schließt alle anderen Güter in sich. Übrigens sieht der Freiherr dem Tode mit der Ruhe eines Gefättigten entgegen, der das Leben genossen hat und sich artig empfiehlt, wenn die Tafel zu Ende ist. Als vollendeter Weltmann stirbt er gefaßt und mit Anstand.

Der Pfarrer hält ihm eine schöne Leichenrede, in welcher er ganz wahrheitsgemäß den tadellosen Lebenswandel des Verstorbenen rühmt, und ihn als ein würdiges Glied der Gemeinde schildert, welches sich durch seine große Wohlthätigkeit, durch seine werktätige Theilnahme für kirchliche Stiftungen und für humane und fromme Vereine, dauerndes Verdienst erworben habe.

Es ist nicht leicht, richtig in die Kirche hinein zu kommen; aber richtig um die Kirche herum zu kommen, ist auch eine schwere Kunst. Beides vollzieht sich zu verschiedenen Zeiten in unendlich verschiedener Weise. Lehrreicher noch als eine Geschichte des Unglaubens wäre eine Geschichte des Scheinglaubens. Sie ist sehr schwer zu schreiben, denn sie führt uns in die geheimsten Winkel des grenzenlosen Individualismus der Menschenseele, der doch wieder durch die wechselnden culturgeschichtlichen Einflüsse seine Gesamtsignatur erhält. Eine Geschichte des Scheinglaubens wäre ein gutes Stück der Geschichte des modernen religiösen Lebens.

War unser Freiherr überhaupt ein Christ, war er ein Protestant? Da er sich als solchen eigenhändig in die Urlisten der Bevölkerungsstatistik eingetragen hat und diesen Eintrag durch seinen Taufschein als richtig jederzeit erweisen konnte, so haben wir durchaus kein Recht, daran zu zweifeln. Wir dürfen nur bezweifeln, ob solche Einträge das Papier wert sind, auf welches sie geschrieben werden.

## Sprüche.

dealismus allein  
Ist weder gut noch klug.  
Vom Realen das beste  
Ist ideal genug.

R.

## Kranksein und Gesundwerden.

Ein Plauderei von Peter Rosegger.

Wer spricht am liebsten von Gesundheit? Der sie nicht hat. Und gerade der, meint man, sei am wenigsten berechtigt, von ihr zu sprechen, denn er hat nicht verstanden, sie zu bewahren. — Schreiber dieser Zeilen stellt sich vor als einer, der nicht gesund und nicht krank ist. Von Geburt aus hat er eine schwächliche Körperbeschaffenheit, die systematisch nicht abgehärtet worden ist, die durch rauhe Einflüsse in seiner kümmerlichen Jugend nur gelitten hat. — Nach Hörensagen und Bücherlesen über Gesundheit und Krankheit verantwortet man nichts, das widerspricht sich alles so hundertfach, daß man endlich gar nicht mehr weiß, was zu glauben und zu thun ist. Ich will nur von meinen persönlichen Erfahrungen sprechen, vor allem, was mir und meinen Nächsten in Bezug auf Gesundheit geschadet und nach meiner Meinung genützt hat. Die Ursache der Erkrankung läßt sich immer viel leichter erkennen, als die der Genesung. Letztere braucht zwar keine besondere Ursache, sie ist naturgemäß, man soll ihr nur nicht hinderlich sein. Manchmal freilich geht der plötzlich angerichtete Schaden so tief, daß die Genesung sich erst in langer Zeit, oder gar nie mehr gänzlich vollzieht. Wenn das Gesundwerden so leicht wie das Krankwerden wäre!

Wie ergieng es meinen Eltern? Meine Mutter war eine kräftige Natur, führte ein mühevolltes Leben und starb in ihrem vierundfünfzigsten Jahre an wiederholtem Schlagflusse. Mein Vater war bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre ein gesunder Mann. Um diese Zeit verdarb er sich eines Tages bei einem Festmahle den Magen, er fiel in ein schweres Nervenfieber wie man sagte und gerieth nach Verlauf desselben in einen Zustand, welcher von Ärzten und Wundärzten als Schwindsucht erklärt wurde. Er magerte ganz ab, war vor Schwäche zu jeder Arbeit unfähig und litt beständig an Melancholie. Ich erinnere mich noch, wie er mit mir, dem damals fünfjährigen Knaben, in Wald und Feld sehr langsam umhergieng; oft mußte er sich vor Erschöpfung im Freien hinlegen; sein Herzeleid war, daß ihm die Ameisen auswichen, denn das ist nach dem

Volksglauben bei Kranken ein schlimmes Zeichen. Fortwährend betete er zu Gott und zu den Heiligen um Wiedererlangung der Gesundheit. Nur gesundwerden! das war sein Denken und Reden und Sehnen. Die Lust hatte sich eingestellt, aber er sättigte sich nicht, aus Angst, sich wieder zu verderben. Vor jedem Zuglöstchen zitterte er, und seinen Leib hüllte er in dicke Kleider auch an warmen Sommertagen oder in wohlgeheizter Stube. Die Leute prophezeiten ihm keine Heilung mehr. „Wenn die Blätter abfallen, wird er halt sterben.“ So hat es an zwei Jahre gedauert, dann hub er wieder sacht an zu arbeiten und zu leben wie ein gesunder Mensch. Heute ist er über achtzig Jahre alt. Aber eigentlich genesen zu dem kräftigen Manne, der er früher gewesen, ist er nie wieder. Eine gewisse Schwäche ist ihm geblieben, nach jeder körperlichen Anstrengung bald erschöpft und der Ohnmacht nahe, trotzdem er sich immer guten Schlafes und Appetits zu erfreuen hatte. Eine acute Krankheit ist nie mehr über ihn gekommen. Auch litt er nie an Zahnweh, Kopfweh oder anderen rheumatischen oder gichtischen Zuständen. Er ist sehr mager und, wie die Leute sagen, blutarm, er hat immer kühle Hände und Füße, aber stets wohlgeröthete Wangen. Er kommt nie in Schweiß, hat nie Durst, Wasser trinkt er das ganze Jahr über kaum einen Schluck. Wein genießt er jeden Tag einen Achtelliter, er trinkt ihn aber nicht, er brockt Brotschnitten hinein und isst ihn mit dem Löffel. Bier mag er nicht einen Schluck. Dagegen nimmt er viele suppige Speisen, am liebsten wohlgezuckerten Milchkaffee mit dem Kneipp'schen Surrogat, Gemüse und Mehlspeisen liebt er, Fleisch genießt er sehr wenig. Auf Lederbissen hält er nichts, aufregende Reizmittel will er nicht, narkotische Genußmittel kennt er nicht. So lebt mein Vater seit sechsundvierzig Jahren, so wandelt er langsam mit dem Stock seine kurzen Wege. Das Arbeiten überläßt er längst schon Jüngeren, er beschäftigt sich mit seinen zahlreichen Enteln und mit Gebet, daß der liebe Gott ihm Leben und Gesundheit noch ein Weilchen erhalten möge. — Einst ist er unter seinen Altersgenossen in Krieglach-Alpel der einzige Kranke gewesen, heute ist er von ihnen der einzige noch Lebende. Die anderen, die Gesunden, glaubten sich nicht hüten zu müssen, sie kannten kein Maß in der Lebensführung. Die einen rasteten zu lange, die anderen arbeiteten zu scharf, aßen zu stark, tranken zu viel, hielten in ihren Leidenschaften keine Regel, kein vernünftiges Ziel. Wenn ich der guten Leute gedenke, die in jenen Gegenden lebten, so zeigt sich im allgemeinen Folgendes: Die Wohlhabenden und Genießenden starben frühzeitig, die Armen, kümmerlich lebenden, erreichten ein höheres Alter.

Von meinem Vater heißt es, daß er eine „schwache Natur“ habe, weil er keinen Alkohol und keinen Tabak vertragen kann. Er hat's natürlich auch manchmal mit einer Pfeife oder einem zweiten Glase Wein versucht, es ist ihm aber allemal rasch darauf übel geworden und die



Natur hat ihn gezwungen, das dem Körper unrechtmäßige Gut sogleich wieder von sich zu geben. Ist eine solche Natur schwach? Vielleicht das Gegentheil, sie hat die Kraft, die aufgenommenen Gifte entschieden wieder hinauszuerwerfen, bevor sie heimlich ein schleichendes Unheil anrichten können. Eine Natur, die „alles vertragen kann“, ist eine Natur, die alles vertragen muß, weil sie nicht die Energie hat, Ungedeihliches von sich zu stoßen.

Mein Freund, der Dichter Robert Hamerling, litt lange Zeit an einem schweren Gedärmübel. Er war trotz oft furchtbarer Qualen nicht zu bewegen, einen Arzt zu rufen, eine Cur zu gebrauchen. Er sagte stets, er wisse es schon selber, was zu machen sei. Heilbar wäre das Leiden nicht, doch bei richtiger Lebensweise könne er wohl noch manches Jahr aushalten. Er führte ein überaus einfaches Leben, beobachtete die ängstlichste Diät für seinen Zustand und hat der Krankheit dreißig Jahre lang standgehalten. Ob es mit ärztlichen Eingriffen und Modecuren auch so lange möglich gewesen wäre?

Eine zuverlässige Person erzählte mir vor kurzem von einem Bauern, der am rechten Daumen ein böses Geschwür hatte. Der Arzt schickte ihn in die Stadt auf die Klinik, dort hieß es, das Übel sei schon zu weit vorgeschritten, bedrohe das Leben und es müsse die Hand abgenommen werden. Der Kranke entsetzte sich, floh nach Hause, wendete ein altes Hausmittel an, und in vierzehn Tagen war der Finger heil. Ich glaube kaum, daß das Hausmittel geholfen haben wird, vielmehr die Natur, die von selbst alles heilt, wenn ihr keine Hindernisse im Wege stehen. Künstliche Heilmittel anwenden heißt in den meisten Fällen nichts anderes, als ihr die Hindernisse aus dem Wege räumen.

Was mich betrifft, ich bin mein Lebtag kränklich gewesen, schwerkrank nur zweimal an der Lungenentzündung, das erstemal als sechsjähriger Knabe, das zweitemal als neunundvierzigjähriger Mann. In jüngeren Jahren litt ich viel und heftig an Zahnweh, Ohrenübel, Kopfschmerz, Augenentzündungen. Seit den letzten zwanzig Jahren stellte sich häufig Schnupfen ein und die oben genannten Leiden traten ganz auffallend zurück. Seit sechzehn Jahren werde ich, außer von dem beim modernen Menschen unfehlbar manchmal auftretenden Magentatarrh, viel von Asthma geplagt. Es ist oft von Brustkatarrh begleitet und stellt sich besonders im Frühsommer ein, in den ersten Wochen des Landaufenthaltes. Auf kleinen Landreisen und Bergpartien findet sich die Athemnoth fast immer ein, aber sie kommt zuerst nicht beim Marschieren, sondern in der Nacht, und hält dann tagelang an. In der Stadt leide ich an Athemnoth äußerst selten.

Das Asthma ist ein qualvoller Zustand. Ich kann mich vor ihm schützen, brauche bloß immer in der Stadt zu bleiben. In der Stadt müßte ich aber zur Sommerzeit ganz und gar vergehen. Schon wenn

der Mai kommt, werde ich in den Mauern geistig leidend und körperlich so müde und hinfällig, daß ein halbstündiger Spaziergang im schönen Park eine völlige Erschöpfung zur Folge hat. Ich kann nicht essen, nicht schlafen, nicht arbeiten, nicht rasten, Gesellschaft ist mir langweilig, Einsamkeit thut mir weh. Ich bin abgespannt und aufgereggt zugleich, leicht bewegbar zum Zorn und bewegbar zum Weinen. Das ganze Jahr über plane ich nicht so viel Böses und so viel Gutes, als in der Frühlingszeit, thue aber weder das eine, noch das andere. Ich bin körperlich und geistig weck. Ende Mai gehe ich aufs Land, in ein ziemlich hochgelegenes sonniges Gebirgsthal mit viel Wald und blumigen Matten. Sofort ist heftige Athemnoth da, die ohne besondere Unterbrechung zwei bis drei Wochen dauert und die Nächte unruhig, schlaflos macht. Und trotzdem fühle ich mich schon während dieser Zeit viel frischer, lebenslustiger und arbeitsfroher, als in der Stadt, die im Sommer für mich geradezu ein Giftkeßel wäre! Gegen das Asthma habe ich seit Jahren alles Mögliche versucht. Alle Rathschläge aller Ärzte und alten Weiber habe ich befolgt, es hat nichts genützt; alle Bücher über Gesundheitspflege habe ich gelesen, hat nichts genützt. Dann habe ich die Bücher in das Feuer geworfen und davon den Rauch eingeathmet, hat nichts genützt. Dann habe ich gewartet, bis es von selber besser wurde — das hat geholfen. Erst vor kurzem habe ich auch ein anderes Mittel gefunden, welches mir bei schwerem Asthma allemal eine entschiedene Linderung verschafft, ja die Pein für einige Stunden fast ganz behebt. Das ist die Asthma-Cigarette (aus dem Stechapfelkraut). Ein Laie hat es mir empfohlen, und auf die gute Wirkung hin haben auch die Ärzte erklärt, daß dieses ja schon alte Mittel manchmal eine gute Wirkung erziele. Solange die Asthma-Cigarette wie bisher wirkt, sehe ich den Anfällen getrost entgegen. Gift soll sie enthalten, doch konnte ich bisher nicht die geringsten Nachtheile für die Gesundheit bemerken. Ihr folgt ein süßer, erquickender Schlaf, nach welchem ich allemal frisch und arbeitskräftig aufstehe. Allerdings liegt die Versuchung nahe, diese Cigarette gegen Schlaflosigkeit überhaupt anzuwenden und sie regelmäßig jeden Abend zu rauchen. Davor möchte ich warnen — vor allem mich selbst.

Meine Kränklichkeit ist mir eine gute Erzieherin geworden. Sobald ich nur ein bißchen über die Schnur haue, werde ich bestraft. So habe ich mir's angewöhnen müssen, nie ganz so lange zu essen, bis ich satt bin, nie zu heiß und nie zu kalt, die Speisen gut zu kauen, nie mehr als ein Glas Wein zu trinken, nie mehr als eine Cigarre zu rauchen, nie länger als bis zehn Uhr abends aufzubleiben, nie weniger als sechs, nie mehr als acht Stunden zu schlafen, und nie daran zu vergessen, daß der Herr erst am sechsten Tage den Adam erschaffen hat.

Ein zweites Glas Wein hat bei mir schon Folgen, allerdings nicht die bekannten landläufigen, ich werde bloß heiter und geistig angeregt. Bald aber kommt körperliche Abspannung, Erschöpfung; das erste Glas mag stärken, das zweite schwächt. Der Stagenjammer nach einem übermüthig verlebten Abend äußert sich bei mir weniger körperlich als seelisch am nächsten Tage. Nie habe ich bereut, zu rechter Zeit schlafen gegangen zu sein, eine lustige Gesellschaft versäumt zu haben. Wie oft aber das Gegentheil! Und noch gut, wenn der allernächste Tag schon Richter ist, wenn es dann vergeben und vergessen wieder weiter geht. Ich lasse mich auf diese Bekenntnisse hin sehr gerne Philister nennen, mich tröstet die geheime Kunst, schon bei Tageslicht und ohne Wein, Bier oder Fusel froh und heiter zu sein.

Nun zurück zu den übrigen Schwächen. Mein Schlaf ist spärlich und leicht, ein Schläfchen nach dem Mittagessen schmeckt gut, wird aber manchmal mit Athemnoth oder einer gewissen Trägheit für den Rest des Tages bestraft. Ein Spaziergang in der Sonnenhitze wirkt auf mich wie Gift; bei kalter Witterung, in Regen, Schnee und Sturm wandere ich gerne und ohne Gefahr. Bei Ausflügen fühle ich mich gewöhnlich als zu warm und zu schwer gekleidet. In leichtem Kleide habe ich mich nie erkältet, in schwerem nach ausgebrochenem Schweiß unzähligemal. Im Sommer gehe ich des Morgens auf thaunassem, aber von der Sonne beschienenem Grase eine halbe Stunde barfuß und lasse die Füße dann erst unter den Wollsocken trocknen. Das erfrischt für den Augenblick, weitere Wirkungen sind mir nicht aufgefallen. In der Wohnung offene Fenster ohne Zugluft; scharfer Wind ist nach meiner Erfahrung nicht so schlimm, weil nicht so falsch, als Zugluft. Im Schlafgemache Winter und Sommer die Nacht über ein offener Fensterflügel, aber so, daß der Luftstrom nicht gerade aufs Bett geht. Von hartem Bette bin ich kein Freund, dazu sind meine Knochen nicht genug mit Fettpolster überzogen; ist die Unterlage weich, so kann die Decke leicht sein, eine dünne Wollendecke, im Winter zwei, aber keine widerliche und ungesunde Tuchend. Das Kopfkissen soll hart und flach sein.

Die beste Medicin und Erfrischung für einen Kränklichen ist mäßige Arbeit. In manchen Leidensstunden ist Arbeit freilich unmöglich, sobald es aber sein kann, soll man sie trotz oft großer Schwäche und Schmerzen sofort wieder ergreifen. Arbeit regt die Kräfte an, lenkt die Gedanken von der Krankheit ab und läßt diese mehr oder weniger vergessen. Gar manches lustige Geschichtchen habe ich unter schwerer Athemnoth geschrieben. Und auch einmal ein sehr ernstes Schriftstück. In einer Sommernacht des Jahres 1885 war ich ganz allein auf meinem Sommerhäuschen. Schon am Abend stellte sich Asthma ein, das sich von Stunde zu Stunde steigerte. Nach Mitternacht, als die Brust mir zu zerspringen drohte, als kein frischer Athemzug mehr zu erringen war, als kalter Angstschweiß

mir aus den Poren trat und keine Möglichkeit schien, das Tageslicht und ein Menschenantlitz je wiederzusehen, tockelte ich an den Schreibtisch, um in kurzen Sätzen meinen letzten Willen hinzukriecheln. Ich schrieb länger, als es meine Absicht gewesen. Ich gedachte in letzter Treue der armen Meinigen, gab ihnen Rathschläge, tröstete sie, lud sie auf ein Wiedersehen in der besseren Welt. Und als das Schriftstück fertig war und ich mich in Gottesnamen hätte niederlegen können zum Sterben, athmete ich leichter und athmete in einem linden Schlummer dem Morgen entgegen.

Der Krankheit doch nicht gleich nachgeben; sich ja nicht immer die Lehre der Materialisten vorstellen, daß der Geist nur vom Fleisch abhängt, manchmal ist es umgekehrt, und ein starker Wille hat schon manche Krankheit überwunden. Thätigkeit ist die Triebfeder der Lebensuhr. Man kann sich überarbeiten, aber noch weit leichter kann man sich überfaulenzen, das letztere geschieht sehr oft. Leute, die nichts zu thun haben oder nichts thun wollen, als auf ihre Leiden zu achten, werden immer etwas zu klagen haben, und mancher Wohlhabende ist gesund worden, als er arm ward, nicht mehr Zeit hatte, krank zu sein, sondern sich den Unterhalt erwerben mußte.

Mancher Kranke würde sein Leiden mit großer Geduld ertragen und mit aller Gemüthsruhe der Genesung entgegensehen, aber er quält sich mit der Angst vor dem Sterben. Würde er wissen, wie viel ein Mensch aushalten kann, welche eine Zerstörung des Körpers dazugehört, bevor er stirbt, er würde nicht so ängstlich sein. Er soll doch einmal die Bäume betrachten im Walde; wie wenige von ihnen sind ganz gesund; der eine krankt an den Blättern, der andere hat todte Äste, dem dritten fällt die Rinde ab, der vierte hat einen geknickten Wipfel, der fünfte einen hohlen Stamm oder ist sonst angemorscht und zerfressen. Und sie leben doch, sie grünen jedes Jahr, wachsen und weiten sich und sterben nicht. — Wo ist ein ganz gesunder Mensch? Mancher wird nur darum alt, weil er kränklich ist, weil er demzufolge trachtet, vernünftig zu leben. Und mancher wird nur darum ein guter, edler Mensch, weil er kränklich ist; er lernt sich bezähmen, sein Augenmerk auf geistige Vorzüge richten, seine Freude an seelischen Gütern suchen. Und mancher wird nur darum glücklich, weil er kränklich ist, denn er findet mehr Ruhe und Frieden in der Ergebung, als er im Hasten und Zagen und Wähnen je gefunden hätte.

Zu keiner Zeit sind so viele Bücher über Gesundheitspflege und naturgemäße Lebensweise erschienen, als in unseren Tagen, ein Zeichen, daß wir sehr krank sein müssen. Und ein Wunder ist es nicht. Die ländliche Flur verlassen, in die großen Städte zusammenlaufen, dort die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen, gefälschte Nahrung, Spirituosen und andere Gifte, unnatürliche Körperbewegung bei der



Maschine, auf dem Zweirad, unnatürliche Geschlechtsbefriedigung, stets aufregende Geschäftsführung, Vernachlässigung des Körpers, einseitige Belastung des Geistes, dann wieder unsinnige Sportanstrengung, und so weiter und immer so weiter. Dann gehen sie her und schreiben Bücher über naturgemäße Lebensweise, und die sie schreiben, hocken selber in der Stadt, und die sie lesen, hocken auch drin, curieren im kleinen und kleinlichen herum, öffnen die Fenster, damit „frische“ Luft hereinstreichen kann aus den stinkenden Höfen und von den Fabrikschlotten her — und daß sie hinausgiengen aufs Land und ein einfaches, anspruchsloses, arbeitames Leben führten, dazu haben sie nicht Muth und nicht Lust.

Manchen mag wohl auch sein böses Gewissen ein wenig zum Hypochonder machen und er dünkt sich kränker, als er's wirklich ist und spürt seinen Krankheiten in den Büchern nach, redet sie sich ein und sucht sie mit dem Buche zu heilen. Oder hofft man, daß einmal der Wunderdoctor kommt, der mit einem gedruckten Sprüchlein alle Übel heilt, ohne daß der Patient seinen unnatürlichen Gewohnheiten und Neigungen zu entsagen braucht?

Vernünftiger leben und weniger über Krankheiten denken, schreiben und lesen, das dürfte so ziemlich der beste Rath sein, den ich anderen und — mir selber ertheilen kann. Wir werden ja endlich erkranken und wir werden sterben auch bei der vernünftigsten Lebensweise, dann aber wird's nicht unter der Anklage des Gewissens auf Selbstmord geschehen müssen, sondern in demüthiger Ergebung, wie es des sterblichen Menschen würdig ist, wenn er seinen Geist in die Hand des ewigen Gottes zurückgibt.

## Loise Gedanken.

Das Laster des Geizes  
Entbehrt jedes Reizes;  
Es ist nicht das schlimmste,  
Wohl aber — das dümmste.

\* \* \*

„Ein Kind ist eine Mensch gewordene Liebe“, — und ein Verliebter ist oft ein Kind gewordener Mensch.

\* \* \*

Viele Männer sind eigentlich nur die Finanzminister für den „Staat“ ihrer Frauen.

\* \* \*

Der Nebenmensch ist vielen Leuten auch eine Nebenjache.

## Über die Parteien im Staate.

Mit Rücksicht auf ihre Benennung übersichtlich betrachtet von Theodor Vernaleken.

### I. Geschichtliches.

Solange Menschen zusammen leben, hat es Parteien gegeben. Bei den alten Völkern war — abgesehen von dem großen Einflusse der Religionsleiter, der Priester — die Herrschaft Einzelner vorherrschend, sie ward aber vielfach angefochten vom Volke, vom Démos, wie die alten Griechen es nannten. Da die Benennungen der Staatsformen aus dem Griechischen stammen, so möge hier einiges darüber klar finden. Über das altgriechische Staatsleben belehrt uns am besten der berühmte Aristoteles; der Einzelne, sagt er, könne seinen Lebenszweck erst innerhalb des Staates erreichen. Der Staat ist nach ihm die Gemeinschaft der Freien; die Römer nannten ein solches Gemeinwesen *respublica*, daher unser Wort Republik. Wie (nach Aristoteles) der Einzelne dem Staate seine ganze rechtliche und bürgerliche Existenz verdankt, so ist er auch dem Staate zu jeglichem Opfer verpflichtet, das dieser auferlegt. Gegen diesen Grundsatz sündigen alle Umstürzler und Rückwärtler, die es zu allen Zeiten gegeben hat. Jene strenge Forderung des griechischen Staatslehrers ward indessen dadurch gemildert, daß die Leiter des Staates in der Ausübung der Herrschermacht nicht ihrer Willkür folgen konnten, sondern an gewisse einschränkende Bestimmungen gebunden waren. Dieß ist das Gesetz, welches die Herrschenden allein nicht ändern können, ohne den wahren Staat (die *respublica*) aufzuheben. Wo es geschah, ward es als Entartung einer an sich gesetzlichen Staatsform angesehen.

Die Herrschergewalt (Souveränität) geht im Allgemeinen in verschiedene Zweige der Thätigkeit auseinander; es ist dieß die berathende, die verwaltende (regierende) und die richterliche Thätigkeit.

Im Gange der geschichtlichen Entwicklung nimmt bei den Griechen und Römern das Königtum die erste Stelle ein, während die Entartung desselben einer späteren Periode angehört. Das älteste Königtum vereinigt in sich die Hauptbefugnisse der Staatsgewalt, wie sie für die

damaligen früheren Verhältnisse nothwendig waren. Die Könige hielt man für Abkömmlinge oder Verwandte der Gottheit. Vom Zeus hatte der König die Kenntniß, was Recht oder was Unrecht sei, er war Heerführer und Oberpriester; nur die Edeln hatten das Recht, dem Könige zu rathen. Hier also haben wir die Staatsform, welche Monarchie genannt wird, auf deutsch: Alleinherrschaft. Die Könige waren Monarchen. Was man Kaisertum nennt, entstammt aus der Zeit des Römers Jul. Caesar und den Namen Kaiser übertrug man auf die deutschen Könige, nachdem sie bis zum 15. Jahrh. in Rom gesalbt waren. Der Franke Karl der große (800 n. Chr.) ward zum römischen Kaiser gekrönt und hatte in und außer Europa ein solches Ansehen, daß von dem Namen Karl (latinisiert Carolus) sogar die Slaven ihre Könige Kral, Korol nannten, auch die magyrischen Ungarn nannten den König Király. Die anfängliche Bedeutung des Namens Karl ist gleich mit Kerl, im altdeutschen charal, noch jetzt in Westfalen Kärel, d. h. ein echter Mann, ein tüchtiger Kerl, wie es auch Karl der große war.

Nahe liegt eine Vergleichung mit dem deutschen Altertum bezüglich der Stände. Hier erhebt sich der König oder Fürst (d. h. der oberste, der erste im Rang) aus dem Stand der Edeln. Die meisten deutschen Völker hatten schon im höchsten Altertum Fürsten oder Könige und diese waren von den Herzogen, d. h. von den Anführern des Heeres, verschieden. Könige konnten nur aus edelm Geschlechte, Herzoge auch aus bloß freiem genommen werden.

Den deutschen Edeln oder Adlichen sind die altgriechischen Aristokraten zu vergleichen. Aristokratia bezeichnet ursprünglich die Herrschaft der Besten, Bornehmsten, wie Demokratia die Herrschaft des Volkes. <sup>1)</sup>

In unserer Zeit findet sich entweder eine monarchische oder eine demokratische Richtung bei den Parteien, und diese Gegensätze bekämpfen sich, nur in Amerika und in der Schweiz nicht. Aristokratische Neigungen einzelner Stände oder Personen finden sich von jeher überall, und weil sie oft ihre Herrschgelüste niederen Ständen gegenüber geltend machten, so hat das Wort Aristokrat eine übele Nebenbedeutung bekommen. In der Geschichte Polens spielt die Herrschaft des Adels eine große Rolle, und diese trug zur gänzlichen Zerrüttung des Staates bei, der dann später zerteilt wurde.

In dem modernen Staatsleben hat sich in den letzten 100 Jahren ein bedeutungsvoller Grundsatz geltend gemacht, und der heißt: Die gerechten Gewalten der Regierungen kommen her von der Zustimmung der Regierten. Man begriff, daß der Kampf um die politische Freiheit kein Streit ist zwischen Demokratie (Republik) und Monarchie, sondern

<sup>1)</sup> Die übernommene deutsche Bezeichnung Aristokratie und Demokratie ist nicht französisch auszusprechen = hier, sondern das griechische t muß gehört werden.

das Regieren und zugleich Regiertwerden des Volkes in beiden Staatsformen gleich ausführbar ist. Der erste Fortschritt in dieser Richtung zeigte sich in England, wo das Volk seinen Anteil hat an der Regierung. Auf Englands Boden ist die gemischte Staatsordnung erwachsen, die wir die verfassungsmäßige oder konstitutionelle Monarchie nennen, eine weise Verbindung der Fürsten- und Volksrechte. Sie wahrt die Würde des Königtums und sichert dem Volke die ihm gebührenden Rechte, namentlich Steuerbewilligung, Mitaufsicht über die Verwendung der Staatseinkünfte und Theilnahme an der Gesetzgebung.

In der Geschichte von England sehen wir das erste Auftreten großer Parteien. Im Jahre 1640 kam ein großes Parlament zusammen und es bildeten sich zwei Parteien, welche abwechselnd das Land regiert haben. Die eine Partei, das Oberhaus, war ängstlich besorgt, Bestehendes zu erhalten, die andere, das Unterhaus, strebte eifrig nach Reformen. Jene nannte man Tories, diese Whigs. Ungeachtet ihrer verschiedenen Grundsätze verbanden sie sich zuerst, um das erbliche Königtum wieder herzustellen, dann aber retteten sie die angefochtene konstitutionelle Freiheit. Näheres erzählt die Geschichte Englands. Niemand sollte vergessen, daß man diese wohlthätige Staatsform einem vorwaltend germanischen Lande zu verdanken hat.

Auf dem europäischen Festlande hat man aus der mehrtausendjährigen Geschichte der Völker gelernt, daß es nicht gut sei, Einer Person, die wie jeder Mensch fehlbar ist, die Lenkung von Hunderttausenden allein zu überlassen, und darum wählte man eine Anzahl weiser Männer, die als Rath- und Mitgesetzgeber dem Fürsten zur Seite stehen, um ihn in seinem schwierigen Amte zu unterstützen.

Kleine Staaten behelfen sich ohne Fürsten. Man nennt sie Republiken, richtiger Demokratien; allein diese waren genöthigt, mit den benachbarten ein Bündnis zu schließen gegen Gefahren von außen, z. B. die Eidgenossenschaft der Schweiz. Ein demokratisches Gemeinwesen kann sich nur erhalten, so lange es einen moralischen oder christlichen Grund und Boden hat. Entartet dasselbe, wie z. B. bei den Römern, so ist sein Ende vorauszusehen. Von allen Staaten gilt der Grundsatz: Nur das unverfälschte Christentum (Kirchentum war nicht immer gleichbedeutend) muß gleichsam der Sauerteig sein für die Erhaltung eines gesunden Staatskörpers; es ist zugleich auch das einzige Heilmittel gegen den zerstörenden Parteizwist der Einwohner.

Es dauerte lange, bis man die auf Englands Boden erwachsene gemischte Staatsordnung auch auf dem Festlande einführte. In dem sonst tonangebenden Frankreich geschah es nicht. Zwar waren dort die ursprünglichen Staatsformen längst gestorben und hatten die Lebensgestaltungen zur innerlich leblosen Karikatur gemacht. Das Leben hatte



sich gegen den Tod empört, der Drang zur Umgestaltung war allmächtig geworden, aber die lang zurückgehaltene Kraft hatte sich über sich selbst hinausgeschleunigt. Daher der schreckliche Kampf (nach 1789), als schon keiner mehr nöthig war. Das Land verfiel deshalb wieder einem vernichtenden Machthaber, und als der Despotismus Napoleons gebrochen war, kamen auch die Deutschen zu der Einsicht, daß man der Zeit Rechnung tragen müsse. Dann vertreten in einigen Staaten s. g. Landstände nur in geringem Maße das Volk bei der Gesetzgebung, erst 1830 und 1848 vervollkommnete sich die Volksvertretung, aber noch heute ist es schwierig, die Forderungen der verschiedenen Stände zu befriedigen. Die oberen und die unteren Schichten der Bevölkerung bekämpfen einander. Nicht bloß materielle Interessen machen sich geltend, auch nationale sind hinzugekommen, untermischt mit kirchlichen Gelüsten, so daß es vielen schwer fällt, sich in dem Parteigetriebe zurecht zu finden, zumal bei uns in Oesterreich.

Neulich ging im Grazer Stadtpark eine Gruppe junger Männer, von denen einer laut rief: „Der will ein Deutsch-Nationaler sein und ist ein Erzliberaler.“ Kann man sich eine größere Begriffsverwirrung denken? In den Tagesblättern und in den Verhandlungen der zer-splitterten Parteien werden die widersprechendsten Ausdrücke gleichgestellt. Überhaupt ist unser Parteiwesen gänzlich in die Irre gerathen und eine Klärung thut noth. Zudem sind es meistens fremde Wörter, die vom Volke leicht mißverstanden und darum unrichtig gebraucht werden.

Man spricht von liberal und antiliberal, von deutsch-national, von antisemitisch statt antijüdisch, von klerikal, von katholisch-konservativ und christlich-sozial u. s. w. Es ist ein wahrer Herensabbat, der im Parteiwesen Platz gegriffen hat und dabei verfolgen die meisten nur ihre Sonderinteressen und das Gemeinwohl liegt ihnen fern.

Ich bin bei keiner der bestehenden Parteien beteiligt, beurteile als Stillter im Lande dieses Getriebe nur sachlich und halte mich bei meinen folgenden Betrachtungen hauptsächlich an die drei regelrechten und naturgemäßen Parteien im Staate und in der Gesellschaft überhaupt.

## II. Die politischen Parteien.

Ich lese gern englische Schriftsteller und neulich ist mir ein Buch in die Hände gekommen von dem bekannten Henry Drummond (Drommond gespr.). Es ist betitelt „Das Naturgesetz in der Geisteswelt.“ Darin sagt er: Alle Pflanzen und Thiere verwildern und entarten, wenn wir sie nicht pflegen; so auch der Mensch, wenn man ihn nicht erzieht und ausbildet. Das Zurücksinken des Menschen auf eine niedere Stufe nennt die Bibel Sünde. Diese liegt in der Natur alles

Geschaffenen und in jedem Lebewesen liegen drei Möglichkeiten: Stehenbleiben, Entwicklung, Entartung. Das ist Naturgesetz. Unter Sterben verstehen wir das Stillestehen im Organismus, dessen Uhrwerk versagt. In der Lebewelt gipfelt die Entwicklung zum Höhern im Erkennen, wenigstens beim Menschen. Das Leben der Menschen, dieser Krone der Schöpfung, hat sich, wie die Geschichte lehrt, von dem Naturgesetz bei vielen Völkern verirret und hat ihren Tod herbeigeführt und es sind Sproßlinge entstanden anderer Art und in so fern kann man von einer Unsterblichkeit der Menschheit sprechen.

Dieses Naturgesetz leitet uns auch zur Betrachtung unserer Parteien im politischen und religiös-kirchlichen Gebiete. Auch hier sind nur drei Möglichkeiten vorhanden: Entweder Entwicklung, Stehenbleiben, oder Entartung.

A. Das Natürliche in der Lebewelt stellen wir voran, nämlich die Entwicklung. Um dieses Gesetz drehet sich die ganze Naturforschung unseres Jahrhunderts, und alle andern Wissenschaften und selbst die Staatszustände sind von diesem Naturgesetze mehr oder weniger berührt und beeinflusst, am allerwenigsten die alte Theologie, die noch größtentheils kümmerlich in dem mittelalterlichen Gesichtskreise lebt.

Wer ein Anhänger der natürlichen besonnenen Entwicklung ist und das Vorwärts zum Wahlspruch nimmt, den nenne ich liberal. Das römische liber heißt frei, liberalis bedeutet das was eines Freigebornen würdig ist, also edel, anständig, gütig. Liberal heißt also auch sittlich, freisinnig, fortschrittlich, mildgestimmt und es schließt in sich die Duldsamkeit gegen anders Denkende. Liberale Grundsätze haben auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens die unbedingte Herrschaft. Der Liberalismus hat den Anstoß zu einer freien Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte des Volkes gegeben und zur Ausbildung des Rechtsstaates, zur Abschaffung veralteter Sonderrechte und vieles Andere. Die lebendige Fortdauer der liberalen Idee bleibt eine Notwendigkeit auch im Hinblick auf die Fortbildung der Kultur und der Weiterentwicklung des Humanitätsgedankens und der Gerechtigkeit. Frei ist nur der, welcher sich beherrschen kann; es gibt also auch hier eine Grenze. Wenn der Liberalismus mit Leidenschaft austritt, so verfällt er leicht ins Extrem, er wird Radikalismus und dieser, wie auch die Revolution, haben, wie die Geschichte lehrt, noch nie etwas Gutes im Gefolge gehabt. Das Über ist überall vom Übel. Überfluß ist so wenig gut als Übermacht. Rückert sagt:

„Leicht stumpf wird übersein, leicht thöricht überklug,  
weil stets ein Gegenteil ins Andere überklug.“

Wer den richtigen Begriff von Liberalität und menschlicher Freiheit sich verschaffen will, der lese z. B. Carneri's Büchlein „Der moderne Mensch“ (Bonn, bei C. Strauß). „Der Unfreie gehorcht nur

der Gewalt, und wie diese schwankt, wirft er sich in die Arme des ersten besten, der für den Augenblick ihm größere Sicherheit und Vortheile bietet. Daher unsere erbärmlichen politischen Zustände, die von der Freiheit nur den Schein vertragen, und bei welchen der Individualismus, wo er sich hervorthut, nur ein entarteter sein kann" (S. 95).

In der Wirklichkeit ist leider sehr oft wahrzunehmen, daß die, welche sich liberal nennen, nicht immer freiheitlich und fortschrittlich handeln. Und das ist denn doch die Hauptsache. Dieser Umstand hat in Oesterreich Veranlassung gegeben zu einer Spaltung, die zu bedauern ist. Jüngere Männer, die das Wort deutsch-national mehr betonen, gehen ihre besonderen Wege und bilden eine Nebenpartei. Wäre es nicht zu wünschen, daß sie sich mit der größern Linken zusammenthäten zu einer großen deutschen Einheitspartei? Ihre Meinungsverschiedenheiten können sie ja immer geltend machen, aber einig sollten sie sein in großen Fragen und in geschlossener Reihe den Hauptgegnern entgegen treten und solche sind das Slaventum und der undeutsche Merikalismus.

B. Wir gehen nun über zur zweiten Gruppe, zu der entgegengesetzten. Der gerade Gegensatz von Vorwärts ist das Rückwärts, vom Fortschritt zum Rückschritt. In der Naturwelt ist es die Entartung. Deutliche Beispiele finden wir im Organismus der Pflanzen- und Thierwelt. Wir haben deren Entartung vorhin schon angedeutet, es ist aber hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen. Im körperlichen, geistigen und religiösen Leben der Menschen zeigen sich ähnliche Erscheinungen. Von dem historischen Königtum reden wir hier nicht, sondern nur von den Extremen. Dem Rückschritt huldigten Personen, die in allen Zeiten der Weltgeschichte aufgetreten sind. Sie waren geborne Rückwärtsler, Selbst- und Willkürherrscher, politische Absolutisten, Despoten. Die Vertreter dieser Richtung brauchen nicht gerade von Adel zu sein, z. B. Napoleon hat 100tausende zur Schlichtbank geführt, er war der größte Raubmörder in der Geschichte, obgleich er selbst dem großen Göthe imponierte, d. h. Napoleon hat ihm eine Art Bewunderung eingeflößt. Wer in der Geschichte sogar den Beinamen groß sich erwerben will, muß vor Allem einen moralischen Grund und Boden haben.

In anderem Sinne Entartete sind die Nihilisten, d. h. die Nichtsler, die besonders in Rußland das Selbstherrschertum und die Großgrundbesitzer in ihrer Weise kurieren wollen. Dann die Anarchisten, d. h. Wilde, denn ein Land ohne Regierung und Gesetz führt zur Thierheit. Tiefer kann die Entartung nicht gehn.

Eine andere Art dieser Klasse sind die Geister, die überall widersprechen und stets verneinen. Ihr Vater ist Mephisto, der in Göthe's Faust von sich sagt:

„Ich bin der Geist, der stets verneint!  
 Und das mit Recht, denn alles, was entsteht  
 ist wert, daß es zu Grunde geht;  
 Drum besser wär's, daß nichts entstünde.  
 So ist denn alles, was ihr Sünde,  
 Zerstörung, kurz das Böse nennt,  
 Mein eigentliches Element.“

(1, 3.)

Das stimmt ganz zu der obigen Begriffserklärung von Drummond: „Das Zurücksinken des Menschen auf eine niedrigere Stufe nennt die Bibel Sünde.“

Merkwürdig ist es, daß eine gewisse Partei in Österreich sich christlich nennt, unbekümmert darum, ob das Wort christlich gleich sei mit „Stänker“ oder „Krafehler“. Stänker ist ein neues Wort und bezeichnet ein mit Gestank behaftetes Geschöpf, das wie der Teufel Händel verursacht und alles verhebt, daher eine alles kleinlich durchspürende Person. Krafehler bedeutet Zänker, besonders der lärmenden Streit sucht oder liebt.

C. Wir kommen endlich zur dritten Parteigruppe, die als Mitte anzusehen ist zwischen Entwicklung und Entartung, zwischen aufbauen und zerstören. Sie vertritt das Stehenbleiben, und das ist ein schwankender Posten, und ein gefährlicher, weil Stillstand in der Natur und Geschichte dem Rückgange am meisten ausgesetzt ist. Bei den einzelnen Personen, wo es massenhaft eintritt, läßt sich der Nachweis schwer verfolgen, wohl aber bei ganzen Ländern, wie z. B. Spanien, Persien und China, die nicht bloß an Altersschwäche absterben. Die Hauptursache liegt in der schlechten, von den Regierenden, als auch von den Religionsvertretern beeinflussten Jugend- und Volkserziehung, die dann einen nachteiligen Einfluß hat auf das ganze staatliche und wirtschaftliche Leben.

Man muß übrigens anerkennen, daß eine solche Mittelrichtung in allen Zweigen auch eine sehr erwünschte ist und wohlthätig und fördernd einwirken kann. Man kann Gutes und Schlechtes erhalten oder konservieren; was aber gut und was schlecht ist, darüber gehen freilich die Ansichten sehr auseinander, und darum dreht sich meistens der Streit der Parteien. Konservativ bedeutet erhaltend, beständig, mehr oder weniger am Hergebrachten hangend, zumeist nach rechts, d. h. rückwärts neigend. Was liberal bedeutet, haben wir oben schon gesagt. Es kommt vor, daß bekannte Rückwärtsler sich konservativ nennen in beschönigender Weise und daß i. g. Liberale nicht immer echt liberal sind; andere gehen im Eifer darüber hinaus, z. B. dem edelgesinnten Kaiser Josef II. fehlte in manchem seiner Pläne die maßvolle Abwägung ihrer Durchführbarkeit. Die Zeitverhältnisse waren ihm dabei noch nicht günstig, und die Zeit war zu kurz. Schnelle Triebe in der Pflanzenwelt halten sich nicht lange, weil es nicht naturgemäß ist, und gar zu rasche Reformen in der Menschenwelt verursachen meist einen Rückschlag, eine Gegenwirkung, was man Reaktion nennt.



Bei der Gesetzgebung sollte der Grundsatz nicht außer Acht gelassen werden, daß Alles seine Zeit hat, namentlich bei Bestimmungen, die tief ins Volksleben eingreifen z. B. Schulgesetze, Gewerbeordnung u. a. Es ist nicht gut, wenn man schon nach einigen Jahren ein Gesetz ändern will und nach Reform ruft; auch die Achtung vor dem Gesetze wird dadurch vermindert. Darin sind selbst die englischen Adlichen ein gutes Vorbild; sie verstehen sich auf die wahre Freiheit und halten lange fest an dem als gut Erkannten.

Auch eine echt konservative Natur kann dem Fortschritt huldigen, wenn die Pietät ihn befeelt. So läßt z. B. L. Schücking in dem Romane „Ein Schloß am Meer“ den berühmten italienischen Dichter Alfieri sagen: „Käme ich, begeistert von einem neuen Glauben, als Apostel zu einem Volke, es würde mir schwer, seine alten Tempel umzustürzen; ging ich als ein Profet des Christenthums durch das Morgenland, es würde mir schwer, den schwarzen Stein aus der Kaaba zu Mekka zu zertrümmern, als wäre es ein Frevel gegen die Andacht der Hunderttausende, die hier Trost gefunden. Jede tiefere und bessere Natur kann nicht leicht die Pietät abstreifen, welche sie fühlt gegen das von den Vätern her Ererbte, gegen das einmal, und wenn auch nur durch ein allgemeines Vorurtheil nach, Geheiligte, gegen das von der Poesie vergangener Zeiten Durchdrungene. Deshalb sieht man bei allen Umwälzungen (Alfieri meint zunächst die französische Revolution) nicht diese Naturen, sondern die Leichtsinnergern an der Spitze der Bewegung. Das ist für den Fortschritt ein gewichtiges Hemmnis. Denn gerade dadurch bekommt eine im Interesse des Fortschrittes unternommene Bewegung so oft gleich von vorn herein die verkehrte Richtung und etwas Verächtliches in den Augen gewiegter Männer, deren Autorität und Hilfe nöthig wäre. Kann man dem großen Haufen zumuthen, daß er die Person von der Sache trenne? Ach, für meinen Theil, halte die Freiheit für den Lebensäther der Seele“.

Zum Erhalten oder Konservieren, nach ihren Anschauungen, neigen am meisten die Anhänger der päpstlichen Kirche, aber auch die Mitglieder des alten Adels. Beide trennen sich nicht gerne von der gewohnten Herrschaft über das Volk und von dem großen Besitze. In unserem Zeitalter ist eine Gegnerschaft nicht unberechtigt. Wir müssen aber in dieser kurzen Besprechung auf die s. g. agrarische Frage verzichten, ebenso auf die soziale Frage, obgleich diese heut zu Tage alles andere in den Hintergrund drängt. Zu alledem sind seit etwa 20 Jahren die verschiedenen Nationalitäten mit ihren Forderungen hervorgetreten. Endlich auch die s. g. Antisemiten. Wären alle diese Nebengruppen besondere Parteien neben den genannten drei großen Parteien, und wäre Alles parteifähig, was als Privatjache oder politische Meinung der Persönlichkeit angehört, so hätten wir wenigstens 20 — 30 Parteien

in den Vertretungskörpern jedes Staates. Wohin gehört ferner die Interessenten-Vertretung der Landwirte, der Beamten, Fabrikanten, Handwerker zc.? Es kann doch nicht jeder einzelne Stand, die ja ihre Privatvereine haben, auch eine öffentliche Partei in der allgemeinen Volksvertretung bilden, die vor allem das Gemeinwohl im Auge haben sollte.

Wir haben nur Unschau halten wollen über das zerfahrene Gewirr der Zeitfragen, die in den Tagesblättern besprochen werden. Einige, wie die Juden- und Sprachenfrage, halte ich für vorübergehende Erscheinungen, andere sind zu einer unparteilichen Betrachtung noch gar nicht reif. Die bedeutendste Bewegung ist unstreitig die soziale, die eine berechtigte und eine extreme Seite hat.

In unserer Zeit überwiegt bei manchen Parteien noch die Selbstsucht und die Leidenschaft, die nur zu dämpfen sind durch eine starke Dosis christlichen Ethos, dessen Inhalt angegeben ist in vielen Stellen des bei Seite geschobenen Evangeliums, von dem Göthe (bei Eckermann 3, 257) sagt: „Wir müssen alle nach und nach aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und That kommen.“

## Die Bursch.

Ein Capitel über Faschingsbelustigungen aus dem Volke des steierischen Unterlandes.

Geschildert von Josef Faist, Bauerssohn bei Riegersburg.

Das Wort „Bursch“ mit dem vorausgesetzten Artikel „Die“ wird wohl für manchen Leser etwas seltsam klingen; nicht so aber für die ländliche Bevölkerung des steierischen Unterlandes. Hauptsächlich die ländliche Jugend ist es, welche nicht wenig erfreut ist, wenn es heißt, in diesem oder jenem Gasthause ist diesen Fasching eine „Bursch“.

Da die Bursch in jetziger Zeit, so wie manch anderer alte Volksbrauch, schon ganz abkommt, so will ich diese Volkssitte näher beschreiben, und damit dem lustigen Faschingsbrauch im „Heimgarten“ ein kleines Denkmal setzen.

Die Bursch ist eine Carnevalsbelustigung mit Tanz, welche in einzelnstehenden Wirtshäusern abgehalten wird, auf Bergeshöhen oder in Seitengräben, nämlich an Orten, wo man sich ganz frei und ungezwungen gehen lassen kann. Zur Bursch werden vom betreffenden Wirte sechs Burschen (davon wahrscheinlich der Name) und sechs Mädeln aufgenommen; ein Bursche davon ist Hauptmann, ein zweiter Tanzmeister. Am ersten Sonntage nach Heil. drei Könige wird die Bursch eröffnet und wiederholt sich jeden Sonntag, wo dieselbe dann am Faschingmontag mit einem

„Blochziehen“ ihren Abschluß findet. Die Burschen und Mädeln, welche sich für die Bursch verpflichtet haben, müssen alle Sonntag nachmittags pünktlich und nett zusammengeputzt erscheinen. Für ihre Aufgabe — von welcher wir später hören werden — erhalten dieselben vom Wirte unentgeltlich Speise und Trank, und zum Schlusse Geld für ein Paar Stiefelsohlen, welche sie an den Burschsonntagen heruntergetanzt haben.

Die Mädeln, welche zur Bursch gewählt werden, müssen drei Eigenschaften haben; sie müssen nämlich Jungfrauen sein, gut tanzen können und schön sein, so daß man dieselben auch jedem besseren Gast vorführen kann.

Am Sonntag, wo die Bursch eröffnet wird, finden sich die Burschleute um drei Uhr nachmittags beim Burschwirtshause ein, dort sind bereits ziemlich viele Gäste versammelt, welche auf die Eröffnung warten. Das Tanzzimmer ist schon früher von den Burschmädeln geschmückt worden. Um die Thüre ist ein Kranz von Tannenreisig, geziert mit farbigen Papierrosen, Maschen und Seidenbändern. Im Innern des Tanzzimmers sieht man Kränze aus gefärbtem Moos. In jeder Ecke am Plafond ein Büschel Tannenreisig, untermischt mit künstlichen Rosen. In der Mitte hängt von der Decke hernieder ein kleines geschmücktes Tannenbäumchen, rings herum eine Kette, verfertigt aus gefärbtem Papier. In einer Ecke des Zimmers bemerken wir am Tische etwa ein halbes Duzend Spielleute mit Clarinetten, Hörnern u. dgl. Jetzt treten die Burschleute in das Tanzzimmer. Es sind deren anfangs nur fünf Burschen mit ebensoviel Mädeln, welche da aufmarschieren.

Die Burschen tragen auf ihren Hüten künstliche Blumensträuße mit rothen Seidenbändern — so ähnlich wie die Brautführer bei Bauernhochzeiten —, die Mädeln haben kleine Sträußchen ins Haar geflochten.

Die Musik spielt einen Marsch. Die Burschen nehmen ihre Hüte ab. Man hört an der Thür klopfen.

Auf das Herein des Hauptmannes tritt der Tanzmeister — an der Hand seine Tänzerin führend — herein.

Die Musik verstummt. Der Tanzmeister sagt:

„Geehrter Herr Burschhauptmann! Ich hätt' ein kleines Gebitt, wenn ich dürft' hervorkommen damit.“

Hauptmann: „Was soll's denn sein?“

Tanzmeister: „Da Sie die Ehre haben, hier zu befehlen und zu wachen, so bitt' ich, wenn ich hier mit meiner Jungfrau-Tänzerin dürft' ein Tänzchen machen.“

Hauptmann: „Es soll erlaubt sein!“

Die Musik spielt, der Tanzmeister tanzt einigemal im Kreise herum; dann sagt er weiter:

„Geehrter Herr Hauptmann, mein ehrenwerter Mann, ich bitte, schließen Sie sich mit allen ihren Burschleuten dem Tanze an.“

Die Musik spielt; alle tanzen jetzt, wobei von den Burschleuten die Tänzer und Tänzerinnen so lange gewechselt werden, bis alle gegenseitig mitammen getanzt haben. Dann stellen sie sich wieder in Front auf und der Hauptmann sagt:

„Lieber Herr Tanzmeister, nicht wir allein wollen fröhlich sein, sondern jene, die hieher gekommen, sind mir alle sehr willkommen, und die noch kommen werden, sie sollen geehret werden, sie werden von uns geladen und gebeten, mit uns auf diesen geschmückten Tanzboden zu treten.“

Hiermit wird die Bursch als eröffnet erklärt, und jetzt beginnt von Seite der Burschleute „die Aufforderung zum Tanze“. Jeder Burschbursche nimmt sein zur Seite gestelltes Mädchel an die Hand und führt dasselbe in die Gastzimmer, wo sich unterdessen schon ziemlich viele Gäste eingefunden haben. Er tritt zu einem Gaste vor, nimmt den Hut ab und hält denselben wagrecht zum Zeichen der Einladung gegen den Gast und sagt folgenden Spruch:

„Geehrter Freund, Sie werden geehrt und gebeten, auf unser'n ehrlichen und geschmückten Tanzboden zu treten, auf einen ehrenwerten Tanz, wie Ihr wißt, so wie es hier im Untersteirischen gebräuchlich ist, haben Sie Grund uns zu verschmähen, so wollen Sie dies gütigst übersehen, in diesem Falle verschmähen Sie mich, aber verschmäh'n Sie diese Jungfrau-Tänzerin nicht.“

Das Mädchel nimmt nun den Gast bei der Hand, und führt denselben auf den Tanzplatz. Hat der Gast eine Frau oder ein Mädchel bei sich, so wird dieselbe von den Burschburschen zum Tanze geführt. Auf diese Weise werden alle Gäste, die ins Gasthaus kommen, zum Tanzen eingeladen. Diese „Burschen“ waren in der Regel sehr gut besucht, nicht nur von Bauersleuten, sondern auch von Pfarrdörfern und Märkten kamen Leute. Da befindet sich unter den Musikern ein alter „Bratlegeiger“, welcher weder bei einer Bursch noch bei einer Bauernhochzeit fehlen darf, wegen seiner Schurren und Schwänke, welche er hervorbringen weiß. Dieser trennt sich von den übrigen Musikern und geht mit seiner Zupfgeige ins Gastzimmer, wo er seine lustigen Sachen den Gästen vorsingt und sich da manches Stamperl Schnaps oder auch ein Trinkgeld verdient.

Im Tanzzimmer veranstaltet man einige Zurtänze. Da wird zum Beispiel der „Gänsetanz“ vorgeschlagen.

Eine beliebige Anzahl Weibskente stellen sich im Abstände von etwa einem Meter, mit dem Gesichte einwärts gekehrt, im Kreise auf. Sie reichen sich gegenseitig die Hände, welche sie schließen und so hoch emporhalten, daß man bei jeder Öffnung in gebückter Haltung durchgehen



kann. Dann kommen Burschen und Männer, und zwar muß um ein Mann mehr sein, als Weibspersonen im Kreise aufgestellt sind. Sie stellen sich einer hinter dem anderen auf. An der Spitze ist der „Gänserich“, wo der hingehet, marschieren die anderen nach; dabei muß jeder Hintermann den vorderen am Rockzipfel halten. Dann geht es im Gänsemarsch in Schlangengewindungen bei einer Öffnung durch die Frauen in den Kreis, bei der anderen wieder heraus.

Dabei spielen die Musiker einen Marsch. Ganz unerwartet klopft der Kapellmeister mit dem Bogen rückwärts an die Violine; auf dieses gegebene Zeichen muß jeder von denen, welche im Gänsemarsch gehen, eine Tänzerin anfassen, und zwar gilt dabei die Regel, daß die Tänzerinnen nicht von der Seite oder rückwärts erfaßt werden dürfen, sondern von vorne um die Mitte. Dabei gibt es sehr viel Spaß. Die Burschen rennen einander, sowie auch die Weibsteute fast über den Haufen. Während bei einer Tänzerin zwei oder drei Männer zerren, ist eine andere noch gar nicht entdeckt, daß sie noch frei ist. Schließlich muß ein Mann ohne Tänzerin bleiben. Dieser ist also „gezwickt“ und wird als „Wurz'n“ jetzt tüchtig ausgelacht, auch muß er an die Musik ein entsprechendes Trinkgeld zahlen. Die übrigen tanzen nun einen flotten Walzer. Beim nächsten Gange muß der „Gezwickte“ als Gänserich an die Spitze des Zuges. Am liebsten thun bei diesem Spiel die älteren oder minder schönen Weibsteute mit, weil sie da zu Ehren kommen. Da lacht manchmal eine mit dem ganzen Gesicht, wenn sich zwei Burschen um sie streiten.

Eine andere Unterhaltung bietet der „Polstertanz“.

Hierbei stellt man sich wieder im Kreise auf, die gleiche Anzahl Burschen und Mädeln durcheinander. Ein in dieses Spiel uneingeweihtes Bürschlein wird zum Mitspielen in den Kreis gezogen. Denselben wird schon früher gesagt, daß es bei diesem Spiel Küsse gibt, deshalb thut er gerne mit. Ein feschcs Mädcl wird gewählt, welches sich mit einem Kopfpolster versehen in die Mitte des Kreises stellt. Die Musik spielt einen Marsch, bei welchem sich der geschlossene Kreis umherzudrehen beginnt. Die Aufgabe des Mädcls ist es nun, sich einen Mann vom Kreise zum „Tanze“ zu wählen. Sie wirft den Polster vor dem Erwählten nieder und kniet darauf; das gleiche hat auch der Bursche zu thun. Hierbei muß der Bursche acht haben, daß er nicht früher als das Mädcl auf den Polster kniet, denn thut er das, so schnellst das Mädcl den Polster zurück, und der Mann plumpst mit den Knien auf den bloßen Fußboden nieder; für den Spott hat er dann nicht zu sorgen. Wenn beide auf dem Polster knien, so küsst sie ihn, dann tanzen sie mit-sammen in der Mitte des Kreises einigemal herum. Hierauf verlässt das Mädcl den Kreis, indem sie noch früher den Polster dem Manne, welcher jetzt im Kreise bleibt, übergibt. Derselbe muß jetzt ein Mädcl mit einem

Kuffe wählen; das Mädcl wieder einen Mann oder Burschen, und da jeder, wenn er getanzt hat, den Kreis verlassen muß, so schmilzt die Gesellschaft rasch zusammen. Der Neuling ist natürlich noch darunter und sehnt sich vielleicht, bis ihn eine holde Jungfrau mit einem Kuffe erlöst. Dem ist aber nicht so. Es wurde schon am Anfange des Spieles berechnet, daß der unerfahrene Bursche als Rest bleiben muß. So ist die Zahl der Tänzer schon auf drei Personen zusammengeschmolzen. Nur ein Mädcl mit dem Polster ist noch da und ein anderer Bursche, vor welchen sie jetzt den Polster wirft und ihn somit zum Tanze einladet. Während sich der Schluß des Spieles auf die beschriebene Weise abwickelt, hat sich ein Bursche von rückwärts mit einem Buckelkorb herangeschlichen. Mehrere Burschen ergreifen gleichzeitig das verblüfft dreinschauende, als Rest gebliebene „Kullerl“, und ehe das Bürschlein die Situation übersehen kann, fliegt es wie ein Spielball — von den Burschen gehoben kopfüber in die „Butt'n“ und zappelt nun mit den Füßen nach aufwärts, „mit Hab und Gut im Buckelkorb drin“.

Streit und Kaufhändel sind bei einer Bursch ganz ausgeschlossen. Der erste, der Streit anzufachen sucht, wird von den Burschburschen „a uß i g w u z l t“, denn dieselben sind verpflichtet, die Ordnung im Hause aufrechtzuhalten.

Hingegen kommt es hic und da vor, daß zwei Weibsbilder eines Burschen wegen in Streit gerathen, oder daß ein Mädcl ihren Liebhaber dadurch in Zorn versetzt, wenn sie ohne seine Erlaubnis mit einem anderen tanzt.

So etwas war es auch, wie ein Bursche im Gastzimmer dem alten Bratlgeiger befahl, seiner Liebsten das Lied von der „Abwechslung“ vorzusingen, welches der Geiger sofort mit folgendem Text anstimmte:

Mih g'freut auf der Welt hiazt mei Leb'n nimmermehr,  
 Mei Dirndl sie mocht mir mei Herz gor so schwer,  
 Sie thuat mir a Zeit her schon olles zu Fleiß,  
 Ihr' Liab is so kolt wie ein Eis.  
 Und wann i sie frog'n thu: „Was hob i dir than?“  
 So draht sie sich um, schaut mi goa neama an,  
 Und lispelt mir höchstens in d' Ohren hinein:  
 „Es muß auch an Obwechslung sein.“

Wie hob i mi g'freut in dem vorigen Jahr,  
 Wie halt in den Dörferl da Kirtog da war,  
 Da hat's bei der Muji ihr Lebtag goa nia  
 Mit and're tanzt, ols wie mit mir.  
 Ober wenn jekt a Geig'n klingt, is sie net z'faul,  
 Ob 's jekt der Peterl nimmt oder der Paul,  
 Und red i den Dirndl a bissel wos drein,  
 So sog 's: „Es muß an Obwechslung sein.“

Seitdem daß ihr'n Ring an mein' Finger hot g'steckt,  
 So hat 's bei mir gar so stark d' Liab do aufg'weckt.  
 I hätt' wahrlich g'schwor'n drauf mei Seel und mei Ehr,  
 Es kriegt jekt sonst loana nix mehr.

Diast muasß ich 's beim Noehbarn sein Hansl daleb'n,  
 Dafs sie eahm hat lürzlich das nämliche geb'n,  
 I sog dann: „Mei Dirndl, wos sollt dir denn ein?“  
 Sie moant: „Ginst muasß an Obwechslung sein.“

Amal paß i drauß bei dem Stall vor der Thür  
 Und glaub' sie melkt drinnen ganz fleißig die Küah,  
 Diast wie i oba eini beim Schlüßelloch schau,  
 Da wie i vor Goll völli blau.  
 Statt dafs 's bei die Küah mit den Sehterl (Zuber) thät Inian,  
 Thuat sie mit 'n Buab'n schön still umdischluriern.  
 „O, schamst dich den nicht“, schrei ich schmerzlich hinein.  
 Drauf jogt 's: „Es muasß an Obwechslung sein.“

Jekt is 's oba aus, loss mi neama feziern,  
 Und miß wie a Narr bei der Noß'n umherführ'n,  
 I hobß fröher treu g'liabt, so gut, dafs man 's kann,  
 Oba jekt kriagt 's ein anderer dran.  
 Unlängst geh i beim Dirndl ihr'n Kammerl vorbei,  
 Und hör' da bei ihr drinn a Rindergeschrei.  
 Do sog i: „Du Dirndl, wos woant denn so fein?“  
 „Schau, muß halt an Obwechslung sein.“

Und so wechselt Singen, Tanzen und Jodeln die ganze Nacht ab.  
 Bei Tagesanbruch stolpern die Leute auf den schneeigen und eisigen Wegen  
 nach Hause.

Vor sechs Jahren wurde in unserer Gegend die letzte Bursch ab-  
 gehalten.

Die Geistlichkeit ist dagegen.

Ob sich seit Aufhören dieser „Burschen“ die ländliche Bevölkerung  
 gebessert hat oder bessern wird, mag dahingestellt bleiben.

## Der Hagenstab.

(Eine Erzählung von Peter Rosegger.)

**D**er Michel klopfte seinen Hobel aus. Es war kein einziger Span  
 mehr drinnen, aber er klopfte ihn noch einmal aus.

„Schleune dich, schleune dich, Bub“, mahnte ihn die Mutter von  
 ihrem Spinnrade her, „der Baktrog muß morgen fertig sein. Du willst  
 ja doch am Sonntag dein Pfingstbrot haben.“

Schielte der Bursch mit dem einen Aug' durch das Hobelöhr und  
 sagte: „Ich möcht mein Pfingstbrot lieber anderswo essen, als daheim.  
 Mutter, ich jag' Euch's, mir laßt's keine Ruh' mehr. Wo werden sie  
 sein? Wie wird's ihnen gehen?“

Da hatte das Weib schon genug. Sie gieng hinaus unter die  
 Bodestiege, dort war es dunkel und einschichtig, dort war ihr Platz

zum Weinen. Seit zwei Jahren weinte sie dort jeden Tag. — Ihre drei Buben! Jetzt hatte sie nur einen mehr. Nicht bei den Soldaten, auch nicht auf dem Dorfkirchhof. Irgendwo werden sie schon liegen. — Gott, wo ist die Zeit, da ihr Mann in der Tischlerwerkstatt mit den drei Buben gearbeitet hat! Wohlgemuth alle vier, gesungen, gepfeifen, gelacht, die Arbeit gieng frisch vorwärts und im Hause mehrte sich der Wohlstand. — Da fällt es dem Ältesten, dem Franz, ein, er ist zwanzig Jahre alt, er will in die Fremde. „Hast recht“, sagt der Vater, „in die Fremde muß der Bursch. In der Sonne wird das Holz erst klinghart trocken, bei anderen Meistern wird der Geselle erst gehobelt, in der weiten Welt kriegt er Politur.“ Das Geld in den Brustlaß, den Segen aufs Haupt und den Stab in die Hand. Schreiben wird er alle Wochen, das versteht sich, und in einem Jahr ist er wieder daheim. — Drei Briefe sind gekommen vom Franz, daß es ihm gut geht, daß die Welt schön ist, und possierliche Beschreibung von Menschen und Umständen hat er gemacht. Ein vierter Brief ist nicht mehr gekommen. Kein Brief und kein Wort und kein Bursch. Plötzlich verschollen.

Und als ein Jahr vorübergegangen und der Franz nicht mehr heimgekommen war, da warf eines Tages der Zweitälteste, der Hansjörg, das Stenmeißen weg und sagte, er gehe den Bruder suchen. Geld in die Tasche, den Segen aufs Haupt und den Stab in die Hand. Fünf Briefe schrieb er heim von seinen Abenteuern, in Arbeit bleibe er nirgends lange, aber bei allen Werkstätten frage er an, bei allen Innungsämtern und in allen Passstationen. Ein sechster Brief war ganz kurz: „Liebe Eltern! Dem Bruder bin ich auf der Spur. In kurzer Zeit mehr von uns. Euer lieber Hansjörg.“ Dann nichts mehr. Es kam kein Brief, kein Wort, kein Hansjörg. Im Tischlerhause zu Heimstätten war ein Aufruhr jeden Tag, so oft der Briefträger vorbeigieng, und dann kam die stille schwere Trauer. Der alte Tischler redete kein Wort von den Verschollenen, aber er gieng ein, wie die Rübe auf dem Ofen; die Mutter preiße, wenn's manchmal zu arg wurde, draußen unter der Stiege ihren Arm an den Wandschrott und schluchzte in den Ellbogen hinein, daß es oft war, als müsse das ganze kleine Haus erbeben, vor dem Stoßen ihrer Brust. Der Jüngste, der Michel, arbeitete an der Hobelbank und schwieg, oder er saß am Feierabende vor einem Buche, einer Landkarte und schwieg. Wenn Nachbarsburschen kamen, ihren Arm um seinen Nacken legten und ihn mit sich haben wollten zum Schwärmen in den freien Weiten, da schob er sie sachte von sich und sagte gelassen, sie sollten nur lustig sein, er bleibe daheim. Er war schon zwanzig Jahre alt geworden; sein frisches Rundgesicht mit dem hellen großen Mandelauge und mit dem Blondhaar, das weich über die Stirne hereingiang, und der zarte Goldflaum unter dem Ohr — das alles wäre



ichon genug gewesen, die Dirndlein von Heimstätten in eine empfindsame Unsicherheit zu versetzen, und wenn noch dazu der schlanke, stramme Bursch kam, der diesen Kopf trug, dann kann man sich's denken, wie sie vor ihm hinter den Baum flohen, um durch das Gezweige auf ihn herzugucken. Der Michel merkte nichts.

Und so war es, daß er plötzlich das Werkzeug hinschleuderte und fast schrill ausrief: „Ich will den Brüdern nach!“

Die Mutter fuhr sich mit den Fingerspitzen über die Stirn, wie immer, wenn sie erschrak, dann sprang sie herbei, faßte den Burschen am Arm: „Du gehst mir nicht!“

Der Alte hatte am Herd den dampfenden Leim gerührt, jetzt ließ er das stehen, kam gar langsam heran und fragte mit leiser hastiger Stimme: „Was, gehen willst, Michel? Wohl wohl. Ich kauf' dir eine lange Schnur, die ziehest hinter dir her, daß du zurückfindest.“

„Sie ist nicht nöthig“, antwortete der Sohn, „ich gehe bloß der Sonne nach. Gehe ich gegen Untergang, so werde ich eines Tages vom Aufgange her kommen. Und wir alle drei. Wie könnte ich euch allein lassen, ihr alten Vater und Mutter, wenn ich nicht wüßte, daß wir kommen. Ich weiß es ganz gewiß.“

„Warum weißt du das gewiß?“

„Weil es nicht anders sein kann. Sie leben, ich finde sie, ich bringe sie heim. Ob die Brüder allein, ob mit Weib und Kind, das kann ich nicht bürgen.“

„Ich denke auch, sie haben sich in ein Nest vergarnt“, sagte der Alte.

„Dann ist es aber jampsladen schlecht, daß sie uns vergessen!“ schrie die Mutter. Der Zorn gegen die Verlorenen that ihr fast wohl, nachdem sie in Wehmuth sich oft schier aufgelöst hatte. Der Zorn stärkte sie. -- Wenn es Weiber sind, die den Franz und den Hansjörg bethört haben, dann --. Eine schwiegermütterliche Blut kam auf die Wangen und in die alten Augen der Meisterin.

„Wenn sie Kinder haben, alsdann glaube ich's, daß sie der Alten nicht mehr gedenken“, sagte der Vater, scheinbar ganz ruhig mit der Hand in den Hobelspänen herumtastend, als ob er was suchte. „Es ist von Gotteswegen einmal so eingerichtet. Von den Eltern lösen sie sich los, mit den Kindern wachsen sie zusammen. Erst wenn die Kinder sich einst von ihnen wenden, dann sehen sie, wie weh -- wie weh das Loslösen thut. . . .“

„Ich bringe sie heim“, jagte der Michel.

In wenigen Tagen war er reisefertig. Eine lustige blaue Jacke, einen mit Wachseleinwand überzogenen Steishut, auf dem Rücken das Felleisen, von der Mutter aufs allersorgfältigste gepackt. Mein Gott,

wenn nur alles hineingienge, was er zu Hause zurücklassen muß und in der Fremde doch brauchen wird. Mein Gott, wenn sie, die Mutter, nur nicht alt und gichtisch wäre, sie gienge mit ihm. Und wenn er sie zurückjagt, so gewandet sie sich in einen Handwerksburschen und geht auf der Straße immer von weitem hinter ihm her und läßt ihn nicht aus den Augen. — So war ihr kindisches Denken, und dann hat sie sich vorgenommen, stark zu sein, um sein Herz zu schonen. Ist er doch selber noch ein ganzes Kind, das jetzt in die Fremde geht, die seine Brüder verschlungen hat. Und sie ist stark. Fast im zankenden Tone ruft sie ihm die letzten Worte nach: „Dass du mir brav bleibst, Bub! Und aufs Gewand gib acht, kostet zwölf und einen halben Thaler, wie du's jetzt am Leib hast. Vergiß aufs Beten nicht, wenn du aufstehst und eh du einschliffst! Und verlier' mir kein Sacktuch, du hast ihrer sechs mit!“

Das waren die letzten Worte an der Hausthüre, durch die ihr liebstes Kind hinausgegangen. . . . Ihr liebstes? Eines war ja doch wie das andere und alle drei sich auch äußerlich sehr ähnlich.

Der Vater begleitete ihn noch durch den Baumgarten. „Michel“, sagte er und führte ihn seitab zu einem Strauche. „Komm her, das ist ein Hagedorn, gelt? — Bleib nur ein wenig stehen. — An dem Tag, wie ich deine Mutter genommen hab', ist's mir eingefallen: Da, just auf dem Platz pflanze ich einen Lindenbaum, dass die heilige Familie einmal im Schatten sitzen kann. Wohl, Bäume sind genug gewachsen im Garten, wie du siehst, aber hier, wo ich das Lindenstämmchen gesetzt, ist nichts als ein Hagenstrauch geworden. Wie Gott will, er hat schöne, schlanke Stäbe gehabt. Als der Franz fortgegangen, hab' ich einen Hagenstab geschnitten, vom Hedorn freigemacht, und ihm in die Hand gegeben. Der Hansjörg, nachher, der hat auch so einen mitbekommen und du, mein letzter, du sollst den letzten haben, der noch hier steht.“ Damit schnitt er den Stab mit scharfem Krummesser ab, schleifte das Hedorn und maß an dem Leibe des Burschen, wie hoch er ihn brauche. „Er ist stark, kannst dich schon auf ihn verlassen. Aber nicht allemal, manchmal ist eine geschickte Hand besser, als ein starker Stoß. Und wenn er dir zu sonst gar nichts nütze sollt sein, so denk, er ist von deinem Vater. Da hast ihn. Na, ist schon gut.“

Ein sehr kurzer, flüchtiger Händedruck — und der alte Mann stand allein beim Hagedornstrauch, der noch verkrümmtes Gezweige hatte, aber keinen geraden Stab mehr. Auf den Baumwipfeln sangen die Vögel, draußen auf den weiten Feldern lag der helle Sonnenschein, und dort schlängelte sich die weiße Straße. Und auf der Straße bewegte sich ein dunkles Pünktlein langsam dahin.

Der Tischlermeister gieng zurück in das Haus, sein Weib saß am Spinnrade, er setzte sich nicht weit davon auf einen Holzblock. So saßen

sie am Nachmittag, so saßen sie am Abend, als es dämmerte. Und auf dem Tische stand noch die Pfanne, aus welcher der Pab seine Wanderjause gegessen hatte.

Die Gegenden, durch welche den jungen Wandersmann der Weg führte, waren voller Lieblichkeit. Allerorts grüntes Wiesen und Felder und die Obstbäume säckelten manchen duftenden Blütenschnee auf sein Gewand. Aber der Michel nahm sich vor, nicht auf die Bäume zu schauen und nicht andere Herrlichkeit zu bestaunen, umso fleißiger aber den Menschen, denen er begegnete, ins Gesicht zu gucken und sie offen oder heimlich auszuforschen nach den Brüdern.

Als er in der Sonnenhitze etwa drei Stunden gewandert war, fühlte er seine Beine und er stützte sich leichtlich an den Hagenstab. In einem Birkengehölze begegnete ihm ein stattlicher Mann, der ein rothes Gesicht hatte und auf einem Rappen ritt. Dieser schien indes nicht sehr hoffärtig zu sein. Der Bruder einer war es nicht, der da hoch zu Ross saß, er hatte aber eine freundliche Ansprache.

„Jüngling Gottes“, sagte der Rittersmann, „willst du ein schönes Reitpferd haben? Ein Reitpferd, das verkürzt den Weg und verlängert das Leben. Höre, ich schenke dir den Rappen, du wirst erkenntlich sein und mir deinen Geldbeutel schenken, den dir gewisslich die Frau Mutter in das Wams gebunden hat.

Der Michel antwortete: „Edler Herr, du warst gestern ein Dieb und willst heute ein Räuber werden.“

„Du bist ein Flegel“, lachte der Rittersmann, „gestohlen habe ich das Pferd nicht, aber verkaufen will ich's, weil meine Tochter heiratet und ich ihr das Hochzeitsmahl schaffen will. Du kannst mir das Geld ja borgen, wenn du es nicht schenken willst, und ich borge dir das Pferd.“

„Was kostet ein Hochzeitsmahl?“ fragte der Michel.

„Dem Bräutigam die Freiheit, dem Vater vierzig Thaler.“

Fünzig Thaler hatte der Tischler imbeutel, also kaufte er das Pferd und setzte sich in den Sattel.

„Abwerfen wird es dich nicht“, sagte der rothe Mann, „denn es ist sehr zahm.“

Ein wahres Wort. Der Rappe war so zahm, daß er sich nach etlichen Minuten mit dem jungen Reiter ganz eigenmächtig auf der Straße niederlegte. Als der Michel das Thier einige Zeit hatte rasten lassen, hub er an, ihm gute Worte zu geben, es solle doch wieder aufstehen und weitertraben, sie hätten noch einen weiten Weg bis in die Herbergsstadt. Der Rappe war taub. Dann begann der Bursche mit dem Stab vor den Augen des Pferdes drohend herumzufuchteln, es that nichts, der Rappe war blind. Nun wurde der Michel zornig und hieb auf die Weichen ein, auch das war umsonst, der Rappe war gefühllos.

Endlich faßte ihn der Bursche bei den Ohren, um den Kopf aufzurichten, dieser sank wieder sachte hin. Der Nappe war todt.

Der Michel ließ ihn liegen, wie er lag und wanderte seines Weges wie zuvor.

Abends in der Herberge angekommen, besah er sich die fremden Gestalten und fragte jeden, woher und wohin? Ein hinkender Faun antwortete: „Bon einem Loch ins andere.“ Ein schwermüthiger Greis begann den Spruch: „Ich komm' und weiß nicht woher, ich geh' und weiß nicht wohin —“

„Mich wundert's, daß ich ein Eiel bin“, setzte der Krumme rasch dazu.

Von den Brüdern, das merkte der Michel bald, war hier noch nichts zu erfahren.

An einem der nächsten Tage war er im Gebirge. Als er über eine hohe Brücke gieng, sah er unten im Schuttgraben einen Mann liegen und schlafen. Drin in den Bergschluchten war ein Gewitter niedergegangen und als die Nebel auseinanderflogen, sah man von den Felshängen die Gießbäche zu Thale stürzen. Der Michel kletterte eilends in den Graben hinab, um den Mann zu wecken, bevor das Wasser herangefahren kam. Der sorglose Schläfer, es konnte ja ein Bruder sein. Er rüttelte ihn auf. Es war ein triefäugiger, kupfernasiger unsauberer Bengel. Mit plumper Hand, deren Rücken voller Haare war und deren Fingernägel an Kehrichtschaufeln erinnerten, mit solcher Hand faßte er den Michel an und beehrte rülpfend auf: „Was willst von mir? Warum lässest du mich nicht schlafen?“

„Weil du erlaufen könntest.“

„Erlaufen! Was geht's dich an! Erlaufen ist der schönste Tod.“

„Das Wasser kommt!“

„Das Wasser!“ Mit einem Schreckruf sprang der Mann aus dem Graben. „Das Wasser!“ Er schüttelte sich wie im Fieber. „Das Wasser geht gegen meine Natur. Aber du lügst ja, der Graben ist staubtrocken.“

Raum er das sagte, schossen die Fluten schon heran.

„Siehst du, jetzt wärest du schon todt!“ lachte der Michel.

„Jetzt wär' es überstanden!“ brummte jener. „Du bist schuld, daß ich noch ein höllisches Kopfwelch hab', ein abscheuliches Kopfwelch! Was geht's dich an, wenn ich mich todtschlafen will, du Unglücksmanich! Wart', ich helf' dir!“ Er wollte ihn ins Wasser werfen, der Bursche rang mit ihm nach Leibeskräften, schließlich stolperte der Betrunkene über den Stab, fiel auf den Sand und blieb liegen.

Der Michel gieng weiter. Als er wieder eine Weile gewandert war, kam er zu einem Rudel von jungen Leuten, die sich an die Straßenlehne hinangeflüchtet hatten und dem Nahenden von dorthier zuriefen: „Schlag' sie todt, du hast einen Stecken, schlag' sie todt!“



Nun sah er es, im Straßenstaub schlängelte sich eine Natter. Ihr stahlgrauer Leib rieselte sachte dahin, ihren dreieckigen Kopf hob sie ein wenig in die Höhe, als ob sie den Weg suchte, oder einer Gefahr ausweichen wollte.

„So schlag' das Ungeheuer doch entzwei!“ riefen die von der Lehne herab und zogen ihre Beine an sich. „Oder bist du feig? Fürchtest du dich vor der Schlange?“

Er hob schon seinen Stab, da merkte er, wie das Thier angstvoll und planlos dahinglitt. „Ach nein“, sagte er und ließ den Stab sinken, „dem mag ich nichts zuleide thun. Aber heimhelfen will ich dir, du arme Creatur, auf dem Weg ist es zu gefährlich für dich.“ Er hob die Natter mit dem Stab an der Mitte empor, so daß sie an beiden Seiten niederschlängelte, und schnellte sie vorsichtig ins Heidekraut hinaus.

Die jungen Leute sprangen nun wieder auf die Straße und ein Mädchen rief dem Michel zu: „Wart' nur, weil du sie nicht todgeschlagen hast! Sie wächst sich aus zu einem großen Drachen und wird dich fressen! Ja, lache nur, sie hat den Tischlergesellen auch gefressen.“

„Welchen Tischlergesellen?“ fragte der Michel hastig zurück.

„Weil sie eine verzauberte Prinzessin ist, die alle Männer frisst, bis sie einer erlöst.“

„Ah so, ein Märchen, weißt du. Aber sage mir, warum ist die Prinzessin denn verzaubert?“

„Weil sie alle Junggesellen verführt hat, so daß für andere Mädeln keiner mehr übrig geblieben ist. Deswegen hat sie die Zauberin zu einem Drachen gemacht. Und wenn einmal einer ist, ein Junggesell', der noch kein Mäd'el angeschaut hat, der kann die Prinzessin erlösen und ihr Gemahl werden im goldenen Königsschloß. Bist du so einer?“

Mit ihren schwarzen Glühaugen schaute sie ihn an. Er schaute sie nicht an, gieng seines Weges.

Meermals hatte der Michel schon nach Hause geschrieben, sie sollten nur wohlgemuth sein, es gienge ihm wie dem Herrgott in Frankreich. Das war gut gesagt, denn es weiß eigentlich niemand, wie es dem Herrgott in Frankreich geht. Ist zwar, soviel man hört, ein gesegnetes Land, dieses Frankreich, doch wenn der liebe Jesus etwa als Tischlergeselle reist, dann kann es wohl sein, daß sie nicht zu jedem Hause herausschreien, ob er müde oder hungrig sei. Die zehn Thaler, die ihm der schöne Klappen übrig gelassen, hatte er allmählich verzettelt an Bettelente, an Kinder. Um den letzten hatte er einen Star gekauft mitsammt dem Bauer. Der Vogel hatte in der dunklen Kammer eines alten Schusters so erbärmlich gekreisch nach Lust und Sonnenschein, daß der Bursch sich dachte: Halt, Kind Gottes, auf dem Buckel eines Handwerksburschen hast du Lust und Sonnenschein genug! und den Vogel erstand. Auf dem Felleisen hatte er

den stattlichen Bauer mit den grünangestrichenen Sproßeln festgeschnallt und so pfeifen sie selbender des Weges, der Bursch vorn, der Vogel hinten.

Eines Tages saß der Michel am Eingange eines Dorfes unter der Wildkastanie und pfeift nicht. Dem Vogel hatte er vom nächsten Brunnen im Thontröglein Wasser gebracht, er selbst hatte auch getrunken. So saß er da, stützte sein Haupt auf die Hand und dachte: O weite Welt, o lange Straßen! Wo werden meine Brüder sein?

Stand auf einmal ein kleines Knäblein vor ihm, legte das Händchen auf sein Knie und schaute ihn treuherzig an.

„O Bübel!“ sagte der Michel zu ihm, „ich hab' halt nichts mehr für dich.“

Der Knabe lief in ein naheß Haus und rief: „Vater, der Hansjörg ist draußen und hat einen Vogel!“

Schaute ein großer schwarzbärtiger Mann mit blauer Brustschürze und aufgestreiften Hemdärmeln zur Thüre heraus und rief: „Was ist's denn mit dir? Willst du nicht wieder in Arbeit einstehen bei mir?“

Das war ein Tischlermeister. Erst die Meisterin, als sie ihn sah, flüsterte kleinlaut: „Das ist ja nicht der Hansjörg!“ Aber sie setzte ihm zu Essen und zu Trinken vor, aus Freude darüber, daß er dem Hansjörg ähnlich sah.

„Es jährt sich bald“, sagte hierauf der Tischlermeister, „da ist ein Gefell bei mir in Arbeit gestanden, Namens Hansjörg. Ein braver Mensch, aber wieder davongegangen. Der hat einen Bruder gesucht. Bist du's vielleicht?“

Der Michel war ein wenig still, denn er hielt im Herzen ein Dankgebet, dann fragte er: „Welchen Weg ist der Hansjörg gegangen?“

„Da hinaus“, antwortete der Meister und deutete mit beiden Armen gegen Sonnenuntergang.

„Wie lange ist er schon fort?“

„O Tschapperl! Einholen wirst ihn nimmer! Alte, wie lange ist der Hansjörg schon weg?“

„Nächst Maria's Heimsuchung wird's ein Jahr“, beschied das Weib.

„Dann wird er schon hübsch um die Ecke sein“, meinte der Mann.

Der Michel wollte alles genau wissen, wie lange der Hansjörg in dieser Werkstatt gewesen, was er gemacht, gesagt und erzählt, und dann that er dar, wie er selbst auf dem Wege sei, seine zwei verschollenen Brüder zu suchen und daß er nimmer zurückkehren werde in seine Heimat ohne die Brüder.

„Deswegen hast du den Vogel bei dir“, neckte der Meister, „der soll sie wohl locken!“

„Ich habe den Vogel bei mir, damit er in Lust und Sonnenschein ist.“

„Narr, dann laß ihn doch aus!“ rief das Weib.

„Ich habe es schon gethan“, berichtete der Durich, „aber er ist mir allemal wieder zugeflogen, da habe ich mir gedacht, wenn er schon bei mir daheim sein will, ist auch recht, so hab' ich einen guten Kameraden. Hört ihr, wie er mir Muth zuspricht: Du findest sie! Du findest sie! Du findest sie! — Hört ihr's?“

Sie hörten zwar des Vogels fröhlich Zwitschern, aber davon verstanden haben sie wenig.

Am nächsten Morgen schrieb der Michel nach Heimstätten: „Ich bin auf der Spur. Seid getroßt und bereitet ein gutes Essen für drei frische Buben.“ Dann dankte er höflich für die Gastfreundschaft und machte sich auf die Reise. Das Knäblein schaute ihm nach. Der Bauer war offen, der Vogel flog lustig über dem Haupte des Wanderers hin und her und zwitscherte: „Du findest sie! Du findest sie!“

Als der Tischlerbursche so der Wochen sechs gewandert war, kam er auf eine Heide. Es war eine steinige Hochebene mit Moos und Erikenkraut, und weil die Heide unahsehbar hingiang nach allen Seiten, bis dort, wo der Himmel niederank zu allen Seiten, so sah sie aus wie das Meer, das mit seinen Wellen und weißen Gischten versteinert da liegt. Auf diesem Meere wanderte der Michel unverdrossen dahin. Heidel- und Erdbeeren waren sein Mahl, Steinhänge sein Schlafgemach. Und wenn er in solcher Ödnis traurig werden wollte, so flog ihm der Vogel auf die Achsel und sang ihm Muth und Hoffnung zu. Also faßte er wieder fest seinen Wanderstab. Diesen betrachtete er eines Tages und verwunderte sich. Die Dornen, die sein Vater weggeschnitten hatte am Hagenstabe, sie wuchsen wieder hervor, sie bekamen scharfe Spiglein, die ihm in die Hand stachen, daß ein heller Blutstropfen herausdrang. — Was hat das zu bedeuten? — Der Vogel war schweigsam geworden und hockte unbeweglich im Bauer über dem Felleisen und was er wispelte, das verstand der Michel nur halb.

Der Himmel, der über dieser großen Heide lag, war so klar, daß man Sterne sehen konnte mitten am Tag. Und die Sonne war nicht mehr das lodernde Gestirn, sie war eine milde Lichtscheibe, in die der Michel hineinschauen konnte. Eine sanfte Dämmerung lag auf der Heide und fern im Schreife, dem er unausgeseht zuwanderte, standen dunkle Zacklein in den Himmel hinein, als wären es Tannenzwipfel oder die Ranten großer Steine. Unser Wanderer konnte sich nicht mehr Rechenschaft geben, in welchem Lande er sich befände. Nach seiner Meinung müßte er längst schon am Strande des Meeres stehen. — Eines Abends ragte vor ihm ein gewaltiger Steinwürfel auf. Es war aber ein Haus mit schmalen hohen Fenstern und einem steinernen Dache, auf dem das Moos wuchs. An der engen Thür stand ein kleiner alter Mann mit großem

Glaskopf und einem grauen Barte, der vom Kinn wie ein dünnes Band herabhieng fast bis zum Wanste. Der Alte winkte mit dem Finger und zwinkerte mit den winzigen Auglein dem Burschen zu, der möge doch an diesem gastlichen Pause nicht vorübergehen, sondern die nahende Nacht darin zubringen. Der Michel trat ein und es war eine Wirtsstube, wie sie auf den Dörfern sind, wenn auch dunkler, weil draußen die Dämmerung lag. Der Wirt brachte ihm ein Glas Wein und bald darauf ein bräunlich gebratenes Huhn. Der Michel erinnerte, daß er nichts bestellt habe und nichts wünsche, als etwa eine Schale Milch, wenn solche zu haben wäre.

„Feiner junger Mann“, sagte der Wirt mit einer völligen Knabenstimme, „zu uns auf die Heide kommen so selten Gäste, daß man sie ehren muß, wenn sie kommen. Du bist hier nicht ein Gast, du bist unser Gast. Also iss und trink, was gut ist. Ei guck, was du für einen schönen Vogel bei dir hast!“

„Erlaubt Ihr's, so will ich ihn mit Brotsamen füttern. Er hat sich wohl schon lange nicht mehr sattgeessen.“

„Wo wachsen denn“, so fragte nun der Wirt und nahm den Hagenstock in die Hand, „wo wachsen denn solche Stöcke? der Tausend, das sticht!“

„Stechen thut er freilich, weil er Dornen hat“, antwortete der Bursche, „aber er ist gut zu brauchen beim Wandern.“

„Wohin geht die Reise?“

Da antwortete der Michel nicht, weil er nicht antworten konnte. Er war gegangen und gegangen und immer so fortgegangen der Sonne nach, und es war manchmal, als wisse er nicht mehr genau, zu welchem Zwecke und Ziele. Nun kam ein zweites Wesen in die Stube und zündete eine Ampel an. Da erschrak der Bursche fast. Vor dem röthlichen Licht und ganz nahe an ihm stand eine junge Maid. Sie hatte ein gar feines Angeischt, aber sie war schweigsam und schaute mit sanften vorwurfsvollen Augen den Burschen an, schier, als wollte sie sagen: Warum thust du nur so fremd bei uns? — „Das ist unser Töchterlein!“ so stellte sie der Wirt vor, „sie ist sehr krank, sie ist immer traurig und wir wissen nicht, warum. Kannst du sie trösten, so thue es. Weißt schon du nichts zu erzählen, so pfeift vielleicht der Vogel ein Lied, das ihr gefällt.“

Als ob das Mädchen durch solche Worte verletzt wäre, so wendete es sich ab und gieng hinaus. Das Licht in der Ampel flackerte heftig hin und her und es gieng doch kein Luftzug. Bald packte der Michel seine Sachen zusammen und wollte schlafen gehen.

Der Alte nahm ein Talglicht und führte ihn eine breite Steintreppe hinauf und in Bogengängen entlang, bis zu einer ersten und dann zu einer zweiten Thür und durch diese hinein in einen Saal, dessen Fußboden wie aus Sammt so weich war und in welchem es von Rosen duftete.



Der Wirt zündete einen silbernen Armleuchter an, schlug die Vorhänge eines Himmelbettes auseinander, wünschte einen süßen Schlaf, zwinkerte mit den Augen und gieng davon. Der Michel gieng ihm auf dem Fuße nach und schloß hinter ihm die Thür ab. Dann betrachtete er die Gegenstände des Saales. An der Wand hiengen Bilder in Goldrahmen, aber als er näher hinblickte, waren die Felder schwarz und ohne Inhalt. Nun trat er an einen großen Wandspiegel, um zu sehen, wie mitten in der Herrlichkeit so ein Tischlergeselle dastehen mochte. Er zuckte erschrocken zusammen und wendete sich mit Hast um, aber hinter ihm war nichts als der große Raum mit dem Himmelbett. Und er hatte doch so deutlich aus dem Spiegel seine zwei Brüder schauen sehen. Nun er wieder hineinblickte, war der gewöhnliche Michel drin und nichts weiter.

Es war ihm schwül. Er gieng ans schmale hohe Fenster, öffnete es und schaute hinaus in die Nacht. Da war's wundersam still. Kein Stern und kein Wasserglißern und kein leuchtendes Käferchen. Nur in weiter weiter Ferne der Nacht blinkte ein winziges Lichtlein. Er trat zurück in den Saal und schritt darin auf und ab. Keine Müdigkeit war in ihm, aller Schlaf aus seinem Haupte gewichen. Den Vogelbauer hatte er nahe dem Bette auf ein Tischlein gestellt, das Thier saß mit gesträubtem Gefieder auf seinem Sproßel, blickte angstvoll auf den Michel und dieser wußte sich's nicht zu deuten. An der Wand stand ein schwarzer Kasten, er öffnete ihn, um sein Gewand und das Felleisen hineinzuthun und hielt gerade den Hagenstab in der Hand, um ihn im Kasten zu bergen. Aber aus dem Kasten drang ein rosiges Dämmerlicht hervor und er sah in ein zweites Zimmer. Da drinnen war, von einer Ampel beleuchtet, ein Wasserbecken aus weißem Marmorstein, und am Rande desselben saß die junge schöne Maid, des Wirtes Tochterlein. Ein leichtes weißes Hauskleid überspannte den runden Busen, und das schwarze Haar wallte weich und feucht über die nackten Schultern nieder. Sie war damit beschäftigt, aus dem Wasser Goldfischlein hervorzufangen, ihnen mit einem glänzenden Messerlein den Kopf abzuschneiden und sie dann in einen Korb zu werfen. Dabei sang sie leise und gleichmüthig ein süßes Lied.

Ein Weilchen hatte der Burisch auf diese Erscheinung hingeschaut, sie mochte ihn nicht bemerken, so wollte er die Thür wieder leise schließen. Da hob sie das Haupt und schaute auf ihn her.

Nun sagte der Michel zum Mädchen: „Warum tödtest du die schönen Fischlein?“

„Weil ich sie dir braten werde“, war ihre ruhige Antwort.

„Ich esse keine Goldfische“, sagte der Burisch'.

„Du ißest sie sehr gern“, entgegnete sie, „und darum habe ich sie für dich gehegt, bis du kommen und sie mit mir verzehren würdest.“

„Hast du denn gewußt, daß ich komme?“

„Wie soll ich das nicht gewußt haben, da du es ja selber gesagt, als du fortgegangen warst. Komm doch und hilf mir die Fische ausweiden!“ Indem sie so sprach, fieng sie mit drei Fingern Fischlein um Fischlein heraus und schnitt mit großer Gleichgiltigkeit Kopf um Kopf ab.

„Thun sie dir nicht leid?“ fragte der Bursche.

Sie schaute ihn groß an, als wäre die Frage ganz und gar unverständlich. Ihm kam es einen Augenblick vor, als ob — während die goldrothen Körperlein todt im Korbe lagen — die abgeschnittenen Köpfe auf dem Boden umherhüpften. Es waren aber kleine Fröschelein, die er früher nicht gesehen. Der Michel hatte, um die merkwürdigen Dinge näher zu beschauen, ein par Schritte nach vorwärts gemacht, da gieng hinter ihm sachte die Thür zu. Er wollte sie sofort öffnen und zurückweichen, aber die Thür war ins Schloß gefallen und gieng nicht mehr auf. Dem Burschen schoß alles Blut zu Kopf, so sehr erschrak er, die Maid aber lachte hell auf. Er suchte einen anderen Ausgang und fand ihn nicht; er bat sie, ihn hinauszulassen, da kam sie heran, schmiegte sich an ihn und lispelte: „Willst du mir denn ganz untreu sein?“

„So thue die gemordeten Wesen weg, ich mag derlei nicht sehen!“

„Welche gemordeten Wesen?“

Er sah ja nichts. Im Korbe waren gelbe Äpfel und Birnen, auf dem Boden lagen Rosenblätter umher, vom lauen Winde, der durchs offene Fenster strich, manchmal leise bewegt. Das Becken war voll gefüllt mit klarem Wasser, in welchem Rosen schwammen. Der Bursch' eilte ans Fenster, als wollte er hinauspringen, aber im Dunkeln konnte er nicht sehen, wie tief der Abgrund war. In der Ferne erblickte er auch von diesem Fenster aus wieder das winzige Lichtlein.

„Was ist das für ein Licht weit draußen auf der Heide?“ fragte er, um seine Beklommenheit zu verschleiern.

Sie schlich an ihn heran, legte ihm zart die Hand auf den Arm und strich hinab bis zu der Faust, in der er noch immer den Stab hielt.

„Wie?“ fragte sie, „hast du denn wieder einen solchen Stab? Den mußt du mir auch geben.“

„Nie! Nie!“ stieß der Michel erregt hervor.

„Warum willst du mir diesen nicht geben, da du mir doch die anderen zwei schon gegeben hast.“

„Ich habe dir nie einen Stab gegeben.“

„Du hast mir einen Stab gegeben vor Zeiten, als du das erstemal kamest und du hast mir einen solchen Stab gegeben, als du mich das zweitemal besuchtest. Ich bitte dich, gib mir auch diesen schönen Stab!“

Das Auge des Burschen war aber gleichsam an das Licht gebannt, das aus unmeßbarer Ferne durch die Nacht hereinglühte. Ohne der Worte des Mädchens zu achten, rief er laut aus: „Was ist das für ein Licht?“

Hierauf antwortete sie: „Du fragst immer, was das für ein Licht sei und solltest es lange schon wissen. Wohl vor Zeiten habe ich dir gesagt, daß es das Licht im todten Walde ist.“

„Im todten Walde? Wie kann ein Wald todt sein? Der Wald ist immer lebendig.“

„Jener ist todt.“

„So sage mir, wie das ist?“ bat er.

„Das kann niemand sagen, weil keiner zurückkehrt, der dorthin geht. Du findest ihn ja auch nicht, denn du bist zweimal hingegangen und zurückgekommen und fragest nun mich, was es für ein Wald ist. Den Stab gib mir, nur anföhlen laß mich diesen Stab.“

„Hüte dich, er hat Dornen!“ warnte der Bursch.

„Alle meine Blutstropfen will ich vergießen, nur den Stab gib mir!“

Fast begann sie mit ihm zu ringen, er ließ ihn nicht los, er schwang ihn hoch über sich. „Dummes Mädel!“ rief er endlich aus, was willst du denn mit diesem einfältigen Hagedornstod, an dem ist doch gar nichts. Man braucht ihn zum Wandern, weiter ist er nichts wert.“

Mit weichen Armen umschlang sie seinen Nacken: „Du lieber Knab'! Gib mir den Stab. Verlange was du willst, mein Lockenhaar, meinen Augapfel, sauge mir an den Lippen alles Blut aus den Adern, bis ich weiß und ohnmächtig wie eine gebrochene Rose bin, nur den Stab gib mir!“ Ihr heißer Athem strich an seiner Wange, und indem sie mit einer Hand sein Haupt an ihr Gesicht niederzubeugen suchte, tastete sie mit der anderen nach dem Stabe. Da schleuderte er sie zornig von sich und sprang hinaus zum Fenster. . . .

Ohne Felleisen, ohne Hut und ohne Vogel, nur den Stab in der Hand, so fand er sich in der kühlen freien Nacht. Und so zog er weiter. Er wanderte dem Lichtein entgegen, das aus weiter Ferne immer noch herleuchtete. Es brannte ganz gleichmäßig fort und flackerte nicht, es war röthlich wie ein Tropfen Blut. — Im todten Walde! Wer dort hingeht, der kommt nicht mehr zurück. — Zurück zu diesem unheimlichen Hause gewiß nicht, dachte sich der Michel, aber ich weiß nun, es ist der Weg meiner Brüder.

Das Gestein der Heide wurde blasser, es hellte sich wie Mondlicht. Der Bursch' sah vor sich nieder in ein dunkelblauendes Thal; vor ihm lag unendlicher Wald. Und als er im Dämmerchein frisch seinen Hagenstab aussetzte, da sah er, wie dieser Stab neben seinen Dornen grüne Blättchen und zarte Knospen getrieben hatte und daß diese Knospen sachte auseinanderblühten zu rothen Köselein. Und hoch in den Lüften zwischerte es plötzlich: „Du findest sie! Du findest sie!“

Sein Böglein war wieder da. Es konnte wohl nicht sagen, wie es dem Heidehause entkommen war, mit einem hellen Geschmetter setzte es sich auf die Achsel des Burschen. Aber nicht lange war das Böglein lustig.

Der junge Wanderer stieg zwischen Steinklöben und dorrendem Gestrüppe wieder gegen den dämmernden Wald. Manchmal trat er auf ein braunes Schlanglein, es bäumte sich auf und pfiß. Weiter hin trat er auf Nattern, die unter sprödem, strohtrockenem Unkraute waren, aber sie bäumten sich nicht auf, sie lagen da, starr wie geschlungene Wurzeln. Von riesigen Tannen hiengen graue Moosbärte nieder, aber kein Lüftchen spielte an ihnen und kein Zweiglein bewegte sich, und immer finsterner wurde es zwischen dem fahlen Gestämme. Dem Burschen graute, und in Sehnsucht nach einem lebenden Wesen blickte er nach seinem Böglein aus. Das war nicht mehr da. In der unendlichen Stille auf schwarzem fahlem Boden weiterwandernd, suchte er nach Waldfrüchten, denn es hungerte ihn. An einem Dange sah er Himbeeren und in der Schlucht ein Wasser. Aber an den Himbeeren hätte er sich fast die Zähne ausgebissen, denn sie waren hart wie Stein und das Laub war spröde wie Glas, und das Wasser war ein todter Krystall. Der Michel schaute auf gegen Himmel, aber die Bäume hatten ihn ganz eingewölbt mit ihren finsternen Kronen und nun sah er, daß die Stämme nicht aus Holz waren, sondern aus Stein, wie Pfeiler in einer Gruft. Nun dachte er an Vater und Mutter und an seine ferne, ferne Heimat, aber der Stab in seiner Hand, er blühte, und die rothen Köselein daran waren fast das einzige Licht in diesem Walde. Auch fiel es ihm jetzt ein, ob er der schönen Maid im Heidehause nicht hätte folgen sollen, aber er jagte sich trozig: Nein. Und wenn ich jetzt noch einmal in ihrem Gemache sollt' sein und sie wollt' mir den Stab abschmeicheln, so würde ich wieder zum Fenster hinauspringen und wieder dem Lichte im todten Walde zuwandern. Denn was dieses Licht bedeutet, das will ich wissen. — Und so schritt er, wie es eben gehen wollte, getrost weiter.

Allmählich hub es an zwischen den Stämmen röthlich zu scheinen, als ob ein großer Feuerbrand in der Nähe wäre. Aber es blieb alles starr und still. Der Wanderer kam hinaus auf ein weites Feld, das ringsum von wuchtigen Bäumen bestanden war. Auf dem höchsten, weit über alle anderen emporragenden Wipfel loderte eine Riesenflamme auf. Sie prasselte und flackerte nicht, wie versteinert war diese Flamme, und doch übergoss sie das Feld mit blutigem Licht und glühte wie ein rother Stern über den Wald hinaus in die weite Welt. Auf dem Felde ragten Steinsäulen und Blöcke in wunderlichen Gestalten. Auf einem dieser Blöcke saß ein altes Weib in krötensfarbigem Gewande. Zwischen den wie zwei stumpfe Hörner hervorstehenden Knien hatte sie einen Koden mit grauen Spinnenweben, aus welchen sie mit langen hageren Fingern Fäden



hervorspamm. Sie schien eben aus einem Schlummer erwacht zu sein und als sie den Burischen sah, reckte sie den langen Hals nach ihm, krabbelte dann vom Stein herab, tockelte dem Michel zu und die Hände aneinanderreibend, daß es krachte, wimmerte sie: „Husch kalt! husch kalt! Schöner Jüngling, laß' mich an dir wärmen! Husch kalt! Husch kalt!“

Der Burische wendete sich mit Abscheu von dem hässlichen alten Weibe, dieses aber tastete, den Rostenstab als Stütze gebrauchend, gegen ihn heran, warf das Spinnengewebe wie ein Netz nach ihm aus und keifte: „O du unritterlicher Mann! So laß mich wenigstens deinen Stab anfühlen, der ist gewiß warm von deiner Hand!“

Jetzt will auch die meinen Stab, dachte der Michel, gut, sie soll ihn haben! — und versetzte ihr mit demselben einen kräftigen Hieb auf den Rücken. — Wo war das alte Weib? Es war plötzlich verschwunden, und wo sie gestanden, da ragte eine Steinsäule auf. . . .

Er gieng nachdenklich weiter. — Wie nur diese Menge Steinbilder hier sein können? dachte er, manches hat fast die Gestalt wie ein Mensch, sowie dieses. . . . Und er berührte die Säule mit seinem Stab.

„Wie? Was ist das?“

Aus dem Stein war ein lebendiger Mensch geworden, und dieser stand auch noch ein Weilchen bewegungslos, dann fiel er dem Burischen um den Hals und rief mit heller Stimme: „Gottes Dank, mein Bruder, du hast mich erlöst!“

Der Hansjörg! Er war's, er war es wirklich!

Das Wunderbarste an dieser Sache aber war, daß der Michel sich gar nicht besonders verwunderte. Er hatte den Bruder gefunden, nun ja, er war ja doch ausgegangen, um ihn zu suchen.

„Bist du der Hansjörg“, sagte er, „so wird das der Franz sein.“ Und er berührte mit dem Hagenstab eine andere Steinfigur. — Wieder ein lebendiger Mensch stand da, aber nicht der Bruder Franz. Ein fremder vornehmer Rittersmann mit Sporn und Schwert. Auch er umarmte den Erlöser. Dieser gieng weiter und weiter und berührte alle Steine. Aus dem einen gieng ein junger Musikant hervor mit Pfeifen und Guitarre, aus dem anderen ein Jägersmann mit goldenem Horn, aus dem dritten, einem großen zackigen Blocke, kam Ross und Reiter gesprungen, aus dem vierten tockelte ein langbärtiger Mönch mit Psalter und Rosenkranz, der baldigst im Walde verschwand. Der Michel gieng weiter und klopfte auf jeden Stein, und das Feld füllte sich mit jubelnden Männern aller Stände. Dann berührte er einen der starren Baumstämme, und in dem Augenblicke rauschte der ganze Wald lustig im Winde, und Blütenblätter und Käschchen schneite es nieder auf das singende, musizierende, tanzende Volk.

Der Michel aber mit seinem Stabe gieng weiter und weiter und ward immer trauriger.

„Wo ist der Bruder Franz?“ hatte er den Hansjörg gefragt.

„Ich habe ihn nicht gefunden. Ich habe ja so gut geschlafen“, antwortete dieser.

Nun giengen sie selbender durch den grünen, rauschenden Wald. Und da sie müde wurden, der Michel, weil er schon so weit gewandert, der Hansjörg, weil er das Wandern nicht gewohnt war, so setzten sie sich auf einen bemoozten Block.

„Wo wird unser Bruder sein?“ seufzte der Michel auf.

„Die Welt ist weit und der Bruder ist klein“, antwortete der Hansjörg.

„Und wäre er wie ein Gerstenkorn so klein, ich muß ihn finden.“

„Wir wollen weiter gehen.“

„Lass mich noch rasten, ich bin müde“.

„Hast du die Hexe gesehen?“ fragte der Hansjörg den Bruder.

„Ich habe ihr ein steinernes Denkmal gesetzt.“

„Wieso?“

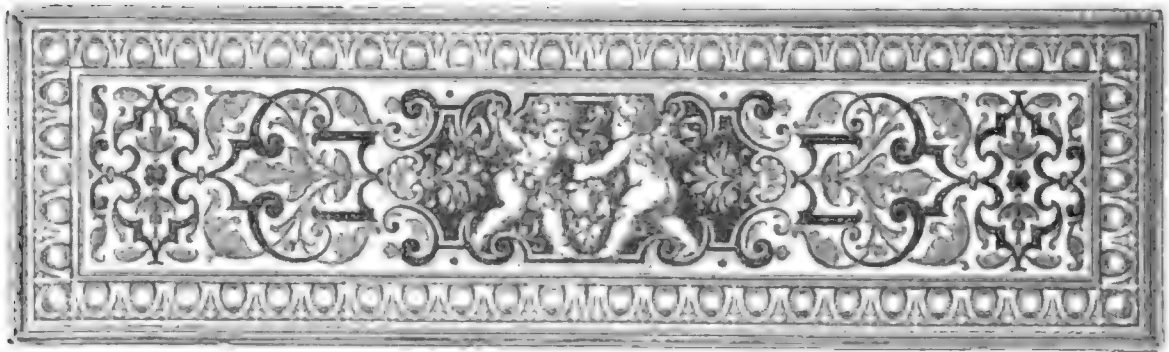
„Mit diesem Stabe“, antwortete der Michel, und er klopfte, um zu zeigen, wie er's gemacht, mit seinem Hagenstab auf den Felsblock, auf dem sie saßen. Da richtete sich dieser plötzlich auf, so dajs die beiden Brüder hintorkelten und zu Boden fielen. Vor ihnen stand der Franz und half ihnen lachend auf die Beine. — Der war klüger gewesen als die anderen, hatte nicht stehend geschlafen; abseits wohl im Moose mußte ihn der Hexe Rochen-Zauberstab gefesselt haben.

Nun waren sie beisammen, die Brüder alle drei. Und als die beiden älteren dem Michel inbrünstig dankten für ihre Erlösung, blieb dieser in seiner ernsthaften Ruhe und sprach: „Unser Vater hat auch euch jedem einen Hagenstab mitgegeben. Wo habt ihr diese Stäbe?“

Die beiden wendeten sich zur Seite und verhüllten mit den Händen ihr Gesicht. . . .

Sowie die Erstandenen alle den weiten Wald verließen, um ihre Wege zu gehen, so wanderten auch die drei Brüder davon. Dem Heidehause giengen sie zu, um die dort verscherzten Stäbe wieder zu erwerben, allein das Heidehaus war nicht mehr da. Es war versunken.

Drei Jahre, drei Monate, drei Wochen und drei Tage mußten sie wandern, bis sie vor sich das kleine traute Heimstetten liegen sahen, mit dem Giebeldache des Elternhauses, aus dessen Schornstein ein zarter Rauch ihnen entgegenwinkte. Über ihren Häuptern flog ein Vöglein hin und her und setzte sich manchmal auf die Achsel des Michel. Es zwitscherte lustig und hell, aber sprach kein vernünftiges Wort mehr. Es sang, wie eben die Vögel singen.



# Kleine Laube.

## Singedichte.

Von Adolf Frankl.

### Frommer Wunsch.

**V**om Deutschthum spricht man hoch und  
Und rühmt's in Reden, groß und klein,  
Verständ' man es nur auch so sehr,  
So recht vom Herzen deutsch zu sein!

\* \* \*

### Immer daneben.

Der Haß und die Lieb' macht den Menschen  
D'rum ist auch nur selten gerecht er.  
Bald hält man für besser uns als wir sind,  
Doch meistens leider für schlechter.

\* \* \*

### Eine taube Muß.

Es ist manch Dummkopf auf der Welt  
Und mancher große Geistesheld  
Ist sich und stirbt sehr bald.

Und dennoch wird zu jeder Frist  
Behauptet lähn und dreist:  
„In dem gesunden Körper ist  
Auch ein gesunder Geist!“

\* \* \*

### Lächerliches.

Es zählt die Mode schier  
Zehnt zu den lächerlichsten Sachen,  
Und dennoch müssen wir  
Sehr oft uns folgen ihr,  
Um uns nicht — lächerlich zu machen.

\* \* \*

### Prosa.

In Prosa etwas Gutes zu ersinnen,  
Denkt mancher, ist kein schwieriges Beginnen;  
Doch soll man dir ein milder Richter sein,  
Mußt auch in Prosa du — ein Dichter sein.

\* \* \*

### Unterschied.

Gelehrt zu sein und es zu bleiben,  
Das ist nur großer Mühe Lohn;  
Doch braucht man, um gelehrt zu schreiben,  
Oft nur ein gutes — Verison.

\* \* \*

### Von der Wahrheit.

Dasß Wahrheit eine hehre Fadel ist,  
Das ist kein müßiges Gespräch;  
Denn wenn sie sonst auch ohne Matel ist,  
Sie ist doch selten ohne — Pech.

\* \* \*

## Modern.

Zwei Lebensarten sind im All  
 Jeht allenthalben Sitte:  
 Der eine lebt vom Capital,  
 Der and're vom Credite.

## Deutsche Art.

Man spinnt voll Fleiß der Zwietracht Fäden,  
 Das war von jeher „deutsche Art“,  
 Und fehlt ein Grund zu grimmen Fehden,  
 Dann rauft man um des „Kaisers Bart“.

## Zu spät.

Er schritt zum Ruhm empor den steilen Steig,  
 Doch drückte ihn die Noth zu Boden fast,  
 Und als er kam auf einen „grünen Zweig“,  
 Da war er leider schon ein dürrer Ast.

## Verbrecher in der Hypnose.

Ob für die Wahrheit der Erzählung zu bürgen ist? — ? Der Schauspieler begann: Wir, eine Schauspielertruppe aus der Hauptstadt, hatten einen Sommermonat Ferien und beschloßen, diese in dem ländlichen Orte B. zusammen zu verbringen. Gemeinschaftliche Casse, gemeinschaftliche Ausflüge, alles gemeinsam, und alle miteinander in demselben möblierten Hause; auf diese Weise lebten wir billiger und angenehmer, als an einem der besuchten Pfadeorte. Wir Herren hatten ein Rauch- und Billardzimmer, die Damen ein Voudoir zur Benützung, und die Verheirateten unter ihnen kümmerten sich hausmütterlich um das Essen und Trinken und jedermanns Effecten. Es war ein recht friedliches, heiteres Leben, das wir miteinander führten.

Meine Schwester Vera und ihr Gatte Edmund Hatherleigh waren mit bei der Partie, und ihr besonderer Liebling war eine junge Spanierin, die erst vor kurzem die Bühnenlaufbahn erwählt hatte, Senorita Alcida Velasquez. Sie war auch mein besonderer Liebling — doch will ich den Ereignissen nicht vorgreifen.

Da ich ernstlich in die schöne Spanierin, die, beiläufig gesagt, dunklen Typus hatte, verliebt war, so bemerkten meine eifersüchtigen Augen alles, was irgendwie in Bezug auf sie vorging, und es schien mir, als ob mein Schwager sie ein wenig zu sehr bewundere. Er war sehr höflich und aufmerksam gegen seine Frau, aber immer wieder ertappte ich ihn dabei, daß der Blick seiner ausdrucksvollen Augen mit mehr Bewunderung an Alcida hieng, als für ihn und wohl auch für das Ziel dieser Blicke gut war.

Um nicht ganz von unseren Ersparnissen leben zu müssen, spielten wir in B., das sich keines stehenden Theaters erfreute, einen Abend um den anderen die uns geläufigen Stücke. Eines Abends nach der Vorstellung, als die Damen sich für die Nacht zurückgezogen hatten, begaben wir Männer uns noch nach dem Rauchzimmer, um unsern Whisky zu trinken. Jemand einer brachte das Gespräch auf Hypnotismus und dergleichen, und das den meisten von uns fremde Thema wurde mit Eifer und Wärme erörtert.

Hatherleigh allein, der, ehe er zur Bühne gieng, öfters als Medium gewirkt hatte, sprach darüber wie eine Autorität und setzte uns durch seine Sachkenntnis in Erstaunen. Dennoch war ich von dem, was er vorbrachte, keineswegs überzeugt, namentlich bezweifelte ich seine Theorie hinsichtlich der hypnotischen Suggestion in ihrer Beziehung zum Verbrechen.

„So meinst und behauptest du also“, fragte ich ungläubig, „daß, wenn du einem Hypnotisierten ein Verbrechen suggerierst, er es wirklich begeht?“



„Gewiß“, erwiderte Hatherleigh. „Ich hypnotisiere zum Beispiel auch mehrere Patienten und befreie sie von Leiden, die man bis dahin für unheilbar gehalten hatte.“

„So sagtest du häufig“, erwiderte ich, „aber ich meinerseits zweifle, daß es überhaupt so etwas wie Hypnotismus gibt. Du kannst möglicherweise über Personen von schwacher Willenskraft Einfluß gewinnen und, indem du auf ihre leichtgläubige Einbildungskraft einwirkst, nervöse Störungen beseitigen; aber, — na kurz gesagt, ich möchte den Mann sehen, dem es gelänge, mich zu hypnotisieren!“

„Möchtest du?“ fragte Hatherleigh mit einem etwas sardonischen Lächeln und wandte sich dann zu den anderen: „Nun, meine Herren, darf ich Sie bitten, uns für einige Minuten allein zu lassen?“

Statt jeder Antwort giengen die Herren feierlich aus dem Zimmer, indem sie mich beschworen, standhaft zu sein und mir ein sehr anständiges Begräbniß versprachen, wenn das Experiment sich tödtlich erweisen sollte. Was mich betrifft, so hatte ich annähernd die Empfindung eines Menschen, der im Begriffe ist, sich einen Zahn ziehen zu lassen.

„Nun, Herr Zweifler“, sagte mein Schwager, „wirf gefälligst deine Cigarre fort und sieh mir voll ins Gesicht.“ Ich that es. Als ich so in sein Antlitz sah, fieng ich an, mir bewußt zu werden, daß es für ihn eine ernsthafte Sache war und daß sie auch für mich irgendwie ernsthaft werden könnte. Einen Augenblick lang fühlte ich die Neigung, mich zurückzuziehen, denn Hatherleigh sah aus, als ob er wirklich die Macht besäße, deren er sich gerühmt, aber Eigensinn und Stolz siegten über die Furcht und ich sagte sorglos: „Nun vorwärts fang an mit deinem Hypnotisieren!“

„Ich habe bereits angefangen“, erwiderte er, seine Augen auf die meinen fesselnd.

Ich hatte erwartet, daß er mit den Händen Bewegungen und allerhand Mummenschanz ausführen würde, aber er saß ganz still, indem er mir nur immer starr ins Gesicht sah. Eine Zeitlang erwiderte ich stolz seinen Blick, aber plötzlich schienen meine Umgebungen hinwegzuschwinden, und ich sah nichts, als ein Paar stierer Augen, die mir in die Seele zu brennen schienen. Ich versuchte, meine Augen vor dem Anblick zu schließen, aber vergebens. Die schrecklichen Augen wurden größer wurden größer und größer, bis sie den ganzen Raum zu füllen schienen, und dann erwachte ich und sah Hatherleigh mich mit einem ängstlichen, aber befriedigten Blick betrachten. Die anderen waren zurückgekehrt und fiengen an, mir alle möglichen Fragen vorzulegen.

Aber ich hatte nichts zu erzählen und auch kein unbehagliches Gefühl; mir war, wie wenn ich geschlummert hätte, nichts weiter. Auch zeigte die Uhr, daß das Experiment nur wenige Minuten gedauert hatte.

„Nun“, fragte ich Hatherleigh, „wie ist es gelungen?“

„Weit über meine höchsten Erwartungen“, antwortete er mit bewegtem Ton. „Wie fühlst du dich?“ — „E, recht gut“, antwortete ich. „Ich möchte deine Eigenliebe nicht verletzen, Edmund, aber ich fühle mich nicht ein bißchen hypnotisiert.“

„Nicht? Gut, wir werden ja sehen“, sagte er ruhig, indem er die Achseln zuckte und ein Glas starken Brandys hinuntergoß. Er sah ermüdet aus und schwankte, als er durch das Zimmer gieng. „Bist du nicht wohl?“ fragte ich ihn. — „Danke, ganz wohl“, erwiderte er, „aber diese Experimente greifen mich für eine Zeitlang an. — Es ist nichts, — gute Nacht!“

Indem er so sagte, sank er in einen Stuhl, und wir verließen ihn, damit er beim Feuer seine Cigarre anrauche, während wir uns zu Bett begaben, alle neugierig darauf, wie er es anstellen würde, mich zu überzeugen, daß ich hypnotisiert war.

Ich beabsichtigte, wieder zu ihm hineinzugehen, aber zu meinem Bestreben konnte ich es nicht. Ich versuchte, mich zu entkleiden, aber durch irgend eine seltsame Macht wurde ich bewogen, meinen Koffer zu öffnen, und ein sonderbares altes Jagdmesser herauszunehmen, das ich früher häufig auf der Bühne benutzte, jetzt aber nie mehr anrührte. Ich strengte alle Willenskraft, die ich besaß, an, in der Bemühung, die Waffe wieder an ihren Platz zu legen, denn ein Gefühl drohender Gefahr beherrschte mich; aber mein Wille schien gelähmt, und ich zog das Messer aus seiner Scheide und prüfte mit dem Daumen seine Schärfe.

Durch denselben geheimnisvollen Einfluss wurde ich darauf genöthigt, meine Hausschuhe auszuziehen und mich lautlos in das Schlafgemach meiner Schwester zu schleichen. Hundertmal versuchte ich meine Schritte zurückzuwenden, aber immer trieb die furchtbare Macht mich vorwärts, bis ich schweigend Veras Zimmer betrat. Indem er geräuschlos die Thür hinter mir schloß, schlich ich auf den Zehen zum Bett. Das Zimmer war halbdunkel, aber das Licht der beschatteten Lampe auf dem Ankleidetisch zeigte mir, daß meine Schwester friedlich schlief, obgleich auf ihrem bleichen Gesicht die Spuren eben vergossener Thränen zu sehen waren.

Jede Einzelheit im Zimmer ist meinem Gedächtnis eingeprägt, und ich erinnere mich, bemerkt zu haben, daß die Zeiger der zierlichen Uhr auf dem Kaminsims zehn Minuten vor Zwei zeigten. „Großer Gott! Warum bin ich hier? Welcher entsetzliche Einfluss ist es, der mich meines Willens beraubt?“

Dann im plötzlichen Ausblitzen des Bewusstseins wurde es mir klar, daß meine Absicht Mord war, — der Mord meiner eigenen Schwester! „Warum erwacht sie nicht?“ dachte ich in meiner Todesangst. „Warum kommt ihr Mann nicht, sie vom Tode und mich vor diesem Verbrechen zu retten?“

Ihr Mann! Da hatte ich die Lösung des Räthfels — er hatte mich hypnotisirt, und ich war der Ausführer seines Willens. Aber warum sollte ich sein Weib, meine herzgeliebte Becar tödten?“

Dann erinnerte ich mich der Worte, die er mir während meines kurzen hypnotischen Schlummers zugeflüstert hatte. „Du bezweifelst meine Macht“, sagte oder zischte er vielmehr. „Thor, der du bist, und ein umso größerer Thor, daß du glaubst, Alcida gewinnen zu können. Mein ist sie, hörst du? mein! Deine winzelnde, weißgesichtige Schwester muß beseitigt werden, und du sollst es thun! Ja, du sollst sie tödten und für das Verbrechen leiden, während ich frei bleibe für die Liebe, für Alcida!“

Alles war mir klar. Ich wußte, daß ich verurtheilt war, das Blut meiner unschuldigen Schwester zu vergießen. Alles dies wußte ich, hatte aber nicht die Kraft, meine eigene mörderische Hand aufzuhalten. Man denke sich meine Lage und stelle sich die Todesangst vor, die ich erduldete.

Jetzt trat ich näher an das Bett, zog sorgfältig die Bettdecke etwas zurück und erhob das Messer zum Stoß. In dem Augenblick schlug die Uhr auf dem Kamin die zweite Stunde, und als habe der helle Ton den Zauber gebrochen, so plötzlich war die Veränderung, die sich in mir vollzog: Ich hatte meine Willenskraft wieder gewonnen!

Mit einem Schrei unendlicher Erleichterung schleuderte ich das Messer von mir und stürmte aus dem Zimmer. Gutherleigh saß noch vor dem Kamin, als ich athemlos in das Rauchzimmer stürzte. Ich rief ihn beim Namen, aber er gab keine Antwort — er war todt.

Kein Zweifel, mein Schwager war genau um zwei Uhr gestorben, und die ungeheuere Erregung und Anspannung der Nerven, deren er bedurfte, um mich zu so schrecklichem Zweck zu hypnotisiren, hatte seinen Tod herbeigeführt. Danach war

der Grund der plötzlichen Wiedererlangung meiner Willenskraft klar genug, denn mit seinem Tode hörte natürlich sein Einfluß über mich auf. Wie dem auch sei, ich bin jenem Etwas zwischen Himmel und Erde, von dem ich mir bis dahin in meiner Schulweisheit nichts träumen ließ, mehr als dankbar, daß es mich davor rettete, ein Verbrechen zu begehen, vor dessen Folgen vor Gericht und im eigenen Gemüth meine thatsächliche Unschuld mich nicht bewahrt haben würde.

Was aber wurde aus Senorita Alcida? Nun, ganz einfach — meine Frau!

„Sternberger Volksblatt.“

Henri Edlin.

## Voetenwinkel.

### Frühlingsbotshaft.

Hast du's, o Seele,  
Hast du's vernommen?  
Schnende Sinne —  
Hört es, sie kommen:  
Liebliche Lüfte,  
Rauschende Bronnen,  
Wehende Düfte,  
Mailiche Wonnen!

Leben und Liebe,  
Blühendes Drängen,  
Seelig' Getriebe  
Schwillt auf den Hängen!  
Heil dir, o Seele,  
Daß du's vernommen,  
Verche, des Frühlings  
Botin — willkommen!

Anton August Raaff.

### Wie ein Lied entstand.

Es hob in heil'gen Waldesgründen  
Sich klingend aus dem feuchten Ort,  
Wie Blumen, die den Lenz verkünden,  
So zart und leise klang es fort.

Und auf der Waldluft kühlen Schwingen  
Leicht wie ein Falter stieg's empor.  
Da hob's im Wipfel an zu klingen,  
Da klang's von Baum zu Baum im Ohr.

Die Vöglein saßen in den Bäumen  
Und lauschten staunend diejem Klang.  
Da ließen sie ihr stummes Träumen  
Und stimmten an den holden Sang.

Ein freier Sänger lag im Walde.  
Da traf der Sang sein lauschend Ohr,  
Und in die Saiten griff der Stalbe,  
Und jubelnd stieg das Lied empor.

Der Sänger zog von Land zu Lande  
Und sang das Lied von Haus zu Haus.  
Wer eine Harfe trug am Bände,  
Der sang es in die Welt hinaus.

Und wo es klang — da lauschten alle,  
Und wer es hörte — sang es nach,  
Bis es mit seinem süßen Schalle  
Aus allen deutschen Herzen brach.

Heinrich Hege.

### Das Allerheiligste.

Halt' dir im Herzen ein heimliches Fleckchen,  
Ein trautes, verschwiegenes, sonniges Eckchen,  
Da lehre des Lebens verworr'nes Gebraus  
Alltätlich mit sorgender Hand heraus.

Und ist es wie Sehnsucht in dir entglommen  
Und will es wie Heimweh über dich kommen  
Und regt sich ein wildes Verlangen nach Glück,  
So zieh' dich ins heimliche Eckchen zurück.

Da findest du Ruhe, da findest du Frieden  
Mitdem, was das Schicksal verjagt und beschiden,  
Da setze die ewige Lampe hinein  
Und wache für ihren mildglühenden Schein.

So weibe das Fleckchen zur stillen Kapelle,  
Umfriede es wahrhaft durch eiserne Wälle:  
Es sei deine Festung, es werde dein Schatz,  
Es bleibe der Brust allerheiligster Platz.

Anna Behnisch.

## Verloren.

Es pfeift des Herbstes kalter Wind  
So rauh mir um die Wangen,  
Es ziehet ein verlornes Kind  
Fort in die Welt mit Bangen.

Wie ich so einsam droben steh',  
Hör' ich ein fernes Klingen,  
Vor tiefem, gar so tiefem Weh  
Möcht' mir das Herz zerspringen.

Es rauscht der Wald, es schlägt mein Herz,  
Die Wolken zieh'n und eilen,  
Ich trag' so tief in mir den Schmerz,  
Den kann kein Kräutlein heilen.

Das sich mir bot, das holde Glück,  
Ich hab' es selbst zertreten,  
Nun kommt's wohl nimmermehr zurück,  
Mag ich auch weinend beten.

Es pfeift des Herbstes kalter Wind  
So rauh mir um die Wangen,  
Es ziehet ein verlornes Kind  
Fort in die Welt mit Bangen.

Franz Karl Nepel.

## Zweifamkeit.

Wie einsam gieng ich vorüber  
An deinem Kämmerlein,  
Und sah dich sitzen und sinnen  
So einsam und allein.  
Du träumtest wohl Erinnerung,  
Doch ist dein Herz noch viel zu jung,  
Um es dem Traum zu weih'n. —

Da dacht ich mir, es müßte  
Doch wahrlich klüger sein,  
Statt ich allein und du allein,  
Wir träumten einmal zu Zwei'n,  
Um — was versagt vergang'ne Zeit —  
Uns jetzt in traurer Zweifamkeit  
Der Einsamkeit zu freu'n. M.

## Wirkung der Musik.

Der lärmende Schall, der schrillende Klang  
Nimmt niemals die Seelen gefangen,  
Nur milder, getrag'ner, herzinniger Sang  
Erweckt in mir Wonnen und Bangen.

Der siegfrohe Herr, der rüde Gesell,  
Sie herrschen in ihrer Weise.  
Der Feldwebel, traun, der schreit den Befehl,  
Der König — er sagt ihn leise. R.

## Wer in Paradieserl sikt...

's Wiagerl und 's Trückerl sein  
Heiligi Dingerlein,  
Ober ah 's Ehbettel  
Wird so was sein.

Wer in Paradieserl sikt,  
Der muas schön züchti bleib'n,  
Eist lunt'n draus  
Leicht der Engl vatreibn. R.

## Ein Gerichtsfall zu Abelsberg.

Bei der Bürgermeisterwahl war der alte Bürgermeister Thums durchgefallen und der Mehlhändler Abel zum Bürgermeister gewählt worden. Darüber war der Herr Thums ergrimmt, er faßte den Gemeindediener auf der Gasse ab und jagte zu ihm: „Geh nur zu deinem neuen Herrn, dem aufgeblasenen Mehlsack Abel, und sage ihm, wenn er schon den gestrengen Herrn Bürgermeister spielen will, so soll er mir auch meine hundert Gulden zurückzahlen, die ich ihm vor neun Jahren geborgt habe.“

Der Gemeindediener gieng hin und richtete es aus. Nun sprach der neue Bürgermeister Abel zum Diener: „Geh nur gleich wieder zum Herrn Thums und ich lasse ihm sagen: Die hundert Gulden zahle ich nicht.“



Der Gemeindediener richtete es aus. Der Herr Thums schickte ihn zurück zum neuen Bürgermeister: „Wenn er mir meine hundert Gulden nicht zahlen will, so werde ich ihn gerichtlich verklagen.“

Dies der Neue zurückmelden: „Er soll nur klagen.“

Dies der Alte entgegen: „Ich habe nicht um seine Erlaubnis gefragt, die brauche ich nicht. Er wird geklagt.“

Und der Neue zurück: „Mir ist es recht.“

Also hat der Herr Thums den neuen Bürgermeister Aigel bei Gericht verklagt. „Der Herr Aigel ist mir seit neun Jahren hundert Gulden schuldig. Ich habe ihn gütlich aufgefordert, mich endlich zu bezahlen, er hat mir frech sagen lassen, er bezahle nicht. Ich habe ihn das zweitemal erinnert, er hat ebenso geantwortet. Wenn der Herr Aigel glaubt, weil er Bürgermeister ist, so kann er machen was er will, so irrt er sich. Ich bin auch Bürgermeister gewesen. Ich klage hiermit gerichtlich den neuen Herrn Bürgermeister, daß er verurtheilt werde, mir meine hundert Gulden zurückzugeben.“ Die beiliegende amtliche Eingabe war in Ordnung, so nahm das Gericht die Klage an und der neue Bürgermeister wurde verständig.

Dieser antwortete auch dem Gericht: „Das kümmert mich nicht, ich bezahle dem Herrn Thums die hundert Gulden nicht.“

Dann kam die Tagjahung und bei derselben wurde der Beklagte schweren Ernstes befragt, ob er denn in Abrede stellen könne, daß Herr Thums ihm das Geld geborgt.

„Nein, das stelle ich nicht in Abrede.“

Also müsse er zahlen.

„Nein, zahlen werde ich nicht.“

Nun, worauf er denn seine thörichte Weigerung gründe?“

Der neue Bürgermeister zuckte die Achseln.

„Also, warum wollen Sie nicht zahlen?“ fragte der Richter.

Antwortete der Bürgermeister: „Weil ich schon gezahlt habe.“ Und zeigte die Quittung vor. Sie war ganz in Ordnung, schon vor sieben Jahren hatte Herr Aigel dem Herrn Thums die hundert Gulden zurückerstattet. Und in dem etwas schwachen Gedächtnisse der Herrn Thums war diese Thatsache nicht haften geblieben.

Das löbliche Gericht fällt nun das Urtheil: „Der Herr Bürgermeister Aigel ist nicht verpflichtet, dem Herrn Thums die hundert Gulden zu zahlen, weil er sie schon gezahlt hat. Hingegen ist der Herr Bürgermeister Aigel verurtheilt, die Gerichtskosten zu decken, weil er die Quittung nicht zu rechter Zeit vorgezeigt, somit dem Herrn Thums Veranlassung zur Klage gegeben und das Gericht irregeführt hat.“

So geschehen zu Oberabelsberg im Jahre des Heils 1893. M.

## Sprüche und Redensarten.

In den Alpen gesammelt. Von Karl Reiterer.

Die Volkseele ist eine engbegrenzte, wenigstens scheinbar engbegrenzte, wenn wir sie den seelischen Äußerungen der sogenannten Gebildeten vergleichend gegenüberstellen, aber sie ist reich an Ursprünglichkeit, Natürlichkeit und Frische. Man nehme nur beispielsweise die Sprache, den Ausdruck des Gedankens und inneren Geisteslebens, und wird sehen, daß sich aus derselben auf ein bedeutames Stück Volksleben schließen

läßt. Und so wollen wir im Nachstehenden einige Sprüche und Redensarten, der Volkssprache entnommen, bringen, da für jeden tiefer ins Volksleben Dringenden der Dialect eine reiche Fundgrube seiner Forschungen ist.

„Durch Schaden wird man klug!“ heißt ein Sprichwort. Dasselbe sagt der Volkspruch:

Ich wasch mein' Nock mit allem Fleiß,  
Nach 'n Schad'n wird der Mann weiß'.

Scherzhaft ist:

D' Nahlerin Lena  
Thut vormittags fliden  
Und nachmittags trenna.

Eßwaren und andere Naturalien sollen weder gewogen, noch gemeßen werden, denn in diesem Falle „geben sie nichts aus“. Das bekundet der Spruch:

Das G'wäg'ne und G'meßen'  
Is bald g'essen.

Hübsch lautet:

Der Neid und der Geit  
Fressen mehr als neun Leut'.

Man glaubt, es sei am besten:

Das Gras vom Stoan  
Und 's Fleisch vom Boan!

Auf's Liebesleben bezieht sich:

Lieben und nicht lüssen  
Heißt Blüschjenladen und nicht schießen.

Und:

Wannst a treu's Herz willst finden,  
Musst bei Tag a Liacht anzünden.

Bei Bauerntänzen erhält die Dorfschöne öfters einen Tritt, worauf sie scherzend schmollt:

No, tritt deine Alee (Klaue),  
Aßt thuats mir nit weh.

Wird einer Dorfschönen geschmeichelt, meint sie: „Wär' schön gredt, wenn's nit g'ranzt (gespöttelt) wär'“, worauf der Bub entgegnet:

Dank fürs G'spött',  
's hat 's a Schöne g'reb't!

Hernach sie zurückgibt:

Wenn 's nit a Schöne hätt' g'reb't,  
Hätt'st nit dankt fürs G'spött'.

Eigenartig ist auch:

Hibam, Honbam,  
Wann ih nur amal onkam  
Mit mein saggrischen Honbam.

Der Äkpler glaubt, daß dem, der einem etwas Schlimmes wünscht, der Wunsch selbst trifft, man sagt daher:

Der Wunsch hat kann Sinn,  
Wo er ausgeht, geht er hin.

Scherzhaft gebraucht wird:

Still  
Bei der Mühl'.

Einem gelinden Fluch kommt gleich:

Höll bei der Wänd',  
Dass sich loan Teigl auskennt.

Nichts weniger als zart ist:

D' Liab von 'n Hund  
Geh't glei z' Grund'.

Schäfernde Sprüche sind ferner:

Sei so guat  
Und z'reiß' 'n Quat.

Oder:

Schneckenfuß  
San ah so süß.

Zutreffend muß man den netten Spruch nennen:

D' Liab siacht loan Tadel,  
Und wenn er so groß is  
Wiar a Heustadel.

Ist ein Dirndel „launig“, wird es vom Buben geneckt:

Launböckel,  
Zimmerstöckel,  
Nimm a Nadel  
Und stick dein Röckel.

Man glaubt: Wenn ein Dieb dem anderen was stiehlt, so lacht unser Herrgott.  
Hübsch ist auch:

Woaz muß ma schneiden  
Derweil er zeitig is.

Allgemein verbreitet dürfte sein:

Oha, umg'lehrt is ah g'fohr'n,  
Nur langsamer geh'n thuat's.

Ergötzlich klingt: „'s Weib ghört in die Kirchen und der Mann ins Wirtshaus,  
dann is Leib und Seel' versorgt.“

Erschrickt der Äppler, gebraucht er scherzweise die Redensart: „Jessas Maria  
und a Zipfl Josef.“

Auch hört man sich entschuldigen:

Ih bin nit so dumm,  
Wiar ih herschau,  
Is glei 's G'wand a so g'macht.

Vielsagend klingt: 's woäß neamd, wia's hinter'm Ofen ausschaut, nur der,  
der selber hinten war.

Ferner:

Derweil der Diab laugnet,  
Wird er nit g'henkt.

Derb ist:

Ih gratulier,  
Hast 'n Hals wiar a Stier,  
'n Kopf wiar a Widder,  
Bist allen Leuten z'wider.

Heiterkeit erregen muß, wenn der Äppler zu einem Vorlauten sagt:

Du weißt an Schmarn,  
Was im Himmel der Butta kost't.

Ungalant ist der Spruch:

's Apferl is rosenroth,  
Inwendig faul,  
Bei die Dirndln is 's ah a so,  
's beste is 's Maul.

Trinkt der Äpler einen verpatschten Wein, so spottet er: „Der gibt in starken Menschen a Kraft und in schwachen bringt er um.“

Thut einer recht gescheit, so spottet man:

Zu oan is no z' g'scheit  
Und zwoa werd'n nit aus so an Leut'.

Anstatt: „Da hilft kein Herrgott“, kann man in den Alpenbüchern auch hören: „Da hilft kein Zittern vor 'm Frost.“

Berachtung bezeugen soll:

Is oll's oan Bund,  
Der Schinder und sein Hund.

Von der Ehe meint man: Die Ehe gleicht einem Vogelhäusl: „Wer drin is, wär' gern heraußt, und wer heraußt is, wär' gern drinn'.

### Da bekehrt' Bua.

Hat da Piarra prödiget,  
Dass s nix Schlechtas göwat,  
Z wann ma uwaheirat  
Mit an Diandl löwat.  
„Poit eng a da Teufel,  
Ja, ganz s'icha“, soat a,  
„Wannts a Mensch habts drankriagt  
Und is ois a broata!“

Na, du Sakra, dent i,  
Dös wa damisch z'wida;  
Lög mi glei aufs Betn,  
Lass mei Diandl wida.  
Denn wanns ebbas göwat,  
Kunt i dafüa bratn,  
Und s Inhimmlemma  
Mag i do nöt grathn.

Johann Stelzhamer.



Erzähltes von Josef Tandler.

Unter diesem Titel ist vor kurzem ein stattlicher Band von Erzählungen bei Karl Gerold in Wien erschienen. Der Verfasser, in weiten Kreisen bekannt durch seine lyrischen Dichtungen, durch seinen „Junfer Luirin“ und am meisten durch sein köstliches „Spruchbüchlein“, das in edelster Form einen Schatz von Weisheit und feinsinniger Lebensklugheit enthält, ist vor wenigen Jahren im hohen Alter in Langenwang gestorben, und es war ihm leider nicht mehr gegönnt, das Erscheinen seiner unter dem Pseudonym „Florus Retland“ hie und da verstreuten Novellen und Erzählungen zu erleben, obwohl die Anord-

nung und Auswahl noch die sorgsame Hand des Dichters in seinem letzten Lebensjahre verräth. Es ist ein merkwürdiges, in vieler Hinsicht eigenartiges Buch, eigenartig in Inhalt und eigenartig in der Darstellung. Es macht gar nicht den Eindruck, daß der Verfasser erst vor kurzem gestorben ist, daß er mitten unter den Stürmen der Gegenwart noch in unserer Mitte gewelt hat; es weht uns daraus an, wie aus längst vergangener Zeit, wie der Athem einer Gemüthswelt, die wir Modernen in der Aufregung und Nervosität unseres Daseins nur vom Hörensagen kennen. Mit Ausnahme der Erzählung „Schwarze Hände“, die in den stürmischen Tagen der Pariser



Commune vom Jahre 1871 sich abspielt, sind es meist Bilder und Geschichten aus dem Kleinen Leben des menschlichen Daseins, sicherlich aus den eigenen Erfahrungen und Beobachtungen des Dichters entnommen, einfach, ja alltäglich in der Erfindung und in den Conflicten: aber das alles von einem innigen und warmen Gefühlsströme getragen, von jenem poetischen Hauche durchweht, mit dem ein echtes und reines Dichtergemüth die gewöhnlichsten Vorfälle und Erscheinungen des Alltagslebens zu vergolden imstande ist. Das gänzliche Fehlen von Pilanterien, von aufregenden Zeitfragen und psychischen Abnormitäten wird wohl manchen durch den Tagesgeschmack verwöhnten Leser veranlassen, das Buch als „langweilig“ wegzulegen, aber der feinere Kunstsinne wird sich daran, wie an einem frischen Quell erquicken und sich im Stillen freuen, daß die Gabe, auch den kleinen Vorgängen des Lebens, dem Dasein an sich eine poetische Seite abzugewinnen, in unserer Dichtersunft noch nicht ganz verloren gegangen ist.

Auch in der Darstellung ist das Buch eigenartig. Im Gegensatz zu der oft ungleichmäßigen, unruhig hastenden, schwülen und meist — stillosen Erzählungsweise unserer heutigen Novellisten herrscht hier jene einfache und vornehme Form, jene klare Gegenständlichkeit der Darstellung, die in ruhigem Flusse Licht und Schatten gleich vertheilt und an den classischen Stil Goethes erinnert, an Ludwig Tiecks „Erzählungen“, an Heinrich von Kleists Novellen und die in unserer heutigen Erzählungskunst, wenn wir etwa Paul Heyse und Gottfried Keller ausnehmen, immer seltener wird. Dies zeigt sich am meisten in den Naturschilderungen und Landschaftsbildern, zu denen im Buche vielfach und ungezwungen der Anlaß gegeben ist. Niemals treten dieselben in breiter Vordringlichkeit und als Selbstzweck auf, sondern immer nur als der stimmungsvolle Hintergrund zu dem Seelenleben der handelnden Personen, und sind dabei von jener Treue und Wahrheit der Farbe, mit der nur ein Dichter schildern kann, der zugleich mit dem Auge des Malers zu schauen gewohnt ist. Ein weiterer Vorzug des Buches ist der, daß man es unbedenklich jung und alt in die Hand geben kann, und daß selbst das Bedenkliche darin mit einer gewissen Keuschheit der Empfindung vorgebracht wird, die dadurch nichts von ihrem Werte verliert, daß ein großer Theil der heutigen, nach Zweideutigkeiten und erotischen Schilderungen lüsternden Lesewelt darüber überlegen die Achsel zuckt.

Dr. Ernst Gnad.

**Die Stumme des Himmels.** Roman in vier Büchern von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staackmann. 1895.)

Eine gewöhnliche Liebesgeschichte zwischen einem ideal angelegten Mädchen und einem braven verheirateten Mann. Und doch wie ganz anders, als andere Geschichten dieser Art. Psychologisch wunderbar vertieft. Mit allen Feinheiten des berühmten Erzählers so entzückend ausgestattet, daß der umfangreiche Roman fesselt von der ersten bis zur letzten Seite. Der Inhalt: Zwei unschuldige Menschen und ein tragisches Ende. Das Ganze reichlich mit köstlichen Episoden versehen. Genaueres steht im Buche. M.

**Studien zur Literatur der Gegenwart.** Von Adolf Stern. (Dresden. V. B. Gsche. 1895.)

Wenn ein Nichtkritiker einen Kritiker kritisieren soll! Es ist kaum auszubedenken, was da herauskommen kann. So hoch versteige ich mich aber doch nicht, will den Lesern dieses Blattes nur einfach sagen, was ich — der Laie — von Sterns neuestem Buche halte. Ich habe viel daraus gelernt. Die Dichter unserer Zeit, hier sind sie klar, gegenständlich und liebevoll gezeichnet. Liebevoll sage ich, weil der Autor ganz in die Natur und Eigenart seines Mannes einzudringen trachtet, und weil er ihn dann von innen heraus behandelt, nicht von außen hinein oder gar — von oben herab. Stern gehört nicht zu solchen Kritikern, die da sagen: das ist gut, oder das ist schlecht, er sagt einfach, das ist so. Er zeigt, wie es ist, wie es so werden mußte und nicht anders. Er läßt auch gerne den Dichter selber zu Worte kommen und respectiert unter allen Umständen seine Sonderheit, und je eigenartiger einer ist, desto hingebender behandelt ihn der Kritiker, und so gelingt es diesem, seinen Gegenstand ganz zu erfassen, zu verstehen und zu würdigen. Ich betone solchen Vorzug der Stern'schen Kritik umsomehr, je seltener er vorkommt. Diese eingehende und verständige Objectivität, diese innere Freude an einem bedeutenden Geiste ist so recht das, was mir an einem Literaturgeschichtsmann als das einzig Fruchtbare erscheint. Stern führt die Vertreter der entgegengesetztesten literarischen Richtungen auf — den schwermüthigen Friedrich Hebbel und den lebensdurftigen Friedrich Bodenstedt, den stillsinnigen Theodor Storm und den himmelstürmerischen Gerhard Hauptmann, den heiteren Rudolf Baumbach und den grüblerischen Henrik Ibsen, den dorfmunteren Peter Rosegger und den weltumfassenden Leo Tolstoi, den classischen Gottfried Keller und den modernen Hermann Sudermann und viele andere. Und jedem wird er, soviel mich dünkt, gerecht, und jeden bringt er dem Leser nahe. Wer sich mit den literarischen Charakterköpfen der Gegenwart vertraut machen will, ein besseres Buch wüßte ich ihm kaum, als dieses lebenswürdige Werk von Adolf Stern. R.

**Württembergische Künstler in Lebensbildern** von Dr. August Winterlin. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1895.)

Ein nicht nur auf dem Gebiete der neueren Kunstgeschichtsschreibung überaus schätzenswertes, sondern auch für den weiteren gebildeten Leserkreis höchst anziehendes und beschreibendes Werk hat Bibliothekar August Winterlin in dem vorliegenden schön ausgestatteten Bande geboten. Wer die herrliche, reizend gelegene Residenzstadt Württembergs kennt, weiß, was dieselbe an hervorragenden Werken auf dem Gebiete der Malerei, der Bildhauerei und der Architektur enthält und nicht nur in Stuttgart ist dies der Fall, sondern überall auf württembergischem Boden, so dass man des Verfassers Worte im Vorwort nur unterschreiben kann: „unsere Kunst stand zumal im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert in lebendigstem Zusammenhange mit allen großen Strömungen und Wandlungen der deutschen, um nicht zu sagen, der europäischen Kunstentwicklung“. Obgleich Professor Winterlin eigentlich nur Lebensbilder württembergischer Künstler bieten will, reicht diese Arbeit in ihrer Gänze doch weit über die Bedeutung einer einfachen Sammlung von Biographien hinaus. In jedem dieser Lebensbilder nimmt der Verfasser die Gelegenheit wahr, sich über die Richtung des betreffenden Künstlers zu verbreiten, seine Beziehungen zu den künstlerischen Strömungen im Lande und außerhalb desselben genau darzulegen, dessen bedeutendste Werke zu schildern und beachtenswerte Kritik an demselben zu üben, die allerdings den Vorzügen des einzelnen in jeder Weise gerecht wird. Dabei sind aber auch die einzelnen Lebensbilder selbst in anziehender Weise abgefasst und bieten einen bemerkenswerten Beitrag zur deutschen Kultur- wie zur Kunstgeschichte. Und selbst die Gestalten und Persönlichkeiten so mancher unserer großen Dichter stehen in Beziehungen zu den einzelnen hier mit so liebevollem Eingehen entworfenen Künstlern. Man lese die schöne Darstellung über J. H. Danner, den berühmten Bildhauer und Freund des Meisters Schiller, dessen Büste Danner ausgeführt und damit die Züge des herrlichen Dichters in so ausgezeichnete Weise verkörpert hat. Der Literaturhistoriker wird in der Lebensbeschreibung G. H. Rapp, welcher obgleich nur Kunst dilettant und Kunstschriftsteller doch schon durch seine Beziehungen zu Goethe eine hochbedeutende Persönlichkeit zu nennen ist, zahlreiche Einzelheiten über diese Beziehungen finden, nicht minder in der Biographie des Malers K. W. Gangloff den Justinus Kerner und Uhland selbst in Versen gefeiert haben, Angaben über den Verkehr des Künstlers mit den beiden berühmten schwäbischen Dichtern. Nicht minder wird der Verehrer unseres deutschen Lieblingsclassikers die Lebensbeschreibung

Ernst Raus (1839—1875) lesen, welcher das Schillerdenkmal in Marbach geschaffen oder die Schilderung des Lebenslaufes der Frau Kunigunde Simanoviz (1759—1827), die im Jahre 1794 schon das bekannte beste Bild Schillers und seiner Frau gemalt hat, welches heute in so vielen Nachbildungen durch ganz Deutschland verbreitet erscheint und wohl jedem Freunde der deutschen Poesie, welche ja in Schiller verkörpert genannt werden kann, bekannt ist. Aber noch viele andere bedeutende oder wenigstens beachtenswerte Künstler führt uns der kenntnisreiche Verfasser vor, vom sechzehnten Jahrhunderte angefangen bis in die allerneueste Zeit, so etwa die Maler: Harper, Steinkopf, Wächter, Thourer, Dietrich, Neher, Bruckmann; die Bildhauer: Schweidle, J. W. Braun, J. L. Poser, G. Rau; die Kupferstecher: Lenbold, Seyffer, J. F. W. Müller; die Baumeister: H. Fischer, Mauch, Egel, Leins und viele andere, von denen hervorragende Werke nicht nur in Württemberg, sondern auch außerhalb des engeren Vaterlandes ehrenvolles Zeugnis bedeutenden künstlerischen Wirkens ablegen. Ein freudiges Gefühl ergreift den Leser dieser Lebensbilder, wenn er in vielen derselben auch die Beobachtung macht, mit wie warmem und feinem Kunstverständnis Mitglieder des Regentenhauses in Württemberg und insbesondere die Herrscher selbst zu allen Zeiten jede Richtung der Kunstthätigkeit förderten und so vielen Talenten zu ihrer Weiterbildung in muniticenter Weise behilflich waren.

Damit sei dieses treffliche Buch, welches auch mit hübschen Porträts der Künstler und mit dem Titelbilde des kunstsinigen Herzogs Karl Eugen von Württemberg geschmückt ist, allen empfohlen, die Sinn für Schönes und Edles im Herzen tragen.

Anton Schloßar.

**Angebunden.** Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. (Wien. Georg Szekelski. 1895.)

Von dem lebenswürdigen Plauderer Ferdinand Groß ist in diesen Blättern wiederholt die Rede gewesen. Ich bevorzuge den genannten Schriftsteller deshalb, weil er über einen warmen, harmlosen Humor verfügt und weil er manchen Einfall bringt, von dem man sagen kann, dass er neu ist. Und das bedeutet viel! Man lese in dem neuen Büchlein zum Beispiel das Stück: „Eine traurige Versammlung“, in welchem die Noth und das Elend einer gewissen Gattung von „Arbeitslosen“ geschildert wird — die trostlose Armut des reichen Müßiggängers. So etwas sieht, und wer es einmal gelesen, der vergißt's nicht wieder. — Im selben Verlage sind von demselben Verfasser erschienen „Momentbilder in Versen“.

R.

**Das Recht der Lebenden.** Roman von Anna Vogel vom Spielberg. (Literarische Gesellschaft, Wien, 1895.)

Zu Ende der achtziger Jahre in Wien und Umgebung spielend, in Kreisen, welche von den socialen Zeitproblemen sehr wenig berührt werden, ist dieses Werk ein Familien- und Gesellschaftsroman, doch nicht im Sinne der Familienblattlectüre. Vielmehr ein Griff ins volle Menschenleben. Die leitende Idee drückt sich im Titel aus. V.

**Neue Märchen** von Rudolf Baumbach. (Leipzig, A. G. Liebeskind, 1895.)

Gottlob, es gibt noch viele Kinder auf der Welt, auch große. Und für solche weiß unser Rudolf Baumbach alljährlich ein Buch schöner Geschichten. Das neueste ist gar wieder voller Anmut und Übermuth, und etliche der Märchen sind an Eigenart bewundernswert. M.

**Lustige G'schichten vom Tiroler Hiesl.** (Erzählt von Otto Rudl. (Leipzig, Vacmeister.)

Das Büchlein ist klein, aber gewichtig. Die lustigen „G'schichten“ sind zwar manchmal etwas stark übermüthig, aber das thut der Unterhaltlichkeit keinen Eintrag. An mundartlichem Werte wiegt das Büchlein wohl ein Duzend „Dialectdichter“ auf, es ist eine wahre Fundgrube von eigenartigen Volksausdrücken und bauernthümlichen Redewendungen. Rudl ist ein Schüler Karl Wolfs, und es wird nicht uneben sein, wenn ich sage, daß er manchmal an Friß Reuter erinnert. Auch die praktische Verhochdeutschung der Wörter ist wie bei Reuters Werken angeordnet. Man gehe nicht vorüber an dem unscheinbaren Büchlein! R.

**Gut aufg'legt.** Neue G'schichten und Gedicht'ln von Leopold Hörmann. (Dresden, E. Pierson, 1895.)

Zu den besten Schülern Stelzhamers gehört Hörmann. In alter trauter Form der Volksmundart mancher treffende Gedanke, mancher Verzicht, manche Schallerei. Freunden der Dialectdichtung und volkstümlicher Schwänke kann ich das Büchlein recht sehr empfehlen. Und nicht minder ein zweites Werkchen desselben Verfassers „Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialectliteratur“. In diesem Büchlein wird er auch den Neueren gerecht, und das ist nicht allein erfreulich, sondern auch förderjam. M.

**A bissel was.** Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadel. (Wien, Carl Konegen, 1895.)

Schadel ist immer bei gutem Humor und faßt aus jedem Blatte seines neuen Büchleins, das man aufschlagen mag, zeigt er sein heiteres Gesicht. M.

**G'schichten aus die Berg!** Von Therese Gräfin Seilern. (Graz, Franz Beckel, 1895.)

Ein warmes Herz für das Volk hat sie, die Verfasserin, und das wiegt schwer. Bei solcher Eigenschaft kommt's weniger auf eine durchaus correcte Form an und auch nicht darauf, daß der Inhalt manchmal vielleicht etwas alltäglich ist. Empfundener hat es die Dichterin doch, und so hatte sie auch das Recht, es in ihrer Weise auszusprechen. M.

**Die Kritik.** Wochenchrift des öffentlichen Lebens. Herausgegeben von Karl Schmidt. (Berlin, Hugo Storm.)

Diese nun im zweiten Jahrgang bestehende Zeitschrift verdient alle Beachtung. Nicht ein Heft, welches nicht einen oder mehrere Aufsätze brächte, die auch für uns Deutsch-Österreicher von Interesse sein müssen. In der Kunst, in der Gesellschaft, wie in der Politik. So enthält z. B. Nr. 14, II. Jahrg., einen Aufsatz „Großpreußen“ überschrieben, der von den südlichen Deutschen mit größter Sympathie gelesen werden wird. Es zeigt von Muth, mitten in Preußen, von Berlin aus, einen solchen Aufsatz in die Welt zu senden. Dieselbe Unerblichkeit zeigt sich auch in anderen Beiträgen dieser Zeitschrift. M.

Die neue Serie von der **Bibliothek der Gesamt-Literatur** (Otto Hendel, Halle a. S.) macht die Leser mit einem eigenartigen Autor Nordamerikas bekannt durch die Essays von Ralph Waldo Emerson, übersetzt und mit einer einleitenden Studie über den Autor versehen von Dr. Karl Federn. Praktische Weltweisheit, mit der jeder sich einverstanden erklären wird, predigt ein weiterer Band der Serie, „Pflicht, erläutert durch Beispiele des Muthes, der Geduld und Ausdauer von Samuel Smiles, deutsch von F. Dobbert“. Der Wert der Smiles'schen Schriften ist von den berufensten Beurtheilern längst rückhaltlos anerkannt; es gibt keine Bücher, die sich besser dazu eignen, hauptsächlich der heranwachsenden Jugend zum Geleit auf den Weg ins Leben mitgegeben zu werden. Den Freunden der Poesie willkommen sein wird „Von beiden Ufern des Atlantic“, eine englisch-amerikanische Anthologie. (Von James Thomson bis zur Gegenwart.) Herausgegeben von Wilhelmine



Brinzhorn. Endlich bringt die Serie die neueste Novelle von Björnstjerne Björnson „Abjalons Paar“, übersetzt von W. Meinhardt. Kinderlectüre sind Björnsons Schriften alle nicht; auch in dieser Novelle werden heikle Fragen frei und offen erörtert. Die Novelle behandelt den Lebensgang des Sohnes eines seltsamen Ehepaars. Die Mutter hat ihn gegen den Vater eingenommen, er sehut den Tod herbei, an dem er sich gegen ihn auflehnen kann. Da erzählt der Propst in der Religionsstunde die Geschichte von Abjalon, und der Knabe wird mächtig ergriffen, er sieht sich selber in dem jüdischen Königssohn. Die Geschichte wird gewissermaßen das Leitmotiv für die Wirrnisse seines Lebens, bis er endlich die Ruhe findet. Die psychologischen Beobachtungen sind von besonderem Reiz. V.

#### Ein literarisches Denkmal für Dr. Ludwig Goldhann.

Der deutsche Schriftsteller- und Journalistenverein für Mähren und Schlessien in Brünn ist mit Herrn Franz Goldhann in Graz wegen Herausgabe des literarischen Nachlasses Dr. Ludwig Goldhanns in Verbindung getreten. Beide Theile haben sich dahin geeinigt, das Andenken des bedeutendsten Dichters Mährens und Schlessiens dadurch zu ehren, daß eine Sammlung ausgewählter Gedichte Dr. Ludwig Goldhanns veranstaltet wird. Die Vorrede zu dem Werke dürfte der Reife des Dichters, Herr Franz Goldhann, schreiben, während mit der Verfassung der Biographie eine hervorragende literarische Kraft betraut wurde. Auch ein Bild des Dichters wird dem Werke, das zu Weihnachten 1895 in würdiger Ausstattung erscheinen soll, beigegeben sein. M.

#### Unsere Nahrungsmittel.

Wenn man unter grell-bunten, unnatürlich stark oder gar nicht duftenden exotischen Blumen ein bescheidenes, lieblich duftendes Blümlein entdeckt, so fühlt man sich angeheimelt, befriedigt und steht mit Recht keinen Augenblick an, diesem Blümchen vor den übrigen den Vorzug zu geben.

Und wenn man unter einer Anzahl markt-schreierischer, mit unnatürlich hochtrabendem oder aber schalem „wissenschaftlichem“ Wort-schwalle vollgepfropfter Bücher ein bescheidenes Büchlein entdeckt, dessen Inhalt, schlicht, einfach, wahr und verständlich, aus dem vollen Menschenleben, aus der Jahrtausende währenden Erfahrung geschöpft, nicht aber am „grünen Tische“ aus lauter Theorie und Hypothesen zusammenphilosophiert ist, dann fühlt man sich ebenfalls endlich wieder einmal angeheimelt,

befriedigt, und besinnt sich mit Recht keinen Augenblick, dies Büchlein sich anzueignen und zu lesen.

Solch ein Büchlein, kürzlich erst erschienen und für mäßigen Preis erhältlich, führt den Titel: „Unsere Nahrungsmittel in ihrer volkswirtschaftlichen und gesundheitlichen Bedeutung. Eine praktische Ernährungslehre für Gesunde und Kranke von J. Oskar Peterson (Justus). Stuttgart, A. Zimmers Verlag (E. Mohr-mann) 1894, und ist selbes jedermann wärmstens zu empfehlen. Wer dies Büchlein liest, thut gut; wer es studiert und dessen wertvollen Inhalt genau sich einprägt, thut besser; wer mit den Seinen darnach lebt, thut am besten.

Dr. A. Laaf.

#### Büchereinlauf.

Im Schmiedfeuer. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. (Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. XII. Band.

Von Berlin nach Berlin. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Hesche Lust! Drei Bergnovellen von Arthur Achleitner. (München. Otto Waller. 1894.)

Oberbairische Dorfgeschichten von Anna Mayer-Bergwald. (Ansbach. G. Brügel & Sohn.)

Der Roman einer Träumerin. Von Maria Solina. (Dresden. G. Pierjon. 1895.)

Meister Antifers wunderbare Abenteuer. Von Julius Verne. Autorisierte Ausgabe. (Hartleben. Wien.)

Dramatische Werke von Franz Rissel. Zweite Folge. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1894.)

Die Weltbefreier. Schweizer Schauspiel in fünf Acten von Karl Bleibtreu. (Zürich. Verlagsmagazin. 1895.)

Jean Meslier. Eine Dichtung von A. Fitger. (Leipzig A. G. Liebeskind. 1894.)

Requiem aeternam dona ei. Gedichte von A. Fitger. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1894.)

Rosenblätter. Lieder und Sprüche des Volksjägers und Improvisators Njssim Ng ha Gül hanende. Dem Neutürkischen nachgedichtet von Bernhurdine Schulze-Smidt. (Leipzig. Schmidt & Günther.) Inhalt wie Ausstattung orientalisches und originell.

Warum ich fahnenflüchtig wurde. Apologie eines deutschen Einjährigen. Von ihm selbst. (Zürich. Verlagsmagazin. 1895.)

Wer zerstört die Familie? Von Gustav Keßler. (Berlin. Hans Baake.)

Stimmen der Zeit. Pädagogische Dichtungen von Ludwig Bauer. (Nürnberg. Fr. Korn'sche Buchhandlung. 1895.)



**Sechzig fränkische Volkslieder** aus der Sammlung des Freiherrn von Ditsfurth ausgewählt und für vier Männerstimmen gesetzt von Dr. Josef Pommer. Mit vierzig Zeichnungen von Leopold Kainradl. (Herausgegeben von Deutschen Volksverein in Wien.)

**Er, Sie und Es.** Weitere und ernste Silhouetten des häuslichen Lebens von Helene Stöckl. Dritte Auflage. (Dresden. C. A. Koch's Verlag.)

**Die Schönheiten der katholischen Kirche** in ihrem Cultus dargestellt für Schule und Haus. Von Wilhelm Schirmer. (Königsberg. Braun und Weber. 1894.)

**Kritische Tage, Sittskut und Eiszeit.** Ein populärer Vortrag von Rudolf Falb. (Wien. Hartleben.)

**Der Hausport.** Neuestes Universalbuch der Wünsche und Ansprachen, Begrüßungen, Auführungen und Widmungen zu allen festlichen Anlässen und für jedes Alter. Nebst Stammbuchversen, In- und Aufschriften zc. Herausgegeben von Constanze Franken. (Stuttgart. Levy & Müller.)

**Schule und Staat.** Ein Problem unserer Zeit. Besprochen von Anton Ganser. (Graz. Leuschner & Lubensky.)

**Warum bist du so blaß?** und andere kleine Geschichten von Michael Sawla. (Amsterdam. Aug. Diedmann.)

**Kalender des Berliner Thierzuchtvereines.** 1895.

**Sampa, Naturkräfte und Naturgesetze.** Hefte 7 bis 15. (Ignaz Brand. Wien.)

**Vierzia Jahre in der österreichischen Armee** von H. Ritter von Föderansperg. Zweiter Band. (Dresden. Alexander Beyer.)

**Die Formal-Diagnose,** das ist die Lehre von den menschlichen Körperformen und ihre Bedeutung für die Erkenntnis des geistigen Menschen im Hinblick auf Erziehung und Berufswahl von G. W. Geßmann. (Berlin. Karl Sigismund. 1895.)

**Im trauten Heim.** Ein österreichisches Familienblatt. Herausgegeben von Karl Fromme. Wien. Erscheint am 1. und am 15. eines jeden Monats.

**Das Land.** Zeitschrift für die socialen und volksthümlichen Angelegenheiten auf dem Lande, Organ für die gesammte ländliche Wohlfahrtspflege. (Trowitsch & Sohn in Berlin.) Dritter Jahrgang.

## Postkarten des „Heimgarten“.

**Druckfehler.** Im Aufsätze „Mein Verhältnis zu A. Hartleben“, Seite 402, hat die obere Randziffer 10 um drei Zeilen höher zu stehen, und zwar bei der Zahl 2350. — Auf Seite 397 unter das Gedicht „Am Quell“ ist irrtümlicherweise der Name A. Naaff gesetzt worden. Das Gedicht ist von Franz Unger.

**Fritz Arnold.** Der Verfasser von „Mathilde“ im Februarhefte, Karl Haller, ist städtischer Lehrer in Wien, schrieb bisher Feuilletons unter dem Pseudonym „Titus Kugert“ und ist auch als Jugendschriftsteller erfolgreich thätig. „Mathilde“ wurde vor etwa drei Jahren geschrieben.

**Preisauschreiben.** Der Verlag und die Redaction der „Neuen literarischen Blätter“ in Berlin setzen einen ersten Preis von 150 Mark und einen zweiten Preis von 100 Mark aus für die beiden besten vom Preisrichter-Collegium zur Preiskrönung vorgeschlagenen psychologischen Skizzen über einen hervorragenden Dichter der Gegenwart.

**S. C., St. Pölten:** Die beiden Zeitschriften „Österreichs Deutsche Jugend“ (Reichenberg) und „Die Jugend des Volkes“ (Wien) können sich an Inhalt, sowie an Bilderschnud getrost mit anderen deutschen Jugendschriften messen. Urtheilen Sie selbst.

**M. J., Prag:** Antwort schwer, da muß man die gesellschaftlichen Umstände anlagen. Männer wie Frauen werden durch ein verfehltes Erziehungssystem für körperliche Arbeiten unfähig und unlustig gemacht, daher das Gebildeten-Proletariat, welches ein noch viel bedauerlicheres ist, als das Arbeiter-Proletariat, dessen Träger abgehärtet sind.

**R. B., Wien. S. v. B., Kiew. A. F., Budapest. W. v. S., Rom** und andere: Süßliche Gedichte, aber uns mangelt der Raum.

\*) Bitten, unaufgefordert Manuscripte nicht einzusenden, da unser Bedarf gedeckt ist und wir für die Rücksendungen nicht bürgen können.



Kurz, die Natur habe diesen herrlichen Punkt wie geschaffen zu einem Curort für Leidende aller Art, natürlich müssen bei Anwendung vor allem die Ärzte zu Rathe gezogen werden. — Und noch besser als die Kranken befinden sich die Gesunden hier. Ich kann die Anstalten nicht beschreiben, die sie schon gegründet haben zur Ergrözung und zum Genießen. Großartige Gasthöfe wie in den Städten, Anlagen, Musik, Schau- stellungen. Mir mangelt das Verständniß dafür, darum kann ich sie auch nicht beschreiben. Sehr viel Geld kommt ins Thal, bleibt aber nicht da, geht im Herbst mit dem Trosse der großen Geschäftsleute wieder davon und zieht auch Einheimische mit fort. Im Sommer kommen sie wieder zu Handel und Wandel, und die Gurgäste treiben sich mit vergnügten oder auch grämlichen Wienern herum. Vor dem Posthause stehen immer schwarzlackierte Kutschen von Ankömmlingen und Abreisenden. Aber das wird nicht lange mehr dauern mit den Kutschen. Durch das Thal herein, zwischen aufgewühlten Erdwällen, auf Dämmen und Brücken ist eine schnurgerade Linie gezogen, sie geht über Wiesen, Auen und durch Wald, den sie vor sich niedergeworfen. Es ist eine unabsehbare Reihe von lehmgrauen und rostbraunen Schutthaufen, Stangen, kleinen Bau- licheiten, hundert emsigen Arbeitern, hin und hin, ganz bis zum Keiler- stein hinaus, so weit das Auge reicht. Sie ist da! Da in Sanct Maria!

Am Fuße des Karischberges hin ist ein neues Dorf entstanden, was sage ich Dorf, eine Stadt! Eine Villenstadt. Auf dem Griesriegel, den der selige Schmied nicht verkaufen wollte, alle anderen Gebäude überragend steht das Sommerhaus des Ritters von Guldner. Es ist ein Schloß, es ist das Königsschloß im Torwaldreiche! Angenehm machen können sich reiche Leute das Leben! Diese Ausstattung des Gebäudes, diese weißen Sandwege ringsum, dieser Garten! Und die Anstalten zum Baden, Kegeln, Schießen und anderen Lustbarkeiten haben mehr Geld gekostet, als ein großer Bauernhof. Alles ist schon vollkommen fertig, nur ein besonderes kleines Einrichtungsstück, welches der Ritter sich schon lange zur besseren Bequemlichkeit bestellt haben will, ist noch nicht eingetroffen.

Wunderlich ist es doch. Ich hätte diesem Manne die moralische Kraft nicht zugetraut, sich nach dem Habern vor zwei Jahren so breit niederzusetzen in der Gegend. Aber das sind andere Kerle wie unsereiner! Die setzen sich darüber hinaus und lachen. Die Frau ist zwar nicht gar viel da, sie soll in anderen feinen Curorten sein, während der Herr dieses Thal „cultiviert“. — Ich betrachte mir seine Cultur manchmal.

In Oberschuttbach gegenüber dem neuen Bahnhofe ist ein großes Hotel erbaut worden, „Victoria“ genannt. Der Speisesaal desselben faßt mehr Personen als unsere Pfarrkirche, es gehen auch mehr hinein. Die Kirchen- stühle wollen sich selbst an hohen Festtagen nicht mehr füllen. Die Ge-

meinde der Altständigen hat sich sehr verkleinert, die Fremden wandern ein, die Einheimischen wandern aus. Grundstücke und Höfe werden um gutes Geld verkauft, die Leute suchen ihren Erwerb bei der Eisenbahn, in Bergwerken und Fabriken. Die noch hier Ansässigen haben ein großes Dienstbotenelend. In früheren Zeiten ist kein Knecht und keine Magd kürzer als ein Jahr lang in einem Dienste verblieben, die meisten mehrere Jahre, viele zehn und zwanzig Jahre. Mancher ist sein lebtaglang in einem und demselben Hause gewesen, gehalten wie ein Mitglied der Familie. Dazu die Willigkeit, Genügsamkeit und Treue. Heute will sich kein Bursche auf länger als einen Monat verpflichten und die jungen Dirnen werden von den sommerfrischlerischen Frauen überredet, mit in die Stadt zu kommen. Die Bedingungen sind freilich glänzend, für einen Monat soviel Lohn, wie hier fürs ganze Jahr, und vor den Stadtfenstern die Soldaten und die Musik! Aber dann die Behandlung von der Herrschaft! Nie hätte ich geglaubt, daß ein freies Torwalderkind sich die Robeiten und Ungerechtigkeiten einer hoffärtigen und nervösen Stadtfrau gefallen läßt! — Aber sie gehen fort und kehren nicht mehr zurück. Zwar ist im vorigen Monate ein Sohn des Steglegers heimgekommen. Er hat viele Jahre lang draußen bei Bauwerken und Eisenbahnen herumgearbeitet, dann schlug ihm ein Stein die Beine ab, dann kam er heim. Sein Heimatshaus in Unterschuttbach ist mittlerweile zugrunde gegangen und die arme Gemeinde muß den noch ärmeren Krüppel, nachdem ihn die Geldleute draußen aufgebraucht haben, erhalten.

Meinen Rupert wollten sie auch haben. Ein Großkaufmann aus Wien, der da war, hat gefunden, daß dieser „Pfarrerstknecht“ eigentlich einen tüchtigen Hausmeister oder einen verlässlichen Lastenträger abgebe, hat ihm — glaube ich — gleich dreißig Gulden Angeld auf die Hand legen wollen. Der Rupert aber: „Auch in der schönen Wienerstadt bleibt mir nichts anderes übrig als alt werden und sterben, und das ist mir daheim lieber.“

An der Gising unten, aber wegen Wassergefahr hübsch hoch aus dem Erdgrunde herausgebaut, stehen zwei neue Gewerke: eine Zimmerholz- und Bretterjäge mit vier Messern und eine Fabrik, in der aus unverwendbaren Holzabfällen — Wolle gemacht wird, Holzwolle. Diese Zähne nagen fast Tag und Nacht, Sonntags und Werktags an unseren Waldungen. Es wird lichter im Torwaldthal, sagen die Leute. Bis ans Ende der Welt hätten wir Holz, habe ich einmal gedacht. Dann müßte das Ende der Welt bald kommen. Es wird kahler, kälter und windiger da herum ganz windig. Und die Ärzte möchten schon protestieren, wenn der Ritter nicht Hauptactionär der Curanstalt wäre. Der Ritter aber meint, mit der Holzindustrie lasse sich mehr gewinnen als mit dem Curorte. Bei Oberschuttbach baut er eine Glasfabrik, weil man im Raub-



graben weißen Quarzstein entdeckt hat, und sie soll mit Dampf betrieben werden, hört man. Diese Werke gehören alle dem Ritter, die Bewohner der Höfe, die er zusammengekauft hat, arbeiten in diesen Gewerken, aber die Aufseher sagen, das wären so langsame und ungeschickte Arbeiter; Böhmen und Italiener wären ihnen lieber.

Jetzt hat man auch den jungen Ritter, den Josef von Guldner gesehen, den „Laugenichts“. Er ist von großen Reisen zurückgekommen und deshalb noch ganz abgebräunt im Gesicht. Man sieht ihn viel zu Fuße herumgehen, während sein Vater immer fährt oder reitet. Von diesem Herrn Josef heißt es, er habe den Stadttitel, sei menschenscheu und lebe aus freier Neigung in diesem Gebirge. Er spricht manchmal mit den Leuten, aber gar nicht herrisch. Er läßt sich erzählen, wie sie leben und denken und erzählt dann auch selbst von fremden Ländern und Völkern. In Island soll er gewesen sein und im Uralgebirge und sogar am Himalaya; er mag am liebsten in solchen Ländern reisen, soll er gesagt haben, wo noch keine Eisenbahn geht. Mit solch zwecklosem Herumwandern sei, heißt es, der alte Herr gar nicht einverstanden. „Die halbwilden Völker kaufen und verkaufen nichts.“ Auch hier geht jung Josef gerne müßig in Wald und auf den Bergen umher, während der Alte die Bau- und Werksarbeiten beaufsichtigen muß. Von dem verstorbenen Sohne Heinrich spricht der Ritter noch häufig, doch nicht so sehr von dem Verluste des Sohnes, als von dem des tüchtigen Geschäftsmannes. „Aber der Josef wird noch alles auf die schiefe Ebene bringen.“ Sachen in Überfülle hat der Ritter, und alles was das Herz vernünftigerweise wünschen könnte. Nur das längst bestellte kleine Einrichtungsstück zur besseren Bequemlichkeit ist immer noch nicht angekommen.

Im Kirchenbesuch ist der Ritter stets gewissenhaft, selbst an den „kleinen Feiertagen“, die sonst nicht mehr gehalten werden wollen, findet er sich ein. An einem solchen waren wir vor kurzem unser einmal vier Mann in der Kirche, ich der grämige Pfarrer, Karl der Ungläubige, Christel der Betbruder und der Herr Ritter. Weiß nicht, ob unser Herrgott eine besondere Freude gehabt hat an diesen Gästen. Der Ritter betet formhalber; daß seine Frömmigkeit nicht tief geht, hat sich nicht bloß bei dem Tode seines Sohnes, sondern auch im geschäftlichen Leben leider recht oft gezeigt. Der Christel betet um die Bestrafung der Gottlosen, besonders gedenkend des Mefeners, und dann schleift er in der Kirche herum, küßt alle Heiligenbilder und geweihten Stellen, die er erreichen kann, erwünscht noch den Antichrist, der im Thale regiert, und verläßt mit großer Selbstzufriedenheit die Kirche. Der Mefener Karl dienet dem Tempel, und er waltet seines Amtes mit großer Ruhe und Würde, aber, wie ich leider fürchten muß, ohne Gnade. Und ich, der Pfarrer! Ich spähe auf die Fehler anderer, während die meinigen wachsen

und mein Herz mit argem Denken den Herrn beleidigt. Das sind die vier Undächtigen!

Hat der Karl nicht seine Kinder so sittsam erzogen, daß sie überall gerne gesehen sind? Die zwei Söhne arbeiten in der Holzwoollfabrik und sind bescheidene fleißige Burschen. Seit fast dreißig Jahren, als nun der Karl Kirchendiener ist, soll — wie die Leute versichern — in der Kirche nie eine Unordnung oder Ungebürlichkeit vorgekommen und das ewige Licht vor dem Altare nicht ein einzigesmal ausgelöscht sein. Als einst während des Gottesdienstes der Sturm das Fenster zertrümmert, hat der Karl sich an die Ampel gestellt, um mit seinem Leibe das Licht vor dem Winde zu schützen. Und manchmal, wenn er an dem ewigen Lichte die Kerze entzündet, um mit derselben die übrigen Lichter anzuzünden, sehe ich es selber, mit welcher innigem Auge er das heilige Lichtlein der Ampel anschaut, und wie er es dann speist mit Docht und trinkt mit Öl, als wäre es ein liebes lebendiges Wesen. Und doch soll er zu den vorigen Pfingsten wieder jemandem geäußert haben, wer ein priesterliches Amt verwaltet, der dürfe nicht an Gott glauben, sonst müsse ihn die Ehrfurcht erdrücken, und es sei ihm unmöglich, mit Formen und Gebräuchen dem Unendlichen zu dienen. Zum Glücke sei es nicht so, wie man glaube, sondern es sei so, wie man nicht glaube. — Solche Reden reimen sich so recht zu dem neuen Geiste, der leider Gottes bei uns eingezogen ist und der meine alten Tage mit Trauer erfüllt. In der Stadt hatte ich mich vor ihm nie gefürchtet, dort ist nicht viel zu verderben, aber hier richtet er alles zugrunde, was reine Freude war.

Kommen heute die Kirchenmusikanten zu mir, ihrer fünf Mann hoch, Bauern- und Handwerkerjöhne der Gemeinde, lauter Schüler des Kornstock. Der Sohn des Strambachbauers tritt als Sprecher vor und fragt gar höflich an wegen des Musiciens in der Kirche an den Sonn- und Feiertagen: wie das in Zukunft sein werde. Die Instrumente kosteten Geld und das Lernen und Üben Zeit, und ob sie nicht eine kleine Vergütung haben könnten. Bei der Curmusik, wo sie ja wären, würden sie auch bezahlt.

„Wenn ihr bei der Curmusik bezahlt werdet“, antworte ich, „so könntet ihr es in der Kirche umso leichter umsonst thun.“

Das wollten sie aber nicht.

„Geld ist leider keines vorhanden in unserem Kirchenschatz“, sage ich. „Wenn ihr in eurer Pfarrkirche, in der ihr getauft worden seid, wo ihr die heiligen Sacramente empfangen habt, wo ihr euren Segen holet und an der ihr dereinst im Frieden zu ruhen hoffet — wenn ihr in dieser Kirche die Festtage nicht mehr mit Saiten und Pfeifen herrlichen wollet, wie es schon König David gethan, so wird der liebe

Gott wohl mit der Orgel allein fürlieb nehmen müssen; ich fürchte aber, daß ihr für die Länge seiner Beihilfe bedürftiger sein werdet, als er der eueren.“

Einer oder zwei wollten sich schier bereit erklären, wie bisher auf den Kirchenchor zu gehen, wurden aber von den übrigen mit den Ellbogen gestoßen, worauf sie ohne weiteres abgetreten sind.

Seither sind zwei Sonntage vergangen und auch das Marienfest, ohne daß die Herren Curhausmusiker erschienen wären auf dem Chore.

Nun wissen wir's. Ein Herr Professor Schwiffang, der hier auf der Sommerfrische ist, hat uns aufgeklärt. Auch an der Kirchthür fand sich eines Morgens der ziegelrothe Zettel mit der Ankündigung seines volksthümlichen und für jedermann frei zugänglichen Vortrages über das Thema: „Woher kommt der Mensch und wohin geht er?“ Der Karl hat aber den Zettel beseitigt mit dem Bemerkten: Wir werden den Weg schon auch so finden. Bei der Vorlesung am letztvergangenen Sonntage hat der Professor schon den Augenblick kaum erwarten können, bis der Curfaal sich gefüllt, so sehr war er zum Plagen geladen von seinem Stoffe. Zur Einleitung sagte er, daß die Wissenschaft das wahre Licht sei, dem wir vertrauen müßten. Daß aller Fortschritt und die Erreichung der Ideale nur durch die Wissenschaft möglich wäre, und daß die leider noch mächtigen Gegner der Wissenschaft recht gut wüßten, weshalb sie das Volk in der Finsternis des Glaubens und Aberglaubens erhalten wollten. Nun, und dann hat er halt vom Urschleime gesprochen, von der Zelle, von niederen Lebewesen, vom Orangutan als dem Vater der Menschen. Und hat davon gesprochen, daß in dem thierischen Organismus eine freie Selbstbestimmung, eine Seele für sich nicht sein könne, und daß demzufolge der ganze Mensch mit dem Tode seines Körpers für immer aufgehört habe zu leben. — Das war alles. Der Professor wischte sich den Schweiß von der Stirn und trat nach seiner verrichteten Durst ab. Zum Glück weiß der Mann nicht, wie man sprechen muß, um vom Volke verstanden zu werden, und so giengen meine Bauerleute, die sich weiß Gott was erwartet hatten, kopfschüttelnd davon.

„Wenn er nur nit so geschimpft hätt'!“ soll der Stauer-Knecht zu seinem Bruder gesagt haben, „klagen gehen sollt' man ihn. Belt, Daniel, wir lassen unser'n alten Vater keinen Affen heißen?“

Gingegen war ein anderer der Meinung: „Wenn's eh nix gibt in der anderen Welt, da mach' ich jetzt, was ich will, und geh' bei der Nacht mit dem Prügel den Herrn Professor an, daß er mir seine goldene Uhr schenkt. Er hat's eh schon lang gehabt, jetzt will's einmal ich haben.“

So wird's doch schon ein bißchen heller in einigen Köpfen, seitdem der Herr das neue Licht ausgesteckt hat im Torwald.

Woher kommt dieser Mensch und wohin geht er? Aus jenem Reiche der (natürlich nicht unsterblichen) Geister kommt er, wo eine „Wissenschaft“ gegen die andere streitet, weil jede sich selbst für die höchste und wahrste hält und wo jede sich täglich wehren muß, um von der anderen nicht über den Haufen gerannt zu werden. Die Seele aller „Wissenschaft“, die Philosophie! Ist ihre Geschichte etwas anderes als eine Reihe von Meinungen, wovon die neueste immer alle vorhergehenden für unrichtig erklärt? — Und mit solchen Gehirngymnastiken kommt man zum Landvolke und preist die eben beliebte Meinung als Licht und Wahrheit aus, um welcher willen die Menschen das von sich werfen sollen, was sie wie ihre Vorfahren bisher getröstet, beseligt und stark gemacht hat!

Möge der hochgelahrte Herr mit seinem Vortrage nur bald wieder dorthin gehen, von wannen er gekommen ist.

Im Herbst 1883.

Auf dem Dreispizberg ein schiefer Tritt, und eine neue Erfahrung ist da. So geht's oft, daß kleine Anlässe, die man kaum beachtet, manchmal fast eine Lebenswende bedeuten. Daß ich mir bei dem schiefen Tritt auf demselben Bersehgang den Fuß verstauchte, wäre wohl kaum wichtig genug für dieses Tagebuch, daß ich an dem Übel wochenlang im Bette liegen mußte, war auch noch nichts, aber daß die Gemeinde ohne Priester, sonntags ohne Messe und Predigt sein sollte, das war schlimmer. Ich habe mir müssen einen Hilfspriester ausbitten, und der ist auch bald gekommen. Ein nicht mehr gar junger Herr, schweigsam und ernsthaft, ich war ganz zufrieden. Ein strenger Prediger, ich hörte ihn manchmal bis in meine Krankenstube herab schreien. Fremde machen sich lustig über sein „Kaplanddeutsch“. Mein Gott, man lernt's eben so. Bauernsöhne, wenn sie später im Seminar hochdeutsch lernen, behalten immer eine Art Schuldeutsch. Nicht wie's gesagt wird, vielmehr was gesagt wird, auf das kommt's an. Mein Cooperator war ein überaus strenger Herr auf der Kanzel und im Beichtstuhl, aber sonst —! Der hat mich sauber angefeht! Zu Hause war er selten zu finden. Tagsüber auf den Höfen, wo er mit Weibern und Dirnen Schabernak trieb, am Abend im Wirtshaus und dort allemal der letzte Gast weit über Mitternacht hinaus, so daß ihn gar der Wirt selber mahnen mußte: „Geistlicher Herr, es ist Schlafenszeit, der geistliche Herr findet sonst morgen früh die Kirche nicht!“ Und war es schier ein paarmal so, daß man bei seiner Messe mehr Aaenjammer merkte, als Andacht. Wenn er dann am nächsten Sonntage wieder von Hölle und Verdammnis predigte, lachten die Leute, und wenn er über eine Stunde lang redete, wurden sie ungehalten, denn schlafen



war nicht möglich, dafür ichrie er zu arg. Sie giengen dann hinaus und ließen ihn für sich allein predigen. „Er hat seine Lehr' selber zu brauchen“, meinten sie.

Es war ein rechtes Ärgernis und ich wurde ganz zornig auf meinen Fuß, daß er mich gefangen hielt und so lange zur Seelsorge unfähig machte. Als aber der Cooperator eines Tages just vor Antritt einer Vogeljagd ein Kind zu taufen hatte und in der Eile — mehr ans Wildbret, als ans Sacrament denkend — vergaß, dem Täufling einen Namen zu geben, da habe ich ihn ganz unzweideutig fortgeschickt und mich nachher von meinem Rupert jeden Tag hinauftragen lassen, um den Gottesdienst zu halten, so lange fort, bis der Fuß endlich heil war.

Der Cooperator hat Schulden zurückgelassen und, wie es heißt, sonst auch noch etwas. — Mein Gott, unsereiner kann nicht eifrig und gewissenhaft genug sein, um solche, wenn auch nur vereinzelt vorkommende Schäden in der Priesterschaft wett zu machen.

Am Mai 1884.

Kommt da vor etlichen Tagen mein hübsches Mägdlein geschlichen, staubt ein paar Bücher ab, die sie doch erst eine Stunde früher abgestaubt hat, zieht den Fenstervorhang vor, damit mich etwa die Sonne nicht blende, und plötzlich plaszt sie heraus: Der Photograph im Curhaus wolle sie photographieren, und ob sie dürfe? -- Warum soll ich von der Ottilie kein Bildchen in der Tasche tragen! denke ich und gebe gleich meine Erlaubnis. Kaum sie zur Thüre hinausgehüpft, habe ich die Überrumpelung gemerkt und hat's mich auch schon gereut. Heute reut es mich doppelt. Das Bild ist ausgestellt im Glaskasten und die Leute begaffen das schöne, frischäugige Kind in seiner schmucken Sonntagstracht. Daß sie ihnen gefällt, ich glaube es, aber daß sie zum Angaffen da ist, das glaube ich nicht. Des Pfarrers Ottilie! heißt es und manche machen dazu ein pffiffiges Gesicht. Und wenn das Mädel über die Gasse geht, so bleiben die Fremden stehen und schauen ihr nach. Sie dankt aber kaum für einen artigen Gruß und gibt keiner Rede Antwort und blickt nicht nach rechts und nicht nach links — deswegen dürfte ich ruhig sein.

Wüßten die Leute erst, wie klug sie ist, wie sie dann zu Hause sich gar manierlich lustig macht über die Fremden und wie sie Bescheid weiß und ihre klaren Gedanken hat über das Treiben, welches in diejem Thale sich breit macht! So ungeschickt und betroffen wir Alten vor der nie geahnten Wendung stehen, so selbstverständlich scheint sie der Jugend, und auch meine Ottilie stellt sich, als ob's seit jeher so gewesen wäre und geht ganz sicher und schneidig zwischen all den unerhörten Dingen dahin. Sie freut sich schon auf die Gröffnung der Eisenbahn und ist ganz unterrichtet über allerlei, so daß die Regina und ich oft staunen

müssen. Dabei ist sie doch das einfältige reine Naturkind geblieben, voller Fröhlichkeit und Güte, die wahre Tochter des allzeit lustigen Steinfranzels und seines gutherzigen Weibes.

Vom Schullehrer habe ich schon bemerkt, daß er der Ottilie ein wenig nachstellt, unauffällig und fast schämig. Das wäre vielleicht einer für sie, es scheint aber, daß er sich weniger zum zahmen Ehemann, denn vielmehr zum gewaltigen Athleten oder tollkühnen Seiltänzer ausbilden will, als der er sich für Geld sehen lassen mag. Anders kann ich mir kein lebhaftes Bestreben, Sehnen und Muskeln zu stärken, die Glieder kraftvoll und geschmeidig zu machen, nicht erklären. Seine ganze freie Zeit füllt er mit Leibesübungen aus, ja selbst in der Schule soll er manchmal anfangen mit den Knaben zu boxen oder eine Gruppe von Jungen sich über Achsel und Nacken aufzubauen und mit solcher Last auf die Gasse zu gehen. Auch hat man ihn schon auf dem Dachfirste des Schulhauses gesehen mit einer langen, wagerechten Stange hinwandeln und dann in weitem Bogensprunge auf den Nasen hüpfen. Bisweilen borgt er sich beim Ritter, der ihn wohl leiden kann, ein Reitpferd aus, welches ihn anfangs freilich mehrmals auf die Wiese gelegt haben soll; nun aber bändigt er es mit starker Kraft und setzt mit dem Thier über die Gising, was ihm kein anderer Reiter nachmacht.

Der Gurchaustratsch weiß gegenwärtig ein lustiges Geschichtchen, welches ich anmerken will, obgleich es der Lehrer auf Leben und Tod leugnet. Herr Uylaki vermißt hier die Fechtübungen. War ein Stadtherrlein da und nannte ihn öffentlichen Ortes einen „Schulmeister“ (statt Schullehrer). Darob fühlte Uylaki sich in seiner Ehre verletzt und forderte das Stadtherrlein. Dieses hatte nicht die Courage, das Duell abzulehnen. Woher sie die Säbel nahmen, das weiß Gott, kurz, nach acht Tagen begrub das Stadtherrlein im Messelschachen seine Nasenspiße. Seine Sippe drohte Lärm zu schlagen, der Lehrer fürchtete für seine Stelle und versicherte das junge Herrlein auf Ehrenwort, daß so Nasenspißen wieder nachzuwachsen pflegen. Der Verstümmelte reiste bald darauf ab und wird in Zukunft hoffentlich den Muth haben, vor der übermüthigen Laune fechtlustiger Leute seine Gliedmaßen zu schützen.

Der Lehrer muß wieder andere Kameraden suchen, um sich zu messen. Im Ringen überzeugt er jeden, daß der Boden hart ist.

Der Zaunstiegelbauer hat einen Stier, welcher sich in den Geruch unzählbarer Wildheit zu setzen wußte und schon manche elegante Trägerin bunter Kleider brüllend in die Todesangst gejagt hat. Mit diesem hat der Lehrer Uylaki auch angebunden. Er band sich ein rothes Tuch vor und hub an, das Gebrülle des Thieres nachzuahmen. Dieses gräbt mit dem Vorderfuß den Boden auf, daß der Sand fliegt, und fährt dann auf den Lehrer los. Leute, die es sehen, heben ein Jammergeschrei an,

der Lehrer packt den Stier bei den Hörnern, steht mit den Beinen stramm, und so stemmen sich die beiden Herren entgegen, einmal der eine, einmal der andere einen Schritt zurückweichend und wieder vordringend, beide schnaufend und gröhrend, bis der eine endlich denkt: der Geheitere gibt nach! und endgiltig zurückgeht. Und das war der Stier. — Darum, meine ich, muß der Schullehrer, wenn er heiratet, eine nehmen, die ihm zu schaffen macht, und nicht ein zartes geduldiges Läubchen, an dem man keine Kraft üben kann.

Hingegen ist mir auch noch an einem anderen etwas aufgefallen, Väter haben in dieser Sache scharfe Augen, und selbst wenn es nur Ziehväter sind. Als am vorigen Sonntage der Kolf endlich wieder einmal von seinem Dreibrunnwald herabkommt, um bei mir Bücher auszutauschen und dabei im Zimmer die Ottilie bemerkt, wird er roth im Gesichte wie eine Pfingstrose. Er will mir gerade etwas sagen, bleibt aber mitten im Satze stecken und ist so verwirrt, daß ich ihm aus dem Traum helfen muß.

„Du bringst mir hier das Buch über Johannes Huß zurück“, frage ich, „nicht wahr, das ist ein Unhold gewesen, dieser Huß.“

Er sammelt sich ein wenig und antwortet: „Das kann man just nicht sagen. Er hat schon recht gehabt, der Huß, daß er es mit Christus mehr gehalten hat, als mit dem Papst. Hat recht gehabt, daß er jeden christlich gesinnten Menschen auch ohne Taufe zu den Christen gerechnet hat und jeden eigennütigen, lieblosen und lasterhaften Menschen zum Antichrist, und wenn ein solcher auch Bischof oder Cardinal gewesen wäre und jeden Tag seine Messe gelesen hätte.“

„Kolf!“ rufe ich aus und denke, das Mädel hat ihn so verwirrt, daß er nicht weiß, was er spricht. „Ottilie, ich glaube, die Regina hat dich gerufen!“ Und als sie draußen ist, erinnere ich ihn daran, daß das Buch, welches er gelesen, durchaus katholisch sei und den Huß ganz und gar widerlege!

„Das kann es nicht“, antwortet der Bursche, „weil es so ist, wie der Huß sagt, und weil es Christus selbst so gesagt hat.“ Jetzt konnte es doch nicht mehr das Mädel sein.

„Mein lieber Kolf“, darauf ich, „wenn du die Bücher mißverstehst, dann werde ich dir keine mehr borgen. Du bist wohl zuviel allein da oben in der Wildnis und grübelst und deutest alles anders als geschrieben steht. In der Kirche bist du auch nicht mehr oft zu sehen. Du mußt wieder herab. Schau, was dein seliger Vater für ein Kernmensch gewesen ist, hat nicht gegrübelt, aber voll Eifer gearbeitet für die Gemeinde und hat fleißig gebetet. Du wirfst zu wenig beten, Kolf, und darum hat Gott dir die Gnade genommen, die heiligen Schriften recht zu verstehen. Du mußt aus dem Walde herab.“

Darauf sagt er: „Freiwillig gehe ich nicht herab, weil der Antichrist im Thal ist. Wenn aber der Herr Pfarrer befiehlt, so gehe ich herab.“

Ist er nicht auch oben auf dem Berge? Ich bin sehr nachdenklich. Wohl habe ich's schon früh gesehen, daß der Bursche durch Bücher und Schriften leicht zu beeinflussen, auch zu bethören ist, darum gab ich ihm als Gegenwehr lauter gut katholische Werke, und nun scheint es, verderben ihn auch solche. Wäre der sonst so gute Junge eine jener unseligen Naturen, die ihre vorgefaßte Meinung schon gleichsam mit auf die Welt bringen und gerade nur das aufnehmen, was dieser Meinung zusagt, alles andere, und wäre es noch so überzeugend, aber verwerfen, daß sie also weder zu verderben wären, noch zu bekehren sind? Und wenn er aus seinem Walde herabgeht, so steckt er mir am Ende auch die wenigen anderen an, die in der Gemeinde noch gut katholisch gesinnt sind. Mit ihm zu streiten will ich mich hüten, er bleibt starr und einfältig bei seinem „Christievangeliem“, wie er sagt, stehen, und für alle Auslegungen der Kirchenväter ist er unzugänglich. Mit Schärfe wäre erst recht alles verschüttet; so will ich doch mit Güte und Geduld ihn zu erleuchten trachten. Schon seines wackeren Vaters wegen muß er gerettet werden, bei seinen Grundsätzen gienge er unter, vielleicht auch geistlich, gewiß aber weltlich.

Am 9. Juli.

In der leztvergangenen Samstagnacht klopft die Regina an meine Thür: Geschwind sollt' ich aufstehen, es wäre ein Dieb im Hof. Wie ich hinauskomme, hat der Rupert bereits das Hofthor geschlossen und steht daneben mit einem großen Beil. Ich merke bald, daß hier ein Haselstock besser am Plage sei, wie das Mordeisen, denn die Leiter ist angelehnt gegen das Fenster der Ottilie, und von der Leiter springt jetzt ein Mann herab, will fliehen, wird aber vom Rupert schon festgenommen. Wie die Regina mit Licht kommt, erkenne ich den Holzknecht Thomas, dessentwegen vor Jahren die Sennin gestorben sein soll auf der Baumstiegelalm.

„Thomas!“ jage ich, „was hast du da zu suchen in der Nacht?“

Läßt er in den Armen des Rupert sich auf die Knie nieder, faltet die Hände und wimmert: „Bitt' um Verzeihen, Hochwürden Herr Pfarrer, ich hätt's ja so gebeichtet, ich hätt' alles gebeichtet, ich weiß mir halt nit zu helfen, weil ich die Dirn soviel gern hab', aufrichtig Gott wahr, ich hätt' alles gebeichtet!“

„Soll ich ihm ein paar geben?“ fragt mich der Rupert.

„Laß das, schlagen wird ihn Gott, und er soll schauen, daß er weiter kommt. Und du verschließe allnächtlich das Hofthor vorsichtiger.“

„Nachher muß ich übers Dach hereinsteigen, Hochwürden Herr Pfarrer“, jammert das Ungeheuer, „ich kann nichts dafür, mir ist's rein



angethan und ich hab' halt die Dirn so höllisch gern, daß ich schon nimmer weiß, was ich thu'. Hab' sie ja nur wollen fragen gehen, und wenn ich sie nicht krieg, so muß ich mir was anthun, und das ist noch das Allerjchlechteste, weil man's nimmer beichten kann."

Jetzt habe ich ihm aber doch die Füße flink machen lassen.

Vom Schlafen war in dieser Nacht keine Rede mehr. An die Gefahren denke ich, denen das blutjunge Kind schon ausgesetzt ist, und welche Verantwortung auf mir liegt. An den Unmenschen denke ich, der mit seiner Heuchelei mich schon mehrmals irregeführt hat, der das Verderben mancher Unschuld geworden ist, und der sich dann allemal auf die Gnaden-sacramente beruft. Bin ich denn, o mein Gott, wirklich ein so schlechter Seelsorger, weil so viele Pfarrkinder in der Irre umgehen! Bin ich zu läunig, zu nachsichtig? Lehre ich zu lüdenhaft, zu einseitig? Der eine hält sich nur an die Worte des Evangeliums und irrt ab. Der andere beruft sich auf den katholischen Katechismus und sündigt. Wieder ein anderer befolgt strenge den kirchlichen Cultus und glaubt nichts. Noch ein anderer opfert am Altare des Herrn und benachtheilt die Mitmenschen. Und wieder ein anderer will nichts als beten, aber sein Beten ist ein Verfluchen derer, die er lieben sollte. Und das sind die, so in die Kirche kommen. Wie erst wird es mit allen jenen sein, die nicht kommen, die Gottes Wort nicht hören, der Gnadenquellen nicht theilhaftig werden? Kann es viel schlimmer mit ihnen stehen? Ist es nicht, als ob eine Seelenpeuche läge über aller Welt, über Wald und Stadt, eine Peuche, die früher nicht gewesen! Es nützt keine Zeit mehr und kein Abgeschlossen-sein. Der oben im hohen Walde ist nicht minder keßerischen Anwandlungen unterworfen, als der allen böien Vorbildern und Schriften ausgeleszte Bewohner der großen Welt. Ist es nicht, als ob das Sonnenlicht vergiftet wäre, seit man sie wissenschaftlich niedergezogen hat vom Himmel Gottes? — So betrübt bin ich manchmal, bis zum Sterben betrübt.

Am 1. August.

Bei dem langen Eisenbahndamm nächst Unterichuttbach ist heute ein Arbeiter verunglückt. Beim Sprengen eines Steines ist ihm ein Stück in die Brust gesprungen, man soll durch die Wunde bis an den Lungenflügel hineinsehen. So bin ich hinabgegangen, ob der Mann vielleicht die Tröstungen der Religion wünsche. Er ist ein Fremder. In der großen Baracke auf einem Strohbunde liegt er, blaß wie eine Leiche, aber sein Auge ist noch nicht erloschen, es schaut müde in den Tod hinein. Ich tröste ihn, er stammelt: „Ich weiß, wie es steht mit mir. Der Arzt hat's schon gesagt.“ So frage ich, ob er vielleicht einen Wunsch hätte, was der Arzt nicht könne, das stehe in der Macht des Heilandes. Er verzieht das

Gesicht, ein gar trauriges Lächeln ist's, wie er nun sagt: „Ich danke, mir kann kein Gott und kein Mensch mehr helfen.“

Also habe ich wieder fortgehen müssen. Sonst ist das Gottbedürfnis wenigstens auf dem Sterbebette zum Ausdruck gekommen, jetzt auch da nicht mehr. Verlorensein und es selber nicht wissen, ohne Reue und ohne Sehnsucht vergehen! Das Licht Gottes ist ausgelöscht auf Erden.

Unterwegs nach Hause treffe ich mit dem jungen Ritter Josef zusammen, das heißt, er holt mich in seinen hohen Zuchtenstiefeln ein und ersucht höflich, ob er mich nicht begleiten dürfe. Sein Vater ist in Geschäftsfachen abwesend, so hat er den Bau der Brücke zu überwachen, die jetzt unten nächst dem Keilerstein über die Gising gemacht wird. Die bauen anders Brücken als wir — dreimal so hoch und fünfmal so lang, da kann das Wildwasser nichts machen. In den Reigbergen drüben schattseitig wird geholt und auf Kohlen geschürft, und deshalb die neue Brücke. Ich dachte, wie es sein Vater zu thun pflegt, so wird nun auch der junge Herr anfangen von den Vortheilen zu sprechen, die das Torwaldthal durch die Sommerhäuser, Gewerke und Eisenbahn erfahren; aber im Gegentheil, er scheint es zu merken, dass mir nicht behaglich ist, und dass die aus ihrer Altständigkeit gerissenen Bewohner einem fraglichen Schicksale entgegengehen. Es sei ja zu bedauern, meinte er, dass ungezählte zufriedene Existenzen gestört werden oder gar zugrunde gehen müssen, allein es sei einmal der Lauf der Welt so. Alles, was die Vermögenden thun können, sei, die persönlichen Anschauungen zu schonen und die armen Leute in ihren Menschenrechten nicht zu schädigen. — Wenn man auch schon weiß, dass es nur Worte sind und dass jeder so spricht, der anfängt zu unterjochen, so thut's einem doch wohl, zu hören, dass sie sich wenigstens bewußt sind, es gebe patriarchalische Zufriedenheit und auch Menschenrechte.

Im Walde vor Sanct Maria, wie wir so dahinschreiten, sehe ich einen jungen hübschen Menschen mit Stöcklein und Seitentasche flink daher kommen, und es ist der Student, der Lucian. Er ist etwas verlegen, als er mich sieht und fast dünkt es mich, er hat uns ausweichen wollen, weil ihm wahrscheinlich mein Begleiter unangenehm war.

„Wie?“ rufe ich ihm zu, „schon Vacanzen? Gehst du mir entgegen?“ Denn er kam nicht von der Alpenzeller Seite her, sondern von drinnen heraus.

Er stottert ein wenig, er habe seine Eltern im Rauhgraben besucht und seine Schwester, die lasse er schön grüßen.

„Bist du nicht im Pfarrhof gewesen? So komm doch mit, Lucian!“

Er danke sehr, er trete eben eine größere Fußreise an, habe sich mit einem Genossen zusammenbestellt und müsse abends noch drüben in Schwarzau sein. — Und ehe ich mich besinne, lüpfte er sein Hütchen und ist davon. Jetzt verwünschte ich heimlich den Ritter Josef, dass der den Jungen mir

verschüchert hatte, dachte aber, vom Lucian sei es sehr thöricht, oder es sei nur eine Ausflucht und er würde sich des Abends schon einfänden im Pfarrhof, um mir das Abgangszeugniß vorzulegen, das ja vortrefflich ausgefallen sein soll. Dann hub ich an, meinem Begleiter von dem Studenten zu erzählen, der, von ganz mittelloser Familie stammend, im Stifte Alpenzell das Seminar durchgemacht und nun absolviert habe, daß er jetzt ins Priesterhaus käme, und daß es hoffentlich gelingen werde, die nöthige materielle Grundlage ihm zu schaffen, bis er seine Primiz begehen könne in Sanct Maria, ein Fest, auf das seine Eltern, ich und die Gemeinde uns schon recht sehr freuten. Ritter Josef mußte meine Wärme für den Jungen merken, er blieb stehen und sagte: „Hochwürden! Werden Sie mir erlauben, daß ich für die leiblichen Bedürfnisse des Studenten, soweit sie nicht in der Anstalt selbst gedeckt werden, Sorge trage? Ich weiß bei jungen Leuten ein ernstes Streben sehr zu achten und wie sich's auch noch wenden wird in der Welt, tüchtige und gewissenhafte Priester werden wir immer brauchen. Wenden Sie sich Ihres Schüglings wegen jederzeit an mich. Es freut mich, wenn ich Ihnen dankbar sein kann.“

„Dankbar, wofür, mein Herr!“ fragte ich.

„Sie haben sich wohlwollend gegen mich gezeigt, Herr Pfarrer, und mir es nicht merken lassen, daß Sie einen Unterschied machen müssen zwischen den Mitgliedern meiner Familie, die sich Ihrer Kirche angeschlossen hat, und mir. Ich muß mich Ihnen aussprechen. Mein Vater mag seine Herzensgründe dafür gehabt haben, das läßt sich nicht untersuchen. Ich habe sie nicht gehabt, und so schien es mir vermessen, das angestammte Glaubensbekenntniß gegen ein fremdes hinzugeben. Es dürfte das kaum Ihren Beifall haben —“

„Es hat ihn, es hat ihn!“ fährt's mir heraus, denn im Augenblick hat mir die vertrauende Offenheit so wohl gethan. Als katholischer Seelenhirt hätte ich aber anders sprechen müssen.

Als wir nach Sanct Maria kommen und ich ihn ein wenig begleite am Fuße des Kirchenriegels hin gegen das Herrenhaus, deutet er plötzlich auf die rostbraune Erde, die am Berge theilweise immer noch bloß liegt seit der Lahn. „Herr Pfarrer“, sagt mein Begleiter, „haben Sie das schon einmal genau angesehen, das ist die Schatzkammer des Torwaldthales.“

Ich schaue ihn fragend an.

Er tritt hin, bückt sich nach einem rostigen Steinchen, hält es mir vor Augen: „Das ist Eisenspat.“

Am 30. August.

Im Volke herrscht die Sitte, daß ein Werkzeug, durch welches jemand schwer verwundet wurde, aufbewahrt wird zum Gedächtnisse, entweder im Hause oder in einer Gnadenkirche. Also will ich auch dieses Schreiben aufbewahren und hier hinterlegen. Ich habe es heute erhalten.

Zürich, am 27. August 1884.

Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Seit unserer Begegnung im Torwald, wo ich mich so schmähslich benommen habe, dass es kaum je wieder zu vergessen sein kann, bin ich ganz ruhelos gewesen. Ich wanderte in den Alpen fort und fort, durch die herrlichsten Thäler, über die merkwürdigsten Berge, über die interessantesten Wässer, durch die malerischsten Städte und habe doch nichts gesehen. Denn mich erfüllte nur das Eine: mein Zwiespalt und mein Unrecht. Denn das Unrecht, das ich an meinen Wohlthätern begehen muss, ist nicht zu vermeiden und nicht zu entschuldigen. Seit länger als einem Jahre habe ich gekämpft mit mir selbst, gegen mich selbst. Meine bessere Einsicht sagte: Das Verbrechen darfst du nicht begehen gegen deine Eltern, gegen den gütigen Prälaten des Stiftes, gegen deinen väterlichen Freund zu Sanct Maria. Und meine Einsicht und Überzeugung — ich kann ja nichts dafür — rief leise zuerst, und dann immer lauter, und endlich mit gebieterischer Gewalt: Was du nicht bist, das sollst du nicht sein wollen, sonst ist es dein und anderer Verderben. Besser das erste Argerniss als das letzte, und die einzige Dankbarkeit, die du deinen Wohlthätern noch beweisen kannst, besteht darin, dass du aufrichtig bist und sie nicht betrügest. Das, was ich gelernt habe, und die Mühe mit mir wird kaum umsonst sein, aber Geistlicher kann ich nicht werden. Nicht als ob mich etwas anderes lockte, als ob ich mich für einen anderen Beruf entschieden hätte oder auch nur entfernt wüsste, welchen Weg ich nun nehmen werde. Ich weiss nur, dass ich kein katholischer Priester sein kann, und ich weiss es ganz gewiss. Doch mögen meine Eltern keine Sorge haben, die Welt ist weit und reich, und ich fühle Kraft in mir und ich weiss, dass ich etwas Rechtshaffenes leisten muss und leisten werde. Sobald einige Gewissheiten sind, schreibe ich. Und jetzt, mein edler, mein theurerer Wohlthäter, zürnen Sie mir nicht, nehmen Sie meinen Dank an für alles, was Sie mir und den Meinigen gethan haben. Vielleicht kommt der Tag, an dem Sie selbst meinen Entschluss segnen. Ich grüsse meine Schwester Ottilie, die ich damals aus Verblendung nicht besucht habe, weil ich mich vor dem Pfarrhose fürchtete und Ihnen nicht ins Auge schauen konnte. Ich will Ihnen erst wieder vor das Gesicht treten, wenn Beweise vorhanden sind, dass Sie Ihre Güte und Sorge für den armen kleinen Bauernjungen aus dem Raubgraben an keinen ganz Unwürdigen verthan haben.

Lucian Stelzenbacher."



Am 31. August.

Das arme Mädel soll die ganze Nacht geweint haben. Seit Jahren sprach sie schon von der Ehrmese ihres Bruders und betete täglich ein Vaterunser auf die Meinung, daß wir alle diesen Tag erleben sollten. Noch sechs Jahre darauf, — noch fünf Jahre, — noch vier Jahre! Und jetzt dieser Brief.

Heute nach dem Gottesdienste, als der Steinfranzel auf dem Kirchhofe am Grabe seiner Voreltern kniete, um, wie er's jeden Sonntag gewohnt, für ihre Seelen ein Gebet zu verrichten, bin ich zu ihm gegangen und habe ihm's schonend beigebracht. Er schlägt die flachen Hände zusammen, daß es klatscht und schreit: „Da hat man's!“ Dann dreht er sich abseits und murmelt: „Gedacht hab' ich mir's. Gedacht hab' ich mir's. — Aber gelt, Pfarrer, meinem Weib, dem sagen wir nichts derweil. Die soll ihren geistlichen Sohn haben, so lang's möglich ist. Vier Jahr' dauern lang, wer weiß, ob wir's erlebt hätten. O du verdangelter Strigel, jetzt springt er aus!“

Dann ist er heiter wie immer in seinen Raubgraben gegangen.

Und was jetzt mit dem Lucian sein wird? In der Schweiz geht er um, ohne Freund', ohne Geld. Wer sucht ihn auf? Wer führt ihn heim? — Dem Prälaten habe ich noch gestern geschrieben. Es ist doch ein Elend mit den jungen Leuten heutzutage. Wenn ich nur wüßte, warum? Hat er davon gehört, daß für Religion und Priesterschaft die Zeit zu Ende gienge? Das ist nicht, das ist nicht! Oder hat er einen anderen Grund? Zwanzig Jahre ist er alt. Aber die Gründe, die um diese Zeit anfangen, vergehen wieder, wenn man ihnen nicht nachgibt. Wenn's anders eingerichtet wäre, bei uns katholischen Priestern, viel Herzweh und Verirrung bliebe aus. — Ich hatte ja einmal darüber geschrieben, darauf haben sie mich in den Torwald geschickt nach Sanct Maria. . . . .

Am 5. September 1884.

Also morgen wird er kommen! Alles thalab und thalauf ist aus Hand und Band. Ich glaube nicht, daß in den hinteren Gebirgshäusern zehn Menschen zurückgeblieben sind, schon heute ist alles da. Jedes Haus ist heute Wirtshaus, und auf der Gasse ist's wie Jahrmarkt, aber wie einer, der von Ober- bis Unterschuttbach geht. Die Sommerhäuser sind alle beslaggt, das Gurhaus hat Fahnenstangen hoch wie ein Kirchturm. Der Gemeindevorstand, der Jaunstiegel, scheint alle rothen und blauen Tücher und Röcke, und weißen Hemden und Plachen in die Lüfte gehängt zu haben, so bunt und hell wimpelt's herüber von seinem Hause. Die ganze Strecke herauf ist mit Fähnlein geziert, die auf den Telegraphenstangen angebracht sind. Die Bahnhöfe in Unter- und Unterschuttbach sind ringsum eingesponnen in grüne Kränze. Für morgen' abend ist ein

großes Fest veranstaltet, aber nicht mehr in der Kirche — die bleibt laß und leer — sondern im Curhause. Wenn ich nur den guten Kornstock aufwecken könnt'. Der hätte sich's auch nicht träumen lassen, welchen Tag seine Musik einmal verherrlichen wird. An allen Häuserecken auf großen Anschlagbogen steht es: „Zur Feier der Eisenbahneröffnung im Curhause zu Torwald die große Maiensymphonie von Michael Kornstock.“

Am 6. September.

Also ist dieser Tag auch vorbei, und wir sind mit zwei eisernen Strängen angeschmiedet an die große Welt. Heute um zehn Uhr vormittags ist der erste Eisenbahnzug angekommen. Mir selbst war, als wir vom Söller des Gralhauses hinausschauten, als sähe ich ihn das erstemal in meinen Leben, ich schaute ganz mit den Augen der Pfarrkinder, die den Dampfwagen jetzt das erstemal erleben. Denn es ist nicht bloß ein Sehen, es ist ein Erleben, es gräbt sich ins Hirn ein wie ein Schicksal, es ändert das Blut. Viele hatten sich vorgenommen, sie giengen nicht einen Schritt von ihrem gewohnten Wege, um diese Narrheit anzuschauen, und jetzt sind sie stundenweit hergekommen und die Neugierde überwiegt alles andere. Die Fenster des Hotels Victoria gegenüber am Bahnhofe sind vollgepfropft mit Menschenköpfen, der Wirt hat Eintrittsgeld verlangt, der Bauer zahlt es, ihm wirbelt der Kopf.

Schon seit dem Morgen hastet, von keifenden Hunden verfolgt, der krump Christel wegzhin und her und schreit den Leuten ins Gesicht: „Thuts beten, thuts beten, dafs er nit kommt!“ Und als unten, wo die Bahn in den Weidenbüschen die Biegung macht, das schwarze Ungethüm sichtbar wird und dampfend und pustend näher kommt, da ruft er mit kreischender Stimme: „Jetzt kommt er, der höllische Drach', thuts beten, meine lieben Leut', jetzt ist er da mit aller Gewalt!“

Sie kehren sich aber nicht dran. „Er wackelt gar nichts“, sagt einer, „wie glatt und gewegen er daherkommt!“

„Schnaufen macht's ihn höllisch!“ so ein anderer. „Und Wunder ist's keins, einen ganzen Teufel Häuser zieht er daher!“

Dann hebt das allgemeine Geschrei an. Jedes meiner Pfarrkinder, auch die Gegner der Eisenbahn, schwenken jetzt einen Hut oder ein Tuch und schreien aus vollem Halse: „Hoch! Hoch! Hoch!“ als die Maschine mit den acht bekränzten Wägen in den Bahnhof rollt. Eine Menge fremder Leute steigt aus, auch die Ankömmlinge schwingen ihre Hüte, und ein Mann hebt an zu reden, aber man hört kein Wort vor lauter Musikschall und Pöllerknall. Mir selber wird warm in der Brust, solche Dinge packen, und insgeheim habe ich den Himmel angefleht, das Dampfross möge nicht Unglück, nicht Unfrieden und Zerfetzung in dieses Alpenthal führen, sondern lauter Glück und Gedeihen.

Neben mir sitzt der siebenundsiebzigjährige Gral, und hinter ihm seine uralte Mutter. Diese hatte gestern den ganzen Tag und heute seit frühem Morgen fort und fort von den Weissagungen erzählt, die schon in ihrer Kindheit umgegangen waren in diesen Bergen. „Es wird einmal eine Zeit kommen, da werden sie den Himmelsblich auf die Stangen hängen und eiserne Straßen bauen. Und auf den eisernen Straßen werden feuerspeiende Drachen daherkriechen, so groß, daß siebenmal sieben Reiter darauf können reiten. Viele haben gesagt, wenn das geschieht, dann kommt das Ende der Welt, und andere haben gesagt, wenn dieser Drache erscheint, dann kriegen die Leute Flügel und eiserne Köpfe und eine so laute Stimme, daß man sie siebenmal sieben Stunden weit hören kann und dann wird auf Erden das große Paradies sein.“

Jemand hatte einen Krug mit Apfelwein heraufkommen lassen, mehrere die da saßen, tranken dem erschienenen Drachen zu, der von nun an Tag für Tag bis in undenkliche Zeiten hier zu sehen sein wird. Auch die uralte Gralin hob mit zitternden Armen den Krug, der Gral aber zupfte sie am Ärmel: „Mutter, gehn wir! Gehn wir schlafen!“

„Jetzt?“ rief die alte Gralin hell, „dummer Bub, jetzt wird's erst lustig!“ Wie sie das gesagt hat, sinkt sie zurück an die Wand, und wie wir sie fragen wollen, ob ihr etwa nicht wohl wäre — da lebt sie nicht mehr.

„Die alte Gralin ist gestorben!“ Diese Neuigkeit verbreitet sich rasch unter den Leuten, und manchem klingt die Mär schier noch seltsamer als der neue Eisenbahnzug.

Die Maiensymphonie des seligen Kornstoß hat auch mich in den Gursalon gezogen. Es war mir widerwärtig hinzugehen. Doch als ich zu Hause bleiben wollte, kam eine solche Aufregung und Unruhe, daß ich an Händen und Füßen zitterte. Wäre ich der Kornstoß selber gewesen, es hätte nicht anders sein können. Selbst der Kanarienvogel war unruhig im Bauer, und mehrmals schnatterte er: Geh' hinab! Geh hinab! So bin ich doch hinabgegangen. Der große Saal überfüllt mit festlich gestimmten Leuten, zumeist Sommerfrischlern, Gurgästen und fremden Ankömmlingen. Die Musikkapelle hatte der Ritter von weit her bestellt, dreißig Mann und mehrere Frauen. Hier hat man bisher dergleichen nicht gehört. Kein Ton entging mir und kein Klang und kein Bravo-ruß, bei jeder Schönheit jubelte ich im Innern mit heißer Angst. Die Aufführung war für mich von unbeschreiblicher Qual. Zu wenig Beifall ben sie mir, und als sie ihn doch auslärnten, war ich enttäuscht, daß<sup>aa</sup> se Melodien und Harmonien also gestört wurden.

Als das Musikstück endlich in majestätischem Finale voll Maienjauchzen und Seelenhimmelswonne ausgeklungen war, erhob sich ein dröhnender, lange anhaltender Beifallsturm und viele, die gehört hatten, der Tonkünstler sei in Sanct Maria, wurden nicht müde zu rufen: „Kornstock! Kornstock, heraus!“

Ich habe mit schweißtriefendem Angesichte den Saal verlassen — obgleich das Fest noch nicht zu Ende war — und bin eilig hinaufgegangen zum Kornstock auf dem Kirchhof, als müßte ich ihm die Botschaft von dem großen Erfolge überbringen. Da oben war die ewige Ruhe. Auch das Thal lag in scheinbarem Frieden da, von der hohen Klauh herab leuchtete in verglühendem Abendroth das Lichtel.

Als Nachtrag, daß gestern abends im Cursalon eine Sammlung veranstaltet worden ist, um dem Tondichter der Maiensymphonie ein Grabmal zu stiften. Der Ritter von Guldner hat sich dabei wieder ausgezeichnet, aber auch manch anderer, und das Denkmal soll im nächsten Jahre aufgerichtet werden.

Hättest du das erlebt, Michael, wie sie dich jetzt ehren, wie begeistert sie dir danken! — Nein, es ist besser so. Ein Bild aus Erz kann erst entstehen, wenn das aus Thon zerbrochen ist. — In wenigen Tagen spricht ja wieder niemand von ihm und seiner Musik.

So ein moderner Curort könnte auch recht wohl eine Anstalt für Geistesranke heißen. Nicht bloß daß die meisten Curgäste von dem Wahne befallen sind, gerade alles das zu thun, was das Leben flach und schal und langweilig macht, und gerade allem dem auszuweichen, was es vertiefen und veredeln könnte — gibt es noch ganz besondere Kränze darunter. Ich höre von ihnen, und treffe wohl manchmal selber mit so einem zusammen. Ist da zum Exempel ein herabgekommener Advocat vorhanden, der Mystik triibt. Er will schon unzähligemale auf dieser Welt gewesen sein und auch in Zukunft immer wieder auf Erden geboren werden, bis er alle denkbaren Existenzen aller Lebewesen, Menschen, Thiere und Pflanzen in allen ihren Arten und Zusammensetzungen durchlebt hat. Die Ewigkeit ist ja lange genug, um damit fertig zu werden und dann wieder von vorne anzufangen. Andere sind da, die wollen sich nach dem Tode auf irgend einem Stern häuslich einrichten. Wieder andere wollen von Unsterblichkeit in welcher Form immer nichts wissen, sondern für alle Zeit manjetodt sein. Das ist das Verlorensein einer Seele, der ewige Tod, den die Kirche meint und mit der Verdammnis in gleiche Bedeutung stellt. Eine andere Gattung von Leuten ist hier, die sich gerade in dem gegenwärtigen Leben mit breiten Backen festsetzen will auf die Scholle und die spizen Ellbögen weit auspreizen, um dem Nachbar so oft als möglich einen fleghaften Seitenstoß oder Nasenstießer zu ver-



sehen. So treibt es das jüngere Geschlecht. Jungen Leuten verübelt man derlei nicht sehr arg, Jugend ist gährender Most, Jugend hat keine Tugend, Jugend muß austoben, Jugend wild, Alter mild; ein Junger muß sieben Jahre nacheinander narren; wenn er eine Viertelstunde davon versäumt, so muß er die Flegeljahre von vorne anfangen. Lauter Sprichwörter, wie sie die Alten schon für uns einst Junge gemacht haben, die aber in ihrer harmlosen Bedeutung jetzt kaum mehr deckend sind. Wenn aber auch ältere Leute überall dieselbe Küpelhaftigkeit hervortreten und jeden, der nicht haarfarr ihrer Lehre huldigt, mit Krieg überziehen, in öffentlichen Reden und Zeitungen unter der Flagge des derben deutschen Michels wüthend mit Schimpf und Verleumdungen um sich werfen, so gehören solche freilich in die Abtheilung für Tobsüchtige. Diese Leute mögen von Staat und Kirche nichts hören, auch das Wort Vaterland ist ihnen zuwider, ihr ganzes und alleiniges Glaubensbekenntnis heißt: Nationalismus. Noch andere sind überall daheim, wo es ihnen gut geht, erkennen alle Menschen als Brüder, von denen sie hoffen können, Vortheil zu ziehen. Und die Richtigen erst sind jene, denen es weder hier noch dort, weder so noch so gefällt, die den ganzen Erdball wie eine Bombe in die Luft sprengen möchten. Weltverneinung! Das sind einmal Leute, die eine philosophische Theorie praktisch nehmen und sie mit Dynamit beweisen. Auch huldigen sie der Menschenliebe. „Die wirksamste Menschenliebe ist Erlösung, die gründlichste Erlösung ist der Tod.“

Das sind die jetzigen Leute von Torwald. Sie alle suchen das Wahre und Beste — und alle gehen an ihm vorüber.

Am 25. Mai 1885.

Kornstock, sei getrost, jetzt hast du deinen Denkstein. Es ist eine viereckige Säule aus Sandstein, die auf einem Sockel steht und sich nach oben verjüngt. Auf dem Sockel prangt dein Name, in die Säule ist eine Lyra eingemeißelt — so hoch hat sich ihre Phantasie emporgeschwungen. Jetzt brauchst du dich nicht mehr zu kränken darüber, daß du so kümmerlich, unbeachtet und unverstanden durch dieses Leben gehen müßtest, jetzt hast du dein Denkmal! In mehreren Städten sind am Tage der Enthüllung Musikstücke von dir aufgeführt worden, und sogar deine Oper haben sie wieder hervorgeholt. Hier findet heute auch ein Festconcert statt, dabei wirkt das „komische Quartett“ mit, welches der Ritter eigens zu diesem Zwecke verschrieben hat, und nachher soll getanzt werden. — Wenn ich dir rathen darf, alter Freund, bleib' liegen.

Ende Mai.

Der Schichtenschreiber Augustini vom Eisenwerk ist ein sehr aufgeklärter und sehr liebenswürdiger Mann, und ich bange, daß er mir unseren Oberlehrer verdirbt. Die beiden gehen viel miteinander um. Nun

weiß ich aber schon, was der Herr Augustini für eine Meinung von der Religion hat. Das sei nicht wahr, daß die Religion so sehr die Trägerin des Seelenglücks und der hohen Ideale wäre. Das Leben sei ohne Glaube an Gott und Unsterblichkeit weit poetischer, als mit demselben, denn wisse der Mensch nur erst, daß das, was hier versäumt wird, nirgendwo und nimmer nachgeholt werden kann, so würde er sich bestreben, selber Gott zu sein und diese Erde zu einen Himmel zu machen, so würde er das Leben mit aller Kraft genießen und dann satt geworden willig zur ewigen Ruhe gehen. — So meint Herr Augustini, wie mir auf Umwegen zu Ohren gekommen ist. Man sieht, ganz ausgestorben ist die Bescheidenheit noch nicht. Ich bin auch kein Biermensch, doch mit einem Leben, das, wenn's hoch geht, bis auf siebenzig oder achtzig Jahre langt, und das, wenn's gut geht, eine Reihe von Leid und Kummer ist, würde ich mich nicht begnügen. Wenn er seine Ideale, die sich auf die paar Jahre Leidlichkeit erstrecken, hohe nennt, gegenüber den religiösen, die in die ewigen seligen Himmel emporfliegen, dann kann man sich's denken, wie enge und niedrig es in seinem Herzen zugehen muß.

Im Sommer.

Meinen alten Pfarrhof haben sie mir niederreißen wollen. Dieses rissige Gemäuer stünde nicht mehr in den Ort, hat Ritter von Guldner gesagt. Er sitzt ja im Gemeinderathe und darf mitreden. Das baufällige Gerümpel, welches dem aufblühenden Gurorte zu keiner Zierde sei, müsse weggeräumt werden. Er bewilligte aus eigener Casse einen Theil zum Baue eines neuen Pfarrhauses im Schweizerstile. Aber ich bewilligte nicht. Solange — das ist erklärt worden — ich in Sanct Maria bin, will ich in diesem alten Hause wohnen. Es ist gar nicht baufällig und rissig, es wird noch länger stehen können als die dünnwändigen, windigen Kartenhäuser da drüben im Gurhausviertel und um die Fabriken. Und in den dicken Mauern mit den tiefen Fensterbänken ist's heimlich, wenn draußen die Stürme brausen und die Leute ihre wilde Jagd nach Gewinn halten. Von dieser alten Pfarrstätte lasse ich mich so leicht nicht forttreiben. Hierauf ist eine Renovierung des alten Hauses beschlossen worden. Ein neues Dach aus Flugschindeln, neue Treppen und Fußböden, in der Küche ein Sparherd und draußen über dem Erker ein Thürmlein, des „Malerischen“ wegen.

So wird jetzt im Hause gehobelt und gehämmert, ich sitze im Dachstübchen und weiß im Herrenhause da drüben kein Gemach, das so heimlich wäre, wie dieses. Dort drüben ist auch jenes längst bestellte Einrichtungsstück zur besseren Bequemlichkeit noch immer nicht angekommen. Der alte Ritter ist jeden Sommer da, er gewandet sich ganz älyperisch, doch dünkt mich, das braune Lederwams und der grüne besederte Hut

will zu seinem Antlitze weit weniger hilgerecht sein, als mein alter Pfarrhof zur hiesigen Gegend. Der Herr kommt jeden Tag herüber, um mit den Maurern und Zimmerleuten herumzucommandieren, und so fein artig der Mann im Salon sein kann, als ob er kein Mücklein möchte kränken, so klobig und wüßt ist er gegen die Arbeiter. Die hiesigen Leute sind das nicht gewohnt, also hat ihm kürzlich der Zimmermann-Sepp das Stenmeißen vor die Füße geworfen: „Wenn Er's besser kann, so soll Er's nur selber machen, wenn ich auch nicht so viele Häuser gebaut habe, als Er niedergerissen hat, mehr mit eigener Hand gerichtet habe ich doch als Er, und ich lasse mich nicht meistern wie ein Schulbub!“ — Sprach's und gieng davon. Der Bauherr soll ihm etwas betroffen nachgeblickt haben: „Wie heißt der Mann?“ Er schrieb den Namen in sein Notizbuch, und der Zimmermann-Sepp wird von nun an im Torwaldthale kaum viele Häuser mehr bauen.

Auch der junge Herr Josef kommt manchmal herüber, der ist einverstanden damit, daß ich das alte Haus nicht niederreißen ließ, und ich glaube weniger mein Wille, als sein Gutachten ist hierin maßgebend gewesen. Vor etlichen Tagen sah ich vom Fenster aus, wie der junge Herr Josef daher kommt, sich an den Gartenzaun lehnt und hinredet zur Ottilie, die Unkraut ausjätet, ob sie ihm nicht ein Sträußlein verehren wolle? Ganz unbefangen pflückt sie ein paar Nektar ab und ein Zweiglein Balsamkraut, und kommt damit zu ihm heran: „Gar schön ist's nicht, aber Sie werfen es ja doch bald wieder weg.“ — „Das sollen Sie erst sehen, Jungfräulein!“ antwortet der junge Mann, steckt die Blumen auf seinen weißen Strohhut und geht weiter. Und seither trägt er auf dem Hute das Sträußchen, es ist schon lange welk, es wird schon ganz grau, aber er trägt es. Das Mädchel, glaube ich, bemerkt es gar nicht, ich bemerke es wohl. — Das wäre wieder eine neue Gefahr, und keine kleine. Dieser junge Ritter kann sich so angenehm machen und hundert Mächte gehorchen ihm, das ist der Allerschlimmste.

Ärgern kann ich mich über den Kolf, den Tropf! So viel ich weiß, miß er sie haben. Ein Wort kostet es ihm, ein einziges bei ihr, bei mir, und er hat sie. Trotz seiner Häresie. Früher sind — um einen Spaß zu sagen — solche Leute verbrannt worden, heute muß man sie verheiraten. Das Weib wird ihn schon wieder katholisch machen. — Der Kolf wäre mir der Liebste für sie, er müßte dann von seiner Waldklausur herab und die Schmiedewirtschaft übernehmen, die jetzt ganz verlottert. Aber der Mensch rührt sich nicht. Er nähre sich nur mehr von Wurzeln und Kräutern, spotten die Leute. Fleischofst hat er immer verachtet, weil der Christ kein Thier tödten dürfe. Ob ihn die Thierwelt, die kleine, wie die große, auf sein gütiges Zureden in Ruhe lassen wird! Am Ende hat er in seinem Evangeliumbuche auch ein Sprüchlein gefunden,

das die Ehe verbietet! Ein krauser Kopf kann alles verdeuteln. Schade um den Burschen.

Der Pfarrhof wird ja gewiß recht schön werden. Doch dieweilen sie mir da etwas Unangenehmes machen wollen, geschieht drüben hinter dem Kiegel etwas, das mir sehr zuwider ist. Schon im vorigen Herbst hat die Gemeinde den Kirchenriegel an den Ritter von Guldner verkauft, unter dem Vorbehalte natürlich, daß die Pfarrkirche, die auf seinem Scheitel steht, mitsammt dem Gottesacker, dem Messnerhause und den nöthigen Wegen hinauf für ewige Zeiten unangetastet bleiben muß. Die Gemeinde hat dafür so viel Geld eingenommen, daß sie ein stattliches Armenhaus bauen kann, damit ihre Krüppel und alten Leute, die nichts mehr haben, nicht als Einleger herumgehen müssen von Hof zu Hof, wie es bisher gewesen. Es war also gar kein schlechtes Geschäft, der Kirchenriegel ist ja gar nicht ausgenüßt worden. — Nun, der Ritter wird ihn ausnützen. Zuerst hat er ihn von den fünf Ahornen aus angebohrt, dann hat er einen Stollen hineingeschlagen, und jetzt rollen sie schon heraus auf Eisenschienen, die mit braunem Erdreich gefüllten Wäglein, Hunde genannt. Ich hoffe, sie finden nicht viel, und stellen die Arbeit bald wieder ein. Unterdessen sehe ich, daß sie drüben Hütten aufschlagen und Knappenhäuser zu bauen beginnen, ich sehe, daß sie in der Nähe von Oberschuttbach, am Wasser Grundfesten graben für ein größeres Gebäude. Ich sehe, daß sie vom Stollen aus die Eisenschienen verlängern und die Hunde weit übers Thal hinleiten gegen den Bahnhof. Ich weiß nicht recht, was das alles bedeuten soll und habe auch nicht den Muth, darnach zu fragen. Mir ist gerade, als müßte ich, wie der Vogel Strauß, die Augen zumachen vor Thatfachen, die ich fürchte. Jetzt ist in diesem Thale schon genug darunter und darüber geworfen, jetzt sollen sie einmal aufhören. Es gibt auch noch andere Gegenden in der weiten Welt, wo Erze und Kohlen und Wasserkräfte sind.

Das Stift rührt sich auch nicht. Es thut sogar mit, indem es die Jagd an den Ritter verpachtet hat und anderer Vortheile gewärtig zu sein scheint, die aus der nun berühmt gewordenen Sommerfrische und Lustcurstation ihm zufallen könnten. Es gewinnt aber schon den Anschein, als ob der Curort Torwald in einen Industrieort übergehen wollte und mehrere Familien sollen gesagt haben, wegen der Unruhe, die ins Thal gekommen sei und der vielen fremdländischen Arbeiter wollten sie sich eine andere Sommerfrische suchen. Ich werde sie nicht zurückhalten.

Beim Prälaten habe ich die letzten Jahre her wiederholt Rath gesucht, er ist stets bereitwillig, wenn es sich um Gaben und Unterstützungen handelt, gegen die Invasiön aber — so meint er — ließe sich nichts machen.



Er wird schon alt, kommt aus seiner friedlichen Priesterburg nicht mehr heraus, der Stiftsgarten ist seine Welt. Was ringsum vorgeht, das sieht und hört er kaum mehr. Ich glaube, daß er den Pfiff der Locomotive, die am Stifte vorbeisaußt, für Nachtigallensang hält. Glückliche zu preisen der, dem es gegönnt ist, sich einzuspinnen ins friedliche Reich Gottes schon auf Erden! Ein Weltpriester aber, ein Landpfarrer an meiner Stelle unter den jetzigen Zuständen!

Lange habe ich mich gewehrt gegen den Gedanken. Denn ich wollte hier sterben. Die Menschen waren mir lieb geworden. Aber die altgewohnten Pfarrkinder verkommen jetzt oder wandern aus, wohin man schaut, fremde Gesichter, fremde Bilder, fremde Einrichtungen, fremdes Leben. Also werde ich's doch thun, wogegen ich mich so lange gewehrt habe. Ich werde meinen Bischof bitten um Versetzung in einen anderen Sprengel.

Am 13. August.

Heute ist im oberen Eisenwerke ein Schwungrad auseinandergefliegen und hat dem Schichtenschreiber Augustini die beiden Beine unter dem Leibe weggerissen. Er soll niedergefallen sein, lautlos wie ein abgethauener Schneemann. Aber er lebt, es ist Hoffnung, daß er geheilt werden und als erbarmungswürdiger Krüppel sein Leben lang unter den Füßen der Leute herumkriechen kann. Jetzt hat er Zeit, sich selber zu einem Gott und die Erde zu einem Himmel zu machen.

Ich möchte ihn besuchen und trösten, fürchte aber, daß er es mißverstehen könnte. So will ich warten, bis er mich rufen läßt.

Er läßt mich nicht rufen. Er soll guten Muthes sein, sagen sie, ich kann es aber nicht glauben. Keinen Himmel wissen und die Erde verspielt haben, noch jung und glückdurstig sein und alles lassen müssen für Zeit und Ewigkeit! Wie kann einer da guten Muthes sein?

Und er ist es doch. Aus weltlichen Dichtern liest er. Mit einer einäugigen jungen Frau lebt er zusammen. Die pfleget seiner, spielt ihm auf der Zither vor, oder sie machen miteinander ein Kartenspiel. Und so wohlgemuth ist er, als ob rechts und links an ihm die Engel stünden mit der Gnade Gottes.

Versteht man das? Kann man's verstehen?

Gewiß hat der Herr Augustini in irgend einem Winkel seines Herzens ein Bündel Religion verborgen, wie andere ihre versteckten Thaler und Ducaten haben, von denen sie niemandem was sagen.

Mein Bischof ist gestorben. Hat er meiner vergessen? Oder hat er ein so großes Vertrauen zu mir gehabt? Seit den neun Jahren meiner Seelsorge hier nicht eine einzige Kirchenvisitation! Die Firmlinge mußten weit reisen um das heilige Chrisam.

Einmal, als von dem Aufschwunge im Torwald die Rede gewesen, soll Seine Gnaden geäußert haben: „Na, das wird ja dem Wolfgang Wieser recht sein, dem großen Fortschrittsmann!“ Dem Fortschrittsmann! Und ich wollte zurück zu den ersten Christen. Aber mitten auf dem Wege bin ich stehen geblieben — unentschlossen, wankend, und in dieser Lage tritt mich das Verhängnis an. Wenn er eine Ahnung gehabt hätte von dem Zwiespalt eines Priesters, den die Pflicht an eine Stelle bannt, wo der Atheismus gegen das Christenthum seine Schlächten schlägt! Wo aus einer verkümmerten alten Welt nur noch Irlichter flackern, wo moderner Menschen unersättlicher Eigennuß roh und gewaltsam alles Gemüth versengt und verzehrt! Und man steht mit dem Worte Gottes und mit dem wohlgesinnten Herzen da — einsam, unverstanden, mißachtet, überflüssig! Und man wagt es kaum mehr, vorzutreten, weil guter Same nur noch schlechte Früchte bringt. Und man weiß nicht, liegt der Unsegen im Boden, oder im Samen, oder im Säemann. — Wenn er eine Ahnung gehabt hätte von solcher Herzensnoth, er würde das Wort, mit dem er mir so bitter unrecht thut, nicht ausgesprochen haben.

Jetzt ist der Oberhirt im ewigen Lichte, jetzt wird er's wohl sehen. Möge er bei Gott für mich bitten, für den Armsten der Diözese. So ichwanke ist kein Schifflein, wie das meine, so stürmisch ist kein Meer, wie das meine.

(Fortsetzung folgt.)

## Eigenrecht.

**A**les, was die Individualität stört, ist Tyrannei, welchen Namen es auch tragen mag, gleichviel, ob es vorgibt, den Willen Gottes zu vollstrecken, als den der Menschen. — Wenn die gesammte Menschheit einer Meinung wäre und nur ein einziger wäre einer anderen, so hätte die gesammte Menschheit kein besseres Recht, diesem einen Schweigen aufzulegen, als er, falls er die erforderliche Macht besäße, der ganzen Menschheit Schweigen zu gebieten.

Mill.

## Im Herbst.

(Now westlin' winds.)

Gedicht von Rob. Burns. Uebersetzt von E. S.

**D**er Wind weht kalt, die Glinte knallt,  
Die Morgennebel streichen;  
Die Heiden blüh'n, die Beeren glüh'n  
Und Forst und Hag erbleichen.  
Die Fluren weit durchwagt Getreid',  
Den Landmann reich beschenkend.  
Der Mondschein lacht, schwärm' ich bei Nacht  
An meine Liebste denkend.

Das Rebhuhn sucht das Feld voll Frucht,  
Das Moorhuhn öde Sitze;  
Die Enten rudern Tümpfen zu,  
Der Reiher fliegt zur Pfüge,  
Das Läubchen treu hält menschenscheu  
Im Hochwald seinen Sommer;  
Die Drossel huscht im Haselbusch,  
Am Baun die lede Ammer.

Es findet so, des Lebens froh,  
Ein jegliches das Seine;  
Die einen freut Geselligkeit,  
Das and're streicht alleine.  
Pfei, Menschheit, die am armen Vieh  
Ihr Herrschertum mag schänden  
Mit Jägerei und Lustgeschrei  
Beim blutigen Berenden!

Komm, Gannchen hold! Vom Abendgold  
Beschieden fliegt die Schwalbe;  
Die Luft ist blau, und grün die Au,  
Die Felder schon ins Falbe.  
Durchwandern wir dies Lustrevier  
Der Schöpfung, so erquicklich!  
Und schau'n das Korn, die Frucht am Dorn,  
Und all die Wesen glücklich!

Wir plaudern süß und schlendern, bis  
Das Mondlicht schwärzt die Schatten.  
Da schling' ich warm um dich den Arm;  
Der Mond wird nichts verrathen.  
Nicht Frühlingsthan der dürren Au,  
Nicht Herbst dem Altersmanne,  
Dem müden ist, was du mir bist,  
Mein Liebchen, meine Ganne!

## Seim Sonnbüchler.

Von Karl Wolf in Meran.

Der Sonnbüchler war ein reicher Bauer. Reich, wie man sich die Dinge im Hochgebirge vorstellt. Die Leute hatten ein gutes Dach über sich, der Backofen stand nicht nur zum Schein da, und im mächtigen Rauchmantel der Küche war an den rußigen Stangen angereicht Speck und Streifen Fleisch zum selchen. Der Bauer, wenn er schmunzelnd auf dem Söller lehnte, zählte bis zwölf, wenn die Viehmagd die Kinder zum Brunnentrog trieb. Alle Jahr einmal kam erst der Weber, dann der Schneider und die Nähterin, und endlich gar noch der Schuster auf die Stöhr, kurz, die Leute auf dem Sonnbüchlerhofe hatten was sie brauchten, und waren zufrieden. Und wo die Zufriedenheit wohnt, da ist man reich.

Das Haus verdiente eher die Bezeichnung Hütte. Aus glattbehauenen Baumstämmen war es zusammengefügt mit kleinen Schubfenstern und die Thüre so nieder, daß sich der lange Sepp, der Knecht, immer bücken mußte. „Bauer“, sagte er einmal lachend, „i werd müssen um an größern Hof schauen, wo i alser aufrechter eini kann.“

Das that er aber nicht, denn es war da noch jemand im Hause, der sich bücken mußte unter der niederen Thüre. Anna, die einzige Tochter des Bauern. Sie war ein starkes, grobknochiges Mädchel mit einem Gesichte, aus welchem die Gutherzigkeit herauschaute.

Doch zu was die lange Umschreibung? Der Sepp und die Anna hatten sich gerne, so recht vom Herzen. Mit Worten hatten sie sich die Geschichte nicht anvertraut, die kam so.

Eines schönen Tages war der Sepp damit beschäftigt, große, knorrige Baumstumpfen zu spalten, weil sie zu Winterholz recht gut taugten. Die Anna sah zu. Einer dieser Knorren, er mochte so seine fünfzig Kilo wiegen, war hinter den Brunnentrog gerollt.

Sepp stieg hinunter, ergriff den Stock bei einem Aststumpfen und warf ihn mit einer Hand über den Trog hinüber, so daß er zu den Füßen Annas hinrollte.

Lachend griff nun das Mädchen nach dem Stocke, faßte mit einer Hand den Ast und warf ihn mit leichtem Schwung wieder über den Trog zurück, so, daß sich Sepp nur durch einen raschen Seitensprung vor Schaden zu retten vermochte.



„Kreuz sackera“, lachte Sepp, „willst miß derwerfen?“ Hurtig griff er den schweren Strunk wieder auf und warf ihn doppelt so weit, wie früher.

„Holla, da muß i nachgeben“, lachte nun das Mädchen. „So einer, so ein Starcker that für mi taugen.“ „Kannst 'n haben jeder Zeit“, sagte drauf der Sepp und von da an hielten die zwei zusammen und deswegen blieb der Knecht auch beim Sonnbüchler Bauern, wenn es auch seine Mutter, eine Kleinhäuslerin unten im Thale, mit einem Häuschen, einem Stück Wiese und Acker, einer Kuh und einigen Ziegen, lieber gesehen hätte, wenn er heimgekommen wäre.

„Keiner ist's Herr in der Hütt sein, als Knecht bei einem Großbauern“, pflegte sie immer zu sagen; aber dem Sepp taugte es einmal so, wie es eben war, besser. Wenn sich eine Liebshaft anknüpft, so tüpfeln dies zuerst immer die Mütter aus und so war es auch beim Sonnbüchler.

Als sich eines Abends der Bauer und die Bäuerin nach dem Rosenfranz zur Ruhe begeben hatten und der Bauer, beide Hände unter den Kopf geschoben, im Bette lag, behaglich an seinem Pfeifchen saugend, sagte die Mutter: „I mein, die Anna hat's mit 'n Sepp.“ — „Paß paß“ machte der Bauer mit den Lippen, den Rauch ausstosend, „paß, paß, was denn haben sie miteinander?“ „Mei“, eiferte die Mutter, „was werden sie denn haben? A Liebshaft haben sie halt.“ — „Meinst?“ So sagte der Bauer. Und das war vorläufig alles. Er legte sein Pfeifchen auf den Schrein nebenan, drehte sich um, gähnte füchterlich und schlug mit dem Daumen der rechten Hand drei Kreuze vor den Mund, damit der Teufel nicht einfahre durch das offene Thor, und begann bald darauf zu schnarchen.

Die Bäurin setzte sich noch einmal im Bette auf, faltete fromm die Hände, ein Vaterunser zu beten für das Glück ihres Kindes.

Dann neigte sie Daumen und Zeigefinger und „schneukte“ die Talgkerze aus, welche auf dem Tische stand.

Man hörte nur mehr das Ticken der Uhr in der Stube, das Rauschen des Brunnens und hie und da den Klang einer Schelle aus dem Stalle, wenn die eine oder die andere der Kühe das Lager wechselte.

Am anderen Morgen standen der Bauer und der Sepp oben im Walde, einen mächtigen Haufen Fichtenäste vor sich liegend und hackten emsig Streu.

Als es an der Zeit war, den Halbmittag, wie man dort das zweite Frühstück nennt, einzunehmen, sagte der Bauer auf einmal zum Knechte: „Die Anna schläft von heut ab in der Nebenkammer, gleim bei uns.“ Der Sepp verzog wie zum Lächeln sein Gesicht, schnitt ein mächtiges Stück Brot ab und meinte: „Hast leicht Angst, Bauer, zwegn dem Fensterln bei der Anna?“

„Kömmt schon so fein, Sepp“, sagte ruhig der Bauer. „Wann i drauf kummet, daß a Knecht zu mein Dirndl ins Fensterln gieng, mei, der müasset halt glei aus'n Haus.“

„Und mi schickest halt nit gern fort, gelt Bauer“, sagte der Knecht, „und zwegn dem hast die Anna gleim zu Enk bettet.“

„Du sagit's“, entgegnete der Bauer, „es muß halt schon so sein.“

„Und wenn i's aufrichti vermein, Bauer, und wenn i di ernstli angehn thät ums Dirndl?“

„Geht nit, Sepp, rein nit gehn thut's“; sagte der Bauer, bedächtig an seinem Brote kauend. „Was nit zammen taugt, soll nit zammen. Na na Sepp, laß mi ausredn! Mit der Gestalt und der Art taugt's schon zkommen, selb sag i nit; aber a Bauerntochter und a Kleinhäusler, das geht nit und seinen Lebzig nit. Die Anna bekummt a mal den Hof und da muß a Bauernsohn her. Der Krippler in Algund hat fünfe, oder der Larcher, der hat drei, und beim Gruber unterm Baum sein a a Stuck a drei Buben. I werd schon ein ausfuchn, an tauglichen. Schau, mei Anna und a Knecht! Ohne Kündigung lasset i so an Menschen gehn, lei um keine Gschichtn zu haben im Haus.“

„Alsdann demnach kann i heut gehn?“ — „I schick di nit Sepp und halt di nit. Bist allzeit a rechtlicher Mensch gwest und hast a allzeit 's Rechte than.“

Nach diesem Gespräche hatten die beiden Männer, ohne weiter ein Wort zu wechseln, an der Stren herum, dann giengen sie heim, setzten sich zum Mittagessen und Sepp packte wie gewöhnlich seine fünf Knödel. Nachher leckte er den runden Löffel vorsorglich in- und auswendig sauber ab, steckte ihn hinter sich in den Lederstreifen, welcher zu diesem Zweck an die Stubenwand genagelt ist, stand auf, um in seiner Kammer die wenigen Sachen zusammen zu schnüren; der Bauer zahlte ihm den Lohn und die Geschichte war aus.

So meinte der Bauer. Anderer Meinung waren die Liebsleute.

Noch in derselben Nacht fensterlte der Sepp richtig bei der Anna, trotz Vater und Mutter nebenan und versicherte ihr, sie müsse dennoch fein Weib werden, und wenn der alte Schnarcher da drinnen hundertmal nicht wolle.

Zwei Leute, die mit „fünfzig Kiligen Stöcken nur so herumshugen“ gehören und taugen zusammen und er habe heute Abend unten im Algund öffentlich erklärt, zu Kraut prügle er jeden zusammen, der es wage, ihm bei der Sonnbüchler Anna ins Gei zu gehen. Und eine solche Erklärung verfehlte nicht, Eindruck zu machen auf die ledigen Burichen.

In der Stadt würde man sagen, er habe das junge Mädchen, das er nicht als seine Braut zu bezeichnen berechtigt sei, öffentlich bloßgestellt.

Auf dem Lande aber denkt man ganz anders. Anna, als sie von der Äußerung hörte, freute sich unendlich darüber und war gespannt, welcher der Burschen die ersten Prügel davontragen werde.

Der Vater verlor kein Wort in dieser Angelegenheit. „Wenn die Sach so ist“, dachte er, „da geh i nach Schönna zum Weghöfler. Der Weghöfler Jüngere, der Hans, hat den langen Sepp leicht her und mir taugt er a gut aufn Hof, 's ist a geschickter Mensch.“

\* \* \*

Doch ein Tag um den anderen verlief und nichts geschah, so daß man schon zu meinen anfieng, der lange Sepp und die Anna hätten sich dem Willen des Sonnbüchler gefügt und die Drohung damals sei nur ein Erguß der ersten Aufregung gewesen.

Da irrten sich die Leute aber. So baumstarken Körpers die zwei Verliebten waren, ebenso stark war ihr Wille. Sie hatten sich das Versprechen gegeben, treu und unerschütterlich an ihrer Liebe zu halten, und gelassen, als ob sie die ganze Welt nicht kümmern, giengen die beiden ihrer Arbeit nach.

Die Anna oben auf dem Berghofe, wo als Ersatz für den Sepp ein neuer Knecht eingetreten war, und Sepp unten im Thale auf dem Gütchen seiner alten Mutter. Diese war glücklich, den Sohn endlich wieder bei sich zu haben.

„Schau, Sepp“, sagte sie eines Abends, als sie behaglich im getäfelten Stübchen bei der Gerstensuppe saßen, „schau, Sepp, 's greut mi, daß d endlich eingesehen hast, wo du hingehören thust. Schau, da steigt auf dein eignen Grund und Boden herum und das Brot, in das d' einbeißten thust, ist auf deinem Acker gewachsen.“

„Und wenn i a recht fuchtig gwest bin, wie d' vom Sonnbüchler so stantipedi fort hast müssen, 's ist a Schand, wenn man's beim Licht betrachtet, so bin i doch zufrieden, daß d lei da sein thust.“

„D jekttern werden mir zwei sein hausen mit einander und wenn's uns zu zweit nimmer kurzweilig genug ist, nachher richten mir's uns zu dritt ein. Gest, Sepp, mei lieber Bua, zu dritt?“

„Dös langlechte, stolze Dirndl da drobmet auf'n Sonnbüchler Hof laß du lauffn. Ausfuchen kannst dir die Diandlen, grad ausfuchen kannst sie dir, 's braucht ja nit a Großbauerntochter zu sein, wo sie dir leicht schon nach an halben Jahr vorrumpft, daß 'd a Kleinhäusler sein thätest mit nix!“

„Und daß i dir's anvertrau, drinnen in der Reiseisencassa im Dorf hab i dreihundert vier Gulden stehn und d' nächste Wochn trag i wieder an Fünfer eini. Im Schrein in meiner Kammer ist d' Wäsch schon hergrichtet, fünf Paar Leintücher und vier roth-blau gestriefelte Polster-

zieher. O mei, weißt Sepp, du kannst schon zu die bessern Parteien grechnet werden und an Handwerkers Diendl, oder a Krämerische, oder a zweite oder dritte Bauerntochter, kann leicht mit beide Händ zugreifen, um so einen Burischen, wie du sein thust.“ Lächelnd hatte der Sepp den Anseinererzählungen seiner Mutter zugehört. Da reichte er ihr die Hand über den Tisch hin und sagte: „Bergelt's Gott in Himmel aufi, Mutterl, für all de Lieb, de 's mir anthan habt, aber i bleib schon a mol bei der Sonnbüchler Anna. Da nußt nix mehr!“

Sepp hatte sich, um sein ersehntes Ziel zu erreichen, einen ganz eigenen Plan ansgesonnen.

Vor zwei Jahren zogen die Landvermesser umher und vom Sonnbüchler Bauern wurde der Sepp als Träger gestellt. Der starke, fette Burische leistete als solcher geradezu erstaunliche Dinge. Unermüdllich erstieg er mit den größten Lasten die steilsten Wege. Dort, wo es fast unmöglich schien, Markierungen anzubringen, wurde der Burische hingeschickt. Schwindel war ihm ein vollständig fremdes Gefühl, und wenn er auch nur eine Hand breit Raum fand, überquerte er die fürchterlichsten Abgründe.

Der Ruf seiner Tüchtigkeit als Bergsteiger war bis in die Stadt gedrungen und wiederholt bekam er vom Deutschen und Österreichischen Alpenvereine die Einladung, sich als Führer niederzulassen. Ein Bergführer verdiente sich in der von Fremden so viel besuchten Gegend ein schönes Geld, und nach einigen Jahren, da wollte der Sepp, mit dem Führerzeichen auf der Brust, vor den Sonnbüchler Bauer hintreten und fragen, ob er nun seinen Segen gebe zur Verbindung mit der Anna.

Schon nach einigen Wochen prangte auf dem Häuschen seiner Mutter das Edelweiß mit der Inschrift: „Josef Hauger, vom Deutschen und Österreichischen Alpenvereine concessionierter Bergführer.“

Die Schulkinder machten eigens einen Umweg, um das schöne Schild zu bewundern, und die Leute im Dorfe wurden förmlich stolz, nun einen Mann in ihrer Mitte zu haben, welcher auf seiner braunen Koppe das Führerzeichen trägt. Der Ruf des tüchtigen Bergführers verbreitete sich bald und die Bergfraxler mußten sich förmlich vormerken, um mit dem Sepp eine Hochtour unternehmen zu können.

Schlau und heimlich wußten sich Sepp und Anna zu treffen und der Vater hatte keine Ahnung, daß ein Verhältnis zwischen den beiden noch bestünde. Er machte auch keine Erwähnung mehr, daß er Umschau halten wolle unter den Burischen im Thale, um für Anna einen Mann auszusuchen. Es eilte damit ja eigentlich noch nicht, denn er selbst war rüstig und aushaltig bei der Arbeit und verspürte nicht die geringste Lust, ins Ausgeding zu ziehen und vielleicht von der Gnade seines Schwiegersohnes abzuhängen. Es verrannen Wochen, Monate, und endlich wurde das Jahr voll, seit der Sepp damals vom Sonnbüchler abgezogen war.



Es war ein herrlicher, klarer Wintertag, die Sonne schien so warm, als wollte sie mit aller Gewalt die Erde aus dem Winterschlaf wach küssen.

Unten im Dorfe da läuteten unablässig die Glocken. Am frühen Morgen, Vormittag, Nachmittag und am Abend. Weither zogen die Leute zur Kirche, denn der Pfarrer hatte, um seine Schäflein einmal wieder aus ihrer Gleichgiltigkeit aufzurütteln, Missionäre kommen lassen und diese predigten viermal des Tages.

Die redegewandten Jesuiten wußten das Gemüth der ichtigen Bergbewohner so zu erschüttern, daß oft die besten und rechtlichsten Leute an sich selbst irre wurden und sich plötzlich als arge Sünder dastehen sahen. Als Sünder, die in solche Irrpfade gerathen seien, aus denen sie nur an der Hand des Priesters herausfinden könnten.

Somit wurden die Zügel, die schon da und dort anfiengen locker zu werden, neuerdings fest angezogen und alle Stränge in einer Hand vereinigt.

Die Nachmittagpredigt war gerade aus, die Leute zogen in hellen Haufen aus der Kirche und umschwärmten die verschiedenen Stände, an welchen Andenken an die heilige Mission verkauft wurden, da gellte auf einmal ein entsetzlicher Schrei mitten aus dem Gemurmel der feilschenden und kaufenden Menge. Die Sonnbüchler Bäuerin war es. Die Finger ihrer linken Hand krallten sich in die Schulter ihres Mannes, starr zeigte sie mit dem Zeigefinger der rechten Hand hinauf zum sonnigen Büchel, auf dem ihr Haus stand. Und nochmals gellte ihr gräßlicher Schrei über die Menge hin.

Das Dach des Sonnbüchler Hofes flackerte in einer einzigen, mächtigen Flamme, aus der sich oft einzelne Fegen losrissen und einen Augenblick nun frei in der Luft schwebten, um dann zu zerfließen. Eine unheimliche Stille herrschte in den ersten Minuten. Entsetzt starrten die Menschen alle auf die fast geisterhafte Erscheinung des brennenden Hauses. Dann ein verworrenes Schreien, ein regelloses Durcheinanderlaufen, ein Rufen nach Hilfe und ein Commandiren und Schaffen, das kein Mensch befolgte, bis endlich die Glocken auf dem Thurme ihre Stimmen erhoben.

Da hasteten die meisten Männer dem Feuer entgegen, die Besonneneren rüsteten sich vorerst mit allerlei Werkzeug aus, die alte, fast unbrauchbare Spritze wurde aus dem Schupfen neben der Todtentapelle gezogen, mit Leitern rannten sie davon, alles vom besten Willen erfüllt zu helfen, zu retten.

Gleich wie der Marmor der Grabkreuze auf dem Friedhofe, riß sich der Sonnbüchler von seinem Weibe los.

Mit einem Satz übersprang er die Friedhofmauer und lief quer über die Wiese und auch noch ein gutes Stück den Berg hinan.

Das Hämmern im Herzen und in den Schläfen gebot ihm Einhalt.

„Langsam, langsam“, flüsterte er mit bebenden Lippen. „Langsam, langsam, nutz mit deine ganzen Kräfte auf einmal aus. Wer weiß, wie du's brauchen kannst.“ Zwar immer noch hastig, aber im gemäßigteren Tempo schritt er den Berg hinan, keinen Weg benützend, geradeaus über Wiesen, Felder, über Bäume, durch Wald, immer geradeaus.

„Also so ist's, wenn einem Haus und Hof abbrennt, so ist's. Und grad mein Haus. O mein Gott, zwegen warum grad mein Haus?“

„Ob's Vieh noch drinnen hängt im Stall? 's arme, schöne Vieh, wie wird's brüllen und ausschlagen und an die Ketten reißen, wenn's Feuer durch die Futterlöcher in Stall abi leckt.“

„Jetzt mein i ist's schon durchgebrennt bis in die Stuben, da hängt mein neues Gwand, und die neuen Schuh stehn unterm Ofen.“

Immer heftiger wurden seine Schritte, es flimmte vor seinen Augen, aber nur weiter, weiter! Er streifte sich achtlos seine schwere Rodenjoppe ab und hängte sie auf eine Baumspalte, ohne daran zu denken, daß er selbe nicht mehr wiederfinden könnte.

Dann stieß er auf Leute, die aus andern Dörfern quer über den Berg geeilt kamen.

„Sonnbüchler, bei dir brennt's! Sonnbüchler dein Hof brennt!“

„I weiß schon, Leut, i weiß schon, Leut! Helst's mir! s Vieh ist im Stall.“

Dann stieß er auf Leute aus seinem Dorfe, ein Gendarm war unter ihnen.

„Dös ist der Bauer, der Sonnbüchler, bei dem's brennt!“

„Seid Ihr versichert?“ So der Gendarm.

„Ei was versichert! Die Bauern nageln den St. Floriani auf die Hausthüre und lassen den lieben Gott einen braven Mann sein“, höhnte ein Stadtherr, der auch dem Feuer zulief!

Noch ein kleines Stück Wald, dann trat man auf eine Wiese, und der brennende Hof stand da.

Nur einzeln hiengen noch die Dachsparren über dem Giebel, aus den kleinen Fenstern quollen Rauch und Flammen, der Solder war heruntergerissen und die kleine Hausthüre hing in zerfetzten Stücken in den Angeln. Der mächtige Heustock, welcher mit dem Tennboden in den Stall gestürzt war, qualmte wie ein Kohlenmeiler. Das Stroh war verbrannt und im Staub weit herumgewirbelt. Vier eiserne Reifen, welche am Boden lagen, zeigten die Stelle an, wo der Heuwagen gestanden und am Mauervorsprung des Stadel's lagen noch die Sensen der Reihe nach neben einander. Die Holzhandhaben waren verbrannt.

Am oberen Rande des Ackers lief schon und wild das Vieh herum und mitten auf der Wiese lagen wirr durcheinander Wäsche, bäuerliche Möbel, Haus- und Küchengeräthe.

Aber nicht wie es sonst bei Bränden auf dem Lande vorzukommen pflegt, ein regelloser Haufe, sondern eine fest commandierte Menschenmenge arbeitete auf der Brandstätte.

Der lange Sepp, der Bergführer, hatte die Leitung übernommen und seinen bestimmten Befehlen fügten sich alle willig und gerne.

Er war der erste auf der Brandstätte gewesen. Warum, wird man leicht begreifen, wenn man weiß, daß die Anna zum „Hausbüten“ daheim geblieben war.

Ein halbblöder Bursche, welcher aus Barmherzigkeit auf dem Sonnbüchler Hofe behalten wurde, hatte auf dem Dachboden den Brand entzündet, und da bis auf den Hausbrunnen Wasser vollständig mangelte, war an eine Rettung nicht zu denken.

Aus dem nahen Steinbruche waren die Arbeiter herbeigeeilt und im Vereine mit diesen, sowie muthig unterstützt von Anna, war es gelungen, das Vieh im Stalle abzulassen und von der Einrichtung das meiste zu retten.

Der Sonnbüchler stand mit umflorten Augen vor seinem vernichteten Anwesen und die Thränen tropften ihm über die Wangen. Da schritt Sepp auf ihn zu und zog aus der innern Toppentasche ein Paket hervor. „Heut Sonnbüchler, bin halt a mal i der Schaffer da heroben. Da nimm, dein Briestäsch ist's und die Schriften aus'n Schrein in deiner Kammer.“

„Jessus, Maria und Josef“, schrie der Bauer, „mein Briestäsch und zweihundert Gulden sein drinn! I hätt mi in allen Schrecken nit bsinnen drauf!“

Derentwegen mach i heut den Schaffer da herobnet“, sagte Sepp sehr bestimmt und ertheilte nebenher einige Anordnungen.

Hinten auf der Wiese erschien nun laut jammernd die Bäuerin.

„Anna“, beorderte nun der Sepp weiter, „mit der Mutter steigt abi in mein Heimatte. Zelm bleibst, bis i mit'n Vater kumm. Morgen oder übermorgen wird fell sein.“

Grüß mir mein Mutterl und sag ihr, i muß da bleiben, alles wieder in Schuis zu bringen und seid's nit verzagt, 's wird alles wieder werden, wie's sein soll. Mir zwei, Sonnbüchler, wollen jekt schauen, was noch zu retten ist und anzunorden.

Die weitem Leut laß lei heimgehen und die Nachbarn bitten mir auf Feuerwach, daß wenn z Morget der Wind einsezt, nit a Waldbrand auskummt.

„He da“, schrie er in die Menge hinein, „stehn a zehn oder a fünfzehn zusammen und tragen die Einrichtung da unten zum Eggerhof in Stadt. Nachher ruf i die Bauern aus der Gemeinde auf, de 's Vieh bis auf weiters in Kost nehmen. Wer meldet sich?“

„A, der Moar kummt schon mit drei Ochsen. Und der Bircher nimmt a zwei Rüh und zwei der Hoffkircher. Wichtig, die andern nimmt der Salcher unterm Baum, ganz wie i mir's denkt hab.“

So, s Vieh ist untergebracht. Jetzt theiln mir uns in die Nachtwachen und der liebe Herrgott wird's schon richten, lei nit in Kopf hängen lassen, Sonnbüchler!“

\* \* \*

Am anderen Morgen saßen der Sonnbüchler und sein früherer Knecht, der Sepp, auf dem Brunnentroge und löffelten fleißig aus einem mächtigen Schüssel Milchsuppe, welche eine benachbarte Bäuerin mitleidig den Abbrändlern geschickt hatte.

Die Trümmer des Hofes rauchten und qualmten noch immer, ein Warnungszeichen für all die Höfe ringsum, ja vorsichtig zu sein mit Feuer und Licht.

Als die Schüssel leer war, begann Sepp, ohne jede weitere Einleitung: „Alsdann die zweihundert von der Mutter und meine vierhundertzwanzig und die zweihundert in deiner Briestafsch — hast sie ordentli eingesteckt? i hab sie dir gestern geben, — dös sein achthundertzwanzig. Nachher fünfhundert leicht mir der Better, sell bin i sicher, und von der Reifeisencassa bekummst leicht a tausend Gulden, da fangen mir glei mitn Bau an.“

„Zuerst s Holz zurichten, sell muß dir die Gemeinde aus'n Gemeinewald umsonst geben, Stein bekummen mir leicht, und an klein Stall kann man schon aus'n Abbrennholz bauen für die zwei Zugochsen, die mir zum Bau nothwendig brauchen. 's Stübele, wenn mir's eindecken, ist für uns zwei leicht gut. Der Ofen ist ganz und der Boden ist nit durchbrennt. Kochen thun mir drent beim Bachofen. Die Mutter und die Anna bleiben über Winter drunt bei uns, es schicket sie a nit, wenn i mit der Anna unter ein Dach wär, wenn i sie im Frühjahr heirathn thu.“

Da machte der Sonnbüchler zum erstenmale eine Bemerkung.

„Alsdann zum Frühjahr willst du die Anna heirathn?“

„I denk schon, Sonnbüchler“, sagte Sepp darauf. „Sell ist die schönste Zeit und 's Haus und Stadl, bis Ende Majen stehn sie a fest wieder.“

„Nachher fangen mir auf'n Feld an zu raggern und schinden. Den Feuerschaden müssen mir wieder einerbringen.“

„Und meinst, weil mir die Hütt abbrummen ist.“ —

„O mei na, nit sellwegen. Die Anna früher oder später hätt's mir doch geben und i mein lei, wie die Sachen jetzt sein thun, ist s früher gscheiter.“

Der Bauer schaute lange sinnend in den Brunnentrog. Da schwamm ein Stück Kohle. Wurde sie vom Wasser unter den Strahl



gedreht, so sank sie unter den Druck tief hinab; aber lustig schnellste sie wieder empor auf die Oberfläche.

„So bin i, Bauer; grad so wia das Kohlenstückl. Untri zu bringen bin i nit und drum mein i, Ds schlagt's ein.“

„Ja, da wird's mir freili nix helfen“, lächelte der Bauer, „wenn' d' so unnachgebilig sein thust. Da mußt i halt ja und Amen sagen und i hoff, allzweien schlagt's gut an.“

„Schau, Bauer, jekt glaub i, daß d' wieder bei Sinnen bist, denn an vernünftigeren Gedanken hast gar nie gfaßt, als grad ebmet.“ —

Als Ende Juni der Sonnenbühler Hof wieder schmuck und neu ins Thal schaute, da wurde Hochzeit gemacht. Der Bauer und die Bäuerin lebten im Ausgeding behaglich und froh.

„Dös ist 's Schönste vom Sepp“, sagte einmal der alte Bauer, „daß er das Gebot, sollst Vater und Mutter ehren, so lang du lebst, gar so gut einhaltet.“

„O haleib“, lachte der Sepp, „dös thu i lei jellwegen, daß mi mein Bua, wenn i a mal im Ausgeding bin, a gut und warm haltet.“

„Gelt Anna, 's ist Zeit dazu!“

Da sich das stattliche junge Weib erröthend abwendete, da jubelte das alte Mutterl hell auf vor Glück und Freude, denn etwas Schöneres als Großmutter sein, gibt es ja nicht für alte Frauen.

## „Schuf.“

**I**n einem schönen Sommerabend war es;  
 Des Tages leuchtendes Gestirn entfloß  
 Und die Natur trank gierig holde Kühlung.  
 Indes sich schöner, voller nur erschloß  
 Der Blume Kelch und neue Düfte sandte,  
 Begab der Vöglein buntgefiedert Volk  
 In Baum und Zweigen langsam sich zur Ruhe.  
 Und zwitschernd suchte sich das traute Nest  
 Der munter'n Sänger einer nach dem ander'n,  
 Daß bald verödet Strauch und Garten schien.  
 Weit offen stand das Fenster meines Zimmers,  
 Und in den Abend blickt' ich träumerisch.  
 Da huschte plötzlich rasch an mir vorüber  
 Gespenstisch mit lautlosem Flügelschlag  
 Ein kleines dunkles Etwas, das die Stube  
 Umkreiste erst und dann zu Boden gleich  
 Ermattet sank mit ängstlichem Gesatter.

Ich bückte mich und hob's mitleidig auf:  
 Ein winzig kleines, schmutzigbraunes Eulchen.  
 Mit großen Augen starrte es mich an,  
 Die Flügel wie zum Schutze um sich breitend  
 Und pfauchte leise, als ich es ergriff.

„Fürwichtig kleines Thier“, sprach ich, „weil du  
 Dich selbst in die Gefangenschaft begeben,  
 Will ich dich auch behalten, denn wer weiß,  
 Sieß' ich dich frei, ob nicht des Nachbars Kläse,  
 Die grausam list'ge, dich am Ende sieng' —  
 Du scheinst mir aus dem Walde weit verfliegen  
 Und unbekannt mit der Gefahr zu sein.“

Als hätte mich das kleine Thier verstanden,  
 So saß, die Federnohren aufgestellt,  
 Nachdenklich es vor mir mit ernster Miene  
 Und nahm die Speise an, die ich ihm bot,  
 Nachdem es sich nur kurze Zeit besonnen.

„Tschut“ nannte ich das kleine Thier, und bald  
 War's mir Gefährte auch und Freund geworden.  
 Nach kurzem schon that es mit mir vertraut  
 Und ließ sich greifen, wenn ich es so wollte,  
 Und seine Nahrung nahm's aus meiner Hand.  
 Oft saß es so versteckt in einem Winkel,  
 Dafs mehrmals suchend man vorübergienge  
 Und dennoch nimmer es gefunden hätte,  
 Hätt' sich's verrathen nicht durch leisen Laut,  
 Den, wenn man's rief, es pflegte auszustößen.  
 Wenn ich bei meinem Schreibtisch saß und schrieb,  
 Dann suchte Tschut sich den gewohnten Platz  
 Mir gegenüber auf dem Stoß von Büchern  
 Und blieb dort stundenlang, als wüßst' er's wohl,  
 Dafs ihm von alterzher der Platz gebürte  
 Als tiefer Weisheit anerkannt Symbol.

Und sah ich hin nach ihm, wenn der Gedanke,  
 Nach dem ich suchte, sich sogleich nicht fand,  
 Dann drehte er den Kopf nach allen Seiten  
 Und blinzelte mit halbgeschloss'nen Lidern  
 Theilnehmend und verständnisvoll mich an —  
 So pflegt' ich wenigstens mir einzubilden,  
 Mocht' es die Schuld zu grellen Lichts auch sein.  
 Das sind des Menschen schönste Lebensstunden,  
 Die schaffend er mit sich allein verbringt,  
 Entrückt der Mißgunst und dem Übelwollen,  
 Das in der Welt uns überall begegnet,  
 Ja oft uns plötzlich aus des Bruders Aug',  
 Dem Aug' der Schwester, die wir treu gehalten  
 Und so geliebt, häßlich entgegengrinzt,  
 So dafs wir tief in uns'rer Brust erzittern  
 Und zuckend unser Mund sich jagen muß:  
 Vertrau' auf dich allein, und sonst auf keinen!

Es sucht den eignen Vortheil, wo er kann,  
 Ein jeder nur und hilfst du ihm erklimmen  
 Nicht eine Stufe wenigstens zum Glück,  
 So bist du wertlos und wirst fortgeworfen,  
 Wie eine Frucht, die süßen Kern versprach  
 Und schließlich doch nicht lecker ward gefunden.  
 Es lehren uns die Menschen endlich selbst  
 Zu hassen sie und ihnen zu mißtrauen —  
 Trotzdem hat uns ein Gott ins Herz gepflanzt  
 Voll Ironie den heißen Wunsch zu lieben!  
 Ein weiser Mann sprach einst das bitt're Wort:  
 Je besser man die Menschen lerne kennen,  
 Je höher schätze man zum Schluß das Thier,  
 Das uns'rem Schutze ist anheimgegeben.  
 So war auch Tschuk mir recht von Herzen lieb,  
 Das unscheinbare, stille, kleine Wesen!  
 Ein Jahr lang hatt' ich es gehegt, gepflegt,  
 Da plötzlich fieng es sichtbar an zu kränkeln.  
 Nicht glättete es sein Gefieder mehr,  
 Wie's früher sorglich war zu thun gewohnt,  
 Und struppig saß es still den ganzen Tag;  
 Mocht' in der Dämm'ung selbst sich nicht mehr regen,  
 Wo's sonst beweglich hin und wieder flog  
 Und niederstoßend nach Insecten haschte.  
 Als eines Morgens ich zum Käfig trat,  
 In welchem Tschuk des Nachts zu schlafen pflegte,  
 Da lag das arme Thierchen starr und kalt  
 Im Sand und streckte hoch empor die Füßchen,  
 Die es im Todeskampfe fest geballt,  
 Und in den Boden bohrte sich der Schnabel,  
 Wie um zu wehren jedem Schmerzenslaut. —  
 Ja herzlos und selbstsüchtig sind wir Menschen!  
 Hätt' ich das kleine Thier, das ahnungslos  
 Verirrt in meine Stube sich verslogen,  
 Hinausgetragen in den grünen Wald  
 Und ihm die gold'ne Freiheit dort geschenkt,  
 Es lebte noch und freute sich des Daseins,  
 Statt zu verkommen hilflos und zu sterben.  
 Die Selbstsucht ist des Menschen inn'rer Kern,  
 Und was man and'ren möcht' zum Vorwurf machen,  
 Das übt man selbst und weiß kaum, daß man fehlt.

Jenny von Neuf.

## Arbeiter-Krankheit und -Sterben.

Geschildert von einem Arzte.<sup>1)</sup>

**R**eich ist das Dasein der Wohlhabenden ausgestattet mit Genuß- und Luxusmittel aller Art, die ihnen die Industrie liefert. Es wird nicht schaden, einmal einen Blick in die Wohnungen derer zu werfen, die jene Gegenstände erzeugen oder erzeugen helfen, in die Wohnungen der Arbeiter, wie sie in großen Städten zu finden sind. Kranksein und Sterben bekommt keinem gut, es ist aber doch ein Unterschied, wie es dabei etwa dem armen Bauern, dem Kleinbürger geht, oder dem Industriearbeiter. Die Industrie in zu großem Maßstabe ist keine Freundin des Menschen!

Das Familienleben der Arbeiter beginnt sehr früh und endet sehr früh. Die Arbeiter gründen meist sehr jung einen Hausstand und müssen dann ihre Kinder in ganz jungen Jahren aus der Familie entfernen, daß sie sich bei fremden Leuten selbst ihr Brot suchen. Die Proletarier haben das Bedürfnis, sehr bald zu heiraten, schon weil sie zum großen Theil auf keine so lange Lebensdauer zu rechnen haben, wie die meisten anderen Menschen, und eher blühen und welken, besonders aber weil sie durch die frühe Hinausstoßung in die Welt in der Jugend das Leben außerhalb der Familie lange genug durchgekostet haben.

In einer solchen jungen Proletarierhe fehlt es oft am nothwendigsten Hausrathe; was vorhanden ist, die Betten, ein Kleiderschrank, ein Tisch, ein paar Stühle, ein Sofa, ist in der Regel auf Borg entnommen und muß erst allmählich abgezahlt werden. Das Küchengeräth ist mangelhaft, und eine Küche selbst findet sich fast nie bei einem neuvermählten Paare, sondern in ein und demselben Zimmer lebt, isst und schläft man. Wenn es hochkommt, ist neben dem Wohnzimmer noch eine kahle, enge Schlafkammer vorhanden. Wer über ganz geringen Lohn verfügt, der beginnt seinen Ehestand in einer leeren Stube mit einem Bett und einem Holzkoffer und einer Kiste. Da sowohl der Mann wie die Frau auf Arbeit gehen, isst man mittags nicht gemeinsam zu Hause, sondern jeder Theil isst für sich, wo er sich gerade befindet. Sehr häufig kann die Frau gar nicht kochen; wo sollte sie es auch gelernt haben, da sie von Kindheit an in der Fabrik beschäftigt gewesen ist? Wenn sie nicht zufällig als Dienst-

<sup>1)</sup> Aus „Die Noth des vierten Standes“. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1894.)



mädchen einiges gelernt hat, versteht sie von der ganzen Wirtschaft nichts, denn in der Fabrik hat sie nicht die geringste Gelegenheit, sich Kenntnisse und Fertigkeiten darin anzueignen, und als Kind hat sie in die Schule gehen und in der freien Zeit einige Pfennige verdienen helfen müssen.

Es gibt auch Eheleute, die nicht einmal genügend Geld haben, überhaupt eine Wohnung, eine einzige Stube für sich allein zu mieten. Sie schlafen dann mit anderen, fremden Leuten zusammen, mit halbwüchsigen Kindern und Schlafgängern in ein und demselben Zimmer. Vielfach langt der Verdienst nicht einmal zur Beschaffung zweier Betten, und die Eheleute schlafen dann in einem schmalen Bette zusammen.

Ich wurde einmal früh morgens in ein Hinterhaus zu solchen jungen Eheleuten gerufen. Diese hatten sich am Abend vorher in das gemeinsame Bett zur Ruhe gelegt; als sich der Mann am Morgen erhob, um zur Arbeit zu gehen, sah er, daß die an seiner Seite liegende Frau eine Leiche war. Ein Herzschlag hatte sie unversehens getroffen.

Wenn Krankheit in eine solche Ehe einzieht, wie es sehr oft geschieht, so daß der eine Theil seinen Verdienst verliert, so ist sofort das große Proletarierehend in nackter Gestalt da. Und dasselbe tritt bei der ersten Entbindung ein, da fehlt es an der nöthigen Wäsche, an Geld, an Platz, an Geräthen und allem. Je mehr sich aber die Kinder häufen, desto größer wird die Entbehrung, die sich alle auferlegen müssen. Eine zahlreiche Nachkommenschaft zu erzeugen, ist beinahe das einzige Vergnügen vieler Proletarier. Diesen Ausspruch kann man oft hören! Und die Natur schafft für die zahllosen dahinsterbenden Kinder immer wieder Ersatz! Tritt nun noch eine ernstere Erkrankung des Mannes oder der Frau hinzu, so ist das schrecklichste Elend fertig.

Einmal wurde ich in eine Kellerwohnung geholt, wo in der finsternen, fahlen Schlafkammer auf dem dürftigsten Lager eine abgezehrte, kranke Frau lag. Sie war vor kurzem entbunden worden, lag jetzt im heftigsten Kindbettfieber und war irrsinnig, schrie, lachte und weinte. Der Mann stand am Bett und war so betrunken, daß er nicht mehr reden konnte; in der armseligen, aber sauberen Stube hielten sich die neun Kinder auf, vom Säugling bis hinauf zum etwa zwölfjährigen Ältesten; auf dem Sofa allein hinter dem Tische lagen, saßen und standen die fünf kleinsten, alle pausbäckig wie die Posaunenengel, alle acht kauten gleichmüthig an Brotkrusten und wandten den Vorgängen in der Kammer wenig Beachtung zu, nur der Säugling, der neunte, schrie. Ich holte eine Nachbarin aus der anstoßenden Kellerwohnung und sagte dieser, daß die Frau hier nicht liegen bleiben dürfte, sondern ins Krankenhaus müßte. Als die Kranke das Wort „Krankenhaus“ hörte, fuhr sie auf, raffte ihre geistigen Kräfte zusammen und rief: „Nicht ins Krankenhaus!“ Der Mann brach auf einer Holzlade zusammen und begann zu weinen. Es war ein Dachdecker,

bei denen das Schnapstrinken gewissermaßen zur Profession gehört, aber man kann überhaupt beobachten, daß sich die kleinen Leute oft betrinken, wenn die Frau krank ist oder niederkommt. Die Männer bleiben dann von ihrer Arbeit weg, um zur Hand zu sein; die Unthätigkeit am Wochentage ist ihnen aber zu ungewohnt, dazu greift sie der Jammer und die Sorge um die Familie zu sehr an, als daß sie nüchtern bleiben könnten. Zu essen haben sie nichts Ordentliches, da die Gattin ihnen eben nichts zurecht machen kann, und deshalb stärken sie sich bei den Nachtwachen und dem unregelmäßigen Leben bei Tage aus der Schnapsflasche, denn im Brantwein finden sie einige Betäubung ihrer Kümmernisse.

Wenn der Mann krank wird, ist es ebenfalls für die Familie ein großes Unglück. Einst wurde ich in eine Arbeiterhütte gerufen, wo der Mann das Bein gebrochen hatte. Drei Vierteljahre vorher hatte er einen Bruch des Oberschenkels erlitten und war seitdem brotlos; er war jetzt soweit hergestellt gewesen, daß er sich an rohen, selbstgezimmernten Krücken durch die Stube fortbewegen konnte, da stolperte er über die Krücken und fiel so unglücklich, daß er sich den Oberschenkel zum zweitenmale, ein Stückchen unter der ersten, verheilten Stelle, brach. Als ich dem Manne sagte, er solle wieder wie das erstemal die Heilung im Krankenhause abwarten, da brach er in Thränen aus. Vorher hatte er trotz der fürchterlichsten Schmerzen nicht geweint, aber der Gedanke, wieder auf Wochen ins Krankenhaus zu müssen, erpreßte ihm die bittersten Thränen und Klagen. Er wollte lieber die größten Leiden und Entbehrungen zu Hause, in seiner einzigen Stube ertragen, als daß er sich von seinen Kindern und der Frau, seiner armseligen Häuslichkeit trennte.

Es ist oft rührend, zu beobachten, wie solche Kranke, wenn sie unter vielen Schmerzen hilflos und kraftlos im Bette liegen, noch mit Eifer und mit großer Liebe die Aufsicht über ihre Kinderschar führen und die Wirtschaft in Ordnung halten, während der andere gesunde Theil des Ehepaars sich um einen kleinen Verdienst bemüht. Wenn das stärkste Fieber, die unmittelbare Lebensgefahr vorüber ist, dann kann der gesunde Theil sich nicht länger mit der Pflege abgeben, sondern ist durch die Noth gezwungen, den Kranken bei Tage allein zu lassen und für den schmerzlich empfundenen Ausfall an Verdienst durch Arbeit außer dem Hause Erlaß zu schaffen, denn die Kinder verlangen nach Brot, und die Krankenkost erfordert Geld. Nur in der Mittagspause und abends, sowie bei Nacht hat dann der Kranke einige Pflege. In dieser Krankenpflege leisten die Frauen neben ihrer sonstigen Arbeitslast manchmal Erstaunliches.

Nicht in allen Häuslichkeiten geht es sauber zu. In einer Proletarierfamilie fand ich regelmäßig, wenn ich in die Stube zu den masernkranken Kindern kam, diese sich selbst überlassen. Die Kleinen hatten die mangelnde Aufsicht dazu benutzt, ihre Nothdurft auf den Stubendielen zu verrichten,

und diese waren mit Rothhaufen besetzt. Der Vater war in der Fabrik, die Mutter auf dem Waschkboden oder im Keller.

Schlecht sind die jungen und ganz alten Leute daran, wenn sie krank werden, da sie keine Familienpflege haben und in den engsten Winkeln liegen müssen. Die Kinder müssen sehr jung bereits, von neun bis fünfzehn Jahren an, selbständig zu verdienen suchen, mit Semmelaustragen, Kinderwarten, Aufwartungen, in Fabriken u. s. w. Sie kommen also sehr bald aus dem „Hause“ zu Fremden und mieten sich bald für ganz geringes Geld eine Schlafstelle, die meistens sehr kläglich beschaffen ist.

Die alten Leute stehen meist allein da; wenn die Kinder noch leben, sind sie gewöhnlich in viele Orte zerstreut und weit entfernt und haben mit ihren eigenen Familien so viele Noth, dass sie nicht auch für die Alten sorgen können. Manchmal wird die Schwiegermutter doch aufgenommen; sie schläft dann in der engen Küche oder sonstwo in einer Ecke, wo sie möglichst wenig im Wege ist. Nicht immer ist dieses Zusammenleben erfreulich.

Eine alte Mutter, die ich behandelte, bekam von ihrem Heimdorfe eine Mark fünfzig Pfennige wöchentliches Almosen (einzelne arme Gemeinden geben nur sechzig Pfennige, reichere in der Regel zwei bis drei Mark), sonst nichts; sie wohnte mit ihrem Schwiegerohne, einem Cigarrenarbeiter, zusammen. Von langjährigem Husten war sie ganz krumm geworden und sehr schwach. Trotzdem hörte sie noch nicht auf zu arbeiten. Sie fuhr ihr Enkelkind in dem schadhaften Kinderwagen zugleich mit den angefertigten Cigarren fleißig aus, trotz meiner Abmahnungen. Dabei brach sie einige Male unterwegs zusammen und fiel hin, da sie sehr wackelig auf den Füßen war und nur mit Hilfe eines Krückstodes mit größter Anstrengung gehen konnte. Auch beim Cigarrenwickeln betheiligte sie sich, soweit es mit ihren zitterigen Händen noch gieng. Wenn sie nicht genug arbeitete, großte der Schwiegerohn. Als ich ihr Milch verschaffte, wurde von der Tochter ein Theil davon dem Kinde verabreicht. Obgleich alle in der größten Armut dahinlebten und sich in der härtesten Arbeit plagten, hielten sie im ganzen gut zusammen und waren einig in der Liebe zu dem Kinde.

Einmal besuchte ich noch eine Patientin abends spät kurz vor zehn Uhr. Ich fand die gesammte Familie, die Eheleute, die Kinder, die alte, kranke Mutter, noch alle eifrig bei der Arbeit des Cigarrenaufertigens um den Tisch versammelt. So große Anstrengungen müssen die Leute machen, um sich durch das Leben zu schlagen.

Die Frauen in den Arbeiterkreisen sind fast durchgängig vorzeitig gealtert; oft ist man erstaunt, wenn man nach der Zahl der Jahre fragt und eine erheblich niedrigere Zahl, als man nach dem Aussehen erwartet hätte, erfährt. Gebückt, kraftlos, siech, hinfällig, abgemattet und lebens-

überdrüssig sind fast alle infolge der Ungunst ihrer Lebensverhältnisse und der vielen Geburten und Leiden. Manchmal sieht man erschreckende Bilder körperlichen Verfalles.

Eine alte Frau, die bei ihrer verheirateten Tochter wohnte und in einem dunkeln Küchenraume krank lag, fühlte sich sehr elend und überflüssig auf der Welt, da sie nicht mehr arbeiten konnte. Sie bat mich oft, ich sollte ihr doch statt der gesundmachenden Tränke ein paar starke Tropfen geben, damit es gleich aus mit ihr sei, weil sie zu nichts mehr nütze sei. Als sie sich gar nicht hiervon abbringen lassen wollte, sagte ich einmal: Nun gut, das nächstemal, wenn ich wiederkomme, bringe ich ein großes Küchenmesser mit, dann will ich sie abschlachten! Als ich sie darauf wieder besuchte, war die Frau viel munterer und sagte: Ach, Herr Doctor, wir haben das lextmal so gelacht, als Sie fort waren, weil Sie ein Küchenmesser zum Todtmachen mitbringen wollten! Dieser Spass hatte sie aufgeheitert.

Eine Frau lag an Rheumatismus in einem Kofen darnieder, worin auch ihre erwachsene Tochter schlief. Wenn ich sie besuchte, mußte stets Licht gebracht werden, damit ich die Kranke nur sehen könnte, so finster war es in dem Raume. Hier lag sie einige Wochen krank. Alle meine Bemühungen, die Patientin aus diesem Raume fortzubringen, waren vergeblich; nur wenn ich ihr die Polizei auf den Hals geschickt haben würde, hätte ich sie ins Spital gebracht. Die vorderen Zimmer waren vermietet, daraus floß die einzige Einnahme für die Kranke, und keine Ecke war mehr frei, wo ihr Bett hätte stehen können.

Groß ist die Trauer, wenn einer Witwe ein Kind wegstirbt, das für ihr Alter eine Stütze hätte werden sollen.

In einer fast ganz leeren Stube behandelte ich eine Näherin wegen Auszehrung. Sie war bis zum Skelet abgemagert, konnte kaum mehr etwas genießen und nicht mehr sprechen, so stand es lange Zeit. Seit Wochen hatte ich der Mutter gesagt, daß die Arme sterben müsse. Der Bruder, ein junger Fabrikarbeiter, kam deshalb aus der Schweiz, wo er eine Stellung gefunden hatte, nach Hause gereist. Als endlich der Tod eintrat, war die Mutter untröstlich, sie warf sich über die Leiche und jammerte herzerweichend. Sie hatte es immer noch nicht geglaubt, daß ihre geliebte Tochter sterben würde, denn diese war so fleißig und ordentlich und sparsam gewesen und wollte ihre Mutter mit durch das Leben bringen, das hatte sie ihr fest versprochen und jahrelang getreulich gehalten.

Schlimm sind auch die alten Arbeiter daran, wenn sie erkranken und schwach werden. Mit ergreifender Ausdauer und Standhaftigkeit suchen sie ihren Körper immer wieder zur gewohnten Arbeit zu zwingen, wenn sie auch an Händen und Füßen zittern, halbtäub und steif sind.



Die Noth zwingt sie dazu; die Furcht, ihre Arbeitsstelle zu verlieren, ist groß, denn diese ist ihre einzige Erwerbsquelle.

Ein Arbeiter in den vierziger Jahren lag brustkrank in einem lumpigen Bette in einem Kellerloche. Wenn ich ihn aufsuchte, mußte ich mir stets, auch bei Tage, ein Lichtchen anbrennen, daß ich mir nicht den Kopf einstieß und den Kranken sehen konnte. Seine Frau mußte trotz der schweren Erkrankung des Mannes bei deren langer Dauer in die Fabrik gehen, um den äußersten Hunger abzuhalten. Der Patient litt fürchterliche Qualen und Entbehrungen. Im Krankenhause war er gewesen, aber bald daraus zurückgekehrt, er wollte „zu Hause“ sterben. Als seine Frau eines Abends von der Arbeit kam, war er todt, einsam gestorben. Die Kinder kamen zum Begräbniß, sie waren selbst arm und hatten viele Noth mit ihren zahlreichen Nachkommen.

Einmal wurde ich eilig zu einem Selbstmörder gerufen; ein Familienvater hatte sich mit einem Rasiermesser die Kehle durchschnitten. Er saß auf dem Bettraude in der Schlafkammer, vor ihm eine große Blutlache, worauf Sägespäne gestreut waren, damit man darauf treten könnte, der Kopf baumelte nach hinten über, durch den Hals waren fünf bis sechs starke Schnitte gemacht, und die Luft entwich bei der Athmung röchelnd und fauchend durch den Spalt in der Kehle. Ich legte einen Verband an. Nach sechs Wochen war der Mann geheilt, da die großen Schlagadern nicht mit zerschnitten waren. Er hatte etwas für seine Familie leisten wollen — er sowohl wie seine zahlreichen Kinder und seine Schwieger söhne waren Fabrikarbeiter — und hatte selbst eine kleine Fabrik angelegt, doch fehlte es an dem nöthigen Credit, und es trat bald Concurß ein. Als der alte Mann die Concurßanzeige im Tageblatt gelesen, hatte er zum Messer gegriffen.

Epidemien von Masern, Scharlach, Diphtherie wüthen fürchterlich unter den Kindern des Proletariats.

Bei solchen Gelegenheiten wird es besonders auffällig, wie dicht gedrängt gewöhnlich die Leute zusammenwohnen: wenn man gegen abend in solche Familien kommt, so hat die Mutter oft Mühe, aus dem Knäuel der im Bette zusammenliegenden Kinder das franke herauszufinden; gewöhnlich kommen bei diesem Suchen erst einige Verwechslungen vor.

Die Schlafräume sind meist so vollgestopft mit Lagerstätten, daß zwischen den einzelnen Betten nur ein ganz schmaler Gang freibleibt, durch den man sich nur von der Seite hindurchschieben kann.

Groß ist die Liebe der Proletarier zu ihren Kindern, nicht bloß zu den blühenden, gesunden, sondern auch zu den verkrüppelten und geistes schwachen. Zwar kommen auch Notheiten, insbesondere gegen Stiefkinder vor, aber diese sind doch immer nur Ausnahmen und meist eine Folge der Trunksucht, die zur Verwahrlosung und zur Sprengung der letzten Familienbande führt.

Im allgemeinen hat man in den großen Massen der untern Classen eine weitgehende Zärtlichkeit gegen die zahlreichen Nachkommen. Häufig habe ich es erlebt, daß Leute, die sich in der fürchterlichsten Armut dahinquälten, bei dem Tode oder bei Krankheiten ihrer Sproßlinge untröstlich waren; sie hatten das nöthige tägliche Brod nicht, es blieb ihnen noch eine Schar Kinder übrig, und die Frau war vielleicht schon wieder guter Hoffnung, und doch empfanden sie den Verlust eines Säuglings äußerst schmerzlich.

Bei einem jungen Ehepaare war das jüngste, ein Säugling, an dem so häufigen Darmkatarrh erkrankt; wochenlang schwebte es zwischen Leben und Tod. Wenn der Mann von der Arbeit kam, war seine erste Beschäftigung, ehe er selbst aß, dem Kinde seinen Trunk zu geben, und auch die Mutter wandte trotz der größten Armut alles auf, um das Kind zu erhalten. Als es starb, waren beide Eltern sehr betrübt. Ich sah es in seinem Todtenbettchen liegen, die dünnen Fingerchen gefaltet, bedeckt mit jämmerlichen Lumpen, auf die von den Eltern das Gesangbuch gelegt war.

Die Angehörigen achten immer streng darauf, daß die kleinen Hände von der Leichenfrau wie zum Gebet gefaltet werden.

Ein zehnjähriger Knabe hatte sich, als er einen Topf kochende Milch vom Herde nehmen wollte, die Brust arg verbrüht. Nach einiger Zeit weinte er nicht mehr über die vielen Schmerzen, die er bei meiner Besichtigung erdulden mußte, aber jedesmal, wenn ich ihm noch das Ausgehen untersagen mußte, brach er in Thränen aus. Es war sein größtes Vergnügen gewesen, Sonntag vormittags mit dem Vater, einem Arbeiter, spazieren gehen zu dürfen. Die Freude beider war groß, als endlich der erste gemeinsame Ausgang gemacht werden konnte.

Eine Frau pflegte ihren Sohn, der unheilbar an Tuberculose krank lag. Sie machte monatelang die Einpackungen und Umschläge und Bäder mit der größten Anspannung ihrer Kräfte und mit der peinlichsten Genauigkeit, wie es ihr der Naturarzt vorgeschrieben hatte. Einmal trat ich in diese Stube, und eine entseßliche, heiße, feuchte, übelriechende Luft schlug mir entgegen. Die Frau hatte die sämtlichen Laken und Tücher, die sie bei den Einwicklungen gebrauchte, in derselben Stube, wo der arme Kranke lag, gewaschen und zum Trocknen aufgehängt, denn einen anderen Raum hatten sie nicht. Nach dem Tode des Kranken behandelte ich zwei kleine Kinder dieser Frau an Darmkatarrh, und hierbei konnte ich ihre große Liebe und Aufopferung bemerken; sie gab ihre letzten Pfennige hin, um gute Nahrungsmittel für die Kleinen zu beschaffen, und bemühte sich auf bewundernswerte Art mit der Pflege.

In der Zeit der allgemeinen Choleraangst wurde ich in ein Miethaus gerufen, wo ein Mann die gefürchtete Krankheit haben sollte. Ich fand

ihn in einer elenden Kammer, die die ganze Wohnung ausmachte und mit nichts anderem als einem Tische, einer Kiste, einer Holzlade ausgestattet war — kein Bett, kein Stuhl, keine Vorhänge —, auf der Kiste kauend eine Zammergestalt, die ich schon kannte. Es war ein Mann, der in den allererbärmlichsten Verhältnissen lebte. Seine Frau, die in einem Kellerloche für sich schlief, arbeitete in einer Tapetenfabrik, von hier hatte sie die Brotrinden, mit denen die Tapeten gereinigt werden, mit nach Hause gebracht und ihrem Manne eine Suppe davon bereitet. Es war die erste warme Speise, die dem Armen seit langer Zeit vorgesetzt worden war; er hatte die Suppe mit Begier gegessen, und darnach waren die choleraähnlichen Erscheinungen bei ihm aufgetreten. Die Brotrinden waren durch ihre vorangehende Benutzung von Arsenikfarbstoffen vergiftet, und infolgedessen war nach dem Genuße der Suppe eine Arsenikvergiftung eingetreten. Der Kranke genas nach einigen Wochen. Als ich ihm später einmal warmes Mittagessen auf Kosten der Armenbehörde verschaffte, weinte er vor Freude, aber bald kam er wieder und klagte, daß er das gute Essen nicht vertragen könne, so sehr war sein Magen infolge langen Hungerns der kräftigen Kost entwöhnt, nur Milch sagte ihm zu. Er war durch die schrecklichsten Entbehrungen seit langer Zeit arbeitsunfähig, obgleich er erst in den mittleren Mannesjahren stand; dabei war er äußerst nervenschwach, seine Sprache war fast unverständlich geworden, die Augen hatten ihre Sehkraft bedeutend verloren, er litt unter fortwährendem Glimmern, oft konnte er sich kaum auf den Füßen erhalten, und er zitterte bei den meisten Bewegungen. Das alles war veranlaßt durch andauernden Hunger. Oft stieß der Unglückliche die grausigsten Lästereien darüber aus, daß Gott es zugelassen hätte, daß ein Mensch wie er, der ehrlich und arbeitsam im katholischen Glauben erzogen worden sei, so elend vorkommen und verhungern müsse; seine Frau hatte dann Bange um ihn wegen der Polizei. Ich selbst war hoch erstaunt, daß in einer reichen, wohlgeleiteten herrlichen Residenzstadt derartiges wirkliches Hungerleiden so lange Zeit vorkommen konnte trotz Armenpflege, Geistlichkeit, Ärzten und Krankenanstalten.

In einer anderen Krankenstube, die zugleich mit einer kleinen, übrigens nicht benutzten Küche die gesammte Familienwohnung abgab, bestand die Einrichtung in einem Reiseforb, einem Rohrlehnstessel, der bessere Tage erlebt zu haben schien, einem Tisch und einem Bett, worin die Frau an Lungenwindsucht darnieder lag. Es waren vier Kinder da, die zwei jüngsten schliefen nachts mit der kranken Mutter in demselben Bette, das dritte schlief in dem Reiseforb, und das vierte, ein etwa zwölfjähriges, einäugiges Mädchen, verdiente bei Tag durch Kinderwarten ein wenig und schlief nachts bei der Herrschaft; es kam bald wegen Diebstahls ins Gefängnis. Der Mann hatte in einer entfernten Stadt

Arbeit gesucht, mußte sich aber dort zum viertenmale wegen Lungen-  
schwindsucht ins Krankenhaus begeben.

Einmal wurde ich schleunigst zu einem Schwerkranken gerufen; als ich hinkam, fand ich eine Leiche. Es war ein siebenjähriger Fabrik-  
arbeiter, der an Auszehrung gestorben war. Sein Bett, in dem er lag,  
stand auf einem schmalen dunkeln Corridor einer Mietwohnung, nur durch  
einen dünnen, schlechten Vorhang war es von der Eingangsthür und der  
Treppe abgegrenzt und hier war der Bedauernswerte gestorben. Die Miet-  
leute erzählten mir, daß er schon seit langer Zeit krank, auch schon im  
Krankenhaus gewesen wäre, er hätte jedoch keinen Arzt mehr haben  
wollen, da er gefürchtet hätte, daß dieser ihn wieder dahin verweise, er  
wollte aber nicht im Spitale sterben. So blieb er also in dieser „Wohnung“  
zur Miete und hielt sich bei Tag mit den übrigen Leuten in der Küche,  
in der kleinen Stube oder auf der Straße auf, die Nacht brachte er  
hier in diesem Bette zu. Am letzten Tage seines Lebens war es ihm  
„besonders schlecht“; er suchte deshalb öfter, wie sonst bei Tage, seine  
traurige, finstere Lagerstelle auf, und hier brachte er einsam seine letzten  
Stunden zu. Fern von Verwandten, ohne Eltern (die ebenfalls schon  
lange der Auszehrung zum Opfer gefallen waren), ohne Arzt, ohne  
Priester starb dieser junge Proletarier, und nun wurde er von fremden  
Händen „zu den übrigen“ auf den Friedhof getragen.

Man findet in den niederen Kreisen allgemein große Abneigung,  
das Krankenhaus rechtzeitig zur Hilfe aufzusuchen. Der praktische Arzt  
hat hier mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als man auf  
manchen Seiten annimmt. Mir scheint der Hauptgrund dieses Widerwillens  
in der Furcht zu bestehen, dort sterben zu müssen. Zu dieser Furcht trägt  
viel bei die Art und Weise, wie mit Gestorbenen umgegangen wird. Sie  
werden von fremden Leuten in Decken gehüllt und hinausgeschafft, ohne  
die Sorgfalt und Liebe, die sonst von den Angehörigen an soeben Ver-  
storbene gewandt wird. Dazu kommt die große Scheu vor den Leichen-  
eröffnungen; vielen ist dies ein abscheulicher Gedanke.

Wenn in einem Krankenhause einer stirbt, so ist dies immer für  
die übrigen Insassen eine große Aufregung und ein niederdrückendes  
Ereignis. Man sollte deshalb Vorkehrungen treffen, daß die übrigen von  
einem solchen Todesfalle nichts sehen und merken, denn die, die selbst  
leidend sind, greift ein Sterbefall besonders an. In vielen Spitälern wird  
auf diese Empfindungen der Patienten kaum Rücksicht genommen, man  
stellt höchstens eine spanische Wand um das Bett eines Sterbenden, die  
andern hören dann die ganze Nacht das Röcheln und Stöhnen des im  
Todeskampfe liegenden, und sie bemerken das häufige Ab- und Zugehen  
der Ärzte und Wärterinnen. Besonders grauenhaft muß dabei die Ein-  
richtung empfunden werden, die man finden kann, daß die am schwersten



Kranken am Ende einer Bettreihe liegen. Ist dann einer gestorben und weggeschafft, so rückt die Reihe nach, neue Ankömmlinge werden vorn hingelegt, und der letzte kann sich sagen: Nun bist du an der Reihe!

Viele sind aus dem Grunde nicht zu bewegen, in eine Pflegeanstalt zu gehen, weil sie es nicht über sich bringen, sich von ihren Angehörigen zu trennen, wenn sie krank sind. Sie wollen da erst recht ihre Familie um sich haben, sich über die Kinder freuen, sie täglich beaufsichtigen und vertraute Pflege genießen. Wenn auch die Hütte noch so klein und die Stube noch so erbärmlich ist, so ist es doch immer das eigene „Heim“, wo man Leid und Freude mit einander theilt, sich nach Belieben unterhält und Besuche empfängt, wo man die tausend Kleinigkeiten, die das tägliche Leben uns lieb machen, die Gewohnheiten nicht entbehrt. Besonders sträuben sich die Eltern oft, ihre erkrankten Kinder herzugeben, und durch die Bertröstung, daß sie ihre Lieblinge selbst hinschaffen und dort besuchen können, kann man manchmal den hartnäckigen Widerstand überwinden; die Leute denken, die Kleinen würden die Trennung und die ungewohnte Umgebung nicht ertragen, doch ist es in Wirklichkeit nicht so schlimm. Die Kinder gewöhnen sich in der Regel nach einem Tag schon an den neuen Aufenthalt, manchmal gefällt es ihnen sogar so, daß sie am liebsten noch eine Zeit bleiben, wenn sie entlassen werden können. Auf die Art der Kinder gehen die Wärterinnen gewöhnlich mit großem Verständnis und vieler Hingebung ein, durch Puppen, Spielzeug und Unterhaltung wird ein ganz zufriedenstellender Zustand geschaffen. Möchte doch überall auch für die Eigenart der Erwachsenen ein ähnliches Verständnis platzfinden!

Vielleicht baut das kommende Jahrhundert keine kasernenmäßigen Krankenhäuser mehr, sondern errichtet möglichst von einander getrennte, zerstreut liegende, kleine Pflege- und Genesungsabtheilungen, in denen der Mann von der Frau, die Kinder von der Mutter gepflegt werden können, in denen die Lebensgewohnheiten mehr Schonung finden und unangenehme, schädliche Eindrücke und Einflüsse vermieden sind. Die ärztliche Behandlung wird auch dann zu ermöglichen sein, wenn nicht alle Kranken in einem Grundstücke untergebracht sind. Ähnliches ist auch für die Siechenhäuser und Armenspitäler zu wünschen; durch das Anstaltsmäßige geht bei ihnen der größte Theil der beabsichtigten Wohlthat verloren. Wären es getrennte, kleine Häuschen, so würden sie viel eher eine Heimat ersetzen.

\* \* \*

Unser Jahrhundert spricht gerne von der Humanität, der Intelligenz, der Energie, trotzdem läßt es so viele überaus verbesserungsbedürftige Fragen unerledigt, weil die hochgepriesenen Ideale der Menschlichkeit, des

bessern Wissens und der Thatkraft manchmal leider nichts als taube, verhüllende Worte sind, hinter denen sich unmenschliche Härte, träger Stumpfsinn, die faulste Gleichgiltigkeit ungestört breit machen. Wir haben nur noch Sinn für das Bereichern, für das Niederreißen aller Schranken auf der Bahn des Wettkampfes um Geld. Hunderte darben und verderben. Niemand fragt weiter nach ihnen, wenn sie nun in Krankenhäusern oder Irrenanstalten verkommen oder ins Grab gesunken sind.

In unseren Ländern treffen, Gott sei Dank, diese Schilderungen noch nicht zu und der Weisheit unserer Gesetzgeber vertrauen wir, daß sie nie zutreffen werden.

Die Redaction.

## Wie die Zeitung gemacht wird.

Von R. v. Thaler.<sup>1)</sup>

**E**s schlägt vier Uhr nachmittags. Die Fenster in der Redaction stehen weit offen, um Dampf und Dunst hinauszulassen. Das Abendblatt ist erschienen und feierliche Stille herrscht in allen Räumen. Im Vorzimmer sitzt ein Diener und schlummert sanft in dem Bewußtsein, daß ihm die wichtige Aufgabe zugefallen, die Scheeren, Tintenzeuge und Arbeitsröcke zu bewachen. Der Schläfer wird jedoch plötzlich grausam gestört; in stürmischer Eile, die Thüre weit aufreißend und donnernd hinter sich zuschlagend, stürzt ein Localreporter herein. Er ist der erste im Bureau, denn er hat viel zu thun. Mittags ist ein Mord, ein Unglück geschehen. Soeben war er bei der Polizei, um möglichst genaue Einzelheiten zu erfahren. Nun schreibt er sie in fliegender Hast nieder, weil er in einer Stunde wieder fortrennen muß, um einen Augenschein vorzunehmen. Seine Feder jagt über das Papier, ohne sich viel um Stil zu kümmern, und wenn ihm die Sprache Hindernisse bereitet, setzt er wie ein Rennpferd darüber weg. Während er darauf los arbeitet, tritt der Redacteur der Tagesneuigkeiten ein, sieht ihm über die Schulter und ruft: „Genug, genug! Wir können doch nicht eine ganze Spalte von Ihrem Bericht füllen. Fahren Sie lieber gleich hinaus nach Meidling — dort brennt es!“ Im nächsten Augenblick stürmt der Reporter davon und wirft im Vorzimmer einen Kollegen fast über den Haufen.

<sup>1)</sup> Aus dem interessanten Prachtwerke „Wienerstadt“. Lebensbilder aus der Gegenwart, geschildert von Wiener Schriftstellern. Gezeichnet von namhaften Künstlern. (Prag, F. Tempsky, 1894.)

Der schreitet langsam, mit ernster Miene an seinen Schreibtisch und beginnt sehr bedächtig zu schreiben. Er ist der Börsenberichterstatter und muß jedes Wort überlegen. Seine Artikelchen haben vielleicht die wenigsten Leser, aber diese werden nicht gezählt, sondern gewogen. Er hat mannigfache Rücksichten zu nehmen, und die Variationen, welche er über die Themata des Courszettels liefern muß, wollen trotz ihrer Kürze sorgfältig verfaßt sein. Trotzdem wird er stets früher fertig wie alle Genossen, und wenn diese kommen, wäscht er sich bereits die Hände in Unschuld und geht nach Hause oder in ein Theater, denn seine Abende sind allezeit frei.

Während die Offenbarungen der Börse in die Druckerei geschickt werden, beleben sich die Redactionsräume. Aus dem Landesgerichte und dem Rathhause eilen die Berichterstatter herbei. Der eine hat heute einer endlosen Verhandlung wider eine Hochstaplerin beigewohnt und kaum Zeit zu einem Mittagessen mit Eilzugsgeschwindigkeit gefunden. Nun verlangt er einen breiten Platz für „seinen“ Proceß und zankt mit dem Leiter des localen Theiles über hundert Zeilen mehr oder weniger. Der andere, der eben mit einigen Gemeinderäthen seine Gedanken ausgetauscht hat, bemüht sich, eine communale Angelegenheit zu beleuchten, bringt einige Wiße und seufzt dabei ahnungsvoll: „Die werden mir wieder gestrichen werden!“

Unterdessen ist es sechs oder sieben Uhr geworden. Die Abenddepeschen liegen bereits vor, die politischen Redacteurs erscheint Einer nach dem anderen. Sie gehen nicht gleich an die Arbeit, denn erst muß ein wenig gestritten werden. Das belebt, frisch auf, entschädigt für die Eintönigkeit der Beschäftigung. Auch bei dem gleichen Blatte hat jeder über jede Frage seine eigene subjective Ansicht und macht sie mit kräftiger Stimme geltend. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Journalisten, daß sie leidenschaftlich gern debattieren und dabei nicht einer nach dem anderen, sondern alle zugleich sprechen, richtiger schreien. Sie denken frei nach Napoleon dem Ersten: Gott ist immer auf Seite der starken — Zungen. Ein Fremder, der unversehens eintritt, dürfte leicht in den Irrthum verfallen, daß er einen Zusammenstoß erbitterter Gegner schlichten müsse, und er würde sich nicht wenig wundern, wenn er fünf Minuten später sehen könnte, wie die Streitenden von früher jetzt still und fleißig an ihren Tischen sitzen, Correspondenzen und Telegramme redigieren, kurz eifrig bestrebt sind, die Spalten des Blattes zu füllen. Das geht nicht immer so leicht, denn die Zeitung ist ein gefräßiges Ungeheuer, welches viel Futter braucht, und der Metteur-en-pages, der die Manuscripte einsammelt, erscheint fortwährend, um neuen Stoff zu holen. Er gleicht dem Heizer einer Dampfmaschine, der beständig Kohlen nachschüren muß; die Kohlen aber müssen die armen, geplagten Journalisten auch dann liefern, wenn der Tag arm an Neuigkeiten ist.

Zwischen sieben und neun Uhr abends, wenn andere Menschen ihrem Vergnügen nachgehen oder mindestens das natürliche Bedürfnis der Erholung befriedigen, herrscht in der Redaction die schärfste Thätigkeit. Sowohl das „Inland“, wie das „Ausland“ bemühen sich, die eingelaufenen Nachrichten zu ordnen, zu erläutern, das Bemerkenswerte herauszugeben, diese Meldung mit Genugthuung zu verzeichnen, gegen jene zu polemisieren. Langsam wächst der politische Theil des Blattes empor; ein Manuscript nach dem anderen, manches auf die Hälfte verkürzt, wandert in den Setzsaal, um dort in kleine Streifen zerschnitten und vertheilt zu werden. In einem Winkel, wo er sich vor Störungen — oft vergebens — gesichert wähnt, sitzt ein würdiger Herr und schreibt einen Leitartikel. Wohl ihm, wenn er mit dem Stoff, den er behandeln muß, vertraut ist. Dann fördert er die Arbeit rasch und hat manchmal das Bewußtsein, aufklären und nützlich sein zu können. Aber zuweilen geht es ihm wie dem Doctor Faust: Er muß andere lehren, was er selbst nicht weiß. Das wurmt und hindert ihn. Nur wenn er leichtsinnig ist, tröstet er sich mit dem Gedanken: Die meisten Leser merken es doch nicht. Sonst martert er sein Gehirn und wühlt in der Redactionsbibliothek, um sich über die Angelegenheit, welche ihm der elektrische Draht vor einer Viertelstunde an den Kopf geworfen, näher zu unterrichten. Ein merkwürdiger Zufall fügt es jedoch fast regelmäßig, daß das Buch, welches er just braucht, nicht zu finden ist, — und über die verlorene Zeit jammern, kehrt er an seinen Schreibtisch zurück. Am anderen Morgen wundert er sich oft selbst, daß er so viel von seinem Gegenstande wußte.

Da haben es die Collegen vom volkswirtschaftlichen Theile besser. Sie rechnen nur mit bekannten Größen. In ihrer Welt, in der Welt der Directoren und Verwaltungsräthe, sind sie die angesehensten, wohl auch gefürchtetsten Mitglieder des Journalistenstandes. Wohl und Wehe finanzieller Unternehmungen hängen von ihren Federn ab, und wenn sie die Sonne ihrer Gnade auf eine Actie scheinen lassen, kann diese die schönsten Hausschnecken treiben. Sie stehen in beständigem Verkehr mit Finanzmännern, und in den Abendstunden, in denen die Redaction von sonstigen Besuchern verschont wird, empfangen sie hie und da Mittheilungen von großer Wichtigkeit, welche einflussreiche Herren persönlich überbringen. Das Zimmer, in welchem sie arbeiten, ist von einem geheimnißvollen Zauber erfüllt, den ein lautes Wort zerstören würde. Sie flüstern oft leise miteinander und verstummen, sobald ein nicht in ihrer Rubrik beschäftigtes Mitglied der Redaction in ihre Nähe kommt, oder sie beginnen ein Gespräch über Kunst und Literatur.

Gegen zehn Uhr beginnt sich das Bureau zu leeren. Nur wenn der Reichsrath versammelt ist, muß der Redacteur des „Inland“ bis Mitternacht und selbst länger anwesend sein, um den stenographischen



Sitzungsbericht druckfertig zu machen. Er bedarf eines starken Pflichtgefühls, um nicht einzunicken. Während er die Parlamentsreden zur Verzweiflung der Abgeordneten kürzt, kommen die Kritiker aus den Theatern und werfen, hungrig und durstig wie sie sind, also meist in grimmiger Stimmung, die Notizen über erste Vorstellungen, Debuts und Neubesetzungen des Abends hin. Ihr Protagonist, der Burgtheater-Rezensent, ist gewöhnlich zugleich Feuilletonredacteur, beinahe immer ein Mann von literarischer Stellung, dessen Namen man kennt. Er nimmt die Sonnenseite des journalistischen Berufs ein, hat weniger Plage und längeren Urlaub als die Kollegen, wird viel umschmeichelt und wenn er darauf besteht, von jungen Schauspielerinnen auch geliebt. Er weiß, wenn er sich nach einer Premiere auf den Richterstuhl setzt, daß der Verfasser wie die Darsteller seinem strengen Spruch mit Bittern entgegensehen, und die zehn oder fünfzehn Zeilen, die er zwischen Theater und Nachtmahl verfaßt, übergibt er dem Setzer mit der Miene eines Mannes, der eine Staatschrift beendigt hat.

Sobald auch die Kritiker gegangen, bleibt meist nur noch ein einziger Mann in der Redaktion, der allerdings auch als letzter erschienen ist: der Chefredacteur. Er muß auch dann verweilen, wenn er nicht selbst den Leitartikel schreibt, denn er hat die Oberaufsicht über das ganze Blatt. Er liest den politischen Theil und das Feuilleton im Bürstenabzug und ändert, was ihm nicht gefällt. Manchmal ändert er aus keinem anderen Grunde, als dem, weil es den Menschen freut, seine Macht auszuüben. Der Metteur-en-pages bringt ihm den „Spiegel“ (das Inhaltsverzeichnis mit Angabe der Zeilenzahl bei jedem Aufsatz), und da fast immer mehr gesetzt wird, als eine Nummer fassen kann, so entscheidet der Chefredacteur, was zu „kommen“, was für den nächsten Tag zu warten habe. Darüber wird es Mitternacht. Die letzten Telegramme laufen ein; der Chef prüft, ob sie nicht mit einem Artikel in Widerspruch stehen. Ist das der Fall, und der elektrische Draht bereitet den Journalisten häufig sehr unerwünschte Überraschungen, dann gilt es, in aller Schnelligkeit die Übereinstimmung zwischen dem Artikel und der Depesche herzustellen. Manchmal ist das einfach nicht möglich; dann sieht sich der Chefredacteur gezwungen, zu dem letzten heroischen Mittel zu greifen: der Artikel bleibt wie er ist, und das widerborstige Telegramm erhält die Überschrift: „Nach Schluss des Blattes.“ Früher ist es wohl vorgekommen, daß noch in später Nachtstunde ein Artikel geschrieben ward, aber die Setzer haben dieser Selbstqual allzu eifriger Herausgeber ein Ziel gesetzt durch den Beschluß, in gewöhnlichen Zeitläuften nach Mitternacht nicht mehr zu arbeiten; — und den Setzern mußten sich die Gewaltigen der Presse beugen.

Mit dem Chefredacteur theilen noch einige Unglückliche den Genuß der nächtlichen Thätigkeit. Sie haben sich mit schweren Herzen von dem

letzten Glas Bier getrennt, um in einem oft unmittelbar an die Druckerei stoßenden, seltsam duftenden Zimmer ihrer Pflicht zu genügen. Da sitzen sie in verdrießlichem Schweigen, den Kothstift in der Hand, die Herren Correctoren, um die Irrthümer zu verbessern, welche die fehlergreifenden Finger des Setzers begangen. Der Corrector ist manchmal ein geheimerter Journalist und in solchem Fall überzeugt, daß er den Aufsatz, den er von Druckfehlern reinigen soll, selbst viel besser geschrieben hätte. In diese Vorstellung vertieft, übersieht er die schönsten Druckfehler, über die des andern Morgens das Publicum lacht und der Verfasser wüthet. Zwar wird der Abzug noch von anderen Augen kritisch geprüft, denn auch der verantwortliche Redacteur muß ihn lesen. Aber er hat nicht die Aufgabe, nach Druckfehlern zu fahnden, sondern die schwierigere, jeden Artikel vom Standpunkte des Preisgesetzes zu begutachten und aufzumerken, ob der oft sehr nöthige Giertan; zwischen dessen Paragraphen ohne Anstoß ausgeführt sei. Obwohl unter Tags vielleicht der beste Mensch, wird er im Dunkel der Nacht zum Mörder; er erwürgt neugeborene Gedanken. Unsichtbar hebt sich hinter ihm die Gestalt des Staatsanwalts, um ihn anzuspornen, und oft dünkt es ihm selbst, als führe ihm eine andere Hand die Feder, wenn er ein kühnes Wort in einem dicken Strich erstickt.

Ist seine Arbeit gethan und hat er sich beruhigt zu Bett gelegt, dann beginnen die Stereotypenre die ihre. Ein durchdringender Gestank wie von brennendem, schwefelbelegtem ranzigem Speck erfüllt das Haus, und bald folgt das Rollen und Stampfen der Pressen: das Morgenblatt ist im Werden. Bogen um Bogen fliegt aus den Maschinen, Berge von bedrucktem Papier häufen sich an; die erste fertige Nummer wird sofort an die Behörde geschickt. Unterdessen ist das ewig Weibliche massenhaft in die Druckerei eingerückt. Zuerst die Falzerinnen, welche dort, wo die Maschine das nicht durch eigene Vorrichtung selbst besorgt, die einzelnen Exemplare zusammenlegen. Dann wimmeln die Austrägerinnen heran, welche den Abonnenten die Zeitung in die Wohnung zu bringen haben. Schön sind sie nicht, jung sind sie in der Regel auch nicht, in den Wintermonaten sehen sie in der Regel aus, als wollten sie sich einer Nordpolerpedition anschließen. Arme Geschöpfe! Lang vor Tagesanbruch haben sie ihre weitentlegene Wohnung verlassen, in Regen und Sturm, Kälte und Koth stapfen sie daher und harren nun in schneidender Morgenluft des Augenblickes, in dem ihnen ihr Zeitungspack auf den Arm gelegt wird und sie damit fortlaufen können, kreuz und quer durch die Gassen, Treppen auf, Treppen ab.

Aber nicht immer ist es den Troßweibern des Journalistenheeres beschieden, die Zeitung ihrer Bestimmung zuzuführen. Es gibt eine Romantik in ihrem Dasein, es gibt dramatische Zwischenfälle im Zwielicht. Mit der Staatsanwaltschaft dunkeln Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.

So eifrig der verantwortliche und der Chefredacteur alles beseitigt haben, was ihnen etwa bedenklich erschien, die Preisbehörde entdeckt manchmal doch eine mißliebige Äußerung, und das Unglück ist fertig. Lustig werfen noch die Maschinen Nummer auf Nummer aus, da zeigt sich die Gestalt eines Polizeibeamten, am Thore pflanzt sich ein Sicherheitswachmann auf; die Katastrophe bricht herein. In hastiger Eile wird im Namen des Gesetzes das Eigenthum der Abonnenten zusammengerafft, ballenweise auf den vor dem Thore bereitstehenden Wagen geladen und der Vernichtung entgegengefahren. Die Austrägerinnen zerstieben; eine oder die andere, geübt und erfahren in solchen Abenteuern, weiß ein paar Duzend Exemplare zu retten und so der Behörde ein Schnippchen zu schlagen. Die Hauptmasse der Auflage aber ist unwiderbringlich verloren; geistige Arbeit, Mühe und Kosten — alles dahin.

Der Chefredacteur, der eben in süßen Träumen ruht, wird durch einen Boten aus dem Schlafe geweckt. Man pocht heftig an seiner Thür, er fährt empor und ruft: „Was gibt's?“ — „Die Zeitung ist confiscirt worden“, tönt die Antwort zurück. Confiscirt! So lautet häufig genug die lakonische Grabchrift einer Journalnummer. Der Staatsanwalt weiß zwar selten, wie die Zeitung gemacht wird, aber desto besser, wie man sie umbringt. Zuweilen wird die Beschlagnahme vom Landesgerichte aufgehoben. Was nützt's? Kann man den Lesern einen vierzehn Tage alten Artikel vorsetzen? Er wäre ungefähr ebenso schmachhaft wie ein gleich alter Braten.

## Ruhm und Ehre jedem Fleiß.

**R**uhm und Ehre jedem Fleiß, Ehre jeder Hand voll Schwielen!  
 Ehre jedem Tropfen Schweiß, der in Hütten fällt und Mühlen!  
 Ehre jeder nassen Stirn hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,  
 Der mit Schädel und mit Hirn hungernd pflügt, sei nicht vergessen.

Freiligrath.

## Neapel und ein Besuch in Camaldoli.

Von Alfred Tull v. Tiltensbad.

**I**n absoluter Bevölkerung steht Neapel vielen Hauptstädten Europas nach, aber keine derselben erreicht die relative (das heißt dichte) Bevölkerung der neapolitanischen Hauptstadt mit ihren Vororten.

In engen, von himmelhohen Häusern eingefassten Gäßchen, in welche kein Sonnenstrahl dringt, sind hier Massen von Menschen zusammengepfercht, die nothdürftig, zum Theil im Elend den täglichen Unterhalt aufbringen. Oft schlafen drei Generationen eines sehr fruchtbaren Geschlechtes in dunklen engen Höhlen beisammen, in welchen sich die Insassen bei Tage nicht rühren können und welche nicht Raum genug für ihre Gewerbsbeschäftigungen bieten. Daß in dieser verdorbenen Atmosphäre bei gänzlicher Außerachtlassung der einfachsten Reinlichkeit ein schwächliches, verkommenes Geschlecht heranreift, das jedem Verderben widerstandslös preisgegeben ist, liegt in der Natur der Sache, und der Umstand, daß unter einem so bevorzugten, durch seine Milde ausgezeichneten Himmelsstriche, bei dem Überflusse aller Boden- und Seeproducte und trotz der bedürfnislosen, mäßigen Lebensweise seiner Bewohner während der im Jahre 1884 wüthenden Cholera fünf- bis sechshundert Personen täglich hingerafft wurden, bestätigt nur die alte Erfahrung, daß das sociale Elend, namentlich die mit ihr Hand in Hand gehende Luftverpestung, die ergiebigste Brutstätte aller Seuchen ist. Seither ist viel zur Afsanierung Neapels geschehen. Enge Gäßchen sind durchbrochen worden, eine Wasserleitung versorgt mittelst laufender Brunnen alle Stadttheile mit dem besten Quellwasser, eine Schwemmcanalisation mit Ableitung in das Meer säubert den Untergrund; statt den abgetragenen Häusern in der Niederung hat man auf den Anhöhen neue Stadttheile mit Raum für hunderttausend Menschen und einem Kostenaufwande von hundert Millionen Lire angelegt, wo die aus den schmutzigen Höhlen von S. Lucia verdrängte, meist der ärmsten Classe angehörige Bevölkerung ihre Unterkunft findet und das Elend, das früher am Meeresstrande heimisch war, nun auf der Höhe entfalten kann; denn was nützen die neuen Mietkasernen mit der besten Außenluft,



wenn die armen Leute neben leerstehenden geräumigen Wohnungen den Mietzins für eine menschenwürdige Unterkunft nicht aufbringen und dabei wieder dem bei überfüllten Räumen unvermeidlichen Vergiftungsproceſſe anheimfallen!

So lange die Großstädte bei dieser durch den Kampf um das Dasein geschaffenen Wirtschaftsordnung ihre Attractionskraft auf das hungernde, im mühseligen Einzelkämpfe sich aufreibende Geschlecht üben, wirken sie wie umschweifende Geschwüre auf den noch gesunden Volkskörper. Die immer mehr anschwellenden Massen des vierten Standes werden bei ihrer zunehmenden physischen und moralischen Degeneration die civilisierte Gesellschaft dem Abgrunde zuführen, wenn diese nicht rechtzeitig zu einer wirksamen Reform sich aufrafft. Als erschwerend kommt hier noch die geistige Annachtung hinzu, in welcher das neapolitanische Volk von Seite seiner Herrscher und Führer seit jeher gehalten wurde, der Mangel eines höheren Strebens und nachahmungswürdiger Beispiele in den gebildeten Classen, endlich der schädliche Einfluß, den der starke Fremdenstrom auf die nach leichtem Gewinn lüsternen Naturen zu üben pflegt. Dem Fremden, welcher auf Schritt und Tritt systematischer Ausbeutung preisgegeben ist, überkommt im öffentlichen Verkehr das Gefühl, Wilden gegenüberzustehen, in deren Bewußtsein die Begriffe von Ehrlichkeit und Solidität in Handel und Wandel nie aufgedämmert sind. Unter den Gewerbsleuten, mit denen der Fremde zuerst in Berührung kommt, gehören die Lohnkutscher, die verrufensten ihrer Klasse. Wie gefräßige Heuschrecken überfallen sie den Fremden, der sich ihrem Standplatze nähert, indem sie ihn durch Anfnallen und Anschreien förmlich betäuben, und wenn er sich entfernt, ihm weite Strecken nachfahren. Dieses wüthende Gebahren, um ein Paar Lire zu verdienen, findet seine theilweise Erklärung in der den Bedarf und die Nachfrage weit übersteigenden Anzahl dieser Kutscher, die ohne hinlängliche Beschäftigung Hunger leiden. Dazu kommt ein im Verhältnis zu den weiten Fahrdistanzen, welche die große Ausdehnung Neapels nöthig macht, viel zu nieder gestellter Tarif. Das Municipium, das sich um die Angelegenheit wenig zu kümmern scheint, sah sich daher im vorigen Jahr durch einen allgemeinen Fiakerstreik gezwungen, wenigstens den Bahnhofstarif zu erhöhen. Vor allem ist das Alleinreisen in Neapel zu widerrathen, zumal bei Unkenntnis der Sprache. Wehe dir, vereinzelter Fremder, wenn du dich zu einer Fahrt auf das Land dem nächsten Betturino anvertraust und eine schlechte Wahl getroffen hast! Es kann dir begegnen, die unausgelechte raffinierte Mißhandlung des armen, bis zur Erschöpfung angestregten Gauls ansehen zu müssen, ohne daß dein energisches Einschreiten — selbst Conſiscieren der Peitsche — imstande wäre, die Bestialität des Peinigers zu zügeln; oder der beutegierige Thierschinder winkt während der Fahrt einem Kerl auf der Straße heran

und läßt ihn neben dir plaknehmen. Auf deinen Protest und deine Drohung, ihm das Trinkgeld zu entziehen, das nur für den Fall der Zufriedenheit zugesagt wurde, demonstriert er dir als gewandter Rabulist, daß der Wagen, der nicht für den ganzen Tag gemietet wurde, ihm gehöre und er denselben nach Möglichkeit verwerten könne. Du hast nun die Wahl, der ärgerlichen Scenen überdrüssig, auszustiegen und auf der staubigen Landstraße fürpaß zu gehen oder aus Gemeininn den „Kampf um das Recht“ fortzusetzen. Im letzteren Falle wirst du am Rückwege beim Municipio deine Klage vorbringen oder bei einem Wirte am Ausgangsorte Schutz suchen. Jedenfalls hat er das Trinkgeld eingebüßt und weiß nun, daß sich der Fremde nicht ungestraft tyrannisieren läßt. Wenn du auch zum Abschied eine Flut von Schimpfworten über dich ergehen lassen mußt, athmest du doch leichter, nachdem du diese liebenswürdige Bekanntschaft losgeworden bist.

In keiner Hauptstadt wird die Kuppelerei auf offener Straße so schamlos betrieben, wie in Neapel. Zahlreiche Agenten lauern auf den Fremden, heften sich an seine Fersen und suchen ihn unter fortwährenden Anpreisungen in gewisse Häuser hineinzudrängen. Wer diesen Belästigungen, gegen welche entschiedene Zurückweisung nicht schützt, entgehen will, muß abends die besuchtesten Plätze meiden. Als ich eines Tages am Piazza Ferdinando, einem Knotenpunkte des Verkehrs, auf die Tramway wartete, um in entferntes Hotel an der Chiaja zu fahren, kam einer der vielen Fiaker, welche hier beschäftigungslos hungern, auf mich zugelaufen und erbot sich, die Fahrt dahin um den halben Preis zu machen. Um Zeit zu gewinnen und dem zudringlichen Straßen-Agenten auszuweichen, stieg ich ein, nicht ahnend, daß ich es mit einem der abgefeimtesten Kuppler zu thun hatte. Am Eingange der Chiaja angelangt, deutete er auf eines der großen Gebäude, welche in unabsehbarer Linie die Anlagen (Villa Nazionale) längs dem Meerdamm umsäumen, indem er sagte: „Hier tanzen die Mädchen die Tarantella, aber ganz anders — viel natürlicher wie auf Capri.“ Alle Deutschen lähen sich das an, er werde mich auch hinführen. Obwohl ich ihm erklärte, ich wolle nicht länger aufgehalten sein und zöge vor, die Tarantella in Capri zu sehen, stand er von seinem Andrängen nicht ab. Bei meinem Hotel angelangt, kündigte er mir an, er werde am nächsten Tag vorkahren, um mich in das bewußte Haus zu bringen. — Die Betrügereien am Eisenbahnschalter, auf der Tramway, beim Geldwechseln u. s. w. gehören zur Landesitte. Daß in Italien auch Reisekoffer im Gepäckwagen während der Fahrt bestohlen werden, ist eine bekannte Thatsache.

Alle diese und ähnliche Erfahrungen, von welchen jeder Fremde auch nach einem kurzen Aufenthalte in diesem schönen Lande zu erzählen weiß, können als Streiflichter für die weit verbreitete Fäulnis der freilich nicht

dem einzelnen zur Last fallenden socialen Zustände dienen, die einem unausbleiblichen Zusammenbruche entgentreiben.

Der Anblick Neapels und des bunten Treibens der Volksmassen an öffentlichen Orten blendet das Auge und verwirrt das Gemüth des dort weilenden Fremdlings. Nur in einer Höhe, wohin das Brausen des betäubenden Stadtlebens nicht dringt und wo das Auge nicht von tausenderlei Dingen abgezogen wird, vielmehr mit einem Blicke ein umfassendes Bild umspannt, läßt sich das Gesehene ruhig genießen und gewinnt die Seele die nöthige Sammlung zu ernsten Gedanken.

Diesen Zweck erfüllt vortrefflich das den höchsten und zugleich einsamsten Standort krönende Kloster Camaldoli. Dasselbe liegt vierhundertfünfzig Meter über dem Meer, am westlichen Ausläufer des hinter Neapel sich erhebenden Bergzuges. Auf der ganz modernen, in Serpentina ansteigenden breiten Straße des Corso Vittorio Emanuele gelangt man auf den lang gedehnten Rücken der die Westseite der Bucht von Neapel umsäumenden, vom Meere bespülten felsigen Hügelkette Posilippo. „Troispende“ nannten ihn die Griechen. In der That übt kein Punkt der Umgebung Neapels einen so einschmeichelnden Reiz auf Auge und Gemüth aus. Pittoreske Felsenhänge werden von dunklen Cypressen und schirmartigen Pinien überragt; terrassenförmig zum Meer sich senkende Gärten sind mit Orangen, Oliven, Feigen und rankenden Gewächsen angefüllt, aus deren schattiger Laube die flachen Dächer reizender Villen emporragen. Der über dieses Eden schweifende Blick haftet entzückt an dem Bilde des gegenüberliegenden Vesuv, der zu seinen Füßen gelagerten, im weiten Halbkreise aneinander gereihten weiß schimmernden Städte und der der azurblauen Flut entsteigenden Insel Capri.

Die nach Norden sich wendende Straße wird immer einsamer und führt zwischen Gartenmauern und waldigem Terrain zu dem Örtchen Nazaret, wo man den Wagen verläßt und bei einer Trattoria den Fußweg einschlägt, der nach circa einer Viertelstunde zum Thore des von hohen Mauern eingefassten, unter uralten immergrünen Eichen und Lorbeerbäumen versteckten Klosters Camaldoli führt. Daß der Neapolitaner den in den Bereich seiner Arglist und Vortegier gerathenen Fremden nie ungeschoren durchkommen läßt, mußte ich selbst hier an diesem weltentrückten Orte erfahren. Die Wirtin der erwähnten Trattoria erklärte es nämlich für ausgemacht, daß ich den Weg zum Kloster nicht ohne Führer finden könne, und mein biederer Kutscher unterstützte diese Ansicht. Ehe ich mich dessen versah, stand schon ein hoffnungsvoller Junge zur Führung bereit, und schritt, ohne zu fragen, auf dem Wege voran. Das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, nahm er sich zur Vertreibung der Kurzweil einen Kameraden mit, der, nachdem wir einige Schritte gegangen waren, für das Mitlaufen seinen separaten Anspruch auf Entlohnung geltend

machte. Der kurze Weg zum Kloster führt direct durch einen Hohlweg, aus dem ein Abirren gar nicht möglich ist. Dessenungeachtet warteten die Rangen, nachdem ich in das Kloster eingetreten und mich dort ein paar Stunden aufgehalten hatte, vor dem Thore, um mich wieder sicher zurückzubegleiten. Wie wenig entwickelt erscheinen unsere Veranstellungen zur Förderung des Fremdenverkehrs im Vergleiche zu diesem beharrlichen Eifer neapolitanischer Führer! Ein alter Mönch öffnete auf mein Schellen das Thor und führte mich durch einen gewölbten Gang in einen ummauerten ausgedehnten Garten, in dessen Mitte die Kirche und die Häuser der Mönche stehen. Am Ende desselben befindet sich ein von alten Bäumen beschattetes Rondell, von welchem man wohl die freieste und umfassendste Aussicht auf die Umgebung Neapels genießt. Vorzüglich sind es die zu Füßen dieses emporragenden Standpunktes ausgebreiteten Gegenstände, die sich wie auf einem großartigen Reliefbilde von der Oberfläche abheben. Das Auge trifft bei seinem Blick in die Tiefe auf den dunkeln Bergrücken des Posilippo, der mit seinem weit in das Meer vorspringenden Theile den Golf von Pozzuoli von dem Meerbusen von Neapel trennt. Am Eingange des ersteren ragt das Eiland Nisida aus der azurnen Flut empor; am gegenüberliegenden Strande dieses Beckens, das mit der Landzunge und dem Cap Miseno abschließt, lächelt Bajä aus seiner anmuthigen Bucht hervor. Landeinwärts machen sich die vulcanischen Bergkegeln der Campi Phlegraei (Brandfelder) und die blinkenden Spiegel der Seen von Lucrino und Averno bemerkbar. Weiter rechts entsteigt das felsige Ischia mit dem Monte Epomeo dem Meere und am äußersten Horizonte schimmern die Höhen von Cumä. Das weite Meer in dieser Richtung verfolgend, dringt der Blick bis zum Busen von Gaëta. Der Ausblick gegen Osten und Süden umfaßt den Vesuv und die in ungeheuerem Halbkreis den Golf von Neapel umsäumende, dicht bevölkerte Küste, welche mit dem Cap Campanella in das Meer fällt, endlich als letzte Perle des lichtumflossenen Golfes, die Zauberinsel Capri. Nachdem ich lange in schweigender Bewunderung verweilt hatte, fragte ich meinen Begleiter, einen fünfundsiebzigjährigen Greis, ob er öfters Neapel besuche. „Nein“, entgegnete er, „unsere Ordensregel verbietet uns, die Mauern dieses Klosters zu überschreiten und ich lebe hier seit fünfzig Jahren. Übrigens verabichene ich diese Stadt als einen Höllenpfuhl des Verderbens und würde ich nie freiwillig in denselben steigen.“ Er belehrte mich sodann, daß die hier lebenden Mönche, die allen Nationen angehören, Benedictiner nach der strengen Observanz des heiligen Romuald seien. Diese strenge Regel verbietet ihnen das Sprechen mit irgend einem Menschen, nur der Bruder Pförtner, der die Fremden empfängt, ist von dem ewigen Stillschweigen entbunden. Um drei Uhr früh beten sie im Chor, die übrige Zeit bringen sie mit gelehrten Arbeiten und der Bestellung ihres Gärtchens zu.



Sie essen nur einmal des Tages und streng vegetabilisch. Ihr Getränk ist Cisternenwasser. „Wir kennen keine Krankheit und haben viele Mitbrüder von achtzig bis hundert Jahren unter uns“, fügte der Mönch hinzu, der von der Vortrefflichkeit dieses Regimes durchdrungen schien, dessen ausgezeichnete Wirkungen übrigens von den in gleicher Weise lebenden Trappisten in Rom, Elsass, Belgien, Bosnien und Süd-Afrika längst erprobt worden sind. Auf meine Frage, ob die Mönche die im Kloster gelegenen Felder bestellten, antwortete er nicht ohne Bitterkeit, daß sie außer der Kirche und den Wohnungen gar nichts besäßen und alles zum Leben Nöthige kaufen müßten, da die Regierung im Jahre 1871 dem seit beinahe dreihundert Jahren bestehenden Kloster alles Eigenthum confiszirt habe. Da ich begierig war, die Wohnung der Mönche kennen zu lernen, öffnete mir der Mönch eines der Häuschen auf, welches leerstand und zeitweise dem Cardinal Felice aus Rom als Wohnung dient, sich deshalb aber weder in Bauart, noch Einrichtung von den übrigen, nur durch Gärtchen von einander getrennten und von Mauern umschlossenen Eremitenhäuschen unterscheidet. Durch die Pforte tritt man in ein Gärtchen mit der Cisterne, die den Einsiedler mit Wasser versieht. Von einem Vorzimmer, welches zugleich zum Speisen dient, gelangt man rechts in das Schlafzimmer mit einem Altar, links in eine Kammer für andere nothwendige Bedürfnisse. Das Bett besteht aus Strohsack und Strohpolster nebst Kope. Das Essen wird wie in Zellengefängnissen von außen durch eine Öffnung gereicht, so daß der Inwohner seine Behausung außer bei dem Kirchgange nicht zu verlassen braucht. An der Wand des Schlafzimmers ist das vom Cardinal angebrachte Motto zu lesen: „La casa il mio cielo“ (Dies Haus ist mein Himmel), was die beglückende Wirkung einer zeitweisen Einsamkeit auf die nach innerer Sammlung lechzende Seele erkennen läßt, wo diese ungestört alles betrachten kann, was ihren über das Leben hinausreichenden Horizont erweitert und den Menschen überdauert.

Nabe der Eremiten-Colonie tritt man an eine Stelle des Klostergartens, welche der Stadt zugewendet ist, wo der über das chaotische Häusermeer schweifende Blick einen verwirrenden, fast beängstigenden Eindruck hervorruft.

Mein Begleiter erzählte mir, daß Königin Margaretha über erhaltene Erlaubnis, das Kloster zu betreten, das nach den Ordensregeln Frauen unzugänglich ist, sich an diese Stelle führen ließ, um die Aussicht auf die Stadt zu genießen. Die allverehrte Landesmutter wußte durch ihr herzgewinnendes Auftreten das Vertrauen und die Sympathie der Mönche zu erwecken. Vom König hingegen, den sie als ihren Berauber betrachteten, sprechen sie mit zurückhaltender Scheu. Er hat auch den Ort nie besucht.

Leider gestattete die einbrechende Dämmerung kein längeres Verweilen an dieser Stätte des stillen Friedens in Mitte einer erhabenen Natur. Beim Austritte aus dem Thore kletterte mein unberufener Führer nebst seinem Begleiter von einem nahestehenden Baume herab, ein Standort, der ihrer Natur angemessen schien und ihnen das Warten erleichterte. Daß die dem ersten Führer gereichte Spende (dem zweiten Taugenichts gab ich natürlich keine) ihm ganz unzureichend im Verhältnis der geleisteten Dienste schien, versteht sich von selbst. Leute, welche sich mit dem gebotenen Trinkgelde, wenn es auch noch so hoch ist, zufrieden stellen, gelten dem Italiener als Tölpel, und die Dienste, die er leistet, sind immer un-  
s ch ä ß b a r.

Als mein Wagen von der in Dunkel gehüllten Bergstraße in die ansichtsreiche Via Tasso einbog, bildeten die Lichter der Chiaja, S. Lucia, an dem Hafen und weiter gegen Pompeji hinaus eine den Halbkreis des Golfes umschlingende Feuerguirlande, über welche die im fahlen Lichte schimmernde Rauchsäule des Besuchs schwebte. Ein bezaubernder Anblick!

Der Worte des Mönches von Camaldoli gedenkend, sagte ich mir: Ja! ein Pfuhl des Verderbens thut sich hier auf, der einst in sich selbst zusammenstürzen wird, wie Sybaris, Pästum und andere blühende Städte versunken sind, aber auch ein Paradies voll erhabener Naturpracht und unerschöpflicher Fruchtbarkeit! Eine Sirene nannten die Griechen den Golf von Neapel. Sie wird ihren Zauber üben, solange es fühlende Menschen gibt.

## Was die Stadtlings' gearn ess'n.

In Tiroler Mundart von Otto Rudl.<sup>1)</sup>

**D**as nit olle Leut die gleichn Gschmadr<sup>2)</sup> habn, sell ist woll guet ingrichtet af dr Welt. Wenn zan Beispiel in olle Mandrleut lei die floschshooratn<sup>3)</sup> Pfottnen<sup>4)</sup> gfoln thatn, nochr war s Sterzinger Moos<sup>5)</sup> für die schworzn und fuchset n viel zu kuan und floschshoorate Weibezer warn wiedr zwianig ummer; odr was gab sell o, wenn olle Mandr lei roathe Schnüar<sup>6)</sup> aufn Quat hobn wolletn?

Obr was red i denn vun den Zuig, i will ja eigentli gor nit vun der Gotting Gschmochn redn; i muen in Gschmochn, den man in Maul hot, wenn man eppas essn thuat, ob eppas hantig<sup>7)</sup> odr süeß odr rafs<sup>8)</sup> odr low<sup>9)</sup> ist . . . . Oß versteacht woll, was i muen?

<sup>1)</sup> Aus dessen „Lustige Gschichtlan vom Tiroler-Diesl“. (Leipzig. Bacmeister.)

<sup>2)</sup> Gschmack, Mehrzahl. <sup>3)</sup> floschshaarig, blond. <sup>4)</sup> Weibsbild. <sup>5)</sup> Auf's Sterzinger Moos kommen der Sage nach alle alten Jungfern. <sup>6)</sup> Im Burggrafenamte trägt der ledige Bauer rothe Hutschnüre, der verheiratete grüne. <sup>7)</sup> bitter. <sup>8)</sup> starkgesalzen. <sup>9)</sup> ungesalzen.

Und gonz an extrign Gschmochn hobn die Hearschn und je nobler uanr ist, um so kurosjere Sochn isstr zjomm.

Got uanr vun Ent vielleicht a mol an „Kaviar“ gessn? I muan nit, und wenn uanr a mol uan geprobiert hobn sollet, der hothn gwiß gschwing wiedr ausgschiebn. Stellt's Ent an rassn Krotnloch<sup>1)</sup> vür, und thüat an blisauru Limonijost, der Ent alluanig schun s Maul bis hintr die Dahn zugg ziacht, drauf, noch hob's n Kaviar, wie hn die Hearschn afn Broat aistreichn und essn. Do schlogn sie noch mit die Händ afn Bauch und muanen, wie guat dös gwesn sei; und noh derzue ist dös Zuig eppr gor nit wolfla.<sup>2)</sup>

Zan Bratl essn sie an „Aspif“, der pazeleweiss ummern Fleisch drum ummer ligg. Ausschaugn thuatr, wie a holzsgstöcktr Leim, odr wie a Kerschpech und mittlt in an niadn Paßl ist a Ständl<sup>3)</sup> Kräutl<sup>4)</sup> drin innigsteckt. Afu Gschmochn bin i nit kemmen, weil i erst uanmol meinr Lebzig au Talle<sup>5)</sup> voll gessn hon.

Grod n so rass, as wie wenn man a Solzfassl schlindu that, sein die „Sardelln“. Dös sein a so Fischlen in dr Greas<sup>6)</sup> vun ner Gfrill.<sup>7)</sup> Van an Bückling kimmyp man schun viel bessr zua, und werd uaner ah nit viel thuirer sein.

Dass die Indianr ah nit ungearn Leut zu ihmene hoachn Feiertig<sup>8)</sup> zjommgraschglen,<sup>9)</sup> und goraus<sup>10)</sup> die bloachjüchtign, wie i a mol in r Gschicht glein hon, ist an olte Soch. Obr dass die Stadtlinge selbr nit bessr sein solln und selbr Indianr essn, ist mr woll olm recht unglaabli vürkemmen, erstns weil dös jo gonz unchrisfli war, und noch müesset a jo a Wildr ah gonz saggrisch zach<sup>11)</sup> sein; obr erst jaß amol hon i die Soch verstondn. Indianr sein van ihmene so a Gotting Tschugglari-kropfn<sup>12)</sup> mit an süakn Moidlbuttr<sup>13)</sup> drin, dass die Gaz<sup>14)</sup> links und rechts aussrkimmyp, wenn man drin inni heißt. Dös ist gor kuan übls Essn nit, sell mueß man in die Hearschn wiedr lossn, i wünschet mr schun a Benn<sup>15)</sup> voll dervun.

A Pintsch ist a fluaur Hund, obr a „Buntsch“ ist jo a Mittlding zwischn an Zuggwossr, an Theea und an Schnoos; s ist gor nit lög<sup>16)</sup>, dös Zuig. So a siebn ocht Glasen glongen obr schun, dass dr a zwoa Baam as wie a gonze Wold vürkemman, odr dass du r zwoa drei Lottn<sup>17)</sup> schun für an Baun unschaugst.

„Kellerin, zwoa Ruffn möcht i hobn zun Essn,“ hon i, s ist noh nit long her, uan in an Wirtschhaus in dr Stodt gehört sogn.

„Foch<sup>18)</sup> schaisch,“<sup>19)</sup> hon i mr gedenkt, „foch<sup>20)</sup> dr selbr ihre derhuem in dr Kuchl und thua nit do in die Leut n Appetit verderbn.“

1) Krötenloch. 2) wohlfeil. 3) ein einzelnes Pflänzchen. 4) Petersilie. 5) Teller. 6) Größe. 7) kleiner Fisch. 8) Feiertage. 9) zusammenessen, -hauen. 10) insbesondere. 11) zähe. 12) Chokoladekrapfen. 13) Maibutter. 14) Schmiere. 15) Wagenkorb. 16) schlecht, übel. 17) Latten, Stangen. 18) Schwein. 19) säuischer, ekliger. 20) jange.

Die Russn sein obr gonz glustig mochte Fischlen gwejn; lei müassn sie ah recht rafs sein, weil der gonz damisch derzu getrunkn hot.

Die Kürbis gebn miar afn Lond für gewöhuli in die Notichr,<sup>1)</sup> in der Stodt obr hoassn sie sie „Melun“ und nochr samen<sup>2)</sup> sie an Zuggr drauf und essen sie, dafs es lei schmogt.

A Student, der schun af Doktr gstudiert hot und in Summr, wie r a so als Tenorist auf die Berg umanondr gstitegn ist, ba miar zugefehrt ist, hot mr derzöhlt, dafs man mit saure Gümmerling<sup>3)</sup> die zwidrftu Kattr vertreibn könn. Er selbr hobz schun oft geprobiert und ollemol hobz ah gholkn. Schun zwoa Nacht hintranondr hat mi dös Koppnwiech<sup>4)</sup> vun Nochr mit sein höllischu Gschroa aufgweckt ghob und wenn i ihm in dr Finsternis durchn Wolkn<sup>5)</sup> vu lautr Zorn eppas nachgichmissn hon, hon i hn doh olm gfaht und z Morgets hon i müahsom s Zuig wiedr zjommfuechn gefennt. Ziag ist mr dös Mittl vun Student ingfolkn, und i hon mr vu dr Trogerin<sup>6)</sup> saure Gümmerling as der Stadt bringen glott. Gnuht hot der Saggera obr an Pfifferling; der Kotr hot die sell Nocht erst recht lamentiert und miar hot dös saure Gsraß<sup>7)</sup> die Zänn verschlogn, dafs mr s Woffr in Maul lei so zjomm grunuen ist.

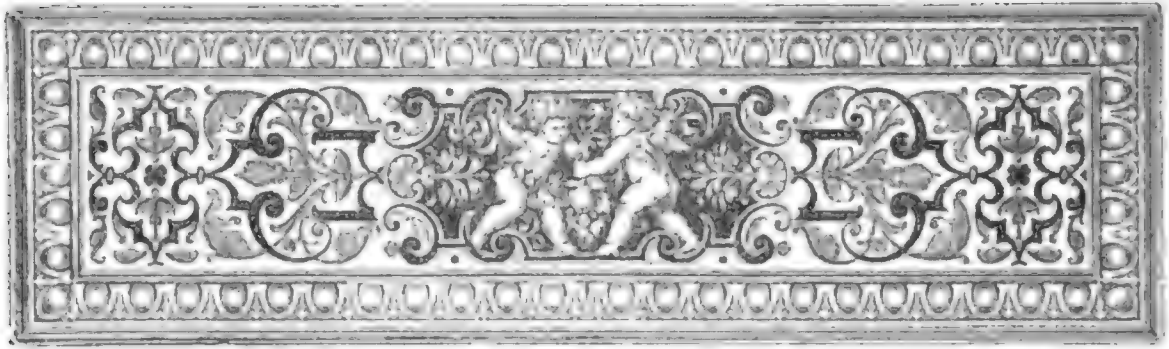
Wenn ban üns derhuem uanr in Deynschuß kriegt, nochr legg r iih a Senfpflosfr aufn Bugl und nochr brennt däs Zuig a so, dafs r n Deynschuß gor nimmer gspürt. Die Stadtlingr obr nemmen in Senf innerli und bsunders hobn sie hn zun Fleisch und zu an Würstl gearn. Wenn man ban Stuiierzohln, vor man in die Kanzlei inni geacht, a Pakl dervun af d Zung nimmp, nochr mocht man a sölla Gsicht, dafs sie gwifs an etlene Guldn verhandln lossn, so an Gschmoch hotr, der Senf.

„Müstern“ sell sein a so a Gotting Woffrichneggn. De sein in Muschln drin, de a bisl greaßr sein, als man auf a Thoal Gstottn<sup>8)</sup> und Fotographierahmlen hot, und de schlindn sie grad lebendigr.

Brer — i mog gor nimmer weitr redn. Der Mensch woaf holt nit, vun wos r foaft<sup>9)</sup> werd.

1) Schweineträge. 2) säen, streuen. 3) Gurken. 4) Rabenvieh. 5) Ballen, Fenster. 6) Trägerin, Botenfrau. 7) schlechtes Zeug. 8) Schachteln. 9) feist, dick.





## Kleine Laube.

### Das Verbrecherschiff.

**E**s tagt auf den Wassern! — Purpurn und helle  
Blihet das glänzende Licht auf der Welle!  
Gleich wie ein Sonnenkind über die Wogen  
Kommt stattlich das mächtige Schiff gezogen.  
Es blähet die Segel auf lustiger Bahn;  
Hell flattern die Wimpel wie Hoffnung voran.  
Die Winde umfangen's mit Rauschen und Singen,  
Die Wogen, die's tragen, frohlocken und springen,  
Es streift an der Wolken goldenen Rand  
Und Matrosengesang schallt hoch von der Wand.  
So gleitet es über den Wasserfaum  
Dahin und dahin durch Gekräusel und Schaum,  
Wie Jugendgesichte, die leuchtend entsteh'n,  
Und schnell wie die Träume des Herzens vergeh'n.  
Wenn das liebliche Schaubild vorüberwaltet,  
Musikumklungen und sonnig bestrahlt:  
Wer dächte, daß bei dem Glänzen und Schimmern,  
Ach! unten gebrochene Herzen verklümmern!

Nacht auf dem Meer! In der Höhe thront —  
Ein Juwel an der Stirne des Himmels — der Mond  
Wandelt in Kraft durch den endlosen Raum,  
Erleuchtend umzieht er der Wolken Saum.  
Siehe das Schiff: ein schlummerndes Schloß,  
Ein Eiland des Friedens im Meeresgeschloß.

In den dunklen Gewässern einsam und helle,  
 Wie ein heimischer Wohnsitz an ödester Stelle.  
 Wer glaubte wohl, wenn es am Busen der Nacht  
 Ihm lächelt in silbernen Lichtes Pracht;  
 Gleich dem Mond am Himmel im tiefen allein,  
 Ein Phantom der Schönheit — lieblicher Schein!  
 Wer glaubte wohl, hier die Wohnung der Sünden  
 Und das Elend geschlagener Herzen zu finden!  
 Wer dächte, wie's still von dannen gleitet,  
 Dafs Woge und Woge Herzen scheidet?  
 Herzen in Schuld und Kummernissen,  
 Noch treu — und nun auf ewig zerrissen! —  
 Wer dächte, dass hier auf den Wassern fahre  
 Der Hoffnung Sarg und der Jugend Wahre? —

Auch unser Leben — es ziehet entlang  
 Wie ein Schiff auf dem Meere bei Sonn' und Gesang.  
 Vor der Welt befährt es mit flatternden Fahnen  
 Und vollen Segeln die fröhlichsten Bahnen.  
 Von außen schimmert's in Lust und Pracht!  
 Doch Gram ist der Mäler und Sorge die Fracht;  
 Wir wellen und täuschen mit Prangen und Scheinen,  
 Verhüllen im Lächeln das innere Weinen. —  
 Wie ein trostlos Verbannter, den niemand sieht,  
 Im dunklen Raume verschrumpft das Gemüth,  
 Und das Schiff treibt hin zu den öden Vereichen,  
 Wo die Träume der Kindheit vergeh'n und verbleichen.

Anmerkung. Dieses an und für sich schöne Gedicht hat für mich noch darum besonderen Reiz, weil es die erste Schulaufgabe gewesen ist, die mir, als ich im Jahre 1865 aus den Waldbergen in die Grazer Handelsakademie gekommen war, der Literaturprofessor Dr. Bischof zum Auswendiglernen und Declamieren dictiert hat. Der Name des Verfassers ist mir nicht bekannt.

R.

## Etwas vom literarischen Eigenthum.

Ein Schriftsteller verkauft seine Werke an einen Buchhändler für ewige Zeiten. Er verkauft den materiellen Ertrag derselben. Er glaubt aber Eigenthümer des Inhaltes, des geistigen Wertes oder Unwertes seines literarischen Productes zu bleiben, wie ja thatsächlich sein Name auf dem Titelblatte stehen bleibt, wie ja thatsächlich das Publicum ein von ihm verfasstes, mit seinem Namen versehenes Werk als sein Buch bezeichnet und wie ja thatsächlich die Kritik ihn dafür verantwortlich macht für alle Zeiten. Der Schriftsteller ist deshalb auch verpflichtet, bei etwaigen Neuauflagen nach seinem besten Wissen und Können etwaige Fehler auszumergen und Verbesserungen anzubringen. Ja, der Verleger selbst verpflichtet ihn im Vertrage, zu solchem Ziele bei Neudruck und Neuauflagen die Revisionsbogen durchzugehen.

Nun kann's aber einmal einem solchen Verleger einfallen, bei Neudrucken die Revisionsbogen dem Autor nicht zu unterbreiten, und er kann dazu mehrere Gründe haben. Es können ihm z. B. die Bücher gerade so recht sein, wie er sie gekauft hat,

er wünscht keine Verbesserung, keine Änderung; oder er will die Kosten vermeiden, die Correcturen veranlassen können, oder endlich er fürchtet, der Autor könne Fehler hinein-, anstatt herauscorrigieren.

Und nun die Frage: Ist der Schriftsteller berechtigt, bei Neudruck seiner Werke Revisionsbogen zu verlangen, ist der Verleger verpflichtet, sie zu schicken?

Es dürfte sich mit einem gewissen Schein von Recht Folgendes sagen lassen: Wenn im Vertrage von einer solchen Verpflichtung seitens des Verlegers keine Rede ist, so kann der Verleger nicht verpflichtet sein, etwa nach dem Willen des Autors Änderungen an einem Buche vornehmen zu lassen, er will das Buch so haben, wie er es gekauft hat.

Dagegen ließe sich einwenden: der Verleger besitzt das Buch überhaupt nicht in jenem Zustande, in dem er es gekauft hat. Er hat es wahrscheinlich im Zustande des Manuscriptes gekauft, er hat dann unbekümmert darum, ob Recht oder Pflicht dafür vorhanden, dem Autor die Correcturbogen geschickt, an welchen vielleicht manches geändert und verbessert worden ist, ohne daß der Verleger deshalb um seine Einwilligung gefragt worden wäre. Das ist einfach Herkommen und Gepflogenheit. In keinem Vertrage mit dem Buchhändler wird der Autor sich ausbedingen, daß er von seinem zu druckenden Buche die Revisionsbogen erhalten soll, weil das selbstverständlich ist. Wenn das bei der ersten Auflage so der Fall ist, weshalb nicht auch bei den weiteren? Und wenn der Autor es versäumt hat, in Bezug auf weitere Auflagen oder Neudruck, vertragsmäßig sich das Recht der Correctur ausdrücklich zu sichern, so gelten auch hier die Gepflogenheiten der ersten Auflage. Wenn der Autor verpflichtet ist, auf Verlangen des Verlegers die Revisionsbogen durchzusehen, so muß in anderem Falle auch der Verleger verpflichtet sein, auf Verlangen des Autors dieselben zu schicken.

Allerdings kann es Fälle geben, in welchen jetzt der Verleger einwendet: Das von mir gekaufte Buch hat eine bestimmte literarische Richtung, es ist z. B. für die Familie berechnet gewesen und als Familienbuch mache ich damit ein Geschäft. Mittlerweile aber hat sich die Richtung des Autors verändert, er will nun Sachen ins Buch hinein corrigieren, die für den Familienkreis nicht passen und mir demnach das Buch geschäftlich entwerthen. Oder der Verleger bildet sich ein, daß ihm der Autor aus irgend einem Grunde feindselig geworden und imstande wäre, das Buch geschäftlich zu verderben, weshalb er ihm bei Neudruck keinen Revisionsbogen in die Hand geben will.

Es ist nun aber nicht anzunehmen, daß ein Schriftsteller sein Werk absichtlich verderbe, aber es ist denkbar, daß er es durch gewisse Verbesserungen im literarischen Sinne für einen bestimmten Lesekreis geschäftlich entwerthe. Das braucht der Verleger nach meiner Meinung sich nun freilich nicht gefallen zu lassen, und er hat Mittel, es zu verhindern. Der vom Autor revidierte, respective verbesserte Bogen kommt ja doch in seine Hand, bevor er in die Druckerei geht. Der Verleger kann sich also weigern, Correcturen, die ihm etwa geschäftlich schaden könnten, durchführen zu lassen. Einfache Ausmerzung von Fehlern, stilistische, wie inhaltliche Verbesserungen im Geiste des Buches wird er nach meiner Meinung nie hindern dürfen und vernünftigerweise auch nicht hindern wollen. Wenn die vom Autor angemerkten Änderungen die Kosten gewöhnlicher Correctur überschreiten, so kann der Verleger vielleicht vom Autor Vergütung fordern, und letzterer wird sie gerne gewähren, weil ihm gewiß vor allem an der möglichsten Vollendung seines literarischen Werkes gelegen ist.

Gesetzt den Fall nun aber, der Verleger könne überhaupt nicht gezwungen werden, bei Neudruck dem Autor die Revision vorzulegen, und er habe das Recht, Neuauflagen und Ausgaben der von ihm gekauften Bücher eigenmächtig zu revidieren,

so bleibt dem Autor wohl doch noch ein letztes Recht, nämlich das, für eine solche Neuauflage die Verantwortlichkeit abzulehnen.

Ausgaben, die vom Autor gutgeheißen sind, nennt man autorisierte Ausgaben. Solche Neupublicationen aber, an denen dem Autor die Möglichkeit zu verbessern, das literarische Recht vorenthalten worden, und in denen die alten Fehler stehen geblieben, ja vielleicht noch neue dazugekommen sind, kann er nicht gutheißen, sind also keine autorisierten Ausgaben, das ist klar.

Nun wird man scheinbar einwenden können: der Autor hat ja doch für die vorhergegangenen Auflagen oder Ausgaben, trotzdem sie fehlerhaft waren, die Verantwortlichkeit getragen. Die neue fragliche Auflage oder Ausgabe ist nichts anderes, als die alte, weil sie ganz genau, etwa nach vorhandenen Platten, wie die vorhergehenden gedruckt wird. Gut.

Jetzt denke man sich einen Schriftsteller, der vor zwanzig Jahren ein Buch geschrieben und dasselbe einem Verleger verkauft hat. Dieser ließ es drucken, es genießt Verbreitung und Ansehen, es trägt den Namen des Autors zum Ruhme, vielleicht aber auch zur — Geringschätzung. Denn im Buche sind Fehler zum Vorschein gekommen, die Kritik hat auf sie hingewiesen, hat Änderungen und Verbesserungen verlangt, die Lesewelt wünscht das auch. Der Autor ist mittlerweile reifer, welterfahrener geworden, ein tieferer Blick, ein größeres Können beseelt ihn, er wünscht nichts sehnlicher, als sein Buch von den Fehlern zu befreien, es zu vervollkommen. Nun wird bei demselben Buche Neudruck nöthig und es ist die Gelegenheit da, die Verbesserungen anzubringen — doch siehe, der Verleger gestattet es nicht. Und das Gesetz stellt sich vielleicht an die Seite des Verlegers und sagt ganz kaufmännisch: der Verleger hat die Ware gekauft, sie ist sein Eigenthum, und er braucht niemanden an sie handanlegen zu lassen.

Jetzt fällt dem bedrängten Autor etwa noch ein anderer Ausweg ein. Der Verleger hat das Werk gekauft, wie es vor zwanzig Jahren war, also in einer ganz bestimmten Form, und nur in dieser. Literarisch aber ist das Werk Eigenthum seines Schöpfers, Dieser kann es also wohl ändern, neu bearbeiten und in der neuen Gestalt beliebig anderswo herausgeben.

Ich glaube kaum, daß der ursprüngliche Verleger sich das gefallen lassen würde. Er dürfte sagen, ich habe das Werk seinerzeit unter der Voraussetzung gekauft, daß ich der alleinige geschäftliche Eigenthümer desselben bin und bleibe, es darf also das Werk mit oder ohne Neubearbeitung nirgends sonst erscheinen, weil es mir geschäftlich Concurrnz machen würde. Und das Gesetz gäbe ihm wahrscheinlich recht.

Unter allen Umständen hat der Autor in diesem Falle noch folgendes Recht: Er kann sein Werk nach Belieben neu bearbeiten, muß es aber liegen lassen in seiner Lade, gedruckt werden darf es erst dreißig Jahre nach seinem Tode. So lange dauert nämlich das „ewige“ ausschließliche Eigenthumsrecht, das ein Verleger erwerben kann. Oder der Autor darf auch einzelne neue Capitel, die er zu seinem Werke geschrieben, beliebig abdrucken lassen mit dem Zusätze, daß sie in sein Werk gehören, an welchem der Verleger die Verbesserungen verweigert. Noch eine andere Selbsthilfe dürfte ihm das Gesetz gestatten, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll.

Im übrigen stünde der Autor machtlos da, wäre vielleicht in der Lage, seinem Volke ein bedeutendes, von Schladen und Irrthümern reines Werk zu geben, und er kann es nicht thun!

Oder ist es doch anders? Hat der Schriftsteller dem kaufmännischen Rechte gegenüber ein literarisches, ein menschliches, das unveräußerlich ist? Ich möchte gerne wissen, ob das Wort vom „geistigen Eigenthum“ einen praktischen Wert hat, oder nur eine Phrase ist. — Solange diese Frage nicht Beantwortung findet, muß ich



jedem meiner Berufsgenossen rathen, bei Vertragsabschlüssen vorsichtig zu sein. Nicht auf den Groschen ist das Hauptaugenmerk zu richten, sondern vielmehr auf die Sicherung des literarischen Rechtes. Ist es schon, daß der Verleger auf die geschäftliche Erwerbung eines Werkes für alle Zukunft fest besteht, so behalte der Autor sich recht ausdrücklich vor, bei Neudrucken an seiner geistigen Schöpfung nach Belieben verbessern und ändern zu dürfen.

Daß ein Verleger dem Autor bei Neudruck die Revision verweigert, wird freilich nicht oft vorkommen, denn er verzichtet damit auf einen literarischen und auch geschäftlichen Vortheil. Er kann die neue Ausgabe keine autorisierte, keine durchgesehene, verbesserte nennen, das allgemeine Rechtsgefühl wird ihm vorhalten, er gebe eine unrechtmäßige Ausgabe in die Welt, und man wird dieselbe mit Mißtrauen aufnehmen. Eine solche Selbstschädigung des literarischen Ansehens seiner Firma und seines Geldbentels wird einem halbwegs vernünftigen Verleger wohl kaum zuzutrauen sein. Da aber doch irgendwo ein ähnlicher Fall vorgekommen ist, so wird es wünschenswert sein, wenn Schriftsteller und Gesetzgeber sich mit dem Gegenstande befassen.<sup>1)</sup>

M.

<sup>1)</sup> Sollte diese Ausführung nicht gegenstandslos werden durch die Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel vom 15. Mai 1893? In derselben heißt es § 11: Der Verfasser ist zur Durchsicht der Correcturbogen berechtigt und verpflichtet. — Abänderungen des ursprünglichen Wortlautes sind dem Verfasser bei Vornahme der Correctur gestattet. — § 14: Der Verleger kann zur Vervielfältigung des Werkes Stereotypplatten oder stehenden Satz verwenden; die Berechtigung des Verfassers zur Abänderung bei neuen Auflagen bleibt dadurch unberührt. — Im gleichen Sinne auch § 32 und 33. Siehe ferner „Robert Vogt-Länder: Das Verlagsrecht.“ Leipzig 1893, § 11.

Die Redaction.

## Die Erklärung des Alpenglühens.

Zu den Dingen, von denen jedermann spricht und welche die wenigsten kennen, gehört auch das Alpenglügen. Ohne Zweifel eines der erhebensten Naturchauspiele, welches unsere Zonen gewähren, war seine Entstehungsweise bisher unenträthelt und unverstanden geblieben. Der kürzlich verstorbene treffliche Physiker Lyndall, welcher lange Jahre hindurch jeden Sommer einige Wochen in den Alpen zubrachte und den dortigen Beleuchtungs-Erscheinungen seine regste Aufmerksamkeit zuwandte, blieb gleichwohl außer Stande, die Geheimnisse des Alpenglühens zu ergründen. Diejenigen natürlich, welche bereits glauben, Alpenglügen beobachtet zu haben, wenn sie einmal die Gipfel der Verner Alpen im purpurnen Scheine der untergehenden Sonne gesehen haben, finden keinerlei Schwierigkeiten in dem Verständnisse des Vorganges. Das Verschlucktwerden der violetten, blauen und grünen Antheile des Sonnenlichtes in den dunstreichen unteren Schichten des Luftkreises, welche die Strahlen des scheidenden Tagesgestirns in weiter Ausdehnung zu durchmessen haben, erklärt ihnen die Rothfärbung der Schneegipfel hinlänglich.

Die besser Unterrichteten wissen aber, daß man unter Alpenglügen etwas anderes versteht, nämlich das ein- oder mehrmalige Wiederauftauchen der Zinnen des ewigen Schnees, nachdem die Sonne bereits völlig unter den Horizont herabgesunken ist, so daß die regelmäßige Verklärung der Höhen an klaren Abenden, wenn man sie überhaupt zum Alpenglügen rechnen will, nur als der erste Act dieses meist dreiactigen Zauberspieles betrachtet werden darf. Im allgemeinen ist dasselbe nicht gerade häufig zu beobachten, und die meisten Sommerfrischler verlassen die Alpen, ohne es je erschaut zu haben. Nur einzelne Gegenden der Schweiz, wie zum Beispiel

das Chamouny-Thal oder die Umgebung der Monte Rosa-Gruppe bieten öfter Gelegenheit, dieses eigentliche Alpenglühen zu beobachten, welches, wie schon der Name besagt, in einem scheinbaren inneren Erglühen der Schneegipfel besteht, ohne daß man eine fremde Lichtquelle zu erkennen vermöchte. Dieses Nachglühen tritt erst ein, nachdem das Abendroth vollständig verschwunden ist und die „Leichenfarbe“ der Dämmerung (teinte cadavereuse nennen sie die Leute im Chamouny-Thal), das heißt der emporsteigende Erdschatten, die Schneefelder bedeckt hatte. Das Neuaufleuchten ist also eine Auferstehung (résurrection) des Lichtes, die bei geeigneten Luftverhältnissen oft mehrmals wiederkehrt, bevor das letzte Erlöschen (extinction) für die Chamouny-Leute eintritt. Am ergreifendsten für das Gemüth ist natürlich das letzte, wenn auch schwächere Aufleuchten, wenn die ersten Sterne zu funkeln begonnen haben und das Thal bereits in Nacht und Finsternis begraben liegt. Dann schweben die rosig verklärten Schneehäupter geisterhaft hoch, wie eine andere Welt über der Nacht der Tiefe, ein unauslöschlicher Eindruck für jeden Naturfreund, der das je in voller Schönheit sah.

Es war schwer, sich darüber klar zu werden, wie das geschehen kann, denn die Sonne ist dann seit einer halben Stunde und darüber hinter den Horizont hinabgesunken; sie steht, wie die Rechnung ergibt, manchmal bereits gegen neun Grad unter demselben, bevor das letzte Erglühen beginnt; es scheint demnach unmöglich, daß dieses Licht noch von ihr ausgehen könnte, und doch tritt die Erscheinung nur als Wiederholung der Sonnenuntergangsbeleuchtungen ein. Sie muß also auch wohl mit denselben zusammenhängen. Vor einigen Jahren hatte nun ein Physiker, Herr Amäler-Lajon, das Glück, mitten im Abendglühen zu stehen und danach den Zusammenhang der Vorgänge zergliedern zu können. Er hat nunmehr eine meisterhafte Untersuchung und Berechnung angestellt, die er auf der diesjährigen Jahresversammlung der Schweizer Naturforscher in Schaffhausen, den Fachgenossen vorlegte, wodurch nun endlich auch diese, oft vergeblich gesuchte Naturerscheinung in die Gruppe der verstandenen und nicht länger gänzlich räthselhaften eingereiht wird.

Die Beobachtung, welche ihm den Schlüssel des Räthfels in die Hand spielte, fand am 21. October 1891 statt. Herr Amäler befand sich auf Rigi-Scheidegg und sah dreimal hintereinander mit Zwischenpausen bis zu zehn Minuten die Sonne hinter den Berggipfeln untergehen und zweimal wieder auftauchen. Dies geschah selbstverständlich nicht infolge von Einschnitten im Gebirge des westlichen Horizonts, die an vielen Orten ein wiederholtes Auf- und Untergehen veranlassen, so daß man zum Beispiel vom Spital am Pyrh in den Admonter Alpen am Morgen des 13. und 14. Januar, sowie des 28. und 29. November die an den sägeartig eingeschnittenen Abhängen des Vostrud-Berges emporkletternde Sonne achtmal aufgehen und siebenmal untergehen sieht, bevor sie die Mittagshöhe erreicht, sondern sie erhob sich wirklich zweimal von neuem. Das erstemal stieg sie nach ihrem Untergange an dem völlig klaren Abend mit ganzer Scheibe wieder über den Horizont und gieng ungefähr zehn Minuten nach dem erstenmale zum zweitenmale unter. Beim zweiten Wiederaufsteigen kamen nur Dreiviertel der Sonnenscheibe wieder über den Horizont, aber es ist klar, daß infolge dessen den Beobachtern der Rigi dreimal nacheinander im Abendsonnenschein gestanden haben muß, zu einer Zeit, wo die Sonnenstrahlen denselben bei regelmäßigem Verlaufe nicht mehr hätten streifen können.

Um uns diese Vorgänge klar zu machen, müssen wir uns erinnern, daß infolge der Ablenkung der Strahlen in den nach unten an Dichtigkeit zunehmenden Luftschichten alle nicht im Zenith stehenden Gestirne über ihren wahren Standpunkt gehoben erscheinen, weil uns ihr Licht auf einem krummen Wege erreicht. Unter gewöhnlichen Verhältnissen macht das nicht gerade viel Unterschied; es beträgt ungefähr

so viel, daß die Sonne, wenn keine Ablenkung stattfände oder keine Atmosphäre da wäre, zwei Minuten früher untergegangen sein würde. Das heißt also mit anderen Worten: die Strahlenbrechung am Horizont hebt die Sonne um so viel über ihren wahren Standpunkt, daß der obere Sonnenrand des Morgens zwei Minuten früher sichtbar wird und des Abends ebenso viel länger über dem Horizonte bleibt, als dies der Fall sein würde, wenn die Strahlen einen geraden Weg zu unserem Auge zurücklegten.

Nun treten aber unter gewissen Vorbedingungen leicht Umstände ein, welche den Betrag der atmosphärischen Strahlenbrechung sehr bedeutend erhöhen, wenn nämlich die Dichtigkeit der Luftschichten von oben nach unten in ungewöhnlichem Grade zunimmt, weil die untern Luftschichten sich schneller abgekühlt haben als die oberen. Dann werden die Bilder am Horizonte viel stärker erhoben als gewöhnlich, und wir können dann noch Gegenstände sehen, die unseren Augen wegen der Krümmung der Erdoberfläche eigentlich unsichtbar sein müßten. An den Ufern der nordischen Meere und größeren Landseen, deren Verührung die unteren Luftschichten bei ruhigem Wetter kühl erhält, ist diese aus verstärkter Strahlenbrechung folgende Erhebung des Horizonts eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung, die man, wenn sie auffälligere Grade annimmt, als Rimmung oder Seegeſicht bezeichnet. Ein Beispiel wird ihre Wirkung klarer machen. Wenn man von Ramsgate an der englischen Küste das Fernrohr gegen Dover richtet, so erblickt man bei hellem Wetter die Spitzen der vier Hauptthürme des Schlosses von Dover. Der Rest des Gebäudes bleibt dagegen hinter einem etwa zwölf englische Meilen von dem Beobachter entfernten Bergrücken verborgen. Es ist aber vorgekommen, daß man dieses ganze Schloß bis zu seinem Fuße über jenem Bergrücken erhoben gesehen hat, und die Strahlen haben also an solchen Tagen einen so stark gekrümmten Bogen beschrieben, daß sie das Bild des Schlosses, um mich so auszudrücken, im Bogen über jenen Bergrücken hinwegtragen konnten.

Diese Erscheinung kann sehr starke Maße annehmen und uns außerordentlich ferne, tief unter unserem Gesichtskreis liegende Gegenden sichtbar machen. Ein ganz ungewöhnlicher Fall dieser Art wurde den Zeitungen zufolge am 16. August vorigen Jahres zwischen zehn und elf Uhr vormittags zu Buffalo an der Nordgrenze des Erie-Sees beobachtet. In voller Deutlichkeit erhob sich über dem Horizont das Panorama der mehr als neunzig Kilometer entfernten, jenseits des Ontario-Sees gelegenen Stadt Toronto mit ihrem Hafen und den im Süden der Stadt gelegenen kleinen Inseln. Vor dem Stadtbilde, dessen Kirchturmspitzen sich zählen ließen, breitete sich der Spiegel des Ontario-Sees mit mehreren denselben zur Zeit kreuzenden Dampfern. Die Zahl der Zuschauer, die zur Betrachtung dieses seltenen, freilich bald erblaffenden Schauspiels die Dächer der Häuser erstiegen hatten, wird auf zwanzigtausend geschätzt, so daß es der kaum glaublichen Fernsicht bei etwaiger Anweisung wenigstens nicht an Zeugen fehlen würde.

Ein umgekehrter Fall, bei welchem die Strahlen einen nach oben offenen Bogen beschreiben und verkehrte, einer Wasserpiegelung gleichende Bilder der Gegenstände erzeugen, tritt häufig in warmen, sonnenbestrahlten Ebenen und Wüsten ein, wenn bei stiller Luft die dem heißen Boden näheren Luftschichten mehr durchwärmt werden als die höheren. Es ist die Luftspiegelung der Wüste, welche dem halbverjähmachten Karawanenreisenden so oft erfrischende Seelandschaften vorzaubert, daß die Beduinen diese Erscheinung, welche ihnen die Qualen des Tantalus verschafft, in ihrer Sprache „Wasser des Satans“ nennen. Gerathen die Luftschichten dabei in leichte Bewegung, so entstehen die wechselnden Bilder, die man in Italien als Fata Morgana bezeichnet.

Entsprechende Brechungsercheinungen sind es nach den Berechnungen des Heern Amzler nun auch, welche über geschlossenen Gebirgsthälern das mehrmalige Wiederauftauchen der schon untergegangenen Sonne und das Wiederaufleuchten der Gebirge erzeugen, welches man als Alpenglühen bezeichnet und dessen einzelne Stufen sich unter Berücksichtigung der astronomischen, topographischen und meteorologischen Verhältnisse nunmehr genau erklären lassen. Zu einem Zustandekommen der Erscheinung gehören demnach gewisse Vorbedingungen, wie zum Beispiel ein geschlossenes Thal, hinter welchem sich im Westen hohe Schneeberge erheben, ferner eine bestimmte Temperatur und ein nicht immer vorhandener günstiger Feuchtigkeitsgehalt der Luft, um die Wirkung zur vollen Schönheit zu entwickeln und dieser Umstand erklärt, daß die Erscheinungen im ganzen nicht häufig und nur zu bestimmten Jahreszeiten in einigen besonders günstig gelegenen Alpenthälern oft beobachtet wird.

Amzler erläuterte seine Erklärung an einer Beobachtung des Alpenglühens, die er im Berner Oberland zu machen Gelegenheit hatte. Die schneeverhüllte Brust der Jungfrau war ihm zuerst im Purpurglanz der Abendsonne erschienen, dann hatte der zum Gipfel emporkletternde Schatten der Juralette den letzten Kuß der noch über dem Horizonte befindlichen Sonne vom Gipfel der Jungfrau vertrieben und sich wie ein Leintuch um den Berg gelegt. Einige Minuten später erglänzte der ganze Berg von neuem in etwas matterem Lichte und eine ganze Weile später erschien die dritte Beleuchtung, nachdem die Sonne bereits seit fünfunddreißig Minuten untergegangen war.

Die Berechnung zeigt, daß die Strahlen der untergehenden Sonne, welche über den Kamm der Juralette in das mehr als hundert Kilometer breite Thal zwischen ihr und den Berner Alpen eindringen, den Gipfel der Jungfrau bereits verlassen haben, wenn sich die Sonne noch einen halben Grad über dem Horizonte befindet. Sobald ihre Strahlen nicht mehr in das Thal dringen, erfolgt bei klarem Wetter eine sehr schnelle Abkühlung der unteren Luftschichten und die Rechnung zeigt, daß die Sonnenstrahlen dadurch veranlaßt werden, auf stärker gekrümmtem Wege nochmals in das Thal einzudringen, darin zuerst den Fuß des Berges zu erleuchten und allmählich zum Gipfel vorzudringen. Die Luft ist durch die in den unteren Schichten am schnellsten vordringende Abkühlung gleichsam ein sich drehendes Prisma geworden, und die Sonnenstrahlen treffen auf verlängertem Wege durch die Atmosphäre von neuem Stellen, die sie schon verlassen hatten.

Zum zweitenmale erlischt das Licht auf dem Alpengipfel, aber die Abkühlung der Atmosphäre schreitet fort und erreicht auch die höheren Schichten. Wenn nun diese dem Sonnenuntergange folgende Abkühlung einen Wärme-Unterschied der Schichten erzeugt hat, die auf hundert Meter Erhebung siebeneinhalb Grade beträgt, so beschreiben die Strahlen der Sonne in der Atmosphäre einen Bogen, dessen Krümmung derjenigen der Erde gleichkommt, sie können also die Gipfel der Berner Alpen nochmals erreichen, wenn dieser Wärmeunterschied auch erst eingetreten ist, während die Sonne sich bei Bordeaux und Nantes zum Untergange anschickt und die Thäler der Alpen bereits nahezu in nächtlicher Dämmerung begraben liegen. Natürlich sind die Sonnenstrahlen, die erst auf einem so langen gekrümmten Wege durch die dunstreichen unteren Schichten des Luftkreises zu den Alpengipfeln gelangen, um sie zum drittenmale zu erleuchten, in ihrer Helligkeit sehr geschwächt, aber da der Fuß der Berge bereits in Nacht liegt, wenn sie ankommen, wirkt die Beleuchtung der Schneegipfel durch den Gegensatz zu der Dunkelheit, auf der sie gleichsam schwimmen, und durch den sanften rothen Farbenton um so bezaubernder.

Wahrscheinlich erklärt dieser bei besonderen Luftverhältnissen aus weiter Ferne in unseren Gesichtskreis hineinflutende Strom gefärbter Sonnenstrahlen, wenn die Luft trotz



ihrer Klarheit mit feinen Dunst- und Staubtheilchen erfüllt ist, noch eine andere, bisher ebenfalls unverstandene Naturerscheinung, die wir in der Ebene ziemlich häufig zu beobachten Gelegenheit haben. Ich meine das sogenannte Purpurlicht, welches im Sommer an hellen Abenden in Gestalt einer großen, nicht scharf von der Umgebung abgesetzten runden Scheibe längere Zeit nach Sonnenuntergang am Westhimmel erscheint und erst in neuerer Zeit durch W. v. Bezold genauer beschrieben wurde. Die große blässpürpurne Scheibe steigt ebenso wie die Sonnenscheibe selbst, unter allmählicher Erweiterung zum Horizont hinab und ist gewöhnlich verschwunden, wenn die Sonne sechs Grad unter dem Horizont steht und die Straßenlaternen angezündet werden. Das ist der Zeitpunkt, mit welchem die sogenannte bürgerliche Dämmerungsende, während die astronomische Dämmerung noch eine Weile anhält, bevor die Nacht hereinbricht. Ich habe dieses kreisrunde Purpurlicht, welches von den meisten Menschen ihr Lebenslang übersehen wird, bei Berlin sehr häufig beobachtet und schon in meinem Buche „Natur und Kunst“ (1891) mit dem Alpenglühen in Verbindung gebracht.

Noch eine dritte, den Sonnen-Auf- oder Untergang zuweilen auch begleitende Erscheinung von sehr eigenthümlicher Art ist unlängst auf die unregelmäßigen Strahlenbrechungsverhältnisse, wie sie durch das Kommen und Scheiden des die Luft erwärmenden Gestirns hervorgerufen werden, zurückgeführt worden, nämlich die sogenannten Sonnensäulen. Schon aus dem Alterthum berichtet der Geograph Agatharchides, daß die Sonne aus den Fluten des Nothen Meeres nicht immer als rothe Kugel, sondern öfter als senkrechte, oben abgerundete feuerrothe Säule emportauche. Am Anfange unseres Jahrhunderts beobachtete der englische Reisende Valentin dieselbe Erscheinung wieder auf dem Nothen Meere, und am 22. Juni v. J. Durand-Breville dasselbe bei Angers in Frankreich, wobei die feuerrothe Sonnensäule plötzlich verschwand und der hoch über den Horizont erhobenen Sonnenkugel platz machte. Der Genannte gab die sehr ansprechende Erklärung dieser Verlängerung durch eine mit der unregelmäßigen Strahlenbeleuchtung sehr häufig verbundene Luftspiegelung, die diesmal an einer wellenförmig bewegten Lufttrennungsschicht stattfindet. Die Sonnensäule wäre demnach dem verlängerten Bilde einer Flamme oder eines Pfahles im wellenschlagenden Wasserspiegel zu vergleichen, welches sich alsbald verkürzt, wenn das Wasser ruhiger wird. Daher die Verwandlung des Sonnenballes in den Pfahl und umgekehrt. So lassen sich also durch die Berücksichtigung des Wärme-Unterschiedes, welche den Eintritt der Sonnenstrahlen oder das Verschwinden derselben in den einzelnen Schichten der Lufthülle erzeugt, eine Reihe oftmals bewunderter optischer Erscheinungen verstehen, die ohne diese Betrachtung nahezu unverständlich wären.

Aus der trefflichen Halbmonatsschrift „Die Neuzeit“.

### Der amerikanische Geschäftsmann.

Vor kurzem hat ein französischer Schriftsteller (Paul Bourget) von dem amerikanischen Geschäftsmann folgende Skizze entworfen:

Der niedrigste Realismus, durchaus geübt und gewöhnt an eine minutiös genaue Beobachtung aller Vorgänge und zugleich eine Kühnheit, ein Wagemuth der Phantasie, der nie zurückschreckt, der Projecte auf Projecte thürmt, der Unternehmungen von ohnedies enormer Größe zu überbieten sucht, der sich berauscht an Combinationen, die ins Unendliche gehen. Der rohste, unbarmherzigste und unverjöhnliche Individualismus, der Egoismus des Raubthiers, welches zum Unterschied von den wirklichen Raubthieren aufrecht einherschreitet, alles um sich her rücksichtslos vernichtend — und zugleich eine leidenschaftliche Großherzigkeit, eine Generosität sondergleichen, die Millionen

für uneigennütige Zwecke verschwendet und uner schöp fliche Opfer für das gemeinsame Vaterland bringt. Ein Plebejerthum, noch ganz frischen Ursprunges, eine Niedrigkeit in Bezug auf Geburt, Familie und Erziehung, welche anscheinend die immer nur erwerbsmäßig und nie mit Freude betriebene Arbeit nicht zu verbessern vermochte — und zugleich der Aufwand und der Prunk von „grands seigneurs“, ein üppiger Geschmack, das weitere Verständniß für Bequemlichkeit und Luxus, eine natürliche Leichtigkeit in der Handhabung dieser ungeheueren Reichthümer, die erst gestern erworben worden sind; das sind die hauptsächlichsten, widerspruchsvollen Züge, welche eine auch nur oberflächliche Analyse bei der complicierten Figur eines amerikanischen Geschäftsmannes zu entdecken imstande ist.

Betrachten wir ihn genau, den Geschäftsmann von heute, so finden wir, daß er nicht anders ist wie der Colonist von ehemals; nur entwickelter, größer und reicher ist er geworden. Niemals trat das Gesetz der Vererbung so deutlich sichtbar zutage, wie in dieser verfeinerten Ausgabe des Colonisten. Die ganze Seele des Pionniers des ersten Jahres erscheint wieder in den Unternehmungen und Phantasien der Millionäre von heute, und sie lebt ebenso in dem armen Amerikaner, der vom Schicksal besiegt worden ist. Dem Armen wie dem Reichen sitzt sie noch tief und fest in den Knochen und sie bildet den Zusammenhalt, das Gemeinsame in diesem Lande. Diese ganz einzig in der Welt dastehende psychische Identität erhält sich fortwährend, trotz aller gegentheiligen Einflüsse, die danach angethan sind, sie zu zerstören.

Diese Geschäftsleute, die sich damit beschäftigen, eine neue westliche Civilisation aus fremdartigen Elementen zu schauen, construieren sie natürlich nach dem Abbilde des amerikanischen Charakters. Das nationale Empfinden projiciert sich durch diese Leute in Städten und Unternehmungen von einer derartigen Gleichartigkeit, daß die Fremden darüber Klage führen und alle im Tadel einig sind über die gräßliche Eintönigkeit des Landes. Ich weiß nicht, welcher Humorist die Dinge in Amerika mit künstlichen Treibhaus-Erdbeeren verglichen hat, die groß sind wie Aprikosen, roth wie Rosen, herrlich zum Ansehen — und gar keinen Geschmack haben. Alles, was an diesem Epigramm Wahres ist, paßt auf die Geschäftsleute. Indem sie bei Allem, was sie erzeugen, dieselbe Methode der Vielfältigung ins Maß- und Zahllose anwenden, indem sie immer den Arbeiter durch die Kraft der Maschine doppelt zu ersetzen trachten, indem sie regelmäßig und ausnahmslos das individuelle Bedürfnis des einzelnen durch eine plumpe, collective Massenerzeugung zu befriedigen suchen, haben sie thatsächlich alles Pittoreske aus der Atmosphäre ihrer Republik verbannt. Alle diese großen Städte, diese großen Schiffe, diese riesigen Brücken und riesigen Hotels gleichen einander vollständig. Nicht den geringsten künstlerischen Eindruck darf man von ihnen verlangen, sie sind nichts anderes als Documente für die tiefe Kraft des amerikanischen Lebens.

Dieser gemeinsame Zug also, der den Unternehmungen der Geschäftsleute eigen ist, den man sogar in der Eleganz und Cultur der Frauen bemerken kann, den die ganze Welt in ihrem Luxus, in ihrer Unterhaltung und Conversation, den die ganze Stadt Newyork schon beim ersten Anblick zeigt, ist also ein charakteristisches nationales Kennzeichen. Es ist entstanden durch die unausgesetzte und beständige, bis zum Mißbrauch gesteigerte Übung einer einzigen der menschlichen Fähigkeiten: des Willens. Ganz augenscheinlich ist dieser das treibende Element des ganzen Räderwerkes, und ihm ist alles andere untergeordnet. Wenn man einen von den großen Geschäftsleuten betrachtet, nachdem man zuvor seine Thätigkeit studiert hat, so wird man sofort die ganze, meistens robuste Erscheinung wie imprägniert von Willenskraft finden. Mögen sie dreißig, vierzig und fünfzig Jahre alt sein, ihr einziges Ideal bleibt das hardwork, die intensive Arbeit, die sie ebenso von ihren Bediensteten wie von sich

selbst fordern. Man hat mir versichert, daß englische Arbeiter — und diese sind die ausdauerndsten in Europa — Monate brauchen, um sich an die Energie zu gewöhnen, mit welcher in amerikanischen Werkstätten gearbeitet wird. Der Chef selbst ist bereits zu früher Tagesstunde in seinem Bureau, daß er nicht früher als in später Abendstunde verläßt. Meistens nimmt er in dieser Zeit keine andere Erfrischung als zwei Sandwichs oder ein halbes Duzend Austern aus dem nächsten „Bar“. Nach einigen Jahren dieser Arbeit ist seine Constitution, so fest sie auch gewesen sein mag, tief erschüttert. Er muß innehalten. Die Art der Ruhe, welche ihm die Ärzte vorschreiben, kann als Maßstab für die Kraft selbst der ermüdeten Natur gelten. Man schickt ihn auf sechs Monate, auf ein Jahr auf Reisen; die Zeit wird zumeist immer auf der See zugebracht, nur so wird die überanstrengte, halb gebrochene Maschine wieder repariert.

Diejenigen, deren Natur lange den riesenhaften Strapazen Widerstand leistet, müssen über ungeheuere Lebenskraft verfügen. Sie sind Riesen mit gebeugtem Nacken, abgestumpft durch die unzähligen Sitzungen in ihrer „Office“, mit grauen Gesichtern, aus denen man gewissermaßen eine alte Seele lesen kann. Der Gesichtsausdruck verräth eine Intelligenz, die stets so angespannt arbeitet, daß sie sich durch nichts zerstreuen läßt. Und darin liegt die Größe, aber auch die Grenze dieser Civilisation: das intellectuelle Moment beherrscht alles und läßt nichts neben sich aufkommen, kein Leben des Gemüths und kein religiöses Leben. Es verzehrt alles in den Leuten bis zum innersten Mark des Individuums. Manchmal gewinnt es den Anschein, als würde mit der Intelligenz müßig und zwecklos gespielt, so hypertrophiert ist sie. Und das ist der Fehler dieser ganzen Gesellschaft. Immer fühlt man, daß die Amerikaner, wie infolge eines mysteriösen Gesetzes, nichts schaffen können, was von Dauer ist. Die ganze Pracht dieser babelartigen Städte muß durch eine andere Form ersetzt werden. Wie durch eine Vision ahnt man das voraus. Alle diese Maschinen werden ihren Platz anderen einfacheren oder complicierteren abtreten müssen. In zehn Jahren werden alle diese Hotels, durchzogen von tausend Leitungsdrähten, beleuchtet mit elektrischen Flammen, diese Riesenhäuser, in denen unausgesetzt der Fahrstuhl mit rapider Schnelligkeit auf- und abfährt, die mit extravaganter Großartigkeit mobliert sind, unmodern sein — old fashioned, und andere werden sie ersetzen. Und ähnlich wird es mit allen anderen Dingen ergehen.

Ich sehe der Schilderung nichts hinzu als die Frage: Was ist das für ein Leben?!

## Criminalistische Literatur.

Ein Scherz.

In einer heiteren Tischgesellschaft war eines Abends die Rede von verschiedenen Auffassungen und Auslegungen bei literarischen Dingen. Da sagte plötzlich ein Mann, er war Jurist: „Ja, man glaubt nicht, wie viel auf die Auslegung ankommt. Drei Zeilen Geschriebenes von dir, und ich bringe dich in die Bastille, hat schon vor hundert Jahren ein französischer Staatsmann gesagt. Versuchen wir's, meine Herren, nennen Sie mir ein beliebiges Citat aus irgend einem Dichter, Volkslied, Sprichwort, was Sie wollen. Ich will Ihnen zeigen, daß er je nach einem Gesetzparagraphen strafbar ist.“

Die Herren wollten darauf wetten, daß das nicht möglich sei und kamen mit den allerharmlosesten Sprüchen.

„Der liebe Gott zieht durch den Wald“, jagte einer, „darin wird wohl nichts Anstößiges liegen“.

„So!“ antwortete der Jurist, „und das halten Sie für unschuldig? Abgesehen davon, daß der Pantheismus mit der von unserem Staate anerkannten und beschützten Religion nicht im Einklange steht, enthalten die Worte eine positive Gotteslästerung. Es wird in denselben die Allgegenwart Gottes geleugnet. Dadurch, daß gesagt wird, Gott zieht durch den Wald, wird schweigend einbekannt, daß er nicht über das Feld zieht, nicht über die Wiese, übers Meer. Gotteslästerung, strafbar nach § 30 und 31.“

„Die Stunde schlägt keinem Glücklichen!“ declamierte ein anderer.

Der Jurist antwortete: „Uns aber schlägt die Stunde, folglich will der Dichter sagen, daß wir unglücklich sind, daß es unsere Regierung nicht versteht, ihre Staatsbürger glücklich zu machen, daß man eine solche Regierung mit allen Mitteln bekämpfen müsse. Aufreizung gegen die Behörde, strafbar nach § 30 und 31.“

„Wir haben gebaut ein stattliches Haus“, wurde vorgebracht.

„Darin kann“, meinte der Jurist, „Aufwiegelung der Besitzlosen gegen die Besitzenden gefunden werden. Stattliche Häuser bauen, wo so viele Familien in elenden Höhlen wohnen müssen! Der Dichter hüte sich vor solch tendenziösen Darstellungen!“

Nun wurde Uhland citiert:

„Ich bin vom Berg der Hirtentnab,  
Sich' auf die Schlösser all herab . . .“

Der Jurist schmunzelte. „Ich glaube“, sagte er, „die Herren wollen mich ad absurdum führen, daß sie gerade die revolutionärsten Citate bringen. Ein Hirtentnab, der auf die Schlösser herab sieht! Auf Herren und Adel herabsehen! Und auf die Schlösser all', also auch auf das des Landesherrn! Diese Geringschätzung und öffentliche Verhöhnung der Obrigkeit strafbar nach dem § 30 und 31.“

„Fest gemauert in der Erden  
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.“

„Ganz schön“, sagte der Jurist zu diesem Verse. „Da ist in dem Erdboden ein Hohlraum ungedeutet, aber nicht gesagt, daß die Tiefe eine Umzäunung hat. Wenn sie keine Umzäunung hat, so kann nächstlicherweile jemand hineinfallen. Also Fahrlässigkeit gegen die öffentliche Sicherheit, strafbar nach § 30 und 31.“

„O lieb, so lang' du lieben kannst“, declamierte einer in der Gesellschaft.

„Wissen Sie, was Sie hier gesagt haben?“ sprach der Jurist. „Eine unerhörte Anmaßung gegen den König. Jedenfalls liest Seine Majestät das Gedicht. Erstens spricht ihn der Dichter unter Außerachtlassung jeder gebührenden Huldigung mit du an; ferner erdreistet, ich gebrauche das gelinde Wort, erdreistet er sich, dem Könige vorzuschreiben, wie lange er lieben soll, ja, daß er überhaupt lieben soll, wo doch jeder weiß, daß Könige ihre Völker wie Kinder lieben. Wegen Verweigerung schuldiger Ehrfurcht strafbar nach § 30 und 31.“

„Seid umschlungen, Millionen,  
Diesen Kuß der ganzen Welt.“

„Eine Niedertracht“, versetzte nun der Jurist, „die geschlechtlich allerdings schwer faßbar ist. Ein Judaskuß. Denn wer seine Millionen umschlingt, von dem weiß man aus Erfahrung, daß er die Welt nicht aus selbstloser Liebe küßt.“

„Über allen Gipfeln ist Ruh'.“

„Wie?“ fragte der Jurist, „über allen Gipfeln nur? Nicht in der Gesellschaft, ob schon Ruhe die erste Bürgerpflicht ist? Sollte das nicht eine versteckte Aufwiegelung sein?“



„In einem kühlen Grunde,  
Da geht ein Mühlenrad . . .“

wurde declamiert.

„Diese Verse“, jagte der Jurist, „sind verdächtig wegen ihrer scheinbaren Harmlosigkeit. Sie lassen aber bei genauerer Einsicht unschwer durchblicken, was mit dem famosen kühlen Grunde gemeint ist, nämlich, daß unter gegenwärtigem Regime alles zu Grunde geht. Und die verdeckte Hindeutung auf das Rad, so mittelalterlich sie klingen mag, ist wohl zu verstehen und muß als blutig revolutionäre mit § 30 und 31 geahndet werden.“

Nun hatten sie genug, obschon der Jurist sicher in der Lage gewesen wäre, alle Zeilen aller Literatur der Erde vor das Gericht zu bringen. Z.



Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Martin Greif. (Leipzig. V. F. Amelangs Verlag. 1894.)

Am 5. November 1894 fand allüberall, wo Deutsche wohnen, die vierte Säcularfeier von Hans Sachsens Geburt statt. Selbstverständlich trat besonders an die Theater die Aufgabe heran, dieses Fest in würdiger Weise zu begehen; sie hatten ja genügende Auswahl, indem sie entweder Fastnachtspiele des Dichters zur Darstellung brachten, oder das alte, bekannte Schauspiel von Johann Ludwig Deinhardstein, das Festspiel von Rudolf Genée oder endlich das vaterländische Schauspiel von Martin Greif wählten. Das letzte Stück bestand an mehreren Bühnen die Feuerprobe und erwies sich nicht bloß als ein zu einem bestimmten Zwecke abgefaßtes Gelegenheitsstück, das nach erfüllter Aufgabe abgethan ist und für immer in der Theaterbibliothek verschwindet, sondern verspricht ein wirksames Bühnenstück zu bleiben. Das Schauspiel ist eigentlich gar nicht neu; Greif gieng bereits vor dreißig Jahren an diesen Stoff und veröffentlichte das Stück unter seinem Familiennamen (Hermann Frey). Das Werk genügte später dem Dichter nicht, als er einen strengeren kritischen Maßstab an seine Arbeiten legte, er zog es aus dem Buchhandel, um es umzuarbeiten und vor allem mehr bühnenwirksam zu machen. Greifs Schauspiel hat in seinem Inhalte natürlich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Deinhardstein'schen Stücke, weil beide Dichter dieselbe Quelle im „Pfeffrigmagazin“ benützten und an das biographische Material und die überlieferten Charaktere gebunden waren. Wer sich jedoch die Mühe gibt, die Stücke mit einander zu vergleichen, wird finden, daß dieselben in der Durchführung

der Fabel, der Verschürzung, der Charakterzeichnung nur Außerliches gemein haben. Der Inhalt des Greif'schen Stückes ist kurz folgender: Hans Sachs geräth mit seinem Vater, der das Dichten nicht duldet, in Conflict, verläßt — jedoch mit des Vaters Einwilligung — Nürnberg, um sich in der Welt umzusehen, und kehrt erst nach Jahren, da er bereits als Dichter und Meisterfänger hohen Ruhm erworben, in die Vaterstadt zurück. Die Eltern sind mittlerweile gestorben, aber an Birckheimer und seinem alten Lehrer Numenbeck findet er treue Freunde; des Goldschmieds Gulden schönes Töchterchen Röschen, durch Sachsens Dichtungen ergriffen, nährt eine heimliche Neigung für ihn, allein des Dichters Liebe gilt einem armen Mädchen. Sachs erfährt bald von mißgünstigen Neidern und Widersachern offene Feindschaft und ist gezwungen, wieder zum Wanderstabe zu greifen, trifft jedoch mit Kaiser Maximilian, welcher den Dichter hochschätzt, zusammen; dieser führt ihn nach Nürnberg zurück, beschämt die Neider und vereinigt den wackeren Meisterfänger mit seiner geliebten Kunigunde. Röschen schließt mit ihren Träumen ab und reicht als praktische Goldschmiedstochter einem tüchtigen Gesellen ihres Vaters die Hand zum Ehebunde.

Die Fabel ist ungemein einfach aufgebaut, die Schürzung lose, überhaupt das ganze Gewebe sehr durchsichtig, aber das ist hier kein Fehler. Der Dichter hat eben einen einfachen Stoff einfach behandelt, und wenn uns einzelne Szenen in ihrer Simplilität an alte Holzschnitte erinnern, so beweist eben dies, daß der Dichter seine Aufgabe richtig aufgefaßt und durchgeführt hat. Der Stoff hätte gar kein anderes Gewand vertragen. Zu der schlichten Behandlung der Fabel paßt vor-

zöglich die ungesuchte, natürliche Sprache; es sind Knittelverse, aber sie schließen mehr und tiefere Poesie ein, als uns die Dramen der meisten modernen Dichter bieten.

Was mich bei Greiß „Hans Sachs“ am meisten freute, ist die Bestätigung meiner wiederholt ausgesprochenen Behauptung, daß der Dichter eine bedeutende Begabung für das höhere Lustspiel habe. Die komischen Scenen seines Schauspiels hat er mit einer Fülle feinen, prickelnden Humors ausgestattet. Welch köstliche Figuren hat er diesmal geschaffen! Es ist nur eine kleine Rolle, welche dem gelehrten Poeten, Cornelius Stabius, zufällt, aber aus jedem Worte hören wir den düffelhaften, gelehrten Versifiz. Der biedere, etwas derbe kaiserliche Thürsteher Firmian — ein leiblicher Vetter fürwahr! der Markelenderin aus „Wallensteins Lager“ — was hat der Bursch für ein Mundwerk und einen gesunden Mutterwitz! Aber die Krone des Humors gebührt dem edlen Junker Krebsblut von Wirbelrad, dem lüthnen Feigling, dem echten miles gloriosus, wie ihn die alte Komödie zeigt. — Diese Gestalten beweisen uns zur Genüge, welche bedeutende Lustspielkraft sich in dem Talente Greiß verbirgt; es ist ein Schak, den der Dichter, wie es scheint, unbeachtet und unverwendet läßt, und der sich doch, falls er ihn im historischen Lustspiele heben wollte, als heller, klarer Diamant zeigen würde.

Emil Soffé.

**Leutnant Lucullus.** Eine humoristische Dichtung aus dem österreichischen Soldatenleben von Veribert Hülgerth. (Wien 1894. Verlag von L. W. Seidel und Sohn.)

Der Humorist scheint mir unter den Wohlthätern der Menschheit nicht der letzte zu sein, und ein Buch, das dem Grämlichen die Mundwinkel aufwärts zu ziehen vermag, ist fein Geld wert.

Ein solches hat uns Hülgerth, dessen „Järgergulden“ viele Freunde gefunden, diesmal auf den Weihnachtstisch gelegt. Das komische Heldenepos, das in mehreren Capiteln eine Reihe köstlicher Scenen aus dem Militärlieben schildert, ist mit einer erstaunlichen Sprachgewandtheit und blühendem Humor geschrieben, daß es eine Freude ist. Der Verfasser plätschert nur so in den Wellen des Übermuthes, erzählt Selbsterlebtes und malt Gestalten, die wohl jedem Kriegsmanne bekannt sind, aber auch dem privilegiertesten „Staatskrüppel“ den Krieg im Frieden lämpfenswerth erscheinen lassen. Wer da Lust hat, in Lachthränen zu schwelgen, dem sei der „Leutnant Lucullus“ als Genosse aufs beste empfohlen.

F.

**Aus stürmischer Zeit.** Erzählung aus dem Lehrerleben von Karl Reidhart. (Karl Gerstung.) Jena 1893. (Fr. Maukes Verlag.)

Das Buch bringt eine schlichte Erzählung in schlichten Worten. Die Leiden und Freuden eines Lehrers von seiner ersten Anstellung bis zum Endziel der in diesem Stande so knapp bemessenen Laufbahn finden leider nur zu lebenswahre Schilderung und geben im Gesamtbilde den Eindruck, daß der Autor seine eigenen Erlebnisse mittheilt. Obwohl das Buch die Verhältnisse eines Lehrers Deutschlands schildert, so dürfte es doch auch jedem Volksbildner unseres Vaterlandes in so manchem Abschnitt als Spiegel der eigenen Vergangenheit dienen. Im Hinblick darauf, daß in dem Buche nur einfache, ganz alltägliche Verhältnisse geschildert werden, erscheint der Titel „Aus stürmischer Zeit“ völlig unpassend.

Armin.

**Am goldenen Steig.** Culturbild aus dem bayrisch-böhmischen Waldgebirge. Von Maximilian Schmidt.

Eine liebliche, ungemein gemüthvolle Erzählung, die in allen ihren Theilen anmuthet und im Leser die Sehnsucht erwachen läßt, Land und Leute, wo die geschilderten Verhältnisse herrschten und herrschen, selbst kennen zu lernen. Man legt das schön ausgestattete Buch doch unbefriedigt beiseite — warum? Man möchte noch länger geistig verweilen im herrlich geschilderten Waldgebirge bei seinen kernigen, herzensguten Bewohnern!

Armin.

**Katastrophen.** Novellen von Juliana Derh. (Stuttgart. Adol. Bonz & Comp. 1895.)

Man braucht nur die erste dieser Novellen „Der angekündigte Tod“ zu lesen, um sich von einem besonderen Talente zu überzeugen, das uns da entgegen tritt. Ernste und tiefe Auffassung der Menschenseele, Erfindungs- und Gestaltungsgabe, Schilderungsvermögen mit wenigen Worten und Klarheit in der Ausdrucksweise sind Vorzüge, welche dieser jungen Schriftstellerin einen guten Weg prophezeien.

M.

**Eine moderne Ehe.** Roman von A. G. Suttner. (Dresden. E. Pietsch. 1895.)

Zweierlei Vorzüge: Treffliche Charakterzeichnungen und hochherzige Vorurtheillosigkeit, die man in den Kreisen des Verfassers nicht immer zu finden pflegt. Das Buch verdient gelesen zu werden.

M.

**Gebarden der Liebe.** Zwei Novellen von Paul von Schönthan. (Wien. Georg Szelinski. 1895.)

Ein paar Geschichten aus der Gesellschaft, von nichts mehr und nichts weniger handelnd als von Liebe, von jener lauen, abgestandenen, die im Salone vorkommt. Aber fein erzählt. Das Vorwort klärt uns darüber auf, wie der Titel gemeint ist. Und als Titelbild sieht ein

nacktes häßliches Weibsbild mit Schmetterlingsflügeln da auf einem vom Pfeil getroffenen Herzen.

**Von Berlin nach Berlin** von Heinrich Seidel. (Leipzig. U. G. Liebeskind. 1894.)

Der bei uns noch immer nicht genug bekannte Berliner Poet Heinrich Seidel erzählt in diesem Büchlein seine Lebensgeschichte, die zwar nichts Außerordentliches enthält, aber mit so großer Feinsinnigkeit und stellenweise mit so herzigem Humor dargestellt wird, daß man seine Freude daran haben kann. M.

**Wie d' Leut' san und wie s' sein soll'n.** Gedichte in niederösterreichischer Mundart von J. G. Frimberger. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1895.)

Das Vorwort zeigt, daß der Verfasser in der Volksmundart wohl Bescheid weiß. In den Gedichten selbst schlägt ihm manchmal aber der Städter ins Genick. Doch das nimmt man mitunter nicht so genau, wenn nur die Sachen an und für sich den richtigen Gehalt haben. Bei vielen der Gedichte kann man das sagen. Mir gefällt am besten „Da Unnöthi“, wenn ich in der dritten Strophe „g'west“ in „g'wes'n“ und besonders „glest“ in „gles'n“ umändern darf:

Da Unnöthi!<sup>1)</sup>

Am Sunnta,<sup>2)</sup> moan' ih,  
Wird's god a hold's Johr,  
Dass d' g'lost host zu mir,  
Ih war nis wie a Norr!

Und weg'n was,  
Frog' ih dich?  
Wal ih j'früh  
Remma bi!<sup>3)</sup>

A onasmol<sup>4)</sup> wieda,  
Wie ih bei dir g'wes'n,  
Do host gor nit schlecht  
De d'Leut'n mir g'les'n!

Und weg'n was,  
Frog' i dich?  
Wal ih j'spot  
Remma bi!

Parwihana<sup>5)</sup> Sunnta,  
Do hob' ih's schon kennt,  
Da Leut<sup>6)</sup> war da Kiawa,  
Wi' selwa<sup>7)</sup> gleich g'rennt!

Und weg'n was,  
Moanst, Marie?  
Wal ih j'recht<sup>8)</sup>  
Remma bi!

**Hendel-Bibliothek.** Sociale Probleme stehen gegenwärtig im Vordergrund des Interesses. So mag es denn unseren Lesern willkommen sein, wenn wir sie auf die soeben erschienene Übersetzung eines französischen Werkes hinweisen, das eine populäre Darstellung des Entwicklungsganges

<sup>1)</sup> Der Unnöthige. <sup>2)</sup> Sonntag. <sup>3)</sup> bin. <sup>4)</sup> ein andermal. <sup>5)</sup> verwichenen, letzten. <sup>6)</sup> Vorenz. <sup>7)</sup> selbst. <sup>8)</sup> zurecht, zur richtigen Zeit.

des Socialismus bietet und schon durch seinen Autor unser Interesse erregt. Es ist „Der Socialismus der Gegenwart“ von Emile de Laveleye. (Halle a. d. S. Otto Hendel.) — Als weiteres Bändchen Jakob Ahrenberg, **Der Stodjunker.** Eine Erzählung aus Karelien. Der nordische Autor ist ein Meister der Erzählungskunst; er versteht sich auf Psychologie nicht minder, wie auf landschaftliche Schilderungen, und sein Lebensgemälde aus den Kreisen der Holzhändler — das bedeutet Stodjunker — und Holzarbeiter droben in den Karelen wird gewiß manchen Leser fesseln und entzücken. — Den Abschluß der Serie bildet eine neue Ausgabe des Schleiermacher'schen Buches **Zur Darstellung des theologischen Studiums.** Dieses vortreffliche Werk des berühmten Verfassers, das man eine Darstellung der theologischen Wissenschaft in nuce nennen könnte, verdient auch heute noch mit Eifer gelesen zu werden, und seine Aufnahme in die Bibliothek ist gewiß mit Freuden zu begrüßen. V.

**Glaubens- und Sittenlehre zum Inwendiglernen.** Von Eduard Lauterburg. (Zürich. Verlagsmagazin. 1895.)

In einem Büchlein von einem halben hundert Seiten so viel Inhalt! Die meisten Leute reichten damit fürs ganze Leben aus, ohne sonst noch ein religiöses, moralisches oder philosophisches Buch zu benötigen. Wem's ein bißchen Ernst ist mit sich selbst, der lege sich dieses Werkchen bei, ich rathe es ihm. R.

**Moorgarten vor und nach fünfundsanzig Jahren.** Von Dr. Alexander Schlesinger. Mit einem Vorworte von Professor Josef Widner. (Georg Szelinzki. 1895.)

Für Landpfarrer, Lehrer, Gemeindevorsteher besonders zu empfehlen. Das Buch zeigt, wie man aus einer armseligen Ansiedelung ein Musterdorf machen kann. Ist auch recht unterhaltsam zu lesen. M.

**Wie kann durch die Schule dem zur Unflte gewordenen Mißbrauche geistiger Getränke entgegen gewirkt werden?** Preisgekrönte Studie von Victor v. Kraus. (Wien. Graeser.)

Der Verfasser wendet sich in seiner verdienstvollen Schrift, die in sorgfältigster Fassung und einer gemeinverständlichen Sprache geschrieben ist, in erster Linie an unsere Lehrer und Schulaufsichtsorgane, aber auch außerhalb dieser Kreise verdient dieselbe die größte Verbreitung. V.

**Deutscher Kalender für Krain auf das Jahr 1895.** Zugleich Adress- und Auskunfts-buch, herausgegeben von Simon Rieger. Achter Jahrgang. (Laibach. Jg. v. Kleinmayr und Frd. Bamberg.)



Von unserem jetzigen Landes Schulinspector Wilhelm Linhart ist dieses Jahrbuch begründet worden. Ein wahres, mustergiltiges Volksjahrbuch. Dasselbe bezweckt, die Kalenderleser an Aufsätze ernstes Inhaltes zu gewöhnen, sie zum Nachdenken über wichtige Dinge anzuregen. Für lustige Schwänke, wie sie sonst in Kalendern üblich, ist jetzt keine Zeit. Trotzdem bietet der deutsche Kalender Krains auch mancherlei des Unterhaltenden, weil ja die ernstlichen Aufsätze culturellen, wirtschaftlichen, biographischen Inhaltes, dann die Gedichte, die reichhaltige, mit vielen Bildern gezielte Jahresrundschau u. s. w., so schön geschrieben sind, daß sie nebst ihrer lehrreichen Seite auch trefflich unterhalten. Dieses Jahrbuch zeigt, wie würdig und tüchtig die Deutschen Krains ihre Aufgabe behandeln, es wird den Deutschen anderer Länder gut anstehen, wenn sie in diesem Sinne mitarbeiten und was den waderen Kalender anbelangt, denselben verbreiten helfen. Der Reinertrag des Kalenders ist der Errichtung eines Studentenheims in der Stadt Gottschee gewidmet. M.

**Westermanns illustrierte Monatshefte** für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. Neununddreißigster Jahrgang. (Braunschweig. George Westermann.)

Wir leben in der Zeit der Revuen, der Monatschriften. Die Monatschriften spiegeln uns die Vorgänge und Interessen der Gegenwart weit abgeklärter und concentrirter, als die Tageszeitungen, zudem zählen sie die ersten Schriftsteller, wissenschaftliche, wie schöngeistige, zu ihren Mitarbeitern. Solchen Revuen obenan sind und bleiben in Deutschland die „Westermann'schen Monatshefte“. Ein Blick in den laufenden Jahrgang schon zeigt die Fülle des wahrhaft Gediegenen. Ich nenne bloß Artikel wie „Theodor Villroth“ von Adolf Kornfeld, „Bozen und der Rosengarten“ von Hans Hoffmann, „Die Engländer in Indien“ von R. von Engelstedt, „Der Beruf des Arztes“ von Max Dessoir, „Vier Wochen im Königreiche Korea“ von Otto von Ehlers, „Das Moderne in der Musik“ von Oscar Bin. Daneben Novellen ausgezeichneten Erzähler. Wenn man diese Blätter liest, so bleibt man in seiner Zeit und ist mit den wichtigsten ihrer Strömungen vertraut. Die Ausstattung ist die denkbar vornehmste. M.

**Die Modenwelt**, diese beliebteste aller Modenzeitschriften, hat während ihres bald dreißigjährigen Bestehens den Beweis geliefert, daß sie wie keine andere berufen ist, die Führung zu behaupten. Neuerdings wird noch ein Unterhaltungsblatt geboten, das spannende Erzählungen enthält und mit den Rubriken „Aus dem Leserkreise“ dem Publicum Gelegenheit zum Stimmungsaustausch über den

ganzen Kreis weiblicher Interessen gewährt. Das gleichfalls neu eingerichtete Schnittmuster-Magazin liefert den Abonnentinnen kostenlos die Schnittmuster zu jeder in der Modenwelt dargestellten Toilette. V.

#### Büchereinflauf.

**Die Wiedertäufer in Münster.** Trauerspiel von Victor Hardung. (Marus. Verlagsbuchhandlung Vogel. 1895.)

**König Philipps Frauen.** Tragödie von Karl Federn. (Stuttgart. Paul Neff.)

**Reinheit?** Einacter von Rudolf Braune. (Verlag von R. Braune in Hofla Harz.)

**Balthasars Entdeckung.** Lustspiele in drei Aufzügen von Ella Weiß-Morre. (Graz. Leykam. 1895.)

**Sonderlinge.** Der Kurpfuscher. Drei Paar Verlobte. Der kranke Gott. Lustspiele von Philo vom Walde. (Leipzig. Th. Griebens Verlag.)

**Die Großberghofer.** Volksstück in vier Acten von J. Heimfelsen. (E. Mareis, Linz a. d. Donau. 1895.)

**Altmodische Leute.** Novellen und Skizzen von W. Popper. (Dresden. E. Pierjon. 1895.)

**Frau Holdings Herz.** Die Geschichte einer Familie von Margarethe Halm. (Dresden. E. Pierjon. 1895.)

**Der kleine Pastor und andere Novellen** von Fedor von Bobeltik. (Dresden. E. Pierjon. 1895.)

**Mira.** Eine erzählende Dichtung aus den Meraner Bergen von Ella Hruschka. (Dresden. E. Pierjon. 1895.)

**Die schöne Jüdin.** Eine social-psychologische Skizze von Wilhelm Feldmann. Aus dem Polnischen von Silvester Miznerowicz. (Amsterdam. Aug. Diekmann.)

**Die Bühne.** Eine Erzählung aus unseren Tagen für jung und alt von F. Radmacher. (Bielefeld. A. Helmich.)

**Prinzessin Lola.** Erzählung von Luise Jüngst. (Bielefeld. A. Helmich.)

**Hand in Hand.** Kleine Erzählungen für jung und alt von Georg Volk. (Frankfurt a. M. Jäger'sche Verlagshandlung. 1895.)

**Im Banne der Leidenschaft.** Novellen von Dietrich Theden. (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Comp.)

**Volks- und Jugendbibliothek** aus dem Verlage A. Pichlers Witwe und Sohn in Wien:

**Der Almenhof.** Erzählung von E. Czetzlansky.

**Hanna.** Erzählung von J. Mach.

**Die Schahgräber.** Erzählung von Oskar Staudigl.

**Dinicu.** Erzählung von Johannes Wille.



In Nurnbewegter Zeit. Erzählung von F. Czekaneky.

Der Erbrichter von Liebengrund. Von Josef Steigl.

Alpenwanderungen von Johann Sina. Durch Tessin von Heinrich Schulig.

Wunschbuch. Reiche Sammlung von Neujahrs-, Geburtstags-, Namenstags-, Hochzeits- und Jubiläums-Wünsche.

Kleines Wunschbuch. Neujahrs-, Geburts- und Namenstagswünsche.

Evas Sohn. Eine psychologische Novelle von Olga Hallin. (Leipzig. Schaumburg. Fleischers Verlag.)

Der kleine Tiroler, oder die Macht der kindlichen Liebe. Von Dr. Robert Weichenhofer. (Linz. Ebenhöch'sche Buchhandlung. 1895.)

Wie sie fielen. Frauenbilder von Maximilian Schacht. (Zürich. Verlagsmagazin. 1895.)

Emerentiana. Erzählende Dichtung aus Tirols Vergangenheit von Gerhard zu Rainbach. (Troppau. Eduard Jenker. 1895.)

Das Glück. Ein Sang von der Donau, von Franz Wolff. (Leipzig. Oswald Mutze. 1895.)

Michael Görösmartys Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Paul Hoffmann. (Wien. A. Hartleben. 1895.)

Schlichte Lieder. Von Mathias Koch. (Stuttgart. J. B. Metzler. 1893.)

Siederblüten aus Österreich. Original-Compositionen für Pianoforte mit unterlegtem Text in österreichischer Mundart, herausgegeben von Franz Wagner. (Wien. M. Krämer.)

Aus der Chronik des Babenhäusls in Bozen. Herausgegeben von Engelbert Trebo. (Bozen.)

Das neue Vortragsbuch. Eine reiche Auswahl ernstler und heiterer Declamationsstücke. Herausgegeben von L. Kosner. (Wien. A. Hartleben.)

Der dreieinige Gott. Von Dr. med. Karl Hermann Fischer. (Dresden. Bahn & Jaresch. 1894.)

Theosophische Schriften. Fünftes bis zehntes Heft. (Braunschweig. C. A. Schwetsche und Sohn.)

Biographisch-kritische Beiträge zur österreichischen Dialectliteratur von Leopold Hörmann. (Dresden. F. Pierjon. 1895.)

Gut ausgelegt. Neue Geschichten und Gedichte von Leopold Hörmann. (Dresden. Pierjon. 1895.)

Grundzüge der deutschen Poetik. Für den Schul- und Selbstunterricht von Hans Sommer. (Wien. Hermann und Altmann. 1895.)

Socialistische Studien. Von Maximilian Schacht. (Zürich. Verlagsmagazin. 1895.)

Fuchsmühl. Eine Skizze aus dem Rechtsstaat der Gegenwart von Adolf Müller.

## Postkarten des „Heimgarten“.

\* Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden nicht zurückgesendet.

M. M., Berlin: Es wäre wünschenswert, wenn gewisse Schriftstellerinnen ihren Kampf gegen die Männer einstellen wollten. Von einem Siege kann keine Rede sein, weil sie sich ja doch allemal wieder selbst ergeben.

In Hermagor (Kärnten) wurde ein Verein zur Förderung des Fortbildungswesens im Bezirke Hermagor gegründet, welcher die Hebung und Förderung der Volksbildung im politischen Bezirke Hermagor, also im Gail-, Gitsch- und Lessachthale bezweckt.

\* Im Märzheft bei den „Losen Gedanken“ ist aus Versehen der Name des Verfassers, Adolf Frankl, weggeblieben.

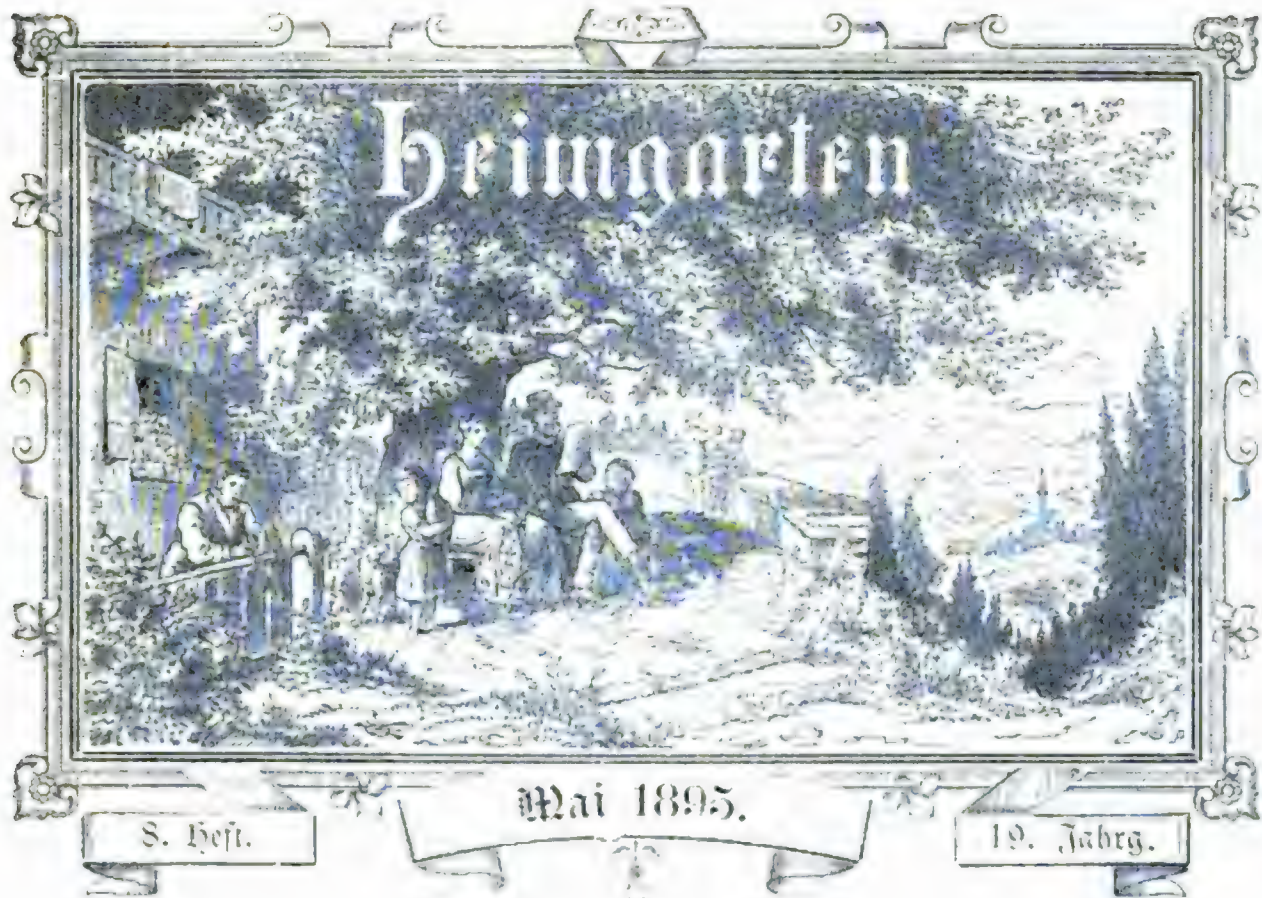
J. S., Wien: Gewinnen, erben! Ganz falsch. Der Besitz eines Menschen muss im Verhältnisse stehen zu seiner Persönlichkeit, sonst pflegt es schief zu gehen. Was einer durch seine persönliche Fähigkeit erwirbt oder

erworben hat, das allein ist ihm angemessen und ersprießlich. Jeder bestche stramm auf das, was ihm zu Lohn gebührt, dann aber gebe er sich zufrieden und richte es so ein, damit auszukommen. „Verdienen“ sagt freilich auch der Börstianer, weil er sich schämt, durch spielen und gewinnen reich zu werden. Er schämt sich nur der Worte, nicht aber der Sache. — Dankend abgelehnt.

J. F., Unterham: Leider so von allen Seiten in Anspruch genommen, dass ich weitere Aufgaben nicht übernehmen kann. R.

F. L., Linz, R. A., Judendorf, A. M., Saibach, J. J., Graz: Eben dasselbe.

Hannover: Umsturzvorlage ist nichts. Die Sache muss radicaler angefasst werden. Absolutistische Regierung, Abschaffung der Eisenbahnen, Telegraphen, Telephone; Presse und Post für das Publicum verboten, nur für Staatszwecke vorbehalten. Solange man sich zu diesen einfachen und unfehlbaren Mitteln nicht entschließen kann, wird keine Ruhe sein.



## Das ewige Licht.

Erzählung nach den Schriften eines Waldpfarrers

von

Peter Rosegger.

(Fortsetzung.)

Im Winter 1886.

So laut und bunt es hergeht im Sommer, uns ist nicht wohl. Doch wenn die reiche, glänzende Welt fortgezogen ist und die Landhäuser leer und frostig dastehen, da sieht man erst, wie arm wir geworden sind. Etliche Bauern, die keine Dienstboten haben, alte Leute, die sich nichts mehr verdienen können, böhmische Hausinspectoren, Bahn- und Fabriksbeamte und eine Menge italienischer und krainischer Arbeiter. Das ist jetzt die Bevölkerung vom Torwaldthale. Aber lustig geht's her, Kartenspielen, Tanzen, Eisschießen, der Lehrer hat auch das Schlittschuhlaufen und Schneerennen eingeführt, wie es die Norweger treiben. Ein Theil der Leute hat reichlich viel Geld für Unterhaltungen, ein anderer Theil hat zu wenig, um sich ordentliche Nahrung zu verschaffen. Seit die Eisenbahn geht, heißt es, könne keine Hungersnoth mehr kommen; bisher hat der



Eisenbahnzug, der täglich zweimal hereinkommt, nicht einen einzigen Sack Korn gebracht für den, der ihn nicht kaufen kann. Und getheilt, wie in den Zeiten des Kimpelschmieds, wird auch nicht mehr. Sonntags gibt's Käufche und Kaufhändel zwischen den Einheimischen und Fremden und die Gendarmen — wir haben deren nicht weniger als acht Mann im Thale — führen fast allwöchentlich einen hinaus zum Bezirksgericht.

Am meisten bekümmert es mich, daß die Einheimischen nicht mehr so fleißig arbeiten wollen als früher. Von den Sommerfrischlern und den sogenannten Curgästen haben sie den Müßiggang gelernt und seitdem sie des Bodens Pächter geworden sind, freut sie die Arbeit als solche nicht mehr; seit sie die Früchte nicht selbst zu genießen, sondern zu verkaufen gedenken, freut sie das Korn als Korn nicht, das Rind als Rind nicht. Geld, Geld, nur Geld ist ihr erstes und ihr letztes, und weil Geld umsonst nicht zu haben, so ist Arbeit ein nothwendiges Übel, und weil Geld im Sack nichts nützt, so wird es ausgegeben. Sparen ist eine Vächerlichkeit geworden.

Im Frühjahr.

Den Steinfranzel könnte der Kornstock heute nicht mehr brauchen zum Helden seiner Oper. Demd wird er zwar immer noch keines haben, aber das Judezen ist ihm auch vergangen. Sein Weib freut sich auf die Primiz ihres Sohnes und spinnt schon an der Leinwand für ein Altartuch. Der Franzel aber weiß mehr, er weiß, daß wir nichts wissen. Seit zwei Jahren nichts vom Lucian und wo er sich aufhält. Der Prälat ist immer noch empört über den Ausreißer und will nichts von ihm hören. Ich weiß nicht was zu machen ist, der Behörde mag ich's nicht anzeigen, er wird ja irgendwo studieren oder schon ein Amt angenommen haben, wozu ihn ausforschen wie einen Landstreicher. Daß er denn gar nichts von sich hören läßt, ist freilich bedenklich. Er scheint es noch nicht an der Zeit zu finden, mir vors Gesicht zu treten mit dem Beweise, daß ich, wie es im Briefe heißt, „meine Güte und Sorge an keinen Unwürdigen verthan habe“. — Seine Schwester leidet sehr um ihn, ich sehe ihr's an, aber sie sagt kein Wort und ich sage auch keines, und so leiden wir still nebeneinander hin.

Ein Knecht vom Fockhose, der seit seiner Militärzeit nicht mehr nach Hause gekommen ist, sondern als Maurer herumregiert in der Welt, soll geschrieben haben, daß er den Steinfranzelsohn, den Lucian, in Brünn gesehen hätte, bei einer Arbeiterversammlung. — Mein Gott, wer weiß wie elendlich sich der arme unerfahrene Mensch fortbringt. Und man kann ihm die Beihilfe nicht zumitteln, die der junge Herr Josef versprochen hat!

Manchmal ist mir, als müßte ich auf und ihn suchen gehen, wie der Hirte ein verlorenes Schäflein sucht. Hier hätte ich wenig zu versäumen.

Mein Gesuch um Übersetzung in einen anderen Sprengel, das ich vor einem Jahre eingereicht habe, ist bis heute, den 30. April 1886, unbeantwortet geblieben. Heute ist die Antwort da in einer Zuschrift vom Consistorium. Das Gesuch wird nicht mit einem Worte erwähnt, und ich hatte es doch in einer amtlichen Eingabe und in einem unterthänigen Privatschreiben an den Bischof hingeschickt; hingegen wird in der heutigen Zuschrift mir nahegelegt, in Sanct Maria eine Volksmission abhalten zu lassen, um die dem Freimaurerthume anheimfallende Bevölkerung wieder in dem Schoße der katholischen Kirche zu befestigen. Was die hochwürdigen Herren nur immer mit ihrem Freimaurerthum haben! — Eine Volksmission! Jesuiten! Diese werden wohl recht sehr die Kirche und ihre Satzungen betonen, hier thäte vor allem ein in feurigen Zungen gehaltener Rückruf der Bevölkerung aus der Verderbtheit und zur alten Sittsamkeit noth. Doch will ich auch dieses Mittel, die Jesuiten, versuchen, damit keine Schuld auf mich fällt. Nur muß es bald sein, bevor die Sommergäste kommen. Diesen nützt man mit keiner Mission, sie aber würden dabei nur Schaden. Ich will heute noch schreiben.

Ende Mai.

Die heilige Mission ist vorüber. Einen hat sie bekehrt, einen getödtet, von den übrigen läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen. Will das Beste hoffen.

Den sie bekehrt hat, der bin ich. Im Gegensatz zu dem Eifer dieser ehrwürdigen Väter habe ich erst gesehen, wie lau ich bin, wie weich und nachgiebig. Das Himmelreich leidet Gewalt, das hatte ich immer fast so verstanden, als wäre das Himmelreich der leidende, der Gewalt duldende Theil, während es aber zu verstehen ist, als das Himmelreich verlangt Gewalt; nur mit Gewalt, mit heiligem Eifer und nimmermüdem Reigen kann es erlangt werden. Die Liebe allein thut's nicht in der Seelsorge, es muß auch der Zorn da sein, wenn es nöthig ist. Mit dem Verdammten haben die Väter mehr ausgerichtet, als ich mit dem Segnen. Freilich hat es ein Opfer gekostet, auf die übrigen jedoch hat es sichtlich wohlthätig gewirkt.

Am Samstag vor Jud. sind sie gekommen, mit dem Eisenbahnzuge, was einigen Eintrag zu machen schien, wenigstens konnte man hören: „den Antichrist wollen sie verjagen und kommen mit dem Drachen!“ Am Sonntag aber, mit der Perikope vom guten Hirten, hat der erste Prediger kräftig eingesetzt und die Zuhörer, wovon der größte Theil aus Neugierde gekommen war, bald gewonnen. Denen, die sich bekehren lassen würden, wurde gleich anfangs vollkommener Ablass versprochen, der durch des Erlösers Verdienste alle Sünden lösch. Das hat ihnen bald gefallen. Dann Tag für Tag drei Predigten mit Beicht hören und Fußübungen.



Die Kirche war zumeist überfüllt, aber einen windigen Schichtenschreiber vom Gewerke hörte ich im Vorübergehen sagen: „Weil wir jetzt vor der Saison ohnehin kein anderes Theater haben, so geht man halt zu den Missionspredigten.“ Nur bei dem guten alten Pater Dominicus blieb die Kirche gewöhnlich halb leer, was dem Prediger kein geringes Herzleid verursachte. Er vermeinte nicht in der Gnade zu sein, weil auf seinen Ruf die verirrtten Schäflein nicht kommen wollten, und er betete um Erleuchtung und den Beistand des heiligen Geistes. Mich aber will's bedünken, nicht sosehr die Gnade als vielmehr die Stimme fehlt dem frommen Pater. Nicht das Wetterleuchten allein, auch das Donnern gehört dazu, wenn der Regen des Wortes Gottes die Herzen befruchten soll. Die beiden anderen Brüder haben Stimmen und eine wunderbare Gabe zu sprechen. Hätte ich anstatt schreiben, sprechen gelernt! Die teuflische Abscheulichkeit der Sünde und die Höllestrafen in blendendsten Farben, das hat doch gepackt. Dann die Kennzeichnung des Antichrist, der überall schon sei, „kein Haus in diesem Thale, an dessen Thor er nicht sein Merkmal geschrieben. Und die Bewohner dieser mit Prunk und Pracht, mit Hoffart und Klüßiggang, mit Geldgier und Scheelsucht, mit Unzucht und Völlerei gezeichneten Häuser sind bestimmt für das höllische Feuer!“ — Und wenn sich in der Kirche dann die Mysterien entfalteten in ihrem heiligen Schauer und dazwischen hörte man vom Thale her das Pfeifen der Dampfmaschine, da wußte man nicht mehr, wie einem geschah. Und wie die ehrwürdigen Väter auf dem Kirchhofe das Requiem sangen zum Troste derer, die in den Gräbern ruhen, und ich daran dachte, wie unterhalb dieser Gräber in des Berges Tiefe geldgierige Büchel Erz graben Tag und Nacht — da gieng's mir im Kopfe um, als müßte ich wahnsinnig werden.

Eines Abends spät, als die Andächtigen sich verzogen hatten und die Weihglocke ihren feierlichen, klagenden Ton hinausklängen ließ in die dunkle Nacht, stand ich noch mit dem Pater Chrysostomus an der Kirchhofsmauer. Im Kirchenfenster flackerte der rothe Schein des ewigen Lichtes, unten im Thale steigen aus den Eßsen des neuen großen Eisenwerkes Funfengarben hoch in die Luft, von der hohen Mauh herab aus weiter Ferne glühte die Bergspitze, genannt das Lichtel. Da sagte ich zum Pater: „Drei Lichter sehen wir leuchten, das des heiligen Glaubens, das der gewinnsüchtigen Arbeit und das der Natur. Welches wird am längsten brennen?“

Der Pater schaut wie traumversunken hinaus und murmelt: „Das höllische Feuer wird am längsten brennen.“ Dann zuckt er wie erwachend auf und fragt: „Haben Sie etwas gesagt, Herr Pfarrer?“

„Es ist eine unheimliche Zeit“, sage ich.

„Solange wir Eisen haben, ist Rußland nicht zu fürchten“, versetzte mein Pater in behaglichem Gesprächstone. „Und es soll ganz vor-

zügliches Erz sein, das Herr von Guldner hier gewinnt. Mit dem Erze, Gott sei Dank, sind und bleiben wir den Engländern über. Haben Sie gelesen? Um fünfundzwanzig Procent führen wir mehr Eisen aus, als England."

Und das — das war derselbe ehrwürdige Vater, der eine Stunde vorher so zornlodernd gegen die moderne Cultur gewettert hatte? — Ganz verwirrt bin ich am selben Abend in meine Stube gegangen und habe mich gewundert darüber, wie einfältig ein Mensch werden kann, wenn er eils Jahre Pfarrer ist zu Sanct Maria im Torwald.

Ob bei den Leuten Erleuchtung und Bußfertigkeit auch nur so lange vorhält, als sie in der Kirchendämmerung knien und nicht von der freien Luft angeweht werden? Meint es am Ende auch der Kolf so, der aus seiner freien Waldluft gar nicht herabgekommen ist? Beim krumpen Christel war's allerdings anders.

Bei den ersten Predigten hat der Alte fast gewiebert vor Vergnügen, daß endlich Apostel gekommen sind, die dem sündhaften Volke die Hölle so heiß machen, als es recht ist. Fortwährend sah man ihn mit dem Haupte nicken und sogar seine Lippen bewegten sich unwillkürlich mit, wenn der Prediger die schrecklichen Worte der Verdammung sprach. Vom frühen Morgen bis zum Abende blieb er in der Kirche, fastete und betete und horchte, und schleifte an den Wänden umher, die heiligen Bilder zu küssen und zu streicheln. Jeden Tag gieng er zur Beichte und zur Communion und wenn er dann in der Abenddämmerung herabsiffelte vom Berge und die Hunde des Dorfes ihn umkeiften, rief er laut und im Predigertone einzelne Sätze, wie er sie von der Kanzel gehört, vor sich hin. Dann kam die zweite Woche und in derselben hielt Vater Chrysostomus eine Predigt vom Pharisäer und Böllner, über die Heuchler und Scheinheiligen, und das gieng noch fast wilder her, als über andere Sünder, weil der Scheinheilige ein falsches Licht ist, das Licht des Antichrist, welches andere betrügt und den Träger blendet, also daß er das wahre Licht niemals suchen und finden kann, weil er ja glaubt, er habe es schon; und weil der gerechte Gott keinen, und wäre es der größte Mörder, so ganz verläßt, als den, der ihn belügt.

Am Abende nach dieser Predigt soll der Christel nicht mehr zur Beichte gegangen sein, als ob er verzage an seiner Fähigkeit, bußfertig zu sein und die eigenen Sünden zu beichten. In der darauffolgenden Nacht ist er nicht in seine Kammer gekommen, die er seit der Fehde mit dem Karl im Nochrupphäusel bewohnt. Am nächsten Tage war er nicht in der Kirche und da fiel es den Leuten auf, daß seit frühem Morgen oben am Waldhange immer die Hunde bellten. Und dann haben sie ihn gefunden. — Mit seinem eigenen Hosenbände . . . .

Ob schon der ehrwürdige Vater gepredigt hat, der Selbstmörder sei als Sünder gegen den heiligen Geist auf ewig verloren, habe ich doch den alten Christel auf dem Kirchhofe begraben. Am Tage des Gerichtes wird sie der Herrgott schon auseinandersuchen lassen.

Einige Erwartungen hegte ich des Karls wegen. Die Predigt des Vaters Johannes über Glaube, Gott und Unsterblichkeit war über die Massen erschütternd und überzeugend. Ich beobachtete den Messner. Vollkommene Gelassenheit, als ob es ihn gar nichts angienge. Er schaute von seinem Pulte aus nur manchmal umher, ob die Lichter nicht zu Schaden tropften, die während der Predigt gebrannt haben.

Die Regina hat sich seit einer Grippe im Winter noch nicht ganz erholt, ist aber doch ein paarmal in der Kirche gewesen. Die ehrwürdigen Väter, meinte sie, hätten ihr bis ins Herz hinein erbarmt, daß sie so schreien müssen und richten doch nichts aus. Der Rupert sagt, das wäre alles recht schön, wenn sie nur auch ein wenig vom lieben Vieh gepredigt hätten. Wenn man einmal zuschaut, wie bei den Steinfuhrwerken die Köpfer geschunden werden, da wisse man doch gleich, welcher der kürzeste Weg in die Hölle ist. Davon hätten sie predigen sollen.

Gestern früh, wie die Ottilie an der Zimmerthür steht und meinen hahenhaaren Hut ausbürstet, sagt sie wie so nebenhin: „Jetzt weiß ich schon, warum es mit meinem Bruder Lucian so hat kommen müssen.“

Ich frage, was sie da meine, sie gibt zuerst keine Antwort, dann hebt sie zu schluchzen an.

Ich eile hin: „Was ist dir, Kind?“

Nach einer Weile gesteht sie's: „Meiner Sünden wegen hat er die Gnade nicht haben können.“

„Ottilie, welche Gedanken! Was hast du denn für große Sünden?“

„So große Sünden, Herr Pfarrer“, weint sie und birgt ihr Gesicht in meine Rockfalten, als ob sie da Zuflucht suchte. Ich denke, sie hat ein Anliegen, bringe aber nichts aus ihr heraus, sie schluchzt nur immer, das könne sie nicht sagen, so sündig, so sündig! — Zu Tode bin ich erschrocken, sie versteht mich aber und sagt lachend, da ihre Augen doch voll Wasser sind: „Nein, das nicht, Herr Pfarrer, das nicht!“

Dann ist alles gut. Die Mission hat das arme Wesen aufgeregt. So ist es immer, die Schuldlosen trifft es ins Herz, und andere — lachen.

Als heute die ehrwürdigen Väter abgereist sind, milde und demüthig nach allen Seiten grüßend, da haben zwar manche geweint, manche aber auch gelacht. Einen Frechling vom Eisenwerk hörte ich sagen: „Hei, jetzt ist die Himmelsthür siebenfach vernagelt, jetzt steigen wir beim Fenster ein — zum Madel.“

Am 7. Juni.

Das Weib des Steinhanfel war gestern bei mir. Sie that, als hätte sie etwas mit mir zu sprechen und wußte nichts Rechtes. Wie es doch schön gewesen sei, jetzt in der Kirche, gottsunmöglich schön! Wie sie ihre Buben gar nicht ins Thal herauslassen wolle; sie möchten gern in die Holzjäge oder gar zu der Eisenbahn, anstatt dessen müssen sie auf die Almnen zum Vieh. Und die Ottilie sei doch auch allerweil brav? — Ich konnte sie beruhigen. Dann zog sie so herum und meinte, der Lucian, der müsse es jetzt gewiß wohl recht strenge haben in der Studie, weil er so ganz still geworden sei. Sie habe es ja immer gehört, das Geistlichstudieren sei so viel hart, und daß sich einer von seinen Eltern und allem losfagen muß, wenn er geistliche Weib annimmt. „In Gottesnamen, wenn er seinen Stand nur gut mag halten, und daß wir den Ehrentag mögen erleben!“

Arme Mutter, welche Enttäuschung steht dir bevor! Soll ich sie vorbereiten? Soll ich sie in ihrem Wahne noch eine Zeitlang glücklich sein lassen? — Es ist doch eine traurige Welt, wo das Glück nur im Wahne liegt und das Wissen elend macht! Es ist im kleinen so und im großen. — Ich habe der guten Person manches gesagt, was ich nicht weiß, und das was ich weiß, habe ich ihr verschwiegen. Ich denke, es wird so recht gewesen sein, denn sie ist froh von hinnen gegangen.

Meine Haushälterin hört manchmal in den Nächten unsere Ottilie schluchzen. So habe ich heute das Kind gefragt, ob es doch ein Anliegen hätte. Zuerst will sie wieder nicht heraus, endlich bekennt sie mir mit einer sonderbaren Erregung, daß sie eine schlechte Person sei. Im Schlafe zankte sie mit ihren Eltern und beschimpfte die Mutter und einmal habe sie ihr einen solchen Schlag versetzt, daß die Mutter an die Wand hingefallen und dort liegen geblieben sei. Darauf wäre sie, die Ottilie, erwacht und habe ein Herzleid gehabt, das gar nicht zu sagen. Einem guten Kinde könne so was nicht einmal träumen und sie müsse ganz grundverdorben sein, und das mache ihr so angst und bang.

Ich habe sie getröstet und ihr den Rath gegeben, jedesmal vor dem Einschlafen ein recht liebeiches Vaterunser für ihre Eltern zu beten, dann werde die Anfechtung nicht kommen. — Was man im Traum alles erleben kann, davon weiß auch ich. Es ist noch keine drei Wochen her, da bin ich, der alte Pfarrer Wolfgang, ein neapolitanischer Soldat gewesen mit weiten blauen Hosen und einem blutrothen Lendengurt, in welchem Dolche und Pistolen stecken und daneben raffelt ein langer Säbel. Eine rothe Mütze mit langen Federn, ein spizes, durch Harz gesteiftes Schnurrbartlein und alles was dazu gehört. Auf einem schwefelgelben Tuch bin ich gesessen und habe fluchend mit Kameraden gewürfelt um ein braunes Mädel! Nun, Traum ist Traum, was weiter. Das Merkwürdige ist nur, daß



ich nach dem Erwachen ganz unglücklich war darüber, nicht der neapolitanische Krieger zu sein, daß es mir um die rothe Mütze leid that, um den Dolch, um das Bubenbärtel, um das braune Mädel, lauter Dinge, nach denen ich mein Lebtag nie ein Verlangen getragen. Es vergieng ein gutes Weilchen, bis ich mich in wachem Zustande fassen und trösten konnte und damals habe ich mir gesagt: Schau, Wolfgang, so stecken in dir halt doch auch noch andere Leute! Wer weiß, was für Gesellen! Denn so groß war die Glücksempfindung gewesen über den flotten Soldaten, der ich war, daß ganz gewiß etwas dergleichen in meiner Natur sein muß. Und da fiel es mir ein: Vielleicht ist doch in jedem einzelnen die ganze Menschheit eingeschachtelt mit allen ihren Lächerlichkeiten und Lastern auch. . . . .

Immer hübsch demüthig sein, Herr Pfarrer!

Am 10. Juni.

Heute, wie ich an dem Neubau des Armenhauses vorüber gehe, steht dort der Ritter, der alte Herr. Er ist gestern angekommen, schreit herrlich mit den Leuten um und ärgert sich über seinen Sohn, der alles Krümme gerade sein lasse und die Arbeiter sozusagen wie Menschen behandle, da sie im Grunde nur Thiere seien, und das höchst gefährliche dazu. Dem Gefindel müsse man den Herrn zeigen. „Gibt man erst in Wenigem nach, dann werden sie noch frecher und verlangen alles. Human sein! Recht schön, und aufgefressen werden! Den Josef werden sie auch auffressen.“ In diesem Selbstgespräch unterbricht er sich, indem er einen Burichen anschnauzt, der in seiner Kränze zu wenig Ziegeln aufgeladen hatte. „Faulpelze, ihr!“ rief er, „schreien sie immer von einem Versorgungshaus, und wenn man sie zum Bau eines solchen stellt, wollen sie nicht arbeiten. Oder sagt ihr auch jetzt, daß man sich mit euerem Schweiß bereichern will?“

„Schwizen thun wir freilich, Euer Gnaden“, antwortete der Buriche „aber es wird doch nur ein Armenhaus.“

Das war genug, auf der Stelle befahl der Ritter dem Ziegelträger, abzutreten und sich in der Kanzlei seinen Lohn zu holen.

In solchem Ärger war es, als der Herr meiner gewahr wurde und auf mich zugienng. Mit den schwerberingten Fingern drückte er mir so fest die Hand, daß es wehe that, und überaus artig fragte er, wie ich den Winter überstanden hätte. Von der Mission, die ihm nicht recht gewesen war, jagte er kein Wort. Hingegen zog er ein Zeitungsblatt aus der Tasche: „Das wird Sie interessieren, Hochwürden, ich habe es ganz zufällig gelesen. Sie kennen ja den Lucian Stelzenbacher?“

„Gott, freilich, das ist ja der —“

„Ausgesprungene Theologe. Ich weiß von ihm. Da lesen Sie.“

Und stand im Blatte zu lesen, daß bei dem Arbeiterstreike in Wien ein gewisser Lucian Stelzenbacher eine Brandrede gegen das Capital gehalten, vom Polizeicommissär zweimal unterbrochen worden war, und daß dieses Vexers wegen die Versammlung auch aufgelöst wurde.

„Ach, das ist ein anderer!“ rief ich, „der Lucian wird socialdemokratische Brandreden halten! Das gutmüthige Bürschchen!“

„Bitte nur weiter zu lesen“, sagt der Ritter.

— Stelzenbacher, ein blutjunger Mensch, soll ein entlaufener Seminarist sein und sich in socialdemokratischen und anarchistischen Kreisen des Auslandes, besonders in der Schweiz, herumgetrieben haben. Da er ein gewisses agitatorisches Talent zu haben scheint, so wäre es doppelt zu wünschen, wenn die Polizei dem Treiben dieses famosen Frächtels ehe- möglichst ein Ziel setzen würde.“

Ich habe ihm das Zeitungsblatt zurückgegeben und bin meines Weges gegangen. — So ein Wisch muß voll werden jeden Tag, und da heißt's nachher Unwahrheiten hineindrucken. — Wenn es nur nicht so grausam stimmen möchte.

Die Regina daheim machte mir diesmal das Herz nicht leichter. Erstens glaubte sie die Neugier auf's Wort, und zweitens schlug sie die Hände zusammen über den Socialdemokraten. „Der nichts arbeiten will, hingegen das Pöbelvolk mit allen Werkzeugen bewaffnen und sie anführen zum Plündern wo sie was finden, und zum Leuterschlagen, wo einer was hat! Nachher zum Vertheilen unter die Bande. Und so einer ist der Lucian geworden!“

„Um des Himmels willen, nur dem Mädel nichts stecken!“

„Die werden sich freuen bei seiner Primiz! Das wird eine werden wie dem Peter Heißel seine!“

„Regina, du bist heute hart!“

„Weil schon überall der böse Feind dabei sein muß, heutzutage!“ rief die Regina in vollem Unmuth. „Und der Herr Pfarrer kränkt sich nachher, und anstatt daß der Herr Pfarrer für seine Gutheit Freude thät' erleben, hat er nur Verdruß und wird mir gar zuletzt noch krank. Schlecht und hartherzig muß der Mensch sein, ein schlechter Mensch hat's am allerbesten.“

„Na, na, Regina, erst müßte sie ihre Lehre selber befolgen.“

„Ist der Herr Pfarrer doch zufrieden mit mir?“ damit brach sie in ein lautes Heulen aus. Weshalb, das weiß ich nicht genau. Auch die Regina ist aufgereggt und der Seelenfrieden schwindet überall. — Hart- herzig sein muß der Mensch! lautet das neue Evangelium dieser treuen, guten Person.

Am 11. Juni.

Auf meinen einstmaligen Lieblingsplatz drüben bei den fünf Ahornen habe ich längst verzichten müssen. Man findet ihn nicht wieder und wo die Bäume gestanden, da ist jetzt ein ungeheurerer rother Schutthaufen, Eingeweide, das man dem Berge entrissen. Ich wende mein Auge am liebsten ab.

Heute, heimkehrend von einem Krankenbesuch in der Schattleitn, mußte ich doch wieder einmal vorübergehen. Kein grüner Halm weit und breit, von Fuhrwerken, Erzhunden und Bergknappen wimmelt es, der Boden überall durchwühlt, der Kirchenriegel an sechs oder sieben Seiten abgegraben und überall finstere Löcher hinein. Die Stollenlängen im Berge sollen schon tausende von Metern betragen, sagte mir ein Borarbeiter, dann die Schächte in die Tiefe, in die Höhe, nach allen Richtungen hin. Der Berg soll durchwegs aus Spateisenstein bestehen, die Waggonz gehen hinaus mit Erz, und zurück mit Roheisen. Die neuen Hochofen draußen in Sanct Johann reichen nicht mehr aus, es wird auch hier einer gebaut und dann das Eisenwerk vergrößert.

Wie ich noch so dastehe, klopft von hinten der Ritter mit dem goldenen Knäufe seines Stockes mir auf die Achsel: „Na, Pfarrer, Ihr wundert Euch, wie? Das macht sich, nicht wahr?“ Er deutete auf den vollen Betrieb der Erzgewinnung.

Nun kommt mir etwas auf die Zunge, was mir schon lange Angst gemacht hat. „Ich bitte Euch, Herr, saget mir nur das eine. Für die Kirche da oben — ist keine Gefahr?“

„Eiwo!“ lacht er auf.

„Der Berg wird arg ausgehöhlt. Ich kann des Nachts oft stundenlang nicht schlafen, wenn ich daran denke.“

„Dieser Berg, mein lieber Herr Pfarrer, wird wohl noch ein bißchen mehr tragen können als Euer Kirchlein. Selbst wenn er zu zwei Dritttheilen unterminiert wäre, was er nicht ist und nie wird, so wollte ich noch den Mailänderdom hinaufstellen und die eiserne Weltausstellungsrotunde zu Wien als Sturz darüber. Der Berg setzt sich nicht einen Zoll.“

„Lasse es wohl gelten, unsereiner versteht das nicht so, man kommt nur manchmal auf allerlei Gedanken. Recht guten Abend!“ — Denn allemal bin ich froh, von ihm loszukommen, was eine Undankbarkeit ist, denn mir will er wohl, und für die Kirche hat er schon recht viel gethan.

Unterwegs habe ich auch bemerkt, daß heuer mehrere Sommerhäuser leer stehen und auf vielen Thüren der Miete-Feilschzettel klebt. Man hört, den Herrschaften gefalle es nicht mehr recht hier, seit die große Arbeiterchaft vorhanden ist und so viel Rauch und Staub in der Luft, daß es immer wie ein dünner blauer Nebel liegt über dem ganzen Thale. Das beste was wir gehabt haben, die gute Luft, ist also

auch hin. „Und die Ruhe ist hin“, wie der Dichter sagt, es pocht und schnarrt und schrillt und pfeift und dröhnt immerfort — es ist eben „der saufende Webstuhl der Zeit“. Unsere Leute aber dürften der Meinung sein, es wäre ihnen der beständige Sonntag der Sommerfrischler und Curgäste mit täglicher Blasmusik doch lieber, als der ewige Werktag der fremden, rohen, schmutzigen und diebischen Arbeiter. Nur das Touristenwesen nimmt von Jahr zu Jahr zu, besonders seit in unserem Hochgebirge so viele Bergsteiger abstürzen oder erfrieren. „Ist gut“, sagt der Ritter, „jedes Geschäft braucht seine Reclame!“

Am 15. Juni.

Heute haben sie unten in der Au beim Gisingfluß die Johanna Schindlacher gefunden. Zuerst hielt man sie für todt, in einer so schweren Ohnmacht lag sie. Man weiß nicht recht, was ihr widerfahren ist, schläft sie nicht, so weint sie und sagt nichts. Ihrem Benehmen nach ist sogar die Vermuthung aufgetaucht, als hätte sie ins Wasser gehen wollen. Das wäre nicht zu glauben. Sonst ein so gescheites, frommes Mädel. Eine Stambachertochter zu Oberschuttbach, immer lustig gewesen und hätte im vorigen Winter heiraten sollen auf ein gutes Haus in Sanct Johann. Seit einem halben Jahr, sagen die Leute, wäre sie ganz anders gewesen, schwermüthig und verloren, und auffallend war es, daß sie leutscheu wurde, ein blaßes Aussehen hatte und selbst an warmen Tagen nicht genug Kleider anziehen konnte. Das Wasser, soll sie gesagt haben, wäre für sie das beste.

Ich bin gleich zu ihr hinaufgegangen. Als sie meiner ansichtig wird, hebt sie bitterlich zu weinen an, dann versichert sie, ihr Lebenlang alles thun zu wollen, was die Gebote Gottes vorschreiben. „Aber Kind!“ rufe ich aus, „das weiß ich ja von dir, jetzt handelt es sich nur darum, daß du gesund wirst.“

Sie sagt, sie wäre es, habe nur schwere Tage gehabt und es sei alles gut.

Ich wollte sie nicht weiter aufregen und gehe nächstens wieder zu ihr. Sollte es etwa auch von der Mission kommen, so müßte man ihr Frieden zusprechen.

Am 16. Juni.

Da der Kolf während der Mission nicht zu sehen war, und zu den Pfingstfeiertagen nicht, so bin ich gestern hinaufgegangen in den Dreibrunnwald. Jetzt muß man schon fast sagen: Dreibrunnschlag, und die Holzleute werden bald ihr Zelt hier abbrehen müssen. Der Kolf wohnt noch in der großen Hütte an der Schlucht, wo ich ihn schon einmal besucht habe vor Jahren. Nur ist er jetzt nicht mehr unter den übrigen Knechten in den großen Räumen, sondern hat oben unter dem Dache



seine eigene Kammer. Der soll's heute von mir hören! Umsonst steige ich nicht herauf und umsonst habe ich mir's nicht vorgenommen, strenge wie die ehrwürdigen Väter zu sein! — „Das ist halt ein B'sunderer, der Kolf“, sagte mir einer der Holzleute. Bei der Arbeit zwar mache er's wie die anderen, sei fleißig, ansichsam und kameradschaftlich, aber wenn Feierabend komme und die Abfütterung vorüber, da sei er nicht mehr zu sehen. Da gehe er allein herum oder sitze in seiner Kammer. Lesen und spintisieren. Wer gerne möge, mit dem plaudere er auch ein's über seinen Glauben, er habe extra einen, ganz für sich allein. Aber aufdringlich sei er gar nicht und man möge ihm nicht feind sein. Er sei alleweil verträglich, immer bereit, für andere in der Arbeit einzuspringen, aber haben thue er schier gar nichts als sein Gewand und sein Werkzeug. Habe er einmal etwas und ein Kamerad sagt: Das gefällt mir: So behalt dir's! heißt's. Nur die Dachkammer hat er sich erbeten und dafür leistet er den Wasserträgerdienst. Er könnte sich die Jahre her schon ein hübsches Sacherl erspart haben, wenn er nicht so wäre. Wehren thue er sich gegen niemanden, als gegen den Wolf; das wilde Thier sei zwar auch Gottesgeschöpf, habe aber nicht so viel Recht auf dieser Welt, als der Mensch, weil es nur das Fressen kenne. Und gegen den Wolf habe der Kolf sogar einen Kugelstutzen. Aber beim Raufen mit anderen Burschen wäre er kein guter Kamerad, da gehe er seithin wie die Weiber und meine, das Raufen sei grob Sünde. „Lieber Gott!“ schloß der Holz knecht seinen Bericht, „wenn der Mensch alles wollt' sein lassen, was Sünd' ist, da möcht' einer keine Freud' haben mit der Welt, und ich denk', unser Herrgott auch nicht mit unsereinem. Und der Herr Pfarrer will auch leben, gelt! Nichts für ungut, wir sind halt grobe Holzleut', wir.“

Gar so schlecht scheint es ihm doch nicht zu bekommen, dem Kolf. An Bewegung und Lust hat er wohl keinen Mangel und am Essen läßt er sich sicherlich nichts abgehen. Daher die runden rothen Wangen und das himmelklare Auge.

„Nun, Kolfel, du treibst es schön!“ so fahre ich gleich mit der Thür ins Haus. „Wir haben die Gnadenzeit in der Pfarrkirche, und du lässest dich nicht sehen. Es sind die Pfingsten, alles kommt hervor aus den Gräben und Wäldern, nur mein Kolf bleibt verkrochen, wie einer, der aus schlechtem Gewissen sich nicht unter die Leute getraut. Ist das nicht eine Schande! Was möchte doch dein Vater dazu sagen? Da hätte der Herrgott dich auch als Waldhasen erschaffen können und nicht als sein Ebenbild, wenn du die Gebote Gottes nicht befolgen willst! Und wird es dir noch so ergehen wie dem Herodes, den in der Wildnis gottlose Gedanken und Ungezieser verzehrt haben. Das aber dulde ich nicht, denn ich bin dein Seelsorger! Jetzt gleich nimmst Kock und Hut und gehst mit mir hinab! Denn wie lange bist du wohl schon bei keinem Beicht-

stuhl gekniet, mein lieber Kolf! Willst denn du mit allem Vorjah noch schlechter sein als die Juden und die Heiden, die doch bisweilen in die Kirche kommen? Willst du unter allen Böcken der rändigste Bock sein? Kimpelschmieds Sohn, der einen so ehrenwerten Vater gehabt hat? Unchrist du! Marsch, pack' zusamm'!"

So habe ich meinen ganzen Feuerbrand auf ihn geworfen und bei mir gedacht: Endlich findest du zu dieser Hake den rechten Stiel. Der Kolf läßt mich ausreden, bleibt auf seiner Truhe sitzen wie er sitzt und hebt dann sehr gelassen an zu sprechen:

„Meinen Eltern mache ich keine Schande, weil ich redlich arbeite und niemandem was Böses thue. In der Einsamkeit bleibe ich, weil auch die ersten Christen als Einsiedler gelebt haben, wie Ihr selbst es oft als hochverdienstliches Werk ausgelegt habet. Die ersten Christen sind auch ohne Missionen und Beichten selig geworden, viele sogar heilig. In Eueren eigenen Büchern steht es zu lesen. Die gottlosen Gedanken verzehren mich nicht, weil ich trachte, Gott vor Augen zu haben und was die Reinlichkeit angeht, kann es jeder sehen, daß ich sorge. Zu den Missionspriestern bin ich nicht hinabgegangen, weil ich (er weist auf ein Buch am Fensterbrett) heroben die Apostel habe. Mein Gewissen ist nicht so schlecht, daß ich mich im Walde fürchten müßte und wenn's mich verlangt nach der Beichte, so werde ich schon hinabkommen. Gott hat mich als sein Ebenbild erschaffen, nicht damit ich die Kirchensachen mitmache, sondern damit ich seine Gebote befolge. Sündig bin ich freilich, aber weil es mein Bestreben ist, hier nach dem Willen Gottes zu leben, so befiehlt er mir nicht, daß ich mich wie ein verlorenes Schaf von Euch hinabtreiben lasse, und ich gehe nicht.“

Mit sanften Augen schaut er mich an, ohne Erregung und Bitterkeit hat er's gesagt. Ein Blick in seine Stube überzeugte mich von großer Ordnung und ein Nähekorb mit frischer Wäsche that mir dar, daß er seine Sachen selbst besorgte.

„Kolf“, sage ich hierauf, „so schlimm war es ja auch nicht gemeint. Mich bekümmert nur, daß du hier im Walde verkommen wirst. Wenn du geistigen Umgang brauchst, bei deinen Arbeitsgenossen wirst du ihn kaum finden. Und endlich wirst du wohl an eine Wirtschaft denken müssen, vielleicht auch an's Heiraten. . . .“

Nach einer Weile gibt er gelassen zur Antwort: „Wenn's möglich wäre. Für mich wird halt nicht viel übrig bleiben. Und mache mir auch kein Gewissen draus, wenn ich der neuen Welt keine Leute beibringe.“

Dann bin ich wieder allein herabgestiegen und habe viel nachgedacht über diesen Menschen. — Einmal habe ich ihm schon schwer unrecht gethan, vor Jahren. . . .

Und dann, bedenke es, Wolfgang! Hast du einst nicht fast dieselben Ideale vom Christenthum gehabt? Die dich darob zurecht gewiesen, sind Zeugen davon. Jetzt steht er vor dir, dein Musterchrist. Warum ist er dir doch nicht recht? „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, steht es geschrieben. Wenn ihm der Wald genug ist, so preise ihn glücklich. — Der letzte Christ wird wie der erste sein.

Im Frühjahr 1887.

Vielleicht sollte ich mich mit Schreiben mehr beschäftigen. In früheren Jahren hat mich das immer erleichtert. Aber es ist so, je schwerer ein Stein, desto schwerer läßt er sich heben.

Die Regina hat uns verlassen. Seit einem Jahre kränkelnd, ist sie gerade am heiligen Charfsamstage schlafen gegangen. Noch zwei Stunden vor ihrem Tode hat sie in ihrer kernigen Weise der Ottilie ans Herz gelegt, wie die Wirtshaus weiterzuführen sei und hat ihr auf die Seele gebunden, recht auf den Herrn Pfarrer zu schauen, in allem wie er's gern habe. Wie ich ihr die Communion reiche, sagt sie: „Pfarrer, wie wird's mit uns zweien sein in der anderen Welt?“ Dann wird sie traumhaft und lallt mehrmals: „Bestatten nicht oben — nicht oben.“ Und ist nicht mehr zu sich gekommen.

Bestatten nicht oben? Wo denn sonst? — Hat sie am Ende auch Angst gehabt . . . ?

Das gute Kind will mir jeden Wunsch von den Augen ablauern, aber ich habe keinen. Keinen, den ein Mensch erfüllen könnte. Der Pfarrhof ist nimmer so heimlich wie früher, ich glaube seit der Renovierung nimmer. Am liebsten sitze ich noch oben in der Kirche. Da dringt kein Lärm und Weltunfrieden hinein, und die Todten ringsum halten Wacht. Und ist mir manchmal wie in jenen fernen Tagen, wenn ich im Hause meiner Eltern spät abends noch bei der Lampe saß und studierte und sann, während Eltern und Geschwister um mich herum schon schliefen. — Dann schaue ich auf die rothe Ampel, in welcher das ewige Licht brennt, und wie es bisweilen zuckt und flackert. Dieses treue Lichtlein ist das einzige lebende Wesen im stillen Gotteshause. — Der Karl ist ergötlich mit seiner Behauptung. Er sagt, daß er mehrmals schon dazugekommen sei, wie ich mit der Ampel ein Gespräch geführt hätte und sie in der Anrede Schmied geheiß, oder Kornstock, oder Regina. Und daß ich dann so hinhorche, als ob die Lampe Antwort gäbe und daß ich darauf wieder etwas sage — oft Minuten lang so fort.

Was doch der Schneider nicht alles weiß!

Am 29. Juni.

Meine Seligkeit hätte ich für sie verpfändet. Heute ist sie eingeführt worden. Einige Büchsen schuß unterhalb, wo sie selber gelegen, am Flußufer ist das Kind gefunden worden. Das Wasser hat diese Gabe

gleichsam zurückgeworfen auf die Erde. Den, der die Schuld hat, will sie nicht nennen, aber eine Photographie ist ihr abgenommen worden. Ein feiner Herr und Zwickler auf der Nase. Soll im vorigen Sommer dagewesen sein und der Johanna heilig versichert haben, daß sie seine Frau werden wird. Seitdem nichts mehr von sich hören lassen. Sie ist fest der Meinung, daß er schwer krank sein müsse und gewiß noch kommen werde, um sie heimzuführen. Nenn ihn, armes Ding, ihm geschieht ja doch nichts.

Die Kindsmörderin! Mit großer Entrüstung haben ihr die Leute nachgeschaut, als der Gendarm sie gegen den Bahnhof geführt. Ein kaum zwanzigjähriges Mädchen hörte ich sagen: „Die ist so dumm und schämt sich. Ist denn das eine Schande? Der Vater, den man angibt, muß ja zahlen.“

Im Sommer.

Mein Pfarrbuch stirbt aus. Und doch gibt es mehr Leute in der Gegend als je zuvor. In den beiden Holzjagen sind sechzehn Mann beschäftigt, in der Holzwollefabrik sieben, in der Papiermühle fünfzig, in der Glashütte einundzwanzig, Deichgräberleute sind dreiunddreißig da, Bergknappen gegenwärtig hundertvier, beim Hochofen sind im ganzen zehn Personen angestellt und im Eisenwerk gegen vierhundert. Holzknechte und Fuhrleute etwa achtzig, Eisenbahner bis hinab zum Keilerstein achtzehn. Weiber und Kinder, soferne sie nicht arbeiten, ungerchnet. Diese Ziffern habe ich vom jungen Herrn Josef, damit man doch beiläufig die Anzahl der Pfarrbewohner weiß. Welcher Confession sie angehören, darnach darf man gar nicht fragen, ohne zu beleidigen, ebensowenig, ob sie verheiratet sind oder nicht. Dazu die Sommerfrischler und Gurgäste, dieses Jahr nach dem letzten Ausweise nicht viel über zweihundert. Durchziehende, die ins Hochgebirge gehen, oder aus demselben kommen, an schönen Tagen oft mehrere Duzend. Zu den vorigen Pfingsten sind zwei Vereine dagewesen, die sich recht breit und pudig gemacht haben, nachher aber zum großen Theile oben im Schnee stecken geblieben sind. Drei junge Herren haben sie von der Klauh herab geschleppt, denen Finger, Zehen, Ohren und Nase fast weggefroren sind und die heute noch im Spitale liegen sollen. Andere haben sich im Gebirge verirrt und in einer verlassenem Hütte ihr Leben mit Schneewasser, Stroh und Talgkerzen solange gefristet, bis sie aufgefunden worden.

Unter den armen Leuten hier herrscht Noth. Die wenigen Bauern vermögen ihre vielen Armen nicht mehr zu versorgen; das neue Armenhaus steht sehr schmuck und stattlich da, nur mangelt den Bewohnern die nahrhafte Kost und die entsprechende Pflege. Den Arbeitern, die Weib und Kind haben, geht es bei dem niedrigen Lohn, der gezahlt wird, noch schlimmer. Also soll demnächst im Curhause ein großes Wohlthätig-



feitsfest veranstaltet werden. Das hat Ritter von Guldner angeregt, denn er ist noch immer sehr wohlthätig. Die Festbesucher werden das Geld hergeben, sich aber für ihr christliches Almosen gut unterhalten. Es soll Musik gemacht, gesungen, Komödie gespielt und getanzt werden. Auch eine Menagerie soll kommen und andere Merkwürdigkeiten, damit das Volk etwas hat. Ein Volksfest soll es werden und einen ganzen Tag dauern. Und damit die armen Leuten sehen, man kümmere sich um sie, wird man sich aus Liebe zu ihnen sehr belustigen; sie selber dürfen freilich an der Lustbarkeit nicht theilnehmen, weil sie das Eintrittsgeld nicht zahlen können.

Alles spricht schon von dem Feste und der Ritter läßt auf der Brückelwiese lange Stangen in den Boden rammen, für Fahnen, Zelte und Kletterer. Ich bin, wie andere, von zwei Festordnern in Frack und weißen Handschuhen feierlich eingeladen worden, das Wohlthätigkeitsfest zu besuchen. Werde nicht gut wegbleiben können ohne Argerniß zu erregen, und das Spectakel wird ja auch vorübergehen.

Den 8. August.

Nun will ich die Geschichte aufschreiben, obschon mir noch schwindelt und graut vor diesem Volksfeste.

Schon am Vorabende wurde im Dorfe von nichts anderem gesprochen als von der „Türkischen Musik“, von den neuen Volkstänzen, von dem Speißwerfen und Stangenklettern und von dem russischen Barentreiber. Diesmal sollte sich auch im Dorfe alles betheiligen, denn es war ja ein Wohlthätigkeitsfest ebenso für heimische Arme. Der Lehrer hielt schon Tage zuvor Kletterübungen, auch spricht man von einem Preisringen, an dem er sich betheiligen will.

Beim Vormittagsgottesdienste sehe ich zu meiner Freude auch den Volk in der Kirche, nach demselben geht er mir zu und begleitet mich bis zum Pfarrhose herab. Ich merke es ihm an, wie sehr er sich Mühe gibt, mich zu überzeugen, daß er mir jene herbe Bußpredigt — bei der ich eben wieder einmal, wie mich dünkt, ein klein wenig Unrecht hatte — nicht nachträgt. Er erzählt, daß der Dreibrunnwald endlich bis auf den letzten Baum niedergeschlagen wäre, daß die Hütte abgebrochen würde und daß er sich um einen andern Unterschlupf kümmern müsse. Das Schmiedhaus ist ja verkauft. Dann fragte er, ob ich seit dem Tode der alten Haushälterin wohl ordentlich versorgt und gepflegt wäre und ob der Rupert, der doch betagt sei, nicht schon ein wenig mühselig würde. Endlich wollte er wissen, ob ich zum Wohlthätigkeitsfeste gehe, ob allein, oder ob ich auch jemanden mitnehme? Es war leicht zu merken, wo er hinauszielte und ich theilte ihm rundweg mit, die Ottilie würde mich begleiten und sie könne bei dieser Gelegenheit auch einmal eins tanzen.

Ob er mit der Ottilie einmal tanzen dürfe?

„Warum denn gerade du nicht?“

Ob er — wenn wir hinab giengen nach dem Curjalon — nicht hinterdrein gehen dürfe?

„Auch neben uns, Kolf, wenn du willst.“

Das ist denn am Nachmittage auch geschehen. Man braucht sich mit dem Burschen gar nicht zu schämen, ein frisches Gesicht, ein schmuckes Gewand, ganz hat er sich doch noch nicht weggeworfen. Den Backenbart hat er sich sehr sorgfältig rasiert und den falben zarten Schnurrbart sehr sorgfältig stehen gelassen. Aber mit den Weibern, scheint es, weiß er nicht umzugehen, so klug und artig er sprach, wenn er mit mir redete, so plump und ungeschickt kam es heraus, wenn er an die Ottilie ein Wort richtete. Sie nimmt dergleichen nicht für übel, sondern schwebt wohlgemuth neben mir her, den unbekanntem Seligkeiten entgegen, die so ein Tanzfest für ein junges Mädel hat.

Auf der mit Gewinden und Fahnen geschmückten Brückelwiese ist buntes, wogendes, brausendes Meer von Volk und eben schlägt es einen ungeheueren Jubel an. Hoch am Kletterbaum klebt ein Mensch und rüttelt an der glühenden Krone und zaust die Fähnlein, die Bänder, die Kränze herab und läßt die Fäden niederflattern auf die Menge. Endlich reißt er einen funkelnden Gegenstand los, schwingt ihn dreimal, hängt ihn sich um den Hals, stößt ein Jauchzen aus und läßt sich dann sachte am glatten Stamme herab. Aus dem Bivatschreien und Rufen des Namens Nylafi merken wir, daß es der Schullehrer ist, der sich da den Preisbecher herabgeholt hat von der lustigen Riesengerte. Ganz zu Boden kommt er nicht, denn sie fangen ihn auf und tragen ihn gegen das Curhaus, wo die Musikcapelle einen schallenden Tusch aufspielt, der Becher mit Wein gefüllt und von dem Eroberer desselben geleert wird.

Vom Concerte ist nicht viel zu melden, als daß dabei das junge Volk ein wenig ungeduldig war. Wer den Leuten Abneigung vor einem schönen Musikstück oder geistreichen Vortrag einflößen will, der muß solche Dinge vor einer Tanzunterhaltung aufführen lassen. Zwei Reihen vor uns saß die Familie von Guldner, und da wendete in der Zwischenpause der Herr Josef sich um und flüsterte ganz vernehmlich auf die Ottilie her: „Ein armer Reisender bittet heute um eine Quadrille!“ Alles schaut auf das arme Kind, dieses wird blutroth, senkt das blonde Köpflein und ich merke, wie es zittert. Erst nach einer Weile lächelte sie mir zu: „Um was bittet er?“

Als nach dem Concerte der Saal rasch hergerichtet wird für den Ball, sehe ich mich ein wenig nach dem Kolf um. Der steht hinter einem Thürflügel, hält die Hände auf dem Rücken und betrachtet das Treiben. Dabei schämt er sich ein Bissel, daß er auf der Welt ist — wie man hierzulande sagt. Ich winke ihm, er kommt heran und stellt sich neben der Ottilie auf. Da hätte ich sie nebeneinander stehen und ist nichts

anderes zu machen, als im Namen des Burischen dem Mädcl ein wenig den Hof zu machen; habe aber auch kein Glück damit. „Jetzt wird bald der Tanz losgehen, mein Kind“, sage ich. „Wie du schmuck beisammen bist, wird es dir an Tänzern nicht fehlen.“ Denn ich will ihr Muth einflößen. „Der Kolf, glaube ich, hat dich vorgemerkt, nicht wahr, Kolf. Müßet euch verabreden miteinander, wenn die Musik anhebt ist keine Zeit mehr dazu.“ Wendet der Burische seinen Kopf so ein bißchen gegen das Mädcl: „Ja, mir ist es schon recht.“ Und schaut wieder geradeaus. Bum widi bum! setzen die Spielleute ein, die Paare finden sich und heben an zu kreisen. Dem Kolf zuckt's einmal in den Armen, dann dreht er den Kopf, schiebt ihn wieder zurück, blinzelt gegen die Ottilie und bleibt stehen wie ein Baumstrunk im Walde. Ich stehe hinter ihm, zupfe an seinem Rock, da legt er plötzlich den Arm um ihren Nacken, blickt ihr herzig in die Augen: „Probieren wir's, Dirndl!“ In diesem Augenblick schießt der Lehrer herbei, sein Gesicht brennt, seine Augen sprühen eitel Siegeslust. „Mein gehört die Schönste!“ ruft er, packt meine Ottilie in die Arme und fliegt mit ihr wirbelnd durch den Saal. Der Kolf glogt verblüfft drein, dann stellt er sich ruhig hinten an die Wand, aber wie seine Häuste sich ballen, seine Zähne knirschen, das merke nur ich.

„Wehren mußt dich, Kolf!“ schreit ihm einer zu. Der Burische schüttelt das Haupt und schaut traurig drein. Im Vorübertanzen wirft ihm die Ottilie einen Blick zu, es ist ein Blick voll aufrichtiger Beachtung. Die Leute machen sich über ihn lustig, von mehreren Seiten fällt das Wort „Traumichnit“. Der Kolf ist dann bald verschwunden. Wenn er um Tänzerinnen wirbt, pflegt sonst so ein Bauernbursche die christliche Sanftmuth hübsch zu Hause zu lassen. Nun, wer sie bei sich hat, der wird wenigstens nicht geprügelt. -- Umso ärgerlicher bin ich gewesen, als nach kurzem die Ottilie an mich kommt, sie möchte am liebsten nach Hause gehen. Der Baumkletterer mag in seiner zwiefachen Siegeslust vielleicht zu scharf getanzt haben.

So hat für uns der gestrige Tag geendet. Den eigentlichen Spaß sollte es aber erst heute geben. Schon am Vormittage stapfte ein Trommelraßler durch den Ort und schrie die Affen und Papageien, ein Dromedar und einen tanzenden Bären aus. Auf der Wiese das runde Riesenzelt mit Leierkasten, und bis zum Pfarrhof herauf hörte man das Blöken und Brüllen der Thiere. Da lief alles hinab, alt und jung, und so wollte auch ich mein Mädcl heute entschädigen für das Gestern. Solche Geschöpfe Gottes sieht man nicht jeden Tag im Forwald. Die Plätze waren schon fast alle besetzt, wir fanden noch zwei im letzten Range, wo man doch recht gut hinabsehen konnte auf den eingitterten runden Platz. Da sausten zwei halbentblößte Reiter auf schraubenden, nach einwärts gegen das Centrum geneigten Rossen herum, sprangen im Rennen auf den

Rücken der Pferde und machten allerhand Kunststücke. Dann kamen bunte Lustigmacher, die mit einem Affen possierliche Stücklein trieben, und dergleichen mehr. Wie zum Überdruſſe hatte ich derlei einst gesehen, aber heute ergözte ich mich daran, denn ich schaute es mit den Kindesaugen meiner Ottilie.

Die Spieler der ersten Abtheilung sind abgetreten und mit ihren Thieren hinübergezogen in die Baracke. Die Zuschauer sind sehr erwartungsvoll, denn nun wird der Bär kommen. Hinter dem Verschlage hört man das Knattern einer Peitsche. Bald darauf tritt ein großer rothbärtiger Mann hervor und an einem Doppelstricke führt er den Künstler. Ein mächtiges Thier, zottig, plump, täppisch trottet es daher bis mitten in den Raum. Der Führer tritt zurück, der Leierkasten hebt schrill und grell eine russische Tanzmusik an, der Führer knallt mit der Peitsche, da hebt das Ungethüm seinen Bordertheil, legt die klobigen Bragen schön säuberlich an die Brust, neigt sein ungeheueres Haupt ein wenig auf die Seite und beginnt mit den Hinterbeinen auf dem Sand sachte zu tanzen. Den Beifallslärm der Zuschauer kann man sich denken, aber der Bär macht sich nichts draus, blinzelt wie mir vorkommt, ein parmal nur so gegen die Bank zu den buntgekleideten Frauenzimmern hinauf, wie es kokette Komödianten zu thun pflegen. Dann macht er die Augen zu, als ob er schläferig wäre und dreht sich immer schwerfällig und träge um sich selbst. — Die Musik hört auf, der Bär steht still, und als das Klatschen einfällt, verneigt er sich zur ungeheueren Erheiterung der Zuschauer wie ein Mensch.

Auf einmal hört man rufen: „Ja, bravo, Herr Lehrer, bravo!“ Denn Herr Nylaki hatte hören lassen, er wolle mit der Mademoiselle Gortschokoff — so heißt die Bestie — einen Walzer tanzen! — Gleich wird mit dem Wärter unterhandelt. „Der Herr Nylaki ist ihm gewachsen!“ „Es ist ja gar keine Gefahr dabei, ein zahmer Bär!“ „Und man muß wissen, was dieser Mensch für eine Kraft hat!“ „Es ist zu wagen!“ „Es ist bedenklich!“ so schreien viele durcheinander, dieweilen steht der Lehrer schon unten. Der Wärter besinnt sich, gibt dann dem kühnen Bewerber die Knute in die Hand und einige Verhaltensmaßregeln. Es ist ja ein gutes Thier und versteht Spaß! Darauf hin tätschelt er den Bären und tritt hinter den Verschlag. Der Lehrer wirft seinen Rock weg, streift die Hemdärmeln auf, daß man die strammen Muskeln sieht, stemmt seine sehnigen Beine fest in den Boden — ein former Athlet. Der Bär steht aufrecht wie ein Mensch und schaut mit kleinen Augen auf sein Gegenüber. Lautlose Stille. Der Lehrer macht einen leichten Schritt nach vorne, verneigt sich wie vor einer Dame, biegt den rechten Arm aus und sagt: „Darf ich bitten, meine Gnädige!“

„Das ist ein Frevel, das heißt Gott versuchen!“ rufe ich hinab.



Sie zischen, daß ich zu schweigen hätte. Der Lehrer legt seine Arme leicht um den Nacken des Thieres, er vermag ihn kaum zu umfassen. Der Bär legt ganz träge seine Pfoten um den Leib des Mannes. Der Spielmann leiert einen Walzer, das Paar dreht sich langsam um sich selber. Der Bär hopst ein wenig, hebt den Lehrer vom Boden empor und legt sich mit ihm langsam auf den Sand. Den Lehrer hört man schnaufen unter seiner Last, das Thier knurrt ein wenig und presst sein wuchtiges Haupt in das Gesicht des stöhnenden Mannes. Die Weiber kreischen, die Männer rufen nach dem Bärenführer, dieser erscheint, wagt sich aber nicht an den Platz, denn die Bestie beginnt laut zu brüllen. „Das Messer in den Leib!“ schreit man von den Zuschauern aus. „Mein Capital, mein Capital!“ jammert der Führer und stürzt fort, um eine Waffe zu holen. Er kommt nicht zurück. Viele machen Miene hinabzuspringen, bei jedem gibt es Hindernisse, keiner springt hinab. Den Lehrer hört man nicht mehr stöhnen. „Er erstickt! Er ist erdroffelt!“ jammern die Leute, da springt ein Mensch über die Säge vor, über die Planke hinab, die Bestie fährt schnaubend empor, er stößt ihr ein Schnitzmesser in den Leib. Mit einem lusterschütternden Gröhlen springt das Thier empor und purzelt seitlings in den Sand, der von Blut geröthet wird. Der Ketter hebt den Lehrer auf, der nicht mehr blüht, sondern todtenbläß ist, führt den Schwankenden in die Arme der aufstürmenden Leute, steigt über das Gitter, wirft das Messer weg, das er vorher einem Nachbar aus der Scheide gerissen und geht durch den Vorhang hinaus.

Sie haben ihm nachgerufen, haben seinen Namen gerufen, haben ihm grenzenlosen Jubel nachgerufen, er ist nicht mehr umgekehrt.

Ich, in einer Erregung, die mich fast erstickt, frage meine Otilie: „Hast du ihn gefannt?“

Sie faltet die Hände und sagt ebenso athemlos: „Ja, er war's. Der Kolf ist's gewesen.“ —

So hat dieses Volksfest geendet. Denn die Vorstellung ist jetzt aus gewesen und das ganze Thal erschallt in Lob und Ehr dem heldenmüthigen Sohn des Kimpelschmiedes. Der Lehrer liegt in seinem Bette und fiebert. Mademoiselle Gortschokoff, die ihm zur Ader gelassen, wird morgen begraben.

„Er soll sich's wohl merken“, sagt des Abends noch meine Otilie.

„Wenn sich morgen der Kolf nicht einfindet, so wollen wir ihn rufen lassen. Meinst du nicht?“

Sie verhüllt mit den Händen ihr Angesicht: „Den mag ich nicht!“ —

Du sollst es nur wissen, Holzknecht: Wenn du ruhig zusiehst, wie einer dir die Tänzerin wegnimmt, das verzeiht sie dir nimmer, und du

magst zehn Bestien besiegen, und die in deiner eigenen Brust noch dazu. Hättest du zur Stunde den Nebenbuhler getödtet, statt des Bären, abgöttisch würde sie dich lieben. — Sie sind halt so.

Zu bewundern ist ein Mensch, der — es ist vermessen zu sagen — so himmlische Irrwege wandelt. Doch, das ist mir nun völlig klar, als Schwiegersohn dürfte sich ihn keiner wünschen. Er würde sich seiner Familie opfern, aber er würde seine Familie auch anderen opfern. Fromme Leute sind Bettelleute. Und das ist ein Sohn des starken, thatkräftigen Kimpelschmied? -- Was nur mein seliger Vorgänger sagen möchte zu diesem gelehrigen Jünger!

Wenn diese Aufmerkungen unter die Leute kämen, das wäre so was! Damit man glauben könnte, ich hätte in meiner Pfarre lauter Sonderlinge und seltsame Sünder. Wo es doch nur die Ausnahmen sind. Den meisten Platz nehmen hier wie überall die gewöhnlichen Leute ein, mit solchen wird auch das Amt eines Priesters manchmal fast gewerbsmäßig, man spricht nicht von ihnen und schreibt nicht über sie. Nur die seltenen Blumen sammelt man für einen Kranz und aus gewöhnlichem Hagedorn war auch des Heilandes Dornenkrone nicht geflochten.

In der Fasten 1888.

Schon während der Messe war es mir heute aufgefallen, daß der Karl wider seine Gewohnheit in einer gewissen Zerstreutheit und Aufregung ist. Zuerst zündet er am Altare die unrichten Kerzen an, die Hochamtskerzen bei der stillen Messe! Dann späht sein Auge so merkwürdig umher, auf die Ampel, auf die Fenster, auf die paar Anwesenden hin. Endlich in der Sacristei, wie er mir das Messgewand abnimmt, sagt er's: „Herr Pfarrer, wir haben einen Dieb in der Kirche! Seit längeren Wochen ist es mir schon aufgefallen, wie in der Ampel das Öl verschwindet. Sonst hat eine Füllung fünf Tage lang gereicht und jetzt wird schon allemal am zweiten Tag die Ampel leer. Wo mir das Licht seit dreißig Jahren nicht ein einzigesmal ausgelöscht ist, sollt's jetzt verhungern und verdursten? Das wäre noch schöner. Herr Pfarrer, es ist wer da, der das Öl stiehlt!“

Ob nicht etwa die Ampel schadhast wäre?

„Ei Narr“, meint er, „da müßt' man doch was sehen und auf dem Pflaster ein Fleck sein. Das Gesindel thut's! Das Arbeitergesindel! Nur möcht' ich wissen, wie sie's anstellen, wo ich die Kirche allemal sorgfältig absperre. Schon auf alles habe ich gedacht, und heilig nicht erklären kann ich mir's. — Weiß aber, was ich thu', hinter dem Altar

versteck' ich mich über Nacht, und wenn ich ihn derwisch! Der wird nichts zu lachen haben!"

Ob ich ihm nicht am Ende doch Unrecht thue, diesem Menschen. Wenn's ihm gleichgiltig wäre mit der Religion, er könnte nicht mit so ängstlicher Gewissenhaftigkeit über die Kirche wachen. Ich habe ja noch nie einen verlässlicheren, sittsamern Menschen gesehen, wie diesen Karl. Und der sollte keinen Glauben haben? — Wenn ich ihm unrecht thäte!

In unserem Vaterlande gibt es manchen Ort, an welchem nach alter Sage ein Heidentempel gestanden ist. Und der Tempel ist versunken. Denn die Menschen haben gefrevelt gegen Heiliges, gegen die Gottheit, da hat der Boden sich aufgethan und die Gemeinde und den Tempel und den Altar verschlungen. Unweit meines Geburtsortes Hohenmant ist ein solcher Hügel, auf welchem ein Tempel versank. Alte Leute wollen sich damals noch erinnert haben an das Thurmkreuz, welches ein wenig aus der Erde hervorstand. Thurmkreuz? So können auch christliche Kirchen versinken? — Warum nicht? Je heiliger der Altar, desto größer der Frevel gegen ihn, desto schrecklicher die Sühne.

Der Frevel, der im Torwald begangen wird — ?

In der heutigen Nacht hatte ich folgenden Traum. Der Ewige saß auf dem Richterstuhl und ließ die Großen der Menschheit an sich vorüberstreifen.

Der Richter fragte den Moises: „Was hast du deinem Volke gegeben?“

„Das Gesetz.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Die Sünde.“

Dann fragte er Karl den Großen: „Was hast du deinem Volke gegeben?“

„Den Altar.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Den Scheiterstoß.“

Dann fragte er Napoleon Bonaparte: „Was hast du deinem Volke gegeben?“

„Den Ruhm.“

„Was hat es daraus gemacht?“

„Die Schmach.“

So fragte er viele, und jeder führte Klage, daß seine Gabe vom Volke entwürdigt worden sei.

Endlich fragte er auch seinen Eingeborenen: „Mein liebster Sohn Jesus, was hast du den Menschen gegeben?“

„Den Frieden.“

„Was haben sie daraus gemacht?“

Christus antwortete nicht. Mit den durchstochenen Händen verhüllte er sein Gesicht und weinte.

— In unermeßlicher Bangnis bin ich aufgewacht. Mein Herz schlug so heftig und gleichsam in wilden Sprüngen, daß ich emporprang und um Hilfe rief. — Es hat mich niemand gehört, das ganze Haus in tiefem Schlafe.

Der Dieb ist entdeckt — aber nicht erwischt. Die Wacht Karls in der Kirche hat doch zu etwas geführt. Der Dieb hat nicht erst die Nacht abgewartet, nur die Leute scheinen ihm zuwider gewesen zu sein; als diese nach dem Gottesdienst draußen sind, macht er sich dran. Im Kirchengewölbe aus dem Emporium durch das Strickloch geschlüpft und am Stricke behutsam niederwärts bis zum fetten Töpfchen. Eine Maus. — Der Karl huscht natürlich hin, um den frechen Dieb sofort todzuschlagen, aber darf nicht und kann nicht. Bei dem Schlage könnte leicht das ewige Licht verlöscht werden, und dann — wenn man's nimmt -- es ist ein armes, hungeriges Geschöpf? . . . Eine Kirchenmaus! Wo soll sie sich denn sonst laben in der Kirche, wenn ihr hungert! Macht's der Mensch anders? — So, sagt er, war sein Einfall, und dann: Sicht! Sicht! bis das Mäuschen die Flucht ergreift hastig den Strick hinan, daß es in Sicherheit komme.

Nachher hat der Karl aber doch Vorrichtung getroffen oben im dunklen Emporium, daß dem Thierchen, welches nicht getauft ist, in Zukunft wenigstens auf diesem Wege der Eintritt in die Kirche verwehrt sei.

Der Mensch verflücht das Öl, die Maus will es trinken. Der Sturm will das Licht ausblasen, die Erde will es verschlingen. Mit diesem Licht verflücht der Glaube und die Hoffnung und die Gnade. Was unser Gemüth hat erleuchtet und erwärmt und bis in Ewigkeit getröstet, es verflücht mit diesem Lichte. Alle anderen Leuchten sind kalt und trostlos, verlieren sich in Dämmerungen und kein huldreiches Abbild lächelt uns zu.

Wie sollen wir in den Finsternissen den Weg finden ins Reich Gottes?

Am November.

Die neueste Geschichte von Sanct Maria im Torwald soll ein anderer schreiben, mir stockt die Tinte und das Blut. Gibt es denn noch einen Torwald? „Auch in diesem entlegenen Gebirgsthale ist es endlich licht geworden!“ hörte ich im vorigen Sommer einen Redner sagen, als das neue Schulhaus eröffnet wurde. Wahr ist es, aber in einem anderen



Sinne, als der Festredner gemeint. Die Berge sind kahl, die Wälder sind gelichtet. Andererseits ist es auch wieder dunkel geworden im Torwaldthale, aber nicht etwa, weil die Sonne „mit Kutten verhängt ist“, sondern weil der dicke Rauch der Fabriken den Himmel verdeckt.

Die Gurortgesellschaft hat abgewirtschaftet, den Cursalon hat der Ritter erstanden, der Magazine daraus machen wird. Die Frischgäste des vorigen Sommers haben leicht in einem halben Duzend Privathäusern platz gehabt. Der Feiertag, der zwischen dem Bauernthume und der Industrie lag, ist kurz gewesen, aber er hat seine Sache geleistet, er hat den Leuten Müßiggang, Prunk, Geldgier und Unzufriedenheit gelehrt, dann ist es Abend geworden unter den schwarzen Wolken der Schote, und in dem jetzigen Werktag gibt es für unsere Einwohnerchaft keine Menschenarbeit mehr, lauter mechanisches Hantieren. Der Mensch braucht bei diesem Hantieren kaum mehr zu denken, er kann nichts schlecht machen und nichts gut, er kann persönlich nichts mehr hervorbringen, hat keine eigenthümliche Leistung aufzuweisen, alles ist und thut die Maschine. So kann der Arbeitende keine Freude an seinem Werke haben, und die Arbeit, die sonst für ihn ein Segen gewesen, die ihn geistig angeregt, die seinen Herzensmuth bewegt hat, sie ist ein Fluch geworden, denn sie hat ihn erniedrigt zu einem Bestandtheile der Maschine. Einst hatte man gesagt, die Maschine werde der Knecht des Menschen sein — es ist umgekehrt gekommen.

Und weil der sittigende Einfluß jenes Wirkens fehlt, das Körper und Seele gleichmäßig beschäftigte, darum treten in dieser Arbeiterschaft jene Erscheinungen auf, die uns angst und bange machen. Im Torwaldthale gibt es jetzt nahe an tausend Unzufriedene, denn es sind hier tausend Arbeiter. Der Lohn ist hoch, die Bedürfnisse sind noch höher. Sie sehen, wie die Herrschaft lebt, die vier-spännig ihre Straßen fährt, die — was weiß ich, welchen Luxus entfaltet. Was die Herrschaft hat, möchte der Arbeiter auch haben. Mehr Geld und weniger Arbeit! jagen die einen, denn die Herrschaft hat Vermögen und leistet nichts. Viel Geld und ganz wenig Arbeit! jagen die anderen, denn die Herrschaft schwelgt in Genuss und doch wächst das Vermögen. Alles Geld und gar keine Arbeit! schreien die Zielbewußtesten, denn nun sollen die Knechte einmal Herren und die Herren Knechte sein.

Im vorigen Herbst, als die großen Bestellungen für die Armee kamen, haben die Eisenarbeiter alle auf einmal ihren Dienst aufgesagt und erklärt, ohne fünf- und zwanzigprocentige Lohnerhöhung griffen sie nicht mehr an. Dazumal sah ich, wie einer mit ruhiger Faust den Hammer in der Luft schwang: „Wenn es ernst wird, die Stärkeren sind wir!“ Der Wertherr zahlte an den Staat eine große Verzögerungsgebühr, aber den Arbeitern gab er nicht nach. Nach drei Wochen, als alle Ersparnisse (wenn das Wort hier anzuwenden ist) und Vorräthe verzehrt waren,

giengen sie mißmuthig wieder in die Werkstätten und Ritter von Guldner war vornehm genug, die Noth der Leute auszunützen und den Arbeitslohn anstatt zu erhöhen — zu erniedrigen.

Seitdem großt es im Thale. In Versammlungen werden Hekreden gehalten. In Kistlein und Päcklein unter falscher Inhaltsangabe kommen allerlei Schriften herein. In ein paar solcher Hefte hatte ich Gelegenheit, Einsicht zu nehmen — habe meine Wunder gesehen. Da gilt kein altes Gesetz mehr, sei es vom Kaiser oder vom Papst oder von Christus selber — kein einziges mehr. — Die gelehrten Herren haben lange gespielt mit ihrer These, haben sie verbreitet und haben gemeint, so wie selbige für sie nur eine Geistesübung und wissenschaftliche Meinung war, so werde sie es auch für das Volk sein und bleiben. Aber das Volk versteht keinen Spass. „Wenn der Mensch von Natur aus ein Thier ist, so ist das Menschsein Entartung, Unnatur, und er muß wieder ganz zum Thiere werden!“ Und die Lehre, die jene mit der Feder verkündet, üben diese nun mit der Faust. Von Gott und Kirche ist gar keine Rede mehr, es handelt sich nur noch um Staatsanwälte und Gendarmen. — In Unterschuttbach ist eine große Kaserne erbaut worden für Sicherheitsorgane und Soldaten.

Das ist das liebe alte, stille Torwald! Das ist mein frommes fleißiges Sanct Maria!

Der Kirchenriegel müßte nach meiner Berechnung schon sein, wie eine hohle Nuß, jetzt sind sie bereits durch, und auf dieser Seite, gegenüber vom Pfarrhose, mitten im Baumgarten liegt ein Schutthausen. Aber ein Beamter versicherte, zehnmal und hundertmal so viel Erz sei noch drinnen, als bislang herausgeschafft worden, und es gehe mehr in die Tiefe. — Mehr in die Tiefe! Ich danke dir, mein Gott, für diesen Trost! Wenn ich der Träume gedenken wollte, die mich manchmal quälen!

(Fortsetzung folgt.)

## Warum ich die böhmischen Studenten besonders gern hab'.

Eine Reiserinnerung von Josef Widmer.

Die Schicksalsgenossen unter den verehrten Lesern werden mir's bestätigen, daß jeder Ehemann, wenigstens jeder gute und demnach glückliche Ehemann, mehr oder weniger (+) Siemandl ist.

Also thut der Mann hie und da, was sie will, in billigen und auch theuren Dingen, und also kann mir's niemand verargen, daß ich im vergangenen Sommer eine Reise in böhmische Gebiete unternahm, die von der deutschen Cultur noch so ziemlich unbeleckt sind und demnach von der Schönheit der deutschen Sprache keine Ahnung haben.

Daran, daß ich mich in Gegenden wagte, in denen nicht einmal die Geberden- und Geld-Sprache ein ausreichendes Verkehrsmittel ist, war meine Frau und der Dichter Goethe schuld.

Meine Frau hat nämlich unter anderen Schwestern eine, die unweit des czechischen Städtchens Libau als Gattin eines im Dienste des Maltheiser-Ordens stehenden Beamten, ferne von allen Volksgenossen, in der Verbannung lebt, und der wollte sie, von schwesterlicher Liebe getrieben, einen Besuch abstatten.

Der Dichter Goethe aber sagt irgendwo in seinen sämtlichen Werken:

„Der Deutsche ist gelehrt,  
Wenn er sein Deutsch versteht;  
Doch bleibt ihm unverwehrt,  
Wenn er nach außen geht.“

Mein Deutsch glaubte ich so ziemlich zu verstehen, in der Geberden-sprache hatte ich mich vor Jahren einmal mitten in den Dolomiten Südtirols durch ein Streichen über einen gewissen Nosenheil soweit verständlich zu machen gewußt, daß mir ein ladinischer Händler aus Cortina augenblicklich eine Schachtel Bündhölzchen reichte, und in der Geldsprache war ich als glänzend honorierter Schriftsteller auch soweit bewandert, daß ich zwei Wochen des Jahres den Reisenden spielen konnte, ohne meine Uhr versehen zu müssen.

Also gieng ich nach außen und . . . . fehrte reicher heim, nämlich um die Erfahrung reicher, daß mir behufs leichterer Verständigung ein böhmischer Sprachtrichter keineswegs geschadet hätte.

Ich bemerke hier ausdrücklich, daß es mir nicht im Traume einfällt, durch meine Erzählung die Wogen des nationalen Kampfes im schönen Böhmen noch mehr aufschäumen zu machen. Was mir im freundlich gelegenen Nimburg begegnete, das und noch Ärgeres hätte mir in Rom oder Constantinopel auch begegnen können, ja im schwarzen Erdtheile wäre ich vielleicht gleich Emin Pascha aufgefressen worden, ehe es mir gelungen wäre, die hungernden und wenig wählerischen Äquatorialneger durch vertrackte Geberden von der Ungenießbarkeit eines deutschen Poeten zu überzeugen.

Der Weg zur Schwester meiner Frau, allwo ich nach den Mühen eines langen Schuljahres bei drei kleinen Kindern die nöthige Ruhe zu finden hoffte, nennt sich von Prag aus „Österreichische Nordwestbahn“ und zieht sich an Vissa vorbei, wo aber nie eine Seeschlacht stattgefunden hat. Von Nimburg bis Rozdalovice, woselbst zwei feurige Pferde des Ritterordens ungeduldig die Erde stampften, begierig, uns raschen Laufes in die Arme unsrerer Verwandten zu führen, bot uns die „Böhmische Commercialbahn“ ihre langsamen, aber sicheren Dienste an, und demnach erfüllte mich nur der Gedanke, wie ich auf die leichteste Art von einem Bahnhofe zum anderen gelangen sollte, mit einiger Besorgnis.

Die Entfernung zwischen den beiden Bahnhofen beträgt nämlich gut eine halbe Stunde, Wagen war keiner zur Stelle, und . . . . Frauen wollen nun einmal nicht nur zu Hause, sondern auch in der Fremde schön sein und betrachten daher den guten Mann auf Reisen als eine Art Lastthier, das sich's noch zur Ehre anrechnen darf, wenn es in der Sonnenglut des Sommermittags mit einem Rucksack, zwei Handkoffern, einer Hutschachtel, einem warmen Wolltuch, einem Knotenstock und zwei Schirmen über Land traben darf.

Aber . . . Gott verläßt keinen Deutschen nicht . . . auch nicht in böhmischen Landen!

Vor dem Gebäude der Nordwestbahn standen, mit gierigen Augen jede sich öffnende Waggonthüre musternd, zwei alte, zerlumpte Weiber, zweifelsohne Gedankenleserinnen; denn ehe ich mich dessen verah, hatte sich die eine meiner Siebensachen bemächtigt und hielt eine Anrede, von der ich zwar kein Sterbenswörtchen verstand, die ich aber dahin deutete, das Mütterlein erkundige sich um das Ziel unserer Reise.

Dieweil jedoch das Weib auf meine Erklärung den Kopf beutelte, griff ich gleichfalls zur Geberdensprache, wies mit ausgestreckter Rechten nach der Gegend, wo das Aufnahmgebäude der Commercialbahn sein mochte, und pfiß dazu wie eine gerechte Locomotive.

Jetzt nickte das Weib gar eifrig und begann, durch eine Allee und sodann außerhalb des Städtchens auf einem näheren Feldwege durch wogendes, goldiges Korn schreitend, einen so scharfen Trab, daß wir



ihr mit Aufgebot aller Kräfte kaum zu folgen vermochten und daß meine etwas ängstliche Lebensgefährtin die Vermuthung aussprach, das Bohemerweib gedente mit all unserer Habe holländisch abzufahren.

Das Weib Nr. 2 aber, das bei der Theilung der Erde für diesmal zu kurz gekommen war, dieweil außer uns kein Reisender Nimburg mit seiner Anwesenheit beehrte, hatte unsere Lastträgerin bald eingeholt, und nun entspann sich ein Zwiegespräch, das auf der Bühne vor einer verständnisvollen Zuhörerschaft vielleicht ebenso wirksam gewesen wäre, als — wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf — die berühmte Bankscene der Königinnen in Schillers herrlicher Dichtung „Maria Stuart“.

Übrigens . . . was ist klein und was ist groß, wo es sich um Fragen der Menschheit handelt?

Es war wohl hier wie dort der uralte und nie ausgefochtene Kampf ums Dasein, dem die Königinnen wie die zwei armen Weiber Worte verliehen, und . . . die seelische Erregung bleibt wohl die gleiche, ob nun Bettelweiber sich um das kärgliche Brot des Tages, oder die Großen der Erde um Macht und Herrschaft streiten; denn dem Armen ist sein armes Leben nicht weniger lieb, als dem Reichen, und das Kind vertheidigt sein Dreikreuzerrösklein, das ihm ein habgieriger Bube rauben will, mit derselben Feuer und mit demselben Rechte, wie ein König sein Reich, das ihm ein fremder Eroberer zu entreißen sucht.

Mitten auf dem Felde aber genügte den Weibern ihr Gekreische und Geschrei nicht mehr. Da war selbst die böhmische Sprache zu arm an Worten, und also sahen sich die Streitenden nach einem anderen Dolmetich ihrer Gefühle um.

Die „Enterbte“ hatte einen Stecken bei sich, und den schlug sie ihrer glücklicheren Genossin auf einmal, als sei der Krieg regelrecht erklärt worden, um den Kopf.

Unsere Trägerin aber war nicht faul; denn sie hatte ein Schnauzbärtlein an der Oberlippe und eine langhaarige Warze mitten auf dem Kinne, sie war ein mannbare Weib und . . . zum Kampfe wohlgewappnet. Also schmiß sie der Gegnerin im ersten Ansturme den Koffer, den sie in der rechten Hand trug und an dessen Henkel die Hutschachtel sorglich gebunden war, im zweiten Ansturme den Koffer, den sie in der linken Hand trug und der unter anderen Dingen ein Duzend herrlicher Glastellerchen aus Böhmens industriereicher Hauptstadt barg, an den Kopf.

Nun . . . den Tellerchen, Gastgeschenke für die Schwester, gieng's wie dem Glücke von Edenhall, und die Hutschachtel flog, ob des kräftigen Pralles entsetzt, zu Boden und klappte weit auf, und den wunderschönen Sonntagshut, mit dem meine Frau den Neid aller Boheminen zu erwecken

und sogar die Aufmerksamkeit des Großpriors auf sich zu lenken beabsichtigte, ereilte unter den Füßen der Töchter Libuffas sein Los . . . das Los des Schönen auf der Erde.

Nachdem unser dienstbarer Geist auch noch die zwei Schirme verschossen hatte — den Stock hatte ich gleichsam vorahnend bei mir behalten — griffen die Amazonen, indes meine Frau wie ein Marmorbild in gemessener Entfernung unter ihrem Sonnenschirme stand, zu ihren natürlichen Waffen, die sie für ähnliche Fälle wohl absichtlich recht lang hatten wachsen lassen, und im nächsten Augenblicke rann aus jedem Antlitz der Megären ein Blutstrom.

Da blieb mir wohl nichts übrig, als all meine Kenntniß der böhmischen Sprache zusammen zu nehmen, um zu verhüten, daß nicht endlich eine thatsächlich auf dem Schlachtfelde bleibe.

Während sich das arme Marmorbild auf Sturmwind's Flügeln an die schöne blaue Donau zurückwünschte, wo man sich solcher Abenteuer doch nicht zu versehen brauchte, warf ich mich als ein Held mitten zwischen die Hyänen, die sich, unbekümmert um die ganze Welt, immer noch ausheckelten, packte unsere streitbare Freundin mit der linken und den Neiding mit der rechten Hand an der Gurgel und schrie aus Leibeskräften:

„Sakramensky Bagaschy!“

Diese Anrede setzte ich so lange fort, bis sich die Weiber in der steigenden Athemnoth beruhigten. Dann trieb ich den Neiding mit erhobenem Stocke gegen die Stadt zu, unsere Trägerin aber auf dem Feldwege, der zum Bahnhofe führte, vor uns her.

Die Hutschachtel blieb auf dem Kampfplatze liegen, die Reste des Gutes jammt den zerknitterten Rosen trug meine Frau unter Thränen, dem Trauergenius Canovas vergleichbar, gesenkten Hauptes durchs hohe Korn, das blutbesprengte Wolltuch und die beiden Schirme, deren einer das einzige Bein gebrochen hatte, trug ich, und die Dame mit den Koffern und dem Rucksacke und dem blutenden Antlitz schimpfte und schrie und weinte noch allweil und drehte sich nach jedem fünften Schritte mit entsetzlichem Redeschwalle gegen mich, als sei ich der grausame Wütherich, der bosshafte Némec, der damit umgehe, jeder Böhmin mit krazenden Krallen das Angesicht zu verschandeln!

Das arme, bemitleidenswerte Wesen, dem's schier das Herz abstieß, wollte mir wahrscheinlich erläutern, was die andere für eine Furie sei, wie sie ihr allweg Widerpart leiste, wie sich die Feindschaft schon von der Ur-Ur-Großmutter herschreibe . . . aber was half das alles, da ich kein Wort verstand, als das in ihren Reden wohl hundertmal wiederkehrende „pane“?

Schon währte ich, es sei nun des Abenteuers genug, da tauchte aus dem Kornacker, durch den wir schritten, ein Mann auf, der bis zu

unserer Ankunft eifrig gemäht hatte. Wie der meine blonde Persönlichkeit erblickte und om Schnitte meines Gesichtes, sowie an der Form meiner Nase den Fremdling, in dem blutenden Weibe aber die Stammesgenossin erkannte, eilte er mit geschwungener Sense auf mich zu, und nun fehlte thatsächlich nicht viel, daß er aus mir einen heiligen Eusebius gemacht hätte, dem, wie die Legende berichtet, ein heidnischer Bauer auf dem Felde bei Rankweil in Borarlberg mit der Sense das Haupt abschmitt.

Nun, ich konnte, ehrlich gestanden, dem festen Zusammenhalten der großen Nation meine Anerkennung nicht versagen, aber ich hatte trotzdem keine Lust, als unschuldig Opfer eines kleinen Mißverständnisses zu fallen, und meiner Frau sah ich's deutlich an, daß sie sich mit einem Mändl ohne Kopf nicht zufriedengegeben hätte.

Ich getraute mich übrigens des Männleins mit meinem derben Knotenstocke wohl zu erwehren; aber lieber war es mir doch, daß ein Knabe in netter Kleidung hinter uns herlief und dem Sensenschwinger etliche Worte zurief, die ich zwar wieder nicht verstand, die jedoch den Mann vollauf befänstigten. Er warf nämlich die Hussitenwaffe weit von sich, griff nach meiner Rechten und drückte ein laut schmakendes Pufferl drauf, that meiner Frau die gleiche Ehre an und gab hierauf dem Weibe ein paar Püffe in die Weichen, die es zum Weitergehen zwangen.

Von seiner Rede, deren Faden erst beim Bahnhofe abgechnitten wurde, verstand ich, ich gestehe es zu meiner Beschämung, obgleich ich nunmehr schon so lange in der Fremde weilte, abermals kein Wort; der Knabe ließ sich in gebrochenem Deutsch also vernehmen:

„Ich haben ich gesehen, wie Pane . . . Herr ise unschuldig und Weiber böse, nichtsigenukige haben geraufen. Ich bin ich Student in Gitschin und lernen den Deutsch und Pane . . . Herr sollen gehen in die Gericht und zeigen an den Gefindel rausigen.“

So . . . jetzt weiß der geehrte Leser, warum ich die böhmischen Studenten besonders gern habe; hat mir ja einer sozusagen das Leben gerettet.

Weil der Zug pfiß und die Pferde in Horazdovice uns kaum erwarten konnten, weil ich ferner kein grundsätzlicher Gegner des Volkes bin, das auch zu unserem Oesterreich gehört und mächtig aufstrebt, weil endlich dort, wo nichts ist, sogar der Kaiser sein Recht verloren hat und ich demnach keinen Schadenersatz hoffen konnte, hab' ich nicht anzeigen den Gefindel . . . aber bevor ich meinen Schwager wiederum besuche, lerne ich mit Hilfe des Nürnberger Trichters die böhmische Sprache in sechs Stunden!

## Der geblendete Vogel.

Gedicht von Robert Hamerling.<sup>1)</sup>

**W**underbar in Finsternissen erglöh't  
Der Stern des Gesanges. Ich sah ein Vöglein sitzen,  
Ein unscheinbares, zur Winterszeit,  
Im engen Käfig.  
Und als ich's näher betrachtete,  
Siehe, da schreckten in seinem gefiederten Köpfschen  
Statt fröhlicher Augensterne  
Mich todte traurige Höhlen.  
Geblendet war der Vogel. Schauernd fuhr ich zurück  
Und Mähnung preis'te mir  
Das Herz zusammen und unendliches Mitleid.

O Vöglein, jeuzt' ich, du armes, armes Vöglein,  
Dir blüht kein Venz mehr. Nie wieder, wie einst,  
Von der Höhe des Aethers  
Siehst du die weite schöne Welt, und ausgebreitet  
Den grünen Wald auf Bergen, und auf den Matten  
Die Blumen, und, fernherwinkend, die Silberbänder  
Der Ströme, wallend durchs blühende Flachland.  
Nie wieder, auch nur durch des Käfigs Stäbe, besucht  
Dich der Glanz des himmlischen Aethers;  
Die Maiensonne, so schön im Aufgang,  
So schön im Untergang, dir geht sie nicht auf noch unter.  
Verloren ist dir der Venz und die Lust, wie mir, und so  
Verloren wohl auch Leben und Lied!

So klagt' ich wehmüthig. Da plötzlich, wie wenn der schimmernde Springquell  
Aufsteigt in die ruhige Lust, oder Raketen sternartig sprüh'n  
Entgegen dem Abendhimmel: so stieg ein schmetternder Triller  
Klangfreudig, langhingezogen.  
Empor aus der wirbelnden Kehle des Vögleins.  
Ihm aber folgte Gesang, kraftsprudelnd und unerchöpflich;  
Und Schmerz nicht klagt' im Gesange des blinden Vögleins;  
In seinen Trillern jauchzte Behaglichkeit  
Und Lebenslust und die ganze volle Wonne des Frühlings —  
Und doch hiengen draußen die Wolken  
Am kalten Himmel, und Spätherbstnebel  
Schauten trübe herein durchs trübe Fenster . . .

<sup>1)</sup> Aus „Sinnen und Mienen“. Es ist an der Zeit, wieder einmal auf die unsterblichen Dichtungen unseres Robert Hamerling hinzuweisen.



In Thränen mußt' ich lächeln. Woher  
Nimmt solche Klänge das Vöglein? Woraus  
Spinnt es das tonkunstreiche Gewebe des Lieds?  
Wie findet's  
Lustigen Sang in seiner Blindheit  
Frühlingswonnen in trauriger Winterszeit?  
Wie springen ihm die gold'nen  
Bronnen süßen Gesangs, indes die Genossen, ob auch  
Off'nen Auges, und froh  
Des Ätheranblicks, längst doch alle verstummt sind? —

Im Frühling war's: als eben am buntesten  
Vorübergaukelte des Blütenmonds  
Triumphzug. Mitjauchzend im Freudenchor sang  
Auch unser Vöglein. Da ward's geblendet. Auf ewig ausstülpte  
Sein Augenlicht ein grausam Schicksal.  
Nun saß es blind im Käfig. Doch nicht verstummt' es:  
Noch immer sang das Vöglein, rastlos und schmetternd  
Sang es, denn ihm schäumte noch voll  
Des Herzens Becher vom Nektartrank  
Des Frühlings, und als längst dieser dahin war  
Und verglühet auch war der Sommer, und stumm  
Die andern Vögel sahen im Käfig,  
Da sang noch immer das blinde Vöglein:  
Denn unverloren trug es den Lenz  
Im Herzen, und die Lenzeslust, unwissend,  
Dass längst entflohn der gold'ne, und dass nebelumgraut  
Des Waldes Wipfel starren.  
Ihm blieben in der Seele des Mai's  
Blühende Bilder, denn, augenlos, erblickt' es ja nimmer  
Des Winters entseelenden Gorgoschild;  
Ausflutet es, unbewußt  
Des rauhen Jahrs, in treuen Klängen den Wonnetraum,  
Den nimmer ernüchtert die Wirklichkeit. Ausspinnt es  
Zu Gefängen die Sonnenmilch, das Himmelsblau,  
Alles, was trunken es einsog, was in holden Monden  
Es ansammelte: den unerschöpflichen Herzensreichtum.

Und so geschieht's, dass reichen Gesang  
Spendet das augenlose Vöglein  
Die ganze Zeit des Jahres, wenn schon die blickbegabten  
Traurig sitzen im Bauer und sanglos. . . Nicht ist, wie unbedachtes  
Mitleid klagen möchte, der Lenz dir geraubt, o blinder Vogel!  
Dein ist er, und eben dein, wie keines ander'n!  
Voll und ganz festhältst du die Pracht und übers Meer nicht  
Brauchst du zu wandern, wie deine Genossen, um aufzusuchen  
Die hier entschwand'ne: tief innen blühet  
Sie dir, und darum unverkümmert  
Vom Nordsturm. Dir ist winterlicher Flodentanz  
Wie Blütensehner. Besser ist's, blind sein und schmetternd sich  
Ausleben in Gesang, als sehend und stumm  
Gingeh'n durch eine blühende Welt  
Voll Schönheit. Arm ist ein blicklos Aug'.  
Armer ein tonlos Herz, in dessen Saiten nicht wiederhallet  
Ein Himmlisches. Mitten in den Zerstörungen  
Dahingewellter Pracht steht aufrecht des Gesangs  
Blumentrone, schönerer Tage Denkmal und zugleich  
Ein Irisbogen der Zukunft,  
Der farbig blüht im Gewölk.

Mag freudeleer hinzieh'n ein Erkorener,  
Dem hold die Lippe tönt, ihm ist das Höchste  
Doch in die Seele gegeben. Schön, ob auch einsam steht

In Finsternissen der Stern des Lieds und übergießt  
 Mit mildesten Blüten des Lichts  
 Der Welt Öde. Laß still  
 Fortleben, o Herz, die schönere Zeit  
 In Klängen, ob auch öde die Mitwelt ist,  
 Denn alles Schöne muß untergeh'n,  
 In Klängen rettet es aber  
 Süßer Gesang. Hoch über welken Blüten und Trümmern,  
 Alles Schönen fromm eingedenk,  
 Ewig jauchze das Lied, jauchze die Dichtung.

## Ehrgeiz.

Eine Skizze aus dem Leben von Hans Malser.

„Bitte, machen Sie sich doch bequem“, sagte der Arzt zu dem an der Tischkante lehrenden Mann mit dem zurückgestrichenen langen grauen Haar und dem fahlen, glattrasierten Gesichte. „Rauchen Sie? Nein? — Also wie war's? erzählen Sie, Doctor!“

Mit etwas ungelentfer Zunge entgegnete der andere, nachdem er sich in ein Sofa gesetzt hatte: „Auf dem Beobachtungszimmer, dem Arzte gegenüber, es ist verdammt schwer, zu erzählen. Sie hören ja doch nur die Phantastereien eines Irrsinnigen.“

„Aber gewiß nicht“, rief der Arzt lebhaft aus und faßte mit beiden Händen des Anderen Rechte. „Von einer etwaigen Nervenüberreizung bis zum Irrsinne haben wir noch weit. Sie sind nur etwas aufgeregt, vielleicht thut es Ihnen wohl, sich aussprechen zu können. Als alter Verehrer Ihrer Muse bin ich Ihnen ein theilnehmender Freund.“

„Als alter Verehrer meiner Muse!“ lachte der Doctor grell auf. „Ich war der bedeutendste Dichter Deutschlands. Mein Talent hatte keiner wieder. Ich besitze Orden. Meine Werke sind in alle Cultursprachen der Welt übersetzt worden. Es hat Zeiten gegeben, wo hervorragende Persönlichkeiten aus Rußland und Frankreich herbeigereist kamen, um mich zu sehen. Um mich auszuhorchen über Literatur und Politik. In Paris erschien einst eine Extraausgabe des ‚Gaulois‘ mit meinem Interview. — Herr, es ist längst vorbei!“ Seine Hand legte er auf die Stirn und ließ sie sachte herabgleiten über die Augen.

„Vorbei, aber nicht vergessen“, sagte der Arzt. „Vor allem jedoch würde es mich interessieren zu hören, was gestern in Ihnen vorgegangen ist.“

„Das will ich Ihnen erzählen“, antwortete der Dichter gelassen. „Es war eine große Erwartung und eine große Enttäuschung, nichts weiter. — Es war mein sechzigster Geburtstag, das wissen Sie. Es wurde ja durch einige Freunde öffentlich bekannt gemacht. Ich hatte diese Jubiläen ver-

absieht. Doch schließlich, wenn sie andere feiern, man liest ja überall, warum nicht auch ich?! — Der Vorabend, oh, wie der schön war! Wie feierlich mein Zimmer! Abendröthe beschien die Lorbeerkränze an den Wänden, sie sind schon lange dürr, sie rauschen, wenn die Magd den Staub abfächelt. Welche Erinnerungen! Ich lag auf dem Divan ausgestreckt und rauchte. Ja, da schmeckte sie noch, die Cigarette la fleur. Meine Frau bereitete Küche und Keller vor. Wenn die Gäste kommen, die Deputationen, die Boten. Die Dienerschaft that ganz heimlich, alles war so weisevoll, so geheimnisvoll, so erwartungsvoll. Halbe Andeutungen waren mir zu Ohren gekommen. Eine Ehrengabe der Nation! Fürstliche Auszeichnungen! Adelsstand! Und andere Überraschungen. Wenn's auch still geworden war um mich die letzten Jahre her. Weil ich die Recensenten gezüchtigt habe, ich hatte sie tödtlich getroffen. Doch wer je Großes geleistet, der bleibt unvergessen im Volke. In allen Blättern ist Ruh', von meinen Werken kein Hauch. Sie mögen schweigen, wie sie wollen, Unsterblichkeit schweigen sie nicht todt. So feierlich ist mir nie zumuthe gewesen, all meiner Tage nicht, Herr, als am Vorabende. Voller Hochstimmung die ganze Nacht, keinen Augenblick geschlafen. Kaum der Tag anbricht, schon Wagengerassel auf der Straße. Ich erzähle es, ich kreuzige mich in dem geistigen Wiederleben dieses Tages. Dieses fürchterlichen Tages. Wie glorreich war's noch, als beim Ankleiden — ich zog den Frack an — meine Frau hereinkam und mir den Kuß auf die Stirn gab, und eine purpurrothe Geldtasche, eingestickt mit Goldfäden das Geburtsjahr und das Jubiläumsjahr. Man wird die Geldtasche noch einmal brauchen können, meinte sie. — Gutes Herz. Ich griff zur Morgenzeitung. Einen rothen Festrand hatte sie nicht. Auf der ersten Seite stand das Guldigungsgedicht nicht. — Das Blatt wie jeden Tag, und keine Zeile über den Jubilar, keine Zeile! Der Postbote brachte Briefe; es ist der Vortrab, dachte ich, denn die Post war kaum stärker als gewöhnlich. Ein paar Autographenjäger. Eine Photographie zur „Erinnerung an glückliche Stunden!“ Wer mochte mit dieser alten Schachtel glückliche Stunden genossen haben! Ich nicht. Oder doch, einzelne Züge erinnerten, erinnerten wirklich. Eine Mittheilung des Verlegers, daß von tausend in Commission gegebenen Exemplaren meines neuen Buches achthundertundachtzig Krebsen zurückgekommen sind. Ein recommandierter Brief: die Lebensbeschreibung eines armen Teufels und ein Bittgesuch enthaltend. Ein Paket mit Büchern zur gefälligen Besprechung. Endlich die Vermählungsanzeige eines alten Bekannten. Das war die Post zu meinem sechzigjährigen Jubiläum. Ich blickte sprachlos auf meine Frau. Nein, sagte sie, das kann nicht alles sein. Die Zimmer wurden rasch in Ordnung gestellt. Welch unerträglich lange Stunden! Und doch hätte ich den Uhrzeiger mögen festhalten, daß die Zeit nicht so fürchterlich unnütz verrannt! War es übrigens wohl auch

das richtige Datum? Haben wir auch sicher den Neunundzwanzigsten? Auch im Brockhaus, im Kürschner kein Druckfehler? Alles richtig. Und ich — blieb allein. Es wurde zehn Uhr, es wurde elf Uhr, es kam niemand. So oft ein Wagen heranrollte, pochte mir das Herz, er fuhr immer wieder vorüber. Nein, jetzt hielt einer vor dem Hause. Ein Herr in Cylinder stieg aus, eilte in die Thür. Endlich, sagte ich, kommt einer. Es klingelte aber nicht und er kam nicht vor. Nach einiger Zeit stieg er wieder in den Wagen. Es war der Arzt, der die kranke Frau einer Nebenpartei besucht. Ich hatte Zeit, meine Begrüßungs- und Dankrede zu wiederholen, die schon seit Tagen zurechtgelegt war. Nicht memoriert, ich memoriere nie etwas. Nur zurechtgelegt. Um zwölf Uhr plötzlich Musikklänge vor dem Fenster. Endlich! psauchten wir auf, ich und meine Frau. Eine Militärbanda marschierte vorüber, ein Bataillon, von dem Manöver zurückkehrend. Halb ohnmächtig warf ich mich in einen Lehnstuhl. Da klingelte es. Ein alter Mann. Er bat um die Gnade, einen Augenblick zu danken für manche Spende, die er von mir erhalten und um seine Glückwünsche darzubringen. — Es ist schon gut, schenket ihm eine Mark, ich wäre unwohl. In der Küche tuschelten mehrere Mägde so herum, es war halb und halb eine größere Mahlzeit bereitet worden. Der Tisch wurde einstweilen nur für zwei Personen gedeckt. Lasset das, mir fehlt heute der Appetit. Warte nur, steckte mir meine Frau, du wirst ihn bald haben, eben gieng der Geldbriefträger ins Haus. In der That, der kam zu mir. Im Vorhause blieb er stehen, denn seit dem letzten Briefträgermorde wagen sie sich nicht mehr in die Wohnungen. Ich gieng hinaus, er übergab mir einen schwerveriegelten Brief, dessen Empfangschein ich rasch unterschrieb. Herr Doctor, sagte der Briefbote, das kann doch keine Namensunterschrift sein, mit Permission, die kann ich nicht gelten lassen. So hatte meine Hand gezittert! Ich schrieb den Namen noch einmal hin, mit größter Anstrengung deutlicher. Dann ins Zimmer, um den Brief auszuweiden. Laut zähle ich: Fünfzig, sechzig, fünfundsechzig — — — zig tausend? fragt die Frau. — Freunde hatten für mich eine Ehrengabe gesammelt. Kollegen, die mir nicht die Schuhriemen auflösen, hatten in den letztvergangenen Jahren auch Ehrengaben erhalten, große, viele Tausende! Nun war auch die meine da. — Der beiliegende Brief war zu unbarmherzig: „Lieber Freund! Wir sind leider ziemlich abgeblüht. Die materialistische Zeit, die unselige und ganz dumme Geschmacksrichtung in der Literatur. Unser Wille war gut. Mit den herzlichsten Jubiläumsgrüßen u. s. w. Beiliegend fünfundsechzig Mark!“ — Frau, frage ich über die Achsel, wie viel macht der fällige Wohnungszins? Siebenhundertfünfzig Mark. Es ist gut, sage ich, bringe mir vom Rheinwein. — Ich gieße einige Gläser hinab, vier oder fünf, mögen auch mehr gewesen sein. Schleudere das Glas in den Spiegel, daß die Scherben sausen und lache. Es ist zu drollig, zu drollig



auf der Welt. Weib, wenn du noch zu was nütze sein willst, so wirf mir den Alten vom Gesimse, seine Excellenz, den Herrn Geheimrath. Er soll mir zechen helfen. — Dann bin ich ins Bett gegangen — Kopfschmerz! Rasenden Kopfschmerz! Nachher haben sie gesagt, ich hätte die Goethebüste von der Säule gestürzt.“

„Ja, lieber Doctor“, sprach nun der Arzt, „das haben Sie gethan. Ein förmlicher Tobsuchtsanfall war's. Gegen Abend haben Sie sich beruhigt.“

„Ja, ich erinnere mich, daß ich jenen alten Mann suchen ließ, der am Tage gekommen war, um mir für Almosen zu danken, und der abgewiesen worden war. Nur einen Gratulanten! Nur einen einzigen! Auch der ist nicht mehr zu finden gewesen.“

„Bah, Doctor, Sie sind Philosoph. Sie legten doch niemals Gewicht auf derlei Förmlichkeiten. Es sind hohle, dumme Förmlichkeiten.“

„Gewiß, das sind sie“, antwortete der Dichter, „allein, wenn die hohlen dummen Förmlichkeiten an einem solchen Tage ausbleiben, dann ist man pfutsch! Dann hat man ein verlorenes Leben hinter sich. Ein verlorenes Leben, Herr, wissen Sie, was das bedeutet? Am sechzigsten Geburtstag bestätigt zu finden, daß es nichts war, nichts und nichts! Und man hat doch seine Existenz geopfert der Ehre, hat sein Herzblut hingeschrieben für Anerkennung und Ruhm! Und ist zulezt ein vergessener, oder gar verachteter Gauch!“ Er gröhlte auf vor Schmerz.

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund, ich bitte, beruhigen Sie sich!“

„Ach, was wissen Sie, Professor, was Ehrgeiz heißt!“ stöhnte der Doctor aus seinem Schluchzen hervor.

„Auf meinem Lebenswege“, verjektete der Arzt, „begegnen mir ganz andere Übel, als der Ehrgeiz. An den Schmerzenslagern der Kranken, der Sterbenden sieht man, daß Ehre, Ruhm nichts, absolut nichts bedeuten.“

„Gerade in körperlicher Noth sieht man, was moralische Güter Ehre, Unsterblichkeit bedeuten!“ rief der Dichter.

„Das sind Dämonen“, entgegnete der Arzt gelassen. „Man sollte sie nicht aufkommen lassen. Ehrgeiz, Ruhmsucht sind weit gefährlicher, als jedes andere Laster, darum gilt unter den sieben Hauptsünden Hoffart als die erste. Nichts ist geistquälender und herztödtender, als unbefriedigter Ehrgeiz. Nichts wirkt so sehr zerstörend auf die edlen Eigenschaften einer tiefangelegten Persönlichkeit, als unbefriedigter Ehrgeiz. Nicht allein am Mißerfolge, auch am Erfolge kann man zugrunde gehen. Ruhm ist wie Arsenik, wer ihn gewohnt ist, der kann ihn nicht mehr missen. Rühmen ihn andere nicht, so rühmt er sich selbst, und der Größenwahn ist fertig. — Geniale Menschen, die von ihren Zeitgenossen umschmeichelt, gerühmt, angebetet werden — sie hätten nichts Wichtigeres zu thun, als Bescheiden-

heit zu lernen, sich täglich ein paar Stunden in Demuth zu üben, denn es kommen Zeiten, da sie diese Tugenden wohl zu brauchen haben werden. Zeiten, da sie verbittern und verzweifeln müßten ohne wahre, aufrichtige Demuth. — Nein, lieber Doctor, so weit sind wir noch nicht. In Ihren Literaturwerken haben Sie von hoher Lebenswarte aus die irdischen und menschlichen Werte treffend geschätzt. Bleiben Sie auf dieser hohen Warte, steigen Sie nicht herab, um Chimären zu suchen.“

„So abstract, Professor, so grausam abstract!“ entgegnete der Doctor. „Unsereiner ist nicht Künstlerphilosoph, er ist Künstlernatur. Er dürstet nach Anerkennung genau nach denselben Naturgesetzen, wie der Fiebernde nach Wasser dürstet! Dafs alles vergänglich ist, dafs es keine Unsterblichkeit mehr gibt, besonders in unserer raschen, talenteproducierenden Zeit, das wissen wir freilich. Aber wenigstens solange man lebt, will man unsterblich sein. Nein, nein, nur sein Theil will man haben. Dem Straßenkehrer seinen Lohn, dem Schriftsteller seine Ehre! Wie der Hirsch nach dem Quell, so lechze ich nach Ehre! Jeder Droschkenführer feiert sein Jubiläum, und mir, dem die Literatur, die Schriftstellerwelt, das Volk so viel verdankt, mir nichts, nichts, nichts! Verdammtes Gefindel, undankbares!“ Er sprang auf, stieß den Tisch um und schleuderte ihn mit einem Fußtritt quer über das Zimmer hin.

Der Arzt suchte ihn zu besänftigen. „Ich begreife ja Ihren Unmuth“, sagte er, „doch warten Sie, Sie sollen sehen, dafs Sie nicht vergessen sind, es wird Ihnen noch eine sehr angenehme Überraschung zutheil werden.“

Dem der Arzt hatte einen Plan. Zwar wußte er recht wohl, wodurch es sich dieser Dichter bei der Presse und beim Publicum verdorben hatte. Einerseits der übergroße Freimuth, andererseits ein brutaler Eynismus in den Schriften hatten ihm den Hals gebrochen. An eine Wiedergeburt seines einstigen Ruhmes war nicht mehr zu denken, und doch sollte er sein Jubiläum haben. So viele Freunde und gutmüthige Menschen glaubte der Arzt noch aufzubringen, um dem armen Manne eine Komödie vorzuspielen, die, eben weil sie Komödie war, sich nicht viel von anderen Jubiläen unterscheiden sollte. Vielleicht konnte der Doctor doch wieder ins Gleichgewicht gebracht werden.

Es blieb bei der Absicht. Schon in der nächsten Woche erkrankte der Dichter heftig an einem Nervenfieber, in dessen Delirium die letzten Funken eines einst so lebhaften, starken Geistes flackernd verloschen sind.

## Ist das Hypnotisieren schädlich?

Von G. W. Gersmann.

Obzwar das Hypnotisieren zu Vergnügungszwecken in öffentlichen Localen sowie auch in Familientreisen dank der hiegegen erlassenen polizeilichen Vorschriften in den letzten Jahren bedeutend abgenommen hat, gelangen doch ab und zu Nachrichten von Schädigungen solcher Personen, welche Laien als hypnotische Medien gedient haben, in die Öffentlichkeit und mag es deshalb unseren geneigten Leserinnen nicht unwillkommen sein, wenn wir einmal die Frage der Gefährlichkeit des Hypnotismus einer Erörterung unterziehen. Im vorigen Jahre waren es bekanntlich zwei sensationelle Vorfälle, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Laienhypnose hinlenkten; wir meinen den Fall Salamon — Neukomm in Ungarn und den Fall Bedlik — Czynski in München.

Wie vielleicht noch erinnerlich, hat im Sommer vorigen Jahres der Hypnotiseur Herr Neukomm aus Werischek in Ungarn ein Fräulein Ella von Salamon über Einladung von deren Eltern wiederholt gegen neurasthenische Beschwerden, Migräne zc. mit bestem Erfolge hypnotisiert. Das Fräulein befand sich jedesmal nach der Hypnose bedeutend wohler, so daß die Eltern keinen Anstand nahmen, die Hypnotisierungen schließlich fast täglich vornehmen zu lassen. Die Versuche wurden anfangs bloß in kleinem Kreise angestellt, als sich aber später zeigte, daß das Medium vorzüglich war und nicht nur die gewöhnlichen hypnotischen Paradekunststücke, als da sind: Kataleptisierung einzelner Gliedmaßen, Ausführung von posthypnotischen Suggestionen zc. sehr wohl gelangen, sondern auch anscheinend hellsehende Fähigkeiten sich einstellten, wurde jede Gelegenheit benützt, um neuen Gästen diese Wunder des Hypnotismus zu demonstrieren. Neukomm hatte einen kranken Bruder, über dessen Krankheit die Ärzte nicht recht ins Klare kommen konnten, der Hypnotiseur pflegte nun Fräulein von Salamon, wenn sie in tiefer Hypnose war, über den Zustand seines Bruders zu befragen und soll dieselbe thatsächlich die Krankheit mit einem, für eine medicinisch nicht gebildete Dame, ganz erstaunlichen Aufwande von Gelehrsamkeit beschrieben und Mittel dagegen angegeben haben. Als eines Tages wieder die Hypnotisierung vorgenommen werden sollte und

Fräulein von Salamon eben im Begriffe war sich in Hypnose versetzen zu lassen, stieß sie plötzlich einen durchdringenden Schrei aus und fiel todt zu Boden. Dieser plötzliche Todesfall erschütterte die Anwesenden umsomehr, als das Befinden des Fräuleins in der letzten Zeit ein bedeutend besseres gewesen war und nichts auf den nahen Eintritt einer derartigen Katastrophe schließen ließ. Es lag nahe, irgend einen Zusammenhang zwischen der Hypnose und dem Tode zu vermuthen, wenn schon wissenschaftlicherseits gar keine Anhaltspunkte dafür vorliegen, welche einen derartigen Zusammenhang rechtfertigen könnten. Im Gegentheile ergab die nachfolgende Untersuchung des Fräuleins von Salamon ein weit vorgeschrittenes Gehirn- und Herzleiden, welches als sicher erscheinen läßt, daß der Tod infolge irgend einer beliebigen freudigen oder traurigen Aufregung jede Minute hätte eintreten können. Für die Gegner des Hypnotismus sind derartige Vorkommnisse natürlich Wasser auf die Mühle und ist es erklärlich, daß dieselben solche Ereignisse dazu ausnützen, um die hypnotische Therapie bei dem großen Publicum zu discreditieren. Der zweite erwähnte Fall gieng für die Hypnotisierte, eine Freiin von Zedlig nicht so tragisch aus, indem dieselbe durch die bei der Gerichtsverhandlung zur öffentlichen Kenntniss gelangten Thatfachen höchsten das Odium der Lächerlichkeit auf sich geladen hat. Das Substrat der Verhandlung war Folgendes. Seit mehreren Jahren hat der sich als Professor ausgebende Abenteurer Lubicz Gzynski in verschiedenen Städten Deutschlands unter dem pompösen Namen Professor Dr. Gzeslaw Lubicz Gzynski, Occultist laureatus, Ritter &c. Vorträge über Occultismus und Hypnotismus mit Demonstrationen gehalten und sich gerühmt, durch sein occultes Wissen alle Krankheiten heilen zu können. Er richtete vorübergehend auch Kliniken ein und soll thatsächlich durch Anwendung des suggestiven Heilverfahrens einige gelungene Curen erzielt haben. In Dresden machte er hiedurch die Bekanntschaft der auf ihren Gütern lebenden Baronin Hedwig von Zedlig, einer sehr religiösen und vermögenden, dem Spiritismus ergebenen achtunddreißigjährigen Dame, welche mit einem nervösen Magen- und Kopfleiden behaftet war und ebenfalls dagegen Heilung suchte. Herrn Gzynski, der sich immer in Geldverlegenheiten befand, war ein derartiges Goldfischlein willkommen und er beschloß, diese Patientin dadurch dauernd an sich zu fesseln, daß er ihr einmal nach der hypnotischen Behandlung eine Liebeserklärung machte und sie nach einiger Zeit soweit brachte, daß sie einwilligte, sich von ihm ehelichen zu lassen.

Gzynski, welcher verheiratet, und dessen nun schleunigst eingeleitete Scheidungsangelegenheit nicht in seinem Sinne erledigt worden war, trat nun zum Protestantismus über und machte die Bedingung, daß die Verlobung und später folgende Trauung geheim gehalten werden müsse, da er politisch compromittiert sei und man ihm Schwierigkeiten in den Weg legen würde.



Die Baronin war leichtgläubig genug, dem Schwindler auf den Leim zu gehen und ihm auch freiwillig bedeutende Geldgeschenke zu machen, bis endlich im Monate Februar 1895 alles soweit gediehen war, um die Trauung vorzunehmen. Aus bisnun nicht aufgeklärten Gründen zog es Czynski vor, den Agenten Bartalski, ein ebenfalls nicht ganz einwandfreies Individuum, dazu zu veranlassen, daß er eine Person stelle, welche eine Scheintrauung vornehmen sollte. Diese wurde thatsächlich am 8. Februar in einem Hotelzimmer in München vollzogen. Soweit war alles gut gegangen. Aber der Vater und Bruder der Baronin hatten von der Affaire Wind bekommen und fanden sich bald darauf in München ein, um den Czynski zur Rede zu stellen und die Trauungsdocumente zu verlangen. Als dieser nach längerem Zögern sich endlich herbeiließ, einen gefälschten Trauschein vorzuweisen, wurde er angezeigt und sofort in Gewahrsam genommen. Der nun eingeleitete Proceß, der sehr interessant war und in welchen die beigezogenen medicinischen Sachverständigen sehr widersprechende Gutachten abgaben, drehte sich hauptsächlich um die Frage, ob der Angeklagte die Baronin durch hypnotische Beeinflussung zum Eingehen der Ehe mit ihm gezwungen habe, oder nicht. Obwohl aus dem Gutachten zweier Sachverständiger, sowie aus der ganzen Sachlage augenscheinlich hervorgieng, daß eine derartige Beeinflussung stattgefunden hatte, sprachen die Geschworenen den Czynski dennoch frei.

Wir haben in den vorerwähnten zwei Fällen zwei typische Beispiele für die Gefahren der Hypnose: der erste als physische, der zweite als psychische oder moralische Gefährdung einer Person durch den Hypnotismus.

Unterziehen wir diese beiden Fälle einer eingehenderen Betrachtung.

Erstens welche Gefahren für die physische Gesundheit einer Versuchsperson kann der Hypnotismus bergen?

Wenn wir die Literatur dieses Gegenstandes durchforschen, finden wir in erster Linie die Thatsache erwähnt, daß es vielfach vorkam, daß Personen, welche durch Sainenhypnotiseure in den künstlichen Nervenichlaf versetzt wurden, nicht gleich wieder zum Erwachen gebracht werden konnten, sondern oft Stunden, ja selbst Tage im schlafenden Zustande verblieben, bis sie endlich wieder von selbst frisch und gesund aufwachten. Das ist eine Erscheinung, welche schließlich den Versuchspersonen eigentlich keinen Schaden brächte, aber man stelle sich die Aufregung vor, die nicht allein den ungeschickten Hypnotiseur, sondern die ganze Gesellschaft, die Verwandtschaft des betreffenden Mediums ergreift, wenn sie sehen, daß das Eingeschlaferte nicht wieder zu sich kommt. In solchen Fällen wird dann ein Arzt gerufen, dem man aus Angst die Ursache des Schlafens verheimlicht, und der oft nicht erkennt, was vorgegangen ist. Das arme Medium wird dann durch verschiedene unangenehme Erweckungsversuche gepeinigt, demselben Medicinen eingeflößt, und diese gesammte Behandlungsweise ist

dann so recht geeignet, wirkliche Gesundheitsstörungen hervorzubringen. Es kommt dann auch mitunter vor, daß partielle oder totale Katalepsie eintritt und das Medium wie leblos daliegt. Wir waren selbst in der Lage, einen derartigen Fall zu constatieren, wo infolge einer Suggestion nach Tagen Katalepsie eintrat, die Versuchsperson plötzlich zusammenstürzte und bewegungslos blieb. Der in der Eile herbeigerufene Arzt constatirte einen epileptischen Anfall, ordnete die für diesen Fall nöthige Behandlung an, bis durch Zufall ein Hypnotiseur hinkam und als er hörte, was sich zugetragen hatte, sofort erkannte, daß es sich nur um eine infolge ungeschickter Suggestion spontan eingetretene Katalepsie handelte. Der Schlafende wurde mit dem Hypnotiseur in Rapport gebracht, und durch entsprechende Suggestionen binnen wenigen Minuten wieder hergestellt. Als des nächsten Tages der Arzt nachsehen kam und den vermeintlichen Epileptiker frisch und munter vorfand, schüttelte er bedächtig das Haupt und meinte, daß ihm so ein Fall in seiner Praxis noch nicht vorgekommen sei.

Nicht immer geht es aber so rasch, man muß froh sein, wenn man die Somnolenz in natürlichen Schlaf überzuführen vermag und der Schläfer mit einigen Stunden unfreiwilligen Schlafes davontömmet.

Unangenehme Zwischenfälle können auch eintreten, wenn man eine Person hypnotisirt, welche an epileptischen, hysterischen oder Herzkrämpfen leidet. Da stellt sich häufig ein Krampfanfall ein, welcher den Laienhypnotiseur in Bestürzung versetzt, ein widriges Schauspiel für die Zuseher abgibt und endlich zu vermeiden gewesen wäre.

Sehr häufig werden auch durch ungeschickte Suggestionen Zustände herbeigeführt, welche unter Umständen sogar lebensgefährlich werden können. Suggestirt man nämlich den Medien Handlungen, deren Ausführung denselben unmöglich sind, oder auch solche, die ihnen sehr widrig sind, so daß sie dieselben nicht auszuführen vermögen, so tritt meistens infolge des inneren Kampfes, welchen sie gegen die Suggestion führen, spontane Hypnose oft mit Krampferscheinungen complicirt ein, und dauert es dann in der Regel mehrere Tage, bis das gewöhnliche Normalbefinden wieder eingetreten ist.

Einen extremen Fall dieser Art erzählt Eliphas Lewi (Abbé Constant), der bekannte occultistische Schriftsteller.

Zwei Studenten in Paris lockten eine Näherin auf ihr Zimmer, um mit derselben sogenannte magnetische Experimente anzustellen. Nachdem sie verschiedene Versuche mit ihr gemacht hatten, suggerirten sie ihr, sie möge sich im Geiste in die Hölle begeben und sich dort umsehen. Das arme Mädchen weigerte sich, bat, weinte und flehte, man möge ihr diese Aufgabe schenken. Aber die beiden Experimentatoren blieben unerbittlich und bestanden auf der Ausführung der Suggestion; da stieß das Mädchen einen entsetzlichen Schrei aus und stürzte todt zu Boden. Es ist ja bekannt,

dass ein heftiger Schreck zu tödten vermag, und dieser Fall dürfte eben auch da eingetreten sein.

Sei dem aber wie immer, ob nun vorkommendenfalls die Suggestion an einem derartigen Unglücke Schuld trägt, oder ob auch die Lebensuhr der betreffenden Person sowieso abgelaufen wäre, ein derartiger Zwischenfall wird dem Hypnotiseur stets Gewissensbisse bereiten und ist jedenfalls auch nicht geeignet, die Zuseher zu befriedigen und die Zuversicht in die neue Heilmethode zu steigern.

Sehr oft bleibt auch nach einer ungeschickten Hypnotisierung Kopfschmerz, Abgeschlagenheit, Schmerzen in den Gliedern zc. zurück. Ebenso verursachen die bekannten Versuche mit Geschmackstauschungen, wobei man eine hypnotisierte Person Erdäpfel für Birnen essen, oder Tinte anstatt Wein trinken lässt, unter Umständen ganz unangenehme gesundheits-schädliche Nachwirkungen. Was ist nun hiegegen zu thun?

Erstens hypnotisiere man nie vor vielen Zusehern und zu Unterhaltungszwecken, denn die Hypnose ist ein zweischneidiges Schwert, welches in der Hand Unberufener oft mehr Schaden als Nutzen zu stiften vermag.

Zweitens versichere man sich stets vor Beginn eines derartigen Experimentes, ob die Versuchsperson vollkommen gesund ist und nicht an Krämpfen, Asthma zc. leidet.

Drittens unternehme man nie eine Hypnotisierung gegen den Willen, respective ohne vollständige Einwilligung der Versuchsperson und endlich nie ohne Beisein eines mit dem Hypnotismus wohlvertrauten Arztes, welcher die Verantwortung für das zu Unternehmende trägt.

Wir kommen zur zweiten Frage:

„Welche Gefahren für den Geist und die Moral kann die Hypnose bergen?“ Die Gefahren dieser Art sind undenklich zahlreicher als die für die physische Gesundheit des Mediums, denn es ist erwiesen, dass man vermittelst der Suggestion schon bei einer nicht hypnotisierten, aber willensschwachen Person was man nur will zu erreichen vermag.

Es wurde vielfach behauptet, dass die Wirkungsfähigkeit der Suggestion nur soweit gehe, als es der mehr oder minder hohe moralische Standpunkt der Versuchsperson zulasse, d. h. dass eine moralische Person nie durch die Suggestion zu einer unmoralischen Handlung verleitet werden kann. Das hat seine bedingungsweise Richtigkeit. Wenn man eine anständige Person hypnotisiert und ihr aufträgt, einen Mord oder ein sonstiges Verbrechen zu begehen, so wird sie es nicht sofort thun, es werden unangenehme physische Zwischenfälle eintreten, wenn sie diese Suggestion ausführen soll, sie wird vielleicht bewusstlos werden, Krampfanfälle erleiden, aber den Mord nicht vollziehen. Wird aber durch eine Reihe von Hypnotisierungen hindurch stets dieselbe Suggestion angelegt, so wird der Widerstand der Moral in dem Maße schwächer, in welchem

der Rapport zum Hypnotiseur wächst und nach zehn, zwanzig oder vielleicht fünfzig Hypnotisierungen wird der Einfluss der Moral soweit unterdrückt sein, dass die Suggestion zur Ausführung gelangt.

Es ist dadurch die Möglichkeit, eine Person zur Liebe, zur Ehe u. auf hypnotischem Wege zu zwingen, ganz evident dargelegt.

Sowie man eine moralisch verkommene Person durch Suggestionen zu einem anständigen Individuum heranzubilden vermag, sowie man auf diesem Wege üble Leidenschaften, Gewohnheiten, Unarten u. abzustellen vermag, so kann man auch das Gegentheil bewirken.

Es ist bekannt, welcher verderblichen Einfluss schon im gewöhnlichen Leben eine schlechte Gesellschaft auf einen moralischen Menschen auszuüben imstande ist, um wieviel mehr gilt dies nicht für die Hypnose, wo der eigene Wille, die Widerstandsfähigkeit nahezu gänzlich aufgehoben ist.

Aber abgesehen davon, wie sehr ist ein gewissenloser Hypnotiseur nicht in der Lage, die momentane Bewusstlosigkeit und Hilflosigkeit seines Mediums auch in physischer Beziehung auszubenten, und wird die Entdeckung derartiger hypnotischer Verbrechen noch durch die Möglichkeit erschwert, dem Medium durch Suggestion die Erinnerung an das Vorgefallene zu benehmen. Man ist auf suggestivem Wege imstande, eine Person gänzlich ihres Willens, ja ihres Verstandes zu berauben, ohne dass die Verwandten derselben auch nur zu ahnen vermögen, wieso diese Umwandlung zuwege gebracht wurde.

Wie wir sehen, sind also die moralischen und psychischen Gefahren der Hypnose sehr zahlreiche, so dass es gar nicht möglich ist, dieselben auch nur halbwegs vollzählig anzuführen.

Wenn aber das Gesetz schon durch Verbote gegen die Ausübung des Hypnotismus durch Laien eintritt, so sollte es auch im allgemeinen die Ausübung der Hypnose regeln und nie gestatten, dass bei Vornahme hypnotischer Curen nur Arzt und Patient allein seien. Es ist im Interesse dieser beiden Personen gelegen, einen Ehrenzeugen beizuziehen, denn es könnte ja auch einmal der Spieß umgekehrt werden und das Medium den Hypnotiseur ungerechterweise ehrenwidriger oder gar verbrecherischer Handlungen bezichtigen.

Was aber diese Art der Gefahren der Hypnose anbetrifft, so gibt es dagegen einen sehr ausgiebigen und einfachen Schutz, welcher besagt: Hypnotisiere oder lasse dich nie hypnotisieren, wenn nicht mindestens ein, besser aber noch, zwei Ehrenzeugen dabei anwesend sind.



## Eine traurige Versammlung.

Von Ferdinand Groß.<sup>1)</sup>

**I**ch erfinde nichts, ich berichte nur. . . . Spät abends war es, als ich durch die Straßen schlenderte, der Kälte, dem Schneewehen zum Trotz. Das wetterliche Ungemach war mir gar nicht unangenehm, es gieng mir scharf erfrischend auf die Nerven, und ich hatte Erfrischung, Abkühlung nöthig. Mein Kopf war voll schrecklicher Bilder — ich hatte allerlei über die sociale Frage, über Pauperismus und Massenelend gelesen, und nun wollte ich mir die düsteren Eindrücke weglaufen. Aber mit des Zufalls Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten. Anstatt die traurigen Eindrücke, die der Tag mir gebracht hatte, zu bannen, beschwor ich, ohne es zu ahnen oder zu wollen, nur neue Bilder socialen Jammers vor mein geistiges Auge, und gerieth vom Regen in die Traufe.

Als ich nämlich vor einen vielbesuchten fashionablen Gasthof gerieth, sah ich Duzende eleganter Wagen, eigener und gemieteter, und es entstiegen ihnen Herren in schützenden Pelzen mit hochaufgestellten Kragen, Damen in anschließenden, bis zu den Füßen hinabreichenden Mänteln, und das alles drängte sich über die taghell erleuchtete Haupttreppe empor zu dem im ersten Stockwerke gelegenen Saale, wo man schon so viele toastreiche Banketts und unbeschreiblich fröhliche Tanzfeste abgehalten hat. Ohne zu fragen, ob ich willkommen sei, ohne zu überlegen, was ich da oben zu suchen habe, gieng ich mit hinauf Stufe für Stufe, und so ward ich Zeuge einer der erschütterndsten Kundgebungen der socialen Frage — Zeuge von Scenen, die ein Menschenfreund nur mit tiefer Trauer im Herzen verzeichnen kann. . . .

Die Herren und Damen, zumeist geleitet von gallonierten Dienern, die ihnen vor dem Eintreten in den Saal die Oberkleider abnahmen, suchten sich nach Belieben Plätze in den Sitzreihen. An der Stirnwand des Saales war eine Estrade aufgerichtet, auf dieser ein Präsidententisch

<sup>1)</sup> Aus dessen Sammlung: „Ungebunden“. Geschichten und Skizzen. (Wien. Georg Szelinski. 1895.)

mit der dazu gehörigen Glocke, dazu eine Rednerkanzel. Eine junger Mann, Frack, weiße Cravatte, im Knopfloch eine duftlose, weiße Camellie, erklimmte etwas schwerfällig die Estrade. Auf ihrem Gipfel angelangt, klemmte er sich ein Monocle ins linke Auge, zog ein zusammengefaltetes Blatt Papier aus der rechten Brusttasche des Fracks und las dann ohne besondere Schwierigkeiten folgende Zeilen vor: „Meine Damen und Herren! Da ich so frei war, Sie zu dieser Versammlung einzuberufen, begrüße ich Sie herzlich, und bitte Sie, einen Präsidenten zu wählen.“ Lebhafter Beifall beantwortete diese Ansprache. „Ein vorzüglicher Redner, dieser Springfeld“, sagte neben mir ein Herr, der sich von dem Gegenstande seiner Bewunderung nur dadurch unterschied, daß er das Monocle im rechten Auge trug. Nun ertönte es im Chor: „Springfeld! Springfeld!“ Der also Geehrte nahm die ihm dargebrachte Ovation mit der Würde eines Imperators entgegen. Er wußte, was er erreicht hatte: er war per acclamationem zum Vorsitzenden bestimmt worden. Eine einzige gute Idee genügt eben unter Umständen, um einem bis dahin kaum Beachteten den Ruhmeslorbeer auf die Stirne zu drücken. Eine solche Idee war in Springfelds Kopf geboren worden — und jetzt erntete er die köstliche Frucht: jubelnde Verehrung der Zeitgenossen.

Nachdem der erste Rausch der Begeisterung sich gelegt hatte, ergriff der Gefeierte wieder das Wort. Diesmal hatte er nichts Aufgeschriebenes, das er hätte lesen können, sondern er sprach frei, ein wenig unsicher, aber für jemand, der aufmerksam folgte, immerhin halbwegs verständlich. Soviel ich von seinen Auseinandersetzungen begriff, erinnerte er die Versammlung daran, daß heutzutage alle durch Beruf oder Standesinteressen Zusammengehörigen sich auf dem Wege von Vereinen oder Congressen über ihre Wünsche, Hoffnungen und Leiden gemeinsam auszusprechen pflegen. Daher habe sich ihm der Plan aufgedrängt, auch diejenigen zum Aneinander-schlusse zu berufen, die nicht so glücklich seien, eine ständige Beschäftigung zu haben, ihre Fähigkeiten in irgend einem Amte, irgend einer Stellung bethätigen zu können. In den Annalen unserer Gesellschaft werden dieser Tag und diese Stunde eine wichtige Rolle spielen, denn sie bezeichnen das Stattfinden des ersten Congresses der Arbeitslosen. (Stürmischer Applaus.)

Es wurde nun zur Wahl eines Schriftführers geschritten. Ein wohlbeleibter Herr aus der Mitte der Versammelten erhob sich und schlug zwei den meisten bekannte junge Herren vor. Einer von ihnen, der letzte Sprössling eines seit Jahrhunderten als unbegabt renommierten Geschlechts, lehnte die ihm zugedachte Ehre mit der Bemerkung ab, daß ihm wegen ererbter Kurzsichtigkeit das Lesen und Schreiben Beschwerden verursache, weshalb er bäte, die Wahl auf einen Würdigeren zu lenken. Nach längerer Debatte einigte man sich auf zwei Persönlichkeiten; sie waren bereit,

die Pflichten des Schriftführerthums auf sich zu nehmen, stellten jedoch die Bedingung, daß sie das Protokoll möglichst kurz halten dürften, und daß ihnen nicht etwa durch nachträgliche Reclamationen Irrthümer in ihrer Auffassung zum Vorwurfe gemacht würden. Nachdem man die Wackeren über ihre Scrupel genügend beruhigt hatte, wurden die Verhandlungen eröffnet. Auf der Tagesordnung stand ein einziger Punkt: „Hilfe für die Arbeitslosen.“

Als erster Redner hatte sich der in den weitesten Balletkreisen gefeierte Banquier Silberthal gemeldet. Seine kurze, kugelrunde Gestalt sat in einem Anzuge von der neuesten und elegantesten Art. An dem kleinen Finger seiner linken Hand bligte ein Diamantring, der unter Brüdern mehr wert ist, als sein Eigenthümer. Herr Silberthal leidet an Asthma, wodurch der Eindruck seiner unleugbar vorhandenen Beredsamkeit erheblich geschwächt wird. . . . In den Hauptzügen seiner Auseinandersetzungen sagte er beiläufig Folgendes: „Werte Genossen und Genossinnen! Es ist hoch an der Zeit, daß endlich auch wir unsere Stimme erheben, wir, denen das Schicksal die Günstigkeit versagt hat, uns das tägliche Brot mühsam erwerben zu dürfen. Es wird heutzutage viel über die sociale Frage gesprochen, und auch an den kunterbuntesten Vorschlägen zu ihrer Lösung fehlt es wahrlich nicht. Aber — es muß das einmal nachdrücklich betont werden — man hat diese bedeutsame Frage bisher nicht von ihrer wichtigsten und merkwürdigsten Seite beleuchtet. Leute von ungenügender Einsicht, befangen in Vorurtheilen, meinen und geben der Meinung fortwährend Ausdruck, daß die sociale Frage nur die Armen und Glenden betreffe, nur diejenigen, die von ihrer Hände Arbeit nothdürftig leben. Das ist eine Irrlehre, ein Ammenmärchen! Zu bedauern ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen in erster Linie der Müßiggänger (Bravo! Bravo!), zu bedauern sind die Arbeitslosen unserer Kategorie, die nicht arbeiten, weil sie nichts gelernt haben, die von einem harten Schicksale zu unausgesehntem Genuße Verdammten. Ich leugne nicht, daß der Bettler, der Arbeiter ohne Beschäftigung manche Unannehmlichkeit zu ertragen haben, und daß selbst die mit Arbeit Versehnen Ursache finden mögen, über die Vertheilung der irdischen Güter Klage zu führen. Aber sie alle, denen wir gewiß unser Mitgefühl entgegenbringen, ahnen in ihrer Einfalt nicht, wie viel Pein und Leid gerade uns auf der Welt beschieden ist. Ich würde gern eine Hälfte meiner Jahresrente darum geben (sich verbessernd :) oder sagen wir: ein Viertel, wenn ich es dahin brächte, mit Heißhunger gesottene Kartoffel zu erwarten. Ich habe einen vortrefflichen Koch — sein Salmis de gibier z. B. findet nicht seinesgleichen —, und wenn ich außer Hause speise, besuche ich nur die feinsten Restaurants. Einmal bin ich eigens nach Paris gereist, um dort eine Küchen-Novität, das Grand Véfour, zu versuchen. Verlassen Sie sich also auf meine Erfahrungen! Und glauben Sie

mir daher, wenn ich Ihnen versichere: mir mundet nichts mehr, keine Speise und kein Trunk. Alles erscheint mir schal und abgeschmakt. Wie oft, wenn ich mich übersättigt von der Tafel erhebe, beneide ich den Ärmsten, der im Wyl für Obdachlose einen Teller warmer Suppe für etliche Pfennige bekommt und sie mit Appetit des wirklich Hungrigen verzehrt. (Beifall. Einige Herren schwingen begeistert ihre Monocles.) Im Winter kommt unsereins nicht dazu, ehrlich zu frieren, im Sommer nicht dazu, sich von der Hitze bedrücken zu lassen. Wie sollte uns so etwas gelingen! Meine Equipage ist innen ausgepolstert, mein Zobelpelz hält mich warm, ich reise im Schlafcoupé, und wird das Wetter gar zu arg, so bleibe ich zu Hause in der ach! wohlgeheizten und mit schwellenden Teppichen belegten Stube. Von Mai bis October verweile ich in Curorten, Seebädern und Hochgebirgsstationen. Ich frage Sie: Ist das eine Existenz? Wo bleibt das dem Menschen angeborene Recht auf Entbehrungen? Wie oft male ich es mir als unsagbar herrlich aus, zu kämpfen, zu ringen und zu siegen oder — was noch schöner sein muß! — heldenhaft zu erliegen! Aber was nützt alle Sehnucht! Noch nicht eine Secunde lang konnte ich die Wonne des Kampfes durchkosten. Eine ungerechte Fügung legte mir eine Million in die Wiege; seither hat sich durch Erbschaften mein Vermögen vermehrt und immer vermehrt. Hunderttausend andere werden arm geboren und dürfen arm bleiben und sterben arm, und ihre vergeblichen Versuche, die Armut von sich abzuschütteln, bereiten ihnen Abwechslung, verschaffen ihnen anregende, interessante Daseinsepisoden. Geld macht nicht glücklich! Das ersehe ich am klarsten an mir. Und dabei darf ich mich nicht einmal als unglücklich gerieren, denn man würde es mir übel nehmen, man würde mir nicht glauben. . . . Ich bin Junggefelle und werde die Freuden der Familie nicht mehr kennen lernen. Hätte ich geheiratet, so würden Frau und Kinder an meiner Seite jenes traurige Wohlleben gefunden haben, das wir alle führen. Ja, wüßte ich, daß meinen Angehörigen Noth und Mühsal — diese Stahlbäder der menschlichen Energie — bevorstehen, so würde ich mir längst einen eigenen Hausstand gegründet haben. Aber so mitanzusehen, wie die Nächsten, die Liebsten zu einförmiger, ungestörter Behaglichkeit verurtheilt sind — nein, das habe ich mir wohlweislich erspart, um wenigstens nicht alle Unbill der Reichen ertragen zu müssen. Wohl kam mir in früheren Jahren manchmal der Gedanke, ein armes Mädchen zur Frau zu nehmen. Rechtzeitig stellte ich mir vor, wie unverantwortlich es von mir wäre, ein bevorzugtes Wesen dem ethisch unschätzbaren Kreise der Dürftigkeit zu entreißen und künstlich in die ungesunde Treibhausluft zu verpflanzen, in der wir athmen, weil wir eben müssen. Sie alle, ich bin dessen sicher, theilen meine Anschauungen, aber diese sollen nicht mehr verschwiegen bleiben, sondern hinausdringen in die Allgemeinheit, sollen Wurzel fassen



in den weitesten Schichten des Volkes, damit überkommene Irrthümer beseitigt werden. Wir wirken zu unserem eigenen Besten und zugleich zur Aufklärung einer unabsehbaren Schar Verblendeter, wenn wir diese Irrthümer beseitigen. Mein praktischer Vorschlag geht dahin, daß wir auf unsere Kosten eine populär gehaltene Flugschrift abfassen und gratis vertheilen lassen, in der ein- für allemal dargelegt wird, daß die Enterbten die wahrhaft Glücklichen, wir anderen die wahrhaft Bedauernswerten sind, und daß der Menschenfreund sich in erster Linie mit unserer Lage, nicht aber mit der der Besitzlosen beschäftigen sollte. . . .“

Der Erfolg dieser Rede war ungeheuer. Ein Sturm von Beifall rauschte dem Redner entgegen. Er wurde beglückwünscht und mit Complimenten überhäuft. Graf Sporcklau, dessen Kennpferde sich einer langjährigen Berühmtheit erfreuen, stellte den Antrag, Silberthals Vorschlag einer aus sieben Mitgliedern bestehenden Commission zur Vorberathung zuzuweisen. (Einstimmig angenommen.)

Zacharias Müller, Besitzer mehrerer schuldenfreier Zinshäuser, sprach nun seine Zustimmung zu Silberthals Rede aus und ergänzte diese mit dem Hinweise darauf, daß der strenge Winter den armen Leuten eine willkommene Gelegenheit verschaffe, sich durch Schneeschaufeln eine heilsame Körperbewegung und ein nettes Taschengeld zu verschaffen, während die hier versammelten Arbeitslosen die schwere Last tragen müssen, Soireen, Soupers, Diners zu besuchen, und im besten Falle — zur Erholung von solchen Anstrengungen — Schlitten zu fahren oder dem Eisport zu huldigen. Unter lauten Kundgebungen der Sympathie und Verehrung meldete eine Dame sich als Sprecherin.

Vorsitzender Springfeld: „Ich ertheile der Genossin Frau v. Wunderer das Wort.“

Frau v. W.: „Ich sehe nicht ein, warum bei einer Erörterung der socialen Frage nicht auch das weibliche Geschlecht sich Gehör verschaffen soll. Vorüber sind die Zeiten, da wir Frauen schweigen mußten. Heute dürfen auch wir unsere Wünsche und Beschwerden an den Tag bringen. Heute betrachtet man unsere Emancipationsbestrebungen nicht mehr vom ironischen Standpunkte aus. Deshalb hoffe ich, bei Ihnen, verehrte Anwesende, gerade so viel Aufmerksamkeit zu finden, als wenn der Zufall mir die Bierde eines Schnurrbartes bescheert hätte. . . . Ist vom Jammer der Arbeitslosen die Rede, so dürfen wir Frauen nicht übergangen werden. Wer verspürt den Druck dieses Glendes mehr als wir? Betrachten Sie Lebenslauf und Tagewerk der arbeitslosen Frau, und Sie werden mir zugeben, daß das sogenannte Weib aus dem Volke ganz ungerechtfertigt als Object der öffentlichen Theilnahme betrachtet und verhätschelt wird. Dieses Weib aus dem Volke kann seine Liebe zu Mann und Kindern leicht rührend manifestieren, indem es mit ihnen hungert und darbt und

friert. Wie sollten wir es zuwege bringen, den unserigen ein schweres Leben zu erleichtern, wenn die unserigen kein schweres Leben zu tragen haben! Es liest sich ergreifend, wenn in Romanen erzählt wird, wie das arme Weib die Nächte an dem ärmlichen Lager des franken Mannes durchwacht, in banger Sorge darum, woher sie den Arzt und Apotheker bezahlen werde. Zu solcher Danksagung bringen wir es leider niemals. Das Geld für Medicamente liegt hundertfach bereit, der Arzt wird zu Neujahr seine Rechnung senden und sie pünktlich berichtigt erhalten. Diese Monotonie der Sorglosigkeit wirkt lähmend auf Geist und Herz; wie gern gäben wir sie hin für einige Tage aufrichtiger Verzweiflung! Wer das Traurige unserer Lage voll und ganz erkennen will, der halte sich vor Augen, wie uns die Zeit vom Erwachen bis zum Einschlafen täglich verläuft! Früh morgens, wenn für die viel bemitleidete andere Gattung der Arbeitslosen die Plage damit beginnt, daß sie ihre Kinder waschen, ankleiden, mit Frühstück versehen und in die Schule schicken müssen, bringt man uns den warmen Kaffee zum Bette, und, da wir doch nichts Besseres thun können, schlafen wir dann noch ein halbes Stündchen in weichen Pfühlen. Hierauf zwingt uns nichts, ungenügend bekleidet in die frische Morgenluft hinauszumwandern, sondern das laue Bad erwartet uns in der Wanne, und kaum haben wir es absolviert, so rückt die Friseurin uns an den Leib, ordnet uns die Haare und läßt sich mit empörender Gefügigkeit etwaige Ausbrüche unserer üblen Laune gefallen. Nach dem Frisieren die Toilette! Aber nicht das Anlegen eines einzigen Gewandes, das Gott uns geschenkt hat, sondern die Qual der Wahl, die Schwere der Entscheidung und gar oft der Ärger darüber, daß wir nicht das Richtige getroffen haben! Gegen Mittag fahren wir aus. Brauche ich Ihnen erst zu sagen, welche Bürde diese Visiten bilden? Die Zahllosen, die uns beneiden, sollten einmal versuchen, hintereinander zehn oder zwölf Besuche zu machen, überall gleich lebenswürdig zu sein, niemand zurücksetzen, niemand bevorzugen. Neulich erst entdeckte ich, daß ich mit zehn fälligen Besuchen im Rückstande sei. Denken Sie nur: zehn Besuche! Und ich gelobte mir, vom nächsten Tage an ein neues Leben zu beginnen und fortan in Visiteangelegenheiten militärisch pünktlich zu sein. Hat ein Weib aus dem Volke je solche Sorgen? Es arbeitet, plagt sich und geht abends, zufrieden mit sich selbst, zu Bette und schläft ruhig ein. Ich will Sie nicht damit ermüden, Ihnen meine schlaflosen Nächte aufzuzählen. Seit einer Woche bin ich nicht vor drei Uhr morgens nach Hause gekommen. Um die Zeit denkt manches glückliche Weib aus dem Volke daran, bald das ärmliche Lager zu verlassen. . . . Nach den Mittagsbesuchen Dejeuner. Dann Conferenz mit dem Schneider. Was wissen unsereneiderinnen von solchen Kümmernissen! Sie tragen schlecht und recht ihr Stück Gewand ab, bis es unbrauchbar geworden ist, wir aber sind die Slavinnen der

Toilette! Zwischen der Conferenz mit dem Schneider und dem Diner lassen wir unsere Kinder zu uns kommen, küssen sie zärtlich und lauschen theilnahmsvoll dem Berichte der Gouvernante über die Kleinen. Nach dem Diner Theater. Sie wissen, welche Irrwege die moderne Bühne wandelt. Das Weib aus dem Volke kümmert sich nicht darum, wir Arbeitslosen jedoch seufzen unter dem traurigen Eindrucke, den die modernste dramatische Kunst hervorbringt, und haben wir eine Verirrung derselben überstanden, so dürfen wir uns nicht der stillen Reflexion darüber hingeben, sondern müssen in die Welt gehen, lächeln und himmlische Rosen ins irdische Leben weben — so peitscht unsere sociale Stellung uns Tag und Nacht und läßt uns kaum zu Athem gelangen. Die Frauen, die sich unglücklich fühlen, würden uns bedauern, statt unser Bedauern für sich zu fordern, wenn sie ahnten, wie es um unieren Glanz bestellt ist, wie theuer wir ihn zu erkaufen haben. (Minutenlanger Applaus.) Ich möchte die Siebener Commission bitten, auch die von mir vorgebrachten Momente in Betracht zu ziehen.“

Baron Pfenniger beantragte nun die Annahme folgender Resolution: „Der heute versammelte Congress der Arbeitslosen beschließt in seiner ersten Sitzung die Erwartung auszusprechen, daß die Regierung und das Parlament sich seiner Mitglieder werththätig annehmen werden, und gibt der Hoffnung Raum, daß die bisher irrefeleitete öffentliche Meinung nicht länger anstehen wird, zu errathen, in welchem Lager der Gesellschaft die des allgemeinen Mitleides thatsächlich Würdigen zu finden sind, und welche Gattung von Arbeitslosen Anspruch machen darf auf Besserung ihrer Lage.“

Dieser Resolution stimmte die ganze Versammlung begeistert bei. . . . Ich gebe dem Publicum davon Kenntniß, damit es den Weg finde zum Urquell der Wahrheit in Sachen der socialen Frage.

## Stwas über Bau und Einrichtung unserer Wohnhäuser.

**S**o sind die Leute. Sie fühlen das Unpassende, Unbequeme, kommen aber gewöhnlich nicht zum Bewußtsein, worin es liegt und wie man es ändern könne. In Wohnung und Kleidung ist das Zweckmäßige allein geschmackvoll und der feinste Luxus ist geschmacklos, wenn er der Zweckmäßigkeit zuwiderläuft.

Der Director der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark, hat im „Kunstwart“ einen Aufsatz über den Bau und die Einrichtung des deutschen Wohnhauses veröffentlicht, der auch für uns in Osterreich gute Lehren enthält und dem wir deshalb das Folgende entnehmen:

Es ist eine alte Erfahrung, daß eine Geschmacksrichtung etwa ein Menschenalter, also zwanzig bis dreißig Jahre, vorhält. Das ist der Zeitraum, der dem Manne zu schaffen vergönnt ist. Dann kommt ein neuer Geschmack, der in allen Punkten dem vorhergehenden entgegengesetzt zu sein pflegt. So weit der Pendel nach links geflogen, schwingt er nach rechts zurück.

Viele von uns erinnern sich der „guten Stube“ vor 1870. Eine Fülle von Licht ergoß sich durch die klaren Gardinen über die Mahagonimöbel mit ihren schwarzen Bezügen und den weißen „Antimacassar“ darauf, über die Kupferstiche an den Wänden, den mageren kleinen Teppich unter dem ovalen Sophasisch mit seinen Albums und Prachtwerken. Der Hauptschmuck war die Sauberkeit, und die Poesie der großen Jahres- und Familienfeste durchwehte den Raum.

Dann kam der Aufschwung nach 1870. Wir traten das politische und wirtschaftliche Erbe der Arbeit von Generationen an, und wie wir uns politisch auf eigene Füße gestellt hatten, so wollten wir auch in der Architektur und in der Industrie uns vom Einfluß des Auslandes frei machen. Nicht aus Frankreich oder England wollten wir die Vorbilder holen, sondern aus unserer eigenen Vergangenheit. Die Erkenntnis, daß auch unser Volk zur Reformationszeit von der künstlerischen Bewegung der Renaissance gepackt worden, war von Forschern und Architekten eben erst gewonnen. Das gab die Parole: Deutsche Renaissance.

Innerhalb eines Jahrzehnts hatte die damals neue Richtung ihr Ziel erreicht. Das typische Wohnzimmer von 1880 war in allen Theilen ein Gegensatz zu der „guten Stube“, in der 1870 die heimkehrenden Krieger gefeiert waren. Die Fenster blieben auch im Sommer mit schweren dicken Gardinen verhängt. Durch bunte oder trübe Scheiben drang spärliches Licht. Statt des ausländischen Mahagoniholzes herrschte unumchränkt das heimische Eichenholz und statt der glatten Formen die reichste Schnitzerei. Der Ornamentrausch hatte das deutsche Volk erfaßt, eine Freude an üppigem Schmuck, die den Aschenbecher und den Stiefelknecht nicht verschont ließ. Mit vollen Händen schöpfte man die Formen aus dem unermeßlichen Vorrath, den uns unsere Vorfahren hinterlassen. Bis 1890 hatte man in unerfülllichem Hunger nicht nur die eigentliche deutsche Renaissance in ihrem ganzen Verlauf, sondern auch das Barock und das so lange verachtete Rococo verschlungen.

Jetzt sind wir auch damit zu Ende. Was nun? Nach den Erfahrungen der letzten Jahrhunderte läßt sich unschwer im allgemeinen die Richtung bezeichnen, die nun logischerweise eingeschlagen wird. An Stelle der Facaden aus Ornament bei Fensterlöchern wird man glatte Wände als eine Beruhigung empfinden. Den Schnitzereien der schweren gebeizten Eichenholzmöbel wird man glatte, polierte leichte Formen vorziehen. Statt



der schmutzigen „Wurst-, Erbisen- und Sauerkrauttöne“ der Teppiche und Möbelstoffe wird man wirkliche Farbe willkommen heißen, nach der Überladung die Reize der Schlichtheit empfinden. Die künstliche Dunkelheit wird einer Flut von Licht weichen, und statt der Copie der historischen Stile, die jeder erlernen kann, wird man die Bethätigung des individuellen Geschmacks, der sich erziehen, aber nicht lernen läßt, am höchsten schätzen.

Daß das kommen würde, war längst zu sehen und ist auch längst gesagt worden. Daß es so plötzlich, und zwar wie ein Überfall von außen hereinbrechen würde, hat auch die überrascht, die es längst gefürchtet und die längst davor gewarnt haben.

Vor kurzem sah ich in unserer Nähe das kleine Wohnhaus — Dreifensterhaus — eines reichen Mannes, das den höchstentwickelten Typus der Epoche der Wiederbelebung der alten Stile bildete. Es war eben fertiggestellt. Der Schmuck der kleinen Küche hatte allein fünfzigtausend Mark gekostet, und die Wohn- und Schlafzimmer waren entsprechend eingerichtet. Was die von der Formenwelt der letzten drei Jahrhunderte erfüllte Phantasie des Architekten ersinnen und combinieren konnte, war aufgegeben, um kein Winkelchen unverziert zu lassen. Drei Dienstboten waren für die Reinhaltung all der Schnigereien, Profile, Giebel und Nischen der Decorationen besonders angestellt. Einige Tage später besuchte ich verschiedene alte Freunde in Berlin. Ich kannte ihre Wohnungen, die ich zuletzt in demselben altdutschen Stil eingerichtet gesehen hatte, nicht wieder. Alle Eichenmöbel waren verschwunden; keine Spur von Renaissance, Barock oder Rococo. Von den Decken und Wänden war aller Stuck heruntergeschlagen, die schlichtgestrichene oder mit einer englischen Tapete bedeckte Wand stieß ohne Boute oder Sims gegen die ganz schlichte weiße Decke. Schnigerei gab es nicht mehr, die Fenstervorhänge waren auf das bescheidenste Maß zurückgegangen, oder fehlten ganz. Alles war hell, licht, einfach, und an die Stelle der Form war die Farbe getreten.

In Berlin haben die Gesellschaft und die Künstlerkreise im Princip mit dem Cultus der historischen Stile gebrochen. Sie sind darin England und Amerika gefolgt. Derselbe Umschwung bereitet sich überall vor.

Noch können wir jedoch die hohe coloristische Wirkung der alten einheimischen Bauweise in der Stadt und auf dem Lande studieren. Vielleicht nicht lange mehr, denn die Plankeneser geben durch ihre ganz unmotivierten Cementfacaden dem malerischen Wesen ihres Örtchens den Todesstoß, und in der Stadt schwindet die Architektur des vergangenen Jahrhunderts mehr und mehr. Hoffen wir, daß wir noch wieder Häuser erstehen sehen, die aus den heimischen Formen entwickelt sind, z. B. Gartenhäuser in demselben Sinne, wie die Engländer aus der alten malerischen Landarchitektur ihrer Heimat sich das Landhaus entwickelt haben,

daß sie nicht mit dem für uns anspruchsvoll klingenden Namen „Villa“, sondern als „Cottage“, das ist Hütte, Bauernhaus bezeichnen. Hier fehlt die schablonenhafte Gleichmäßigkeit in der Behandlung der Façade. Wie bei unseren alten Landhäusern sieht man auf den ersten Blick, daß keine Fenster angelegt sind, wo man sie innen nicht braucht, und daß große Zimmer größere, enge Zimmer kleinere, hohe Räume hohe, und niedrige Räume breite Fenster bekommen. Wir dagegen opfern ohne Nachdenken die Behaglichkeit und Bequemlichkeit der inneren Einrichtung dem „Vorzug“, hinter einer regelmäßigen Façade zu wohnen.

Am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hatte der große Denker Bacon den Zwiespalt zwischen dem Bedürfnisse des englischen Lebens und der unverständig auf kleine Verhältnisse übertragenen starren Regelmäßigkeit der italienischen Palastarchitektur schon erkannt, und er rief seinen Landsleuten zu: „Häuser werden zum Bewohnen, nicht zum Besehen gebaut. Zieht der Regelmäßigkeit die Bequemlichkeit vor, wo ihr nicht beides zugleich haben könnt. Häuser, die nur schön sein sollen, laßt den Poeten. Die haben keine Unkosten von ihren verzauberten Schlössern.“

Das Joch, vor dem der englische Denker sein Volk zu einer Zeit warnte, als der Glanz der neuen italienischen Baugedanken ganz Europa blendete, haben wir noch auf unseren Schultern.

Alle Straßenhäuser, alle Einzelhäuser werden im Grunde als Miniaturpaläste behandelt.

Die Hauptsache für das Wohnhaus bleibt ungefesselte Anordnung und Ausbildung der Innenräume. Wir haben seit zwanzig Jahren in diesem Punkte Fortschritte gemacht. Vielleicht wird man sich entschließen, nach alter hamburgischer Sitte dem Vorplatz mehr Raum zuzumessen. Die und da hat man auch bei neuen Landhäusern den Vorplatz als große Halle durch alle Geschosse geführt und als Wohnraum und Gesellschaftsraum ausgebildet. Die Erfahrung hat ergeben, daß unserer Behaglichkeit wirklich damit gedient ist, und daß das Familienleben innigere und gemüthlichere Formen annimmt, wenn das ganze Haus in dem weiten Raum zusammenkommen kann, der jede Gruppierung und jede Isolierung zuläßt.

Wird der Vorplatz größer, so kann auch die Treppe angemessener ausgebildet werden. Man sollte lieber ein Zimmer opfern, um Halle und Treppe geräumiger auszubilden. Es ist fast unbegreiflich, wie gleichgiltig wir gegen miserable steile, gefährliche Treppen geworden sind, und welche Qual wir dadurch täglich der Hausfrau und den Dienstboten zumuthen. Daß im vergangenen Jahrhundert etwas wie eine Wissenschaft des Treppenaues bestanden hat, scheint vergessen; aber mit umso größerem Behagen steigen wir die schönen Treppen alter Häuser hinan mit ihren sanften bequemen Stufen, deren richtiger Schnitt selbst bei den Windungen erlaubt, ohne ängstliche Vorsicht an der Seite der Spindel zu gehen. Die Treppe

als malerisches Raumgebilde zu behandeln, wie es auf den alten Hamburger Dielen so gut wie in den modernen englischen Häusern üblich ist, wird nur in den seltensten Ausnahmefällen versucht.

Wenn das eine Vorderzimmer, das sogenannte Entrée, nur klein sein kann, sollte man es lieber aufgeben, denn es ist dann für das tägliche Leben nichts damit anzufangen. Man kann es als geschlossenen malerischen Winkel mit zum größeren Vorderzimmer oder mit ins Treppenhaus ziehen. Kleine Veranden außen vor dem Entrée sollte man nicht machen. Sie verdunkeln das Zimmer in den drei Vierteljahren, wo sie nicht benutzt werden können. Ebenso sind kleine Balkone von Übel, sie sind gar nicht zu brauchen und eine Quelle beständigen Argers.

In den drei oder vier Zimmern, die bei uns das Erdgeschoss einzunehmen pflegen, haben wir meist viel zu viel Thüren und Fenster und infolgedessen keine Ecken und zu wenig Wandfläche. Das kommt, weil wir unsere Wohnung nicht für das Behagen des täglichen Lebens, sondern für die großräumige Wirkung bei Gesellschaften einrichten. Daher die vielen Flügelthüren, die für die tägliche Benutzung der Zimmer das ärgste Hindernis bilden. An der Außenseite nehmen die zwei Fenster, an der gegenüberliegenden Wand der Ofen und die Flügelthür die Ecken weg. Was wohl ein Architekt vom Anfange unseres Jahrhunderts zu einem Zimmer ohne Ecken sagen würde! Wenn wir die Grundrisse englischer Wohnungen studieren, so fällt uns zuerst auf, daß die Zimmer nicht ineinander zu gehen brauchen, wie bei uns, daß sie dafür mit einer Thür in die Halle münden, und im Besitz aller Ecken sind, deren unge schmälerte Existenz das Zimmer erst behaglich macht. Man pflegt bei uns zu sagen, daß es nöthig wäre, jedes Zimmer mit zwei Ausgängen zu versehen, damit der Bewohner, wenn Besuch käme, unbemerkt verschwinden könne. Das ist die Forderung einer unregelmäßigen Existenz. Wer sich, wie das in Deutschland leider noch an manchen Orten zur Tagesordnung gehört, in seiner Wohnung gehen läßt, im Schlafrock und Pantoffeln oder im Morgenanzug „sich's bequem macht“, der braucht allerdings die zweite Thür im Zimmer. Wer hingegen auch vor sich selbst nicht erscheinen mag, wie er sich vor anderen nicht sehen läßt, der kann sich in einem Zimmer mit einem einzigen Zugang doppelt behaglich fühlen.

Auch die bösen zwei Fenster, die bei uns dem Zimmer erst Ansehen geben, verlangt in England niemand. Wenn wir diese Unsitte los wären, könnten unsere Wohnungen mit einem Schlage ein anderes Gesicht haben. Ein mäßiger Raum mit zwei Fenstern läßt sich eigentlich gar nicht behaglich einrichten, weil er kein einheitliches und ruhiges Licht hat. Und welcher Gewinn für die Außenarchitektur, wenn ein Drittel oder gar die Hälfte der Fenster wegfielen! Ohne die Einsicht der Frauen wird sich auch hier kein Wandel erzielen lassen.

Wie ganz anders sich in einem Zimmer mit Ecken und Wänden die Möbel aufstellen lassen, wird man bald erfahren. Bei uns gibt seit etwa einem Jahrhundert das Sopha mit dem Tisch davor den großen Accent in der Anordnung der Möbel. Bei den Engländern und Franzosen ist es bekanntlich der Kamin, vor dem sich die Familie versammelt. Wir pflegen das Sopha an die Mitte der Langwand zu stellen. Für die künstlerische Betrachtung des Raumes gibt es keinen ungünstigeren Punkt, denn alle Raumbilder sind von dort aus langweilig, namentlich der platte Blick auf die gegenüberliegende Wand. Für einen behaglichen Ruheplatz ist eine Ecke viel günstiger, denn von dort hat man den Blick in der Diagonale, was den Raum groß erscheinen lässt und ihm das Platte, beängstigend Eingeschlossene nimmt. Außerdem erweckt der Sitz in der Ecke auch noch bei Erwachsenen das behagliche Gefühl der Sicherheit und Geschützttheit. Das vorhandene Sopha vor die Ecke zu rücken, ist nicht rathsam, da es dann einen todten Winkel gibt. Alle diese Empfindungen haben im modernen englischen Zimmer zur reichen Ausbildung solcher Eckarrangements geführt. Wir müssen in diesem Falle noch besonders auf das deutsche Familienleben Rücksicht nehmen, dessen Mittelpunkt im Bürgerhause Sopha und Sophatisch bildet. Wo ein großer Tisch jedoch nicht wirklich gebraucht wird, sollte man ihn unter allen Umständen weglassen. Die meisten Herrenzimmer können ihn z. B. sehr gut entbehren, da genügt der Schreibtisch. Kleine, leicht verstellbare, aber sicher aufstehende Tische kann man jedoch nicht leicht zu viel haben.

Seit auch in den Bürgerfamilien bei uns Wohn-, Arbeits- und Schlafräume getrennt sind, braucht man im Wohnzimmer keine Aufbewahrungsmöbel mehr. Man sollte nun auch wirklich nicht mehr Möbel ins Wohnzimmer stellen, als dort nöthig sind. Je weniger, desto besser. Namentlich sollte man die Mitte frei halten. Das Zimmer sieht groß und geräumig aus, wenn man die ganze Fläche des Fußbodens sehen kann. Im vergangenen Jahrhundert hatte man dafür ein sehr lebhaftes Gefühl. Selbst die Schränke an der Wand versah man mit so hohen Füßen, daß man bis an die Wand sehen konnte. Dies ist die Ursache, daß in den alten Schlössern die Säle einen so einheitlichen Raumeindruck machen. Wie viel mehr sollten wir in unseren kleinen Räumen dahin streben! Überdies ist ja die Schieblade oder das Fach dicht am Fußboden sehr unbequem zu benutzen, namentlich für Frauen, von der großen Unnehmlichkeit „fußfreier“ Möbel beim Reinmachen gar nicht zu reden. Das alles muß im Princip erst wiedergewonnen werden. Wir führen die Schränke meist bis an den Boden, wobei dann das Bohren und Waschen die Möbel sehr gefährdet, oder, was schlimmer ist, so nahe heran, daß der Besen nicht mehr unterschlüpfen kann. Wichtig für den Gesamteindruck des Raumes ist ferner, daß sich die Möbel möglichst an die



Wand halten, daß sie nicht unnütz tief sind. Überhaupt sollen die Möbel nicht größer sein, als für ihren Zweck unbedingt nöthig ist. Die enormen decorativen Buffets der letzten zwanzig Jahre bieten die beste Illustration für das Gegentheil. Möbel sollten wirklich Mobilien, das heißt bewegliche Dinge bleiben, vor allem, wo man auf Reinlichkeit hält und wo ein Wohnungswechsel zu den möglichen Dingen gehört. Auch vom ästhetischen Standpunkt ist für die Großstadt zu wünschen, daß die Möbel mit den immer kleiner werdenden Zimmern an Volumen abnehmen. In Paris sind die Abmessungen der Räume sehr viel kleiner als bei uns, aber sie erscheinen doch nicht so, weil die Möbel Maß halten.

Hiermit sind die Grundlagen gestreift, auf denen der Schmuck des Hauses, wenn er sich in den Grenzen des Geschmacks halten soll, aufzubauen ist.

Wie beim ganzen Hause, sollten auch bei den Möbeln die strengsten Anforderungen an die praktische Brauchbarkeit erhoben werden. Nur auf dieser Basis kommen wir zur Schönheit. Sie ist keine äußerliche Zuthat von Schmuck und kann im wesentlichen nur aus der Zweckmäßigkeit entwickelt werden. Dies gilt für die Stühle, die mit peinlichster Gewissenhaftigkeit den Bedürfnissen des Körpers anzupassen sind. Wenn es Abstufungen in der praktischen und ästhetischen Degeneration unserer Möbelarten gibt, so haben sicher die Stühle am meisten gelitten. Vor allem sollte man den Sprungfedern den Krieg erklären. Das hohe Polster hat die Form vollständig ins Klumpen gezogen und trägt zur Bequemlichkeit fogut wie gar nicht bei. Am Anfange des Jahrhunderts hatte man lose Polster, die beim Klopfen herausgenommen werden konnten, das sind praktische Einrichtungen, an die wir uns erinnern sollten. Die feinste ästhetische Durchbildung müßte der Stuhl erfahren, wenn er wieder ganz praktisch verwendet werden soll. Die meisten unserer Stühle wirken, wenn sie benutzt werden, wie schlechtfizende Kleider. Ebenso wie bei den Kleidern muß das Maß der Stühle bis auf Millimeter durchprobiert und dem Bedürfnisse des Körpers angepaßt werden. Ebenso sollten alle anderen Möbel streng aus dem Bedürfnis entwickelt werden; die Schränke, die Bücherböcher, die kleinen und großen Tische und namentlich auch die Schreibtische. Wer sein Haus, sei es noch so bescheiden, behaglich einrichten will, muß sich um alle diese Dinge selbst kümmern, muß ein auf der klaren Erkenntnis der Bedürfnisse beruhendes Studium der Möglichkeiten nicht scheuen. Ein praktisches Möbel ist selten theurer, meist sogar billiger als ein gedankenlos fabricirtes. Für unsere Handwerker würde das entgegenkommende Verständnis ihrer Besteller ein Sporn zu doppelt freudiger Thätigkeit sein.

Bei einem praktischen Mobilien kommt man mit sehr wenig Schmuck aus. Über das Maß entscheidet heute am besten der höhere Geschmack der

Frau. Wie sie es sich nicht einfallen lassen wird, zugleich ein Perlhalsband und eine Diamantenriviere umzulegen, so wird sie auch schnell erkennen, daß jedes Übermaß an Schmuck die Wirkung aufhebt. Wenig Decoration, aber so gediegen wie möglich. Alles muß den prüfenden Blick aushalten. Namentlich sollte man sich vor kleinen Sachen hüten. Überall wähle man die Formen so groß, wie irgend zulässig. Kleine Nippfachen sind in vielen Fällen die Feinde von Ruhe und Behagen. Vor allem erkaufe man sich den Schmuck nicht durch Einrichtungen, die ein Übermaß täglicher Reinigungsarbeit verlangen.

Dies wird am besten vermieden, wenn auch im Innenraum die edle, feinemfundene Farbe an die Stelle der Form tritt. Sobald das Zimmer wieder hell wird, drängt es von selber dahin.

Den vornehmsten Schmuck des hellen Zimmers werden neben der hohen Kunst die Blumen bilden. Für die Hausfrau bietet sich ein weites Feld anregender Thätigkeit in der Anordnung und Erneuerung des Blumenschmucks.

## Der Warzenkrieg.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger.

Die Milch war ausgelöffelt. Die Schüssel, die so groß war, daß man in ihr Zwillinge hätte baden können, zeigte auf ihrem gelblichten Grunde den schwarz gemalten „Süßen Namen“. Sonst, wenn manchmal die Milch so dünn gewesen, daß der „Süße Namen“ schon erklecklich früh durch die bläuliche Flüssigkeit schimmerte, nannten die böshafsten Knechte das eine „Süße-Namen-Suppen“. Heute hatte es keine „Süße-Namen-Suppen“ gegeben, denn wir waren mitten im Sommer, und da brachten die Kühe sehr viele und sehr fette Milch nach Hause von den Weiden.

Wir saßen noch um den Tisch herum. Der Vater kratzte vom Brotmesser die Krusten, der Florl stopfte sich eine Pfeife, ich rieb mit dem Ellbogen meine messingenen Hosenknöpfe, um sie für den Sonntag auf Glanz zu stellen. Reden thaten wir nicht viel; weil uns recht wenig einfiel, so sagten wir das wenige mehrmals und es war auch gut. Jetzt trat der Hiesleger Knecht in die Stube, ein hagerer, etwas schief gewachsener einäugiger Bursch mit einem borstigen Schnurrbart, aber sonst ganz sauber beisammen. Er hatte auch schon Feierabend bekommen. Er setzte sich gleich auf eine Bank und sagte etwas zähe: „Hab' doch müssen schauen gehen, was sie beim Waldbauern machen.“

„Wärest um ein fingerlang früher gekommen, so hättest miteßen können“, antwortete mein Vater.

„Bergelt's Gott, hab' mein' Sach' schon eingenommen“, darauf der Knecht. „Wir mögen wohl recht zum Essen schauen, daß wir stark sind heut' bei der Nacht.“

„Se he!“ lachte unser Flori, „beim Liegen wird man weiter viele Kraft brauchen!“

„Beim Liegen freilich nicht, aber beim Stehen, weißt wohl!“ sagte der Nachbarstknecht und beugte seinen struppigen kleinen Kopf vor, als rede er unter den Tisch hinein, weil er etwas schielte. „Und hast zu wenig zum Stehen, so wirst geworfen, nachher kannst eh liegen. — Daß ich's sag', Kaufnacht ist heut', und deswegen bin ich da. Auf dem Härtelanger oben. Müssen alle hinauf. Die Fischböcker kommen. Alle kommen sie. Ist kein Spaß nicht, weißt wohl.“

Unter dem Tische knurrte unser alter Walzel, von der hinteren Ofenbank her schrie ein dünnes Stimmlein: „Kaufnacht? Da thu' ich auch mit. Höllsaggra plunzenstern, aus den Fischböckern machen wir Most, heut' bei der Nacht. Jo!“

Mein Vater wendete sich gegen den Ofenwinkel, wo der alte, halb-lahme und halbblinde Einleger saß und sagte sehr gemessen: „Schau, der Schurl wird lebzig! Dem Schurl erlaub' ich's, daß er raufen gehen darf.“

Wir lachten alle.

„Aber euch erlaube ich's vielleicht nicht“, setzte er bei. „Das ist eine Unform, raufen und nicht wissen, wegen was.“

„Wir wissen's schon“, sagte der Hieselknecht.

„Kann mir's denken, daß es wieder um nichts geht“, darauf der Vater. „Oder um Narheiten. Unter der Woche alleweil das Greimen über die harten Arbeiten, und am Samstag-Feierabend, wenn sie rasten konnten, strichen sie wild herum, wie Zigeuner, und reißen einander das Gewand vom Leib und schlagen einander die Knochen marb und die Augen aus. Hast noch nicht genug, Hieselknecht, willst ganz blind sein?“

Reckte sich der Hagere weit herüber gegen den Tisch und knurrte leise: „Dasmal prügeln wir die Fischböcker, weißt wohl.“

Mein Vater stand auf und gieng hinaus. Seine Befehle wurden sonst ohne Gegenrede ausgeführt, denn er war so klug, nur solche zu geben, die leicht ausgeführt werden konnten.

Die Samstagnacht aber läßt sich kein Bursche nehmen in der Waldheimat, und besonders das Raufen war sein gutes Recht noch in jenen lieblichen Tagen, da es keine bespießten Landwächter gab in den grünen Bergen. Es gab damals um manch verknorpestes Bein mehr, aber um manche heimliche Feindschaft weniger. Den alten Schurl hatten sie bei einer Kirchweih lahm geschlagen; wenn er an jene Zeiten dachte, da

wurde ihm heiß hinter dem Brustflap, aber nicht aus Born, sondern aus Lust, und: Raufen! Das war der einzige Ruf, der den halbblöden Krüppel allemal wieder aufweckte zum Leben, selbst wenn es schon war, als verkomme er an Altersschwäche und Gicht.

Wir giengen nun auch hinaus und mit dem Diebsknecht am Feldraine hin. Die untergehende Sonne legte auf den gegenüberstehenden Berg noch ihr grüngoldiges Licht. Ach, dieser Sommerabendsonnenschein! Dieses weihewolle Ausglühen der letzten Gipfel! Dieser heilige Frieden in den Thälern — eine köstliche Nacht zum Raufen!

„Wegen was wird denn gerauft?“ fragte unser Florl den Diebsknecht. Dieser kehrte sich schiefteckig um, hustete und sprach sehr feindselig:

„Die kleinen Buben sollen daheim bleiben. Für kleine Buben ist das nichts. Die sollen fleißig ‚Süße-Namen-Suppen‘ essen, daß sie stark werden.“

Das gieng mich an. Ich aber that nichts dergleichen und wie ich bisher hinter den beiden Burschen gegangen war, so gieng ich jetzt neben ihnen einher, damit der Diebsknecht nur einmal sehe, daß beim Waldbauern die kleinen Buben mindestens so groß wären, wie beim Diebslegger die großen Knechte. Ein aufgeschossener Zaunstecken! Natürlich! Weil ich keine Jacke und keine Weste anhatte, sondern in blanken Hemdärmeln war. Milchbart! Natürlich! Wäre der Herr Diebsknecht bei unserer Schüssel gewesen, so hätte er auch einen Milchbart. In drei Jahren war ich zwanzig! Und so ein Bursch' sollt' nicht wissen dürfen, warum gerauft wird?

Der Diebsknecht erzählte es etwas leise dem Florl; damals hatte ich aber noch wohlgeweckte Ohren. Von den Fischbäckern gieng es her, die in der ganzen Gegend immer nur die Fischböcker genannt wurden, erstens weil sie arge Böcker waren, und zweitens weil es schon so in der Sprache lag.

— Erhoben hat sich die Geschichte am Annenkirchtag, erzählte der Knecht. — Dazumal beim Grabenwirt sind Fischböcker, Stanzer und Alpler beieinander gewest. Und wie der Fischböcker Schuster Stamp schon um paar Gläser zuviel hat, schreit er hinüber zum anderen Tisch, wo der Zisler-Franz aus Alpel mit der Seinigen sitzt: „Franzl, heut' möcht' ich heiraten. Gibst mir dein Madel um fünf Groschen?“ Springt der Zislerische auf und haben wir gemeint, losgeht's. Der Schuster-Stamp bleibt aber ganz ruhig sitzen und jagt: „Na na, behalt sie nur sauber für dich. Kein Alplermadel mag ich nicht. Die Alplermadeln haben Warzen auf dem Kni (Kinn).“ — Wie ein Löw ist er hergefahen, der Franz, denn sein Dirndl hat die Warzen, weißt wohl. Aber die Leut' dazwischen und die Alplerburschen alle zusammengestanden haben den Franz festgehalten, rechts einer und links einer und haben gesagt: „Zisler-Franz, sei du jetzt ruhig.



Jetzt ist's was anders worden. Jetzt geht's uns all an. Die Mplermadeln, hat er gesagt, der pickend' (klebrige) Schuster! Eine Warzen auf dem Kni, hat er gesagt. Gegerbt wird er heut', dass er morgen aus seiner eigenen Haut Stiefel machen kann." Natürlich, jetzt gleich, die Fischböcker voran und um ihren Schuster Stamp herum, und die Mplerbübelen sollen nur hergehen! Der Grabenwirt dazwischen mit aufgehobenen Händen: „Bitt euch, liebe Leut, nur in meinem Haus keine Schlacht!“ — „Grimm dich nicht, Wirt“, sagt jetzt der Knittler Thom aus Mpel. „Der heutige Handel, das ist ein großer Handel. Der hat nicht Platz im Grabenwirts-haus. Der muss auf dem weiten Feld ausgemacht werden. In vierzehn Tagen auf dem Härtelanger! Ist's recht?“ — „Recht ist's“, sagen die übrigen Mpler und die Fischböcker auch. „Fischböcker, wie viele stellt ihrer?“ fragt der Thom. „Das brauchst nicht zu wissen“, antworten die Fischböcker, „rukt's nur an mit eurer Schneiderkurasch —“ — „Schneiderkurasch?“ schreien drei Mpler zusammen, dass das Haus gelst, der Thom dämpft sie zurück: „Schimpft's, wenn ihr wollt's. Wann gerauft wird, das wißt's ja.“ — Ist deswegen bei dem Auenkirchtag nur geschimpft worden, und gerauft, weißt wohl, Florl, gerauft wird heut'."

„Ah, so ist die G'schicht“, sagte nun unser Florl, „na, da müssen wir freilich alle zusammenstehen. Warzen auf dem Kni, hat er gesagt?“

„Warzen auf dem Kni hat er gesagt.“

Ich war während dieser Erzählung ein anderer geworden. Sonst immer für den lieben Frieden stimmend, weil man sich beim Raufen, wie die Mutter sagte, die Hosen zerreißt. Vorher hatte ich nur wollen dabei sein aus Neugier und Kurzweil. Nun stand es anders. Die Dirndeln von Mpel waren beschimpft. Das wird kein Raufen in dieser Nacht, das wird ein Schlachten!

„Wo treffen wir uns nach dem Nachtmahl?“ war meine Frage.

„Wir Mpler bei der Massentann“, antwortete der Hieselnknecht. Das war genug, ich gehörte in den Heerbann.

„Florl“, sagte ich auf dem Rückweg, „ich gehe zum Auenhofer hinüber, der hat einen Kugelstutzen.“

„Ja, g'rad so! Mit Kugelstutzen werden wir raufen!“ entgegnete der Bursche voller Verachtung. „Ich denk', wir Mpler bringen auch noch die Kraft und Kurasch' auf zum Rangelringen.“

So lief ich wenigstens noch eilig zum Niegel-Steff hinab in die Köhlerhütte, um mir seinen Schlagring auszuborgen. Als ich vor der Hütte stand, es war schon dunkel, hörte ich drin laut weinen. „Wegen meiner geht's her!“ rief eine klagende Mädchenstimme. „Zus Gred' und in die Schand kommt man, von wegen so einer kreuzweiß verschweifsten Warzen da!“

„Wind's ab!“ sagte der alte Steff. „Mit dem Faden abbinden, den Faden unter den Dachtraufen eingraben. Bis er verfault ist, wird die Warzen hin sein.“

„Hab's eh gethan, Vater“, berichtete das Dirndl, „hab's abgebunden und den Faden eingegraben, und wie der Faden verfault, ist die Warzen noch größer gewesen.“ Und schluchzte zum Erbarmen.

„Liserl“, sagte nun der Alte beschwichtigend, „mach' dir nichts draus. Wenn sie wegen deiner raufen, so kann's dir nur eine Ehr' sein. Nachher wirst bekannt, brauchst nicht mehr zu warten, bis selber einer kommt, kannst dir einen aussuchen. Nur schön gescheit sein, Liserl!“

„Den Franzel derschlagens!“ schrie das Dirndl verzweifelt auf.

„Wär' nit schlecht!“ lachte der Alte. „Eher derschlagt er ein paar!“

„Nachher wird er eingesperrt!“ rief sie.

„Just so, just so“, sagte er: „Als ob sie wegen Raufens schon einmal einen angezeigt hätten. Das gibt's nit. Da halten sie all zusammen. Wie die Beitscher auf der Kirchweih unseren Mpler-Michel all zwei Füß abgeschlagen haben, das wir ihn haben müssen heimtragen, wie einen Mehlsack, da ist's wohl dem Schneider Kindl eingefallen: Anzeigen die Beitscher! Na, haben wir anderen gesagt, anzeigen nicht, das ist uns zu fürnehm, aber hauen die Beitscher, das die Schwarten krachen! Im nächsten Jahr haben wir ihnen den Mehlsack dreifach zurückgezahlt und gut ist's gewesen. Na na, Liserl, dem Franzel geschieht nichts.“

Als sie sich hierauf beruhigt hatte, trat ich ganz harmlos, als ob nichts wäre, in die Hütte. Die Liserl wendete sich rasch ab und machte sich mit der Schürze im Gesicht zu thun, aber ich sah es doch, das Wärzlein. Es stand am Kinn, gerade neben dem Grübchen. Es war nicht größer, als ein kleines Erbsentorn. Es schien an einem dünnen Hälzlein zu hängen, aber um ganz Mpel hätte ich es nicht mögen weg-schneiden. Gar nichts Herzigeres ist zu denken, als dieses Wärzlein am Kinn der Liserl. Der Reid war's von den Fischböckern, und nichts anderes! Warzen hatten wohl die Fischböcker auch, aber keine so sauberen Dirndeln dran.

Den Schlagring borgte er mir gerne, der Kiegel-Steff, aber zu groß war er für meinen Finger. „Steck' ihn über die Faust!“ rieth er, da sah ich erst, wie das Ding zu brauchen war.

Ein paar Stunden später standen wir beisammen an der Massentanne. Unten am Bach stand eine Mühle; in das vom Floße niederstürzende Wasser schien der aufgehende Mond, so das es war, als rinne ein goldener Strom auf die schlechte Mühle des Waldbauern. An der Mühle hatte einer ein paar Dachlatten losgerissen und er trug sie über der Achsel, wie lange Speerschäfte. Andere hatten Stöcke und Knittel bei sich und der Grabner Wendelin einen kurzen Strick mit Knoten. „Der“,

sagte er, mit Stolz seine Waffe schwingend, daß es pfiß, „der fixelt hübsch gelalzen und macht keinen Beinbruch, der ist ein guter Kamerad.“

Unser waren an dreißig. Fast ganz Alpel war beisammen in seinem jungen Burschenblut und Muth. Der Feldzugsplan wurde entworfen und als wir schon ansteigen wollten, kam über die Wiese her ein Ding getrudelt; schnaufend, mit zwei Stöcken kam es heran, und als einer mit dem Streichholz unter den alten Filzhut hineinleuchtete, war darin das knochenspizige Gesichtlein des alten Einlegers Schurl. Und er wolle auch mit zum Raufen! So. Da ihn aber weder seine Beine noch die jungen Helden tragen wollten, so machte der Hieselfknecht den Vorschlag, der Alte sollte in der Mühle bleiben, leere Mehlsäcke in Wasser einweichen und sie als kalte Umschläge bereit halten für die Blessirten. So wurden wir ihn los und dann begann der Anstieg hinauf durch den finsternen Wald. Dort und da brach eine Mondspange durch, dort und da schwebte ein Johanniskwürmchen hin zwischen das Gesträuch, dort und da glühte das grünliche Auge eines feindgierigen Burschen. Das waren unsere Lichter, sonst alles finster.

Je höher wir hinauf kamen, desto leiser traten wir auf den Boden. Nach einer Stunde nahen wir dem Härtelanger, der auf der Höhe lag, zu welcher von der anderen Bergseite herauf die Fischböcker kommen sollten. Der Anger war so groß, wie etwa drei Dorfkirchhöfe nebeneinander, er war fast eben und hatte kurzes weiches Federgras, das thaufeucht, wie im Silberreife schimmerte. Der Anger war ringsum von hohen Tannen umstanden, über deren starrem Wipfelgezack der stille Mond aufstieg. Wir hielten uns an den Waldrand auf der Alplerseite, die im schwarzen Schatten lag, und der Flori flüsterte noch, der Grabner Wendelin solle seine funkelnden Augen in den Sack stecken, daß sie uns nicht zu früh verriethen an den Feind. Ich hatte einen langen Stecken bei mir, war aber noch nicht recht im klaren, in welcher Weise ich damit meine Heldenthaten vollführen würde. Jedenfalls war ich einer der allerwüthigsten. In die Avantgarde ward ich aber nicht commandirt. Der Zisler-Franzel, der als die eigentliche Ursache des Feldzuges einer der Heerführer war, schickte mich vielmehr in einen hohen Tannenbaum empor, daß ich von oben spähen und horchen solle, was im Lager des Feindes vorgieng. Am oberen Ende des Angers stand ein uralter Stamm, den stieg ich an. Durch das knorrige Kiefengesflechte des Geästes war es keine Kleinigkeit hinaufzukommen. Endlich saß ich in einem verlassenen Geierneste und hielt Rundschau über den weiten Wald, der mit dem Milchschimmer des Mondes überhaucht war. Dort und da stand eine schwarze Kuppel auf, oder eine scharfe Lanze, oder eine mehrgestaltige Gruppe besonders hoher Bäume. Aus dem weiten Thalkessel, in den ich niederblickte, schimmerte ganz matt ein winziges, weißes Blättchen herauf. Das war die Kirche zu Fischbach.

Aber es schien fern und halb versunken, wie in einem Märchenlande. — Meine Kameraden hatten sich ganz in den Wald zurückgezogen. In meiner Nähe krachte oder flatterte manchmal etwas. Ich fürchtete mich und spähte nach dem Feinde, um nöthigenfalls bei ihm Zuflucht zu finden. Lange war keiner zu sehen und zu hören. Endlich nahm ich doch etwas wahr. Von der Fischböckerseite gegen die unsere kroch ein großer schwarzer Molch über den Anger. Ich steckte zwei Finger in den Mund und that einen Pfiff. Da wurde es bei den Alplern unter den Bäumen lebendig, der Molch wendete sich und kroch rasch zurück.

Von unserem Lager schritt ein Mann über den Anger, ich glaube nach seiner vorgeneigten Gestalt war es der Hieselknecht. Am Fischböcker Waldrande blieb er stehen, horchte und schrie dann in das finstere Gestämme hinein: „Seid ihr da?“

„Ja“, antworteten nach der Reihe unzählige Stimmen.

„Wieviele sind euerer?“

„Haben wir euch gefragt?“

„Meine Kameraden lassen euch sagen, ihr sollt an den freien Anger vortreten!“

„Ja Schnecken mit Salat!“ spotteten sie. „Wer Schneid hat, der soll nur hergehen.“

Der Hieselknecht schritt zurück in sein Lager und berichtete: „Ihrer mindestens sechzig müssen sein.“

„Gut ist's“, sagte der Franzel, „kriegt jeder von uns zwei. Nur angreifen dürfen wir nicht. Auf den Anger müssen wir sie hervor- kommen lassen.“

Sie warteten zu. Und die Fischböcker warteten auch zu. Die Fischböcker hatten ein kleines Anliegen. Damals wußte ich es nicht, aber heute weiß ich es.

Von den Fischböckern waren zuerst drei Mann hinaufgegangen gegen den Härtelanger. Dann waren noch zwei nachgekommen, und dann nichts mehr. Nicht einmal der Schuster-Stamp war erschienen. Dieses kleine Heer hatte nun einen viel größeren Born auf seine eigenen Fischböcker, als auf den Feind. Sie fühlten sich verlassen und verrathen, und doch mußte die Fischböckerehre gerettet werden. Auf die Frage des Hieselknechtes ahmten sie eine Unzahl von Stimmen nach, der Wald barg jene, die nicht da waren, und somit stellten sie nach außen hin eine gewaltige Heeresmacht dar.

Der Mond stieg höher und noch höher und stand endlich so hoch, daß am Angerrande kein Schatten mehr war. Da begannen die Alpler sachte vorzurücken. Die Fischböcker hatten ihren Nachtwächter bei sich, der aber trug heute die Laterne nicht in der Hand, sondern im Kopfe. Der Nachtwächter, der gleichzeitig auch die Ortspolizei zu machen hatte,



war ein kleines gemüthliches Männchen, denn nur ein solches paßte für die immer rauflustigen Fischböcker; mit einem baumstarken Bengel hätten sie in jeder Nacht angebunden. Den geschmeidigen Kleinen ließen sie ruhig seine Sprüche ausrufen und im übrigen thaten sie, was sie wollten.

„Kameraden“, so sprach nun der Nachtwächter zu den Seinen. „Was gebt ihr mir, wenn ich die Mpler verjage?“

Zuerst lachten sie.

„Was gebt ihr mir?“

„Geh', Polizei, troll' dich!“

Der andere jagte: „Gebt ihr mir nichts, so thu' ich's umsonst. Fürs Vaterland!“

„Sind jetzt nicht aufgelegt zum Spaszmachen.“

„Paßt's auf, sie werden sich bald verlaufen.“

Und der Nachtwächter schlich im Walde um den Ager herum und kam in das Lager der Mpler.

Der Bissler-Franzel hatte eben gesagt: „Ich glaub', es sind ihrer nicht viel, weil sie sich nicht herfürwagen.“

Zupfte der Fischböcker Nachtwächter ihn am Ärmel, winkte ihm ein wenig beiseite und flüsterte ihm ins Ohr: „Freilich sind ihrer nicht viel, der Fischböcker. Verhüllt wenig sind ihrer, und just die Schwächeren. Und weißt du auch warum?“

„Nau?“

„Ja, da kannst du mir etliche Maß Wein zahlen, wenn ich dir's sagen soll, warum heut' so wenig Fischböcker-Burschen heroben sind auf dem Härtelanger.“

Weil das mit gar geheimnisvoller Miene vorgebracht war, so horchte der Franzel näher hin.

„Viel Ehr“, fuhr der Nachtwächter fort, „wird nicht herauschauen, wenn die Mpler Burschen die Stärkeren sind, heut' da heroben! Die Fischböcker Burschen sind's derweil anderswo.“

Mehrere hatten sich in die Runde gestellt und auf die dunkle Rede fiel es dem einen und dem andern ein, daß es freilich nur der ledige Neid gewesen, wenn die Fischböcker sich über die Mpler-Dirndeln lustig machten. Und nun hörten sie auch schon den Bericht des Nachtwächters: „Meine lieben Mpler-Buben, ich sag' euch's, stark sein ist nicht genug, der Menich muß auch gescheit sein. Wie das gemeint ist? He, was glaubt ihr? Eine schöne Nacht das, gelt? Eine prächtige Samstagnacht zum Kaufen, gelt? — Mpler-Buben! Derweil ihr heute da auf's Kaufen wartet, gehen die Fischböcker-Burschen zu eueren Dirndeln fensterln! — Nichts, nichts, will nichts gesagt haben!“

Und verschwunden war er im finsternen Walde.

Die Flöhe in den Köpfen bisßen bei etlichen sehr ausgiebig und mancher Burisch' verlor sich. Der Knittler-Thom jedoch sagte: „Zu der meinigen soll nur einer kommen, die hat heut' Zahmweh, da kratzt sie.“ Er blieb im Heere.

Der Stochel-Sepp und der Dieselfknecht meinten, sie hätten jetzt keine, so waren sie außer Sorge und blieben im Heere.

Der Weber-Leopold gestand, er hätte zwar eine, sie dürste auch nicht Zahmweh haben, aber er bleibe auf dem Ager, das Klauen sei ihm lieber, als das Fensterln. Ähnlich auch andere.

Somit war die List des Nachtwächters größtentheils mißlungen. Die alplerische Kriegsmacht war zwar etwas zusammengeschrumpft, stand aber noch guten Muth's auf dem Ager und drang vor gegen den anderen Waldrand. Und die Fischböcker wollten aus ihrem Dunkel nicht heraus und sie wollten nicht.

„Letzeigen!“ schrien wir hinein.

„Ja, geht's nur her!“ antwortete im Dickicht eine Stimme. Wir Alpler waren schon aufs äußerste empört über eine solche Feigheit und plötzlich rief der Dieselfknecht: „Suchen wir's! Fangen wir's!“ Alles fuhr in das finstere Gestämme hinein. Hart prallten sie aneinander, und nun begann der Kampf. Mancher traf mit seinen Dieben einen Baumstamm, mancher einen harten Schädel, mancher auch die vom Schöpfer selbst für solche Fälle bestimmte sehr zweckmäßige Zielscheibe. Man hörte das Strampfen der Füße, das Schnaufen der Lungen; das Brummen der Köpfe fühlten die Betroffenen wohl selbst, ich fühlte nichts davon, weil ich etwas abseits stand und meine Kraft hübsch für die letzte Entscheidung aufsparen wollte. Man hörte auch manches hell herausgeschriene „Auwch!“ und dazwischen Flüche, und dann wieder ein klingendes Auflachen. Besonders einen hatten die Alpler in ihre Mitte bekommen, den sie gründlich bearbeiteten. Der Hingeworfene knirschte seine Empfindungen in das kühle Moos hinein, mußte aber, von zehn Armen niedergehalten, seinen Rücken mit allem Zugehör dem Feinde preisgeben. Da die übrigen Fischböcker schnöde geflohen waren, so wollten wir unseren schrecklichen Haß an diesem einen Opfer verlodern lassen.

„Kau“, fragte der Franzel, als sie müde waren, den Unterlegenen, „was ist's, haben die Alpler-Dirndeln Warzen oder nicht?“

„Ochsen seid's!“ antwortete der andere, sich zähe aufrichtend und mit den Fingern Gras und Erde aus seinem Munde kratzend.

„Herr Jesseles!“ schrie der Florl, „das ist ja kein Fischböcker nicht, das ist ja unser Dieselfknecht!“

Und haben also die guten Alpler damals auf dem Härtelanger nächtiger Weile einen Mißgriff gethan und anstatt eines Fischböckers ihren Hauptmann durchgebläut. Dieser wieder soll der Meinung gewesen sein,

er sei in die Hände der Feinde gerathen, hat sich nach Kräften zwar gewehrt, hat aber nicht geschrien, und die wirklichen Fischböcker sind derweil abgefahren.

Und hierauf sind wir siegreich heimgekehrt. Der alte Schurl in der Mühle wartete schon hochgepannt mit seinen kalten Umschlägen, die dem Dieselfknecht recht zuflatten kamen.

„Aber diese groben Fischböcker!“ klagte der Alte bei Besichtigung der Striemen, Flecken und Beile. „Ist nur gut, daß du ein Aug' schon hin hast, sonst hätten sie dir's gewiß herausgeschlagen. O diese verdeigelten Fischböcker! Jo. Habt's ihnen's aber doch recht heimgezahlt, Buben! gelt?“

Wir hatten uns das Wort gegeben, nichts zu verrathen. Der eine aber bestrebte sich, im Laufe der Zeit die Niederlage wett zu machen und in der Gegend werden heute wenige Burschen und Männer umsteigen, die es nicht erfahren haben, daß der hagere Dieselfknecht wieder ganz gesund geworden ist.

Der Zisler-Franz hat sein Warzen-Dirndel geheiratet. Ob am Ende nicht sie den Warzenkrieg weitergeführt haben? Ich weiß es nicht.

## Das Unglück bei Straßengel.

Ein Gedenkblatt.

**I**n diesen Tagen wird es zwanzig Jahre seit jenem gräßlichen Mai-morgen. — Am 18. Mai 1875, als am Pfingstdienstage, sind nächst Straßengel bei Graz hundertundein Wallfahrer ertrunken. Zunächst waren es Landleute aus der Gegend von Sanct Stefan am Gratkorn, einer Ortschaft, die Straßengel gegenüber jenseits der Mur liegt. Den Schreiber dieser Zeilen hat damals das Geschick an die Unglücksstätte geführt, und seine Aufzeichnung möge hier platzfinden.

Nach einer tagelangen Wanderung im Gebirge stieg ich vom Schöckel nieder gegen das Murthal, über welchem schon der Friede des Abends lag. Dort durch das Buchenwäldchen blinkt ein schlanker Kirchturm herauf, dem gehe ich zu. An solch lieblichen Maiabenden findet man in jedem Dorfe ein junges, lustiges Völklein. Man gesellt sich zu den Leuten, die, heitere Volkswaisen singend, über die Wiesen schreiten oder die auf Bänken vor den Häusern und unter Eichen und Linden sitzen und fröhliche Gespräche führen bis in den tiefen Abend hinein.

Sanct Stefan heißt das Dorf, in das ich vom Berge herabgekommen bin. Es stat in einem weißen Wald von blühenden Obstbäumen. Ich gieng die Dorfgasse entlang — stets dem Wirtshause zu. Am Kirchhof-

thore vorbeitrottend sehe ich auf dem Gottesacker, der rings um die Kirche gelegt ist, mehrere Männer und Weiber stehen und unverwandten Blickes, mit entsezensvollen Mienen gegen eine Richtung hinstarren. Ich gieng denn auch, um zu sehen und — sah. Hinter der Kirche, auf grünem Rasen lag in einer langen Reihe hin eine große Anzahl todter Menschen. Sie lagen, Männer, Weiber und Kinder durcheinander, in zerknitterten, besandeten und schlammigen ländlichen Kleidern, mit verrenkten Gliedern, zerzausten Locken und entstellten Zügen. Es waren etwa zehn an der Zahl. An der Kirchhofsmauer lehnten Särge aus weißem Fichtenholz. Daneben auf einem Stein saß ein Greis mit schneeweißen Haaren und, sein Haupt auf beide Hände stützend starrte er vor sich hin.

Zu diesem Manne schritt ich und fragte ihn: „Lieber Better, was hat das zu bedeuten?“

„Ja, das frage ich auch!“ antwortete er.

„Um Gotteswillen, was hat das zu bedeuten?“ rief ich noch einmal.

Da erhob sich der Greis, streckte seine Hand gegen die Leichen aus und sagte: „Der dort mit dem schwarzen Rock und dem grauen Haar ist mein Bruder. Weiter unten das Weib, das den Arm mit den gekrümmten Fingern aufrecht, das ist meine Tochter; der Mann daneben mit der Wunde an der Stirn ist ihr Mann. Die Kinder liegen in der zweiten Reihe, es sind die mit den rothen Pöpplein — meine Enkel. Die weiteren, Nachbarsleut' aus der Umgegend. Vier oder fünf sind noch drüben in der Todtentammer. Die anderen liegen unten in Feldkirchen.“

Jetzt wußte ich nicht mehr, wo ich stand; an die Mauer mußte ich mich halten, daß mich der Schwindel nicht umwarf.

Etwas später saß ich im Wirtshaus zwischen erzählenden, klagenden, weinenden Leuten des Ortes. Auch der alte Mann vom Friedhofe war zur Thür hereingetorkelt: „Einen Krug Most will ich haben. Essen und trinken muß der Mensch, solang' Leib und Seel' beisammen ist!“

Und er trank.

Ich setzte mich zu ihm und fragte immer wieder: „Ja, ihr lieben Leute, was ist denn geschehen?“

„Halt ja, halt ja“, rief der Alte, „wenn Ihr's nicht wißt, so schaut jetzt einmal zum Fenster hinaus. Dort drüben über dem Thal auf der Waldhöb' steht Straßengel. Die Wallfahrtskirche, der große Gnadenort. Unser Pfarrer, er lebt noch, der hat schon seit Ostern her alle Sonntag' gepredigt, von der Bußprocession, die wir Stefauer nach Straßengel hinüber machen sollen. 's ist ja soweit recht, und gestern zur Morgenfrüh' sind halt die Leut' zusammengekommen. Eine großmächtige Kreuzschar, wie sie da hinausgezogen über die Felder und Wiesen mit der rothen Fahn', mit lautem Gesang, und alle Glocken auf dem Thurm haben geklungen — na, 's ist völlig schön anzuschauen gewesen.“



Der Alte trank aus seinem Mostkrug; 's war ein langer, tiefer Zug, aber fast wie ein langer, tiefer Seufzer.

„Gute Proceßion, die kümmert mich nicht“, sagte ich jetzt; „erzählt mir, was geschehen ist, daß die vielen Todten da draußen liegen.“

„Ei, ei!“ schrie der Alte, „die sind ja alle lebendig und singen hell wie die Vögel in den Maitag hinein. He, ich bin selber dabei gewesen. 's ist ein altes Sprichwort, den Wallfahrtsweg soll man zu Fuß machen; wir sind Euch aber nicht zu der Gratweiner Brück' hinaufgegangen, wir sind schnurgerade der Mur zugelaufen, dort, wo die Überfuhr ist. Das Wasser ist rechtichaffen groß, 's ist ja vorgestern das arge Wetter gewesen und im Hochgebirge schmilzt erst der Schnee. Aber wir sind so übermüthige Leut' und wir wollen eine Schiffahrt machen. Die Plätte wird zwar viermal hin- und wiederrutschen müssen, bis wir Stefaner alle drüben sind — macht aber nichts, die Meß' in Straßengel können wir baß nicht versäumen, wir haben ja den Pfarrer bei uns. — Nu, zwei Mätten voll Stefaner sind glücklich auf der anderen Seite — jetzt kommt der dritte Zug.“

Er setzte den Mostkrug an die Lippen, als wollte er so den dritten Zug versinnlichen.

„Ihr kennt das Weibervolk“ — sagte er jetzt — „seht, da wollen sie bei solchen Anlässen alle zunächst um den Pfarrer sein. Und ich selber -- der alte, eisgraue Esel -- dränge mich auf die Plätte. 's ist ein Stoßen und Drücken; schier raufend hätten wir werden mögen um den Blas. Ich sag' Euch's trug: weit über hundert Leut' und noch die Kinder dazu haben sich auf das Schiff gedrängt. 's ist zu viel! schrei ich noch — ich alter Narr — bleib' aber selber nicht zurück. Toll schaukelt die Plätte, hell freischen die Weiber, 's ist ja voll Wasser zu den Füßen! Man hakelt die Ankerkette ab, das Schiff rennt d'rein — Herr Jesus, geht jetzt das Spectakel los!“

„Um des Himmels willen, was ist doch nur geschehen?“ rief ich ungeduldig.

„Untergegangen sind wir alle — was weiß ich!“

Er trank.

„Strik! ist jetzt der Pfeiler von der Überfuhr gebrochen“, fuhr der Greiß fort zu erzählen — „das Seil reißt ab — wie einen Kreisel hat's Euch die Plätte umgedreht auf dem Wasser — da sind jählings lauter Trümmer gewesen, und die Leut hat's Euch abgeschüttelt, g'rad' wie man die Maitäfer abschüttelt von den Bäumen. Maustodt sind wir alle miteinander!“

„Erzählt, erzählt!“ bat ich.

„He“, rief er überlaut lachend, „wer's just so genau wissen will, der soll's selber mitmachen. Erzählen kann man's nicht. 's ist wohl eine erschreckliche Stund' gewesen, das mögt Ihr mir glauben! Sterben, Ihr Herr, das will halt keiner! — Leicht wären wir viele durch Schwimmen

davongekommen, aber einer hat sich an dem anderen festgehalten! Vier Köpfe hätten Euch den Menschenknäuel im Wasser nicht auseinandergebracht. Den Pfarrer haben sie um Hilf' angerufen; ja, der gute Mann hat selber Wasser getrunken. An den beiden Ufern sind die Wallfahrer hingelaufen, haben die Hände gerungen, uns zugerufen: Ihr lieben Leut'! Ihr lieben Leut'! helfen haben sie uns nicht können. Ja, und was das schauderlich ist, Ihr Herr, man wird so fortgetragen, bald unter, bald über dem Wasser, und man schaut noch einmal zurück zum Kirchturm im Heimatsdorf: lebt wohl, all miteinander, daheim — wir müssen fort! — und auf den grünen Bergen zur Rechten und zur Linken scheint die helle Sonne — 's ist das liebe Frühjahr da, und wir müssen fort in die finstere Ewigkeit! 's ist schauderlich, wer's bedenkt — 's ist schauderlich! — Und meine Entleinder, zum Großvater haben sie noch ihre Händlein ausgestreckt." Dem Alten wollte die Stimme brechen. „Was ist das — fuhr er bald wieder fort — für ein Geschrei gewesen zu der Maria von Straßengel, zur Maria zu Zell, zur Maria-Hilf in Graz! hell umsonst — verlassen hat uns die himmlische Frau — verlassen auf dem Kirchfahrtsweg zu ihr!"

„Müßt nicht lästern, guter Mann“, sagte ich; „seht, Ihr seid ja doch davongekommen.“

„Ich!“ rief der Alte; „da draußen auf dem grünen Rasen thät' ich liegen bei den anderen. Er beugte sich über den Tisch vor: „Ein alter Hausierer hat mich aus dem Wasser gezogen!“

„Wohl, wohl“, schrie ein anderer dazwischen, „und ich bin auf eine Sandbank geschwommen.“

„Und ich hab' mich in ein Weidengewurzel verfangen“, rief ein anderer.

„Und uns haben sie an der Weinzettelbrücke mit Stricken und Haken herausgefischt.“

„Und ich hab' Euch gut über eine halbe Stund' mit den Wasserwellen gerungen, und so wirblich bin ich schon gewesen, daß ich gemeint hab', die Mur rinnt, statt abwärts, von Graz herauf, mir schnurgerad' entgegen. Zwischen zwei Klippen hat's mich jetzt verschlagen und meinen Leib hat das wilde Wasser um die Steine gewunden. Ihr Leut', ein kohlschwarzer Rabe ist schon über mich hin und her geflogen! Da kommt der Fischer von Weinzettel herangerudert und reißt mich heraus.“

„Mein Lebtag bin ich ein guter Schwimmer gewesen“, sagte ein anderer, „aber wenn sich so drei oder vier Weiber an die Beine hängen, da soll der Teufel schwimmen. An einen Felsen hat's uns geschleudert, die Weiber sind untergesunken, ich hab' mich herausgearbeitet.“

„Und ich hab' mitten im Wasser gedacht: jetzt, Franzl, bist hin; na, was! ich rechne es fürs Sterben ab; ein Jahr'l früher oder später — liegt mir nichts d'ran. — Supz, haben sie mich bei der Brücke am Rockflügel erwischt.“

„Und ich bin schon hin gewesen, und wie ich wieder zu mir selber komm', da lieg' ich auf der Wiese und die Leute kehren mich über, daß das Wasser zum Mund herauskriecht. Pfui Teufel, ein garstiges Wasser!“

Und sie tranken Wein.

„Dem Pfarrer ist's auch nicht besser ergangen, den haben sie an seiner Stola herausgezogen.“

So schrien sie durcheinander.

Audere wieder saßen da, die nicht mit dabei gewesen, die nur zusammengekommen waren, um aus den Todten die Ihren hervorzufuchen.

„Die da draußen schlafen“, sagte der Alte wieder, zu mir gewendet, „die haben sie alle heut' schon gebracht. Weit unter der Grazerstadt, in der Feldkirchner Pfarr, haben sie etliche vierzig herausgezogen, sie liegen in der Feldkirchner Todtenkammer, die anderen aber haben sie noch nicht gefunden.“

„Wie viele sind denn aber zugrunde gegangen?“ fragte ich.

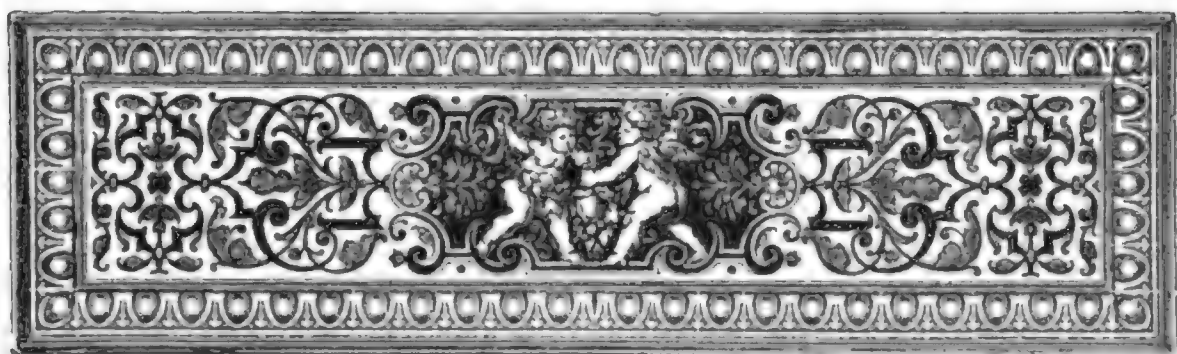
„Das wissen wir ja selber noch nicht“, antworteten mehrere. „Von dem ganzen Schwarm der dritten Überfuhr sind nur unser etliche dreißig davongekommen. Leicht sind siebzig oder achtzig hin, leicht hundert; in unserer Pfarr' geht schier in jedem Haus eins ab, oder zweie oder dreie, oder gar noch mehr; dort fehlt die Magd, der Knecht, die Mutter, die Kinder, das Geschwister, der Mann. Ach, wie wird an den Sonntagen jetzt unsere Pfarrkirche leer sein! — 's ist schauderhaft, Leut', 's ist schauderhaft! — Und wer sonst in der Gegend fehlt, das ist heut' noch nicht bekannt.“

Und so schrien alle durcheinander und so erzählte jeder, und bei jedem war es anders gewesen, und viele redeten irr und schwärmten ein gut Stück über die Wahrheit hinaus.

„Die's am besten wissen, die sagen es nicht“, meinte einer, gegen den Kirchhof deutend.

„Läge ich lieber auch bei denen da draußen!“ murmelte mein Greis; „die haben's überstanden. Unsereiner muß noch ein zweitesmal sterben. Ich sag' euch, Leut', brav ist er gewesen, der Hausierer, aber Gutes hat er mir nichts gethan. Jetzt muß ich armer, steinalter Mann hören, wie die Kirchglocken läuten für meine Kinder und Kindeskinde . . . 's ist schauderhaft böß!“

Wem sollte nicht bitter weh dabei werden? Ich gieng hinaus in die Mondnacht, ich hörte das Zirpen der Grillen und von weitem das Quaken der Frösche, und ich hörte das Klingen der Schaufeln im Kirchhofe.



## Kleine Laube.

### Zu den Bismardtagen.

**G**lücklich, wer im Lichte des Tages geruhig dahinwandeln kann, wer nicht von Zwiespalt und Dämmerungen gepeinigt wird.

Die größten meiner Leiden entsprossen daraus, daß ich mit mir nicht einig war. Und in Stunden, in denen ich mich einig fühlte, kam mir das vor wie ein Frevel. Wir können in uns nicht klar sein, es ist Hochmuth, wenn wir es uns dünken. Klar sind wir uns nur in dem Einen, daß wir irren, solange wir leben.

Einen großen Zwiespalt habe ich gelegentlich der Bismarckfeier in mir empfunden, er soll hier offen einbekannt sein. — Die Zeit von 1870 vergeße ich nimmer. Im Frühjohmer desselben Jahres bin ich am Rheine gereist und im Elsaß. Dann kam das große Ereigniß, das größte unseres Jahrhunderts. Wenn ich meinen Kindern davon erzähle, so versagt mir oft die Stimme vor innerer Erregung. Wir haben zu jenem Siege nichts beigetragen, aber ich empfinde ihn wie unseren Sieg. Nicht so sehr, weil wir in unseren Alpenländern den Erbfeind kennen gelernt haben, die Franzosen, als vielmehr noch, weil wir inne geworden sind: wir Deutsche gehören zusammen, vom Fels bis zum Meere. — Und das hat Bismarck gethan. Was wissen die horchenden Knaben und Mädchen von der Bedeutung dieser Zusammengehörigkeit, und doch leuchten ihre Augen, wenn ich erzähle von der Einigwerdung des deutschen Volkes. Es ist ein natürliches Recht der Kinder, einer Mutter und einem großen Volke anzugehören.

Andererseits sehe ich das Ziel der Menschheit anderswo. Die Liebe zu sich selber, zu seiner Familie, zu seinem Volke ist so überaus natürlich, daß sie aufhört, eine Tugend zu sein. Wir müssen höher hinaus. Gegenüber den Romanen, den Slaven, den Indianern u. s. w. ist freilich das Germanenthum eine abgeschlossene Einheit, aber gegenüber den Elementen und aller fremden Creatur gehört alles zusammen, was Mensch heißt. Unendlich und ungeheuer ist das feindliche Reich, das die Menschheit umgibt und das jeden Augenblick ihr Dasein, ihr Wohl gefährdet. Unendlich furchtbar ist das Unrecht, das die Menschen in ihrer politischen Getrenntheit einander zufügen. Nicht weniger von einem Ideale getragen, als einst die Scheiterhaufen, sind die Schlachtfelder, aber das Ideal ist kein göttliches. Es ist



eines der Wahnideale, unter deren zuckendem Schimmer die Menschheit seit jeher verhängnisvoll geirrt hat. — Das Zusammenhalten der Menschen auf dem ganzen Erdball ist mein angeborenes Ideal, von dem zu lassen ich nicht vermag. Man möge tausendmal sagen, es sei eine Utopie: es ist und bleibt mein Glaube und meine Zuversicht, es verleiht mir Muth und Lust zum Leben. Und von diesem Standpunkte aus kann ich nur jene Politik, jene Cultur für die richtige halten, die uns solchem Ziele näherbringt.

Mit diesen Idealen würde immerhin noch der nationale Egoismus fertig zu werden wissen, wie thatsächlich sehr oft in mir der letztere, die Leidenschaft für mein deutsches Volk, die ersteren verdunkelt. Allein es ist noch etwas anderes vorhanden. Ich kann das laute Weinen nicht vergessen, das durch unser Waldhaus gieng bei der Nachricht von dem Unglück bei Königgrätz. Mehrere meiner Verwandten waren bei der Armee; zwei davon sind auf jenem Schlachtfelde begraben. Dieser wüthende Haß damals gegen die Preußen, gegen Bismarck! Kein anderer Anstifter und Führer wurde genannt, nur Bismarck, „der mit Trug und Gewalt eingefallen, um unser österreichisches Vaterland niederzumerzen“. Wer diesen Haß einmal empfunden, wie ich, der bringt die letzten Spuren davon schwer aus seinem Herzen. Ich habe sie herausgebracht, belehrt von der Nothwendigkeit der Geschichte. Und wie viel hat Bismarck seitdem an uns gethan, um die Wunde zu heilen! Ihn heute etwa noch als unseren Gegner zu betrachten, wäre das größte Unrecht! Seine Rede an unsere Steirer in Friedrichsruh wird in manchem das letzte Bedenken gelöst haben.

Doch der Conflict ist vorhanden gewesen. Hier der gewaltige Gegner meiner persönlichen und christlichen Ideale, der einstige Feind meiner Heimat, der brutale Losreißer dieser Heimat vom deutschen Vaterlande; dort der politische Befreier und Erhöher des deutschen Volkes, meines großen, geliebten Volkes. Es war so, als ob mein baufälliges Vaterhaus zu einer festen Burg umgewandelt worden wäre, nachdem ich — aus demselben hinausgeworfen worden. Ich beneidete meine Volksgenossen, denen es so leicht gelang, über diesen Zwiespalt hinwegzukommen. Mich hat er gequält; wer in den Sechzigerjahren gelebt hat, der wird's begreifen. Wessen Erinnerung aber nur bis zu 1870 zurückgeht, dessen unbeschränkte Bismarckshuldigung kann hinwiederum ich begreifen. Doch siegt schließlich auch in mir über den engeren persönlichen Egoismus der weite nationale, dann aber setze ich Folgendes voraus: Das geeinigte deutsche Volk sei ein freies Volk, in welchem auch der noch als Deutscher zählt, der seine besondere Artung, seine eigenen Ideale hat, auch wenn diese sich nicht immer in den Bahnen einer Bismarck'schen Politik bewegen. Ich setze voraus, das geeinigte deutsche Volk habe durch seine siegreiche äußere Weltstellung die idealen Vorzüge seines Geistes und Herzens nicht verloren, die es von jeher als das edelste Volk der Erde ausgezeichnet haben. Wenn die äußere Machtstellung und Einigung des deutschen Volkes im Innern eine sittliche Vervollkommnung zur Folge hat, dann wird Bismarck's Werk unsterblich sein.

Bismarck's Persönlichkeit ist in jedem Falle der höchsten Achtung wert. Seine Treue zum Monarchen, seine Wahrhaftigkeit in der Politik, seine Beharrlichkeit im Wirken, seine Offenheit im Kampfe, seine Schlichtheit im Leben, sein Sinn für das Patriarchalische, für die ländliche Natur, für vaterländische Sitte — schon diese deutschen Tugenden allein machen ihn zu einem der größten Deutschen, zu einem leuchtenden Vorbilde für alle Zeit. Und im ehrerbietigen Ausblick zu dieser Größe habe ich in den Bismarcktagen das Ebenmaß meines Fühlens gefunden.

Peter Hofegger.

## Aufgabe.

„Selbst wenn es weder auf Erden Gerechtigkeit, noch im Himmel eine Gottheit gäbe, wäre es nur umso nöthiger, daß die Menschen tugendhaft seien, weil die Tugend sie einigt und ihnen zu ihrer Erhaltung absolut nothwendig ist, und weil das Laster sie nur elend machen und vernichten kann.“

Wer hat diesen Ausspruch gethan und was läßt sich dagegen sagen?

## Ein unglautes Stücklein.

Alljährlich, sobald der Fasching vorüber ist, begegnet man in den Zeitungen gewissen Notizen und Klagen. Es wird erzählt von der großen Inanspruchnahme der Verjagämter während des Faschings, es werden unglaublich hohe Summen genannt, die Prinz Carnival verschlungen, es wird bedauert, daß die Leute diesem flüchtigen und doch so gefräßigen Moloch so viel in den Rachen werfen, es wird angedeutet, daß viele an den „schlechten Zeiten“ und dem Elende, worüber sie beständig klagen, wohl selbst schuld seien, wenn sie ihr sauer Erspartes auf Faschingsunterhaltungen, Toilette und Flitter verthun.

Das ist wahr. Nur ist die Frage, ob wohl auch jede Zeitung, die hier den wirtschaftlichen und moralischen Sittenrichter macht, das Recht dazu hat? Wenn man in solchen Blättern die überschwänglichen Ballberichte liest, die eingehendsten Beschreibungen der Damentoilletten, so muß man ja sagen, sie selbst muntern die Leute dazu auf, stacheln die Eitelkeit an, verführen immer wieder zu Auslagen, deren Weg durch das Verjagamt geht.

Gegen gefellige Unterhaltungen, gegen gemüthliches Tanzvergnügen, wer wollte dagegen etwas einwenden bei Leuten, die ihr Glück einmal nirgends anders finden können. Doch ließe sich das nicht einfacher machen, ohne viel Brunk und Beiwert? Die Damentoilletten! Die Männer schmunzeln über Bausch und Schleppen und das kostbarste Geschmeide bringt mancher Trägerin (ich sage nicht Eigenthümerin) nichts anderes ein, als etwa die geflüsterte Bemerkung: „Propige Dudel!“ Wohl aber erregt eine glänzende Toilette den Neid der übrigen Damen, und das ist ja auch der Kosten wert!

Derlei Faschingsausstattungen verschönern und veredeln das Leben nicht, machen es vielmehr elend, sie sind nicht allein eine lächerliche, sondern auch eine verhängnisvolle Schwäche unserer Gesellschaft. Sollen wir's wirklich immer nur dem Börsentrach überlassen, mit derlei aufzuräumen? Hätten wir nicht auch andere Mittel und Wege, von der öden und blöden Puzsucht abzurathen, anstatt sie in Zeitungen noch zu verherrlichen?

Einen einzigen Zeitungsredacteur kenne ich, der sich heftig gegen die Aufnahme von Balltoiletten Schilderungen wehrt. Derselbe hat eine Frau und fünf Töchter. R.

## Eine Frau über Frauen.

„Unter den Frauen, und nicht zum wenigsten den deutschen Frauen, ist es sehr allgemein, daß sie den Mann nicht so feierlich nehmen, wie er sich's einbildet und wie sie's ihm einbilden. Sie finden ihn komisch; nicht erst, wenn sie mit ihm verheiratet sind, sondern sogar schon, wenn sie in ihn verliebt sind. Die Männer wissen's gar nicht, wie komisch die Frauen sie finden; und nicht nur als Individuum, sondern

ganz im allgemeinen als Mann. Das Komische liegt eben im Gegensatz zu ihnen selbst; in dem, worauf der Mann am meisten stolz ist. Je zarter, behender, feingebauter das Weib ist, desto lächerlicher findet es das komische große Thier, das so schwerfällig ist und so weitläufige Bewegungen macht, um an sein komisches Ziel zu kommen. Besonders für die jungen Mädchen ist der Mann ein ewiger Lachreiz mit einem Schauer drin. Wenn die Männer einen Kreis von Damen so unmäßig unter sich vergnügt sehen, so ahnen sie nicht, daß sie die Ursache sind. Und das ist wieder so komisch. Und je braver, wärmer und besser der Mann ist, desto pathetischer verlangt er die große Liebe und ist so ernst dabei, und das Weib, dem es außer den Nützlichkeitszwecken noch ein ganz specielles Vergnügen macht, ein bißchen falsch zu sein, ist ernst und feierlich wie er — und macht sich doch nur was aus der kleinen Liebe, bei der man spielt. Denn das Weib will spielen, Abwechslung haben, veränderlich sein; der Mann gedeiht in der Einförmigkeit, das Weib verzweifelt darin. Je begabter der Mann ist, desto mehr bedarf er der Einförmigkeit, um sich in sich selbst zu versenken und aus sich selber zu schöpfen; je begabter das Weib ist, desto mehr bedarf es der Abwechslung und vieler Eindrücke, um von außen zu nehmen.“

„Das beste und das schlechteste Weibmaterial ist nicht ziehbar und erziehbar, cultivierbar und civilisierbar wie der Mann — das ist nur das weibliche Mittelgut — es ist Unregierlichkeit, Respectlosigkeit, Instinct, nichts als weiblicher Instinct.“

„Darum ist alles, was der Mann vom Weibe geschrieben, eine Dichtung über des Mannes Vorstellung vom Weibe, ein Ausdruck von dem, was der Mann am Weibe bedarf, beim Weibe sucht, vom Weibe verlangt, bei ihm findet oder nicht findet, eine Spiegelung des wechselnden Spieles der Mannesseele durch alle Zeiten.“

„Das Weib unserer Tage läßt sich wohl das Glück mit dem Mann gefallen. Das Unglück mit dem Mann aber will es sich nicht gefallen lassen. Es glaubt mit vernünftelnder Vorsicht dies unberechenbare Leben in ein kleines Schulrechenstück einzufangen zu können. Und bis es sein Exempelchen ausgerechnet hat und sein Bröbchen darauf gemacht hat, sind Glück und Unglück an ihm vorbeigefahren und es steht da, allein und leer, verdorrt ohne Liebe, verdorrt in einer klug berechneten Ehe, bitter und inhaltslos mitten im glücklosen Glück oder im plötzlich hereingebrochenen unberechneten Unglück.“

So schreibt unter anderem Tollen und Treffenden Frau Laura Marholm in ihrem Buche: „Wir Frauen und unsere Dichter.“ (Wien. Verlag „Wiener Mode“.)

### So hast auch du . . .

So hast auch du das alte Leid erfahren  
Und weißt nun schauernd: alles ist hier Schein;  
Die heuchlerische Lüge nur allein  
Wird ewig ihre Treue dir bewahren.

Zu dem du aufgeblüht seit langen Jahren,  
Für das du stritt'st in opferfroher Pein,  
Es liegt im Staub vor dir so klein, so klein,  
Entkleidet schamlos all des Wunderbaren.

Doch laß darum die Wangen dir nicht bleichen,  
Nicht Bitterkeit ins wunde Herz dir schleichen,  
Nein, öffne wieder es, und weit wie nie.

Und täuscht die Welt dann wieder deine Treue,  
So lächle, lächle und vertrau aufs neue,  
Denn so nur kannst du edler sein wie sie!

Otilie Bibus.

## Als der Schuster König war.

Da ist einmal ein Flickschusterlein gewesen. Das hat fort spintifiziert gegen den Landesherrscher, weil er nie ein Gesetz herausgab, welches das arme Flickschusterlein zu einem reichen Schuhwarenfabrikanten gemacht hätte. Wenn ich thät König sein! brummte der Schuster oft, in meinem Land müßten lauter wohlhabende und glückliche Leut' leben. Dieser Ausspruch ist dem König einmal zu Ohren gekommen und weil er's gar so gern hätt' wissen mögen, wie das anzufangen wäre, daß man im Lande lauter zufriedene Unterthanen habe, so hat er's angeordnet, daß das Flickschusterlein auf einen Tag lang König sei. Nächtllicher Weil hat er es schlafend aus seiner Hütte in den Königspalast befördern lassen. Und wie der Schuster wach wird, liegt er in einem seidenen Bett und alles rings voll Gold und Silber und fürstlicher Pracht und die Dienerschaft umher, die ihn unterthänigst mit Euer Majestät anspricht. Weil alles handgreiflich, so glaubt's der Schuster, daß er König ist und sein ganzes Flickschusterleben ein wunderlicher Traum gewesen wäre. Nun, weil er König ist, so will er auch ein königliches Leben führen. Er läßt sich ankleiden wie ein Kind und setzt sich auch die goldene Krone aufs Haupt, weil er eine große Glaze hat und eine Kopfbedeckung der Sicht wegen gewohnt ist. Wie es zum Frühstück kommt, erinnert er sich, daß das Flickschusterlein bei einer Wasserjuppe oft nach einem feinen Trunk gelehzt habe; er läßt sich daher die besten Weine bringen und trinkt. Denn er muß sich stärken, er will ja nachher vor dem Mittagessen noch auf den Thron steigen und neue Gesetze herausgeben. — Der rechte König guckt durch ein kleines Wandfensterlein immer auf den Schuster und ist schon sehr begierig auf die neuen Gesetze. Der Schuster aber trinkt Wein, trinkt immer mehr Wein, wird lustig, macht du und du mit seiner Dienerschaft, sinkt endlich aufs Ruhebett, schläft und verschläft den ganzen Tag seines Königstums. Am anderen Morgen wie er wach wird, liegt er wieder auf dem Stroh seiner Hütte und ein großmächtiger Kapenjammer ist alles, was ihm von seinem Königstag geblieben.

## Da Sunntagsjaga.

In Salzburger Mundart von F. Franz Scheirl.

Auf Gombs<sup>1)</sup> is a ganga  
In almrishn Gschirr:<sup>2)</sup>  
A lederne Hohn  
Und nalate Knie.

Auf d' Gombs is a ganga  
Mit Stechn und Bilsch,  
Aba wo finst<sup>3)</sup> die Wadln san,  
Is bei eahm — nir.

Wier a in d' Höh kimmt,  
Hebt's niehln stad an;<sup>4)</sup>  
San d' Knie a weng nass worn,  
Jeh beullts 'n schon<sup>5)</sup>

Pfui Gombs! denkt da Heita<sup>6)</sup>  
Wier a d' Alm daglengt,<sup>7)</sup>  
Und hat drin ban Herd gschwind  
Die Kurze<sup>8)</sup> aufghängt;

Er selm — in da Sennin  
Ihrn Untalidei.<sup>9)</sup>  
Schaut der aus! Koan Goas  
Und loan Bod meiner Treu!

Aft hebt er an 's Gichmach thoan!<sup>10)</sup>  
Der Kiblbua<sup>11)</sup> der!  
Will d' Schwoagerin halsn  
Und so ebbas mehr.

Daweil a so balzt —  
Kreuzfalarament!  
Is gach liban Foia<sup>12)</sup>  
Sein Hohn dabrennt.

<sup>1)</sup> Gamsen. <sup>2)</sup> Ausrüstung. <sup>3)</sup> Sonst. <sup>4)</sup> Hebt es leise zu regnen an. <sup>5)</sup> Es fiebert ihn vor Kälte. <sup>6)</sup> Armer Tropf. <sup>7)</sup> Erreicht. <sup>8)</sup> Die kurze Lederhose (Pinzgauerisch rz = schz, also: Kuschze). <sup>9)</sup> Unterröckchen. <sup>10)</sup> Schönhun. <sup>11)</sup> Schürzenjäger (Kidl = Weiberkittel). <sup>12)</sup> Ist plötzlich überm Herdfeuer.



**Jordan Rajetan Markus.** Biographisches Denkmal von Moriz Sechter und Heinrich Teufelberger. Zur Gelegenheit der J. K. Markus-Gedenktafel-Enthüllungsfest herausgegeben vom Verein der deutschen Böhmerwäldler in Wien. (Juni 1894.)

Die vorliegende Schrift entwirft uns den Lebenslauf eines trefflichen Mannes, der sich als ausgezeichnete Pädagoge, als Schriftsteller und gemüthlicher Dichter, sowie als Anhänger treudeutscher Ideen in engeren wie in weiteren Kreisen einen so hochgeachteten Namen erworben hat, daß in seinem Geburtsorte Friedberg im Böhmerwalde die zahlreichen Freunde und Verehrer dieses Mannes eine Gedenktafel am Geburtshause angebracht haben, welche die Erinnerung an ihn wahren soll, und die am 15. August 1894 feierlich enthüllt wurde. Markus ist für den weitesten Leserkreis dadurch ganz besonders bemerkenswert, weil er zum erstenmale nach authentischer Quelle eine genaue Biographie Adalbert Stifters geliefert, welchen edlen, herrlichen Dichter der Biograph persönlich genau gekannt hat. Auch bot er an verschiedenen Stellen zahlreiche Aufsätze über Stifter, welche von großem Werte erscheinen. Aber auch über den geliebten heimischen Böhmerwald überhaupt liegen aus der Feder dieses fleißigen Mannes zahlreiche wichtige topographische, historische und andere Arbeiten, unter denen wir etwa das Buch: „Markt Friedberg und seine berühmten Männer“ (1870) und das hübsche Werk über „Oberplan“ (1883) besonders nennen. Die vielen pädagogischen Werke und Aufsätze von Markus zeigen uns den gebiegenen Schulmann und vorzüglichen Bildner der Jugend im glänzendsten Lichte. Mit großer Pietät zeichnen die Verfasser genau und reich, mit fesselnden Einzelheiten ausgestattet, in dieser Festschrift den Lebenslauf des Dahingegangenen, welcher im Jahre 1893 zu Mauthausen, zweiundsechzig Jahre alt, verblieb, zum Schmerze der Seinen und zur großen Trauer seiner zahlreichen Freunde. Sehr wertvoll ist auch das Verzeichnis aller von Markus veröffentlichten Werke und Aufsätze mit Angabe, wo die letzteren erschienen sind, eine bibliographische Arbeit von großem Werte. — Wir empfehlen damit die auch mit dem Bildnisse von Markus geschmückte Schrift nicht nur allen Pädagogen und Freunden biographischer Literatur, sondern auch allen zahllosen Verehrern Adalbert Stifters und des herrlichen Böhmerwaldes. Selbst der Freund sinniger Poesie wird das Büchlein gern zur

Hand nehmen, da es auch eine Auswahl von hübschen Gedichten enthält, die Markus verfaßt hat. Den wackeren Böhmerwäldlern ganz besonders freundlichen Gruß. Schlojjar.

**Allerhand Kreuzköpfe.** Geschichten und Gestalten aus den Tiroler Alpen. Von Karl Schönherr. (Leipzig. G. Haessel. 1895.)

Da ist wieder ein Neuer. Ich reiße ihn sofort, besonders des Stiles wegen, zu den Meistern der kleinen heiteren Dorfgeschichten, wie sie etwa Josef Widner, Karl Wolf so ausgezeichnet erzählen. Die Eigenheit der Schönherr'schen Erzählungen ist ein knapper, in jedem Worte beredter Stil und ein kerniger Humor. Schönherr weiß den Volkshumor zu packen, wo er am lustigsten ist, und ihn darzustellen, wie er am gefälligsten ist, die Verbheiten nimmt man gerne mit in den Kauf, ja möchte sie gar nicht missen. Man lese in dem genannten Büchlein einmal den „Lärchenen Pias“, den „Tiroler Michel auf der Klinik“, „die Rindstaf“, den „nuien Doktor“. Das ist doch echt! Ob dieser junge Volksdichter auch das Zeug hat, in den Ernst der Welt, in die Tiefen der menschlichen Seele niederzutauchen, das ist an dieser Sammlung noch nicht klar zu erkennen, ich vermüthe es aber, denn die poetische Kraft, die sich hier schon offenbart, ist nicht gering, und selbst in seinem lachenden Humor zuckt mancher Tropfen Herzblut. Ich nenne nur das Stückchen „Der Schwegler“. Als Volksdichter hat er auch die ernsten Seiten der Volksseele zu suchen und stets ihr schlichter Ausleger und beredter Anwalt zu sein. Dann muß Karl Schönherr in den Rürschner'schen Literaturkalender, damit er zu finden ist. Denn die Nachfrage nach ihm wird bald eine lebhafteste sein.

R.

**Jeremias Gotthelfs Ausgewählte Werke.** Erste illustrierte Ausgabe nach dem Originaltext, herausgegeben von Prof. Otto Sutermeister. (Carl Friedrich Fleischer. Leipzig.)

Die vorliegende Ausgabe von Jeremias Gotthelfs ausgewählten Schriften besitzt nun den großen Vorzug, daß sie die Hauptwerke des vortrefflichen Volksdichters in einer von Professor Otto Sutermeister in Bern mit liebevollem Verständnis vorgenommenen Reinigung darbietet, welche auf den Geschmack unserer Zeit hoffentlich nur insoweit Rücksicht nimmt, als es sich mit der höchsten Pietät gegenüber der ur-

springlichen Fassung vereinbaren läßt. Die neue illustrierte Gotthelf-Ausgabe wird enthalten: Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Mi der Knecht. Mi der Pächter. Der Bauernspiegel. Anne Babi Zowäger und Elsi die feltjame Magd. V.

**Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen.** Von Professor Dr. O. Weise. (1895. Leipzig, V. G. Teubner.)

Dieses soeben erschienene Schriftchen verdankt einem Preisausschreiben des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines sein Dasein und ist von demselben durch einen Preis ausgezeichnet worden, wie ihn dieser Verein bisher in solcher Höhe noch keinem einzelnen verliehen hat. Die Schrift gibt eine auf wissenschaftlichem Boden ruhende, gemeinverständliche und überaus klare Schilderung der räumlichen und zeitlichen Entwicklung unserer Sprache und legt das Hauptgewicht auf das Neuhochdeutsche. An diese kurzgefaßte Geschichte unserer Muttersprache schließt sich eine höchst anregende Darstellung der Schriftsprache unserer Zeit. Das Büchlein ist nicht in Form einer lehrmäßigen Übersicht oder eines Nachschlagebuches geschrieben, sondern als eine lebendige und anschauliche Erörterung, und zwar in einer Weise, die geeignet erscheint, die äußerliche Auffassung vom Wesen unserer Muttersprache zu bekämpfen und die weiten Kreise der Gebildeten zu fesseln und zu unterrichten. V.

**Neue Gedichte in steirischer Mundart** von Hans Fraungruber. (Wien, A. Hartleben, 1895.)

Fraungruber ist den Lesern des „Heimgarten“ schon lange ein lieber Bekannter. Im Jahrgange XVII, Seite 535, hat man auch von der ersten Gedichtesammlung vernehmen können, die er herausgegeben, und die Leser der Gedichte haben dem dort Gesagten sicherlich beigestimmt. Nun ist die zweite Sammlung da, sie ist der ersten ähnlich, wie ein Schwesterlein dem anderen. Ein gesundes, rothwangiges, blauäugiges Mädel. Oder ist's ein Knabe? Schalkhaft und übermüthig wäre es manchmal genug dazu. Und oft auch gar ernsthaft und stramm. Andererseits läßt weiche Sinnigkeit und Innigkeit, Redigkeit und Verliebtheit doch wieder auf ein Mädel schließen. Wie dem auch sei, es ist ein frisches Alpenkind, dieses Büchlein, und wir lassen ihn im „Heimgarten“ ein paar Liedlein singen:

#### A Gschichtl.

Ah woach a schöns Mädel, däs hebt a so an:  
In Wald geht a Bua, und a Dirndl voran,  
Und wia s' a so genan dahi' nach'n Wea,  
Da temen s' jan Bach, übern Bach is a Steg.

Weil's Wasser so saust,  
Hät'n Dirndl so araut,  
Und es wird ihr so bang,  
Halt sih an ba dr Stang,  
Gar so schwindlat is ihr,  
Und vor Angit zibern d' Ania.

Daweil simt dr Bua und hat 's Dirndl datappt,  
Der scheucht vor loan Wasser, bal's nob a so schnappt?  
O mein, sagt r, Dirndl — wia wurd's dr hiaz nehn,  
Du bleibest ja da bis zan jüngstn Tag stehn?

Er padd's ba dr Mitt  
Er tragt's hin a paar Schritt,  
Wach steht r und lacht:  
Hört 'n Steg, wia r tracht?  
A Buisl muast zahln,  
Eiß — lass i dih falln!

Hiaz wird frei 'n Dirndl nob schwindlich a Muat  
Als dracht sih, als zibert, als togast in Bluat —  
Ah bist di, schreit's, mach und geh oamal dahi',  
Ah zahl dr ja gern, was i schuldi worn bi'!

Da juchast dr Bua  
Und ast schaut r bazua . . .  
Is r nacher wohl lurt,  
Oder steht r nob durt,  
Oder hat r's gar a'frein —  
Däs han ih vogessin.

#### D' Mittelstraf'n.

Gar j'hoch und gar j' tief  
Is das Recht nit,  
Yump oder heili sein  
Wächt ih nit.

Schön arab durch die Mitt  
Is dr besti Steg,  
Da is mein Straf'n,  
Geh neama weg.

#### Roh was!

Mir simt dr Mensch in seine Bier  
Oft wia a g'lustig's Qual' für,  
Däs hat ab alli Woden;  
Du maast eahn gebn was und wia,  
Na — i'friedn is 's halt dena nia,  
Denn 's Bua'l hat loan Woden.

Gast eahn dein Haar jan Schopf'n g'spart,  
So greift's dr sicher nach 'n Bart,  
Um d' Haien und so weiter;  
Und lassit eahn ast a Steckn'ferd,  
Is eahn a Gutschn mehra wert,  
A Dodn und a Reiter.

So is dr Mensch in Saus und Braus;  
Er fahrt ba alli Lufn aus,  
An ilbamaut is so was;  
Und kam's dr Herr von Himmelszelt  
Und schenket eahn die ganzi Welt —  
Gwiß schreiet 's Bua'l: Roh was!

#### Lebenswege.

Der oan Mensch geht sicher,  
Der anderi stolpert.  
Der oan Wea is glatt und  
Der anderi holpert;  
Und simt dr a Straf'n  
A nob so grad für,  
Sie macht di halt dena  
Jan östern irr.  
Mir wißn ja all nit,  
Wohin mr fahrn,  
Mir armen Karrn!

1) Büchchen. — 2) NÄme.

**Volkspoesie in der Westentasche.** An Volkslieder-sammlungen haben wir keinen Mangel mehr. Einst hatte man nichts gesammelt, das war zu wenig; dann hatte man wo möglich alles gesammelt, das war zu viel. Man fand unter dem Spreu den Weizen nicht mehr. Endlich verfiel man auf das Richtige, man suchte aus den vielen und großen Sammlungen das Beste heraus und gab es in den Druck. So ist auch das herzige Westentaschen-Büchlein „Volkslieder aus der Steiermark“ entstanden, welches J. N. Fuchs und Franz Rieslinger vor kurzem bei Lampart in Augsburg herausgegeben haben. Es enthält die meisten der Perlen des steirischen Volksliedes, und manches Eigenartige darunter, welchem man bisher im Drucke kaum begegnet ist, so das „Tabakraucherlied“ und „Die Hammerschmiedg'sell'n“. Die meisten „Sänger“ sind lustig; zu diesen zähle ich die Krippenlieder; aber auch Todtengefänge sind darunter. Einige der Lieder sind nicht ganz vollständig wiedergegeben, so besonders der Gesang bei Begräbnissen: „Heut' ist's an mir, morgen ist's an dir“, in welchem zwischen der vierten und fünften Strophe das folgende „Wäsel“ fehlt:

Da sangen alle Glöcklein  
Zu läuten wohl an,  
Da gehen meine Freunde  
Halt alle davon.“

An diesem Verschen aber ist der Schreiber vorstehender Zeilen schuld, dessen kleiner Sammlung „Volkslieder aus Steiermark“ (Pest 1872) das Lied entnommen wurde. Ich hatte in jungen Jahren das Lied aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben und dabei die oben angeführte Strophe vergessen. Dieser Irrthum soll jetzt gutgemacht sein. Auch ein paar andere der von mir damals gebotenen Volkslieder weichen etwas ab von der Form, in der ich sie seither im Volke singen gehört. Es gibt ja übrigens so wenige Volkslieder ohne Variationen. Auch diese neue Sammlung ist ohne viel Kopfzerbrechens gemacht worden. Bei einer neuen Auflage, welche gewiß bald nöthig werden dürfte, haben die Herausgeber Gelegenheit, einige Vervollständigungen anzubringen.

R.

**Der Mutter Kleinod.** Rathschläge zur Erziehung der lieben Kleinen nebst einem Anhange: „Einführung in das Schulleben“ von Josef Kiegerl. (Graz. Franz Wechel. 1895.)

Ich habe das vortreffliche Büchlein durchgelesen und schlicke mich ganz dem Urtheile des Schulrathes Jos. Lukas an, der in seinem dem Schriftchen beigegebenen Vorworte das Folgende sagt:

„Die darin enthaltenen Lehren und Rathschläge entsprechen durchwegs dem heutigen

Stande der pädagogischen Wissenschaft und das Ganze ist von idealer Auffassung des Erzieherberufes durchgeistigt.

Dieses anspruchsfreie Büchlein dürfte daher manchem Leser mehr bieten, als andere größere Schriften über denselben Stoff, nämlich nicht bloß Klärung des Verständnisses im Erziehungs-geschäfte, sondern auch Liebe und Begeisterung für dasselbe. Es ist ihm darum die weiteste Verbreitung zu wünschen.“ R.

„Swantevite“, erzählendes Gedicht in Ottave rime von R. von Plön. Dresden, Verlag der „Penaten“ (Arno Schuppe).

Der Dichter schildert in dieser, der interessanten Zeit der Befreiung Preußens zum Christenthume entnommenen poetischen Erzählung die abenteuerlichen Geschehnisse von Jung-Swantevite. Das siegreiche Christenthum wird personifiziert in der strahlenden Gestalt des edlen jungen Ritters Hermann. V.

Die soeben erschienene neue Serie der Bibliothek der Gesammlliteratur des In- und Auslandes (Halle a. d. S. Otto Hendel) bringt Alexander Dumas' unvergleichlichen Abenteuerroman „Die drei Musketiere“. Aus dem deutschen Dichterwald ist der Freiherr Franz Gaudy mit seinen „Venetianischen Novellen“ vertreten. Dieser Poet ist leider bei uns viel zu wenig bekannt und gewürdigt. Und doch ist er einer unserer liebenswürdigsten Erzähler, der zugleich spannend und launig zu erzählen weiß. Die letzte Nummer der Serie endlich bringt A. von Hedenstjernas in bestem Sinne realistische Erzählung „Fräulein Jennys Stellung“. V.

**Das Verbrechen: Liebe.** Von Victor Grünberg. (Brünn. Karaslat & Sohn.)

Ein junges Mädchen, der vornehmen Gesellschaft angehörig, liebt, wird verführt und erkennt — zu spät — die Treulosigkeit des Geliebten. Ihr erster Gedanke ist, den Glenden, der sie betrog, zu vernichten. Aber das Weib siegt in ihr; in ihrem Herzen siegt über Trost und Rachbegierde die Verachtung. Sie wendet sich von ihm ab und flieht in die Einsamkeit. Hier gesteht sie den Eltern ihren Fehltritt. Von denselben auf ein einsames Schloß verbannt, reißt in ihr nach langem Schwanken der Entschluß, das Kind gleich nach der Geburt zu tödten. Sie bereitet alles zur Ausführung desselben vor, und erst, da das Kind — todt — zur Welt kommt, erwacht das mütterliche Gefühl in ihr. Nun klagt sie sich an, es durch ihre haßerfüllten Gedanken getödtet zu haben, zeigt die Vorkehrungen zu dem geplanten Morde und fordert verzweifelt:



Strafe, Buße. Man weist sie ab. Die Verwandten erklären sie für verrückt und übergeben sie einer Irrenanstalt. Hier beschließt sie denn auch ihr leidenvolles Dasein, in dem man Liebe als Verbrechen ahndete, während Haß und Mord keinen Richter fanden. V.

**Russische Rache. — Der neue Aktäon.** Zwei Novellen von Alfred Friedmann. (Leipzig. Reclams Universal-Bibliothek.)

Ein Trauerspiel, dem nach antikem Vorgang das Satyrspiel folgt. In dem Trauerspiel, der Russischen Rache, behandelt Alfred Friedmann in feiner, neuer Weise das uralte Thema von den drei Personen, deren zwei durch Menschenjagung gekettet sind; aber der dritte sprengt den Bund, und was zusammen gehört, kommt zusammen, freilich nicht ohne die Sühne des Todes. V.

#### Büchereinlauf.

**Peter Schlemihl** von Adalbert von Chamisso. Illustriert von G. Looschen. (Leipzig. Hermann Seemann.)

**Deutsche Novellen** von Victor Laverrenz. (Berlin. J. L. B. Laverrenz. 1895.)

**Eine neue Zeit.** Schauspiel aus der Revolutionszeit in vier Acten von Martin Maad. (Leipzig. Robert Claußner.)

**Medea.** Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen von Hans Ferdinand Gerhard. (Neuhaldensleben. C. A. Gyrands Verlag.)

**Rosas Werke.** Trauerspiele: „Der Unbekannte“, „Bürgersehnen“, „Im Elfaß“. (München. Th. L. Jung.)

**Bienemanns Erben** oder Das geraubte Testament von Otfried Mylius. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

**Der letzte Prophet.** Dichtung von Ed. Eggert. (Stuttgart. Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (D. Ochs) 1894.)

**Festspiel** zu Ehren des achtzigsten Geburtstages des Fürsten Bismarck von Friedrich Algardt. (Mannheim.)

**Bismarck und das deutsche Vaterland** im zeitgenössischen Liede. Ein Gedenkbuch für Volk, Schule und Haus, gesammelt von A. Jädicke. (Dresden. Hellmuth Henkler.)

**Gedichte** von Julius Goebel. (Dresden. E. Pierson. 1895.)

**Neue Gedichte** von Helene Wigerka. (Leipzig. Georg Wigand. 1895.)

**Auf Dionysospfaden.** Gedichte von Paul Lanský. (Leipzig. Robert Claußner. 1895.)

**Herzblut.** Neue deutsche Lieder von Adolf Graf von Westarp. Festgabe zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck. (Berlin. Paul Moedebed.)

**Schwertlilien.** Gefänge von Svetozar Manojlovic. (Wien. L. W. Seidel & Sohn.)

**Kaleidoskop.** Auslese aus Claus Einfiedels sämtlichen Gedichten, von ihm selbst getroffen, herausgegeben von Mina und Julius Brigelmanr. (Passau. Albrecht Liesede. 1894.)

**Lieder eines Einsamen.** Von Heinrich Couvreur. (Braunschweig. Rauert & Rocco Nachfolger. 1894.)

**Neue Gedichte** von J. Loewenberg. (Hamburg. M. Glogau jun. 1895.)

„**Resurrexit!**“ Neue Geschichten und Skizzen aus der Klosterwelt. Von Oscar Teuber. Verlag der „Literarischen Gesellschaft“. (Wien. 1895.)

**Saure Gurkenzeit.** Gedichte und anderes von Wilhelm Ohrt, Buchhändler. (Wismar. Wilhelm Ohrt.)

**Poetisches Skizzenbuch.** Sammlung I. Von Fr. Ferd. Tamborini. (Karl Gütlich. Leipzig. 1894.)

**Albumblätter,** gespendet zum Besten des Vereines für Kinder-Volksbücher von hervorragenden Frauen und Männern Deutschlands. (Berlin. B. Berkowitj.)

**Küchenpoesie.** Erprobte Küchenrecepte in Versen von Ibo. (Augsburg. Lampert & Comp.)

**Laskaris** von Arthur Pfungst. Erster Theil Laskaris' Jugend. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

**Ensheim vor sechzig Jahren.** Bilder aus dem hinterpfälzischen Dorfleben von Jakob Grenz. (Forbach. Robert Gupfer. 1894.)

**Die Aufhebung der Juden-Emancipation** und ihre rechtliche Begründung. (Leipzig. Herm. Beyer. 1895.)

**Emancipiert.** Nach den Aufzeichnungen eines Professors der Sociologie für eine Dame des zwanzigsten Jahrhunderts. Mitgetheilt von Eugen Kaspi. (Zürich. Verlagsmagazin. 1894.)

**Friede und Abrüstung.** Kritische Darstellung der aus allen civilisierten Ländern eingegangenen Antworten auf die schwedische Preisfrage. Von Gustaf Björklund. (Berlin. F. Dümmler. 1895.)

**Nationaldemokratie.** Von einem Aristokraten. (Verlag von Ulrich Kraft. Berlin.)

**Ein Beitrag zur Geschichte der zeitgenössischen Kunstpflege** von R. W. Diefenbach. Erster Band. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1895.)

**Einderung menschlichen Glends.** Vorschläge und Anregungen von M. A. Reitler. (Baden bei Wien. G. Haases Witwe. 1895.)

**Zwischen den Jellen.** Dies und das für besinnliche Leute von Arthur Bonus. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1895.)

**Wohl bekomm's.** Grobheiten, Bosheiten und Liebenswürdigkeiten von August Melz. (Hamburg. M. Glogau jun. 1895.)



**Unter Blumen.** Monatsplaudereien über Blumen und Blumenzucht. Von Max Heschdörffer. Mit zwölf Blumenbignetten. In blumengeschmücktem Leinenband.

**Das Nervenleben des Menschen** in guten und bösen Tagen. Eine Schrift zur Belehrung, zu Rath und Trost. Von Dr. J. L. A. Koch. (Otto Maier in Ravensburg.)

**Der Kampf gegen die Trinkfillen und seine Bedeutung für den Arbeiterstand.** Von G. Bunge. (Basel. L. Reinhardt.);

**Zur Alkoholfrage.** Ein Wort an Herrn Oberpfarrer Dr. Wilhelm Martius und das Blaue Kreuz. Von Dr. med. G. Bunge. (Bremerhaven. Tienken.)

**Die Alkoholfrage.** Ein Vortrag von G. Bunge. (Basel. L. Reinhardt.)

**Die Elbersfelder Armenpflege und die Frauen.** (Vortrag von Henriette Huegg. (Graz. Verlags-Buchhandlung „Styria“. 1895.)

**Unterrichtsbrieft in der vereinfachten Stenographie** (System Ferdinand Schrey). (Wien. Josef Seidels Hausfreund-Verlag.)

**Lampa Naturkräfte und Naturgesetze.** Hefte 11 bis 14. (Erste Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand. Wien.)

**Über Schreibmaschinen** von Gustav Gessmann. (Wien.)

**Zeitschrift für österreichische Volkskunde,** 1895 erstes Heft. (Prag. F. Tempsky.)

**Der Musikführer,** gemeinverständliche Erläuterungen hervorragender Werke aus dem Gebiete der Instrumental- und Vocalmusik. Mit zahlreichen Notenbeispielen. Redigiert von A. Morin. Jedes Heft einzeln käuflich. (Frankfurt a. M. V. Bockhold.)

**Allgemeine Kunstnachrichten.** Monatschrift für Musik, Theater, Literatur, bildende Künste und Kunstunterricht. Herausgeber Director Rud. Kaiser.

**Neues Leben.** Halbmonatschrift. Herausgeber Dr. Karl Grunsky. (Verlag der Buchhandlung des „Gesundheitsrath“. Stuttgart.)

**Otto Hübners Geographisch-Statistische Tabellen für 1894.** Herausgegeben von Professor Dr. Fr. v. Juraschek. (Heinrich Keller. Frankfurt a. M.)



\* Der „Heimgarten“, XVIII. Jahrg., brachte einen Aufsatz „Richard Wagner als Mensch“, der sich mehrfach auf ein Buch von Ferd. Präger über Wagner, als auf eine verlässliche Quelle, berief. Mittlerweile ist dieses Buch als ein Conglomerat von Unrichtigkeiten und Fälschungen entlarvt worden und der Verlag Breitkopf und Härtel hat es demnach aus dem Buchhandel zurückgezogen. Damit ist auch jener Aufsatz, sofern er sich, allerdings in bestem Glauben, auf das Präger'sche Buch stützte, hinfällig geworden.

**Ambos und Feier.** Gedichtchen nicht übel, haben aber dafür leider keine Verwendung. Die Leser wünschen nicht viele Gedichte. Desgleichen an viele andere Einsender.

**J. B., Klosterneuburg.** Dürfte ihnen kaum gelingen. Ich halte mich vom Parteigetriebe ferne, wenn es sein muss, mit Ellbogenstößen. Findet manchmal ein zufälliges Zusammentreffen statt, so muß die eigene Richtschnur doppelt scharf im Auge behalten werden. R.

**M. J., Berlin.** Sie haben recht, das Schwert ist manchmal eine sehr unzuverlässliche Waffe. Wie oft hat schon in diesem Jahrhundert den Deutschen das Schwert versagt!

Österreich verließ sich bei der Gestaltung der deutschen Frage und zur Aufrechterhaltung seiner Ansprüche auf Venetien auf sein Heer; es versagte. Und die süddeutschen Fürsten vertrauten sich 1866 dem Heer an; es versagte. Und Kaiser Maximilian von Mexiko stützte seine Ansprüche auf den Thron von Mexiko auf das französische Expeditionscorps; es versagte. Und Napoleon III. verlor Thron und Land, weil das Heer versagte. Und in den Tagen des ersten Napoleon konnte der König von Sachsen dem russischen Eroberer die Bundestreue nicht halten, da seine Truppen während der Schlacht von Leipzig zum Feinde übergegangen waren. Und im festen Siegesvertrauen zogen 1806 die preussischen Truppen zum Brandenburger Thor hinaus, und wenige Zeit darauf hatte der König keine Armee mehr; sie hatte versagt.

So lehrt die Geschichte eines Jahrhunderts, daß nach innen wie nach außen das Schwert eine höchst unzuverlässige Waffe ist.

**S. S., Wien:** Ein solches Werk des genannten Autors existiert nicht.

\* Unverlangt eingesandte Manuscripte werden nicht berücksichtigt.



## Das ewige Licht.

Erzählung nach den Schriften eines Waldpfarrers

von

Peter Rosegger.

(Fortsetzung.)

Frühjahr 1889.

Mein Nädel ist mir nicht mehr lustig genug. Die Waldvöglein sind längst vertrieben, wenn nun auch junge Leute nicht mehr singen und juhezen wollen, wie es die Ottilie sonst gethan! Aber je stiller sie ist, desto hingebender an ihre Aufgabe, desto inniger zu mir. Was ist denn nur die Aufgabe dieses jungen Geschöpfes? Einen alten kummer-vollen Mann zu pflegen. Und sonst nichts?

Manchmal, wenn ich erschöpft bin von den Wanderungen, die ich zu meinen wenigen treuen Pfarrkindern im Gebirge mache, und wenn ich auf der Holzbank ruhe, da setzt sie sich zu mir, näht oder strickt und blickt mich bisweilen verstohlen an. Gesprochen wird wenig zwischen uns. Wir haben uns nichts zu sagen, es ist manchmal, als ob eins das



andere schweigend verstünde. — Das ist aber doch eine Frage. Bin ich unterwegs und sehe irgendwo ein Menschenkind weinen, da denke ich: Wenn die Ottilie so weinte! Und da packt's mich wie Heimweh nach dem Pfarrhof, daß ich sie um mich sehe und wisse, daß ihr nichts ist. — Ich wollte sie schon lange um etwas fragen. Ob sie nicht vielleicht ein Anliegen habe, außer das von wegen Lucian? Daß sie nicht etwa glaube, sie müsse bei mir bleiben, wenn ihr Herz anders spreche. Daß sie klug sei und brav bleibe, wisse ich ja. Habe sie irgend einen Wunsch, so wisse sie an mir den väterlichen Freund. — So etwas wollte ich gelegentlich sagen, da ist sie mir zuvor gekommen.

Sie habe einen großen Kummer, vertraute mir das Mädel eines Tages, nachdem sie wieder so neben mir saß. Sie gebe sich zwar Mühe, sehe aber doch, daß sie mir nichts sein könne. Ich brauche um mich eine geschickte Person, mit welcher ich auch über Standesfachen und gelehrte Dinge sprechen könne, und deswegen komme sie sich so einfältig vor und unwert. Und da fürchte sie immer, ich könne eines Tages zu ihr sagen: Liebe Ottilie, ich will mir wen anderen ins Haus nehmen, du magst wohl zufrieden sein mit dem, was du hier genossen hast, jetzt bist du groß und stark genug zum arbeiten, jetzt wirfst du dein Brot leicht auch anderswo finden und jetzt kannst du gehen. . . .

„Mädel!“ schrei ich sie an, „bist du verrückt? Wer hat dir denn diese Grillen in den Kopf gesetzt? Dich fortzuschicken?“ Aber gleich fällt es mir ein: Das ist ja nur eine Ausflucht, sie selbst will fort!

Das bestreitet sie jedoch auf das allerheftigste und so wären wir in diesem Punkte freilich einig, aber ich sehe doch, daß in ihrem Herzen etwas nicht richtig ist.

Schon im Vorjahre und den Winter über ist es mir aufgefallen, daß das Bild des heiligen Josef, welches oben am Kirchensteige steht, immer frisch bekränzt ist, oder mit einem Blumenstrauße geschmückt, konnte aber nicht dahinterkommen, welcher ein frommes Gemüth dabei im Spiele sei. Vor kurzem habe ich's erfahren. Ertappte die Ottilie hinter den Hecken, wie sie eben aus Weißtannenreisern und Balsamkraut einen Kranz bindet und Nelken und weiße Rosen hineinslicht. Weil sie verlegen wird, so sage ich nichts weiter und gehe vorüber. Und des nächsten Morgens, wie ich zur Messe hinaufgehe, sehe ich denselben Kranz um den heiligen Josef gewunden. — Recht so, wenn man ein Anliegen hat, und es ist kein Mensch zu Wege, dem man was Gutes thun könnte, so soll man den Heiligen Gottes Liebes erweisen, damit das Leid nicht eintrockne in uns, sondern als sichtbares Zeichen vor den Himmlischen liege.

Unserem armen Oberlehrer — seit einiger Zeit hat er einen Gehilfen — ist die Umarmung der Mademoiselle Gortschakoff doch theurer zu stehen gekommen, als anfangs anzunehmen war. Und kein Wohlthäter hat je so viel für ihn gethan, als diese russische Dame im Pelz mit ihrer zärtlichen Umarmung. Sie hat ihn gelehrt, daß der stärkste Mensch trotz all seiner Körpergewalt ersticken kann an der tändelnden Liebkosung eines zahmen Bären. Der linke Arm ist ihm seither gelähmt. Keine Kraftleistung kann er mehr vollbringen, kein Stück Brot kann er sich abschneiden, wäre ein Lehrer auf die Arme angewiesen, es gäbe um einen Bettler mehr. Er ist insoferne zu seinem Vortheile ein anderer geworden, als er nun sich erinnert, daß der Mensch nicht allein einen Leib hat, der höchstmöglich ausgebildet werden soll, sondern auch eine Seele, der dasselbe gebürt. Er befaßt sich in den freien Stunden mit Lesen und studiert jetzt pädagogische und socialwissenschaftliche Werke. Gerne geht er auch mit Kindern im Freien umher, erklärt ihnen Thiere, Pflanzen und Steine. Den Bauernkindern macht das ein großes Vergnügen und sie sind gelehrtig. Mit den Arbeiterkindern ist's anders, diese erwärmen sich für ein Bogelneft nur, wenn sie es plündern können, ihnen gefällt ein Stein nur, wenn sie ihn gegen etwas Lebendiges schleudern können, und demnach — wäre meine Meinung — soll man das Pflanzenreich auch so auf sie anwenden, daß man Birkenzweige und Haselstäbe für sie nutzbar macht. Nicht zu glauben, behauptet der Lehrer, um wie viel mehr ein Arbeiterkind verroht ist, gegenüber einem aus dem Bauernhause.

Aber sehen die Arbeiter das nicht selber ein? Ist es nicht eines ihrer lebhaftesten Verlangen: Macht unseren Kindern eine Erziehung und eine Bildung möglich! — Da wollte ich ihnen Folgendes sagen: Liebe Arbeiter, keine Schule und keine Kirche kann's zuwege bringen, wenn zu Hause das gute Beispiel fehlt. In dem patriarchalischen Bauernhause, wo die Bedürfnislosigkeit, die Folgsamkeit, die Zucht, die Liebe und die Treue herrschen, braucht das Kind nicht erst besonders erzogen zu werden, bei euch aber kann es nicht erzogen werden.

Herr Uylafi geht bisweilen in die Arbeiterwohnungen, um den Leuten ein wenig Kinderbehandlung beizubringen und sieht nun, daß dazu mehr Geschicklichkeit und Anstrengung gehört, als zum Durchschwimmen eines Flusses oder zum Bändigen eines Stieres. Er ist manchmal froh gewesen, mit heiler Haut wieder aus der Höhle zu kommen, und der Mann, welcher bisher auf die athletische Kraftmeierei all seine Trümpfe ausgespielt hat, muß vor einem erzürnten Arbeiterweibe fliehen, das ihm mit dem Kübel Wäschlauge nachläuft.

Denn bei dem Arbeitervolke sprechen sogar die Weiber ihre Meinungen mit den Armen aus, anstatt mit der Zunge.



Heute sprach ich in der Schule bei Gelegenheit des Evangeliums vom letzten Gerichte. Mief auf einmal der Knabe eines friaulischen Bergknappen drein: „Das fürchten wir nicht. Gott ist keiner nicht, hat mein Vater gesagt.“

Und ein anderes Arbeiterkind setzte rauch bei: „Aber ein Teufel ist, und das ist der Fabriksherr!“

Was nügt's, daß ich diese Kinder scharf bestrafen ließ, daß sie gezwungen wurden, den Frevel vor der ganzen Schule zu widerrufen! Solche ihnen zugefügte Widerwärtigkeiten bestärkten sie wohl noch in dem Glauben, daß für arme Leute diese Erde die Hölle ist.

Vor zwanzig Jahren noch ist fast alles, was die Leute vom Torwald zu ihrem Leben gebraucht, in der Gegend selbst gewachsen oder gemacht worden. Und heute? Das Korn kommt aus Ungarn, die schwarze Frühstücksuppe aus Afrika, der Kockstoff aus Ostindien, das Lichtöl aus Amerika. Die Frau Hüttenverwalterin trägt Handschuhe aus Sachsen, ihr Mann Lederpantoffel aus demselben Lande, ihre Kinder haben Puppen aus Thüringen. Die Thor- und Fensterbeschläge müssen aus Westfalen sein, die Messer und Feitel auch von dort. Und was der Herr von Guldner in seinem Herrenhause beisammen hat aus allen Ländern und Meeren der Erde, Teppiche aus Persien, Spiegel aus Italien, Gold aus Californien. Den elektrischen Telegraphen hat er im Zimmer und das elektrische Licht. — Kein Land gibt es und keine Industrie und kein Element in der weiten Welt, die nicht mitbeitragen, uns Torwalder zu ernähren, zu schmücken, auszurüsten für alle Kämpfe und Genüsse des Lebens. Und davon kommt es. Davon kommt es, daß wir so glücklich sind! — Wenn nur endlich auch jenes der größeren Bequemlichkeit dienende Einrichtungsstück ankäme, das der reiche Mann sich schon seit langem bestellt hat!

Christi Himmelfahrt.

Ich glaube, er war schon lange. Ich glaube sicher, ihn schon vor Jahren gesehen zu haben, das kommt bei Mauerwerken oft vor und sie stehen darum noch Jahrhunderte lang. Hat heute nach der Besper in der Kirche der Karl mich an der Hand genommen, zum Altare des heiligen Noachim geführt und rechts an die Wand hingedeutet, unter das Fenster. Was denn da zu sehen wäre?

„Schauet nur her!“ sagt er und zeigt auf eine dünne Linie, die sich vom Fenster gegen den Boden herabzieht.

„Geht mir weg!“ rufe ich aus, „solche Sprünge gibt's in meinem Pfarrhof genug, und größere als diese.“

„Ich wollt's auch nur zeigen“, meint der Karl.

Dann bin ich in allen Winkeln des Pfarrhofes herumgekrochen, überall Sprünge. Und der Pfarrhof wird doch nicht untergraben, der hat festen Grund wie das ganze Dorf. Ich gehe zum Neuwirt hinab und beschaue mir alles Gemäuer, auch dort ist's nicht anders. Der Neuwirt sagt, es gäbe keine Wand ohne Fuge und keine Mauer ohne Sprung, derlei müsse sein; es diene zur Biegsamkeit, die in gewissem Grade jeder Bau haben müsse, um haltbar zu sein. Ich selbst habe schon dergleichen gelesen und einmal gehört, daß die Spitze des Stefansthurms zu Wien beim Sturme immer an zwei bis drei Fuß hin- und herschaufele, und daß dieses Schaufeln schon vom Baumeister berechnet worden sei, damit der Thurm dem Winde standhalten könne.

So habe ich doch wieder beruhigt können schlafen gehen.

Aber der Kirchenriegel ist durchlöchert wie ein alter, von Rost zerfressener Eisentopf. Gegen dreihundert Knappen arbeiten im Bergwerk.

Einen Tag später.

Heute habe ich mir den Sprung in der Kirche noch einmal ansehen, es sind, wenn man genau achtet, viele solcher, und überall, auch am Thurm, der doch eine sechs Fuß dicke Mauer hat. Es ist Staub in den Rissen, es nisten Käferlein drinnen, das ist alt, da hat's keine Gefahr.

Allein — anderswo hat's eine Gefahr. Ich pflege mich beim Herabgehen beim heiligen Josef manchmal ein wenig in den Schatten zu setzen seitwärts hinter den Fichten, damit die Leute sich nicht stören lassen, wenn sie vorbeigehen und ein Vatermiser beten wollen. In das Moos kann man sich jetzt nicht setzen, es ist noch feucht, ich habe schon meinen Stein und da raste ich gerne und luge zwischen dem Astwerke gegen den lichten Himmel hinauf oder schaue in den Abgrund meines Herzens nieder, wo es, ach, oft so dunkel und unergründlich ist. Das Denken über Gott und Welt und Menschen habe ich mir schon lange abgewöhnt, ich träume nur davon und darüber, und damit kommt man weiter, will's mich schier bedünken.

Der heutige Traum ist aber ganz besonders weit gegangen. Wenn's einer gewesen wäre.

Als ich eine Weile auf dem Stein gesessen, kommt die Ottilie heran in ihrem lichtblauen Hauskleide, steigt auf das Betpult und befestigt am Josefsbilde einen frischen Strauß. Und zur selben Zeit kommt — gewiß ganz zufällig — der junge Ritter des Steiges, bleibt zuerst ungesehen ein wenig stehen und schaute dem Mädcl zu bei der Arbeit, die sie mit wahrer Bärtlichkeit verrichtet. Wie sie herabsteigt, tritt er an sie heran und sagt scherzhafte Worte. Sein Namensbruder sei doch zu beneiden um solche Günst. „Nur Schade, daß der Heilige nichts davon verspürt, und andere

gehen lebendig herum und könnten sich so sehr freuen an gespendeten Blumen und müssen sie doch entbehren."

Das Mädchen wollte in der Bedrängnis fliehen, er aber nahm sie gar freundlich an der Hand und fuhr fort zu sprechen: „Ein Sträußlein haben Sie ja auch mir einmal geschenkt, ich besitze es noch und werde es besitzen bis zum Lebensende, aber verdorrt ist es, und deshalb will ich um ein frisches bitten."

„Was kann dem Herrn an einer solchen Sache liegen?“ flüsterte sie.

„Alles, Ottilie“, sagte er, und sagte es so, daß mir heiß und kalt im Herzen war. — „Können Sie mich denn gar nicht verstehen, Ottilie?“

Sie muß recht wohl verstehen, denn ihre Antwort ist: „Es darf nicht sein.“ Und das war so betrübt, so herzinnig gesagt, daß Ritter Josef wohl weiter nicht mehr viel zu hören brauchte. Er nahm ihr blondes Haupt zwischen die Hände und küßte sie auf die Stirne, ihr Abwehren war viel zu matt. Da er mit seiner Liebkosung nicht zu Ende kam, so habe ich laut gehustet. Das Mädchel reißt aus und läuft wie ein geschrecktes Reh durch den Wald hinab, der junge Mann steht etwas betroffen da, als ich hervortrete.

„Herr“, sage ich, „das ist mir nicht lieb! Das ist mir nicht lieb!“ und sonst kein Wort will heraus, so beklommen ist mein Herz.

„Herr Pfarrer“, sagt er, „mir ist diese Gelegenheit mit Ihnen zu sprechen willkommen.“

„Will nichts hören!“ rufe ich aus. „Das ist Euere Manier, ihr jungen reichen Herren! Das Mädchel ist noch unschuldig. Nehmt uns alles, nur nicht verführen!“

„Verführen!“ begehrt er auf, da bin ich rasch davongegangen, denn ich hätte ihm Schlimmeres gesagt, so zornig war ich. Und das Schelten hilft nichts bei derlei, da muß was anderes geschehen.

Wie ich in den Pfarrhof komme, rufe ich das Mädchel sogleich in mein Zimmer: „Ottilie, du mußt wieder heim zu deinen Eltern in den Raubgraben. Du weißt schon warum!“

Sie vertheidigt sich anfangs mit keinem Worte, geht aber auch nicht. Auf einmal sagt sie fast ruhig und kühl: „Und wenn's wär', wenn ich einen gern hätte, warum wäre das just bei mir so schwer gefehlt?“

„Er will dich bethören, Kind!“

„Falsch ist er nicht“, sagt sie leise.

„Was denn sonst? Glaubst du, daß er dich zu seiner Frau nehmen will? Der reiche Weltmann das einfältige Bauernmädchel? Und nicht zu reden von der Hauptsache, haben wir dich darum so arbeitjam und brav erzogen, daß du ein seidenes Gewand und Geschmeide an deinen Leib hängen, dich in den Salon setzen sollst zu anderen gelangweilten Frauen

und mit eitlen Gefen zusammen? Und das Kochen der böhmischen Köchin überlassen, und die Kinder der Hannakin und dem Rabbi und der Gouvernante? Thörichtes Mädel!"

Sie thut einen tiefen Athemzug und sagt mit fast veränderter Stimme: „Das habe ich ja gewußt. Ich habe es mir gedacht, daß der Herr Pfarrer nicht wollen wird. Hab' mir auch alle Müh' gegeben, ihn zu vergessen. . . .“

Daraus habe ich gesehen, daß die Sache nicht erst von heute ist, und daß die heimliche Traurigkeit seit langem diesen Grund gehabt. Ich habe jetzt verstanden, was sie mit ihrer Sündigkeit sagen wollte und daß sie nach der heiligen Mission so todesverzagt gewesen ist. Und jetzt hebt das arme Wesen an, mir so herzlich zu erbarmen, daß ich meines Leides kein Ende weiß, daß ich sie an meine Brust presse und vor Schmerz kaum die Stimme habe zu sagen: „Glaube es, Ottilie, mein Leben gäbe ich gerne dafür, wenn du glücklich werden könntest, so glücklich, als du es wert bist. Wenn die wahre Liebe da wäre, könnte ich ja auch hier, mit dem Ritter von Guldner, nichts sagen und niemals dürfte ich der Stimme Gottes entgegen sein. Aber schau, mein gutes, sonst so kluges Kind, hier ist die Stimme Gottes nicht, kann nicht sein. Eine Ehe zwischen euch ist schon darum unmöglich, weil es Gesetz und Kirchengesetz nicht erlaubt.“

Sie blickt zu mir auf: „Warum?“

„Warum, das weißt du ja. Zwischen der christlichen und mosaischen Religion gibt es kein Ehebündnis.“

„Er ist ja doch kein Jude!“ lacht sie auf.

Nun erst habe ich gesehen, daß sie nichts weiß. Und habe ihr alles gesagt. Habe ihr gesagt, daß wohl der alte Herr mit Frau und seinem seither verstorbenen Sohne das Christenthum angenommen hat, aber nicht der Herr Josef; daß dieser mir vielmehr selbst gesagt hat, persönlicher Vortheile wegen wolle er den Glauben seiner Väter nicht aufgeben. „So steht es, meine gute Ottilie, und nun weißt du es, daß nicht der Gedanke sein kann an eine solche Verbindung, ich rede nichts von allen anderen Unmöglichkeiten, und daß ich dir nicht helfen kann, und kein Mensch und, fast möchte man sagen, nicht einmal Gott. Der Herr kann dir nur so helfen, daß er dein Herz stark macht, daß du dich überwindest, daß er dir einen anderen Bräutigam zuführt, der für dich paßt. Ich bete, daß es also geschehe, thue es auch du und ergib dich in den Willen Gottes.“

Während ich noch sprach, habe ich empfunden, wie wohlfeil solche Worte sind, und daß sie weder dem das Gemüth erleichtern, der sie sagt, noch dem, den sie angehen. Die Ottilie kein Wort mehr, langsam ist sie hinausgegangen, langsam und leise hat sie die Thür hinter sich zugezogen.



Nach einer Stunde gehe ich hinab, sie ist nicht in der Küche, sie ist nicht im Hofe, nicht im Garten, ihre Kammer ist verschlossen. Ich lege mein Ohr an die Thür und höre sie schluchzen. — Du armes Kind! So unschuldig sein, und ein solches Opfer bringen müssen den unmenschlichen Sanktionen!

Im Juni.

Bei den Arbeitern ist schon lange davon die Rede, daß „der Weiße“ kommen werde. Der Weiße, das ist ein Arbeiterpfaffe, wie der Verwalter die socialdemokratischen Agitatoren nennt. Warum er der Weiße heißt und nicht der Rothe, ist mir unbekannt. Sie scheinen große Stücke auf ihn zu halten und man hört, daß sie ihr Vorgehen von seinen Anordnungen oder Berichten abhängig machen. Denn sie wollen ja solidarisch vorgehen mit der Bewegung in anderen Fabriksorten, und darüber soll sie der Weiße unterrichten.

Drei Tage später.

Heute hat der Verwalter der Guldnerischen Gewerke ein schnelles Telegramm nach Prag geschickt: „Unweisheit der Herrschaft dringend nothwendig.“ Weshalb, das ist nicht gesagt, denn sonst könnte man sich besinnen und nicht kommen. Auch der junge Herr ist abwesend und die Beamten verlieren den Kopf. Der Verwalter kam zu mir um Rath. In das Curhaus, wo Geräthe, Glas und sehr viel Bierholz für die Säge aufbewahrt sind, ist heute früh durch das Fenster eine Bombe geworfen worden. Sie zersprang und hat einen Theil der Glashüttenwaren zerstört und eine Breiche in die Wand gerissen. Gendarmen bewachen nun die Gebäude, beobachten die Arbeiter. Diese sind auf ihren Plätzen und machen drohende Mienen.

Drei Tage später.

Heute sind sie mit dem ersten Zuge angekommen, der alte Herr hatte sich ein Biergespann zum Bahnhofe bestellt, weil es ihm Vergnügen macht, den Leuten manchmal seine Würde und seinen Glanz zu zeigen; damit — meint er — imponiere man ihnen. Ritter Josef ist den Weg vom Bahnhof bis zum Herrenhaus zu Fuß gegangen in Begleitung eines Schreibers, der ihm unterwegs die bedenklichen Zustände mittheilte.

Die Arbeiter erwarteten mit demselben Zuge ihren „Weißen“, sie sind sehr aufgereggt und die Polizei soll es auch sein. Von der Ankunft und dem Verhalten des Arbeiterführers hängt viel ab, man weiß nicht, wird derselbe vorerst einen beruhigenden Einfluß üben oder das Gegenteil, und darum ist die Polizei nicht klar darüber, ob sie ihn gleich festnehmen oder frei gewähren lassen soll. Die Arbeiter tragen rothe Mützen und Cravaten und rufen von Zeit zu Zeit: „Hoch die Revolution!“ Auf dem Arbeiterhause, wo man dem zu erwartenden Gaste ein Zimmer hergerichtet, weht eine große blutrothe Fahne. Die ist unheim-

lich anzusehen; sie flattert nicht lustig im Winde wie andere Fahnen, schwer und träge hängt sie nieder und schwankt langsam hin und her.

So war es noch heute morgens. Der erwartete Weise ist aber nicht gekommen und die Dinge nehmen ihren alltäglichen Lauf.

Einen Tag später.

Wir hatten nichts anderes mehr gedacht als: Der Tag des Gerichts!

Ich kann's wohl nicht aufschreiben. Erst heute bei der heiligen Messe bin ich etwas ruhiger geworden. Ich will's versuchen.

Gestern nachmittags erhielt ich eine Einladung zum Souper bei Guldners noch für denselben Tag. Zuerst war mir: du gehst nicht hin. Dann aber, wie mir gesagt wurde, daß auch der Gemeindevorstand geladen sei, dachte ich, es wäre bei dieser Gelegenheit eine Besprechung beabsichtigt, den drohenden Unruhen zu begegnen, und da dürfte der Pfarrer wohl nicht fehlen. Und wenn der junge Herr etwa durch die Einladung zeigen will, daß die Geschichte beim heiligen Josef vergessen sein soll, so kann es mir recht sein, gibt sich jedoch die Gelegenheit, so will ich ihm seinen Standpunkt in solcher Sache schon noch klar machen.

Es ist ein regnerischer und windiger Abend, die Wolken fliegen fast heftig an den Berghängen hin und schleudern eiskalte Tropfen herab. Der Rauch der Fabriken vermischt sich mit dem Nebel zu einem schmutzigen Grau, die Wege sind seit der Erzgewinnung überall rauh geschottert mit rostbraunen Steinen. Jetzt wollen sie den Kirchenwald fällen, in welchem das Josefsbild steht, denn dort sollen frische Stollen geschlagen werden. Dagegen nun wollte ich an diesem Abende auch meine Einwendung machen.

Ich werde mit einem Wagen geholt, der junge Herr begrüßt mich an der Thür, und zwar unbefangen, dann begleitet er mich über die breite, mit Teppichen belegte Steintreppe hinauf in die Gasträumlichkeiten, wo der alte Herr mir überaus freundlich und munter die Hand schüttelt. Aber sein Gesichtsausdruck — ich weiß nicht! Der Zaunstiegelhofer ist auch schon da, er hat heute sein schwarzes Tuchgewand an und einen steifen stehenden Hemdkragen, wie man sie jetzt in den Städten trägt. Über der Weste eine schwere goldene Uhrkette. Die breiten rothen Hände versteckt er in den Hosentaschen, aber sobald er den Mund aufthut, sieht man doch den Bauer. Nicht daran, was er spricht, denn er redet über Politik und Freihandel, und daß er sich demnächst in den Reichsrath wählen lassen werde, damit das Volk endlich einmal zu einer ordentlichen Vertretung komme; sondern wie er spricht, das ist der Bauer — der's aber nicht mehr nöthig hat, sich mit Arbeit und „Dienstbotengesindel“ abzugeben. Er ist Großfuhrmann geworden und verdient sich bei den Guldnerischen Unternehmungen viel Geld.

Ich betrachte das Speisezimmer. Mit Teppichen belegt, prachtvoll ausgestattet, an den Wänden kunstvolle Gemälde aus dem Thierreiche, der Jägerwelt, ein schwerer Luster mit acht Flammen, die hohen Lehnstühle prunkvoll geschnitten, mit Leder gepolstert. Das Geschirr aus Gold und Silber. Als Tafelaufsatz aus gediegenem Gold eine fast nackte Frauensperson, ein Füllhorn von wirklichen Rosen tragend. Und das eine längst bestellte Einrichtungsstück zur größeren Bequemlichkeit ist immer und immer noch nicht angekommen. Es scheint gar nicht mehr zu haben zu sein — ich meine die liebe Zufriedenheit. — Zwei Diener im Frack, das waren der Gärtner und der Hausmeister. Das Essen soll ausgezeichnet gewesen sein, ich verstehe in solchen Dingen nicht viel, aß nur von dem, was ich gewohnt bin. Der junge Herr schenkte fleißig die Gläser voll und der alte Herr erzählte Anekdoten, so gewisse Säckelchen, bei denen der Baustiegel sich vor Lachen den Bauch hielt. — Ich dachte schon ans Nachhausegehen, da stürzt der Gärtner zur Thür herein: „Euer Gnaden, Herr Baron, ich weiß nicht, was das ist, eine Menge Fackeln kommen über die Wiesen her!“

Der erste, der aufstand, war Ritter Josef, wir sollten nur ruhig sitzen bleiben, er wolle einmal nachsehen. Nun hörten wir aber schon den Lärm, es war ein unbestimmtes Geheul, der Platz vor dem Hause dröhnte von einem heranwogenden Menschenhaufen. Die Arbeiter! Ich sah, wie der alte Herr von Guldner blaß wurde. Er huschte von einer Ecke des Saales zur anderen und befahl dem Diener, die Lichter auszulöschen. Als das geschehen war, sprangen an den Wänden hin und her die rothen Tafeln der draußen durcheinander kreuzenden Fackeln. Er befahl die Balken zu schließen, es geschah; da flog ein großes Holzscheit heran und zertrümmerte den Verschluss. Durch die Bresche herein leuchtete eine hochauflodernde Feuergarbe. Die gegenüberstehende Scheune stand in Flammen. Der Gemeindevorstand war verschwunden, vor mir auf den Knien lag der alte Herr und beschwor mich mit gerungenen Händen und unter Zähneklappern, vor Angst, die Gefahr abzuwenden. „Haltet ihnen das Wort Gottes vor, hochwürdiger Herr Pfarrer, haltet ihnen das Wort Gottes vor!“ rief er kläglich. Ich gehe rasch hinaus und vor die Menge hin. „Der Pfaff ist auch da!“ schreit ein wüster Gefelle und schleudert mich an einen Baum. „Wir wollen jetzt keine Predigt hören. Wir wollen mit der Herrschaft sprechen!“ Nun steht schon der junge Herr Josef am Thore. Schlank und stramm steht er da im rothen Scheine.

„Arbeiter! Wenn ihr mit uns zu sprechen habt, so kommt zur offenen Tagesstunde!“

„Da haben wir nit Zeit, da müssen wir fleißig arbeiten“, höhnte einer. „Und wir haben ja ein Nachtlcht angezündet, bei dem man auch plaudern kann.“

„Was wollt ihr?“

Trat nun ein Redner vor. Der Lärm dämpfte sich und er sagte: „Herr, wir wollen eine bessere Existenz. Dafs es uns ernst ist, werdet ihr nun wohl glauben. Wir wollen Beschränkung der Arbeitszeit auf acht Stunden und Erhöhung des Lohnes um dreifzig Procent.“

Darauf antwortete der junge Guldner: „Meine Herren! Wozu dieser Aufzug? Seid ihr denn Leibeigene? Habt ihr nicht euere Freizügigkeit? Wem die Existenz bei uns zu schlecht ist, der möge sich doch anderwärts eine bessere suchen. Das ist für heute meine Meinung. Ist euch wirklich um eine Verständigung in euere Interesse zu thun, so schicket morgen früh eine Abordnung zu uns, wir werden zu dem möglichsten Entgegenkommen bereit sein.“

„Ja, mit den Gendarmen!“ kreischte einer. „Herr Guldner, diese Ausflüchte sind schon abgebraucht. Heute wollen wir's. Und nicht auf Ehrenwort, schriftlich wollen wir's, und auf drei Jahre, nachher dictieren wir wieder!“

Netzt drängten sie schon von hinten vor und auf Herrn Josef ein. Da rief jemand: „Dem thuen wir nichts, der hat uns auch nichts gethan. Aber der Alte hat uns geschunden. Den Alten wollen wir haben. Wenn er nicht freiwillig herauskommt, so werden wir ihn holen!“

Und eine andere Stimme: „Der Guldner ist ja schon einmal gehabert worden. Wir habern anders wie die Bauern und das wollen wir doch sehen, wem das Torwaldthal gehört. Vorwärts in das Haus!“

Mit einem langen Holzblock stießen ihrer sechs oder acht Mann das Thor ein. Der Tross drang ins Haus und so groß auch der Lärm im Freien war, man hörte doch, wie sie drinnen mit Axten und Schlegeln Kästen, Schränke, Thüren, Spiegel und anderes Geräthe zertrümmerten. Sie drangen in alle Gemächer, in die Keller, in die Bodenträume, und da sie den Gesuchten nicht fanden, so schrie einer, ich vernahm die kreischende Stimme zum zertrümmerten Fenster herab: „Die Ratten rottet man mit Feuer aus!“ Mittlerweile zerrte ein Menschenknäuel den alten Guldner die Treppe herab. Er war fast ohnmächtig, rang die Hände und stöhnte nur. Sein Sohn stürzte ihm zu Hilfe, sie rissen ihn zurück, er rang gegen ihrer vier oder fünfe, ohne Waffen, nur mit Armen und Zähnen, er wehrte sich wie ein Löwe. In diesem Augenblick vom Felde her erhöhter Lärm. „Spitzmäuse! Spitzmäuse!“ rief man, da knallten auch schon Flintenschüsse. Dafs sie die Scheune in Brand gesteckt hatten, war unser Glück, das Feuer hatte die Gendarmerie alarmiert in Unterschuttbach. Die Menge schien den Kampf mit den „Spitzmäusen“ aufnehmen zu wollen, da stürzten im Hofe, einer ganz in meiner Nähe, mehrere Empörer von Kugeln getroffen zu Boden, und nun stoben die übrigen auseinander. In der Verwirrung hatte auch Guldner den Vortheil wahr-



genommen; fast plötzlich aus seiner Ohnmacht sprang er auf und lief durch den Baumgarten hinaus. „Nieder schlagen! den Juden nieder schlagen!“ freischte einer, ich erkannte den Thomas Miesner, der jetzt in der Holzsäge arbeitet. Ein ganzer Rudel verfolgte den Flüchtling, dieser lief wie ein Knabe, bei dem Scheine des Brandes waren sie lange noch zu sehen über die Wiesen hin. Herr Josef rief die Dienerschaft, freilich vergeblich, so eilte er dem wilden Jagen nach in die Nacht hinaus. Die Straße gegen den Bahnhof hin tobte der Rudel, am Heustadel holten sie den Herrn ein und wer weiß was geschehen wäre — ohne Schickung Gottes. Eine Depesche war da, sie sagen vom „Weißen“ geandt. Die Genossen im Torwald möchten sich noch wenige Tage ruhig verhalten und nichts unternehmen, es sei alles im besten Gange. Weiteres persönlich. — Diese Nachricht, sagt man, habe den Fabriksherrn gerettet. Sie ließen ihn erschöpft liegen und zerstreuten sich.

Ich bin noch wie angenagelt im Hofe gestanden und habe auf die dunklen Flecken des Sandes gestarrt, wo die Gefallenen gelegen. Kommt der junge Herr mit dem alten herangewankt. Der letztere ist vor Schreck gebrochen, eine Hammergestalt, wie sie ihn hinauftragen in seine Gemächer. Um Mitternacht ist alles in tiefer Ruhe gewesen. Kein Rochen aus den Fabriken her, nichts zu hören, als das Knistern der brennenden Scheuer und das Dröhnen des einstürzenden Dachstuhl's. Im Herrenhause war militärische Wache zurückgeblieben.

Als ich nach Hause kam und vorüber an Ottiliens Kammer, wo sie wohl schon in Frieden schlummerte, da dachte ich: Kind, wie glücklich sind wir in unserem armen stillen Hause. Uns können sie nichts geben und nichts nehmen. Und nehmen sie uns das zeitliche Leben, so geben sie uns das ewige, auf das wir hoffen. —

Heute früh morgens ist der alte Ritter von Guldner abgereist. Er soll die ganze Nacht in höchster Aufregung gefiebert haben. Als es tagte, ließ er einen Leitertarren einspannen, legte sich auf denselben, deckte sich mit Kohlenfäden zu und so fuhr er zum Bahnhofe, wo er bis zum Abgang des Zuges in der Wohnung eines Beamten sich versteckt hielt. Die Arbeiter thuen als wäre nichts gewesen. Etliche sind eingezogen, die anderen sind auf ihrem Posten. Der junge Herr geht in der Gegend und in den Werkstätten um wie sonst. Bis zur Stunde soll sich noch niemand bei ihm gemeldet haben, um die Forderungen von gestern zu wiederholen.

Wie werden sie miteinander fertig werden? Und wie werde ich mit mir fertig werden? Der Zwiespalt, der dort zwischen Herrn und Arbeiter ist, herrscht auch in meiner Seele. — Ein Bauernknecht hat Jahrlohn von fünfzig oder sechzig Gulden, und das ist genug, dem Bauern selber bleibt auch nicht viel mehr und sie leben mit fast gleichen Bedürfnissen, die erfüllt werden, nebeneinander hin. Ein Werkzarbeiter bringt es jährlich

auf drei- bis vierhundert Gulden, und das ist wenig, denn sein Arbeitsgeber gewinnt vielleicht das Hundertfache und im Angesichte des Überflusses desselben wird dem Arbeiter seine kümmerliche Existenz, die aller edleren Genüsse, sogar der Freude an seiner Arbeit beraubt ist, unerträglich. Wenn der Arbeitsgeber mit den Erzeugnissen seiner Arbeiter so reich werden kann, da haben die Arbeiter doch vielleicht das Recht, auch etwas davon zu verlangen. Das natürliche Recht wohl sicher, das bürgerliche aber nicht. Sie müssen Gewalt brauchen, wenn sie etwas erreichen wollen, mit Bitten und Vorstellungen kommen sie höchstens zu einem Almosen. Wenn sie aber Gewalt brauchen, dann sind sie Empörer und Räuber. Jeder billigdenkende Mensch gibt den Arbeitern, die sich's besser machen wollen, bei, aber in dem Augenblicke, als sie Gewaltmenschen werden, verwirken sie Recht, Mitgefühl und Mithilfe. Sie haben ein Recht, das nur durch ein Unrecht zu erlangen ist, und das ist ihr Verhängnis, ihr Unglück. Gott im hohen Himmel! Wenn sie auch sagen, daß du nicht bist, sie glauben dich doch, denn sonst könnten sie dir nicht so oft fluchen. Und dieses ihres Glaubens willen sende einen Mittler!

Über die Arbeiterangelegenheit sprach ich mit dem jungen Herrn. Er meint, es sei nicht so schlimm, es sei wenig Noth in den Arbeiterfamilien, und wenn die Leute sparsam wären, so gäbe es gar keine. Manche vergeudeten am Sonntag ihren Erwerb, um dann die Woche über Mangel zu leiden. Der Unzufriedenen gäbe es nur einen Bruchtheil, die übrigen würden aufgehebt. — Nun, so spricht eben der Arbeitgeber. Ich habe ihm hernach die grenzenlose Schädigung zu verstehen gegeben, die das bäuerliche Gemeindewesen des Thales durch die Industrie erlitten. „Vor zwölf Jahren noch hätte man Torwald das Thal der Glücklichen nennen können, heute erinnert es fast an das Thal der Verdammten.“ Herr von Guldner erwiderte, das sei der Fortschritt, oder vielmehr die Übergangszeit. Sein Vater trage sich mit der Absicht, seine Besitzungen an eine Actiengesellschaft zu verkaufen. „Sollte ich einmal allein zu bestimmen haben“, fügte er bei, „so müßte es auch anders werden. Wie wäre es möglich, unter solchen Zuständen ein zufriedenes Leben zu führen! Geben Sie acht, Herr Pfarrer, ich mache es anders!“

Anders, aber wie? — Die Berghänge sind kahl, die Menschen entfittlicht. Kalte Dürre, Stürme, Überschwemmungen, Revolution in der Natur und in der Menschheit. Ist ein anderes voranzusehen?

Und wenn am Ende auch an mir eine Schuld läge!

Neuwirt, ich muß dich verklagen. Du schickst mir gefälschten Opferwein. Das hast du früher nicht gethan. Wenn es noch einmal ist, so muß ich dich verklagen bei Jesum Christum!

Ende Juni.

Der alte Guldner soll schwer erkrankt sein und man fürchtet für sein Leben. Eosehr hat ihn der Schreck jener Nacht niedergeworfen. Wie arm ist dieser reiche Mann, wie schwach ist dieser Formchrist! Der Tod seines Sohnes hat ihn einst der Verzweiflung nahe gebracht, die Gefahr und Angst um sein Leben dem Tode! — „Karl“, sage ich heute zum Meszner, „er hat ja manches für die Kirche gethan, aber so geht es, wenn im Herzen der Glaube fehlt.“

„Ja, es ist wohl wahr, so geht es“, antwortet er, „und darum, sage ich halt immer, wie nothwendig es ist, daß den Leuten der Glaube erhalten bleibt.“

„Darum allein, Karl?“ frage ich, „Gott müssen wir glauben, weil er ist, und nicht weil wir des Glaubens an ihn bedürfen. — Die modernen religiösen Bestrebungen gehen leider darauf hinaus, daß sie die Religion vor allem wegen der gesellschaftlichen Ordnung für nothwendig halten, und darum haben sie kein Glück. Wenn dem Menschen die innerste, unerschütterliche Überzeugung fehlt von der Wesenheit Gottes und von der Unsterblichkeit seiner Seele, dann hilft alles künstliche Aufrechtthalten der religiösen Formen nichts, dann können diese Formen leicht nur zum Deckmantel des Schlechten werden. Den Glauben, mein lieber Karl, können wir nicht erwerben, den müssen wir erbitten, er ist eine Gnade.“

„Wird wohl ohnehin so sein“, sagt der Karl und nichts weiter. —

Herr Josef geht doch nicht mehr so oft am Pfarrhofe vorüber als früher und die gute Ottilie arbeitet von früh bis abends im Haus und Garten herum, voller Fürsorge für mich und thut nichts desgleichen. Der Josef im Walde bekommt keinen frischen Kranz mehr. Hingegen steckt manchmal ein ganz kleines Blümlein zu seinen Füßen. Das wird jemand anderer hinthun. — Der Raubgraben ist nicht nöthig geworden, gottlob! — Wenn sie nur auch wieder einmal singen wollte!

Der Kolf hat sich noch höher ins Gebirge und noch tiefer in die Einsamkeit gezogen, er ist Hirtner auf der Grieselalm geworden. Seit jenem Heldenstück mit dem Bären ist er fast noch menschen scheuer geworden, als ob er die Achtung fürchtete, der er theilhaftig ist! Auch um kein Buch kommt er mehr zu mir, doch hat mir ein Wurzelgräber erzählt, daß er sich, wenn ich recht verstanden, jetzt mit der Lehre Buddhas befaße. — Wie rührend ist mir dein heißes Ringen nach Gott und Vollkommenheit! Und auch für dich kann ich nichts mehr thun, als beten.

Eben als ich da schreibe, kommt die Ottilie zu mir in das Zimmer und sagt, es sei gut, daß sie den Kirchenwald niederschlagen wollten, es werde unsicher drin, sogar am hellen Tag, und sie gehe nicht mehr allein hinauf. Dieser abscheuliche Mensch, der Thomas! Er habe ihr nachgestellt. . . .

Mitte Juli.

Der Weiße ist da. Und was für einer! Am vorigen Samstag hat ihn der Eisenbahnzug gebracht. Mit ihm kam ein Gefolge von Leuten, aus denen man nicht recht klug werden konnte. Leute im Arbeiterkittel und mit dem Zwicker auf der Nase. Einer unter ihnen soll barfuß gewesen sein, aber einen Herrenfrack angehabt haben. Die hiesige Arbeiterschaft ist zur Zeit wieder sehr aufgeregt. Herr von Guldner hat nämlich die Glashütte zusperren lassen. Die entlassenen Leute verlangen im Augenblick nicht höheren Lohn, sondern Arbeit. „Das Recht auf Arbeit!“ heißt ihr neuestes Stichwort. Warum soll aber gerade der Herr von Guldner dem zusammengelaufenen Volke Arbeit geben müssen? — Weil er selbst nicht arbeitet, heißt es, weil er Geld hat, das unter die Leute kommen muß. „Gibt's keine andere Arbeit, so soll er die hohe Raub glattschleifen lassen.“

Die hiesige Arbeiterschaft und die Arbeitslosen sind dem „Weißen“ in Scharen mit rothen Fahnen entgegengekommen und haben ihn in Triumph durch die Ortschaften geführt. Die Polizei ließ gewähren, sie scheint die Meinung des jungen Herrn Josef zu theilen, daß man die Leute sich auslärmen lassen soll; schreien und schimpfen sei das beste Ventil und Mittel zur Vermeidung plötzlicher verderbenbringender Explosionen. Ich mag an dieses Mittel nicht recht glauben, wir haben andere Erfahrungen.

Manche sollen anfangs von dem „Weißen“ ganz enttäuscht gewesen sein, sie hatten sich einen wilden Recken mit schwarzem Barte und todtenblassem Gesichte vorgestellt, und jetzt kommt ein fast schmuckes Bürschlein von einigen zwanzig Jahren daher, das einen weißen Hemdkragen trägt. Aber ein zorniges Auge hat er, wenn er will! Er hielt keine Ankunftsrede und dankte auch keiner, ziemlich schweigsam soll er mitten in dem brüllenden Haufen einhergegangen sein und als sie am Herrenhaus vorbeistrabten, gar finster auf dasselbe geblickt haben. Andere wieder sagen, er wäre sehr heiter gewesen und hätte das Arbeiterlied mitgesungen und er wäre ein hübscher Kerl!

Und jetzt die Überraschung! Die größte seit langer Zeit. Schon an demselben Tage hörte ich davon sprechen, der Weiße, das sei niemand anderer, als der Lucian Stelzenbacher, in hiesiger Pfarre gebürtig, seines Zeichens davongelaufener Theologe. Und da hätten wir ihn! — Ich wagte nicht gleich, mich zu überzeugen, ob's wahr ist. —



Am nächsten Tag gegen Abend große Arbeiterversammlung im Curhaufe. Der junge Herr selbst hat es zu diesem Zwecke in Bereitschaft gestellt, worüber es freilich hieß: „Er fürchtet sich schon, er kriecht zum Kreuz!“ Sein Erscheinen sagte Herr Josef sofort zu. Auch wir wurden zu dieser Volksversammlung eingeladen. Der Gemeindevorsteher Zaunstiegel aber hatte Geschäfte draußen in Schwarzau, man kann sich's denken, daß er nicht neugierig ist darauf, wie die Herren Arbeiter ihre Revolution fortsetzen werden. Der Oberlehrer Myslaki sagte, das Fürchten habe er nicht gelernt und für alle Fälle habe er — wenigstens in einem Arme — noch stramme Muskeln. Und ich habe gedacht: Wie es auch sei und wer es auch sei, ich gehe hinab.

Der Saal, der sonst so oft gefüllt gewesen von eleganten Herren und Frauen und durchhallt von heiteren Klängen, ist heute besetzt von derben, braunen Gesellen, die „nach armen Leuten“ riechen, aber auch nach Tabak und Brantwein. Auch Weiber darunter, die Bier trinken. Ganz ungefüß sitzen sie auf den zierlichen Sesseln, viele haben ihre Mützen auf und rauchen lange dünne Cigarren, auch trinken sie Bier, und ältere Männer schimpfen, daß kein Brantwein zu haben ist. Herr Josef setzt sich vorne gerade der Rednerbühne gegenüber, mit niemandem spricht er und niemand mit ihm. Einige Reihen hinter ihm sitzt der Thomas, heute besonders roth aufgedunsen im Gesichte. Er erhebt sich und ballt die Faust gegen den Fabriksherrn vor, aber die Mienen der anderen zeigen keinen Beifall. Ich bleibe ganz hinten in einem dunklen Winkel.

Im ersten Augenblicke erkenne ich ihn, als er durch eine Seitenthür rasch hereinkommt und auf die Bühne springt. Er ist es! er ist es! Fast soldatisch stramm. Soll ja im vorigen Jahre seinen Freiwilligendienst geleistet haben. Das Gewand eines fahrenden Studenten, das Gesicht frisch, die Augen voll Siegeszuversicht, sonst nichts Auffälliges. Und das ist mein Lucian! Glückselig war ich, ihn nicht in Verwilderung und Verkommenheit zu sehen. Doch was wird er sprechen? Der Ruf eines begeisterten Agitators war ihm vorausgegangen und ob schon in der Arbeiterwelt sich eine Gegenpartei aufrichtete, die den jungen Arbeiterführer für einen Demagogen erklärte, zählte er besonders in der ländlichen Werkmannschaft einen großen Anhang. Als ich vor zwanzig Jahren in Rom gewesen, habe ich der Rede des Papstes nicht mit einer solchen Spannung entgegengesehen, wie jetzt, da der Junge predigen sollte, der einst in den Wänden des Rauhgrabens Ziegen gehütet und Messe gelesen.

Als das Beifallsgejohle, mit dem er begrüßt worden, sich auf sein Abwinken gelegt hatte, trat er an das Pult und verneigte sich ein wenig vor dem Fabriksherrn. Und dann begann er, eine Hand aufs Pult gestützt, die andere in der Hosentasche, mit vorgeneigtem Kopfe zu sprechen. Er sprach ruhig und nicht laut genug, daß ich es gut hätte verstehen können.

Was ich hörte, schien mir anfangs für eine solche Gelegenheit zu philosophisch. So sagte er: „Die Menschheit ist eine Compagnie von armen Teufeln, war es und wird es bleiben. Sie ist vergleichsweise auf ein ungeheures Rad geflochten, wie ein Verbrecher im Mittelalter. Zum Beispiel, hier im Torwald war vor so und so viel Jahren eine Wildnis, rauhe Natur, rohe Menschen. Aus Nöthen hat der Mensch sich herausgearbeitet zum Jäger, der den Eber erstach, zum Hirten, der seine Melkkuh weidete, zum Bauern, der sein eigener Herr und Knecht war. Er ist ein natürlicher Adelsmensch gewesen, stark und stolz. Er fand einen Herrn, denn es kam das Kloster, das hat den Bauer geschwächt, gedemüthigt, krummgebogen. Die Kirche fand einen Herrn. Es kam der Städter mit seiner Weisheit, seinem Prunk, seiner Genußsucht und mit seinem Gelde, das hat die Religion erstickt und den Bauern vergiftet. Der Städter fand wieder seinen Herrn. Es kam die Industrie, die Arbeit, und hat ihn fortgefegt. — Wird nun, meine Genossen, auch die Industrie einen Herrn finden? Gewiß, und das ist die Socialdemokratie. — Sind wir dann fertig? Nein, das Rad wird nicht stillestehen und mit der Socialdemokratie wird der Eigennuß des einzelnen aufräumen, und mit diesem die Noth, die Verrohung und Verwilderung. Da wäre das Rad einmal herum. Der Geräderte aber ist noch nicht todt. Und wie die Menschheit im großen, so werden einzelne Glieder derselben im kleinen gerädert. Sie verwandeln sich: Aus dem Hirten wird der Bauer, aus dem Bauer der Arbeiter, aus dem Arbeiter der Bürger, aus dem Bürger der Capitalist, aus dem Capitalisten der Taugenichts, aus dem Taugenichts der Strommer, aus dem Strommer der Jäger, aus dem Jäger der Hirt. Wäre das Rad wieder herum. Wisset ihr, was ich sagen will, Genossen? Dafs wir Arbeiter in aufsteigender Linie sind, dafs unsere Söhne Bürger, unsere Enkel Capitalisten sein werden, und dafs sie dann als Capitalisten moralisch verderben und in ihrem Besitze bedroht sein werden, wie die heutigen Geldmänner durch uns bedroht sind.“

Der Tausend! denke ich, das ist ja gar nicht übel, sie werden ihn gleich auspfeifen.

Das thaten sie einstweilen aber nicht, er fuhr fort zu sprechen und als er einen Blick durchs Fenster that, hatte sein Wesen etwas Bohniges. Laut rief er: „Sind wir Feinde der Gesellschaft, weil sie dieses Haus mit Soldaten umstellen? Wir sind vielmehr Feinde dessen, was die Gesellschaft zerstört! Wir sind Feinde der trennenden Ungleichheit. Nicht unsere Armut ist es, die uns empört, sondern ihr Reichthum. Nicht aus Neid, sondern aus Gerechtigkeitsliebe. Unsere Besitzlosigkeit macht uns nicht arm, denn wir brauchen nichts als Arbeit und Nahrung für Leib und Seele. Aber ihr Reichthum macht uns arm. Der Unterschied thut uns wehe. Ihr ungerechtes Bevorzugtsein, ihr üppiges Genießen verdriest uns, weil wir

ausgeschlossen sind. Und wie der Reichthum die Nichtbesitzenden arm macht, so macht er die Besitzenden schlecht. Er macht sie hart, ungerecht, untüchtig und unnützig. Er entmarkt sie und entfittlicht sie uns! Und vermeint der Reiche Wohlthaten zu üben, was geschieht? Die Beschenkten sind undankbar, denn sie sagen: Geld hergeben ist leicht, wenn man's hat! und die Spender fühlen den Undank, und darum macht ein solches Wohlthätigsein die Kluft zwischen reich und arm weiter, statt enger. Wohlthätigsein heißt nicht wohlgeben, sondern wohlthun, heißt persönliche Opfer bringen, heißt den Nothleidenden helfen, nicht aus Furcht vor ihnen, sondern aus Liebe zu ihnen. Das ist aber nicht und so werden die Besitzenden im Grunde verdorben von ihrem Reichthum. Und ihr Reichthum ist zumeist noch ein falscher, er ist nicht wahr, er ist nur Schein und besteht in Scheinen. Das Wertpapier! Es stiehlt uns unsere Leistung, trägt sie in alle Welt, feilscht sie aus und wendet Lohn und Gewinn unserer Arbeit dem zu, der die Coupons abschneidet. Das sind falsche Schuldscheine und nichts anderes! Aber gebet acht, das Wertpapier in seinem gegenwärtigen Sinne ist ein Phantom. Solange man an den Teufel glaubt, solange ist er; wenn die Leute an das Wertpapier nicht mehr glauben, dann ist es nicht. — Das Wertpapier ist nur dann wert, wenn es das Verdienst dem lohnt, der das Verdienst hat. — Genossen im Torwald! Ihr wollt Erhöhung des Lohnes und Verminderung der Arbeitszeit. Das nützt euch nichts. Selbst wenn die Arbeitsgeber darauf eingehen, es nützt euch nichts. Den erhöhten Lohn braucht ihr auf in der vermehrten freien Zeit. Freie Zeit kostet Geld. Genossen, arbeitet auf Gewinnantheil! Arbeitet für mäßigen Lohn und einen Antheilschein. Die Arbeitsgeber mögen für ihre geistigen Leistungen, für Gründung, Leitung und Vertrieb, für ihr ursprüngliches Eigenthum und für ihre Verlustgefahr meinetwegen einen größeren Gewinn haben, aber ein entsprechender Antheil am Gewinne gehört den Arbeitern.“

„So ist es!“ riefen viele hier dazwischen, „das ist das Richtige. Wir wollen Actionäre unserer eigenen Leistungen sein. Und der Herr Arbeitsgeber wird gerechterweise darauf eingehen! Wir bitten ihn darum!“ Aber mir ist es aufgefallen, daß diese Ausrufe etwas Spöttisches an sich hatten.

Sie drangen auf den Herrn Josef ein, dieser erhob sich von seinem Sitze und sagte laut, daß es alle hören konnten, er könne jetzt auf nichts eingehen, denn er sei nicht der Herr dieser Gewerkschaften, wolle aber seinem Vater die Wünsche der Arbeiter vorlegen. Einstweilen möchten ohne fremde Einmischung die Arbeiter über ihre Forderungen sich klar werden. — Ich wunderte mich, daß er nach all den Erlebnissen so ruhig, fast gleichgiltig sprechen konnte. Gerade, als ob ihm an der ganzen Sache nicht viel liege. — Sie murrten.

Luzian schlug mit einem Stabe auf das Pult, da legte sich die Bewegung. Er wendete sich ganz gegen den Herrn von Guldner und sprach: „Bin mit der fremden Einmischung ich gemeint? Das wäre ein Irrthum. Ich bin in diesem Thale geboren und meine Vorfahren sind seit undenklicher Zeit im Torwald daheim gewesen. Ich habe noch eine schönere Zeit gesehen hier, als die heutige ist, die Fremdlinge hereingebracht haben. Ich schwöre ja nicht zum Grundsatze, daß die Heimat mit einer chinesischen Mauer umgeben werde. Wenn das Fremde gut ist, so soll es kommen. Es muß aber nicht bloß so gut sein als das Einheimische, es muß besser sein, wenn es dieses mit Recht verdrängen will. Das stimmt hier nicht, die Fremden, die gekommen, sind schlechter als die alten Einwohner, die sie verdrängen, und das Fremde, das sie mitgebracht, ist von einem sehr bedenklichen Werte! Und weil ich kein Fremder hier bin und weil ich nach Kräften einwirken will an den gesellschaftlichen Reformen, die nicht mehr abgewiesen werden können, so muß es mir erlaubt sein, mein Herr, auch freimüthig zu Ihren Arbeitern zu sprechen über das, was zur Verbesserung ihrer Existenz und zur gerechten Ausgleichung der Unterschiede noth thut. Ich bin ein noch junger Mensch, aber ich sehe, was da ist und kommt und ich rathe Ihnen — —“

Er wurde unterbrochen, denn der herrschaftliche Gärtner trat eilig herein, drängte sich durch die Menge zum Herrn Josef vor und übergab ihm eine Depesche. Der Herr durchslog sie rasch, erhob sich, wendete sich gegen die Arbeiter und rief: „Meine Herren, ich bin mit allem einverstanden.“ Dann eilte er davon.

Anfangs waren die Leute überrascht und fragten einander, was er gesagt habe. „Einverstanden ist er. Unsere Wünsche sollen erfüllt werden. Kürzere Arbeitszeit und höherer Lohn. Nein, die Arbeiterantheilscheine hat er genehmigt! Der Weiße hat ihn befehrt. Schade, daß der Weiße nicht gescheitert ist! Antheilscheine, das wäre so was! Allemal Abzug, wenn in der Fabrik ein Rad bricht oder eine Bestellung ausbleibt!“ So schrien sie durcheinander. „Wivat Guldner!“ riefen die einen. „Er wird wissen warum!“ munkelten die anderen. „Das Telegramm habt ihr gesehen? Die Anarchisten haben ihm etwas versprochen, da steigt ihm die Angst auf und er braucht unseren Schutz. Da soll er erst einmal sehen, ob der Arbeiter, der jahrelang ausgebeutet worden, gleich bei der Hand ist mit dem Schutz, wenn das Herrenhaus mit dem Eisenkasten in Gefahr steht!“

Der junge Redner war abgetreten. Einer schrie ihm ins Gesicht: „Student, du mußt noch lernen! Du hast gesprochen wie ein Buch. Der Arbeiter muß sprechen wie eine Faust.“

Der Saal leerte sich. Ich duckte mich hinter die Thür und wartete, bis er herankam. Er hatte sich aus dem Gedränge gewunden und gieng



hinter einem Menschenknäuel her. Sie drängten sich nicht sehr an ihn. Als er vorüberschritt, sprach ich aus meinem Versteck hervor: „Luzian!“

Er wendet sich, sieht und erkennt mich, bleibt stehen und sagt nichts. Ich reiche ihm die Hand und sage auch nichts. So gehen wir nebeneinander zum Thore hinaus und eine Strecke am Wege entlang. Ganz gedämpft, als ob er keine Stimme hätte, sagt er endlich: „Ich kann nicht anders. Herr Pfarrer, ich kann nicht anders. Die Gefahr ist sehr groß. — Habe ich etwas Unrechtes gesagt?“

„Mein Gott, Unrechtes!“ entgegnete ich, „es ist ja wahr, was du gesagt hast! — Aber so davonlaufen hättest uns nicht sollen. Den alten Prälaten so kränken! Und deine gute arme Mutter wartet noch immer auf die Primiz.“

Da antwortete er: „Vielleicht erwartet sie sie noch. Aber der neuzeitliche Priester muß seine Kanzel ins Wirtshaus verlegen, in die Kirche kommen sie nicht mehr.“

Dann haben wir von seinen Eltern gesprochen und von seiner Schwester. Und das Wiedersehen im Pfarrhose ist auch etwas gewesen! Alle drei haben geweint vor Freuden. Dann hat ihn die Ottilie vorgenommen. Das ist ein reiches Mädel! Heute habe ich sie erst kennen gelernt. Nach den leidenschaftlichsten Liebkosungen stößt sie ihn mit beiden Fäusten von sich: „Aber mögen thu' ich dich mein Lebtag nimmer! Hundert Jahr' Fegfeuer kann dir's nicht von der Seel' brennen, was du uns hast angethan! Die Schand!“

„Schand?“ begehrt er auf. „Wieso eine Schande, wenn man seine Zukunft aufs Spiel setzt, um sich den Unterdrückten zu widmen. Wenn man sich der Nächstenliebe befließigt, so mag das unklug sein, aber eine Schande ist es nicht.“

„Wenn ich nur wüßst“, sagt das Mädel, „wo bei dir die Nächstenliebe anhebt, bei weltfremden Leuten oder bei Vater und Mutter! Mir scheint, Luzian, du weißt gar nicht, wie schlecht du bist. Dass du Geistlicher nicht willst werden, in Gottesnamen, dazu sind die meisten Leut' nicht würdig. Aber in der weiten Welt um! Und nichts von dir! Seit fünf Jahren! — Luzian! Unser Vater juhezt nimmer! Die Mutter ist krank! — Auf den Knien rutschest mir morgen hinein in den Raubgraben und bittest ihnen ab!“

Wie ein armer Sünder ist er dagestanden. Ich kann sonst gar nichts denken als: Weil ich sie nur endlich beisammen habe in meinem Hause! — Dieweilen kommen schon die Stahlschmiede und sie wollen den Genossen haben, sie hätten zu seinen Ehren eine kleine Festlichkeit veranstaltet im Vereinshause und der Herr Pfarrer mit seiner schönen Tochter möchte doch auch mitkommen, der geistliche Herr solle es doch lieber mit den armen Arbeitern halten, als mit den Geldsäcken.

Der Luzian sagt, sie möchten nur vorausgehen, er komme schon nach. Ich habe ihn dann eine Strecke begleitet. „Vielleicht bleibe ich nicht lange bei der Festlichkeit“, sagte er. „Vielleicht komme ich sehr bald wieder in den Pfarrhof. Denn, was ich ihnen noch sagen will, das werden sie doch nicht hören wollen.“ Es ist ein ungestümes Wetter, ein unheimlich warmer Wind, wie aus dem Ofen lacht er manchmal von den Ringbergen her. Am Himmel wirbeln allerhand Wolken durcheinander, dicke, fast rabenschwarze Ballen, bleigraue Fäden, silberweiße Franzen darunter, ungeheuerliche Gestalten. Auf einmal sind sie aufgelöst in leichte Strähne und Flocken, und in wenigen Minuten stehen die erneuten Ungethüme an anderen Stellen und bauen furchtbare Wolkenwände auf bis in den Zenith. Wir beobachteten dieses Naturspiel und der Luzian sagt: „Ein wahrer Herentafel, dieses Firmament!“

„Luzian“, bemerke ich, „wenn du gesagt hättest: Wie schön und anbetungswürdig ist die Allmacht Gottes! so wäre es mir lieber gewesen.“

Nach einem Weilschen entgegnete er leise: „Es ist alles nur Kampf und Streit! Alles nur Kampf und Streit!“

Armer Junge! Kampf ums Dasein, das ist das Evangelium der Verlorenen.

Noch vor Mitternacht ist der Luzian in den Pfarrhof gekommen. Die Arbeiter waren erregt gewesen, die plötzliche Nachgiebigkeit des Arbeitgebers hatte sie ganz verwirrt. Der „Weiße“ suchte zu erklären, zu beruhigen. Ein Heher rief: „Wenn wir jetzt nicht handeln, wann denn? Das Gras muß man mähen, solange es straff steht, nicht erst, wenn es welk ist. Der Herr Guldner wird welk, wenn wir nicht gleich zugreifen, alle miteinander!“

„Du bist ein Schelm!“ soll ihm der Luzian zugerufen haben. Wenn ihr da hinaus wollet, gut, dann mag ich mit euch nichts mehr zu thun haben.“

Audere trachteten wohl, ihn zu besänftigen, er hat sich losgerissen und ist fortgegangen.

Am Ende wird er mir doch auf dem Heimatsboden noch einmal gesund.

Am Stege steht das arme alte Weib, meine Mutter. Ich reiche ihr im Vorübergehen flüchtig die Hand und sage: „Grüß Gott, Mutter und auf Wiedersehen morgen!“ Das ist aber nicht wahr, denn heute schon reise ich ab in die Hauptstadt, um Domherr zu werden. Nun gehe ich zur Kirche hinauf, um zu beten. Ich schaue um und sehe die Mutter mit dem Stocke zitternd und tastend über den schwanken Steg gehen. Die Wasserwellen rauschen darunter hin. Ich steige den Berg hinan

und denke: die Kirche wird zwar noch verschlossen sein, nun so blicke ich in Gottes Welt hinaus und lobe den Schöpfer. Wie ich wieder zurückschaue, ist der Steg leer und die Mutter verschwunden. . . .

Vor Schreck bin ich erwacht. Dann hat mich die Angst erfaßt: Wolfgang! Bist du denn so schlecht, solches auch nur träumen zu können. Mein Gott, dann ist's kein Wunder, daß die Schafe sich verirren, verloren gehen, wenn selbst der Hirte verworfen ist!

Noch gestern auf dem Rückwege vom Cursalon habe ich erfahren, was die Ursache ist, daß der Herr Josef den Wünschen der Arbeiter nachgibt. Trotz des herannahenden Gewitters eilte er vom Herrenhause herab zur Straße und gieng auf mich zu und sprach: „Vieber Herr Pfarrer, jetzt wird sich manches ändern. Ich habe die Depesche erhalten, daß mein Vater gestorben ist. Ich reise noch heute nach Prag.“

Bei dem Schneewetter am Tage der Himmelfahrt Christi war es, daß im Rauhgraben das Weib des Steinhansels von der Thür bis zum Ziegenstall den Schnee wegschaufelte und dabei plötzlich ohnmächtig zusammenfiel. Der Hansel und die Kinder waren schon auf dem Kirchwege, da merkte der Mann, daß er keinen Rosenkranz in der Tasche hatte, er kehrte um, daß er einen hole und fand das Weib vor dem Hause liegen. Sie ist wohl wieder zu sich gekommen, lag aber seither im Bette, konnte nicht mehr deutlich sprechen und den rechten Fuß und Arm nicht bewegen. Traumhaft redete sie bisweilen von ihrem lieben Luzian, der schon gar lange in Rom sei beim Papst, und Pfarrer zu Jerusalem werden soll. Ein einzigesmal hätte sie ihn wohl noch sehen mögen, aber es sei so weit, und deswegen hätte er seine Leute auch zur Ehrenmesse nicht einladen können. Aber wenn die Ottilie einmal heirate oder der Friedel oder der Steff oder die Zula (ihre übrigen Kinder), da werde er schon kommen und sie zusammensegnen. Dann werde er auch auf ihrem Kissen ein Vaterunser beten. — Mit solchen Vorstellungen unterhielt sie sich hochgemuth manche Stunde. Zweimal habe ich sie besucht und auch gesehen. Sie ist voller Ergebung in den Willen Gottes.

Und als Luzian nun heimgekommen war, gieng er am zweiten Tage hinauf zu seinen Eltern. Ich hatte schon die Ottilie vorausgeschickt, damit sie sein Erscheinen nicht zu sehr erschrecke. Der alte Franzel soll bei seiner Ankunft weiter nichts gesagt haben, als daß er nur abrasten solle, weil sie einen gar steinigen Weg hätten im Rauhgraben. Das kranke Weib wendete ihr Haupt ein wenig gegen den jungen Mann und lachte der Ottilie zu: „Gib dem Fremden doch ein Reindel Milch, er wird hungrig sein.“

Da soll's ihn doch gepackt haben. Die Ottilie aber hat zur Kranken gesagt: „Mutter, dieser Mensch kennt den Luzian.“

„So“, antwortete sie ruhig und die Augen hatte sie geschlossen, „wie geht's ihm denn?“

„Er laßt Euch grüßen, Mutter. Er kommt selber, diese Woche noch, vielleicht morgen, vielleicht heute schon.“

„Mußt ihm ein gutes Bett herrichten beim warmen Ofen“, laßte sie. Nach einer Weile hat sie die Augen aufgethan, den Burschen scharf angeschaut, ihm die linke Hand entgegengehalten: „Grüß dich Gott, Luzian.“

Da ist der Luzian hinausgegangen und unter den Lärchen soll er laut gebrüllt haben vor Herzeleid.

Das kranke Weib hat wenig mehr gesprochen, schlummerte fast immer und der Heimgekehrte saß an ihrem Bette. Gegen Abend ist's, daß sie sich im Bette aufrichtet, daß sie ihr Sonntagsgewand verlangt und die neuen Schuhe, sie müsse in die Kirche, man läute schon zusammen.

— Man sagt ihr, daß Werktag sei, da wird sie ganz erregt und ruft laut, man werde sie doch zu Luzians Ehrenmesse gehen lassen! — Eine Viertelstunde nachher ist sie todt gewesen.

Am 21. Juli.

Heute haben wir sie bestattet. Eine ganze Menge Kranzjungfrauen ist vom Raubgraben heraus dem Sarge gefolgt. Weiße Kleider haben sie angehabt, grüne Kränze auf dem Haupte und bunte Blumensträuße an der Brust, so daß ich mir gedacht habe: Du glückliches Steinfranzelhaus, so wie du im Leben immer heiter bist, so kann dir nicht einmal im Tode eine Trauer beikommen, immer hell und freudenreich!

Wie der Zug herauskommt zum Erzbache, kann er lange nicht weiter, ununterbrochen fahren die Hunde vom Bergbaue gegen den Hochofen hinab — auch am Sonntage. Im Herrenhause sind in der vergangenen Nacht die Fenster eingeworfen worden, auch wurde die große Trauerfahne, die der Gärtner wegen des alten Herrn aufgehißt hatte, herabgerißen und zerseht. So standen Leute herum und beschauten sich die Sache und der Verwalter theilte ihnen mit, es werde alle Arbeit eingestellt werden, der junge Herr habe es satt.

Endlich sind die Bauersleute mit der alten Steinfranzelin heraufgekommen zur Kirche, die mit Rosen geschmückt ist. Die Todtenglocken sind zu Festglocken geworden und der Trauerzug zu einer förmlichen Frohnleichnamsp procession. Überall blüht und leuchtet und klingt es — man weiß gar nicht, wie sich alles so fügen kann. Wahrlich, wenn es eine Primiz gewesen wäre, die Natur hätte nicht lieblicher, und die Leute — die wenigen, so noch Andacht haben — hätten nicht seliger gestimmt sein können. Es ist ja fast wie eine Himmelfahrt, du gutes Weib mit deinem armen hochgemuthen Leben, mit deinem seligen Sterben!



Und der Franzel mit seinem schneeweißen Haar und Bart, juchezzen thut er freilich nicht mehr, hat aber auch kein Gesicht verzogen, wie der Sarg hinabrollt ins Grab. Die Ottilie hat sich ebenfalls tapfer gehalten, so will's ja auch der Glaube. Wozu das wilde Klagen, wenn doch das Wiedersehen so nahe ist! Aber der arme Luzian! Dieser junge Weltmenich hat geächzt, geschrien in seinem Schmerze. Die Schwester hat ihn mit Mühe vom Grabe hinwegführen müssen.

Wie ich im Gebete für die Seele der Verstorbenen noch Weihwasser hinabsprenge auf den Sarg, da merke ich, dass er sich bewegt und tiefer einsinkt zwischen den Schollen. Und bevor der Todtengräber noch drangeht, fallen die Grabwände selber ein und verdecken den weißen Sarg, so wie wir es noch nie gesehen haben. — Fürwitzige Leute sollen nachher gesagt haben, das Grab sei unter sich durchgebrochen und der Sarg hinabgestürzt in einen Erzschacht; morgen würde ihn durch die Stollen ein Hund zutage bringen. . . .

Am Nachmittage, wie ich im Garten sitze und aus dem Evangelium des heiligen Johannes Trost schöpfen will für meine beklommene Seele, kommt der Luzian zu mir. Und hat mir sein Herz ausgeschüttet. — „So vielmal als er Haare auf dem Kopf hat, reut es ihn“, von seiner theologischen Laufbahn ausgesprungen zu sein. Dahier im Torwald, am Todtenbette seiner Mutter sei es ihm erst deutlich geworden, wie sehr er sich geirrt. Er habe geglaubt, den Arbeitern wäre zu helfen und habe das zu seiner Lebensaufgabe machen wollen. Aber nun sehe er, dass sie ihn nur aus Borwik anhörten und dass ihre Wünsche nimmer zu sättigen seien.

Es sei ein unwürdiges Leben, das er da führen müsse und er wolle heraus.

„Also ist es nicht deine Überzeugung?“ frage ich ihn.

„Ich habe den Muth verloren.“ Herztraurig schaut er drein, aber sein Blick ist — wenn's nicht täuscht — noch fast kindlich.

„Luzian, aus deinem Schreiben von damals glaubte ich zu entnehmen, dass du einem Irrlicht gefolgt wärest, das so viele aus dem Priesterhause lockt. Du verstehst mich.“

„Damals nicht“, gibt er zur Antwort. „Es war vielmehr ein unklarer, aber heftiger Freiheitsdrang.“

Und dann erzählt er mir seine Erlebnisse, die ich in aller Kürze hier andeuten will. Ich habe es ja geahnt, dass ich alles entschuldigen werde, ich habe es ja gefürchtet, ich habe es ja gehofft. — Im Stifte wären seine Lehrer das letzte Jahr nicht besonders mit ihm zufrieden gewesen. Auf einem Spaziergang ist er nachher mit einigen Touristen zusammengekommen und diese haben ihm die weite Welt und ihre Freuden und Kämpfe so verlockend geschildert, dass er sehr unruhig ward. Besonders die Kämpfe für Freiheit und Gerechtigkeit gefallen ihm, er will mitthun.

Und als die Hauptprüfung so ausfällt, daß er gerade zur knappen Noth durchkommt, ist sein Entschluß reif. Nach einem kurzen Besuch im Raubgraben — auf dem er mir dazumal begegnet ist — in die Welt hinaus. Als Bettelstudent über die Alpen, den Rhein entlang, durch das deutsche Reich nach Böhmen. Zu Reichenberg in einer Tuchhandlung als Warenträger, dann im Comptoir gearbeitet. Dort hat er vor Arbeitern auch seine erste Rede gehalten. Später zu Brünn in einer chemischen Fabrik. Hat sich Geld verdient und erspart und gedenkt es seinen Eltern zu schicken. Bevor er etwas Gutes zu vermelden hat, will er nicht schreiben. Zur selben Zeit ist sein Irrlicht aufgetaucht, ein junges, festes Weib. Bei einer Arbeiterversammlung, nach einer heftigen Rede, die er gehalten, hat sie ihn angesprochen: „Stelzenbacher, du gefallst mir, wenn du mit mir halten magst!“ — Ihm ist's recht gewesen, sie haben eine Weile zusammengehalten und so oft er als socialdemokratischer Redner großen Beifall gehabt, hat sie allemal laut gesagt: „Ja, mein Mann, der wird Hauptmann, wenn's losgeht!“ — Auf einmal heißt's, in Wien gäbe es gute Arbeit und die beiden entschließen sich, hinzugehen. Am Tage der Abreise kommt er in ihre Wohnung, um sie abzuholen. Sie sind allein, er macht eine Dummheit. Ist plötzlich ein riesenhafter rothbärtiger Mensch da, der packt den dummen Jungen am Halse und sagt: „Erwürgen will ich dich nicht, Kröte, aber dein Geld wirst du dalassen zur heilsamen Buße, daß du meine Frau besucht hast!“ Ein arbeitsloser Steinmetz ist's gewesen und sie die Meise, und der junge Tölpel hat noch froh sein müssen, mit dem Leben aus der Räuberhöhle zu entkommen. Dann das Soldatenjahr. Nach demselben keine Arbeit gefunden, ganz mittellos, hat sich als socialdemokratischer Agitator gebrauchen lassen und von den Arbeitern Unterstützungen erhalten. So ist er in vielen Arbeiterbezirken herumgekommen als Redner. Wenn er zahn und mäßig sprach, so drohten sie, ihm die Unterstützungen zu entziehen, wenn er heftig und leidenschaftlich auftrat, so kam die Polizei mit dem Arreste, der ihm auch einmal passiert ist. Das dreimonatliche Sigen hat ihn aber in den Augen der Arbeiter sehr gehoben und es gieng wieder so fort, bis er eine Einladung der Torwalder Arbeiter annahm, in der Absicht, den Heimatsgenossen offen von seinem Bestreben Rechenschaft abzulegen und seinen Eltern zu beweisen, daß er doch nicht ganz so tief gefallen wäre, als sie vielleicht gehört hätten. Aber hier — sagte Luzian — sei ihm ein Licht aufgegangen bei der sterbenden Mutter. Im Gegensatz zur stillen Armut, Tüchtigkeit und Zufriedenheit der Seinigen, seien ihm die Bestrebungen der Arbeiterschaft ganz anders erschienen als sonst. Da helfe auch keine Vermittlung. Jeder Versuch, die Bestrebungen der Arbeiterschaft auf vernünftige Bahnen zu bringen, sei selbst unvernünftig, unfruchtbar, lächerlich. Und er sehe nun auch ein, nicht genau zu wissen, was er

wolle. Wenn man plötzlich in ein Bereich springe, für das man nie ausgebildet worden sei, so könne man anfangs wohl mit großer Begeisterung einsehen und damit auch andere hinreißen, bald stoße man auf Widerwärtigkeiten und Unmöglichkeiten, lange bethöre man sich selbst mit einer erkünstelten Zuversicht, ersehe mit großen Worten, was der Vollbringung abgeht, taumle aus Eigenliebe und Schwäche noch eine Weile die nebelhaften Pfade fort, bis zum Untergange oder zur Umkehr. Er sei in der Seele verzagt, seine Lebensfreude und sein Herzensfrieden sei dahin, er möchte am liebsten wieder zu seiner Laufbahn zurückkehren. Er sehe ein, daß man nur noch als Priester seinen Idealen leben könne.

Darauf habe ich ihm gesagt: „Es kommt mir schier selber vor, Luzian, daß du dich geirrt hast. Wenn du aber glaubst, daß der Geistliche ganz seinen Idealen leben kann, so irrest du dich wieder. Kein Mensch kann so schlimm enttäuscht werden, als ein Weltpriester, der die Menschen nach seinen Idealen zu messen gewohnt ist, glaube das mir, mein Sohn. Vor Jahren, als ich deinen Absagebrief erhielt, war ich zerschmettert, ich war empört und zum Tode unglücklich über dein tolles Beginnen. Und heute, wie du es wieder gutmachen willst, möchte ich dich warnen davor, den priesterlichen Stand noch einmal zu suchen. Schaue auf mich. Ich bin nach Sanct Maria gekommen mit der größten Zuversicht, mein Leben und Streben dem Wohle meiner Pfarrkinder zu weihen. Und nun in meinen alten Tagen stehe ich da wie der Hirte, dem am Abend Wölfe in die Herde gebrochen sind und die Schafe theils zerrissen, theils versprengt haben. — Und wie mir, so ergeht es in diesen Zeiten wohl Hunderten meiner Amtsbrüder. Viele sehen es zum Glücke nicht, verrichten ihre Berufsgeschäfte und leben im übrigen gemüthlich neben dem Atheismus hin, spielen Karten und schieben Kegel im Angesichte ihres untergehenden Glaubens und ihres untergehenden Volkes. Wenn du so einer werden willst! — Wer es aber ernst nimmt, der geht einen Kreuzweg, wie es kaum einen zweiten gibt in dieser leidensreichen Welt. Ich sage es dir, Luzian: Wenn alle Sünder Gnade finden am jüngsten Tage, wir Priester finden keine. Uns ist das Licht gegeben gewesen, uns sind die Seelen zur Gut gegeben gewesen und wir haben sie verloren. . . . Luzian, Luzian! Gehe hinauf in die Wälder! Gehe zum Volk!“

(Schluß folgt.)

## Zwei Tiroler Kreuzlöpseln.

Gestalten von Karl Schönherr.<sup>1)</sup>

### Der neue Doctor.

Alles auf der Welt kommt und geht, nur die alten Steuern gehen nicht, wenn neue kommen; sie drängen sich alle unter- und übereinander, wie Doctoren. Auch die Doctoren gehen nicht so schnell, wie sie kommen, und darum diese Hyperämie in den Adern großer Städte.

Den letzteren Umstand hatte der Doctor Kernmair wohl ins Auge gefaßt, als er den Entschluß faßte, weit hinaus aufs Land in die Berge hinauf zu ziehen, um dort, fernab dem geräuschvollen Treiben der Großstadt, kranke Leute gesund zu machen und so weiter.

Vor einigen Monden hatte ihn die ewig fortzeugende Alma mater in die gebildete Welt gesetzt.

Genoß er also zuerst die Flitterwochen, und dann machte er sich flügge und flog weit fort ins schöne Land Tirol.

Und eines Tages, nach langem, beschwerlichem Marsche aufwärts, glaubte er dort zu sein, wohin er seinen Wirkungskreis verlegt hatte. Er hatte auf einer verwitterten Tafel den Namen des Dorfes gelesen, aber er suchte vergebens nach dem charakteristischen Häusercomplex. Nur da und dort sah er ein Häuschen neugierig von einem Berghang blicken. So fragte er ein altes, des Weges kommendes Männlein nach dem Dorfe.

„Ja, siechst denn no nit guua, z'sammit deine Winterfenster, überall umanand is' Dorf.“ Und der pikierte Alte beschrieb mit seinem Stoc einen Umkreis gegen den Bergfranz ringsum.

Wo das Gemeindeamt sei, fragte der Doctor weiter.

„Wo werd's denn sein! Dortu, dö's groaße Haus!“

Der Doctor sah nach der bezeichneten Richtung hin und entdeckte nun eine Hütte, eigentlich deren Dach, denn das übrige war durch einen mächtigen Hollunderstrauch dem Auge entrückt.

<sup>1)</sup> Aus dessen Sammlung: „Allerhand Kreuzlöps.“ Geschichten und Gestalten aus den Tiroler Alpen von Karl Schönherr. (Leipzig, G. Haessel 1895.)



Nach einigen Minuten stand Herr Kernmair vor dem „Gemeindeamt“. Einige Gänse, die sich dort tummelten, sahen neugierig zu den Fenstern hinein.

Drei Rangen hielten den Hausflur umlagert. An ihnen sah man's wieder einmal so recht klar, daß der Mensch aus Erde und Lehm gemacht ist.

„Wo ist der Gemeindevorsteher?“ fragte der Doctor einen derselben.

„Der Boter? — Er ist in' Stall und thuat ausmisten.“

Das klang wie eine Landidylle.

„Sage ihm, der neue Doctor sei hier“, befahl Herr Kernmair mit Selbstbewußtsein.

Der größte und schmutzigste der Knirpse sprang flugs um den Vater, während die zwei anderen verwundert den neuen Ankömmling anglohten. Im Verlaufe einiger Minuten wurden im Dunkel des Hausganges nacheinander noch fünf zerzauste braune Kinderköpfe sichtbar, die abwechselnd verschwanden und wieder auftauchten.

Bald kam der Sendling zurück und meldete dem Doctor:

„Der Boter hat g'sagt, du wirst's wohl erwart'n, bis er fertig ausg'mistet hat!“

Herr Kernmair war geknickt. Er dachte zurück an seine Jugendjahre, wo er von Ruhm und Ehre geträumt, und jetzt muß er mit seinem Diplom in der Tasche warten, bis der „Vater fertig ausg'mistet hat!“

Es überkam ihn plötzlich eine weltchmerzliche Bitterkeit.

Endlich kam der Herr Vorsteher. Er war in Hemdärmeln und hölzernen Stallschuhen. Auch trug er eine Hose mit unzähligen farbigen Flecken, welche den Grundstoff vollständig verdrängt hatten. Seine ganze Person strahlte intensiven Stallgeruch aus, der übrigens gesund sein soll.

Er maß Herrn Kernmair lange und gründlich.

„Also, du bist der nuie Doctor?“

„Ja wohl, Herr Vorsteher!“

Der Bauer fuhr sich mit dem Arm über die Nase und meinte nach einer kleinen Pause:

„Versteahst eppes?“

„Ich denke wohl“, erlaubte sich Herrn Kernmair nicht ohne ironischen Lächeln zu bemerken.

„Wo hast denn deine Schualen g'macht?“ examinierte der Vorsteher weiter.

„Ich wurde in Wien promoviert.“

„Ah! z' Wien! Sell ist, glaub i, a großer Ort mit an hohen Thurn!“

Das wurde ohne weiteres zugegeben.

Diese Zwiesprache spielte sich im Hausflur draußen unter Assistenz der acht jungen Vorsteherknirpse ab.

Jetzt hieß er den Doctor in die „Kanzlei“ kommen.

In der Kanzlei gackerten den beiden Eintretenden zwei Hennen entgegen, die angstvoll einen Ausweg suchten. Quer über die Mitte des Gemaches war ein Strick gespannt, auf dem sich Windeln und kleine Höschen träumerisch wiegten. In einer Ecke standen vier Reihen irdener Milchschüsseln enge übereinander, in der anderen kauerte furchtsam der „Kanzleitisch“. Die beiden Hennen mußten früher auf demselben Kurzweil getrieben haben; sie hatten unangenehme Spuren ihres Daseins hinterlassen.

„Hast dein' Zettel bei diar?“

Offenbar fieng in der Kanzlei das eingehendere Verhör an.

Herr Kernmair zog sein Diplom aus der Tasche und reichte es dem Bauer hin.

Dieser hatte inzwischen eine riesige Messingbrille auf die Nase gedrückt und schaute eine Weile nachdenklich den „Zettel“ an. Wie er denselben befriedigt dem Doctor zurückgab, seufzte dieser tief auf. An den Stellen, die des Bauers Finger berührt hatten, waren auf dem Diplom dunkle, scharf abgegrenzte Halbmonde zurückgeblieben für weltewige Zeiten.

Der Bauer dachte ein Weilchen nach, dann rückte er mit den beiderseitigen Verpflichtungen heraus.

Er klopfte dem Doctor im Namen der Gemeinde wohlwollend auf die Achsel und meinte:

„Ja, ja, probieren wir's amal, gelt. Kriegst dreihundert Guld'n Wartgeld, und wenn d' brav bist, nach an Jahr dreihundertzwanzig Guld'n. Muast halt a bißl a Apothek'n hab'n und beim Zeug sein. Quartierfrei bist a, Holz führ'n wir diar zua, soviel als d'willst, und alle Wochn kriegst a Kandele voll Öl.“

Darauf ließ der Vorsteher Herrn Kernmair durch seinen Ältesten in die Behausung führen, deren „Außensicht“ er über die Mäßen lobte. Er entschuldigte sich, daß er den Doctor nicht selbst begleiten könne, er müsse zu seinen Kühen.

\* \* \*

Der Herr Doctor Kernmair lebte in seiner Behausung, die wohl eine schöne „Außensicht“, dafür aber eine um so schlechtere Einsicht gewährte, recht einsam. Er kam sich vor, wie eine Spinne, die auf Beute lauert; nur daß dieser oft eine Fliege ins Netz kommt, ihm aber kein einziger kranker Bauer ins Hans. Der Vergleich mit dem Spinnennetz war übrigens sehr naheliegend, denn er litt daran keinen Mangel

in seinem „Ordinationszimmer“. Herr Kernmair war recht deprimiert. Wenn es so weitergieng, verdiene er sich im Jahre gerade das Wartegeld. Als er vollends einmal von seinem Fenster aus ein siebenundsiebzig Jahre altes Bäuerlein noch „Kafelziehen“ sah, bekam er einen wohlausgebildeten Verzweiflungsanfall; infolgedessen entschloß er sich, zur Aufheiterung des Gemüthes einmal das Wirtshaus aufzusuchen. Die Wirtin wies ihn in das Herrenstübel. Dort saßen die Honoratioren des Dorfes, der Meßner, der Steuereintreiber und der schon bekannte Vorsteher beim Spiel und tranken Schnaps dazu. Ihre Einladung, mit ihnen einen „Labbierter“<sup>1)</sup> zu machen, lehnte er dankend ab.

Einmal, es war eine stürmische Nacht, störte plötzlich ein heftiges Geräusch an der Hausthür Herrn Kernmair aus dem Schlafe. Eine freundige Ahnung durchzuckte ihn. Rasch eilte er zum Fenster. Zwei Knechte standen drunten und schrien: „Geschwind zur Holerbäuerin, sie ist schlecht“. Dabei stießen sie mit den Füßen an die Thür, daß alles erzitterte. Wie der eine der beiden Knechte merkte, daß der Doctor „herausgepumpt“ sei, stürzte er schon wieder fort.

Der Doctor jubelte im Stillen während des Antleidens. Endlich einmal — und die Holerbäuerin war reich, da hat es auch mit dem Zahlen keine Noth.

Der zweite Knecht wartete drunten mit einer Laterne und drängte in einemfort zur Eile; auch als sie mitssammen den Weg angetreten hatten, mahnte er immer wieder: „Nur schleunig, sonst ist sie weck.“<sup>2)</sup>

Keuchend und schweißtriefend war der Doctor beinahe eine Stunde den steilen Bergweg hinaufgekommen, und schon waren sie in der Nähe des Holerhofes. Da auf einmal drangen aus der Ferne Rufe zu den beiden her. Der Knecht hielt die Hand vors Ohr und lauschte.

„Seppel, bringst'n mit?“ rief eine Stimme ganz deutlich.

Jetzt stellte der Knecht seine Laterne auf den Boden, hielt beide Hände an den Mund und schrie ebenfalls: „Jo, Hias, i hob'n scho bei miar!“

Bald schallte wieder die frühere Stimme herüber: „Hoak'n hoamgiah'n, wir brauch'n 'n nimmer, die Bäurin ist besser.“

Als der Knecht dies gehört hatte, faßte er flugs seine Laterne, blies sie aus und war bald in der Dunkelheit verschwunden — — —

Wie der Doctor Kernmair von diesem „Amtsgang“ in der pechfinsternen Nacht heimgekommen, weiß man nicht; auch über seine Seelenstimmung hat man nichts Genaues erfahren können. Aber am nächsten Morgen in aller Frühe kündete der neue Doctor seinen Posten.

„G'fallt's diar denn nit bei uns?“ meinte der Vorsteher verwundert.

„Nein!“ war die dürre Antwort.

<sup>1)</sup> In Tirol übliches Kartenspiel. <sup>2)</sup> Todt.

„Bist halt a boackliger Schwanz“, brummte der Bauer mißmuthig und setzte, wie um sich selbst zu trösten, hinzu: „I werd'n Seppel in die Docterg'studi schicken“ — es war dies der Kleine, welcher damals den Vater vom Stall geholt hatte — „er kann schon die lateinischen Buchstab'n; der bleibt nachher gearn bei uns!“

Hoffentlich hat der Doctor Kernmair in der Folge eine einträglichere Praxis gefunden. Und der Gemeindevorsteher wird inzwischen wohl mit seinem Seppel die Erfahrung gemacht haben, daß die Kenntniß der lateinischen Buchstaben noch keine Garantie zur Erlangung des Doctorhutes bedinge.

### Der Pfannenflicker-Naz.

Der Naz lebte still und ohne Aufsehen in der Einödfenke draußen. Die Welt wußte nichts vom Naz, denn er hatte keine Bombe geworfen und nichts defraudiert; und mit dem Hasenbinden und Kesselflicker wird man heutzutage gar nicht weit bekannt. Zweimal in der Woche machte der Naz die Reise in die Welt, das heißt in die umliegenden Dörfer, Thaur, Rum und Heiligenkreuz<sup>1)</sup>; das einemal, um zerrissene Kessel, löcherige Pfannen, geborstene Häfen und dergleichen verlottertes Küchengefindel aufzuspüren und zu arretieren; das zweitemal, um die Arrestanten „gebessert“ wieder in ihre Zuständigkeitsgemeinde abzuschicken. Sonach war er eigentlich ein Colleague des Bettelrichters.

Der Naz war keinem Menschen auf der Welt Feind, nur gegen den Statthalter trug er geheimen, tiefen Groll im Herzen. Das brachte seinem Weibe manchen Kummer, wenn der Naz mitten unter seiner Arbeit oft halblaut mit dem Statthalter grollte. Mit solch hohen Herren ist nicht gut Kirschchen essen.

„Naz“, warnte sie, „dös werd di' no' auf'n Galg'n bringen.“

Das war eine unnütze Sorge. Der Naz schaute sich immer zuerst hinten und vorn zwanzigmal um, ob kein unberufener Lauscher ihn höre, und wenn er dann anfing, dem Statthalter „die Leviten zu lesen“, sprach er so schüchtern, daß er's selber kaum hörte. Der Naz hatte sich in den Kopf gesetzt, der Statthalter sinne Tag und Nacht auf den Untergang der Pfannenflicker im ganzen Lande und ihm hätten sie die kürzlich aufgekommene Steuer zu danken. Der Statthalter sei einmal bei einem Ausfluge in einem Bauernhause eingekerkert und habe dort den Kaffee in einer mit Draht gebundenen Schale vorgefetzt erhalten. Seit dorthin datiere seine Wuth gegen die Hasenbinder.

Da geschah plötzlich einmal ein Ereignis in der Einöde. Der Briefbote hatte einen Brief gebracht und gar einen recommandierten. Wie er

<sup>1)</sup> Dörfer bei Innsbruck.



das Receptisse auf den Tisch legte und ungeduldig brummte: Untersreiben, da stieg es dem Naz heiß zu Kopfe.

Das Schreiben war seine schwache Seite. Angstvoll schaute er seine Alte an, die in die Stubenecke retiriert war. Von dort war auch keine Hilfe zu erwarten, denn die Frau Kesselflicker war ein Leib und eine Seele mit ihrem Mann.

Der Briefbote, der solche Situationen schnell überschaute, zog aus seiner schmutzigen Ledertasche Feder und Tinte und half dem Naz, der den Federstiel schweißtriefend mit der ganzen Faust umklammert hielt, drei unförmliche, grobbalkige Kreuze an Stelle der Unterschrift himmalen. Dann entfernte er sich knurrend und ließ ein großsigeliges Couvert auf dem Tische zurück, welches der Pfannenslicker und seine Alte ängstlich umkreisten. Was etwa da drinnen sei, fragte die Trina.

„I moan, eppes zum lesen“, gab der Naz zurück und näherte sich scheu der Brieffchaft.

Die Alte schlug plötzlich die Hände zusammen und fieng an zu schluchzen.

„Jehsas und alle Heilig'n! Am End ist's gar vom Statthalter a Brief, dafs d' eingesperrt werst!“ schrie sie auf. „Na, Naz, was muas i mit diar derleb'n!“

Der Pfannenslicker war kreidebleich geworden.

„G'schwind zum Schulmoaster, der kann les'n“, rief er aufgeregt und warf sein Schurzfell weg. Dann faßte er das Couvert am äußersten Zipfel, band es in ein blaues Schnupftuch und zog seine Alte hastig mit sich zur Thür hinaus.

Bekommen, mit pochendem Herzen, traten sie in des Schulmeisters Zimmer und brachten ihre Bitte vor. Der lange dürre Lehrer nahm mit ruhiger Würde das Couvert in die eine und die lange Papierscherre in die andere Hand. Dabei seufzte er: „Nit les'n können, Gott im Himmel, nit lesen können!“

„Ja, wenn wir zu unserer Zeit so an Schulmoaster g'habt hätt'n“, schmeichelte das Ehepaar mit ländlicher Galanterie.

Wie der Lehrer das Couvert aufschnitt, that die Trina einen leisen Schrei.

Der Lehrer las:

„Vom k. k. Bezirksgericht Innsbruck.“

„Herrgott, sei mir gnädig“, schrie der Naz schweißtriefend.

„Naz, Naz, was muas i mit diar derleb'n“, jammerte die Trina unter herzerreißendem Schluchzen.

Der Lehrer hielt entrüstet über die Unterbrechung inne und fixierte die Eheleute gar scharf über die Hornbrille hinweg. Das war er so gewohnt von der Schule her.

Nachdem Ruhe eingetreten war, fuhr er fort:

„Nachdem in Erfahrung gebracht wurde, daß Ignaz Pfeifer, vulgo Pfannenslicker-Naz, noch am Leben ist, so wird ihm hiermit mitgetheilt, daß er von seinem verstorbenen Better Josef Pfeifer, Hadersammler, zu dessen Universalerben eingesetzt wurde. Das Erbe im Betrage von hundert Gulden österreichischer Währung ist beim hiesigen Bezirksgerichte zu beheben.“

Die beiden Leute standen ein Weilchen wie versteinert. Endlich brach der Naz das Schweigen:

„Der Hear gib 'n Haderlump'nsepppl die ewige Ruah und lass ihm's Liacht leucht'n!“

Und die Trina flüsterte in dankbarer Rührung:

„Der Sepppl ist der bravste Haderlump g'weß'n aff der ganz'n Welt!“

Und nun fieng der Naz an, dem Schulmeister von dem verstorbenen Better zu erzählen, bis dieser endlich die beiden Leutchen mit dem Brief zur Thür hinauschoß.

Auf dem Rückweg wurde überlegt, was man mit dem vielen Gelde anfangen solle.

Ein Haus kaufen, meinte die Trina, und Zucker und Kaffee.

Der Naz fuchtelte energisch mit dem Zeigefinger hin und her:

„Nix Haus — nix Zucker — nix Kaffee — gar foa bissl nix!“

So oft die Trina wieder einen neuen Vorschlag machte, kam der Naz mit seinem überlegenen: „Nix, foa bissl nix!“

Mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Erst als die Trina bissig wurde und ihn drohend in den Arm kniff, rückte der Naz heraus.

Seit der Statthalter ihre Zunft besteuert, habe er sich in den Kopf gesetzt, der erste Pfannenslicker im Thale zu werden, ihm zum Trutz. Und eine ganz neue Flickmethode wolle er erfinden und so zierliche Arbeit werde er machen, daß die Leute ihr Porzellangeschirr absichtlich zusammenschlagen würden, um es ihm zur Reparatur bringen zu können, und sein Name werde im Lande genannt werden, Geld und Ehre werde es absegen, und wenn ihm Gott das Leben schenke, werde er wohl gar einmal in den Landtag kommen; dann blühte für die Zunft der Pfannenslicker der Weizen, denn er werde dem Statthalter sicherlich Spiz' und Knopf zusammensetzen. Jetzt habe ihm der Herrgott das Geld geschickt zum Ankauf theurerer feiner Instrumente, die er für seine Flickmethode benöthige.

Staunend hörte die Trina dem Naz zu, der eine neue Welt vor ihren Augen aufrollte. Wenn er der erste Pfannenslicker im Thale würde, dann wäre sie die erste Kesselslickerfrau. So schloß sie und stimmte freudig bei. Es regte sich in ihr der Kastenstolz.

Der Naz schlief diese Nacht unruhig. Es träumte ihm, der Statthalter liege vor ihm auf den Knien und bitte ihn mit aufgehobenen

Händen, er möge ihm das zerrissene Silbergeschirr, welches in Menge herumlag, mit Draht zusammenheften. Er aber weigerte sich hartnäckig und sagte: „S' thua's nit, und im Landtag werd'n wir weiter red'n!“

Daraufhin gieng der Statthalter bitterlich weinend in das Nebenzimmer und stöhnte: „Naz, iaz hab i foa guate Stund mehr in mein' Löbn.“

\* \* \*

Beim Engelwirt in Innsbruck saßen einige Stammgäste am großen Eichentisch und zogen über die schlechten Zeiten los. Weit ab von den behäbigen Bürgern, im hintersten Winkel der Stube, kauerte der hagere Pfannenflicker-Naz und jog in stiller Glückseligkeit an seiner hölzernen Pfeife, dann wieder nippte er sparsam aus dem Weinglas. Von Zeit zu Zeit griff er in die innere Rocktasche, und wenn er das Knistern des soeben vom Bezirksgerichte behobenen Hundertguldenscheines vernahm, kniff er wonneschauernd seine Auglein zusammen. Er hatte gar fest hinaufgeschaut zu des Statthalters Fenstern, als er an der Hofburg vorübergegangen war und gemurmelt: „Statthalter, der Pfannenflicker-Naz werd' diar eppes zum heiß'n geb'n!“

Eben trat der dicke Engelwirt in die Stube. Den ärmlich gekleideten Naz sah er nicht, wohl aber die prächtigen Uhrketten der Bürger und die dicken Goldringe an ihren fleischigen Fingern. Pustend ließ er sich an ihrem Tische und half ihnen das Lob der alten Zeiten singen.

„Und dö ewig'n Überschwemmungen hat's früher a nit geb'n in Land“, meinte ein Gast.

„Ja, alleweil mehr Wasser, alleweil mehr Wasser“, seufzte der Wirt. Der Höttinger<sup>1)</sup> Selcher nickte dem Wirte beistimmend zu:

„Wahr ist's ja, man gspürt's im Wein a schon!“

„Die Buxterthaler sein arg hoamg'suacht“, erzählte der Bäckermeister Franz. „Zwölf Mühlen hat die Rienz wieder weggriff'n; die Unrainer<sup>2)</sup> werd'n bald müass'n betteln geb'n!“

„s' gibt schon guate Leut', die ihnen wieder aff die Füaß' helf'n“, bemerkte ein anderer.

„Sell wohl, guate Leut' gibt's“, bestätigte der Wirt, „verteufelt guate Leut'; unser Statthalter hat ihnen scho wieder hundert Guld'n g'schenkt! Morg'n kimmt er in die Zeitung! Da werd wieder g'lobt werd'n im Land!“

„Unser Statthalter ist halt a Maundl, aff der ganz'n Welt gibt's foa solches!“ versicherte der Selcher.

Aus einem Winkel der Stube ertönte ein heiseres: „Kellnerin, zahl'n!“ Nachdem der Naz seine Beche beglichen hatte, stürmte er, krebs-

<sup>1)</sup> Dorf in unmittelbarer Nähe von Innsbruck.

<sup>2)</sup> Die am Ufer Wohnenden.

roth im Gesichte und zitternd vor Aufregung, auf die Gasse. Draußen ballte er grimmig im Hosensack die Fäuste und murmelte wüthend: „Wo d' gehst und stehst, hörst nix, als Statthalter hin und Statthalter hear; aber wart', diar will i 's no aberkray'n!“

Und wie besessen stürzte der Pfannenslicker fort durch die Straßen. Wer ihm nicht auswich, wurde auf die Seite gestoßen. Einigemale hatte er auf eine Minute innegehalten und die Passanten um irgend eine Auskunft gebeten und eben jetzt bedeutete ihm wieder einer: „Dort rechts, das große Haus an der Ecke!“

Während er über die Stiege des betreffenden Hauses hinaufstappte, begegnete ihm ein Mann mit einem Bündel Schriften unter dem Arm.

Den fragte der Naz wieder:

„Mit Verlaub, wo bleibt denn da der Zeitungsg'sell'?“

Der Herr war höflich. Er geleitete den Naz über die Stiege hinauf und schob ihn in die Redaktionsstube hinein.

Womit er dienen könne, fragte der Redacteur den Naz, welcher etwas verlegen seinen verschoffenen Filzhut in den Händen drehte.

„I möcht' halt frag'n, ob's Ds der G'sell seid's, der mit der Pusterthaler Wasserg'schicht z'thoan hart?“

„Allerdings“, lächelte der Redacteur.

„Und hat nit der Statthalter von da für die Überschwemmten an' Hunderter g'spendiert?“ forschte der Naz weiter.

Das sei in der That so, bestätigte der Redacteur. Aber es werde hier an einzelne Personen keine Unterstützung gegeben, sondern die eingelaufenen Spenden würden direct an die beschädigten Gemeinden übermittelt und von dort erst an einzelne Petenten ausgefolgt.

Er hatte nämlich in dem Besuch einen von der Überschwemmung betroffenen Bauern vermuthet und setzte sich nach dieser Auskunft wieder an den Schreibtisch.

Der Naz machte keine Miene zu gehen, vielmehr näherte er sich dem Tische und fragte lauernd:

„Und der Statthalter kimmt morg'n gedruckt in der Zeitung außer?“

„Zawohl! Jeder, der zu gunsten der Überschwemmten etwas beisteuert, wird mitsammt der Höhe seines Betrags in der Zeitung namhaft gemacht!“

„A so?“

„Ja! Adieu!“

Anstatt zu gehen, schlich sich der Naz immer näher an den Redacteur heran. Des Pfannenslickers Augen glänzten wie Feuer und um seine Mundwinkel zuckte es vor innerer Erregung. Dem Redacteur wurde unheimlich zumuthe. Als er gar bemerkte, wie der curiose Mensch verdächtig in der inneren Rocktasche herumnestelte, sprang er auf und wollte um



Hilfe rufen. Da konnte ja leicht ein Dolch oder eine Schußwaffe zum Vorschein kommen.

Doch schon fuhr die Faust des Naz hart auf den Schreibtisch nieder. Und wie er die Hand fortzog, lag ein zerknitterter Hunderter vor dem erstaunten Redacteur.

„Der Statthalter hat hundert Guldn' geb'n für die Pusterer“, kreischte der Naz heiser. „S, der Pfannenslicker-Naz von der Einöd', gib hundert und oan' Guld'n und will a morg'n mit'n Statthalter in der Zeitung stiah'n!“

Sprach's, zog seinen Geldbeutel und warf noch einen Silbergulden neben den Hunderter hin. Dann schickte er sich zum Gehen an. Dem Redacteur, welcher ihn um den Namen fragte, bedeutete er:

„Schreibts lei<sup>1)</sup>, Pfannenslicker-Naz von der Einöd', mehr brauchts nit!“

\* \* \*

Das hatte bei den Innsbruckern ein gewaltiges Aufsehen gegeben, wie man am nächsten Tag unter den für die überschwemmten Pusterthaler eingelaufenen Spenden den Statthalter mit hundert und dicht daneben den „Pfannenslicker-Naz von der Einöd“ mit hundert und ein em Gulden prangen sah.

Der Naz bildete das Tagesgespräch in allen Familien und Wirtschaftshäusern. Sie wanderten hinaus in die Einöd, die Innsbrucker Herren und Damen, und es gehörte eine geraume Zeit zum guten Ton, den originellen Pfannenslicker zu interviewen. Der Statthalter, welchem die Sache großen Spass machte, soll dem Naz ein ansehnliches Geldgeschenk haben zukommen lassen, worauf der Naz seinerseits den heimlichen Groll als ungerechtfertigt fallen ließ. Es soll damals auch vorgekommen sein, daß manche Bürgersfrau absichtlich etwas von ihrem Porzellangeschirr zertrümmerte und mit den Scherben in eigener Person gegen die Einöd hinauswanderte, um mit dem Naz in Contact zu kommen.

Es hatte Geld und Ehre abgesetzt. Der Naz ist der berühmteste Pfannenslicker im Lande. Längst schon besitzt er ein eigenes Haus, und die Trina hat in ihrem Küchenschranke Zucker und Kaffee in schwerer Menge. Von einer neuen Flickmethode des Naz ist in Fachkreisen nichts bekannt geworden, er verlangt sich's auch nicht mehr, da er mit dem Statthalter nichts mehr zu „reden“ hat.

So ist dem Naz alles nach Wunsch gegangen, nur sein damaliger Traum harret noch der Erfüllung. Und wenn es je geschehen sollte, daß der Statthalter sein zerrissenes Silbergeschirr zur Reparatur in die Einöd' schickt, wird ihm der Naz keinen Korb geben, das hat er sich längst schon vorgenommen.

<sup>1)</sup> Nur.

## Wenn der Vater nach Haus' kommt!

Von Ernst von Wildenbruch.<sup>1)</sup>

**N**och einmal führ' ich heut' euch nach der Stadt,  
In die ich euch so manchmal schon geleitet,  
Wo wild im Frühling, Sommers still und matt  
Die Oder zwischen Hügelhängen gleitet.

Verwundert's euch, daß wieder ich den Weg,  
Den alten wähle, den so oft ich wählte?  
Dort war ich jung; da ist nicht Ort noch Steg,  
Wo nicht Erinnerung plaudernd mir erzählte.

Kein Fenster klirrt, aus dem nicht ein Gesicht,  
Ein wohlbekanntes, mir herab sich neigte. —  
Von manchen Menschen gab ich euch Bericht,  
Von manchem Schicksal, das sich dort verzweigte.

Und wie ich nun, Erinnerung beinah' satt  
Die Augen von dem alten Städtchen wende,  
Und eben schließen will dies Lebensblatt,  
Zu neuem Werk bereitend meine Hände.

Da taucht noch einmal ein Gesicht empor,  
Ein schier vergessenes, ein dürstig bleiches,  
Und eine Stimme flüstert mir zum Ohr,  
Ein Kinderstimmchen, ach ein süßes, weiches.

Und wieder schwillt vom Herzen mir der Drang  
Zum Auge auf, wie damals in der Stunde —  
Hört zu — was ich erzähle ist nicht lang,  
Kurz, wie das Wort aus jenem kleinen Munde.

Es war zur Zeit als Frühlingswassers voll  
Der braune Strom in seinen Ufern schraubte;  
Damals geschah's, daß in das Land er schwoll  
Und einen Menschen sich zum Opfer raubte.

<sup>1)</sup> „Albumblätter“, gespendet zum Besten des Vereins für Kinder-Vollstücken. Berlin.

Ein armer Tagelöhner, der am Rand  
 Des Wassers saß, um Weiden abzubauen,  
 Die zu Faschinen man zusammenband,  
 Um Duhnen in den Fluß hineinzubauen.

So lautlos riß der Wirbel ihn davon,  
 Daß abends erst, als man die Leute zählte,  
 Die sich versammelten um ihren Lohn,  
 Man inne ward, daß ihrer einer fehlte.

Und in die Stadt nun schlich sich das Gerücht,  
 Um dort von Thür zu Thüre umzugehen:  
 Ein Mann ertrank — genaues weiß man nicht —  
 Nicht wer es war, noch wann und wie's geschehen.

Da mählich kehrte Mann für Mann nach Haus  
 Und ward daheim mit Jubel aufgenommen —  
 Nur eine Frau schlich todtenbleich hinaus,  
 Ihr Mann allein war noch nicht heimgekommen.

Und jenen Abend gieng ich meinen Gang,  
 Den oft ich gieng, obichon mich's heimlich grauste,  
 Die winklig dumpfe Straßenzeil' entlang,  
 Wo Armut wohnte und das Elend hauste.

Vor jeder Thür ein Schwarm von Kindern stand,  
 Die schwachend an dem Abendbrote lauten —  
 Zwei Kinder standen einsam, Hand in Hand,  
 Die stumm den Schmausenden zum Munde schauten.

Ein Mädchen war es, sechs, auch sieben Jahr,  
 Der kleine Bruder hieng an ihrem Kleide —  
 Kein Stückchen Brot in ihren Händen war,  
 Wie Wartende, so standen alle beide.

Ich gieng vorbei — dann kehrte ich zurück —  
 „Ihr Kinder“, fragt' ich, „habt ihr nichts zu essen?“  
 Das Mädchen hob empor zu mir den Blick —  
 Nie werd' im Leben ich den Blick vergessen.

„Wir essen später noch“, die Kleine sprach.  
 „Wir essen erst, wenn Vater kommt nach Hause —“  
 Das Stimmchen war so leise, dünn und schwach,  
 In meinen Ohren war's wie ein Gebrause.

Wenn Vater kommt“ — so voller Zuversicht  
 Erklang das Wort — wie sollt er denn nicht kommen?  
 Und wenn's geschäh', und Vater käme nicht,  
 Kam' nimmermehr, und wäre euch genommen?

Mein schwellend' Herz mir jeden Laut verbot —  
 Die blonden Köpfschen drückt' ich stumm und leise —  
 Zum Bäckerladen stürzt' ich: „Gebt mir Brot,  
 Gebt was Ihr habt und sprecht nachher vom Preise.“

Und zu den Kindern lehrte ich zurück;  
 Ich faßte die vier magern, kleinen Hände,  
 Und in die Hände stopft' ich Stück für Stück  
 Das Brot, die Semmeln, meine ganze Spende.

„Vielleicht verspätet heut der Vater sich —  
 Nehmt Kinder, eßt“ — sie standen wie erschrocken,  
 Doch, weil der Hunger allzu bitterlich,  
 Begannen an den Semmeln sie zu brocken.

Dann plötzlich, ohne Wort und ohne Ton  
 Erfassten sie das Brot mit ihren Zähnen —  
 Ich wandte stumm und eilend mich davon,  
 Weil mir das Auge überichwoll von Thränen.

Doch an der Straßenecke blieb ich steh'n  
 Und sah das Brot sie mit den Zähnen brechen,  
 Noch immer nicht begreifend was gesch'eh'n —  
 Nur essend, essend, ohn' ein Wort zu sprechen. —

Und manchmal nachts — wenn mir Erinnerung spricht  
 Von Dingen, längst vergangen und vergessen,  
 Dann flüstert's „Vater kam noch immer nicht,  
 Wir hungern so und haben nichts zu essen.“

## Der sittliche Beruf des Arztes.

**A**lle Ärzte nicht, durchaus nicht. Jene aber, die ich meine, verehere ich hoch. Rufe manchen von ihnen auch an in der Krankheit. Weniger manchmal aus Leibesnöthen, als vielmehr, um bei ihm Verständnis und Beruhigung zu finden. Der Arzt muß mir wie ein persönlicher Freund sein, sonst kann ich ihn nicht brauchen.

Heutzutage hat sich eine Abart von Ärzten herausgebildet, denen gegenüber es nicht uneben sein wird, wenn hier eines Aufsatzes Erwähnung geschieht, den die „Deutschen Monatshefte von G. Westermann“ in ihrer Decembernummer v. J. gebracht haben. Den Aufsatz hat ein Arzt geschrieben, Max Desjouis, ihm sei das Folgende entnommen.

Der Trieb, den Leidenden zu helfen, war die erste Quelle der Heilkunst. Diesen Trieb muß der Arzt zu allen Zeiten in sich fühlen,



wenn er den Pflichten seines Berufes gerecht werden will: er soll nicht ein Geschäft treiben, sondern ein hohes und heiliges Amt verwalten. Hufeland redet ihn folgendermaßen an: „Bedenke immer, wer du bist und was du sollst. Du bist von Gott gesetzt zum Priester der heiligen Flamme des Lebens und zum Verwalter und Auspender seiner höchsten Gaben, Gesundheit und Leben, und der geheimen Kräfte, die er in die Natur gelegt hat zum Wohle der Menschheit.“ Daher tritt nirgends so wie im ärztlichen Berufe jene merkwürdige Wechselwirkung zwischen dem Leben für andere und der eigenen Entwicklung hervor, die einen Hauptpunkt im Außenwerke der Ethik bildet. Je mehr die Thätigkeit des Individuums auf die Angelegenheiten der Mitmenschen gelenkt ist, desto mehr wird der eigene Charakter gefördert: ein auffälliges Verhältnis, das in der Stellung des einzelnen zur socialen Gruppe sein Gegenstück findet. Wenn demnach der Arzt alle Rücksichten gegen sich selber zurückstellt hinter den Obliegenheiten seines Berufes, so erntet er den schönsten Dank in der ihm dann zutheil werdenden Erhöhung seiner Persönlichkeit.

Selbstverleugnung, entsprungen aus dem urwüchsigen Triebe, die Kranken zu heilen und die Gesunden vor Schaden zu bewahren, ist die Grundlage medicinischer Thätigkeit; und Erhaltung des Lebens, Milderung der Leiden und Wiederherstellung der Gesundheit sind ihre großen Ziele. Mit Recht ruft der Dichter, der selbst eine zeitlang die ärztliche Laufbahn verfolgte: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.“ „Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten.“

Der Weg, der zwischen diesen Grenzsteinen liegt, entbehrt nicht der Gefahren. Freilich sind die Zeiten vorüber, in denen ein Besal wegen Bergliederung der Leichen als Feind der Religion verklagt oder ein Jenner wegen des Gedankens der Schutzimpfung beschuldigt wurde, in die Rechte der Vorsehung einzugreifen. Heutzutage droht dem Arzte der Kerker nur, wenn er sich gegen seine Patienten vergeht, und selbst dem kühnsten Neuerer werden religiöse Bedenken kaum entgegengehalten werden. Aber es bleiben genug andere Gefahren übrig.

Zunächst die für Gesundheit und Leben. Die meisten Menschen sehen dem Tode nur einmal ins Antlitz, die Soldaten selten, die Ärzte oft. Ganze Geschlechter haben gelebt, die den Schlachtengott nur aus Erzählungen kennen, aber niemals hat es eine Generation von Ärzten gegeben, für welche der Tod in weiter Entfernung gelegen hätte. Namentlich die Blutvergiftung bedroht den Mediciner in heimtückischer Weise, um von den Gefahren für den Militärarzt auf dem Schlachtfelde oder für den Irrenarzt in der Anstalt ganz zu schweigen. Bei Seuchen sind natürlich die Pfleger der Kranken ganz besonders der Ansteckung ausgesetzt, und mancher bescheidene Landarzt hat in schweren Zeiten ebensoviel Muth bewiesen wie ein gefeierter Kriegsheld. Gegenwärtig sind

— man denke an die Hamburger Choleraepidemie — die Gefahren für den Arzt geringer geworden, indessen haben sie in erschreckender Gewalt bestanden. Als im vierzehnten Jahrhundert die Pest nach Montpellier kam, entrannt von allen Ärzten dieser Stadt nur einer dem Tode; Desgenettes, der Arzt Napoleons I., impfte sich in Ägypten mit dem Pestgift und trank aus dem Becher Sterbender, nur um den Muth der Soldaten zu beleben.

Selbst wenn nun der Arzt dem Berufstode entgeht, erreicht er doch selten ein hohes Alter, weil er fortdauernd schweren Schädigungen seiner Gesundheit ausgesetzt ist. Jemand, der wirklich die Thätigkeit eines praktischen Arztes ausübt, muß ein Stück handfester Schmiedearbeit der Natur sein, um die Anstrengungen der Tages- und Nachtarbeit auszuhalten zu können. Es war ein Arzt, der edle Tulpianus, der zu seinem Symbol eine Kerze wählte, die, anderen leuchtend, sich selbst verzehrt.

Nicht minder ferner, als die körperlichen Kräfte aufgerieben werden, wird die seelische Leistungsfähigkeit mitgenommen. Der Arzt hat sich gegen die Regungen der Sinnlichkeit zu wehren: er darf in einer Frau, die sich seiner Behandlung anvertraut, stets nur die Patientin erblicken. Damit soll nicht bloß das natürliche Verbot unsittlicher Anträge ausgesprochen sein — das gilt für den Arzt wie für jeden anderen Menschen — sondern es wird mehr verlangt. Angenommen nämlich, die Verführung gieng von der Frau aus, so dürfte doch der Arzt gerade als Arzt — mag die Krankheit der Patientin noch so unbedeutend sein — ihr niemals nachgeben. Denn neben dem allgemein menschlichen Verhältnis besteht hier eine besondere Beziehung, wie sie ähnlich zwischen Hausgenossen oder zwischen dem Fabriksherrn und seinen weiblichen Angestellten obwaltet. Größere Specialisierung legt immer größere moralische Verpflichtungen auf; der Arzt darf um keinen Preis der Welt sich als Mann gegenüber der Patientin fühlen. Er erringt sich so die Kraft des Überpersönlichen die ihn zum Herrn seiner Leidenschaften macht und über viele Gefahren hinweghilft.

Weitere Gefahren des ärztlichen Berufes liegen in dem Zwiespalt zwischen Pflicht und Ruhm, in dem oft so herben Streite um die äußere Anerkennung, in der Sorge um die eigene Existenz, in der Abstumpfung oder übermäßigen Verfeinerung des Mitgeföhls und in dem Irrewerden an der eigenen Kraft oder der Leistungsfähigkeit der Medicin. Überwindet der Arzt diese Hemmnisse nicht, so verliert er das beste: die freudige Begeisterung für sein Amt.

Die genannten Gefahren sind in der Gegenwart uns erheblich näher gerückt, als sie es früher waren. Das hängt mit der modernen Auffassung des ärztlichen Berufes zusammen.

Wo es noch keine Ärzte giebt, sucht jeder zu helfen, der es zu können vermeint. Alsdann heben sich aus der Masse gewisse Männer

heraus, die wirklich mehr als alle anderen leisten, und es entsteht ein Stand, der eine unmittelbare Beziehung zu den Göttern beansprucht. Noch vor hundert Jahren galt ein guter Arzt für einen kleinen Gott, einen Meister der Natur, einen Gebieter über Tod und Leben; gleichviel ob er nach einem bestimmten System oder als Eklektiker curierte, immer war er ein unumschränkter Herrscher in seinem Gebiete. Bei dem geringsten Stoa sicherer und objectiver Erfahrungen, über die damals die Medicin verfügte, blieb vieles dem subjectiven Ermessen überlassen, was heutzutage Gemeingut ist. Der alte Arzt wirkte mehr durch sich als durch die Wissenschaft, er war mehr Mensch als Kenntnismaschine, er trat daher seinen Kranken näher und behandelte sie individuell.

Jetzt hat der Arzt viel von dieser seiner persönlichen Bedeutung eingebüßt. Er muß bestimmte Dinge wissen, genau, und zwar nach physikalischen Methoden untersuchen und schließlich sein Urtheil über die Krankheit abgeben — den Kranken selber aber betrachtet er nur als Träger der Krankheit. Man begreift ganz gut, daß unter solchen Umständen die schöne Einrichtung der Hausärzte entweder ganz abgekommen oder zu einem überflüssigen Luxus geworden ist, indem der Hausarzt bei jeder wirklichen Gefahr durch eine „Autorität“, beziehungsweise einen „Specialisten“ ersetzt wird. Dadurch verlegt sich der Schwerpunkt medicinischer Thätigkeit derart, daß die besprochenen Gefahren des Berufes bedenklicher als je hervortreten. Jeder Anreiz, der in dem persönlichen Verhältnis zum Patienten wurzelt, verschwindet, und gewisse Rücksichten von ethischem Werte verlieren sich.

Während wir nämlich im Durchschnitt jedem das Recht der eigenen Individualität und in weitesten Grenzen die selbsteigene Lebensbestimmung zuerkennen, daher die verstümmelnden Körperstrafen, die Tötung von Mißgeburten und unheilbar Irren, die Slaverei und vieles andere abgeschafft, die Todesstrafe wenigstens stark beschränkt haben, ist der moderne Arzt gelegentlich der Meinung, er könne — wenn ein starker Ausdruck erlaubt ist — mit seinen Nebenmenschen nach Belieben schalten und walten. Wenigstens neigt er dazu, die Kranken als Träger einer Krankheit und als Objecte wissenschaftlicher Forschung zu betrachten, auch wohl wichtige Heilmaßnahmen an untergeordnete Gehilfen zu überlassen, und damit stellt er sich außerhalb eines Zusammenhanges, der durch die ungeheure Erbkraft christlicher Denkweise getragen wird.

Auch die Beziehung des ärztlichen Berufes zum Staate ist allmählich anders geworden. Einst, etwa bis in die Zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, galt der Arzt als eine Art von Staatsdiener, der unter der Oberaufsicht der Verwaltung seinen Beruf ausübte: er hatte bestimmte Dienste zu leisten, die nach einer gewissen patriarchalischen Auffassung geregelt waren.

Gegenwärtig überläßt der Staat die Ärzte sich selber und stellt einzelne für seine besonderen (gerichtliche und sanitäre) Zwecke eigens an. Da wird der Arzt in der Zukunft mehr als in der Vergangenheit sein Augenmerk auf die Abhaltung und Verhütung von Schädlichkeiten richten, insofern sie das Hauptinteresse aller Lebewesen, die Gesundheit, bedrohen.

Das weiteste Feld ärztlicher Thätigkeit liegt außerhalb des Kreises der Krankenbehandlung. Die durch Krankheit und Seuchen hervorgerufenen Verluste verschwinden vor den ungeheueren Opfern, welche unsere jetzigen socialen Verhältnisse zur Folge haben. So gibt es denn eine wahrhaft herrliche Culturaufgabe für den Arzt: vorzubeugen und zu helfen in betreff der Gesundheitsbedingungen, Lehrer des Volkes zu sein in der hygienischen Ordnung seiner Lebensverhältnisse.

Der Verwirklichung eines solchen Ideales steht leider mancherlei gegenüber. Ein Haupthindernis ist es, daß ein guter prophylaktischer Rath allenfalls dankend angenommen, sicherlich jedoch nicht honorirt wird. Kann nun ein finanziell schlecht gestellter Arzt seine Zeit und Kraft Aufgaben widmen, die ihm nicht gelohnt werden? Wem es die eigene Lage nicht verbietet, dem verbietet es die collegialische Rücksicht — kurzum, wir werden noch lange zu wandern haben, ehe wir an das Ziel kommen. Inzwischen sollten die Ärzte in gegenseitigem Einverständnis den vor-gezeichneten Weg beschreiten. Sie bedürfen des engsten Zusammenhanges untereinander, ab und zu auch der Rücksicht miteinander. Aber diese Rücksicht darf nicht zu weit gehen, sondern muß zurücktreten vor dem Interesse des Kranken. Ebenso wenig wie ein Arzt einen anderen empfehlen wird, dessen Unfähigkeit oder Gewissenlosigkeit ihm bekannt ist, ebenso wenig wird er aus purer Collegialität ruhig zusehen dürfen, wenn etwas Falches geschieht oder etwas Nöthiges versäumt wird.

Es erhebt sich nun die Frage, ob der Arzt die geschilderten Gefahren und für die übrigen Anforderungen seines Berufes durch den üblichen Unterricht hinreichend vorbereitet wird. Der Arzt soll größte Feinheit aller Sinne und tiefste Erregbarkeit des Gemüthes besitzen, er soll die Kameellast des Vielwissers schleppen und den klaren Blick des praktisch Thätigen sich bewahren, er muß technisches Geschick und endlose Geduld, äußeren Schliß und sittlichen Halt haben. Wie kann eine Vorbildung so vielen und so verschiedenen Anforderungen an einen Menschen von Durchschnittsbegabung gerecht werden?

Die Psychologie ist eine selbständige und exacte Wissenschaft geworden, die naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Methoden miteinander verbindet. Sie ist daher wie keine andere Disciplin geeignet, den Zusammenhang zwischen der medicinischen Facultät und der übrigen Universität aufrecht zu erhalten und die bereits locker gewordenen Bande wieder fester zu schließen. Neben diesem pädagogischen Wert besitzt sie dann noch die



praktische Bedeutung, daß sie dem Irrenarzt, der die Seelenkrankheiten zu beurtheilen hat, unentbehrlich, dem Arzte überhaupt vom größten Nutzen ist. Ohne Erkenntnis der menschlichen Seele können wir den Körper nicht begreifen, noch behandeln. Hierin stimmen Strümpell, Pelman, Münsterberg überein — um nur die neuesten Autoren zu nennen. Also Gründe genug liegen vor für die Forderung, daß die Psychologie als Prüfungsfach in das Physicum aufgenommen wird, etwa an Stelle der Botanik, die in der ärztlichen Prüfung doch nur ein Scheindasein fristet.

Nun sind nicht bloß Verstand und Sinne beim jungen Mediciner auszubilden, sondern auch Herz und Gefühl sollen entsprechend entwickelt werden. Nothnagel hat einmal gesagt: „Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein.“ Die tiefe Wahrheit dieses Ausspruches kommt aber den wenigsten Studierenden zum Bewußtsein, ja man hört manchen seiner Roheit sich rühmen und hinzufügen: „Ich werde ein guter Doctor.“ Wenn es bloß auf die Unempfindlichkeit ankäme, dann wäre die Medicin das erbärmlichste Handwerk und nicht der edelste Beruf, den sie thatsächlich bildet. Leider legt die jetzt übliche Schulung eine solche verkehrte Auffassung ziemlich nahe. Von Anfang an wird planmäßig eine Abstumpfung des Gefühles herbeigeführt: zuerst durch Zerlegung von Leichnamen, dann durch die Gewöhnung an das Thierexperiment und endlich durch die Behandlung des Kranken als eines klinischen Unterrichtsmateriales. Da eine gewisse Abhärtung dem Arzte unentbehrlich ist, so kann an dem Gange selber nur in Einzelheiten etwas geändert werden. Aber jedenfalls muß ein Gegenwicht geschaffen werden, damit nicht der Mensch im Arzte abstirbt.

Solche Verhältnisse dürfen nirgends geduldet werden, nach denen der Mediciner sich daran gewöhnt, die Patienten als „Krankenmaterial“ zu betrachten und zu behandeln. Die Kranken sind aber nicht als Objecte, sondern als zu heilende Lebewesen da. Sie sind keine zerbrochenen Uhren, sondern Menschen, nicht Gegenstände technischer Kunststücke, sondern unersetzlich. Damit dies dem heranwachsenden Ärztegeschlecht recht deutlich wird, wäre zu wünschen, daß erstens die klinischen Lehrer zur Hervorkehrung solcher Gesichtspunkte verpflichtet, zweitens die Ausdrücke „Unterrichtsmaterial an Patienten“ und „Krankenmaterial“ aus allen amtlichen Veröffentlichungen unachtsamlich verbannt werden. Auf die Vorstellung von Kranken zu Vorlesungszwecken kann der medicinische Unterricht natürlich nicht verzichten. Wenn jedoch der Betreffende im Sterben liegt oder überhaupt nicht dispositionsfähig ist? Unser Gefühl bäumt sich dagegen auf, daß man einen solchen Menschen einer größeren Anzahl fremder junger Leute vorführt, zumal wir nicht wissen können, wann das Bewußtsein so weit geschwunden ist, daß die Eindrücke nicht mehr aufgenommen werden. Um solche Vorkommnisse zu verhüten, gibt es ein auch aus

anderen Gründen empfehlenswertes Hilfsmittel: man ermögliche allen Candidaten, Dienste in den Kliniken zu thun. Sie würden dann oft genug Gelegenheit haben, Sterbende und Schwerkranke zu pflegen, ohne daß diese für den theoretischen Unterricht benützt zu werden brauchen, und sie würden gleichzeitig diese Kranken als ihre eigenen Patienten betrachten, ihnen überhaupt menschlich näher treten.

Ein weiterer Mangel der bisherigen Unterrichtsweise liegt darin, daß viele Lehrer mit Vorliebe seltene und interessante Fälle zur Vorstellung bringen. Gerade die schwersten, das Leben gefährdenden Complicationen werden oft einseitig unter wissenschaftliche Gesichtspunkte gestellt; was in der Praxis erschütternd wirkt, das ist hier bloß interessant und geht auf Rechnung des Professors. Daneben resultiert jener bekannte Nachtheil, daß die flügge gewordenen Ärzte wohl manche Rarität gesehen haben, aber mit dem A-b-c der alltäglichen Praxis nicht genügend vertraut sind.

Angenommen nun, diese und ähnliche Reformen wären durchgeführt, so würde bereits ein erheblicher Nutzen für die ethische Bildung des jungen Arztes zu verzeichnen sein. Allein ob die erwähnten Maßnahmen ausreichen, um in den Kreisen der Medicin Studierenden eine tiefere Auffassung von der Heiligkeit ihres künftigen Berufes entstehen zu lassen, ist mir fraglich. Es empfiehlt sich zweifellos, in den Studienplan eine Vorlesung einzufügen über „medicinische Ethik“, wenn dieser kurze Ausdruck vorläufig angewendet werden darf. Was sonst nur gelegentlich zur Sprache kommen kann, soll hier im Zusammenhang vorgetragen werden. Am den Anfang der Vorlesung wäre eine Belehrung über die ethischen Grundbegriffe im allgemeinen zu stellen und alsdann wären Probleme zu erörtern, wie: Beruf und Charakter des Arztes, Verhältnis zu den Collegen und zum Publicum, Vivisection und Menschenexperiment. Da das Ganze sich in einem zweistündigem Colleg während eines Semesters erledigen ließe, würde die Aufnahme der Vorlesung keine sonderliche Mehrbelastung der Studenten darstellen. Aber die weitere Frage liegt nahe: ob die geplante Vorlesung den erwünschten Nutzen wirklich stiften wird? Wird je ein Gewissenloser dadurch gewissenhaft werden? Bringt man nicht die sittlichen Anlagen mit auf die Welt? Nun, Wunder zu wirken vermag eine solche Vorlesung ja sicher nicht. Aber wie die Predigt unser religiöses Gefühl stärkt, so kann das lebendige Wort des Universitätslehrers gute sittliche Anlagen fördern und Fehler unterdrücken helfen. Wir müßten an jeder Einwirkung vom Katheder herab verzweifeln, wenn das nicht möglich wäre. Gewiß kommt hier viel auf die Persönlichkeit des Lehrers an. Jedoch auch der Durchschnittsdocent wird klar machen können, daß dem Arzte die allgemeine Wohlfahrt höchstes Gesetz sein muß, daß er nicht ausschließlich an die physische Gesundheit der Patienten denken soll, daß die Medicin im Zusammenhang mit Sociologie und

Pädagogik für die Lebensbedingungen der jetzigen und der kommenden Geschlechter zu sorgen hat, daß endlich es im Leben des Arztes auf den Geist ankommt, durch den er erfüllt wird. Gelingt es, solche Gedanken und Gefühle der Jugend vertraut zu machen, wahrlich, dann eröffnet sich eine hinreißende Aussicht! Dann wird die Einsicht zum Gemeingut werden, daß der Beruf des Arztes in einer Linie steht mit dem Beruf derer, die für Glauben, Recht und Wissen sorgen. Schon jetzt sind an kleinen Orten der Geistliche, der Arzt, der Richter und der Lehrer die eigentlichen Kulturträger und -bewahrer. Und wie das Amt des Seelsorgers ganz von Sittlichkeit durchdrungen ist, der Richter als Wahrer des Rechtes und der Lehrer als Erzieher der Jugend vor allen Dingen Bannerträger der Moral sein müssen, so sollte auch der Arzt seinen Beruf als eine Art ethischer Cultur ansehen.

## Stift Oberburg.

Von Hans von der Haun.

**I**m südwestlichen Winkel des steirischen Unterlandes, schon ganz nahe der krainischen Grenze, liegt in einem malerischen Wald- und Wiesenthale der kleine, an und für sich unbedeutende Markt Oberburg mit seiner in der Zeit von 1752 bis 1760 an Stelle der demolierten früheren Stiftskirche im schönen Renaissancestil erbauten und durch ihre Größe, ihre prächtige Kuppel und ihre edlen Verhältnisse imposanten Pfarrkirche, an welche sich das 1518 zu einem Schlosse umgestaltete einstige Benedictiner-Stiftsgebäude, ein stattlicher, zwei Stockwerke hoher und ein offenes ungleichseitiges Fünfeck bildender Bau, anschließt. Der Ort, obwohl sozusagen außer der Tour gelegen, verdient dennoch, in weitesten Kreisen bekannt und von Touristen besucht zu werden, die sich beim Anblicke dieser mitten in der Wildnis des Drietthales gelegenen, durch eine großartige Anlage auffälligen Baulichkeiten angenehm überrascht fühlen werden. Aber auch die Landschaft bietet dem Naturfreunde des Malerischen und Romantischen in Fülle und Fülle, — und ist es vor allem die Rundschau, welche man vom Gori verch (d. i. hoher Berg), der höchsten Kuppe der unmittelbar über Oberburg sich erhebenden, die südliche Umwallung des vom Drietbächlein durchschäumten Bergkessels bildenden Menina-Planina genießt, eine der, wenn auch nicht gerade großartigsten, so doch immerhin schönsten im Lande. Gegen Osten erblickt man von hier aus das reizende Samthal mit seiner alten Römerstadt Cilli und der Unzahl von Ortschaften, Kirchen, Schlössern und Ruinen; gegen Südwest liegt, wie ein Teppich ausgebreitet, zu unseren Füßen die in jüngster Zeit vom Erd-

leben so schwer heimgesuchte krainerische Hauptstadt mit ihrer ganzen reichen Umgebung, während wir gegen Norden einen vollen Überblick der prächtigen Sulzbacher Riesengruppe genießen.

Um nach Oberburg zu gelangen, benützen wir, die Sann aufwärts, bis Gomilsto die alte Reichsstraße und biegen dann, während diese über Franz nach Laibach sich zieht, rechts ab, immer den klaren Fluß aufwärts, nach Fraßslau und Prasßberg. Erstere Ortschaft, ein hübsch gebauter, sich westlich an die Abhänge des Schriettberges lehrender Markt, soll seinen Namen von Brazlav (Bratislav), einem Enkel des Wendenfürsten Privina, erhalten haben. Fraßslau wird 1120 und 1140 bereits urkundlich genannt, kam später in den Besitz der mächtigen Reichsgrafen von Cilli. In dem Drama zwischen Graf Hermann und dessen Sohn Friedrich von Cilli bildete der Markt gleichsam den Abichluß, in dem die Leiche der unglücklichen, auf Befehl des Altgrafen gefangen genommenen und auf Burg Osterwitz in einem Bade ertränkten Gemahlin Friedrichs, die schöne Veronika von Descheniz, in der Gruft der Kirche zu Fraßslau beigesetzt wurde, bis dieselbe dann in der Starthause zu Gairach ihre Urstätte fand.

Auch den Markt Prasßberg bringt man mit Privina in Zusammenhang; dieser soll der Sage nach in der Nähe des Ortes im Jahre 835 eine eigene Burg, die Moosburg, sich erbaut, die Waldungen gelichtet und den Boden urbar gemacht haben; beides jedoch ist, wie gelehrte Forscher nachgewiesen haben, nicht historisch richtig. Dagegen scheint eine Beste Prasßberg ober dem Mozirnicabach auf dem Korenov vrh bestanden zu haben, davon noch Spuren eines alten Schlosses ersichtlich sind. Denn nach einer Urkunde vom Jahre 1292 hatte circa 1247 ein Fredericus de Castel die ihm gehörige Burg Prasßberg (Castrum Prasperch) dem Patriarchen Berthold von Aquilea ins Eigenthum übergeben, worauf dann der Patriarch selbst zur Beste hinaufstieg, um auf derselben den Eid der Treue seitens des Hüters der Burg und seiner Leute entgegenzunehmen. Zwei Jahre darnach ließ der Patriarch die Beste abbrechen, doch wurde dieselbe bald darauf wieder aufgebaut und später, wie man annimmt, zur Zeit der Streitigkeiten um das Erbe des letzten Grafen von Cilli, neuerlich zerstört. Der Markt Prasßberg liegt am linken Ufer der Sann und besitzt nettgebaute Häuser. Die Pfarrkirche daselbst ist ein förmlicher Neubau des bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts bestandenen, im sechzehnten Jahrhunderte zum Schutze gegen die Türkengefahr mit Ringmauern und einem starken Thorthurme befestigten alten Gotteshauses. Bei Prasßberg rücken die Berge näher an die Sann heran und verleihen der Gegend schon einen mehr alpinen Charakter. Außerhalb des Marktes, am rechten Sannufer, erhebt sich das Schloß Altenburg, welches an Stelle der Moosburg erbaut worden sein soll, und demselben gegenüber, jenseits der Driet, auf einem Hügel das Franziskanerkloster Maria = Nazareth



mit seiner im Jahre 1661 über der 1625 errichteten Lorettokapelle erbauten Kirche.

Von Prassberg führt die Straße nach Riez, einem freundlichen Markte in einem herrlichen, von dunklen Wäldern umsäumten und im nördlichen und westlichen Hintergrunde von den mächtigen Kalkriesen des Sulzbachergebirges überragten Wiesenthale, welches ungleich breiter ist als bei Prassberg. Die hiesige Pfarrkirche St. Canzian muß sehr alt sein. Im Jahre 1231 wurde hier ein interessanter Proceß verhandelt. Es hielt nämlich Patriarch Berthold von Aquileja in Riez eine Gerichtsverhandlung ab über zwei Bauern, welche sich nächtlicherweife in das Kloster Oberburg eingeschlichen, dort die Wände durchbrochen und Geld nebst anderem Kirchengute gestohlen hatten; sie wurden der That überwiesen und des Todes schuldig erklärt, jedoch schenkte ihnen der Patriarch insbesondere auf Fürbitte des Abtes von Oberburg das Leben unter der Bedingung, daß die Übelthäter übers Meer nach dem Oriente zögen und dort Kriegsdienste nähmen; ihre vom Patriarchen zu Lehen innehabenden Güter aber wurden eingezogen und dem beraubten Stifte als theilweiser Schadenersatz überlassen. Die Gegend bei Riez muß schon zu Römerszeiten bekannt gewesen sein, denn auf einem der Felder dortselbst wurden Spuren eines römischen Gebäudes gefunden und ein hiebei ausgegrabener Römerstein an einem Hause in Unter-Riez eingemauert.

Von Riez gelangt man auf der Straße nach Fratmannsdorf, dessen auf einem Hügel stehende spätgothische Kirche eine Filiale von St. Xaverj ist, und wo man auf einer Brücke die Sann überseht. Hier zweigt sich eine Straße ab nach Laufen und in das obere Gebiet des Sannflusses, wir aber folgen der Biegung der Straße und gelangen in den südlich gelegenen, einst weit berühmten Wallfahrtsort St. Xaverj in Strasche. Der Name stammt daher, daß die Kirche daselbst auf einem „na strazah“ benannten Hügel steht. Strasche heißt zu deutsch Wache und soll damit wohl angedeutet sein, daß hier auf dem Hügel ehemalige Wachposten ihre Aufstellung hatten, und zwar entweder in der Zeit der Feindesgefahr, zum Beispiel bei den Türkeneinfällen, oder zur Zeit der Pest. An Stelle der jetzigen Pfarrkirche stand früher eine der Schutzpatronin in Sterbensnöthen und gegen die Pest, der heiligen Barbara geweihte Kirche, von welcher aber erst 1596 urkundliche Erwähnung geschieht. Als im Jahre 1715 in der Gegend von Oberburg eine Hungersnoth und als Folge derselben auch eine große Sterblichkeit ausbrach, nahmen die argbedrängten Leute ihre Zuflucht zu dem heiligen Franz von Xaver und errichteten ihm in der Kirche in Strasche einen Altar, auf welchem sein von Michael Raimwald in Laibach gemaltes Bild aufgestellt wurde. Als eine Frauensperson öffentlich bekannte, sie sei durch die Fürbitte des heiligen Xaver, zu dem sie ihre Zuflucht genommen, von einer langwierigen Augenkrankheit

geheilt worden, wallfahrten zahlreiche Gläubige nach Strasche, um das neue Gnadenbild zu verehren. Über den Aufschwung dieser jungen Wallfahrtskirche dichtete jemand folgenden Reim:

Ein Kirchel alt  
Im Strascha Waldt  
Kavier erwelt,  
Macht Kund der Welt:

Weil er besunder  
Neue Wunder  
Dahier gemacht,  
Kirchfuhr abibracht.

Um den zahlreichen Wallfahrern, zumal den an Vortagen gewisser Feste stündlich in Strasche aus allen Weltgegenden anlangenden Processionen sichere Wegweiser in den so abgelegenen Gnadenort zu bieten, wurden namentlich auf den Gebirgsübergängen Inschriftstafeln aufgestellt. Von diesen sind noch zwei erhalten geblieben. Die eine enthält die Aufschrift:

„Hier ist der Weg noer (näher)  
Nach St. Kaver in Unterstoier  
Ueber den Hoasten Berg  
Durch den Markt Prajsberg.“

Die andere, unter dem Bildnisse des mit einem Stabe den Weg weisenden St. Kaver ersichtliche Inschrift lautet:

Zu St. Andree weissenbach  
Die guette mainung mach;  
St. Kaverius mit dem stab  
Zeiget den weeg Fall ab.“

Die Pfarrkirche St. Kaverj, ein ansehnlicher Kuppelbau im Jesuitenstile, besitzt im Inneren an der Mensa und den unteren, aus verschiedenfarbigen Marmorstücken construierten Theilen des Hochaltars ein Meisterwerk der Bildhauerkunst; zu diesem Altare hatten König August III. von Polen und seine Gemahlin allein vierhundert Ducaten gespendet. Auch eine Schatzkammer befindet sich bei der Kirche, in welcher kostbare und sehenswerte Kirchengeräthe aufbewahrt werden, als von höchsten Personen gespendete Kelche, Monstranzen u. s. w., dann von der Kaiserin Maria Theresia, von österreichischen Erzherzoginnen und anderen fürstlichen und adeligen Damen eigenhändig angefertigte Pracht-Paramente.

Von St. Kaverj führt die Straße nach Oberburg und weiter südwestlich nach Maria-Neustift, gleichfalls einem Wallfahrtsorte, und nach Stein, welche letztere Stadt schon im Krainerlande gelegen ist.

Die Kirche von Oberburg ist ein Prachtbau im italienischen Stile, enthält jedoch außer ihren Fresken und Altarblättern, deren einige, von der Meisterhand des berühmten Kremser Schmid, wahre Kunstgemälde sind, weiters keine besondere innere Ausstattung. In den Gräften der Kirche ruhen außer den Gründern des ehemals hier bestandenen Stiftes und einiger Wohlthäter desselben auch mehrere Laibacher Fürstbischöfe, deren Grabmäler in die Mauern eingefügt wurden. Von allen daselbst angebrachten Denkmälern fesselt uns insbesondere der Grabstein Hans Kaxianers wegen der darauf ersichtlichen Anspielung auf das Ende dieses obersten Feldhauptmannes

Kaiser Ferdinands I. Kasianer war nämlich vom Grafen Nikolaus Zriny geladen, dann bei Tische der Verrätherei beschuldigt und erdolcht worden. Darauf deutet nun das Relief auf dem Grabsteine hin, welches die Fabel vom Fuchse darstellt, wie dieser den Kranich zu sich zu Gaste lud, ihn erst täuschte, dann aber, während der Kranich sich labte, ihm den Hals abbiss; auch erscheinen darauf zwei Schlangen abgebildet mit Menschenköpfen, deren Gesichtszüge denen Zriny's ähnlich sein sollen; die eine Schlange dringt durch einen Todtenschädel, während die andere sich am Boden windet.

Von dem ehemaligen Stiftsgebäude, gegenwärtig der Sitz des k. k. Bezirksgerichtes, der fürstbischöflichen Verwaltung, der Pfarrgeistlichkeit und einzelner Beamten, ist nur der südöstliche Theil noch ein Überrest des alten Klosters, das 1517 mit Mauern, Thürmen und einem Schanzgraben gegen die Türken geschützt, später aber, Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu einem schönen Residenzschlosse umgestaltet worden, das auch in unserer Zeit den Laibacher Fürstbischöfen als ein angemessener Sommeraufenthalt dient.

Die Geschichte dieses Stiftes Oberburg, davon der gelehrte, bienenfleißige Lavanter Dompropst und vaterländische Geschichtsforscher Ignaz Drozen in einem eigenen verdienstvollen Werke uns Kunde gibt, ist es, was uns besonders berührt, die Geschichte eines dem ob seiner culturellen Bestrebungen hochverdienten Benedictiner-Orden gehörigen Klosters, dessen ungewöhnliches Ende nicht ohne Interesse auch für den Laien dasteht in der Geschichte des Landes.

Auf einem eine Viertelstunde östlich vom Markte Oberburg gelegenen steilen Hügel, genannt „Gradiſche“, stand ehemals, wohl als älteste Ansiedlung in dieser Gegend, eine feste Burg, von deren Mauern aber heutzutage keine Spur mehr zu sehen ist. Auf dieser, wie man annimmt, schon zur Zeit der Karolinger erbauten „Obbrenburch“ hauste ursprünglich ein gleichnamiges Geschlecht, dem später im Besitze die mächtigen Grafen von Heunburg und sodann die Edelherrn von Chager folgten. Der letzte aus diesem Geschlechte, der edle Dyebald Chager und seine Ehefrau Trute gründeten nun im Jahre 1140 mit Zustimmung des Patriarchen Peregrinus von Uglav (Aquila), eines gebürtigen Karantauer Grafen aus dem Hause Sponheim, in dieser stillen, vom Weltverkehr abgelegenen Gegend des Drietthales ein Kloster, dessen Mönche nach den Regeln des heiligen Benedictus leben und wirken sollten. In der diesbezüglichen Stiftungsurkunde heißt es unter anderem, daß Chager und seine Gattin ihr Allodialgut Obbrenburch, so wie sie es selbst besaßen, und zwar die Burg mitsammt den dazugehörigen Gründen, als Wäldern, Äckern, Weiden, dann mit allem Fisch- und Jagdbann, auch den hörigen Manns- und Weibspersonen nebst deren Habe der Uglava-Kirche mit dem Rechte und

der Bestimmung übergeben, daß der ganze reiche Besitz dem neuzugründenden Benedictinerkloster zueigen werde, dessen Mönchen es denn auch ausschließlich gestattet sein soll, daselbst Mühlen zu errichten, zu fischen und zu jagen und die Forste, soviel sie können, auszuroden und zu ihrer Pflege zu verwenden, auch ihre Grenzen durch solche Ausrodung und durch Ansiedlung von Bauleuten nach Vermögen zu erweitern. Auch sonst erhielt die neue Stiftung viele Schenkungen an Gütern, Zehnten u. s. w., unter anderen vom genannten Patriarchen Peregrinus zehn im Friaulischen gelegene Mansus zu Lehen, auf daß die Ordensbrüder von dorthin das zu ihrer Nothdurft unumgängliche Salz und Öl beziehen könnten.

Woher, aus welchem Mutterhause die ersten Mönche stammten, welche die neue klösterliche Ansiedlung bezogen, ist nicht bekannt; gewiß aber ist es, daß das Klostergut zu einem der reichsten und größten im Lande anwuchs und daß die Ordensbrüder des heiligen Benedict zur Hebung der Cultur und des Wohlstandes in und um Oberburg wesentlich beigetragen, ja, daß sie es eigentlich waren, die Leben und Bewegung in diese vom Weltverkehr abgeschlossene Gegend gebracht hatten.

Bereits dreihundertzwanzig Jahre hatte das Benedictinerstift in Oberburg bestanden und in dieser Zeit nicht nur segensreich gewirkt, sondern auch dank der Fürsorge und Umsicht seiner Äbte seinen Besitz reichlich vermehrt. Mit einemmale erwuchs dieser mächtigen Klostergemeinde eine große Gefahr, die der Auflösung; dieselbe abzuwenden, lag nicht mehr in der Macht des Stiftes, denn so sehr sich auch die Klosterbrüder gegen das drohende Unheil stemmten, schließlich mußten sie doch den obersten Gewalten, der landesherrlichen und der päpstlichen, weichen. Stift Oberburg wurde aufgehoben und zur Dotation des damals gegründeten Bisthums Laibach mit bestimmt. Eben die Geschichte dieser Klosteraufhebung ist wegen der sie begleitenden Umstände von Interesse und bietet dem Freunde der vaterländischen Geschichte Stoff zu mehrfachen Reflexionen, so daß wir uns nicht versagen können, dieselbe als ein eigenartiges Zeitbild des fünfzehnten Jahrhunderts zu skizzieren.

Am 9. Juni 1454 war auf Burg Sannock bei Frasslau der greise Graf Friedrich von Cilli gestorben; an ihm verlor Stift Oberburg einen ebenso mächtigen als eifrigen Schirmherrn, aber auch sonst einen seiner größten Gönner und Wohlthäter. Ungefähr anderthalb Jahre später folgte ihm sein Sohn Ulrich II., der letzte männliche Sprosse des mächtigen Grafengeschlechtes, ins Grab; er fiel in Belgrads Mauern unter den Todesstreichen Ladislaus Hunjadis und dessen Mitverschworenen. Nicht weniger als vierundzwanzig Bewerber traten um die Grafschaft Cilli auf, obenan Kaiser Friedrich III., der dann auch schließlich Sieger blieb. Der Kaiser zog Mitte April gegen Cilli heran und nahm einige Burgen der Cillier mit Gewalt ein. Der Burggraf von Obercilli, Thomas Pfafritscher,



überlieferte ihm den auf dieser Feste befindlichen Hauschatz und das Archiv der Gyller, worauf dann Friedrich III. ungehindert in Gylli eindrang und Stadt, Schloß und alles gräfliche Urbar nunmehr in Besitz nahm.

Mit dem Besitze der Grafschaft Gylli gieng auch die Vogtei von Oberburg auf den Kaiser über. Im Jahre 1458, zu Neustadt, bestätigte und erneuerte Friedrich III. noch auf die Bitte des Abtes Caspar Pinter und des Conventes dem Stifte Oberburg alle dessen bis hin erworbenen Besitzungen, Rechte und Freiheiten und erklärte, das Kloster in seinen Schutz nehmen zu wollen. Aber bald scheint der Regent sein schriftlich gegebenes Versprechen bereut zu haben. Als nämlich Papsst Pius II. Ende des Jahres 1460 eine Erlaubnisbulle erlassen, welche den Kaiser berechtigte, die Klöster in Steiermark, Kärnten, Krain und der windischen Mark untersuchen zu lassen, mochte Kaiser Friedrich von diesem Rechte auch bezüglich Oberburgs Gebrauch gemacht haben, wobei ihm dann der Gedanke bezüglich der Aufhebung dieses Stiftes gekommen sein dürfte.

Am Freitag nach dem Gertrudistage hatte vorerwähnter Thomas Pfafrischer, kaiserlicher Pfleger auf Ober-Gylli, mit Zustimmung des Oberburger Abtes Caspar eine Kaplanei zu der Kirche St. Canzian in Riez gestiftet. Bald darauf schied Abt Caspar aus dem Leben. Ordnungsgemäß setzten die Conventbrüder, beziehungsweise der Stiftsprior von diesem Ableben ihres Kloster Vorstandes den Kaiser Friedrich III., ihren Vogt und Landesherrn, ungesäumt in Kenntniz und suchten, sich mit ihm wegen der nun vorzunehmenden Neuwahl ins Einvernehmen zu setzen. Aber wie groß mag das Erstaunen und die Überraschung der ehrwürdigen Brüdergemeinschaft gewesen sein, als ihr der Kaiser kurz zu wissen machte, er habe in Angelegenheit des Stiftes einen Abgesandten an den Papsst abgesendet, und er befehle den Klosterbrüdern, mit der Wahl des Abtes so lange zu warten, bis der Papsst eine Resolution auf die kaiserliche Botschaft erlassen habe. In dieser Botschaft, welche der Doctor der Rechte und kaiserliche Rath Hartung von Cappell Pius II. überbrachte, eröffnete der Kaiser dem Papsste, daß er die Absicht habe, ein Bisthum Laibach zu errichten und dasselbe aus den Einkünften des Benedictinerstiftes Oberburg zu dotieren, und er bat den Papsst, dieses Vorhaben zu genehmigen und dem Convente von Oberburg die Bornahme der Abtwahl zu untersagen.

Über die Gründung des Bisthums Laibach mochte Kaiser Friedrich III. wohl schon früher mit dem Papsste Rücksprache gepflogen haben; möglicherweise, daß die Anregung hiezu vom Papsste selbst ausgegangen war zu einer Zeit, da derselbe noch nicht der Träger der Tiara war, sondern sich als Rath und vertrauter Rathgeber des Kaisers in dessen steter Umgebung befunden hatte. Da Pius II. in dieser seiner

letzteren Eigenschaft mehrfach zum Lande Steiermark in Berührung getreten war, so dürfte eine kurze Lebensgeschichte dieses Papstes, der so entscheidend in die Geschichte unseres Stiftes in Oberburg eingegriffen, hier vollkommen am Platze sein.

Pius II. stammte aus dem altberühmten Hause Piccolomini von Siena in Italien und hieß Aeneas Sylvius. Er wurde im Jahre 1405 zu Corsignano, einem kleinen Landgute seines Vaters, geboren, mußte bis zum achtzehnten Lebensjahre Feldarbeiten verrichten, als ob es sein Beruf wäre, Landwirt zu werden, und kam dann nach Siena, wo er zuerst die Schule der Dichter und Redner besuchte und sich sodann dem Studium der Rechte zuwandte. Nach der Vollendung seiner Studien folgte Aeneas Sylvius infolge des Ausbruches eines Krieges zwischen den Städten Siena und Florenz dem Cardinal Dominicus Capemica als dessen Privatsecretär zum Basler Concil und trat dann in die Dienste des Bischofs von Novarra und hierauf in die des Cardinals Albergati. Obwohl nur Laie, wurde Piccolomini doch Secretär des Basler Concils, ja sogar ein einflussreiches Mitglied desselben. Darnach finden wir ihn in gleicher Eigenschaft im Dienste des Gegenpapstes Felix. Im Jahre 1442 lernte Kaiser Friedrich III. Aeneas Sylvius kennen, zog ihn an seinen Hof und krönte ihn, der schon zu Siena reizende Lieder in italienischer und lateinischer Sprache gedichtet, als Poeten mit dem Lorbeer. Bald darauf machte ihn der Regent zu seinem kaiserlichen Rathe, ja zu seinem vertrautesten Rathgeber und wählte ihn bei den schwierigsten Geschäften stetig zu seinem Gesandten und diplomatischen Agenten. Anfänglich Gegner des Papstes Eugen IV., wurde Aeneas Sylvius nunmehr dessen Anhänger, und wohl seiner Vermittlung war es zu danken, daß Deutschland wieder in die Obedienz des rechtmäßigen Kirchenoberhauptes zurücktrat. Zum Danke dafür wurde jetzt Aeneas, nachdem er kurz zuvor die Priesterweihe erhalten, vom Papste und vom Kaiser zum Bischof von Triest ernannt, welches Bisthum er später mit dem seiner Vaterstadt Siena vertauschte. Und in dieser neuen Stellung wirkte Aeneas Sylvius mit gewohnter Verlässlichkeit für die Pläne des Kaisers, wofür ihm Friedrich III. im Jänner 1453 die Pfarre Altenmarkt bei Windischgraz verlieh. Wohl selbstverständlich ist es, daß Bischof Aeneas die seelsorgerlichen Pflichten als Pfarrer daselbst niemals geübt haben wird, sondern diese Verleihung nur erfolgt war, um dem Freunde und Rathgeber des Kaisers das reiche Einkommen dieser Pfründe zuzuwenden.

Eben in diesem Jahre 1453 finden wir nun unseren steirischen Pfarrer und Bischof von Siena, zugleich apostolischen Legat u. s. w., am kaiserlichen Hofe zu Graz. Am 11. Juni d. J. fertigte er für die Kirche in St. Maria in Prank einen Ablassbrief aus; am 4. des darauffolgenden Monats nahm er die Einweihung einer neuen, anstatt einer früher bestandenen

hölzernen, neu aus Stein erbauten Kapelle auf einem Waldhügel bei Rein, auf dem ehemals eine Burg gestanden, unter großem Andrang des Volkes und in Anwesenheit Kaiser Friedrichs III. persönlich vor, fertigte dann noch am selben Tage im Kloster Rein ein besonderes Diplom darüber aus und beschenkte das Kirchlein mit einem hunderttägigen Ablass. Im September fertigte Bischof Aneas Sylvius mit dem Bischofe Johannes von Gurk Ablassbriefe für die Kirche des Stiftes Rein zu Straßengel aus. Während dieses seines Aufenthaltes in Graz schrieb Aneas Sylvius auch eine Menge Briefe an verschiedene Persönlichkeiten. Im August 1454 gestattete Aneas, indem er sich als apostolischen Legat für Böhmen, Mähren, Osterreich und die gesammten Länder der Metropolen zu Salzburg und Aquileja zeichnete, den Präpsten zu Borau, künftighin den in ihr Stift eintretenden Novizen eigene Namen zu geben, damit durch das etwaige Zusammentreffen gleicher Namen keinerlei Irrungen entstünden.

Im Jahre 1456 wurde Aneas Sylvius vom Papste Calixtus III. zur Würde eines Cardinals erhoben. Auch erhielt er behufs Vermehrung seiner Einkünfte die Pfründe St. Peter bei Irnding im Ober-Ennsthale. 1459 sehen wir ihn als Commendatore dieser Pfarre, wie er Beschwerde wider den Abt Andreas zu Admont erhob und diesen beim römischen Stuhle anklagte, daß der Abt sich die sogenannte Sterralpe im oberen Ennsthale widerrechtlich zugeeignet habe, das Weidewieh der Hinterjassen wegzagen lasse und dadurch das Eigenthum der Kirche zu Irnding beeinträchtige. Auf diese Anklagen des mächtigen Cardinals wurde der Abt von Admont bei Androhung des Kirchenbannes nach Rom zur Verantwortung vorgeladen, doch Andreas erhob Einsprache gegen die Forderungen des Cardinals, und der Streit endigte mit einem zu Kottenmann gefällten Schiedspruche, daß das Eigenthum der genannten Alpe dem Admonter Abte zugesprochen werde, dieser aber seinen zur Irndinger Kirche gehörigen Hinterjassen den freien Auftrieb ihres Viehes gestatten mußte.

Mit seiner Erwählung zum Papste (1458), wobei Aneas Sylvius den Namen Pius II. annahm, wurde derselbe ein ganz anderer Mann, als er es früher gewesen, ja er erließ 1463 sogar eine eigene Bulle, worin er seine früheren Behauptungen und Schritte, die er gethan, feierlich zurücknahm und widerrief. Ueberdies strebte dieser Papst mit aller Anstrengung und Klugheit, die frühere Macht und das alte große Ansehen des römischen Stuhles wieder herzustellen. Pius II. verfaßte auch viele Schriften, von denen einige, wertvolle zeitgenössische Berichte, namentlich über die Regierung Kaiser Friedrichs III., für uns von besonderem Interesse sind. Seinen Lieblingsplan, den er für die Hauptaufgabe seines Lebens angesehen, die Stadt des heiligen Constantin wieder den Händen der Ungläubigen zu entreißen, scheiterte; Pius starb 1464 in Juni zu Ancona.

(Schluss folgt.)

## Das Erdbeben von Laibach.

**A**m Ostermontage fuhr ich die Save aufwärts im schönen Krainerlande. Noch nie hatte ich gesehen, daß die Schneegipfel der Steinalpen so klar und blendend niederleuchten aufs grüne Gelände. Es ist doch eine stolze Herrlichkeit, in welcher der südliche Zug der Alpen hier zu Ende geht. Mein Wagen rollte gegen Laibach, die Stadt lag da im Frühlingssonnenschein, auf den Wiesen und Feldern wogten bunte Menschenmengen durcheinander. Ein Volksfest! Wie erfreulich, daß die nationalen Wirren dieser Stadt noch Sinn übrig lassen für frohe Volksfeste! Wie ein Markttreiben war's zu sehen, erinnernd an den Feyermarkt zu Graz, so standen Kästen, Tische, Betten, Kinderwägen und allerlei anderes Gemöbel durcheinander. Aber in den Wiegen lagen Kinder, in den Betten lagen Kranke. So in herrgottsfreier Natur! Was soll denn das bedeuten? — Mitreisende bemerkten einen abgebrochenen Fabrikschlot; dann fiel auf, daß die Dächer der Gebäude vielfach Löcher hatten, durch die das Gelatte des Dachstuhles herauschaute, daß von den Schornsteinen graue Schuttstreifen niedergingen über das Dach, daß die Schornsteine gebrochen und gestürzt waren. — Was ist denn geschehen? Eine Beschießung? Auf dem Bahnhofe angelangt, hörten wir's: Ein großes Erdbeben in der vorigen Nacht!

Ich wollte die Reise unterbrechen, um die Schäden zu besichtigen, da hieß es, alle Häuser der Stadt seien verlassen, alle Hotels gesperrt, kein Fremder könne beherbergt werden, wo die Einheimischen unter freiem Himmel wohnen müssen. So bin ich weitergefahren, aber doch schon am nächsten Tage zurückgekehrt, um die unglückliche Stadt zu durchschreiten. Als ich vor dreißig Jahren arm und fremd aus meinen Bergen herabgestiegen war, hat Laibach mir das erste Obdach geboten. So ist mein Unglück mir jetzt doppelt nahegegangen.

Eine heiße Mittagsstunde, vom Himmel fiel ein hartes Licht. Die Straßen staubig, schattenlos, menschenleer. Die meisten Häuser gassenseitig mit Warnstangen belehnt, ganze Gassen gesperrt, von Soldaten bewacht. Den Häusern merkte man sonst nicht allzuviel an, Schornsteinstümpfe, hie und da eingestürzte Giebelmauern, zerbrochene Scheiben, wohl auch ausgehobene Fensterstöcke, hie und da Wandspreizen, viel Ziegelschutt auf den Straßen. Das war von außen. Wer aber ins Innere der Gebäude einen Blick



that, der mußte fragen: Wie viele Tausend Todte? Man wußte in der Stadt nur von einem, und das war das Wunder. Eingestürzte Stiegen, Zimmerdecken, gewaltige Sprünge an den Wänden, schiefgedrückte Mauern, Trümmer und Schutt überall. Die Geschäfte geschlossen, die Gasthäuser menschenleer; Commissionsbeamte, die den Schaden prüften, Feuerwehrmänner, Arbeiter, die Stüßbalken einsehten, belebten einzig die Räume. Die Fenster der verlassenem Häuser waren halb offen, man sah hinein, man sah an den Wänden die Kästen, die Bilder scheinbar in bester Ordnung, und daneben die geborstene Mauer. Mehrere Paläste, darunter die Burg, Ruinen, die nur noch auf das Begräumen zu warten scheinen. Die Gassen und Plätze der größten Zerstörung waren von Soldaten bewacht und die Leute durften in ihre eigenen Häuser nicht. Andere Gassen schienen ganz unverfehrt zu sein, doch die Menschen, die darin wandelten, hatten verstörte Gesichter; in vielen war die stumpfe Miene der Abspannung. Die Gärten waren überfüllt mit Zelten; Nothhütten wurden geschlagen. Unter Bäumen standen Altäre, an welchen Gottesdienst gehalten wurde, denn die Kirchen waren verschlossen. Mehrere Kirchtürme, hieß es, hätten sich geneigt, Glocken waren herabgefallen. Heute wissen wir, daß das Unglück weit größer ist, als es damals aussah. Laibach nahezu zerstört, die Hälfte der Bevölkerung obdachlos.

Was mag da vorgegangen sein in dieser Osternacht? Was in den Wohnungen der friedlichen Schläfer? Was in den Spitälern? Was in den Gefängnissen? Und wie viele Tapferkeit anderseits! Ich kann die Erzählung einer jungen Bürger'sfrau mittheilen, deren Motiv sich hundertfach wiederholt haben mag. — „Mein Mann“, so erzählte sie mir, „war an demselben Abende in einer heiteren Gasthausgesellschaft gewesen. Die Magd hatte ich über die Nacht zu ihrer kranken Mutter gehen lassen. Ich war allein zu Hause und nachdem die Kinder zur Ruhe gebracht waren, gieng ich auch selbst ins Bett und muß bald eingeschlafen sein. Plötzlich erwachte ich und mein erster Gedanke war: Was nur mein Mann heute hat, daß er an der Thür so heftig rüttelt! Jetzt sehe ich, von der Straßenlaterne herein beleuchtet, wie der Kleiderkasten tanzt und das Muttergottesbild an der Wand auf- und niederschlägt. Ich springe aus dem Bett, da schleudert's mich an den Tisch hin und wieder zurück und von der Decke schüttelt es Sand herab. Ich stürze in das Nebenzimmer zu den Kindern, der dreijährige Knabe sitzt auf dem Kissen, lacht laut und ruft: Hops, hops, das ist lustig! Das Mädchel kniet auf dem Bett, faltet die Hände, schaut mich starr an und kann nicht sprechen. Wie das Getöse vorüber ist, höre ich auf der Gasse lärmern: Ein Erdbeben! Ein Erdbeben! Ich suche die Kinder und mich zu beruhigen, da kommt der zweite Stoß und ich höre, wie im ganzen Hause, neben mir, über mir die Wände krachen. Im Schlafzimmer prasselt es wie ein Donnerschlag, ist

die Decke eingestürzt. In der Küche steht ein großer Kohlenkorb, in den werfe ich die beiden Kinder, Gewandzeug darüber, den Korb auf den Rücken, die Stiege hinab, und hinaus. — Gedacht habe ich nichts dabei, oder ich weiß es nimmer. Dann habe ich mich gewundert, daß ich barfuß bin. Vor dem Hause begegnet mir mein Mann: Wo sind die Kinder? — Im Korb! — Dann ist's gut. Sei nur ganz ruhig, es ist nichts. Nur mitten auf die Straße, von den Häusern fallen überall die Ziegel herab. Wir gehen auf die Sternallee. Dort gehen wir auf und ab die halbe Nacht. Die Kinder sind still gewesen. Aber die vielen Leute! Und wie verrückt. Alle Heiligen angerufen, laut geweint, auch gelacht. 's ist nicht zu sagen, mir ist nicht anders, als wäre es ein Traum gewesen. Endlich dämmert der Morgen, mein Mann denkt ans Heimkehren in die Wohnung, geht nachschauen, kommt bald zurück: Bleiben wir lieber noch heraußen! Alle Thüren offen, ich denke an keinen Dieb, die Luft kalt, ich denke an kein Krankwerden, ich kann mich nicht erinnern, daß ich Angst gehabt hätte, oder eine Sorge um die Kinder — gar nichts. Wir haben nur so hingewartet, was jetzt kommen wird.“

Heldhaft war das Verhalten eines Eisenbahnwächters auf der Strecke über den Morast. Es stürzte bei dem ersten Erdbebenstoße der Vorbau des Bahnwächterhauses zusammen und die Mauertrümmer fielen auf das Bahngleise, auf dem der binnen kurzer Zeit zu erwartende Nacht-Courierzug von Triest nach Wien fahren mußte. Der Wächter suchte schleunigst seine Laterne, um das Haltsignal mit dem rothen Lichte geben zu können und den Zug vor einer Entgleisung und deren unabsehbaren Folgen für die Insassen des Zuges zu retten. Die Laterne war unter dem Schutt begraben. Da hatte der dienstefrige brave Mann die Geistesgegenwart, seiner Familie zuzurufen, sie möge sich schnell retten, und lief in größter Eile zum nächsten Wächterhause in der Richtung gegen Franzdorf, um den Wächter zu avisieren, daß er den Zug aufhalten möge, bis das Hindernis beseitigt sei. Er eilte wieder zurück, nahm zwei Arbeiter zu Hilfe, und es gelang mit großer Anstrengung, das Bahngleise von den Mauertrümmern zu befreien, so daß der Zug mit kleiner Verspätung die Stelle anstandslos passieren konnte. Erst nachdem dies geschehen, kümmerte er sich um seine Frau und Kinder, die bereits im Freien sich befanden, wobei er jedoch sein dreijähriges Kind vermißte, dessen Abwesenheit der fassunglosen, erschrockenen Mutter bis dahin gar nicht auffiel. In das halbzerstörte Häuschen zurückeilend, fand er das Kind in tiefem Schlafe und trug es hocherfreut zu den übrigen ins Freie. So tapfer waren nicht alle. Im allgemeinen eine dumpfe, phantastische Aufregung, die nicht zu beschreiben ist. Seltsame Auftritte, wie man sie nur in alten Chroniken noch beschrieben findet.

Den größten Schrecken brachte das Erdbeben überall dort, wo Todte lagen — aufgebahrte Leichen, die sich plötzlich bewegten. So war ein

Mann aus Budapest nach Laibach gekommen zur Bestattung seines Vaters. Als er in der Nacht vor der Leiche stand, schlug diese mit den Füßen in die Luft, dann richtete sich der Oberkörper halb auf, um im nächsten Augenblicke mitsammt dem Sargbrette zu Boden zu kollern.

In den Kirchen tanzten die Crucifixe, sprangen die Heiligen von den Wänden. Die Mönche, die Klosterfrauen flüchteten aus ihren Mauern und zogen laut betend durch die Straßen. Priester trugen die Hostie umher und ertheilten dem Volke Generalabsolution, denn man glaubte, der jüngste Tag sei gekommen. Nach alten Weissagungen soll er ja hereinbrechen an einem Ostertage. Gerüchte hatten sich erhoben: Da in Laibach sei noch nichts. Innsbruck sei zerstört, Troppau brenne, Triest liege im Schutt.

Trotzdem entwickelte sich das Leben weiter, und stellenweise war's als schreite man durch ein Volksfest. In den Lagern brannten lustige Feuer, an welchen man kochte. Man glaubt es nicht, wie rasch sich die Menschen den Verhältnissen anzubequemen wissen, wenn es sein muß. Frauen, die nur mit modernster Toilette auf die Gasse zu gehen pflegten, saßen hier in dürrstigem Nachtgewande. Männer, die man sonst kaum ohne Frack und Gledhandschuhe zu sehen bekam, liefen barfuß umher. Mancher hatte nichts als eine Bettdecke um den Leib geschlagen. Einen Herrn sah ich in bloßer Gattie und auf dem Kopf einen Cylinder. So viel Trauriges und Drolliges durcheinander! — Plötzlich erhob sich zur Stunde meiner Anwesenheit in der Menge eine lebhafte Bewegung, aus den Häusern stürzten Leute, von den Dächern fielen Ziegel, rieselte Schutt. Erdstöße waren wieder gewesen. Ich hatte nichts gespürt. Auf dem Boden trat es sich so sicher auf, wie immer, und doch sprach man von Rissen und Klüften, die sich stellenweise geöffnet haben sollen, von Flammen, die aus denselben hervorgebrochen wären in der Osternacht. So betäubt jähler Schreck die Vernunft und weckt dafür die Phantasie.

Das Herz wurde mir schwerer von Stunde zu Stunde. Ich gieng auf den Bahnhof, um mit dem nächsten Zug davon zu fahren. Am Bahnhofs wurden eben Wände und Gewölbe gepölzt. Da hieß es plötzlich, der Zug komme nicht, er sei auf dem Starst in einem einstürzenden Tunnel verschüttet worden. Ich eilte ins Telegraphenamt, um nach Hause zu depeeschieren. Telegramme konnten nicht mehr angenommen werden; der eine sagte, weil man die Unmengen der Depeschen nicht überwältigen könne, der andere hatte gehört, es sei die Leitung gerissen und also auch die letzte Verbindung mit der Welt abgeschnitten. Hingegen theilte mir der Beamte mit, daß eben die Hiobspost eingetroffen sei, Venedig wäre im Sinken, die halbe Stadt sei bereits unter dem Meere. Der Menschenandrang auf dem Bahnhofs, der Lärm, das Durcheinander war so groß, daß mit niemandem ein gelassenes Wort gesprochen werden

konnte. Es waren auch meist nur slavische Laute, die man vernahm. Aber die Schreckrufe, das Weinen hat den gleichen Schall bei allen Völkern. Auch ich rannte planlos umher. In die Restauration wollte ich, um ein wenig Raft und Labnis zu suchen; an der Thüre wurde ich zurückgewiesen und gleichzeitig flüchteten Männer und Frauen heraus, es krachte in den Wänden, es schwankte der Boden. Nur einer stand ruhig mitten auf dem Platz, hielt ein uhrähnliches Instrument in der Hand und sagte kalt und geschäftsmäßig: „Der einunddreißigste Stoß. Ein Stoß dritter Ordnung.“

Mein Lebtag habe ich mich nirgends so hilflos gefühlt, als zu jener Stunde. Zur Stadt der Waggons gieng ich hinaus. Hunderte von Personen- und Frachtwaggons hatte die Südbahn zur Verfügung gestellt, sie waren alle überfüllt, manches Coupé barg mehrere Familien mit den nothwendigsten Geräthen. Grafen und Millionäre hatten kein anderes Heim, als den Eisenbahnwaggon. Diese Waggons waren der sicherste Ort und sie hatten den Vortheil, daß sie fortgezogen werden konnten, wenn der Boden und die Stadt anhebe zu versinken.

Doch die Stadt Laibach ist nicht versunken, Venedig nicht zugrunde gegangen, Troppau nicht abgebrannt, Triest nicht in den Schutt gefallen. Der Telegraph war nicht zerstört, der Eisenbahnzug nicht verschüttet. — Und alles kommt wieder in das Geleise.

Jedes große Unglück trägt den Keim zu neuem Glücke in sich. Die Stadt Agram ist seit dem großen Erdbeben ungeahnt schöner auferstanden, als sie früher gewesen. Laibach und die umliegenden Ortschaften, die schwer gelitten, sie sind nicht verlassen, und nach zehn Jahren, wenn wir durch die Straßen der krainischer Hauptstadt spazieren, wird uns das Herz lachen ob der neuen schönen Gebäude, ob des Aufblühens dieses Gemeindewesens und — hoffen wir — ob der zurückgekehrten Eintracht zwischen den Bürgern. Deutsche und Slovenen, was soll das kindische Streiten! Ich glaube — vielleicht ist es nur eines Poeten Aberglaube — das Erdbeben hat die Herzen aufgerüttelt und die Menschen wissen nun wieder einmal, daß sie zusammengehören. Was die Sprache trennt, soll der Gedanke wieder einen. Das Äußere mag ein ungleiches sein, die Herzen sind alle gleich und näher miteinander verwandt, als die streitlustigen Leute es in guten Tagen wahrhaben mögen. Ein Laibacher hat mir damals strahlenden Auges erzählt: „Die Thüren offen, die Habe auf der Straße, und kein Diebstahl! Auf einmal keine Feindseligkeit mehr zwischen Deutschen und Slovenen. Jeder steht dem Nächsten bei, ohne auf seine Sprache zu hören oder nach seiner Abstammung zu fragen!“ Sollten auch noch so viele Werke zugrunde gegangen sein, glücklich diese Osternacht, wenn sie solchen Segen gebracht haben sollte — die Versöhnung!



Der sanfte Lenz! So herb an eure Mauern    Sie fuhren auf in mitternächtigem Schreden,  
 Hat er noch nie gepocht, als diese Nacht.    Am Fenster athmete der nahe Mai  
 Erbebt die Erd', aus Winterschlaf erwacht,    Und flüsterte herein: Ich war so frei,  
 Nicht jugendselig in Empfängnißschauern?    Ein wenig eure Herzen aufzuwecken.

Dass hören sie, was schallt in allen Lüften,  
 Dass sehen sie, was ich mit Blumen schrieb:  
 Wie kurz die Lebenszeit! O habt euch lieb,  
 Die Todten pochen laut in ihren Gräften!

Peter Rosegger.

## Ein geradester Weg.

„Pfinstern, das liebliche Fest,  
 war gekommen; es grünt  
 und blühten Feld und Wald.....“

**I**ch habe Pfinstern einmal in unseren Alpen von anderer Seite kennen gelernt, und wecke zu Nuß und Frommen Unerfahrener diese alte Erinnerung auf: Bei einem Landgerichte im oberen Ennsthale der Steiermark dienend, machte ich im Mai 1837 Prüfung beim „Gubernium“ in Graz, wohin damals auf der Landstraße drei langweilige Tagreisen zu fahren waren. Die nicht viel kürzere Straße über den Rottenmanner Tauern, Judenburg, Stubalpe und Boitsberg war als beschwerlicher außer den Sommermonaten nicht üblich. Nach den Pfinsternfeiertagen hatte ich wieder daheim auf meinem Posten zu sein versprochen. Ich hegte Sehnsucht nach Gebirgswanderungen und Landeskenntnis; und da meine Verhältnisse größere Reisen nicht gestatteten, benützte ich gern jede Gelegenheit zu kleinen, wenn auch einsamen. Hatte mir auf der Landkarte den kürzesten, das heißt geradesten Rückweg von Graz nach Trdnung im Ennsthale ausgesteckt; den beschloß ich, zu Fuß zu machen, nicht beachtend die besonders frühe Zeit der damaligen Pfinstern, 14. und 15. Mai. So wanderte ich am Sonntage die Straße über die Stubalpe, wo es ziemlich aper war, nach Judenburg, dann Montags über Möderbruck, wo vom Hochschwung und Hohen Wart herab die kleinen Tauernthäler Pusterwald und Bretstein zusammenlaufen, in letzteres mir noch unbekannt hinein, um aus seinem oberen Ende nach Oppenberg (ob'm Berg!) im jenseitigen Gullinggraben <sup>1)</sup> u. s. w., zu gelangen.

Allerdings fand ich schon bald innerhalb des Kirchdorfes Bretstein in schattenseitigen Schluchten Schneeflecken, Überbleibsel kleinerer Lawinen oder Schneewehen; und begegnende Kirchleute, welche ich um Weg und Wetter fragte, bedeuteten mir, man könne jetzt noch nicht über die Alpe vor Schnee. Ich schritt versuchsweise über die nächsten Schneeflecken, sie

<sup>1)</sup> Auf Landkarten häufig Golling geschrieben; aber die Anwohner sprechen deutlich Gulling. Golling gibt's ohnedies genug.

waren hart, trugen mich vollständig; hierauf bauend, und da ich den stundenlangen Weg nicht umsonst gemacht haben und mit meiner knapp ausgerechneten Heimfunftzeit Wort halten wollte, setzte ich „meinen Kopf auf“ und schlug die Warnung „in den Wind“, obwohl sie mir bald eindringlich wiederholt wurde. Denn beim obersten sonnseitigen Bauernhofe, wo ich gegen Mittag zusprach, hörte ich dasselbe Lied. Ich sah auch schon die Alpenhöhe ganz weiß, und das Wetter wurde trüb. Die Bäuerin, welche allein zu Hause war, meinte zwar, die Mannsbilder, wenn sie von der Kirche kämen, würden vielleicht besseren Bescheid wissen. Witwe, wie sie schien (denn es kam kein anderer Gebieter) versetzte sie auf meine Frage, wie es beim Hause heiße, mit verletzter Würde: „'s Moar in Bretstoan werdt's ebba wol wissen?“ —

Die Mannsbilder kamen; und da ich die Schwierigkeit des Überganges zu begreifen anfieng, suchte ich einen Führer aus ihnen anzuwerben; aber die jungen Bursche hatten nicht Lust, sich den freien Nachmittag und ihren Festanzug zu verderben; ein älterer Knecht, vielleicht durch Militärdienst an unangenehme Bereitschaften gewöhnt, ließ sich endlich herbei, mich „bis auf die Schneid“ zu führen und mir von droben den jenseitigen Weg auszuzeigen, gegen einen Lohn von zwei Silberzwanzigern. Er machte dabei die unheimliche Bedingung, daß er diesen Lohn auch dann erhalte, wenn wir nicht bis auf die Schneide gelangen könnten, sondern früher umkehren müßten. Ich bedang mir dagegen, daß ich zu bestimmen habe, ob wir umkehren müssen, und nicht er.

Man lud mich zur Theilnahme am Pfingstmontagmahle ein, landesüblich beginnend mit Sauerkraut, worauf erst die Knödelsuppe, ein paar Fleischgerichte, zuletzt Mehlmus („bachen's Muas, Pfannsterz, Brennkoch, Muddkoch“) mit Milchschäum folgten. Dafür rechnete mir die Bäuerin auf meine Frage 12 fr. W. W. Es wäre bald mein letztes Mittagessen gewesen.

Nach demselben, es war zwölf Uhr, zog mein Hanns oder Hies seine neue „irchene“ Hose aus, schloß in eine alte „lödene“ (lodene) Holzknecht hose zc., wahrscheinlich in allerlei Gedanken über den Narren, welchen er da in den Schnee hinausschaffen sollte. Bergferenthum war damals bei uns noch wenig verbreitet; in einer mißtrauischeren Zeit und Gegend hätte ein solcher extropter Übergang einen als Flüchtling verdächtigen und der ganz neue Prüfungscylinderhut diesen Verdacht bestärken können.

Der Boralpenboden war recht hübsch im jungen Frühlingsgrün; aber bald umsäumten blühende Soldanellen die ersten Schneefelder. Diese wurden zu ununterbrochener Schneedecke tiefer und tiefer; und zu meinem heimlichen Schrecken war der Schnee nicht hart wie der unten im Thale versuchte, sondern theils neu, theils aufgeweicht, so daß wir mit jedem

Schritte bis ans Knie, oft auch bis zum Bauche einsanken. Nach einer mühsamen Stunde oder zwei, während welcher mein Begleiter oft das Umkehrsignal erwartet haben mochte, erreichten wir den Gebirgskamm, wischten uns den Schweiß ab; der Mann wies mir durch Nebel und beginnendes Schneegestöber die Gegend, wo man Oppenberg, mein nächstes Ziel, sehen sollte, und beurlaubte sich, so dass ich nun auf mich selbst angewiesen war. Vor mir aber, nordseitig (man weiß, was das im Gebirge für einen Unterschied macht), lag steil abfallend eine Schneewüste, deren Ende nicht sichtbar war. Gleich bei den ersten Schritten abwärts waren, durch das nun wirksamere Körpergewicht, die ganzen Beine im Schnee, und dies blieb sofort Regel; zur Abwechslung sank ich auch oft bis unter die Achsel ein oder rutschte mit dem Schnee eine kleine Strecke fort. Bei diesem Strampfen und Wälzen, welches mich auch ganz durchnäßte, verlor ich bald die Sicherheit der Richtung und trachtete nur überhaupt zu Thal zu kommen. Mir fiel ein, wie nützlich da Schneereifen wären, die ich gelegentlich gesehen hatte. Sobald ich daher, der Baumregion nahe, die ersten Frühlingsgesträuche („Größinge“, eigentlich Gräßinge, von Gras) erreichte, schnitt ich möglichst lange und biegsame Zweige ab, und flocht damit eine Art Korb um jeden Schuh, um solche Schneereifen zu ersetzen; aber das Geschlecht hielt nicht lange und war nur Zeitverlust. Ich mußte weiter waten, wobei mir zwar nicht kalt wurde, aber nach dreistündiger Arbeit die Beine und Arme merklich erschlafften.

Dabei hatte ich nun die missliche Wahl, entweder die Rücken des Bodens zu verfolgen, wo der Schnee weniger tief war, welche aber meist in steilen Abfall endeten, oder in den Gräben zu bleiben, wo der Schnee vielleicht haustief zusammengerutscht und -geweht lag, und von Wässerchen unterhöhlt, also ein Durchbruch mit Begräbnis zu fürchten war. Ich fieng an ernstlich daran zu denken, dass ich vielleicht da „verbleiben“ müsse; tröstete mich damit, dass ich für sonst niemanden zu sorgen und als Knabe gebetet hatte, Gott möge mich jung von der Welt nehmen, wenn nichts Gutes aus mir werden würde, wovon jetzt vielleicht die Erfüllung da sei.

Endlich bildete sich in der Thalsohle zwischen Schneewänden ein offenes Bachbett. Ich hatte in Mathissons „Erinnerungen“ gelesen, dass ihm einmal auf einem Irrweg in den Alpen der Genius des Gebirges zugerufen habe: er solle dem Wasser folgen, das führe ihn gewiss ins Thal. Diese Bemerkung macht man wohl auch, ohne einen Genius zu bemühen; und mir war es damals schon einerlei, in welches irdische Thal mich das Wasser hinabführe. Da ich ohnehin keinen trockenen Faden mehr an mir hatte, entschloß ich mich zu einer noch ausgiebigeren Benützung des dort noch kleinen Bächleins, gieng nämlich in der Bachstatt selbst weiter, was zwar nicht ohne Straucheln und Stolpern abliefe,

wobei ich aber des Schneestrampfens und zunehmenden Gestrüppes entledigt war. Der leicht mögliche Anstand, daß ein Wasserfall den Bachweg plötzlich abschnitte, blieb mir glücklich erspart. Anstatt dessen gieng endlich eine kleine Brücke über den Bach, auf die ich freudig stieg, da sie einen Weg bedeutete, den ich nun im abnehmenden Schnee zwischen den Bäumen nicht mehr verlor. Bald darauf verkündete mir ein aus dem Graben aufsteigender blauer Rauch eine Menschenwohnung; es war wohl nur eine Höhlenhütte, aber der ruhige Alte darin kam mir fast wie ein Genius des Gebirges vor. Als was ich ihm zuerst erschienen sein mag, weiß ich nicht; ich hatte über meinen überwählten Cylinderhut einen steifen Wachsleinwandfleck gestülpt, was einen großen schwarzen Turban bildete. Als ich ihn um Weg und Weite nach Oppenberg gefragt und auf seine Gegenfrage um meine Herkunft die Alpe genannt hatte, schlug er die Hände zusammen mit einem: „Jeses, 's sel wird doh nit sein!“

Um etwa sechs Uhr abends kam ich nach Oppenberg, wo ich bei Wein und Brot etwas rastete, konnte mich aber nicht entschließen, dort zu übernachten, weil ich früh und sehr unbehaglich in die feuchten Kleider hätte schliefen müssen, sollte ich rechtzeitig heimkommen, was jetzt wieder möglich erschien. Ich brach also bald wieder auf; doch die Prüfung war noch nicht zu Ende. Das Thal der schwarzen Gulling, wo Oppenberg liegt, beschreibt dort einen Bogen, ehe man nach Borberg, zum Hammerwerke Gulling u. s. w. kommt. Die freundlichen Wirtsleute riefen mir zur Abschneidung dieses Bogens den Fußweg über einen zwischenliegenden Berg, welchen ich auch einschlug. Derselbe führte steil hinan, höher und höher, so daß ich unerwartet wieder in die Schneeregion kam; vielleicht stieg ich wohl höher als ich sollte. Es dämmerte schon, und der Schnee machte den Pfad undeutlich, so daß ich ihn ganz verlor und wieder herumirrte. Nicht finster wurde es nicht, es war eine trübe Mondnacht, eben licht genug, um am schneefleckigen oberen Waldrande einen armen, kurzsichtigen Wanderer bald da-, bald dorthin zu foppen. Ich war schon so müde, daß ich an einer schneefreien Stelle unter einer großen Fichte ausruhen wollte. Da beschlich mich der Schlaf und ich fieng an zu träumen, recht lieblich von Engeln, so daß das Erfrieren dort ein süßer Tod gewesen wäre. Aber die Kälte wuchs so rasch, daß sie stärker wurde als die Ruheseligkeit und mich weckte. Ich setzte meinen Irrgang mit verzweifeltm Herumspähen fort und ward so erschöpft, daß ich mich trotz der augenscheinlichen Gefahr nicht enthalten konnte, nochmals niederzusißen. Wieder übermannte mich der Schlummer und wieder schreckte mich das fühlbare Erstarren der Glieder auf und trieb mich, die letzten Kräfte anzustrengen. Endlich stieß ich auf einen Baum, wie sie zur Vieheinhegung weite Strecken durch Wald und Weide laufen; und diesen abwärts verfolgend erreichte ich ein Thor in selbstem, welches ich mit



einem wohl schon heiser klingenden „Zuschrei“ begrüßte. Denn nun gab's keine ernste Noth mehr; den Schnee hatte ich hinter mir, der Fahrweg, der da durchgieng (für Fußgänger ist in der Regel nur eine Stiegel) führte steil ins dunkle Gullingthal hinab, an ein paar Bauernhäusern vorbei, in denen natürlich schon alles schnarchte. Unten schlenderte ich etwa ein Stündchen thalauswärts neben dem rauschenden Bache, in den ich vor Schläfrigkeit bald getaumelt wäre. Im Hammerwerk flogen eben die ersten Funken aus der Esse; es war Mitternacht, die Heizer begannen ihre Dienstagsarbeit. Ich kehrte zu, und drehte mich an einem Frischfeuer herum, bis meine nassen Kleider dampften, dann machte ich das letzte Stück Weg (noch anderthalb Stunden!) nachhause, und fiel um zwei Uhr in mein ersehntes Bett, nicht ohne von meinem erwachten Vater meine Leistung als „Unsinn“ verurtheilt zu hören. Den Zweck hatte ich erreicht, und war um eine derbe Erfahrung reicher geworden.

In derselben Nacht waren, wie dann verlautete, auf dem gebräuchlichen Alpenwege über die Eölk im nämlichen Gebirgszuge zwei Weiber erfroren; hätte ich Weibergewand getragen, wäre ich vielleicht ebenso erlegen. Und was mir in den sogenannten Niederen Tauern im Mai bald widerfahren wäre, könnte einem in noch höherem Gebirge auch im Juni, ja im Gletschergebiete zu jeder Zeit geschehen; daher ich meinesgleichen vor solchen Wagnissen nur warnen kann, wie es auch immer neue Unglücksfälle thun.

L. S.

## Der Frohnleichnamsaltar.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger.

**W**enn der siegreiche Heiland in Brotesgestalt durch das Dorf zieht, da winken sie ihm mit Palmen zu. Die Palme der Alpen ist die Birke. Sowie zu Weihnachten die Tannenbäumchen ihr Leben lassen müssen, so zu Frohnleichnam die Birken. Zu Hunderten werden sie auf großen Starren hereingeschleppt in das Dorf und werden an den Gassen, durch welche die Procession ziehen wird, der Reihe nach in den Boden gebohrt zu beiden Seiten. Und wie sie so auf dem frischen Erdboden stehen und der laue Wind in ihren leichten Zweigen rieselt, da ist's als führten sie das junge fröhliche Leben wie jene Stammesgenossinnen dort drüben am Raine. Und man merkt es nicht, daß der Stamm in der Erde wurzellos ist, abgehauen durch das Beil, daß die Säfte in ihren Adern nicht mehr treiben, daß in wenigen Tagen die schönen gezackten Herzblättlein gelben werden; und die Raupe auf einem schwanken Ästlein, die ein künftiges Schmetterlingsleben träumt, sie ahnt nicht, daß sie auf einem Leichnam sich schaukelt.

Das Leben ist erfüllt, es kommt der Herr.

Bei der Frohnleichnamsprozession werden im Freien an vier verschiedenen Stellen die Evangelien gelesen. Dazu errichten die Leute vier Altäre, damit „der Herrgott abrasten kann auf seiner Wanderschaft“. Auf wessen Grund der Altar zu stehen kommt, und das ist seit alten Zeiten bestimmt, der hat diesen Altar zu errichten. Die hübsch geschnitzten und bemalten Bestandtheile dazu sind das Jahr über auf dunklem Dachboden gelegen, nun werden sie hervorgeholt, von Staub und Spinnenweben gereinigt und im Freien zusammengestellt oft zu einem stattlichen, kapellenartigen Aufbau mit dem Altartische, dem Tabernakel, den anbetenden Engeln und den Kerzenleuchtern. Knechte, die gestern noch Dung gegraben, zeigen sich heute als geschickte Architekten, errichten den Altar noch vor Sonnenaufgang und umgeben ihn mit einem Birken- oder Lärchenwäldchen. Der Hausvater stellt alle Heiligenbilder, die im Hause vorhanden, auf den Altar oder heftet sie an, hoch oben an den Säulen. Die Bäuerin bringt bunte Töpfe mit glutrothen Pfingstrosen, um damit den Altar zu schmücken, und die Dirnlein streuen Blumen und Rosenblätter als einen Teppich vor die Stufen.

Die Glocken heben an zu läuten, die Pöller krachen, über die Dächer her klingt Musik, in allen Fenstern brennen Lichter, und so zündet nun auch der Bauer die Kerzen an auf seinem Altare. Bald wehen die ersten Fahnen heran, summen die Gebete der Männer, schallen die Gefänge der Weiber, es kommen die langen Reihen der Kinder, die weißgekleideten Mädchen, über ihren Häuptern schwankende Bildnisse tragend. Endlich die Musikkapelle mit hellen Trompeten und dröhnenden Trommeln, und dann der „Himmel“. Der rothe, von vier Männern getragene Baldachin, unter demselben, von Ministranten und lichtertragenden Knaben umgeben, der Priester, der hoch vor seinem Angesichte her die funkelnde Monstranze trägt.

Die Monstranze, das wissen wir alle, ist das Haus für die Hostie. Diese ist von einem goldenen Strahlenkranze umgeben, ruht auf einem mondtipfelförmigen Behälter und ist durch Krystall geschützt. Das wichtigste Zubehör zu solchem Umzug ist der Glaube, und der ist in Fülle vorhanden. Sie beten ja nicht das Brot an, sondern das versinnbildlichte Geheimnis, in dessen Schoße unsere ewigen Geschicke ruhen. Es ist ja eigentlich unrichtig, wenn man von Bilderanbetung spricht, oder vom Götzendienste der Heiden, sie alle meinen dasselbe, das versinnbildlichte göttliche Geheimnis, das sich jeder in seiner Weise vorstellt, jeder nach seiner Natur fühlt. Und die Kraft, das unfassbare, unendliche Geheimnis auf eine den Sinnen fassbare Wesenheit zu übertragen und so zu ihm in ein trauteres Verhältnis zu treten, diese Kraft gibt der Glaube.

Die Menschenreihen kommen zum Altare im Freien, die vorderen müssen weit voran, bis der Priester an die Stelle gelangt. Ist er da, so stellt er das Sacrament in den Tabernakel und liest Verse aus einem der vier Evangelien. Dann hebt er unter dem Dröhnen der Pöller die Monstranze, wendet sich mit ihr nach allen vier Himmelsgegenden hin und segnet die Auen, die Fluren, die

Rüste, auf dass der Sommer fruchtbar sei und kein Ungewitter den Fleiß des Landmannes vernichte. — Und die Procession zieht weiter.

So ist es in größeren Dörfern. In kleinen Gebirgssortschaften wird das Fest einfacher abgehalten, doch nicht minder feierlich. Weil dort alle Gassen und Straßen bestanden sind von lebenden Bäumen und Sträuchern, so braucht keine Birke aufgesteckt zu werden, außer an Kreuzsäulen, wo sie dann gleichsam wie zur heiligen Nacht stehen, eine zur Rechten und eine zur Linken. Weil die Leute kleiner Ortschaften nicht vier Altäre haben, um sie aufzustellen, so ist ein tragbares Altärlein vorhanden, ein vierfüßiges Tischchen mit weißem Decktuche und der Tabernakelwand, an welche auf blauem Grunde Engel gemalt sind, die vor dem „Süßen Namen“ knien. Darüber ein Dächlein mit Goldquasten. An der Rückseite sind die Tragbänder, mittelst welcher ein Bursche das Altärlein auf den Rücken nimmt und während der Procession von einer Evangeliumsstelle bis zur anderen trägt.

So ein Altärtischlein haben sie auch zu Kathrein am Hauenstein. Wer es sehen will, zur Sommerszeit steht es dort in der Kirche vor dem großen Bilde der vierzehn Nothhelfer. Schon in meiner Jugendzeit stand es daselbst, und der Raunigl, der mit der Hasenscharte, hatte die Obliegenheit, am Frohnleichnamstage das Tischlein hinauszutragen und von einem Evangeliumplatz zum anderen. War das eine Evangelium zu Ende und die Procession zog auf ihrem Wege weiter, allsogleich fasste er das Altärlein bei den Tragbändern auf den Rücken, die Kerzenleuchter und den Knieschemmel in die Hände und hastig über den Büchel hin durch den abkürzenden Waldsteig, um den Vorsprung zu gewinnen und am nächsten Plage den Altar aufzustellen. An den Füßen des Tischchens wurden etwa ein paar Steinchen untergelegt, dass nichts wackeln konnte, der Schemmel zurechtgestellt und die Kerzen angezündet, dann war die erste Fahne aber auch schon in Sicht.

Und da ist's einmal geschehen, dass ich aus solchem Anlass in eine seelenmordende Geschichte verwickelt worden bin. Ich war damals in den Jahren, da noch niemand weiß, wo es mit einem solchen Leder hinaus will. Es kann ein halbwegs braver Kerl draus werden, aber auch ein Lumpen, wer weiß es? Nur der liebe Gott, und selbst der lässt dem schlanken blassen Büschel die Wahl. Ich war an jenem Tage in meinem Waldbauernhause drüben etwas zu spät aufgestanden, oder ich hatte mit den bodigen Bundschuhen meine Plage, bis ich hineinkam, oder es war die Frühsuppe nicht zu rechter Zeit fertig, kurz, als ich der Kathreiner Kirche in die Nähe kam, gieng es dort schon über und über los und zwischen den Bäumen her leuchteten die rothen Fahnen, funkelten die Lichter. Ich schlich mich hinterwärts hinüber, denn das einfach Richtige zu thun, nämlich geradezu auf die Procession loszugehen und mich unter die Leute zu mischen, dafür hätte ich mich zu Tode geschämt. Da war's ja wieder, wo mir der liebe Gott die Wahl ließ: Geselle dich zu den Andächtigen oder schlüpfe wie ein Strick durch die Büsche hin. — Ich schlüpfte wie ein Strick durch

die Büsche hin und da begegnete ich dem Raunigl mit dem Altar. Sogleich forderte er mich auf, ihm tragen zu helfen. Das war mir auch recht, so kam mein abseitiger Weg zu einer Rechtfertigung. Ich nahm dem Raunigl Schemmel und Leuchter aus der Hand und wir hasteten zwischen Jungwald hinauf zum Föhrenriegel, der hinter der Kirche steht und wo das letzte Evangelium abgehalten werden sollte. Wir wirkten getreulich zusammen und bald stand neben der Felswand das Altärlein fest und bald brannten darauf die Kerzen. Die Procession erschien noch nicht, sie hatte einen weiteren Weg zwischen die grünenden Felder hin genommen, der Raunigl-Bub war aber nicht der Mensch, der eine Zeit unnütz verstreichen lassen wollte. Mit einem flinken Griff zog er aus seiner Hosentasche ein Kartenspiel und warf es auf das Altärlein hin, daß die Lichter zwinkerten vor den flatternden Blättern. Schweigend, als wäre es so selbstverständlich, warf er zwischen mir und ihm ein Spiel aus, ein „Brandel“. Es war nicht das erstemal, daß wir zusammen „thaten“, so hob ich die Karten auf und wir machten ein regelrechtes Spiel auf dem Frohnleichnamsaltare bei weihervoll brennenden Wachskerzen. Für ein zweites „Bot“ war auch noch Zeit; während der Raunigl ein drittes ausgab, kamen um die Biegung die ersten Männer mit entblößten Häuptern, laut betend heran. Keine Katze kann die behendige Maus hastiger packen, als der Raunigl jetzt die Karten zusammenscharfte und in den Sack schob. Gar harmlos stellten wir uns auf die Seite und zogen unsere Kopfbedeckungen ab.

Bald kamen die Musikanten heran, der Eggbauer mit dem Flügelhorn, sein Sohn mit der ersten Trompete, der Schneider-Maz (der später mein Meister geworden ist) mit der zweiten, der Erhard-Bub mit der Clarinette, der Schmied-Benz mit der kleinen Trommel; der Küffel-Franz schleppte auf dem Rücken die große Trommel, auf welche der Haussteiner Wirt mit Macht und Kunst dreinhieb. Der Jager-Ferdl handhabte die „Tschinellen“. Hinter dieser heftigen Musik kam der Himmel. Der alte Herr Pfarrer mit dem weißen Haar trug das Allerheiligste hoch vor sich her und hielt das Haupt tief geneigt, erstens aus Ehrfurcht, und zweitens, weil ihm das Alter den Nacken schon stark gebogen hatte. Er schritt dem Altärlein zu, um die Monstranze auf dasselbe hinzustellen. Schon wollte das geschehen, da hielt er plötzlich ein und stand einen Augenblick mit starrer Miene da. Hatte er nicht zwischen der Falte des weißen Decktuchleins den Grünzehner gesehen? War nicht dieses verhüllte Kartenblatt dort unversehens liegen geblieben? — Mit solchem Grün den Frohnleichnamstisch zu schmücken, das wollte dem Herrn Pfarrer doch nicht ganz schicklich scheinen. Ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Geberde des Unwillens zu zeigen, wendete er sich gegen den Felsen und stellte die Monstranze auf einen vorspringenden Stein.

Die wenigsten Leute hatten es wahrgenommen, warum dieses geschehen; das Evangelium, der Segen wurden ohne weiteren Zwischenfall abgehalten, ich aber lugte zwischen den Haselstauden her und sah, daß der Pfarrer blaß war



bis an die Lippen. — Wäre er zornig geworden über seine Entdeckung auf dem Altärlein, hätte er gewettert und die Thäter bei den Ohren nehmen lassen, ich würde das ganz stilgerecht gefunden haben, aber sein demüthiges Schweigen, sein trauriger Blick, und wie er den durch das freble Kartenspiel heimatlos gewordenen Heiland auf den wilden Felsen hinstellen mußte — das hat mir einen Riß gegeben. Gewußt kann er's nicht haben, wer der Mitschuldige war, aber merken hätte er es leicht können an meinem Armensündergesichte, so sehr dieses sich auch zu bergen suchte hinter den Haselstauden. Nachher, als in der Kirche das Hochamt anhub, zupfte der Kaunigl mich am Rodschößling und lud mich ein, mit ihm auf den Thurm zu steigen, wo wir zum Sanctus und zur Wandlung die Glocken läuten und Karten spielen könnten. Den Gränzehner hätte er schon wieder. — Das ist nun zwar nicht geschehen, aber verloren bin ich doch geblieben. Ich getraute mich von diesem Tage an nicht mehr zum Beichtstuhl. Der Kaunigl getraute sich, es war jedoch nicht so einfach gewesen, als er es sich vorgestellt, er hat mir's später erzählt. „Ich habe einmal Karten gespielt“, hatte er gebeichtet. „So“, antwortete der Pfarrer, „das Kartenspielen ist ja an und für sich nicht so schlimm, wenn nicht um Geld gespielt wird.“ — „Ja, um Geld ist nicht gespielt worden.“ — „Wo war es denn?“ — „Ja, auf einem Tisch.“ — „Auf welchem Tisch?“ — „Ja, auf einem hölzernen.“ — „War es etwa auf dem Frohnleichnamstischlein?“ fragte der Pfarrer. „O nein“, sagte der Kaunigl. Dann ist er losgesprochen worden.

„So hast du ja bei der Beichte gelogen!“ hielt ich dem Jungen vor.

„Das macht nichts“, antwortete er rasch, „die Lug bringe ich das nächste-mal leicht wieder an, die nimmt mir jeder hinein beim Fensterl. Weil ich nur das Kartenspiel vom Hals hab'. Teufel noch einmal, das hat mich schon selber gefuchst, da kunnt einen auf die schönste Manier der Ganggerl holen.“

Ich habe aus dieser Erfahrung meine Schlüsse gezogen. Wenn das Kartenspiel an und für sich nicht so schlimm ist, um Geld wurde nicht gespielt, so braucht man die Geschichte ja nicht zu beichten. Es steht auch weder im kleinen noch im großen Katechismus, daß der Mensch auf Altären nicht Karten spielen dürfe. — Diese feine Auslegung half mir aber nichts. Wenn ich an jenen Frohnleichnamsfrevel dachte, bei welchem ich so dumm mitgethan, da ward mir manchmal ganz übel. In den Nächten träumte ich davon, und zwar sehr ungemüthlich, und Sonntags in der Kirche sitzend durfte ich gar nicht hinblicken auf jenes Altartischchen, es stand so sonderbar da, als wollte es jeden Augenblick laut zu sprechen anheben und mich verrathen. Zum Überflusse las ich um diese Zeit auch noch in einem alten Erbauungsbuche die Geschichte, wo ein frevlerischer Schustergeselle im Wirtshause das Aufwandeln der Hostie nachahmte, und wie ihm dabei die gehobenen Arme erstarrten, so daß er sie nicht mehr zurückbiegen konnte, daß er mit hoch in die Luft gestrecktem Arme herumgehen mußte, bis er durch die Vossprechung eines frommen Paters erlöst worden. Das wäre so was, wenn ich mit gehobenem Arm, das Trumpfsaß in der Hand, umhergehen

müßte und die Leute thäten spotten: Na, stich, Peterl, stich! Und ich steche endlich zu und steche meine arme Seele todt! Das wäre so was!

Ich allein konnte mit mir nicht fertig werden, das war nun klar. Also gieng ich eines Tages in der Feierabendstunde nach Sanct Kathrein zum Pfarrer. Der stand gerade vor dem Hause an seinem Brunnentroge, in welchen ein stattlicher Quell sprudelte und der mit einem rostigen Drahtgitter übersponnen war. Der Pfarrer mochte glauben, daß ich nur so zufällig vorübergehe, er winkte mit seinem schwarzen Strohhut, ich möchte zu ihm kommen. „Was sagst du dazu, Peterl?“ rief er mir mit seiner weichen Stimme entgegen, „neun und fünf und sieben, macht das nicht einundzwanzig?“

Ich war nie ein besonderer Kopfrechner, diesmal sagte ich auf gut Glück: „Ja, das wird schon beiläufig so sein, einundzwanzig.“

„Nun also“, sagte er, „und jetzt schau einmal her.“ Er deutete in den Brunnentrog, „da hat mir der Blasler-Bub vor vierzehn Tagen neun lebendige Forellen verkauft, die habe ich in den Trog gethan. Vor acht Tagen hat er mir wieder fünf Stück verkauft, habe sie auch hineingethan, und heute hat er mir noch einmal sieben Forellen verkauft, die habe ich auch hineingethan, und jetzt wie viel sind drinnen im ganzen? Acht Stück, und nicht um ein Schwanzel mehr! Und ich kenn's, es sind dieselben, die er mir vor vierzehn Tagen gebracht hat, und es kann gar nicht anders sein, der Lump, hätt' ich bald gesagt, hat mir die Fische immer wieder aus dem Trog gestohlen und neuerdings verkauft! Das ist doch ein — ein —“ Er ballte die Faust in die Luft. — Der Blasler-Bub wird die Forellen wohl schon gestohlen gehabt haben, bevor er sie das erstemal verkaufte, denn der Blasler hatte gar kein Fischrecht. Daran dachte der gute Pfarrer wohl kaum, er hatte sicherlich nur an seine Fasttage gedacht; das Kirchengesetz erlaubt an Freitagen und Samstagen die Fische, ob es aber gestohlene sein müssen, davon schweigt es.

Zum Sündenbekennen war diese Gelegenheit nicht günstig. Ich unterließ es also, küßte ihm den Rodärmel, weil zu einem Handkuss die Faust nicht einlud, und gieng weiter. Unterwegs erwog ich lange, welche Sünde schwerer sein mochte, des Blasler-Buben seine, oder meine. Die seinige erschien mir als ein Schelmenstück, die meinige jedoch konnte eine Sünde gegen den heiligen Geist sein, und solche werden nicht nachgelassen.

Einige Tage später trieb der Kogel-Wirt vom Kreszbachgraben eine graue Ziege mit zwei Zicklein des Weges. Die Alte hatte ein volles Euter, die Jungen hüpfen um sie herum und wollten einmal ein wenig trinken. Der Kogel-Wirt aber zischte: „Gsch, nichts da! Das volle Euter müß'n mer dem Herrn Pfarrer bringen!“

Da war ich schon wieder neugierig, was dahinter wäre, und der Wirt, ein eingewandter Tiroler war's, hatte auch noch seinen spizen „Sternstecherhut“ auf, und er sagte: „Das ischt halt so, mein du, 's Weib ischt mir g'storben. Die Gais, hat sie g'sagt, und die Rizen, hat sie g'sagt, vermach'

iach dem Rathreiner Pfarrer. Für's Berschengehn und auf etlich' Messen. Das ischt noch ihr Willen g'west und nachher ischt sie g'schorben. Dessentweg treib iach jekter die Viecher zum g'weichten Herrn abi."

Gut, denke ich bei mir, und in einer Stunde komme ich nach! Heute wird er gut aufgelegt sein und heute ist die beste Gelegenheit. War insoweit ganz klug angestellt, ich gieng hin, der alte Herr war an demselben Nachmitage gar lustig und lud mich vor, eine Schale Kaffee mit ihm zu trinten, es wäre frische Milch vom Kressbachgraben dabei. Und mitten im Kaffee war's, daß ich plötzlich sagte: „Halt schon lang ein Anliegen hab' ich, Herr Pfarrer!“

„Du, ein Anliegen?“ lachte er auf, „na, das wäre fauber, wenn nun auch die kleinen Buben schon ihr Anliegen hätten!“

Ich habe mit dem Löffel in der Schale eifrig den Kaffee gerührt, um ihm nicht ins Gesicht schauen zu müssen, und dabei habe ich die Geschichte vom Kartenspiel auf dem Altar erzählt.

Über alles Erwarten blieb der Pfarrer ganz ruhig. Dann fragte er: „Hast du es zu Fleiß gethan? Hast du die Absicht gehabt, den heiligen Tisch zu verspotten?“

„Gott nein, Herr Pfarrer!“ antwortete ich, bis ins Herz hinein erschrocken schon über den bloßen Gedanken.

„Nun also“, sagte der Greis. Dann schwieg er ein Weilchen und trank seinen Kaffee aus. Hernach sprach er Folgendes: „Gehören thut sich so was nicht, das muß ich dir schon sagen. Und dem Kaunigl will ich's auch zu wissen thun, daß man zum Gottesdienst das Gebetbuch mitnimmt und nicht die Spielkarten! Wenn du aber bei dem dummen Streich keine böse Absicht gehabt hast, so soll's diesmal gut sein. Ist so weit brav, daß du mir's gesagt hast. Magst noch ein Tröpfel?“

Als somit jene Frohnleichnamtsangelegenheit aufs beste geordnet war, hat die zweite Schale Kaffee doppelt gut geschmeckt. Als ich später aufstand um fortzugehen, legte der alte Herr mir die Hand auf die Achsel und sagte gütig: „Mir ist jetzt leichter, weil ich genau weiß, wie es gewesen ist an jenem Frohnleichnamstag. Aber ein andersmal mußt nicht, Peterl. Schau — unser lieber Herrgott . . .!“



## Kleine Laube.

### Träumerei.

**I**ch lieg' im hohen Grase  
Und sinne mancherlei,  
Mein träumend Haupt umdustet  
In Blütenpracht der Mai.

Da lösen sich wie Falter  
Aus weichem Blumenschloß  
Viel kleine stille Lieder  
Aus meiner Seele los.

Das ist ein wonnig Ruh'n,  
Gewiegt in süßen Traum,  
Mir ist, als wär' ich selber  
Nur eine Blüt' am Baum.

Hans Fraungruber.

### Siehe, ein Mensch!

Unter dem Schlagworte „Siehe — ein Mensch!“ veröffentlicht Heinrich Hart in der „Zukunft“ einen beherzigenswerten Aufsatz, dem das Folgende entnommen ist:

Unsere Epoche hat ein Lieblingswort, das widerlichste, das je eine Zeit aus sich heraus geboren: Humanitätsdusel. Noch haben wir kaum begonnen, Menschen zu sein, noch ahnen wir erst, welche eine Inhaltssfülle das Wort Menschlichkeit umspannt, und wir empfinden, wie viele Stufen wir noch emporzuklimmen haben, um wahrhaft Mensch zu sein: unumschränkter Beherrscher der Erde, unbedingter Herr über uns selbst, Herr vor allem über das Thier in uns. Noch ist unsere Humanität mehr Traum als Wirklichkeit. Aber schon wird der Philister wegesmüde, und mit der abschätzigen Miene, mit der einst der Fuchs die Trauben sauer schalt, knurrt der Schwächling: Dusel, alles Dusel! Es ist ja nichts Leichtes, das Ringen nach Menschlichkeit, es ist eine beständige Arbeit, ein rastloser Kampf, ein mühsames Vorwärtsdringen, Schritt für Schritt, Zoll für Zoll. Mit dem süßen Worte Dusel aber entledigen wir uns all dieser Unbequemlichkeit auf einmal. Nun können wir wieder die Dinge laufen lassen, wie sie laufen, wieder prügeln statt erziehen, wieder köpfen



statt Köpfe bilden, wieder jammern und richten statt schaffen und bessern. All unsere Ideale waren ja doch nur blauer Dunst, all unsere Zuversicht auf den Gott im Menschen nichts als Dusek. Die Canaille bleibt Canaille. Und der Philister hat recht — für sich. Wenn er die Entwicklung bestimmte, mit seiner Faulsucht, die gleich nach dem ersten Schritt verdrossen Halt ruft, dann wäre die menschliche Canaille eine Ewigkeitseinrichtung. Steht er doch selbst ihr nahe, wie die Empfindung der That. Im Empfinden ist er eins mit ihr, nur das Handeln ist des Philisters Sache nicht. Kaum hört er von irgend einer Brutalität, da ist er auch mit dem Richterspruch fertig: Den Kerl sollte man todtprügeln! Er ahnt gar nicht, daß dieser Wunsch ihn mit dem Kerl auf eine Stufe stellt, daß er eine neue Brutalität ausspielt gegen die geschene. Um so bezeichnender ist der Wunsch für ihn. Verdammung ohne Untersuchung, ohne Einblick in das Wie und Warum, ohne irgend welche Bereitschaft, zu helfen, zu ändern, aufzurichten, — nur Verdammung. Das ist schneidig. Und diese Schneidigkeit hat ihren guten Grund. Der Philister sieht immer nur die That, die einzelne That, nie den Menschen, der hinter ihr steht, nie das Ganze, aus dem die That entspringt. Und weil der Philister überall ist, weil ein Stück von ihm in uns allen lebt, daher franken wir alle an dem Verhängnis, daß wir kein Auge haben für den — Menschen als solchen, für den Menschenwert jedes einzelnen unter uns. Wir erziehen, verfechten, bekämpfen fortwährend Meinungen und Empfindungen, Ideen und Thaten, aber um den Menschen, der noch etwas mehr bedeutet als ein Conglomerat von Meinungen, Thaten und Ideen, kümmern wir uns herzlich wenig. Und doch wird all unser sociales, ethisches und vielleicht auch künstlerisches Ringen vergeblich sein, wenn wir nicht heißer als bisher den Menschen suchen, der hinter den Meinungen steht, nicht über alles andere den Wert der Einzelpersönlichkeit schätzen lernen. Ehe wir urtheilen, ehe wir richten, — in jedem Falle uns erst deutlich machen: Es ist ein Mensch, der vor dir steht, sein Wert bestimmt sich nicht allein nach seinem Stande, seiner Partei, nicht allein nach seinen Äußerungen, seinen Thaten. . . . Das gibt dem alten *Ecces homo* eine neue Lebensbedeutung.

Der Herzog von Crillon, der 1782 Gibraltar belagerte, aber trotz aller Menschenblüthe keinen Schritt vorwärts kam, tröstete seine Freunde mit der treuherzigen Versicherung: „Gottlob brauch' ich meine Leute nicht zu schonen: ich habe ein ganzes Reich im Rücken, um mein Lager bequem zu recrutieren.“ Noch heute herrscht dieser Crillonismus bei vielen, die da über ihre Mitmenschen gesetzt sind, sie zu richten und zu regieren. Noch immer gelten diese Mitmenschen im Kriege als Material, Material wie Pferd und Geschütz, wenn auch weniger kostbar. Noch immer betrachtet man sie aus der Vogelschau heraus als einsörmige Masse, statt näher heranzukommen und lauter Einzelwesen zu entdecken. Wäre es anders, wäre die Vorstellung, was ein Einzelleben bedeutet, jedem in jedem Augenblick gegenwärtig, dann würde das entsetzliche Wort „wer sich mußt, wird erschossen“ in Parlamenten und anderswo nicht mit so fröhlicher Selbstverständlichkeit als Lösung ausgegeben werden.

\* \* \*

An der krankhaften Sucht, den Menschen für das Hassenswerte seiner Meinungen, oder auch nur für das Hassenswerte seiner Stellung, seines Amtes, entgelten zu lassen, leiden von jeher alle Fanatiker, und so auch die heutigen „Anarchisten der That“. Mit der Gemüthsruhe, mit der ein Kritiker ein Buch verurtheilt, tödtet ein Caserio denjenigen, dessen Amt und Ansichten er mißbilligt. Der Kritiker studiert doch wenigstens den Inhalt des Buches, ehe er es verwirft; Caserio aber richtet,

obwohl er nichts als die Überschrift, den Titel des Menschenlebens Carnot kennt. Von dem Inhalt dieses Lebens weiß er nichts, von dem Menschen, der hinter dem Amt und hinter den „Bourgeoisansichten“ steht, sieht er nichts. Würde er den Dolch noch ziehen mögen, wenn er sich eine lebendige Vorstellung davon machte, daß dieser Carnot weit mehr ist als nur Präsident, daß auch er ein Mensch ist, der liebt und geliebt wird, der strebt und ringt, zweifelt und hofft, ein Mensch, der zur Welt in tausend menschlichen, aber nur in einer präsidentialen Beziehung steht, ein Mensch, der täglich hundert andere Aufgaben zu erfüllen hat, neben der einen amtlichen, die ihm den Haß Caserios einträgt?

\* \* \*

Sie klingt so ideal, die mahnende Losung „Siehe, ein Mensch“, so lebensfremd. So fremd in einer Zeit, die im Hezen und Verfezern ihren höchsten Ruhm sucht. Und doch liegt in der unumschränkten Menschlichkeit alles Heil auch unserer Zeit. Sie sind alle zugrunde gegangen, die Culturen, die der Unmenschlichkeit ihren Tribut brachten, mit Blut sich weiheten und den Menschenwert mißachteten. Zugrundegegangen oder der Fäulnis verfallen: in Rom, im Stambul, in Peru, in Mexiko, am Ebro wie an der Weichsel. Erst jene Kultur, die den Wert jedes einzelnen, auch des kleinsten und unscheinbarsten, zu würdigen weiß, die ihre Kraft nicht in Wortspaltereien und Meinungsplänkeleien verzettelt, sondern auf allen Gebieten Hebung der Persönlichkeit, Förderung des Ganzmenschen erstrebt, die ihre Aufgabe darin sieht, Brücken zwischen Individuen und Gesamtheiten zu schlagen, nicht aber beständig Gräben aufzuwerfen, — erst die Kultur hat Anspruch auf ein Leben von Honen.

## Voetenwinkel.

### Ich liebte dich!

Ich liebte dich. Du warst mein Glück,  
Mein „einziges“ auf Erden,  
Ich träumt' manch süßen Augenblick  
Glücklich — durch dich — zu werden.  
Es schien die Welt so herrlich mir,  
Das Paradies so nah',  
Wenn ich voll trunt'ner Seligkeit  
Dir in das Auge sah' —  
Da spiegelt' deine Seele sich  
In übersatten Farben,  
Die rief mir: Glück, Genießen zu  
Und nicht Entfagen, Darben.  
Nur Wonne, Lust — nicht tiefen Schmerz

Und — Liebe — innig weich . . .  
Wie war ich doch zu jener Zeit  
So unermesslich reich! —

— — — — —  
Längst ist's vorbei! . . Verblüht, verwelkt  
Die Rosen und die Liebe . .  
Es war zu schön, als daß es mir  
Für lange, lange bleibe . . .  
Mir bietet nichts mehr diese Welt  
Als Kummer, Sorgen, Harm . .  
Bin, denkend an mein irdisches Glück,  
So unermesslich arm! —

Eduard Weigl.

\* \* \*

### Das Verbrechen „Liebe“.

Ah! des Schöpfers schönste aller Gaben,  
Die wir Menschen überreichlich haben,  
Hat er gütig uns ins Herz gelegt,  
Zu verschönern dieses Erdenleben  
Durch ihr sanft geheimnisvolles Weben,  
Wenn man sorgsam und getreu sie pflegt.

Süße Gabe, Liebe ist dein Name,  
Tief im Busen nährst du die Flamme  
Der von Gott geheiligten Natur —  
Und an keine Sagen gebunden,  
Wenn zum Herzen sich das Herz gefunden,  
Zeigst du unverhüllt uns deine Spur.

Gibst dich wahr und opferwillig allen,  
Die zu deinem Tempel gläubig wallen,  
Zu erringen deine Gunst und Huld,  
Um in vollen Jügen zu genießen  
Wonnen, die aus deinem Schoße sprieken,  
Liebesfreuden ohne Furcht vor Schuld.

Doch sind sie verfehmt als große Sünden  
Blos aus äußerlichen, schalen Gründen  
Von den Neidern stolz und ungerühmt;  
Vosshast sich an and'rer Glück zu rächen,  
Stempeln sie die Liebe zum Verbrechen,  
Bis sie wirklich zu Verbrechen führt.

Franz Tiefenbacher.

In's Dorf zurücke — kam Magdalena.

In's Dorf zurücke,  
Wo sie geboren,  
Vom Großstadiglücke  
Enttäuscht, — verloren  
Kam Magdalena  
Sammt ihren Sünden,  
Um bei der Mutter  
Nun Trost zu finden;  
Einst war im Hochmuth,  
Sie fortgezogen  
Ihr Los vertrauend  
Den Großstadtswagen;  
Schön dünkt ihr alles,  
Weil es so neu war,  
Weil noch die Brust ihr  
Nicht voll von Reu' war.  
Sie fand das Leben,  
Die Menschen reizend  
Und kam entgegen  
Mit Lieb' nicht reizend,  
Bis es zu spät war  
Und bittr'ge Wahrheit,  
Den Traum verscheuchte  
Mit frost'ger Klarheit.  
Dann sah sie alles  
In and'rem Lichte  
Und floh im Elend  
Der Großstadt Wichte  
Und kam zurücke,

Wo sie geboren,  
Wie Magdalena  
Entehrt — verloren.  
O Mutter, laß mich  
Auf deiner Truhe,  
Von meinem Schmerze  
Ein wenig ruhen;  
Ich bin so müde,  
Thu' mich nicht fragen,  
Ich will dir morgen  
Ja alles sagen;  
Vielleicht im Traume  
Möcht' ich's ergründen,  
Wie ich bei dir kann  
Verzeihung finden.

Es kam wie immer  
Mit seinen Sorgen  
Und Rosenkimmer,  
Der neue Morgen;  
Da hört man leise  
Ein Glöcklein läuten,  
Längst kann die Weise  
Schon jedes deuten:  
Zu ruh'n vom Schmerze  
Hat hier indessen,  
Ein müdes Herze  
Den Schlag vergessen.

Jos. Lange.

## Farbenlehre.

Balzac war es, der die Behauptung aufstellte, daß sich eine Wahlverwandtschaft zwischen Farben und Charakteren mit ziemlicher Bestimmtheit nachweisen lasse, namentlich bei Frauen. Ihr könnt, apostrophirt er die Ehestandscandidaten, ohne einen Libellproceß besorgen zu müssen, der Vermuthung Raum geben, daß die Damen, welche orange-, amaranthfarbige, gelbe, fast- und zeisiggrüne Roben bevorzugen, Troßköpfe sind, und alle Anlage haben, störrische zänkische Hausfrauen zu werden. Traut auch denjenigen nicht, welche sich regelmäßig schwarz, violett oder braun zu kleiden pflegen. Das sind gelehrte, überkluge Wesen, welche die edle Weiblichkeit verleugnen, und unter deren kalt-kritischen Blicken die Herzen erstarren. Weiß ist die Lieblingsfarbe der Naiven, Veränderlichen, welche eigentlich keinen Charakter besitzen und fast ohne Ausnahme kokett sind. Hellrothe und rosafarbige Toiletten sind die Embleme der Munterkeit und Liebenswürdigkeit; himmelblau ist die Farbe der bevorzugten, schönen Frauen. Jene, welche diese Farben lieben, sind gewöhnlich sanft,

feinführend und leicht lenksam. Vilsa wird mit Vorliebe von Damen gewählt, die einmal schön waren und mindestens interessant bleiben wollen. Dunkelblau oder stahlgrün ist die Pensionärsuniform jener Koryphäen, welche von den Triumpfen der Vergangenheit zehren. Perlgrau dagegen die Farbe der beschaulichen, resignierten Naturen. Diese Farbenlehre zu Nutz und Frommen solcher, die freien wollen. M.

### Das Fremdwort bei Gericht.

Von Friß Knirsch als Zeugen erzählt „Dat Plattdütsch Sünndags-Bladd“ (Vielefeld, A. Helmichs Verlag) folgende Geschichte: „Sie sollen also, wie Sie wissen, als Zeuge vernommen werden“, seggt dei Amtsrichter tau Friß Knirsch. „Wie ist Ihr Vorname?“ „Friedrich, Herr Amtsrichter.“ „Vatersname?“ „Knirsch.“ „Alter?“ „Int dreiundföftigst.“ „Confession?“ „Je, Herr Amtsrichter, mit dei Confession, dats jon Sat! von rechtswägen bün id jo Buer; äwerst id heww mi dat nu tau Jehanni entsegg un heww mi up min Ollendeihl sett un heww min Gewäs minen Sähn äwergäben un . . .“ „Ach, Sie verwechseln da Confession mit Profession; ich meine, was Sie glauben.“ „Je, Herr Amtsrichter, ich glöw, de Sat ward woll gahn. Seihn S', min Sähn is jo 'n düchtigen Kierrl, un sei, wat sin Fru nu is, hett jo uk 'n poor Schilling Geld mitbröcht un is jo uk 'ne reputierlich Frugensmensch . . .“ „Aber Knirsch, das kümmert uns hier alles nicht. Ich meine . . .“ Un dorbi kraugt hei sich in dei Hoor un tek sinen Schriewer an, dat dei em tau Hülp kamen süll. Dei jet äwerst uk doa un makt 'n Gesicht, as wenn det Rott' dunnern hört. Endlich föt dei Amtsrichter von Frischen nah: „Ich meine, welcher Kirche gehören Sie an?“ „Ich hör nah Sietow.“ Dei Amtsrichter sprüng up un lep 'n poor Mal achter den gräunen Dirsch hen un her, as 'n Löw in'n Käfig. Taulekt bögt hei sich öwer den Dirsch räwer, tek den Buern in dei Dgen und bröllt: „Glauben Sie an Gott?“ „Huching!“ säd Friß Knirsch un verfiert sich ganz möglich; „Herr Amtsrichter, so'n Knäp verbidd id mi! Wo können Sei 'n ollen Menschen woll so verfiieren! — Ob id an'n leiwen Gott glöwen dauh? Sollen Sei mi vielleicht för'n Socialdemokraten?“ „Glauben Sie an Christus?“ „Dat versteiht sich!“ „Kennen Sie Doctor Martin Luther?“ „Ne, Herr Amtsrichter, den kenn id nich. Wenn wie eis krank sind, denn gahn wie ümmer nah Doctor Meiern.“

### Basambb.

A Mahrl in da steirischn Omoansproch.

A Steirabua steht vo da Himlthür und klödelt.

Da Pedrus: „Jo, bi scha do. Wos willst dan, Bua?“

„Jh? Wos ih will? Wos wird ma dan wöln, wan ma ba da Himlthür steht! Geh moch foani Gschichtn!“

„Hau sarn! Du muast a guats Gwissn hobn, weil s d' ja täid bist!“

„Is nit schlecht, mei Gwissn.“

„Und s sechsti Bout?“

„Nia, nouh gar nia!“

„Is s ober ah wöhr?“

„Aufrichti Goud wöhr!“



„Will da s glabu. Eba, mei du, s feschti Bout is nit alloan! Stehn ah nouh ondri in Katifizimus! Bia schauts mitn siebntn auß!“

„Nau!“ begehrt da Qua auf, „stehln?! Nims zrugg, Pedrus! Af da Stell nims zrugg! Um sein quatu Rom fema, do herobn!“

„Bitt um Bazeichn“, sogg da Pedrus deamiati. „Eba — Balaub zfrog, wie stehts dan mitn viertn Bout?“

„Mitn viertn?“ moant da Zoubl, „mitn viertn Bout? Wias steht? Sa weit quat.“

„Bist brav gwen? Host dein Bodan ollaweil schön gfulgg (gehört)?“

Draht sih da Qua a went af d Seitn gegen d Hedichstaudn, as wie wan er a Bouglneist oda wos suachad.

Froggn da Pedrus nohamol und hasn a went schiassa: „Host dein Bodan fleißi gfulgg?“

Weidlt da Qua sein Koupf: „Just nit extra gern. —“

„Hostn gfulgg oda nit? Jo oda na?“

„— — na“, moant da Qua. Gonz hoaseri (heiser) iz er gwordn af oamol. „Ich bitt tausndmol um Bazeichn! Wias holt scha sein, die kloan Quabu...“

„Und wiaft größa worn bist, host selm dein Bodan gfulgg?“

„Wiar ih größa worn bi, jo — selm wul, selm. Ei jo, selm hon ih n wul fulgn wölln, mein Bodan.“

„Wölln! Wölln! 's Wölln is zwent, mei Liaba! Hostn gwiß recht viel Kumer und Herzload gmocht! Host n olha großer ah nit gfulgg?“

„Na“, moant da Qua völli betrüabb.

„Wäign wos nit?“ johrt da Pedrus on.

„Nau — holt a sou.“

„Wäign wos host dein Bodan selm ah nouh nit gfulgg, wiaft größer und gscheida gwen warst!“

Druck da Qua sei Gsicht in Ellbogn eini, häibb on still zan woanan und sogg: „Weil — weil er scha gestorbn is gwen.“

„'s Herz thuat da weh“, sogg da Pedrus güadi, „ja fulg dein Bodan holt hiaz. Kim, geh eini.“

## Lustige Zeitung.

Höchste Nothlage. „... Sollten Sie mir das erbetene Darlehen gewähren, so bitte ich um gefällige schleunige Übersendung. Ich sitze auf glühenden Kohlen — und auch die sind noch nicht bezahlt. Ergebenst Pumpmeier.“

Motiviert. „Aber Lilli, vor einer Stunde hast du doch erst den Brief von Eduard bekommen, und nun beantwortest du ihn schon wieder! Warum eilt denn das immer gar so sehr?“ — „Oh, Emma, du weißt eben nicht, wie leidenschaftlich er mich liebt! Er erschießt sich ja immer gleich, wenn ich ihm nicht sofort antworte!“

Ein neuer Orden. Herr: „Unser berühmter Gast strengt sich aber gewaltig an, sein Bestes zu leisten... und dabei läßt er des Hausherrn Töchterlein nicht aus dem Auge!“ — Dame: „Glaub's wohl! Der will sich offenbar zu seinen vielen Orden auch noch das — Haukreuz ersingen!“

Ein geplagter Mensch. Frau (zärtlich): „Könntest du denn nicht einmal zu Haus bleiben, Männchen? Ihr habt doch heute keinen Stat, keinen Regelabend, überhaupt keine Vereinsführung!“ — Mann: „Eben deshalb, mein Herz! Willst du mir auch noch den einzigen freien Abend der Woche verkümmern?“

Aus der Schule. In einer kleinen Dorfgemeinde prüft der Schulrath die Jugend in der Religion. So nimmt er sich einen der Buben heraus und fragt ihn: „Was ist ein Wunder?“ — Da der Junge schweigt, sucht der Schulrath es ihm klar zu machen und sagt ihm: „Nimm an, ich steige auf den Kirchturm des Dorfes und falle von oben herunter; es geschieht mir aber nichts dabei, sondern ich bleibe ganz gesund! Was ist das?“ — Der Bub denkt lange nach, schließlich antwortet er: „Das ist Zufall!“ — Der Schulrath runzelt die Stirne, bleibt aber ruhig und erzählt dem Buben noch einmal: „Also denk, ich steige wieder auf den Dorfkirchturm und falle oben von der Spitze herunter, ohne dass mir was geschieht! Was ist denn das?“ — Nach langem Zögern antwortet der Bub: „Herr Schulrath, das ist Glück!“ — Jetzt wird der Schulrath doch schon etwas ungeduldig, beginnt aber zum drittenmale: „Gib acht“, sagt er: „Nimm an, ich steige wieder auf euern Kirchturm, auf die höchste Spitze, falle von oben herunter und thu mir nichts dabei! Was ist dann das?“ — Freudestrahelnd antwortet jetzt der Bub: „Herr Schulrath, das ist — Gewohnheit!“

Immer Don Juan. Herr (beim Telephon): „Bitte, schönes Fräulein, Nummer 3465; was Sie aber für reizende blaue Augen haben!“

Burschikos. „Darf ich fragen, wie viel Sie auf Ihrer Uhr haben?“ — „Sechs Gulden fünfzig, mein Herr, wollen Sie mir's vielleicht auslösen?“

Kellnerwitz. „Sie, Kellner, ich möchte zum Braten was Saures!“ — „Bitte sehr — hier ist die Weintarte.“

Die verfehlte Probe. Der große mächtige Scheikh Abdullah sprach eines Tages zu einem Hofweisen, dem alten Enefazi: „Du weißt stets einen klugen Rath zu ertheilen, alter Enefazi, könntest du mir vielleicht auch sagen, ob und wie ich es herauszubringen vermöchte, welche von meinen Hofrathen wirklich aufrichtig sind?“ — „Einfache Sache!“ entgegnete der Hofweise mit Sicherheit. „Ich werde dir sogleich sagen, großmächtiger Scheikh, wie das anzufangen ist: Gehe hin und dichte noch heute ein langes Märchen.“ — „Halt“, unterbrach der Scheikh, „du vergisst, dass ich kein Dichter bin!“ — „Das ist es ja eben, großmächtiger Scheikh! Dichte noch heute ein langes Märchen und lies es deinen versammelten Hofrathen vor.“ — „Aber, Enefazi, bedenke doch, ich habe in meinem Leben keine einzige Zeile gedichtet!“ — „Um so besser! . . . Wenn du das lange Märchen deinen Hofrathen vorgelesen hast, wirst du die Wirkung von selbst sehen. Morgen bin ich wieder zu deinen Füßen, um deine Wahrnehmung zu hören!“ — Am nächsten Tage trat der weise Enefazi in das Zelt des Scheikh und begann: „Hast du meinen Rath befolgt, großmächtiger Scheikh?“ — „Gewiss!“ — „Und was geschah, nachdem du dein Märchen gelesen hattest?“ fragte schmunzelnd der Alte. — „O, Merkwürdiges! Einer schrie, dass dieses Märchen das lang gesuchte des großen Dichters Ibu-Jemin sein müsse, ein anderer, dass ich eine neue strahlende Sonne am Himmel der Dichtkunst sei, ein Dritter bat, ein kleines Stück von meinem Mantel abschneiden zu dürfen, zum Andenken an die herrliche Vorlesung und den unsterblichen Dichter — kurz, alle jauchzten und lobten meine Kunst und Sprache.“ — „Nun, und der alte Heri Abin?“ fragte gespannt der Weise. „Ah, der ist während der Vorlesung eingenickt!“ — „Haha! Was ersiehst du nun daraus, großmächtiger Scheikh?“ sprach triumphierend der weise Alte. — „Was soll ich daraus ersehen?“ entgegnete mit Erstaunen der Scheikh. . . . „Was jedermann ersieht: dass ich sehr viel Talent zum Dichter habe!“ Enefazi verbeugte sich, entzündete seinen Tschibuk und — schwieg. Denn er war wirklich ein Weiser.

## Unerklärlich.

In der neuesten Manier gedichtet von Hatto Quatschkowski.

Ich  
In meiner Bude  
Blaugrün gelber  
Einsamkeit,  
Qualdurchwühlt,  
Durstgefollert,  
Harrend  
Des Geldbriefträgers.  
Da  
Klopft es.  
Herein!  
Kuf' ich,  
Und herein  
Tritt  
Meyer,  
Vom Bod kommend,  
Besoffen  
Voll und ganz,  
Voll und ganz!

Ich  
Schmeiß' ihn 'raus,  
Er  
Fallend,  
Schluchzend,  
Grölzend,  
Grunzend  
Taumelt dahin  
Weg!  
Ich  
Wieder allein,  
Versunken wieder  
In  
Schwefelblauem  
Gedankenursumpf.  
Da  
Durchjudt's mich,  
Ein Licht  
Geh't mir auf.

Gramdurchwurm't,  
Borndurchkrampft  
Sage  
Ich  
Zu mir selbst:  
Warum nicht,  
Statt den Meyer  
'Kauszuschmeißen,  
Pumpte  
Ich  
Ihn  
An?  
Unerklärlich! . . .  
Schaute!  
Sag' ich zu mir.

„Kladderadatsch.“



**Deutsches Waldbuch.** Unter diesem wunderbaren Titel veröffentlicht Heinrich Noë bei J. Lindauer in München eine Schrift, in welcher er Erinnerungen aus grüner Einsamkeit, aus dem Leben des Waldes und seiner Injassen mittheilt. Einen Jahreslauf im Walde beschreibt er nach seiner feinen, sinnigen Art. Er hat für alles Auge und für alles Herz, er weiß im Leser Stimmungen zu erwecken, manchmal fast geheimnisvoll verklärend wie Schilderungen von Adalbert Stifter. Das heilige Kleinleben des Waldes in all seinen Reichen — in den Steinen, den Pflanzen, dem Wasser, den Nebeln, dem Lichte, in den Thieren und den Waldmenschen, und all das verklärt durch einen gebildeten, beschaulichen Geist, das sind die Werte, die Noë uns in seinem Waldbuche bietet. M.

**Leh're Dorfgänge, Kalendergeschichten und Skizzen** aus dem Nachlasse von Ludwig Anzengruber. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1895.)

Anton Bettelheim und Vincenz Chiavacci, die sich um Anzengruber überhaupt ein großes Verdienst erworben haben, geben als Nachtrag der gesammelten Werke Anzengruber's diese Sammlung in die Welt. Scheint auch manches derselben nur für die Gelegenheit, den Tag, unter dem Einflusse einer flüchtigen Stimmung geschrieben zu sein, so wissen wir doch aus

dem Munde des Dichters selbst, daß er die Sachen für den Druck geschrieben hat und als einen Bestandtheil seiner Werke aufgefaßt wissen wollte. Diese Dorfgänge, Kalendergeschichten, Skizzen und Mären aus alter Zeit dürften nicht in allem jeden befriedigen, aber jeder wird in dem Buche etwas finden, was ihn zum Ausrufe bewegt: das hätte der Literatur unmöglich vorenthalten bleiben dürfen. Nun haben wir den ganzen Mann, wie er war, dachte und schuf, beisammen und sein Wirken liegt in schöner Abgeschlossenheit dem deutschen Volke dar. M.

**Wiener vom alten Schlag.** Heitere und ernste Lebensbilder aus dem Volkleben der Kaiserstadt von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1895.)

Chiavacci's heitere Muse ist in diesen Blättern schon wiederholt charakterisirt worden. Mit jedem neuen Buche ist sie neu und doch wieder die alte, die ihresgleichen sucht. In den vier Abtheilungen dieses neuen Buches „Die liebe Jugend“, „Bilder von der Straße“, „Aus der Familie“, „Aus alter Zeit“, liegt ein gutes und ein warmes Stück Wienerherz. Mir besonders gefällt das erste Stück „Die Muttersprache“, welches zugleich als Einleitung uns in die richtige Stimmung für das Buch versetzt. M.

**Vermenschlichung der Sprache.** Ein Aulavortrag, gehalten zu Dorpat. (Hamburg. Königliche Hofverlagshandlung. 1893.)

Der Verfasser sucht in vorzüglicher Bearbeitung die Entwicklung der höchst articulierten Sprachen aus den ursprünglichen Naturlauten zu verfolgen und zu erklären. In anregender Form gelingt ihm dies und alle Entwicklungsphasen erklären sich aus dem Fortschreiten der Lauterzeugung und Modulation der Laute von den unteren und hinteren Organen bis zur Zungenspitze und den Lippen. Das äußerst instructive Heftchen kann insbesondere als Leitfaden zu Dialectstudien bestens empfohlen werden.

Armin.

**Gedachtes und Empfundenes.** Aphorismen von Paula Baronin Bülow-Wendhausen. (Dresden. E. Pierson. 1895.)

Wenn Aphorismen geistreich sind, ist's gut; wenn sie weise sind, ist's besser. Die Mehrzahl derer dieses Büchleins gehören zu den letzteren. J. V.:

Blicke hinauf zu den Trefflichsten, willst du besser werden, sieh' hinab zu den Armen und Elenden, und du wirst zufried'ner sein.

Milstraue dem Zauber der Persönlichkeit, der nur in ihrer Anwesenheit wirkt — es ist kein echter.

Man sagt: Besser ein kostbares Gut nie besitzen, als es verlieren; welches echte Herz hätte aber die Erinnerung preis an verlorenes Glück?

Es gibt vier Klassen von Menschen: Solche, die wenig von anderen und von sich begehren — lebenswürdig, aber leicht. Jene, die viel von sich, aber auch anderen begehren — pflichtgetreu, aber oft lieblos. Dann solche, die viel von anderen und wenig von sich fordern — die ärgsten Egoisten. Endlich jene Ausnahmseeelen, die strenge gegen sich und milde gegen andere sind.

Nicht auf die erste Einladung dürfen wir uns etwas zugute thun, die gilt oft nur dem, was wir vor der Welt vorstellen, wohl aber auf die zweite, denn sie solat der Beurtheilung dessen, was wir sind. Der Mann hält die Ehre, die Frau das Glück des Hauses in ihrer Hand.

Gütliche Naturen vertragen nicht, dass andere in ihrer Gegenwart bewundert und gepriesen werden. Es ist als ob man den, nach ihrer Ansicht ihnen gebührenden Tribut, anderen zuwenden würde.

Strafft du kleine Kinder, nicht du kleine Lächer, und zahlst du kleine Schulden, so ersparst du dir später größere Mühe und Sorgen.

Spricht man von der guten alten Zeit, so meint man damit die guten jungen Tage.

**Lechners Mittheilungen**, redigiert von Leopold Hörmann, sind das einzige in Wien erscheinende Blatt, das in gefälliger Form, kurz und bündig, sich fortlaufend mit der Biographie, dem literarischen Gesamtbilde, befaßt und dadurch allein schon seine Berechtigung nachzuweisen vermag. Wer rüch über das Wirken und Leben eines ihm lieb gewordenen Schriftstellers unterrichtet sein will, der blättere in den bereits erschienenen sechs Jahrgängen der „Mittheilungen“ und er wird nicht vergeblich suchen. (Verlag R. Lechner [Wilh. Müller], k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung. Wien.)

## Büchereinflauf.

**Erzherzog Albrecht.** Oesterreichs ruhmgekrönter Feldherr. Ein Lebensbild, dem Volke und der Jugend erzählt von Dr. Leo Smolle. (Wien 1895. Georg Szeliński, k. k. Universitäts-Buchhandlung.)

**Caritas.** Roman einer Familie von Emil Marniot. (Berlin. Freund & Jodel. 1895.)

**Jose Plätter.** Neue Novellen von Doris Frein v. Spattgen. (Leipzig. F. A. Berger. 1895.)

**Die lebt.** Ein Frauenschicksal von Marie Stilling. (Leipzig. F. A. Berger. 1895.)

**An der Indianergrenze, oder Treuer Liebe Sohn,** von Armand. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

**Galla Placidia.** Geschichtliches Schauspiel in fünf Aufzügen von Thienen Adlersflucht. (Wien. Carl Gerolds Sohn. 1895.)

**'s Auswürfl.** Obersteirisches Original-Vollstück mit Gesang und Tanz in drei Acten von Karl Reiterer. (Graz. Paul Cieslar. 1895.)

**Literarische Essays** von Dr. Ernst Gnad. Neue Folge. (Wien. Carl Konegen. 1895.)

**Ludwig Eichrodt.** Ein Dichterleben von A. Kennel. (Jahr. Moriz Schauenburg. 1895.)

Weiters sind uns aus G. L. Kattentidt's Verlag in Straßburg i. E. und Leipzig zugegangen:

**Leben und Fieder.** Bilder und Tagebuchblätter von René Maria Rilke.

**Ehrhardt Feldmann.** Poetische Erzählung von F. Roland.

**Ahasver.** Dramatische Handlung in fünf Aufzügen von Ernst Freiherrn Schilling von Cannstadt.

**Wetterleuchten.** Etwas von Hermann Schilling.

**Der neue Gulenspiegel.** Kleine Bosheiten und harmlose Fabeln aus der Reimschmiede von G. B.

**Grundreine zum Meraner Theaterbau.** Gespendet von deutschen Dichtern und Schriftstellern. Gesammelt und herausgegeben von Robert Pohl. (Meran. Eumenreichs Verlag. 1895.)

**Jung Deutschlands Mufenalmanach.** Herausgegeben von der Redaction der Halbmonatsschrift für Dichtkunst, Kritik und modernes Leben, I. Jahrgang, 1894. (Straßburg i. E. und Leipzig. G. L. Kattentidt.)

**Japanesische Bilder vom asiatischen Kriegsschauplatz.** (Berlin. W. Bauer & Comp.)

**Die Arbeiterin im Kampfe ums Dasein.** Von Adelheid Popp. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

**Goldenes Buch für Arbeitgeber und Arbeitnehmer.** Von einem Unparteiischen. (Berlin. A. Frank. 1895.)

**Die wahre Ursache der schlechten Zeiten.** Fünf Abhandlungen von Karl Marxfeld. (Berlin. W. K. Köhl. 1894.)



**Das Erdbeben von Saibach und seine Ursachen.** Von Dr. Rudolf Hoernes. (Graz. Leykam. 1895.)

**Lese Blätter.** Zu Ruh und Frommen des allgemeinen deutschen Sprachvereines. Herausgegeben von Dr. Günther A. Saalfeld. (Berlin. Wih. Ernst & Sohn. 1895.)

**Vegetarianisches Kochbuch** für Freunde der natürlichen Lebensweise von Ed. Balzer.

Zwölfte vermehrte Auflage. Mit Portrait des Verfassers. (Leipzig. G. Hartung & Sohn.)

**Unsere wichtigsten essbaren Pilze.** Eine Anleitung zur sicheren Erkennung der bekanntesten essbaren Pilze, nebst Angabe ihrer gebräuchlichsten Zubereitung. Von G. Poppendorff. (Robert Oppenheim. Berlin.)

**Anleitung und Beschreibung des Lawn Tennis-Spiels.** Von Bencke. (Dresden. Hellmuth Gentlers Verlag.)



**D. J., Wien.** Die Verurtheilung Panizzas ist persönlich zu bedauern und uns wäre es lieber gewesen, wenn über dessen Buch „Das Liebesconcil“ nicht das Gericht, sondern Publicum und Presse ein vernichtendes Urtheil gesprochen hätten. Statt dessen hat ein allerdings kleiner Theil der Presse dafür Partei ergriffen und sohin die hässliche Geschichte in größere Kreise übertragen. „Das Liebesconcil“ ist ein abgeschmacktes, beispiellos frivoles Werk. Was in demselben über den Papst Alexander VI. gesagt wird, ist das wenigste; durch ganz andere Dinge wird das christliche Gefühl auf das absichtlichsste und abscheulichste beleidigt. Vielleicht hat der Staatsanwalt den Verfasser nur aus Wohlwollen auf ein Jahr in seinen Schutz genommen, denn wenn das Buch ins Volk gedrungen wäre, so hätte dem Herrn Panizza gelegentlich etwas Schlimmes passieren können in Baiern.

\* Auf unsere Umfrage von Seite 649 haben sich mehrere Meinungen gemeldet, ohne daß eine derselben den Urheber des fraglichen Ausspruches errathen hätte. Ein „deutscher Gelehrter“ schreibt dreist, den Ausspruch habe ein Dummian gethan, „der die Welt und die Menschen nicht kennt“. Nur der Eigennutz sei erhaltend, die „Tugend“ mache bankerott.

Was nun den „Dummian“ anbelangt, so heißt derselbe in der Weltgeschichte Friedrich der Große, der in seiner Schrift: „Anti-Machiavell“ den betreffenden Ausspruch von der Tugend gethan hat.

**L. P., Wien.** Lassen Sie's gut sein; über Richard Wagners Musik habe ich mein persönliches Empfinden längst eingestanden. Auch in den neu entbrannten Streit über Prägers Wagnerbuch lasse ich mich nicht ein. Wenn Sie denselben weiter verfolgen wollen, so lesen

Sie in der „Neuen Musikzeitung“ (Stuttgart) auch die Aufsätze: „Richard Wagner und Ferdinand Präger“ und „Authentische Mittheilungen über F. Prägers Buch: „Wagner, wie ich ihn kannte“ von A. Schreiber“. R.

**D. O., Wien.** Jene Notiz in dem bewußten Wiener Blatte, in welcher an dem Tage, als Eichinger zum Tode verurtheilt worden, dessen Frau als polnische Jüdin verhöhnt wurde, hat gewiß nicht Sie allein ent-rüstet. Mich hat diese Noheit mit unbeschreiblichem Abscheu erfüllt. R.

**Erwald.** Aus Ihrer Einsendung Folgendes nicht übel:

Es mag eine Flamme noch so rein sein, sie schwärzt doch andere Dinge.

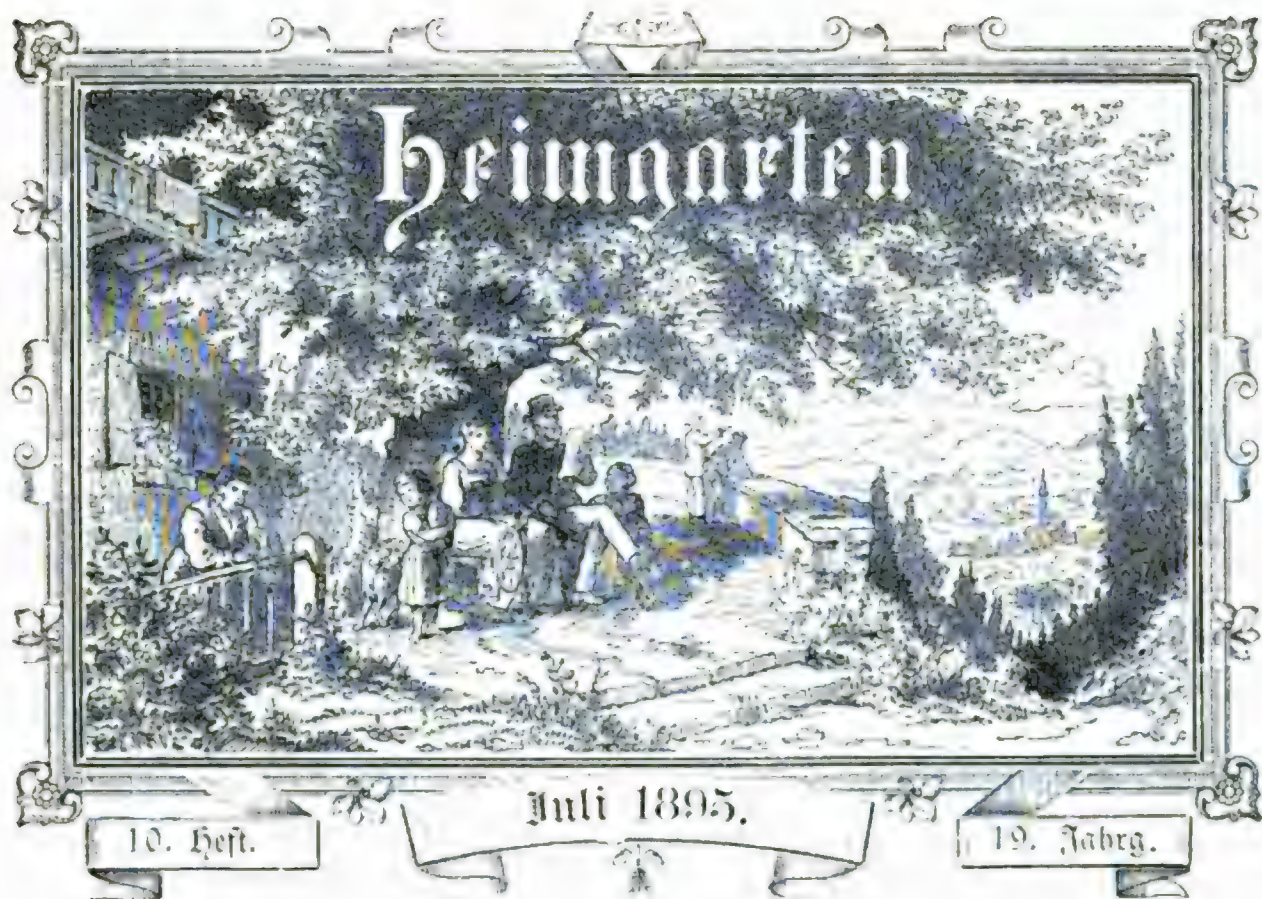
An guten Dichtern ist kein Mangel; aber an guten Lesern.

Dichter, willst du die Welt zum Freunde haben, so vergifte sie mit ihrem eigenen Gift.

**D. W., Berlin.** Der „Heimgarten“ hat seit jeher seinen abgeschlossenen Mitarbeiterkreis; er ist auf zufällige Manuscripteinsendungen nicht gegründet; er lehnt sie ab und zeigt das in jedem Hefte an. Wenn Sie sich nicht danach halten wollen, so ist das Ihr eigener Schade und Vortwürlfe können Sie im Falle des Verlustes einer Einsendung nur sich selbst machen. Lassen Sie sich's endlich doch gesagt sein.

\* Von jetzt ab bis Anfang October ist die Adresse Rosegggers: Krieglach (Steiermark).

In geschäftlichen Angelegenheiten möge man sich wie immer, so auch in dieser Zeit, nur an die Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz wenden.



## Das ewige Licht.

Erzählung nach den Schriften eines Waldpfarrers

von

Peter Rosegger.

(Schluss.)

Im August 1889.

Sind da Zeitungen gekommen, gar aus Prag. Und ein Schreiben. Und Geld dazu. Für wen denn? Seelenmessen sollen gelesen werden für den verstorbenen Ritter von Guldner, und eine Ehrenrede möchte ich ihm halten am Sonntage, und den Stoff aus den Zeitungen nehmen, die das verdienstvolle Wirken des Seligen geschildert haben. Und daß er so wohlthätig war, und daß er als guter Christ gestorben ist. — Das soll ich von der Kanzel herabpredigen und einen Heiligen aus ihm machen! — Das Geld liegt bei.

Das Geld wird an arme Arbeiterfamilien vertheilt, ich will die Predigt schon umsonst halten. Ich will es so laut sagen, daß man's auch in Oberschuttbach und in Unterschuttbach hören soll, und in allen Gewerken, was dieser Mensch für Unglück gebracht hat in unser Thal!



Will es doch nicht thun. Der erste Gang des jungen Herrn, als er wieder herkam, war zu mir. Er habe nachträglich erfahren, daß eine große Taktlosigkeit begangen worden sei. Es wäre wohl selbstverständlich, daß er mir nicht zumuthe, seinem verstorbenen Vater im Torwald eine Ehrenrede zu halten. Das einzige, was da noththue sei, die in den letzten Jahren eingetretenen Verschlimmerungen in dieser Gegend möglichst wieder gutzumachen, und das werde seine Sorge sein.

Daß er guter Meinung ist, glaube ich gleichwohl, er ist in so vielem das Gegentheil von seinem Vater. Diese Klasse bringt so merkwürdige Gegensätze hervor, sie hat der Menschheit den größten Fluch gebracht und den größten Segen. Aber gutmachen! Wie will er das gutmachen! Ein großer Theil der Arbeiter, besonders der revolutionäre, ist entlassen worden. Aber er treibt sich umher und will nicht fort. Mit Ende des Jahres sollen die Gewerke geschlossen werden. — Und das Bergwerk? Und die Ausgewanderten! Und die Zugrundegegangenen? Und die guten alten Sitten? Und die Religion?

Beten will ich lassen für den alten Herrn, in dem Sinne wie es unser Heiland geboten hat.

Einem heruntergekommenen Arbeiter habe ich von dem Gelde gegeben, „daß du deinen Hunger stillen kannst“. „Hunger habe ich keinen“, sagt er, „aber Durst“.

Ein Arbeiterweib mit drei Kindern, das ich aus dem Gelde theilen wollte, schrie mir ins Gesicht: „Was das für einen Millionär wäre, sieben Gulden! Wenn sie dem Bettler einen Kreuzer schenke, so sei das mehr. Almosen brauche sie nicht und für den alten . . . sollen andere Leute beten, sie thue es nicht. Sie wolle ihren Lohn und Antheil! Dabei hat sie mir das Geld aus der Hand gerissen und doch behalten.“

Petroleumfässer sollen angekommen sein. Der Lucian hat bei der letzten Versammlung ihnen zugerufen: „Hütet euch!“ Da hat ihm einer den Hammer an den Kopf geworfen. Jetzt liegt er im Spitale.

Ich bin mein Lebtag nicht krank gewesen und weiß nicht, was das ist, jetzt manchmal. Wäre das Krankheit, so könnte es doch nicht plötzlich, wie es gekommen, wieder verschwinden. Zum Ersticken ist mir manchmal, als ob die Lunge bersten wollte. Vom Bette springe ich auf in der Nacht, zum Fenster hin. Luft! Wie mit eisernen Keifen ist die Brust umklammert; aus allen Poren dringt Schweiß, die Glieder zittern und sind schwach zum Umfallen.

Wie süß wäre das Heimgehen in dem Bewußtsein, das irdische Tagewerk mit Erfolg erfüllt zu haben!

Heute trat ein fremder Herr auf mich zu: „Ich irre mich doch nicht? Herr Pfarrer Kneipp!“ Berwechselte er mich mit dem schwäbischen Naturarzt, den er vor etlichen Jahren gesehen hat und der jetzt so viel Gutes thun soll. Was hilft das, wenn man so aussieht, wie ein bedeutender Mann, da man doch nichts ist! Mein Gott, wie glücklich sind manche Menschen, sie leben nicht umsonst, sie leisten etwas.

Mit dem guten Beispiele allein, das einer gibt, ist's nicht gethan. Bin ich friedfertig, so sind sie streitsüchtig. Bin ich freigebig, so sind sie geizig. Bin ich genügsam, so sind sie unmäßig im Genuß. Man leistet mit den Tugenden nur ihren Lastern Vorschub. — Mein Mühen und Sorgen im Weingarten des Herrn bleibt ohne Segen.

Mein lieber Thomas von Kempen will mich auch verlassen. Für mich hat er keinen Trost mehr. Sein Zuspruch ist sonst wie Öl auf brennende Wunden. Aber solche hat er nicht gesehen. Was sind des Heilandes fünf Wunden gegen die meinigen! Ich habe mein Leben geopfert, daß die Menschen verdammt werden.

Schon lange kommt es mir vor, zum Kolf muß ich hinauf in die Wildnis. Wenn mich dieser Einsiedler erlösen könnte!

Gar schlecht geht es dem Arbeiter Gratin. Seine Zuhälterin ist davongegangen und hat ihm sieben Kinder hinterlassen, wovon die älteren zwei Knaben in die Schule gehen. Aber sie fassen schwer und bleiben ganz zurück. So bin ich heute zum Gratin in die Wohnung gegangen und habe gefragt, ob ich ihm irgendwie beistehen könne? Den kleinen Geldbetrag hat er rasch angenommen; als ich mich erbot, in meiner freien Zeit seinen Knaben beim Lernen nachzuhelfen, ruft er lachend aus: „Oh, ich merk' es wohl! Hödere du deine Bauern!“

Sie nehmen mich nicht mehr an, nicht mein Wort und nicht mein geringes Werk. Wie gerne wollte ich mich opfern, wenn sie zu retten wären!

Meine Bauern! Die haben sich verlaufen in die weite Welt oder in die Wildnisse hinauf. Soll ich sie suchen mit der Laterne? Und wäre es auch nur eine einzige verlorne Seele, ich wollte suchen Tag und Nacht bis zum jüngsten Tage!

Ist der Herr Josef von Guldner zu mir gekommen! Er will getauft werden. Für Geld und Gut habe er's nicht gethan, für diesen Preis thue er es.

Für diesen Preis! Da wird er freilich wohl den Himmel gemeint haben.



„Wollet Ihr das Sacrament nicht in Alpenzell empfangen, oder in Sanct Johann oder anderswo? Ich weiß nicht, ob ich's kann, ob ich's darf.“

Er bitte aber gerade mich. In Sanct Maria, wo er für die Zukunft seine Heimath haben werde, wolle er die christliche Wiedergeburt feiern.

Taufpathe ist der Oberlehrer Nylafi und die Leute machen wieder ihren Spaß. „Der Schulmeister ist doch noch allerweil der Stärkste“, sagen sie, „er mag den millionschweren Herrn von Guldner aus der Taufe heben.“

Dieser hat der Gemeinde ein Taufgeschenk gemacht, das Curhaus mit viel Grund und Boden und Fonds als Stiftung zu einer Landwirtschaftsschule. Und er selber will Wald hegen und Viehzucht treiben.

Wenn es nur nicht Launen sind! O diese reichen Herren! —

Aber sein Wunsch? Gehe zu Johannes in die Wüste!

So habe ich ihn getauft in unserer ehrwürdigen Pfarrkirche, am Tage des heiligen Bartholomäus, um sechs Uhr abends. — Und ist ein Erdbeben gewesen, daß alle Fenster geklirrt haben, Scheiben sind gesprungen, Mörtelstücke sind herabgefallen von den Wänden. Der Karl eilt an die Ampel, daß es der Wind nicht ausblase, das flackernde Licht. Unser letzter Abendstern!

Wir gehen herab durch den Wald, wir gehen Arm in Arm, der Josef und ich, wir sind ja Brüder geworden. Schreit es auf einmal hinter dem Lärchbaum: „Wasch' dich, wie du willst, bleibst doch wer du bist!“ Stracht ein Schuß, zuckt mein Josef zusammen und sagt: „Ich bin getroffen.“

Am rechten Arm. Er liegt im Fieber und will meine Ottilie um sich haben, daß sie ihn pflege.

Das kann nicht sein.

Der Übelthäter sitzt hinter dem Bitter. Der Thomas Riesner ist's.

Und ist der Josef nach neun Tagen aufgestanden und zu mir in den Pfarrhof gekommen, und will er meine Einwilligung und den Segen haben. Die Ottilie!

„Des Weibes wegen hast du dich taufen lassen, und nicht Christi willen?“

„Heißt es nicht in der Schrift: Wer getauft ist —?“

„Es heißt, wer glaubt und getauft ist.“

„Kann der Glaube nicht durch die Liebe ersetzt werden?“

„Durch die Liebe zur Menschheit — vielleicht. Durch die Liebe zum Weibe — nie.“

Da wird er zornig und ruft aus, er habe nun alles gethan, was Gesetz und Kirche verlange und wer denn das Recht hätte, sich noch

zwischen zwei Menschen zu stellen, die beisammen sein wollen? Dem Steinfranzel sei es recht, und dem Bruder; warum ich so hart wäre und das Mädchen ohne meinen Segen, an dem ihm doch so viel gelegen, von hinnen gehen lassen wolle? Zelotisch sei das und nichts anderes!

Sage ich: „Die Sanftmuth ist eine Haupttugend der Christen, und wenn du wieder kommst und ruhig bist, dann können wir vielleicht davon sprechen.“

Ist er wieder fortgegangen und ich habe gedacht: Es ist noch ein Wunder, daß sie mich fragen. Was kann denn ich noch bedeuten? Bin nicht ihr Vater und nicht ihr Vormund. — Und daß ich den letzten Trost meines Lebens verliere, wenn dieses liebe Kind von mir geht, daß ich ganz verlassen sein werde, ich armer Greis, darnach fragt niemand. Und hat auch niemand zu fragen.

Ist der Herr Josef in den Arrest gegangen und hat den Thomas gefragt, weshalb er auf ihn geschossen habe?

Fängt der Mensch an zu bethenern, er wisse selbst nicht warum, er sei halt so viel wahnsinnig, und des Pfarrers Otilie habe ihn so wahnsinnig gemacht, weil sie von ihm nichts wissen wolle und dem vornehmen Herrn laufe sie nach, weil er Geld habe, und Geld habe er, weil er die armen Leute ausziehe. Und wie er nachgedacht, daß so ein Mensch das größte Unheil ist für alle anderen, und sich doch auf einen Christen hinausspielen will, da sei ihm der höllische Zorn gekommen und er habe schießen müssen. Und daß er nun aufgehängt werde, das wisse er ja, er sei einmal dazu bestimmt und er sei sein Lebtag ein unglücklicher Mensch gewesen. — Und soll rasend geweint haben.

Und sagt der Josef: „Also die Otilie hast du lieb und aus Eifersucht ist's geschehen! Das wird dich wohl entschuldigen. Daß einer dieses Wesen bis zum Wahnsinne lieben kann und darüber zum Verbrecher werden, ich verstehe es. Ich verstehe es. Ich verzeihe dir, Thomas. Du hast in deiner Verzweiflung in die Luft hinausgeschossen und zufällig jemanden getroffen. Siehst du, mein Arm ist schon soweit heil, daß ich dir die Hand reichen kann. Aber du sollst mir versprechen, daß du aus der Gegend fortziehst, ich will dir Mittel geben, daß du anderswo Arbeit suchen kannst.“

„Du!“ schreit der Thomas auf. „Meine Heimgegend laß ich mir nit abkaufen und wenn du dich schon fürchtest vor mir, so gehe du fort!“

„Thue, wie du willst“, sagt der Josef, „das Thal ist groß, es wird für uns beide Platz haben.“

Und ist an diesem Tage der Thomas Riesner freigelassen worden.

Bin ich zu ihm gegangen: „Josef, die Taufe allein wäre mir nicht genug gewesen. Jetzt erst weiß ich, daß du ein Christ bist, du hast gelernt zu verzeihen. — Wenn es dir ernst ist und wenn es dem Mädchel recht ist, so ist's mir auch recht. In des lieben Gottes Namen, nimm sie zu deinem Weibe.“

„Warum hast du dem Juden das Mädchel gegeben?“ mit diesem Schrei taumelt der Thomas in mein Zimmer. Arg ist er betrunken. Zur Feier seiner unerwarteten Freilassung hat er viel zu tief in den Krug geschaut. „Du bist der Judas Ischarioth, Pfarrer, gegen dich bin ich ein Heiliger, trotz der Todten . . .“

„Wovon redest du da, Mensch!“

„Die Schmulbacherin zu Reidhofen draußen“, sagt er mit schwerer Zunge, „vor sechzehn Jahren! Ja, Pfarrer, der bin ich! Wo mich nachher der hochwürdige Herr Steinberger hat einführen wollen. Und nachher die von der Alm . . .! Schau mich nur an!“ Fast stolz hat er sich aufgebäumt.

Mir schießt die Erinnerung auf an jene Niederschrift meines Vorgängers.

„Thomas Riesner!“ rufe ich aus. „Du?“

„Schrei nit so toll. Ist ja alles in Ordnung, ist längst einer gehängt worden dafür. Und ich habe dem Gehentten seine arme Seel' erlöst. Im Himmel ist sie und ich komme auch hinauf, weil ich alles gebüßt hab', gebeichtet und gebüßt, und kein Richter hat mit mir was zu schaffen. Und du kommst in den Backofen, weil du das Mädchel hast verthan. Das bildsaubere Mädchel. Unserem armen Teufel hast sie nit vergunnt! Ich sag' dir's, Pfaff, über dich kommt's!“

Der Rupert hat ihn wohl gleich hinausgeführt. Noch auf der Gasse ballt er die Fäuste zurück auf mein Fenster und schreit: „In die leidige Höll' sollst fahren mit sammt deiner Kirchen!“

Im Thal wird's wilder von Stund' zu Stund', sie schreien nach den Verräthern . . .

Zu Hohenmauth hat einmal ein alter Kaplan gelebt, von dem es hieß, daß er bei der Messe die Hostie nicht heben konnte. Immer begann er das Gebet, immer beugte er das Knie und versuchte die Arme zu heben. Aber als ob das heilige Brot eine unendliche Last gewesen, so war es, die Glieder bebten dem Armen, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, bis er endlich die Wandlung vollziehen konnte. Ich selbst habe das einmal gesehen und mir ist angst und weh geworden. Es war sonst ein so guter Herr, aber eine schwere Sünde, so hieß es, habe er auf der Seele gehabt, und deshalb sei ihm die Gnade versagt worden, wie andere Priester das göttliche Opfer ungehindert zu vollbringen.

Gestern bei der Messe ist mir ein Ähnliches begegnet. Als ich das Heiligthum in der Hand halte, um es emporzuheben, gleichwie sie den Herrn mit dem Kreuze einst gehoben, sind mir auf einmal die Arme lahm. Ich knie nieder, ich bete, ich versuche es noch einmal, verliere mich, weiß nicht, ist's die Wandlung oder die Communion, bis mir's der Karl deutet. Dann habe ich aufgewandelt, aber ein Schauer ist mir durch den Leib gegangen.

Erbarme dich meiner, o ewiger, allmächtiger Gott!

Ich kann nicht mehr Messe lesen, es krachen die Wände. Durch die Spalte flattert ein Vogel herein, ein großer schwarzer Vogel. Kreischt am Altar, schlägt mit seinen Flügeln mich schwer auf die Stirn. Und flattert um die Ampel. Vor seinem Gefiederschlag zittert das Licht.

Und es wird eine große Finsternis kommen auf Erden.

O Jesus, dir lebe ich!

Dominus vobiscum! Und mit seinem Geiste.

Kornstoß! Herrliche Künstler, wir zwei. Du das Hemd des Glücklichen, ich Herzklopfen und Hammerschläge. Der Kimpelschmied soll den Dudelsack blasen. Bläst er? — Drei Burschen, die zogen zum Jahrmarkt hinaus, juchhe!

Mein Vater ist ein Gärtner gewesen. Den möchte ich doch einmal fragen, ob sie ihm auch in den Garten gestoßen sind.

Am Tage des jüngsten Gerichts.

Hilferuf an meinen Bischof!

Zu Euch, zu Gott und allen lieben Heiligen rufe ich um Hilfe in meiner Noth. Ihr habt mich allein gelassen und es herrscht ein Schrecken im Torwald, wie er vor diesem Tage nie gewesen ist.

Sie haben mich verfolgt mit Fluch und Feuer, weil ich ein Verräther sein soll, sie sagen es — richtet Ihr mich! Ich bin geflohen in die Kirche, sie haben ans Thor gepocht mit Hammerschlägen, ich bin heraufgestiegen in den Thurm, wo die metallenen Glocken sind, die nimmer läuten dürfen. Ich schaue zu den Thurmfenstern hinab in das Thal. Die Männer ziehen mit ihren Fahnen, mit ihren Flammen, mit ihrer Bier umher, sie legen Zunder in die Hütten und werfen Bomben in die Gebäude, daß sie krachend auseinanderbersten. Die Weiber huschen halb gebückt dahin, hasten in die Häuser, zuerst scheu, vorsichtig, dann in heißem Hunger nach Raub, brechen mit klingendem Eisen Kisten und Kästen auf, bis der schwarze Rauch und das rothe Feuer sie verschleucht. Es ist Nacht geworden und die Nacht will nimmer enden. Das alte Schmied-



haus, es brennt lichterloh, ohne viel Krachen, fast demüthig nieder. Der Neuwirt treibt seine Knechte vergebens mit den Revolvern an, Wasser auf die Dächer zu tragen. Das Gurbau ist ein brüllender Pfuhl, seine Schindeln fliegen wie feurige Schwalben über die Dächer hinweg, und eines um das andere flammt jählings auf wie von selber. In Unterschuttbach blühen bis zum Firmament riesige Rosen auf, in Oberschuttbach steigt eine einzige Feuersäule gegen Himmel, sie ist groß wie das flammende Schwert Michaels des Erzengels im Paradiese. Alles im Feuer, die Felsen leuchten in tiefer Blut herab, unermeßlicher Rauch qualmt wie ein rothes Gewölbe. Und die Wahnsinnigen rasen im Thale auf und ab, ein helles Siegesgeschrei tragen sie her über ihren Häuptern. So sehr zittern die heißen Lüfte, daß meine drei Glocken leise klingen in ihren Reifen. Rauchwirbeln dringen zu den Fenstern herein und prasselnde Funken. Ich eile niederwärts in das schützende Kirchengewölbe; die Heiligen stehen alle in rothem Schein; in meiner unendlichen Angst knie ich nieder vor dem Bildnis Mariens mit dem Kinde Jesu. Dieses ist sonst immer aus dem Bilde gleichsam auf mich zugegangen mit dem Kreuze, und liebevoll lächelnd — heute zuckt der kleine Heiland wie erschrocken zusammen und wendet sich ab vor dem, der ein unschuldiges Christenkind hingegeben hat an einen von jenen, die ihn gekreuzigt haben. . . .

Da klingen hell die Glocken, am Ampelstrick laufen Mäuslein auf und nieder, in den Fenstern blühen die Rosen des Morgens, das Kirchenthor öffnet sich weit, und unter jauchzendem Spiele reigt ein Hochzeitszug herein. — Die ganze Gemeinde ist da und die rothen Hochzeitsbänder an ihrem Gewande sprühen Funken wie lobendes Eisen. Der Rolf hat ein Kleid von eitel Sonnenstrahlen und die Ottilie schwebt wie ein weißes Wölklein herein neben ihrem Bräutigam, und schwarze Engel mit Fledermausflügeln halten in silbernen Schalen zwei goldene Ringe, um das Paar zu binden mit solchen Ketten. Tanzet, tanzet ihr Englein alle, ihr lustigen Gäste, ihr Leuchter auf dem Altare — und das Crucifix tanzt vor dem Tabernakel. Vom Gewölbe fällt Erde, aus den Tiefen krachen die Wetter. Die Todten, im Thale auf Hunden aus dem Erzberg gefahren, sie rollen auf Hunden hier zum Thore herein und tanzen mit uns. Die Steinplatten bersten unter den Füßen, die Wände krachen und wanken, aus Spalten des Bodens lodern Flammen und aufthut sich der Rachen in den feurigen Grund. Stürzend faßt die Ottilie meinen Arm: „Ich bin dem Fremden gefolgt, so folge du mir!“ und reißt mich mit sich hinab. Im offenen Sarg sitzt ein Weib, mit unbeschreiblichem Vorwurf fragt sie nach ihren Kindern, die sie mir anvertraut. Aus anderem Sarge schreit der Kimpelschmied: „So hast du gewacht, o Seelsorger zu Sanct Maria, daß sie die Grundfesten unserer Kirche haben untergraben!“ Dort auf feurigem Erzflöz tanzt ein munteres Paar, das ist der Lehrer

mit der Madame Gortschakoff. Der Ritter, von habernden Hölleuhunden geheßt, reitet über zuckende Menschenglieder hin, und rumpfslose Köpfe stöhnen: „Verloren, verloren!“ Der krump Christel schürt mit dreispießiger Gabel das Feuer. Der Thomas fleht: „Ich hab' ja alles gebeichtet!“ und der Peter Heißel wimmert: „Ich werde es gewiß nicht wieder thun!“ Abseits am sinkenden Denkstein hocht der Kornstock, klumpert und klappert mit seinen Knochen und singt: „Mein Hemd des Glücklichen, wird's aufgeführt im grünen Torwald?“ „Nach hundert Jahren!“ lacht die Gralin hervor aus ihrer Truhe und kollert hinab. Und hinab und alles hinab, der Altar, der Taufstein, die Kanzel, die Glocken — alles hinab in den grenzenlosen Pfuhl, in die finstere Ewigkeit. . . .

Herr Bischof, bist du noch da? Hast du kein Licht? — Laß dir melden, o Herr, zu Sanct Maria im Torwald ist die Kirche versunken. Die Kirche mitsammt der Gemeinde, den Lebendigen und den Todten. — Aus dem Schlunde steigt ein stiller Rauch, aus dem Schlunde fliegt ein weißes Bögeln. . . . Einen Mann mit der Ampel sehe ich wandeln. Ist's der Karl? Ist's der Josef? Oder der Lucian? Ich kann es nicht sehen. — Wie ein rother Stern schwebt das Licht hinauf. Ich folge ihm jagend nach — immer höher in die Wildnis, ins Gebirge mit dem Nordlichtschein. — „Ist's der Kolf?“ rufe ich ihm nach. „Mein Kolf, es ist Nacht, leuchte einem verirrtten Mann!“

„Seid Ihr's, Pfarrer? Und Ihr geht heute nicht in die Kirche?“

„Mein Kolf, die Kirche ist versunken.“

„Und Gott lebt noch. Komm, Bruder, wir gehen zu ihm.“

„Und die anderen, Kolf, die anderen?! . . .“

So endet das Tagebuch des unglücklichen Mannes. Die letzten Blätter sind in Briefform geschrieben. Sie tragen kein Datum, sind aber aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Ende October 1889 entstanden.

Schon im August wollten einige Leute im Torwald an dem Pfarrer eine auffallende Veränderung bemerkt haben. Im September brach er eine Sonntagspredigt mitten ab und rief aus: „Was hilft mein Bitten! die es angeht, sind ja doch nicht da!“ Zur selben Zeit zeigte er sich auch beim Messelesen manchmal verloren und verwirrt, hielt oft plötzlich in der heiligen Handlung inne, wendete sich um und starrte in das Kirchenschiff hinauf. Am ersten Sonntag im October, als er während der Wandlung den Kelch in den Händen hatte, trat er mit demselben die Altarstufen herab und flüsterte dem Kirchendiener zu, er möchte es den Leuten sagen, daß sie eilends hinausgehen sollten. Er hielt dann zwar das Amt bis zum Ende, gieng aber von diesem Tage an nicht mehr in die Kirche. Er sei krank, sagte er selbst, er wolle ins Versorgungshaus gehen.

Der Werksherr nahm sich um ihn an und schrieb nach einem Arzt. Bevor aber dieser erschien, war der gute Wolfgang fortgegangen. Er hatte den Pfarrhof verlassen, war gesehen worden in den Wiesen von Unterschuttbach, dann am Damme der Eisenbahn, am Gartenraine des Curhauses, an den Schlackenhügeln der Gewerkschaft und auf den Schutthalden von Oberschuttbach. Er gieng mit dem Stabe langsam umher, schaute zu Boden, schaute in die Büsche, in die Wässer, als ob er etwas suche. Man grüßte ihn, redete ihn an, er schaute betroffen auf, gieng weiter. Nächtlicherweile war er gesehen worden in den Wäldern, wie er mit einer Laterne umherstieg zwischen dem Gestämme. Unheimlich soll es gewesen sein, wie der Greis unter den Bäumen dahinwankte mit dem Licht, immer weiter hinauf in die Wildnisse. Der Werksherr schickte Leute nach ihm aus, sie fanden ihn nicht, sahen nur manchmal von ferne das Sternlein seiner Laterne flimmern. Aber ein Kräutermann war ihm begegnet, und den soll er gefragt haben: „Hast du keine gesehen, Valentin? Ich suche die verlorenen Seelen.“

Und eines Morgens hoch oben auf der Griefelalm. Als der Hirtner Wolf früh morgens aufstand und in der Dämmerung aus seiner Hütte trat zur Quelle, sah er unter den Wettertannen ein Licht brennen. Eine Laterne stand auf dem Erdboden und neben auf dem Steine saß der Pfarrer. Die beiden Hände auf den Stock gestützt, das Kinn auf die Hände, den breiten Hut tief in der Stirn, so ist er dagefessen wie einer, der gerade ein wenig einnickt.

Der Hirtner will ihn nicht beunruhigen, schöpft leise sein Wasser. Als die Sonne aufgeht und sachte emporsteigt über das weite Alpenrund und der Pfarrer immer noch dasitzt und schläft, und als ein Sacktäglein herabkommt am Stamme, über die Achsel des Ruhenden läuft wie über einen Baumstrunk, und der Pfarrer immer noch schläft, da wird dem Wolf bange. Er tritt hin und sieht, daß der liebe Pfarrer Wolfgang gestorben ist. —

Kein Mensch hatte damals geahnt, warum ihm das Herz gebrochen. In den letzteren Jahren war er gar wenig mittheilhaftig gewesen. An seiner Hinterlassenschaft gab's nicht viel zu ordnen, er hatte alles verschenkt. Er war — so erzählten nun die Leute — überaus gütig gewesen. Sein Gewand, seine Bücher, sonst hatte er nichts hinterlassen. Und im Kasten ganz hinten und unter Büchern versteckt fand man die schriftlichen Aufzeichnungen. Mit Ausnahme der Weihnachtsgeschichte von 1881 und eines Briefes ist alles flüchtig mit Meißtift geschrieben. Theils tagebuchartig, theils in Form von Erzählungen sind die Erlebnisse, Freuden und Leiden und die Seelenkämpfe seiner letzten vierzehn Jahre angemerkt. Diese Schriften haben Aufklärung gegeben; doch lassen sie immerhin noch mehr ahnen als sehen. Sie erscheinen zeitweise lückenhaft; stellenweise sind ganze

Seiten so sorgfältig durchstrichen, daß man sie nicht lesen kann. Es mochte ihm zu thun gewesen sein, sich mancherlei vom Herzen zu schreiben und dann zu vergessen.

Der enge Gesichtskreis einer Bauernnatur, die Weltanschauung eines katholischen Priesters erklären die Hilfslosigkeit, in der er der neuen brutal eindringenden Zeit gegenübergestanden. Die Kindlichkeit, mit der er Verhältnisse mißkannte und Menschen mißverstand, der herzensinnige Idealismus, mit dem er — man möchte sagen fast unbewußt — so viel Gutes stiftete — wie rührend ist uns das! Sein Wesen gieng nicht in die Weite, es gieng in die Tiefe, und in der Tiefe ist es dunkel und sein Herz voll Menschenliebe ist wie die Ampel in der dämmernden Kirchhalle. Seine Größe, sein Leid und tragisches Ende folgte daraus, daß er eine Christusnatur war. Er machte sich verantwortlich für die Sünden der Welt. Und weil er zum Seelsorger bestellt war, so hielt er es für seine Schuld, wenn die Seelen — wie er annahm — im Geiste einer anderen Zeit verloren giengen. Die Ohnmacht seines treuen Berufseifers, der Sieg dessen, was er verwerfen mußte, hatte ihn verwirrt, so daß er die allmähliche Wendung zu Besserem in seinem Sprengel nicht mehr sehen konnte. Seinem Ideale wäre es ja doch nicht mehr recht geworden und so preisen wir es als Glück des auf Erden so einsamen Mannes, daß er entschlafen ist in sein Reich Gottes hinein.

Mit seiner persönlichen Ansicht über die Weltanschauung des Pfarrers Wolfgang Wieser hält der Herausgeber natürlich zurück. Das Buch soll ja keine Zweckchrift sein, sondern vielmehr die Darstellung eines geistigen Lebens, wie es sich wohl auch in anderen treuen Herzen vollziehen mag. Ob ein solches Priesterleben richtig, ob es zweckmäßig ist oder nicht, wer kann das sagen, wer weiß es denn? Es mag unrichtig sein, weil es der Richtung modernen Geistes widerstrebt, und weil es ein Menschengemüth bis zum Tode gequält hat. Es mag richtig sein, weil es so ganz und gar selbstlos nur der Menschheit und ihrem inneren Glücke leben wollte. Solch seeleninnige Kindesmenschen werden in allen Zeiten rührend sein. Rührend, weil sie mitten unter Eigennutz, Roheit und Bosheit hilflos und still verbluten. —

In der Gegend einiges Aufsehen machte die Aussage eines halb-irren Menschen, desselben, von dem in den Schriften erzählt wird, daß er bei dem großen Lahnsturz in Oberschuttbach (1875) lebendig begraben und dann noch gerettet worden sei. Dieser Wiedererstandene wollte einige Tage nach dem Tode des Pfarrers, in der Allerseele nacht, folgenden Traum gehabt haben: Unter den gegen Himmel aufsteigenden Seelen ist auch die des Pfarrers Wolfgang gewesen. Aber gar traurig und verloren. An der Himmelsthür standen die Heiligen, um die erlösten Seelen zu begrüßen und in den Himmel zu führen. Als der Pfarrer herangenah,



verzagt und zitternd, haben sie ihn strenge und mit lauten Vorwürfen zurückgewiesen. Auf den Lärm kommt Christus selbst heraus und wie er den Pfarrer Wolfgang sieht, geht er zwischen den Heiligen und den armen Seelen mit offenen Armen auf ihn zu und ruft: „Komm, du guter und getreuer Knecht!“ und führt ihn an seinem Arme hinein in die ewige Seligkeit.

Dieser Traum ist jahrelang nachgesprochen worden in Sanct Maria und mit ihm, so meine ich, könnten die Schriften den besten Abschluss finden. —

Im Jahre 1893 sind durch Vermittlung eines Freundes, der nicht genannt sein will, mir die Memoiren des Pfarrers von Sanct Maria übergeben worden. Anfangs gieng ich mit dem Plane um, den Stoff in einen Roman zu fassen, bei näherer Überlegung zeigte sich, dass es besser wäre, die Schriften ganz in ihrer unmittelbaren kunstlosen Form zu veröffentlichen. Doch hat mancherlei, als theologische Studien, religiöse und ethische Abhandlungen, endlich auch Aufzeichnungen amtlicher und wirtschaftlicher Natur u. s. w., ausgeschieden werden müssen. Ein Theil dieses Ausgeschiedenen könnte gar wohl einen Band für sich bilden. In vorliegender Ausgabe ist das enthalten, was sich auf sein persönliches Seelenleben bezieht, auf das Verhältnis zu seiner Pfarrgemeinde und zu den Ereignissen und großen Veränderungen, die sich in der Zeit seiner Seelsorge daselbst vollzogen haben. Aus gewissen Gründen ist es nöthig gewesen, Namen zu ändern, hie und da am Stile etwas zu schlichten, einen Ausdruck zu formen, eine Andeutung zu klären, das aber nicht im Sinne einer „Verbesserung“. Die schriftstellerische Begabung, die uns in diesen Blättern entgegentritt, ist immerhin so wesentlich, dass die Erzählung ein Recht hat, in ihrer unangestasteten Eigenart stehen zu bleiben.

Es sei bemerkt, dass die Schilderung der Zustände vollkommen der Wahrheit entspricht, wie sie sich den Besuchern des Torwaldthales heute noch zum Theile darstellt. Die Schilderung der Personen hingegen scheint von den Seelenstimmungen des Autors nicht unbeeinflusst geblieben zu sein. Ungenau werden die Berichte etwa von der zweiten Hälfte des Juni 1889 an. Zur Zeit, da er seine geliebte Ziehtochter hingibt, fängt die Amnachtung an, die in dem Hilferuf an den Bischof erschütternden Ausdruck gefunden.

Natürlich habe ich mich erkundigt nach den weiteren Schicksalen der Personen, die Wolfgang Wieser uns so rührend aus Herz geschrieben hat. Ottilie, geborene Stelzenbacher, ist verheiratet an den dortigen Großgrundbesitzer, Herrn Josef Guldner. Dieser beschäftigt sich ausschließlich mit der Landwirtschaft und ist vor einem Jahre zum Gemeindevorstand gewählt worden. Seine Verwandten sollen ihn nie besuchen. Die Gewerke hat er verkauft und sie stehen nur theilweise im Betrieb. Das Erzbergwerk ist gesehlich eingestellt worden, um jeglicher Gefahr für die Kirche

und sonstigen darauf sich befindenden Gebäude vorzubeugen; demzufolge ist auch der Hochofen aufgelassen worden. Eine vor wenigen Jahren gegründete Landwirtschaftsschule blüht und hat Schüler aus nah und fern. Zur Sommerszeit gibt es Fremde im Thale. Mehrere jüngere Städter haben sich Bauerngüter gekauft, wollen Winter und Sommer dort bleiben und die Wirtschaften persönlich leiten. Wie lange sie es aushalten werden, ist heute noch unbekannt.

Lucian Stelzenbacher ist Wirtschaftsleiter bei seinem Schwager und hält bei Volks- und Arbeiterfesten manchmal eine Rede. Er wird nicht mehr von der Polizei unterbrochen. Es gibt nur zwei Gendarmen im Orte und sie genügen. Der Oberlehrer Uylaki ist ein hübsch untersehter bequemer Herr geworden; er hinkt auf dem linken Fuß, kann sich wegen der gelähmten Hand noch immer kein Stück Brot abschneiden, wohl aber verdienen. Der Küster Karl ist auch unter dem neuen Pfarrer, einem noch jüngeren Herrn, so, wie ihn der alte geschildert hat. Mit musterhafter Sorgfalt bewacht er die Kirche und fördert den religiösen Cultus nach aller Möglichkeit, denn, sagt er, „Religion muß sein, mit dem Gesetz allein kann das Volk nicht gebändigt werden“. Dem neuen Pfarrer scheint dieses Glaubensbekenntnis zu genügen.

Der Thomas Riesner ist wegen allerhand dunkler Geschichten dem Landesgerichte eingeliefert worden und in der langwierigen Untersuchungshaft gestorben. Ob er thatsächlich die Ursache jenes Justizmordes gewesen, von dem die beiden Seelsorger geschrieben, ist nicht bekannt geworden. — Der alte Franzel hat bei seiner Tochter im Herrenhause eine schöne Stube. Manchmal an Sonntagen hält er sich ein paar Stunden dort auf und lehrt den kleinen Enteln lustige Liedeln pfeifen und jodeln. Zum wirklichen Suchezen aber kommt er erst wieder, wenn er in seinem Raubgraben ist. Die traurigen Zeiten, meint er, wären vorbei, nun wolle er erst noch einmal das Leben genießen, er sei ja noch nicht so arg alt, die Gralin wäre über hundert Jahre alt geworden. Bei ihm im Steinhäusel wohnt der Hirtner Rolf. Dieser hütet — seit die Holzschläge eingestellt worden sind — im Sommer die Herden auf der Griefelalm, im Winter hilft er dem alten Franzel Korbflechten. Er ist stets frisch und ordentlich und soll sein Hirtenamt mit größter Gewissenhaftigkeit versehen. Aber so oft er unter Leute gehe und den Mund aufmache, sei der Sonderling vorhanden. Bei seinen Grundfähen, die er so streng befolge, sei es nur ein Wunder, daß er noch runde Backen habe und von den lieben Mitmenschen nicht schon längst aufgefressen worden wäre. Nun, der alte Steinfranzel dürfte als Lebensmitbewerber wohl nicht besonders gefährlich sein. Daß seine Nachkommen unter denselben Grundfähen im Kampfe ums Dasein sehr bald unterliegen müßten, weiß er wohl. Darum ruft er sie nicht.

Der letzte Besuch, bevor wir die Gegend von Sanct Maria im Torwald — vielleicht für immer — verlassen, gilt dem uns traut gewordenen Manne, der in so treuer Art Glaube gelehrt und Liebe gelebt hat, dem Dulder und gottinnigen Menschen, der im Angesichte einer untergehenden Welt gestorben ist am gebrochenen Herzen. — Rechts am Kirchhofsthore ist sein Grab. Seine Ziehtochter hat ihm ein steinernes Kreuz setzen lassen, an dessen Fuß eine hängende Ampel eingemeißelt ist als Sinnbild seines wahren Priesterthumes vor dem Altare und vor den Menschen. Darunter, am Sockel des Kreuzes, stehen die Worte: „Das ewige Licht ist die Liebe.“

## Abendgang.

Von Carl Gottfried Ritter von Teitner.

**A**ber die Alpen hin, ein Friedensengel,  
Schwebte lächelnd und still der hohe Vollmond,  
Auf des Dorfes Gräber in heiliger Ruhe  
Lilien streuend.

Und in der Seele tief ergriffen, führt' ich  
Sie durch flüsternde Friedhofgräber heimwärts,  
Den bethauten Pfad in gedankenvollem  
Schweigen durchwandernd.

Endlich erhob sie sanft das Aug' und sagte  
Leisen, zitternden Ton's: „Ich sterbe gerne;  
Hier, nur hier nicht bette der Tod das fremde  
Einsame Mädchen.


„Fern in der Erde schlicht behalmet läge  
Und verlassen mein Grab — ach! ohne Blumen.  
Niemand weinte dort, als von lieber Heimat  
Kommende Wolken.“

Und im Vorbeigeh'n an des Münsters Garten  
Brach ich eine der Rosen ab vom Strauche,  
Bot sie ohne Worte der Jungfrau, und sie  
Sah mir ins Auge.

Sah mir ins Auge, das von Thränen glänzte,  
Nahm den Strauß an die Brust und sprach nichts weiter.  
Ob sie wohl errieth, wer ihr Blumen pflanzen  
Würde und weinen? —

## Auf halbem Wege.

Eine Erzählung von Hans Walter.


 In einer Tischgesellschaft von ernstern Männern kam eines Abends das Gespräch auf die Welttauglichkeit des Evangeliums. Mehrere der Anwesenden behaupteten, die christliche Lehre trage nicht allein die Bürgschaft der ewigen Seligkeit an sich, sondern auch das Glück der Erde, den Frieden in der Gesellschaft, das Gedeihen jedes einzelnen.

Einer war da, der solches bestritt. „Wenn jedermann nach der christlichen Lehre lebt“, sagte dieser, „dann vielleicht. Dann gebe ich's zu, daß sie auch auf Erden zum Glücke führen kann. Anders ist es, wenn nur einzelne darnach leben. Für diese ist sie dann durchaus nicht förderlich, der einzelne geht vielmehr zeitlich daran zugrunde. Vorausgesetzt, daß es möglich ist, die hohe Lehre in ihrer ganzen Strenge zu befolgen, macht sie den Menschen für die Aufgaben und Bestrebungen der modernen Gesellschaft ganz und gar unfähig, ja kann — mißverstanden — auf Irrungen und Abwege führen, wovon ich ein Beispiel aus dem Leben zu erzählen wüßte.

Hierauf sagte ein anderer: „Wenn Sie ein Beispiel wissen, daß die Befolgung der christlichen Lehre auf Abwege leitet, so weiß ich hunderte und tausende von Beispielen, daß die Nichtbefolgung derselben zum Verderben führt.“

Nun, das sei selbstverständlich, meinten mehrere und sei längst bewiesen. Interessant jedoch dürfte der Ausnahmefall sein, wenn ihn jener erzählen wolle.

Der Aufgeforderte sprach: „Da wohl nicht zu befürchten ist, daß das Schicksal des Helden meiner Geschichte einen von uns der christlichen Lehre noch mehr entfremden könnte, als es, wie wir uns kennen, wahrscheinlich ohnehin schon der Fall ist, und da sich ferner von uns wohl überhaupt keiner so wörtlich in die Bergpredigt einlassen wird, als es mein Herr Eberhard gethan, so werde ich die Geschichte wohl ohne jeglichen Widerspruch erzählen dürfen. Die Lehre, wenn man schon eine daraus ziehen wollte, könnte ja immerhin die sein: der eine gieng an der Befolgung des Christenthums nur deshalb zugrunde, weil es nicht auch die übrigen befolgten.“



Und hierauf begann er zu erzählen.

Im Landstädtchen K. lebte ein junger Buchhandlungsgehilfe namens Eberhard Roland. Er war vor wenigen Jahren aus einem Nachbarsorte eingewandert, nachdem er dort seine Mutter und seine Schwester begraben hatte. Das waren seine einzigen Verwandten gewesen, er hatte ihnen wacker leiden geholfen. Die Rolande waren einst eine geachtete Bürgerfamilie gewesen und dann von einem unermesslichen Unglück heimgesucht worden. Ein Roland war nämlich einer schweren Gewaltthat wegen zum Tode verurtheilt und dann durch den Strang hingerichtet worden. Das war der Großvater des Eberhard gewesen. Von jener Zeit an war es mit der Familie abwärts gegangen, sie war entehrt, gemieden, verachtet. Das Geschäft stockte, gieng zu Grunde, die Familie verarmte, brachte sich viele Jahre lang zwar redlich, aber kümmerlich durch. Man hatte nichts einzuwenden gegen die fleißigen Leute, dajs aber jener Roland gehenkt worden war, blieb ihnen unvergessen und blitzte bei jeder Gelegenheit hervor. Eberhards Vater war als Leinweber in jungen Jahren gestorben, der Sohn hatte die Buchbinderei gelernt und mit diesem Handwerk Mutter und Schwester recht und schlecht ernährt, bis beide bei einer Seuche in einer und derselben Woche verschieden.

Seither wohnte Eberhard in der Stadt K., wo er vom Buchbinder zum Buchhändler aufstrebte, nachdem er es vorher mit mehreren anderen Erwerbsarten vergebens versucht hatte. Er war ein unruhiger Geist und sprang in Gegensätzen hin und her. Von einigermaßen beschaulicher und sogar schwärmerischer Naturanlage, trug er sich eine Zeitlang mit dem Gedanken, in ein Mönchskloster zu gehen, bis er in ein Bankgeschäft als Brieffschreiber eintrat. In kurzer Zeit war er Buchhalter und hatte sich etliche hundert Thaler Vermögen erspart. Da mietete er sich vor der Stadt einen Heuschoppen und begann mit Holz und Kohlen zu handeln. Als höchst anständiger Geschäftsmann bald bekannt, begann der Handel zu blühen, aus dem Schoppen ward ein stattliches Magazin, dem sich größere Lager angeschlossen, aus dem schlichten Buchbinderjungen war ein geachteter Kaufmann geworden. Bei dem allein blieb es aber nicht. Von hübscher Gestalt und freundlichem Wesen, gewann er die einzige Tochter des Bankinhabers, bei dem er in Diensten gestanden und wurde ein wohlgesetzter Ehemann und Hausvater. Ein Jahr später kam ein kleines Kind und ein großer Treffer, er hatte in der Staatslotterie das Hauptloos gezogen. Jetzt war er auf einmal ein halber Millionär und er wußte eigentlich selbst nicht, wie das zugegangen.

Nun hatte in ihm aber sachte eine Änderung stattgefunden, die er wohl selber erst etwas spät bemerkte. Einst in armen Kreisen lebend, war er sehr mitleidig gewesen und hatte er schon in der That nur wenig Gutes thun können für die Nothleidenden, so hatte er für sie doch stets

ein warmes Herz, und manches Wort der Theilnahme tröstete manchen Leidenden mehr, als eine Gabe auf die Hand. In dem Maße aber, als Herr Eberhard wohlhabend wurde, fühlte sich sein Gemüth ab gegen die Armen. Er war zwar wohlthätig, gab Almosen, doch weniger aus innerem Drange, denn weil er sich als reicher Mann dazu verpflichtet fühlte. Die Armut vor sich zu sehen, war ihm unangenehm, und manchmal erschien sie ihm wie ein Makel, das etwa dem Leichtsinrigen oder Fahrlässigen anhaftet. Einst hätte er den hungernden Bettler sättigen mögen, ohne ihn erst seines Hungers wegen zur Rechenschaft zu ziehen, jetzt fragte Herr Eberhard schon: „Warum arbeitet Er nicht? Was hat Er getrieben, daß Er so verkommen ist?“

Früher hatte er sich zu den wenigen Feierstunden in seinem Stübchen mit den paar Holzmöbeln und den kleinen Bildern seiner Mutter und Schwester an der Wand sehr heimlich und behaglich gefühlt. Jetzt in seinen reichausgestatteten Gemächern war ihm einmal dieses, einmal jenes nicht recht und seine Wünsche und Bedürfnisse waren den That- sachen immer um eine Spanne voraus. Manchmal empfand er die Last des Reichthums, die Last der damit verbundenen Pflichten, dann wieder kam es ihm vor, als müße er seine Kraft, seinen Credit, die Verhältnisse zu wenig aus und als sei es seine Aufgabe, noch reicher zu werden — so reich als nur menschenmöglich. Er gönnte sich daher nur wenig Ruhe, rechnete, plante neue Unternehmungen, und wenn er dann zum Jahres- schluss die Bilanz zog, soweit sie bei den ausgedehnten Besitzungen und Geschäften zu ziehen war, sah er immer mit freudigem Schreck, wie rasch die Millionen wuchsen. Aber schon allemal in den nächsten Stunden fragte er sich, warum sie denn eigentlich nicht noch schneller wüchsen und was daran wohl die Ursache sein könne?

In einer solchen Stunde, als er über den Teppich seiner Treppe herabstieg zum bereitstehenden Wagen, um auszufahren zur Sitzung in einem wohlthätigen Verein, kauerte an der Pforte eine verwahrloste Bettlergestalt, schlotternd, mit eingefallenem, grünem Gesicht und verglastem Auge. Fast verstellte er dem Herrn den Ausgang, zudringlich hielt er seine mumienhafte Hand hin und verlangte ein Almosen.

„Wie?“ fragte Herr Eberhard aufgebracht über den vordringlichen Gesellen, „bin ich dem Kerl was schuldig? Arm? Aus Ihm riecht weniger die Armut als der Brantwein, dünkt mich. Warum arbeitet Er nicht? Schämt Er sich nicht, von anderer Leute Arbeit zu leben? Und frech?! Fort, ich theile nichts!“ Damit stieg er rasch in den Wagen, aber noch bevor der Diener den Schlag zuwarf, stürzte der Bettler zusammen und ein Blutquell sprang aus seinem Halse. Mit einem spitzen Messerchen hatte er sich den tödtlichen Stich versezt.

Von diesem Tage an stieg der Reichthum des Herrn Eberhard nicht mehr. Nicht etwa, als ob auf dem Hause von nun an ein Fluch lastete,

vielmehr ein Segen. Herr Eberhard hatte sich vorgenommen, mehr den Armen zu leben. Er verzichtete auf den bisher bezogenen großen Gewinn seiner Geschäfte und begnügte sich mit geringerem, den er nicht allein an wohlthätige Anstalten, sondern auch an einzelne Arme vertheilte. Dadurch aber wurde sein Geschäftshaus nur noch gesuchter und er konnte kaum so viele Wohlthaten üben, daß der Reichthum nicht doch immer wieder stieg. Von seinem Katecheten hatte er als Knabe „Die Nachfolge Christi“ zum Geschenk erhalten. Das war sein Lieblingsbuch gewesen in der leidensreichen Zeit seiner Jugend. Jetzt holte es Herr Eberhard wieder hervor und anstatt im Curszettel las er im Erbauungsbuche. — Es war ihm ernst. — Den schweren Prunk hatte er aus seiner Wohnung entfernt. Mit seiner Familie gab es Kämpfe, als er darangieng, einen Luxus um den anderen abzuschaffen, er aber sagte: „Meine Lieben, wir haben uns verirrt in die Wüste des Geldes, wir müssen umkehren und Menschen werden.“ Die jungen Herrschaften mußten sich's wohl oder übel gefallen lassen, Menschen zu werden — sie wurden es. Die Söhne entsagten dem Sporte, die Töchter dem Putz. Das thaten sie aber erst, als Herr Eberhard ihnen eines Tages mitgetheilt hatte, bei einer großen fehlgeschlagenen Speculation hätte er beinahe sein ganzes Vermögen verloren. In Wahrheit war dem nicht genau so, nur daß er selbst täglich tausende von Thalern hinweggab an Armenhäuser, Krankenhäuser, Schulen, Kirchen und Bettler. Er arbeitete noch einige Stunden des Tages, die übrige Zeit verbrachte er, um Statistiken zu studieren, Armut und Elend zu erforschen und da sah er denn freilich, daß Armut und Elend über alle Maßen unergründlich sei, mit keinem Reichthum der Welt wett zu machen. Das ließ ihn nicht verzagt werden. Er wollte das Seine thun und sich ganz den Nebenmenschen opfern. Er las fleißig im Evangelium Christi: — Selig sind die Armen im Geiste, ihrer ist das Himmelreich. Selig sind die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen. Gib dem, der dich bittet, und wende dich von dem nicht ab, der von dir borgen will. Deine Linke wisse nicht, was deine Rechte thut und achte, daß dein Almosen verborgen bleibe. Sammle nicht Schätze auf der Erde, wo Rost und Motten fressen; sammle Schätze für den Himmel. — Und wenn Herr Eberhard sich so versenkte in diese Lehren und sie befolgte, da athmete er oft wie erleichtert auf. Jener Sterbende an seiner Thür, er starrete ihn nicht mehr an mit jenem unendlichen Vorwurf, er blickte fast freundlich auf ihn. . . .

An der Pforte des reichen Mannes drängten sich die Armen aller Art. Herr Eberhard unterschied nicht mehr strenge zwischen verdienter und unverdienter Armut, er half wo und wie er konnte. Dem einen zahlte er die Zinsen, dem anderen die Steuern, dem dritten schrieb er sich als Bürgen auf den Schuldschein. Einem Defraudanten, dem die Entdeckung drohte, gab er Geld zur Erziehung des Abganges. Und wenn

er von seiner Gemahlin, von seinen Kindern gefragt wurde, was denn die vielen Leute immer wollten, wenn das Geschäft so ganz und gar ruiniert sei, so antwortete er: „Das sind eben die Gläubiger, die ihre Güter holen kommen, welche ich ihnen bisher verwaltet habe.“

Die Frau schwieg und blickte ahnungsvoll einer schlimmen Zukunft entgegen. Dabei war ihr aber süß, daß ihre Familie von der Bevölkerung geradezu vergöttert wurde, daß sie als die Gemahlin des reichen Wohlthäters bei jeder Gelegenheit Ehren genoß, als wäre sie die Fürstin der Stadt und des Thales. Allerdings wurden im Hintergrund auch Stimmen laut: Die Eberhardischen würden wohl wissen, warum sie so viel Gutes thun; sie könnten wohl noch mehr geben. Wenn so einer, wie der Eberhard, hundert Thaler gibt, die er nur aus der Casse zu nehmen braucht, da ist's gerade so viel, als wenn der arme Mann einen Kreuzer schenkt. So einer kann eine Million verschenken und er thut sich nicht so weh, als wenn ein Armer ein Paar Stiefel versehen muß.

Herr Eberhard hörte von solchen Stimmen wenige, denn im Vordergrund stand das laute Lob. Er kam sich selbst manchmal vor wie ein Heiliger, der aus Nächstenliebe die Güter der Erde hingibt. Seinen Kindern sprach er von der Unsittlichkeit ererbten oder nicht persönlich erworbenen Reichthums und wies sie an, ihren Lebensunterhalt sich selbst zu verdienen. Es ward ihm bitter hart, er kämpfte übermenschlich, ehe er sie verstieß, doch endlich siegte er durch den Ausspruch: Du sollst deine Familie verlassen und mir nachfolgen! — Und er fuhr fort, die Reste seines Vermögens hinzugeben. Seine Gemahlin hätte ihn wohl rechtzeitig unter gerichtliche Aufsicht stellen lassen, wenn sie nicht von seiner Darstellung, als wäre längst durch die unglückliche Speculation alles verloren worden und die seitherigen Weggaben seien nichts als das Zurückstellen aufbewahrten Geldes, wenn sie sich nicht davon hätte irreführen lassen. Nun fiel sie ihm freilich um den Hals und sprach: „Lieber Mann, wir werden noch selber betteln gehen müssen.“

„O kurzsichtiges Menschenkind“, sagte zu ihr Herr Eberhard, „denke an das Wort des Heilands: Wer zwei Röcke hat, der gebe den einen davon dem, der keinen hat. Siehe die Vöglein in der Luft, die Blümlein auf dem Felde, sie säen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater ernährt und kleidet sie doch. Wenn mir nur ein kleines Dachstübchen bleibt, wie ich es einst besessen, dann bin ich schon zufrieden.“

Darauf vergingen noch wenige Jahre, dann war sein Ziel erreicht. Herr Eberhard wohnte in einem schiefwändigen frostigen Dachstübchen. Und wenn seine Frau, die auf dem Siechenbette lag, seinen Rock flicken wollte, so konnte er nicht ausgehen, um Lebensmittel zu sammeln, denn er hatte nur einen Rock. Seine in der Jugend verweichlichten Söhne hatten dem herben Existenzkampfe nicht standzuhalten vermocht und



waren verkommen, die Töchter hatten sich einem Gewerbe ergeben, das ihnen unmöglich machte, noch einmal unter die Augen der ehrlichen Eltern zu treten. So waren die zwei alternden Leute nun ganz allein. Herr Eberhard hatte in seinem Dachstübchen aber doch die Beschaulichkeit und den Herzensfrieden nicht wieder gefunden, den er sich erhofft. Sein christliches Wohlthun — wie Schuld pochte es nun manchmal an sein bangendes Herz, besonders wenn er an die verlorenen Kinder dachte. Dazu ward er täglich beleidigt von der Roheit derer, zu denen er bittend kam; sie nannten ihn einen Verschwender, dem jetzt ganz recht geschehe. Von den nachgerade zahllosen Leuten, denen er einst Gutes gethan im großen wie im kleinen, waren nur wenige vorhanden, von diesen entschuldigte sich der eine mit eigenen Sorgen, der andere reichte ihm widerwillig eine kleine Gabe und den guten Rath, sich doch selbst wieder etwas zu verdienen, auch der Hände Arbeit schände nicht. Von der grenzenlosen Verehrung, die er einst genossen in der Gegend, war nichts mehr übrig geblieben, ja man erinnerte sich nun wieder, daß der Taugenichts doch im Blute liegen müsse, da ja sein Großvater stranguliert worden sei. — Für solche Herzensbitterkeit fand Herr Eberhard in seinem Evangeliumbuche kein rechtes Sprüchlein. Und bei den schönen Worten von der Seligkeit der Sanftmüthigen, Traurigen und Verachteten war ihm, als paßten sie nicht auf seine Verhältnisse, als habe der Heiland eine so ungeheuerliche Undankbarkeit der Welt nicht voraussetzen können.

Eines Tages kam ein gerichtlicher Auftrag, Herr Eberhard Roland habe tausendfünfhundert Thaler zu zahlen für eine Bürgschaft, die er einst geleistet. Darauf antwortete er: „Machet, was ihr wollt, ich habe nichts.“ Da erschien nach einem Weilchen ein Gerichtsbeamter mit zwei Dienern, und mit ihnen der Gläubiger, ein reicher Bäckermeister von A. Dieser riß seine große, mit Banknoten wohlgefüllte Briestafche aus dem Sack, zog aus derselben aber keine Banknoten, sondern den Schuldschein, unter welchem Herr Eberhard als Bürge stand. Der Bäcker schimpfte und fluchte eine Weile über den voreinstigen Prasser und Windbeutel, der jetzt von anderer, von ehrlicher Leute Arbeit leben wolle, und dann wurden die wenigen Möbel- und Einrichtungsstücke in Beschlag genommen und dem Herrn Eberhard die Wohnung gekündigt.

Am rechten Arm ein Bündel, am linken sein krankes Weib, so wankte Herr Eberhard hinaus. Bei wohlhabenden Leuten klopfte er an, die einst seine Nachbarn gewesen, sie hatten Ausflüchte. Eine alte arme Tabakverkäuferin, die selber froh in ihrer Bude, lud die armen Leute ein, bei ihr zu rasten. Dem Herrn Eberhard aber war jetzt nicht ums Rasten; als er sein Weib in die Obhut der Ständlerin gegeben hatte, gieng er hinaus in die Auen. In ihm war ein unerhörter Sturm. Er verfluchte nicht die undankbaren Menschen, nein, er wüthete in grenzen-

loser Bitterkeit gegen das Evangelium, welchem er so gläubig und opferwillig gefolgt war, und welches ihn dahin geführt hatte, wo er sich jetzt befand.

Dem Mühlbache gieng er entlang. Da fiel ihm etwas ein. Er schlug es rasch von sich, sein Weib konnte er nicht verlassen. Aber was sonst? Was nun sonst? — Nach langem Irren kehrte er um gegen die Stadt, es begann schon das Dunkeln des Abends. Vor sich sah er einen großen dicken Mann dahinwackeln, sein Stöcklein bei jedem Schritt gar selbstbewußt auf den steinigen Boden stoßend. Das war der Bäckermeister, der ihn vorher entheimt hatte. Er war wohl bei seiner Mühle draußen gewesen. Dem Herrn Eberhard wurde das Blut rasend, als er in diesem Manne gleichsam verkernt seinen ungeheueren Irrthum, sein Unglück sah. Der Bäcker war durchaus nicht christlich; er war hart und rücksichtslos, er zertrat unbedenklich Existenz um Existenz, wenn er daraus Nutzen ziehen konnte. Und wie gieng's ihm gut und wie lief er so gar nicht Gefahr, einmal zu verarmen, einmal die Achtung der Mitmenschen zu verlieren. Hatte er diesen Bäcker nicht einst selbst aus einer großen Geschäftsgelegenheit gerissen? War das Geld seiner heute gefüllten Briestafche nicht vielleicht Eberhards Geld? Konnte er es nicht wieder zurücknehmen jetzt . . . ?

Plötzlich bückte sich Herr Eberhard, hob einen scharfkantigen Stein auf und schleuderte ihn nach dem Kopfe des Bäckers. Dieser stürzte fast lautlos zusammen.

Herr Eberhard vergaß, weshalb er den Stein geworfen, ließ den Sterbenden liegen und gieng hastig der Stadt zu, um sich dem Gerichte zu stellen. Da lief ihm jemand nach und flüsterte: „Herr Eberhard! Herr Eberhard! Sie wollen Ihrem Großvater nach! Das dürfen Sie nicht.“

Herr Eberhard blieb stehen und fragte den etwas unheimlich aussehenden Mann, was er wolle.

„Nein“, wiederholte dieser, „das dürfen Sie nicht. Den Bäcker nehme ich auf mich. Wissen Sie noch? Der Postdefraudant! Der Funder!“

„Der Johann Funder sind Sie? Jener Johann Funder?“

„Der bin ich“, entgegnete der andere. „Und wissen Sie, was Sie damals gesagt haben, wie Sie mir die veruntreute Summe vorgestreckt? Der Herr im Himmel freue sich über ein verlorenes Schaf, das gerettet werde. Ich bin damals wieder ein braver Mensch geworden, ohne daß jemand eine Ahnung hatte, daß ich ein Lump gewesen. Und habe noch manch glückliches Jahr genossen.“

„Wollen Sie mir jetzt etwa das Geld zurückzahlen?“ fragte Herr Eberhard.

„Das kann ich nicht.“

„Ich brauch's auch nicht.“

„Ich habe weniger als nichts“, jagte der Postbeamte, „ich habe wieder gestohlen und die Polizei ist mir schon auf den Fersen, jetzt hilft mir nichts mehr, und deswegen nehme ich auch gleich den Bäcker auf mich und Sie sind so gut und streichen mir die Schuld.“

So hatte der Mensch in hastigen Stößen gesprochen und dann eilte er dahin.

Herr Eberhard lehnte sich an den Stamm einer Wildkastanie und hub an laut zu weinen. — Also doch noch eine Dankbarkeit! Und was für eine!

Spät abends kam er zu seinem Weibe zurück, das in der Kammer jener Tabakverkäuferin auf einem alten Tuchmantel lag, und zu ihr sagte er: „Wärest du nur bei mir gewesen auf diesem Spaziergang, so hätten wir in Zukunft beide ein Quartier, nicht bloß ich allein. Weißt du etwas Neues? Just haben sie den todten Bäcker vorbeigetragen, der uns gepfändet hat. In der Au mit einem Stein erschlagen. Der Postbeamte Funder will's gethan haben. Der Funder ist ein Lügner. Ich werde es den Herren schon beweisen, daß der Funder ein Lump ist. Aber dieser schlechte Lump ist der bravste Mensch in der ganzen Stadt. — Er ist dankbar.“

Am nächsten Tage wurde das Weib ins Armenhaus gebracht und Herr Eberhard ins Gefängnis. Er hatte tüchtig zu thun gehabt, seinem dankbaren Postbeamten den erschlagenen Bäcker zu entwinden; es schien auch so unglaublich, daß Herr Eberhard einen Mord sollte begangen haben. Er legte einen freiwilligen Eid drauf ab. Ob's ein Rachemord oder ein Raubmord hätte sein sollen, das wüßte er aber selbst nicht. — Und nun hatte er wieder seine Beschaulichkeit. Nun konnte er nachdenken, warum er eigentlich dem Heiland nur bis zum Dachstübchen nachfolgen wollte, und nicht weiter — nicht bis zu Schmach und Schande, nicht bis zur Verfolgung, nicht bis zur körperlichen Pein und Kreuzigung? Warum er denn seine gesellschaftliche Stellung, sein Vermögen, ja selbst seine Familie hingeopfert hatte, um dem Evangelium gerecht zu werden, wenn er dann doch auf einmal der menschlichen Natur nachgab? Jetzt sah er, wohin die Nachfolge Christi führt: Wenn man dem Heiland auf dem ganzen Wege nachfolgt, so kommt man in den Himmel, wenn man auf halbem Wege ablenkt, so kommt man in den Kerker. Gelitten muß es in beiden Fällen sein. Wer nicht unschuldig will leiden, der muß büßen.

## Das verlassene Dorf.

Dichtung von Oliver Goldsmith; aus dem Englischen übersetzt von H. Meinhardt.

**W**ein theures Auburn, Blume du des Gaus,  
 Wo Kraft und Wohlstand zierten jedes Haus,  
 So schön, daß dich zu schaun der Frühling eilt  
 Und spät der Sommer gerne noch verweilt,  
 O Heimat du, voll Unschuld und voll Glück,  
 Die Thräne schwillt, denk' ich an dich zurück!

Wie oft ich wohl dort jene Pfade ging,  
 Wo schlichter Reiz mich überall umging:  
 Das Häuslein dort, so traut von Wein umrankt,  
 Des Bauern Hof dort, der in Wohlstand prangt,  
 Am raschen Bach du stets geschäft'ge Mühl',  
 Du, schmuckes Kirchlein, droben auf dem Hühl;  
 Ihr Rüstern endlich, die ihr Schatten hold  
 Dem müden Greis, wie junger Lieb' gezollt!  
 Wie segnete ich jeden Tag der Ruh',  
 Der euch des Dörfleins Scharen führte zu.  
 Der Arbeit ledig, nahten sie im Fuß,  
 Des Spiels gewärtig unter eurem Schuß.  
 Da gieng der Alten Blick dann hin und her,  
 Ob wohl die Jugend ihrer würdig wär';  
 Und rüst'ger sprang der Bursch dann übern Grund,  
 Geschick und Kraft wetteiferten im Rund,  
 Bis, satt der immer wiederholten Jagd,  
 Die tolle Schar nach neuen Spielen fragt.  
 Und Paar an Paar schwingt tanzend sich im Kreis;  
 Es durchzuhalten, ist der Mühe Preis.  
 Was schießt den Burschen Staub und Schweiß?! Er schwingt  
 Sein Mädcl, daß ihr schier das Nieder springt.  
 Gelächter rings; und manchen heißen Blick  
 Hält kaum der Mutter Strenge noch zurück.

Ihr guten Leut'! Ein einfach Spiel, wie dies,  
 Es machte auch der Wochen Arbeit süß,  
 Füllt Herz und Haus auch mit zufried'nem Sinn,  
 Ein einfach Glück, und doch — wo ist es hin?!



Süß lächelnd Dörflein, Zierde du des Gaus,  
 Hin ist dein Reiz und all die Lust ist aus.  
 Die freien Bauern scheuchte der Tyrann,  
 Und nur Verwüstung starrt noch rings mich an.  
 Nur einer herrscht, wo viele sich gefreut,  
 Um halb zu ernten, was der Acker beut.  
 Nicht freut am Ätherblau sich mehr der Bach,  
 Durch Schilf und Vinsen quält er sich; und ach!  
 Wie still es ward: Wo sonst die Mühle rauscht',  
 Wird nur der Dommel Klage-ton erlauscht,  
 Den öden Raum durchgellt des Ribiß Schrei,  
 Doch nur das Echo quält sein Einerlei.  
 In Trümmer sinkt des Bauern Hof, und aus  
 Geborst'nen Mauern nickt das Gras heraus.  
 Verscheucht von des Zerstörers gier'ger Hand,  
 Sucht Englands Sohn sein Heim auf fremdem Strand.

Heillos das Land und wert, daß es erstirbt,  
 Wo Gold sich häuft und Menschenkraft verdirbt.  
 Die Herr'n und Fürsten mögen wechseln doch!  
 Ein Hauch erhub sie, segt sie fort wohl noch,  
 Der Bauer aber ist des Volkes Kraft,  
 Und ist die hin, wer ist, der neu sie schafft!

Es gab 'ne Zeit, eh' Englands Leid begann,  
 Wo jeder Acker nährte seinen Mann,  
 Gesunde Arbeit war's, was Gut und Hab',  
 Und, wenn nicht mehr, doch jede Nothdurft gab.  
 Sein höchstes Glück: gesundes, frohes Blut,  
 Und Reichthums Unkenntnis sein bestes Gut.

Wie anders heut, wo klug des Handels Geist  
 Des Bauern Erbtheil fühllos ihm entreißt.  
 Wo einst bescheid'ne Weiler mich erfreut,  
 Erblick' ich stolze Prachtgebäude heut',  
 Brunküberladen, wo der Überfluß  
 Sich selbst bestraft mit stetem Überdruß.  
 Die Feierstunden, die dem Fleiß geblüht  
 Und nichts verlangt als nur ein frei Gemüth,  
 Die frohen Spiele, die rings das Gefild  
 Mit Reiz erfüllten, recht ein Friedensbild,  
 Sie flohen fernhin, kommen nimmer her,  
 Denn Bauern, freie Bauern, sind nicht mehr.

O süße Heimat, Mutter allen Glücks,  
 Ich klag' mit dir den Wechsel des Geschicks,  
 Nun da ich schweife im vertrauten Rund  
 Durch starre Mauern und zerstörten Grund,  
 Und wieder schau' nach manchem langen Jahr  
 Dich, Rüsternplatz, der einst mein Eden war.

Geschäft'ge Geister der Vergangenheit,  
 Ihr weckt mein Herz, doch ach, ihr weckt's zum Leid.

So weit ich zog durch diese Welt voll Schmerz,  
 Geleitet' mich ein Hoffen allerwärts,  
 Daß mir das Schicksal eines noch erlaubt',  
 Zu betten hier mein sorgenmüdes Haupt;  
 Hier sollte mir mein Lebensabend nahn  
 Und wie ein Freund mit traurem Arm umfahn.  
 Wer hört zu hoffen auf?! Auch ich hofft' lei',  
 Sah mich, ihr Bauern, dann in eu'rem Kreis,  
 Erzählend schlicht am trauren Feuerherd,  
 Was mich die Welt und manch ein Büch gelehrt.  
 Ja, wie ein Wild, vom Jagdgesolg umrast,  
 Stets dorthin strebt, wo es zuerst gegrast,  
 So hofft' ich, daß das Ende meiner Qual  
 Mich grüßen würd' im lieben Heimatthal.

Denn Einsamkeit, Freundin des Alters, du  
 Wiegst alle Erden Sorgen sanft in Ruh'.  
 Wohl dem, der so in schatt'ger Wipfel Bann  
 Von seines Lebens Arbeit ausruhn kann,  
 Der Welt entrückt, die uns so leicht verdirbt,  
 Je schmeichelnder sie unser Herz umwirbt.  
 Denn wenn dem Herrn der Groll des Frohners flucht,  
 Der ätzend ihm des Abgrunds Schätze sucht,  
 Und jeder Bettler, den vom Prunkpalast  
 Der Pfortner stößt in schuldbewusster Gast,  
 Kann er des Wegs zum Grab in Frieden ziehn,  
 Denn gute Geister nur geleiten ihn.  
 Auf leisen Sohlen ihm das Alter naht,  
 Ergeb'ner Sinn süßt ihm den rauhen Pfad,  
 Nicht wird's um ihn, je mehr sich neigt sein Lauf,  
 Und hier schon thut der Himmel ihm sich auf.

Willkomm'ner Laut, wenn's abends lebensvoll  
 Vom Dorf zum Hügel dort herüberscholl,  
 Da hemmt' ich meinen Schritt und horchte lang,  
 Wie's aus der Fern' gedämpft herüberklang,  
 Der Bursch antwortet auf des Mädchens Lied,  
 Dumpf brüllt die Kuh', die's hin zum Stalle zieht,  
 Die Gänse kreischen fröhlich auf dem Pfuhl,  
 Der Rinder Schar stürzt lärmend aus der Schul',  
 Hell kläfft der Spiz, und horch, wie lustbeschwingt  
 Der Jauchzer dort aus froher Brust erklingt!  
 Der Heimat galt, und ihrem Glück der Schall,  
 Nicht holder tönst du, Lied der Nachtigall.

Ach, wie so rasch sich alles das verlor!  
 Kein froh Gewühl füllt jetzt mein horchend Ohr;  
 Gras auf den Pfaden, doch kein Schritt, kein Schall  
 Das farb'ge Leben rings erstorben all,  
 Einsam nur schwankt das graue Weiblein dort  
 Hin zu des schlamm'gen Rinnsals grünem Bord.

Wozu? Nur um der armen Kresse will'n,  
 Des alten Leibes Hunger dran zu still'n?  
 Reifig zu sammeln für die kalte Nacht,  
 Die sie mit Seufzen schlummerlos durchwacht?  
 Ich seh' dich, und das Herz springt mir vor Leid,  
 Du letzte Zeugin der Vergangenheit!

Dort lacht' ein Gärtchen einst, wo jetzt verlorn  
 Das Blümchen nicht durch strupp'ger Hecken Dorn,  
 Verwildert Buschwerk zäunet dort die Stell',  
 Wo einst das Pfarrhaus winkte freundlich hell.

Wie theuer doch der Pfarrer allen war!  
 Sein ganzes Reichthum — vierzig Pfund das Jahr.  
 Sein einz'ger Wunsch, — zu bleiben hier in Gast  
 Und still zu enden seine Pilgerschaft.  
 Sein Sinn war's nicht, zu schmeicheln aller Welt  
 Durch wind'ge Lehre, die dem Tag gefällt,  
 Und hoch zu steigen durch der Großen Gunst;  
 Ein Herz voll Liebe, das war seine Kunst.  
 Das jahr'nde Volk, wie kannte es sein Haus!  
 Schalt er die Unrast, half er gern doch aus,  
 Wie oft lehrt' hier der alte Bettler an,  
 Des strupp'ger Bart bekannt bei jedermann,  
 Der Diebaus, der, der einst reich, nun betteln geht,  
 Doch nie umsonst an dieser Thür geklopf;  
 Der Invalid auch, ach wie manche Nacht  
 Hat der am Feuer plaudernd hier verbracht!  
 Ein Mann der Schmerzen, galt's dem eig'nen Leid,  
 Voll Kraft und Feuer, galt's der alten Zeit.

Das alles hört' der Pfarrer mit Geduld,  
 Sein Herz voll Liebe dacht' nicht ihrer Schuld;  
 Ob böz, ob gut, zur Hilfe stets bereit,  
 Kannt' er nur Liebe und Barmherzigkeit.  
 So war's ihm Lust, zu lindern fremdes Leid,  
 Und fehlte er, war's aus Gutherzigkeit.  
 Sein Amt sein Stolz, zu wachen früh und spät  
 In Lust und Leid für alle im Gebet.  
 Und wie der Spatz den Nestling, der noch jagt,  
 Bald lockt, bald schilt, bis er zu fliegen wagt,  
 So lockt' und spornt' zur Heiligung er an,  
 Wies uns gen Himmel — und ging selbst voran.

Wo eins der Seinen sich zum Sterben schickt',  
 Durch Sorgen hier, und dort durch Schuld bedrückt,  
 Da war er stets, ein Held, des Machtbefehl  
 Die bösen Geister scheucht', daß neu die Seel'  
 Dem Trost des Glaubens sich erschloß und leis  
 Ihr letzter Hauch erstarb in Lob und Preis.

Und wie am Feiertag sein Antlitz strahlt',  
 Als ob sich drauf die Glorie Gottes malt!

Wie mächtig klang aus seinem Mund das Wort;  
 Mancher Spötter kam und ging als Beter fort.  
 Und war der Gottesdienst vorbei, wie gern  
 Müht jeder dann sich um den würd'gen Herrn.  
 Das kleine Volk selbst, sonst so stink, folgt still,  
 Weil es ein Lächeln noch erhaschen will.  
 Wer lächelt auch so herzig und wie gut  
 Er weiß, was Kindern wohl und wehe thut!  
 So war er aller Freund in Lust und Leid,  
 So treu sich sonst sein Herz nur Gott geweiht.  
 Er glich dem Felsen, der gen Himmel strebt,  
 Sein Haupt hoch über Sturm und Wolken hebt,  
 Dem Licht entgegen, dessen ew'ger Strahl  
 Von seiner Stirn hernieder glänzt ins Thal.

Wo dort die Heu' am Pfad ihr wuchern seht,  
 Und üppig Heidekraut in Blüthe steht,  
 Dort einst den Stock der Dorfschulmeister schwang,  
 Der jeden Lärm im Hause niederzwang.  
 Ein strenger Herr mit ernstem Angesicht;  
 Ich liebt ihn, nur der Faulpelz liebt' ihn nicht.  
 Zwar hatt' er uns gewöhnt, mit leisem Grau'n  
 Nach Wetterzeichen für den Tag zu schau'n:  
 Wir lachten krampfhaft, trat er scherzend ein,  
 Denn, gut gelaunt, konnt' er gar witzig sein,  
 Und that gekraust die Stirne Unmuth kund,  
 Flog schreckhaft Flüstern stets von Mund zu Mund,  
 Doch war er gut, und riß ihm die Geduld,  
 So trug sein Bildungseifer nur die Schuld.  
 Nicht einer, der Bewundrung ihm nicht schenkt:  
 Er kann ja schreiben und auch rechnen, — denkt!  
 Landmessen auch und Wetter prophezeien,  
 Ja selbst des Nixens soll er kundig sein.  
 Der Pfarrer selbst jagt, er sei groß im Wort,  
 Denn, selbst geschlagen, disputiert er fort.  
 Mit großen Augen horcht die Menge dann,  
 Wie lange Wort' er um sich schleudern kann.  
 Was birgt nicht dieses eine einz'ge Haupt,  
 Man hätte nimmer so etwas geglaubt!  
 Und doch, auch er verscholl, und auf dem Ort  
 Spielt Wind und Wetter sein Gedanken fort.

Und dort, wo nur Geröll man noch erblickt,  
 Hat einst die Post den Reisenden erquickt.  
 Doch öd' auch die Statt, wo beim braunen Rasiß  
 Der Graubart selber wieder lernte Spasiß,  
 Und mit gewicht'ger Mien' der Dörfler Schar  
 Die Zeitung durchsprach — vom vergang'nen Jahr.  
 Wie gerne malt das gastwirthliche Haus  
 Sich meine Phantasie noch heute aus.  
 Die weißen Wände, frisch gestreut der Flur,



Tittakend dort die blankpolierte Uhr,  
 Die Lade hier, wie sinnvoll ausgedacht:  
 Des Tags Commode und ein Bett zur Nacht,  
 Die Bilder dort, nützlich zugleich und schmuck,  
 Die zehn Gebote sind's in farb'gem Druck,  
 Hier der Kamin, den, flammt nicht drin der Brand,  
 Mit Blumen schmückt der Wirtin fleiß'ge Hand,  
 Und dort das Bord, von Tassen drauf ein Saß,  
 Geborsten zwar, doch noch als Schmuck am Plaz.

Nichts, nichts beständig? Selbst du, edle Hall',  
 Konnt'st trocken nicht dem gähnenden Versall?  
 Verschollen du, auf der mit frohem Muth,  
 Mit Stolz so oft des Volkes Blick geruht?  
 Nie läd'st den Bauersmann du mehr zur Last,  
 Dass er vergesse seiner Sorgen Last,  
 Nie trägt der Pächter und der Dorfbarbier,  
 Wie einst, die neusten Nachrichten zu dir.  
 Nie lauscht vom müß'gem Amboß mehr dem Lied  
 Des Jägerchors im Hof der ruß'ge Schmied;  
 Nie geht mehr auf des würd'gen Wirts Geheiß  
 Das Trinthorn um im frohgelaunten Kreis,  
 Nachdem mit scheuer Lipp' vom edlen Wein  
 Willkomm' genippt sein reizend Lächterlein.

Und doch, ob auch der Weltmann lächeln mag  
 Die Niedermänner vom gemeinen Schlag,  
 Ihr einfach Glück, vom Heimathauch geschwellt,  
 War besser als der Tand der großen Welt.  
 Denn still Genügen, wie's Natur erschafft,  
 Erfrischt, verjüngt den Strom der Lebenskraft,  
 Zwanglos und reulos kennt es keine Pein:  
 So tanzen Kinder froh im Sonnenschein.  
 Ihr aber gebt den Schlaf der Nacht in Tausch  
 Für eitler Weltlust hohlen Sinnenrausch;  
 Und wenn ihr ausgeschlürft den Kelch der Lust,  
 Wenn müd' das Herz und öd' und leer die Brust,  
 Dann freudlos mit des Pessimisten Blick  
 Klagt ihr das Schicksal an: ach, was ist Glück!  
 Ihr Schicksalslenker auf der Weisheit Höh',  
 Nährt ihr die Weltlust mit des Armen Weh?  
 So ganz verkennt ihr Mächt'gen dieses Land's  
 Die ew'ge Grenze zwischen Glück und Glanz?  
 Gold, Gold bringt uns der Schiffe lange Zeit,  
 Und blinde Thorheit klatscht vom Ufer: Heil!  
 Millionen, mehr als je dem Volke gut;  
 Sie schießen auf wie gift'ger Pilze Brut.  
 Doch der Gewinn? Soviel ihr Gold errafft,  
 Wuchs damit auch des Landes Zeugungskraft?  
 Und der Verlust? Nimmt denn ein Reicher nicht  
 Den Plaz ein, der zwölf Armen nun gebricht?

Platz für den Fischteich, Platz für das Gestüt,  
 Platz für die Zucht der Hunde von Geblüt,  
 Platz für den Park, Platz für der Seide Bau,  
 Die seine Glieder hüllt in vornehm Grau.  
 Dann prangt sein Haus in stolzer Einsamkeit,  
 Kein Bauernhaus empört den Blick ins Weit'.  
 Verpönt ist, wer für Nothdurft schafft noch heut,  
 Genuß, so heißt das Stichwort dieser Zeit.  
 Doch weh dir, Land voll unfruchtbarer Pracht,  
 Die Stunde des Verderbens naht mit Macht!  
 Das Mädchen, das der Jugend Reiz noch schmückt,  
 Weiß, daß sie schmucklos doch den Mann entzückt,  
 Verachtet d'rum erborgter Flitter Staat  
 Und schilt den Trug der Schminke Hochverrath.  
 Doch wenn die Jugend floh, der Reiz erstarb,  
 Die Schar der Schmeichler, die sie einst umwarb,  
 Sich lichtet, dann — wirbt selber sie um Gunst,  
 Und ruft zu Hilfe Kleiderpracht und Kunst.

So suchten Völker, die durch Kraft allein  
 Zuerst geglänzt, zu blenden dann durch Schein.  
 Jemehr sie sinken, prunken sie, habt acht,  
 Durch üpp'ger Villen und Paläste Pracht.  
 Indes der Bauer vor des Hungers Graus  
 Mit Weib und Kindern flieht von Hof und Haus.  
 Ohn' Rettung schlingt Verderben ihn hinab;  
 Doch blüht das Land, ein Garten? nein ein Grab.

Denn wohin soll der Arme nun entfliehn,  
 Um sich dem Druck der Habsucht zu entziehen?  
 Hin zu der Stadt! Ihn hielt ja längst umstrickt  
 Ihr Glanz, auf den er stets mit Neid geblickt.  
 Er weiß nicht, daß sie tausend Opfer schlingt  
 Für einen, der der Weltlust Reige trinkt,  
 Er ahnt nicht, daß der Schlemmer dort beim Mahl  
 Trinkt — Menschenblut aus goldenem Pokal.  
 Weil dort die Dirne prunkt in Sammt und Seid'  
 Vergißt er tausend Nähterinnen Leid,  
 Und daß nur eins die Schuld der Sünde jähnt,  
 — Die Schmach der Opfer, die ihr einst gedient. —  
 Ja, Weltlust läßt allnächtlich hier zum Mahl.  
 Ihr Tisch, wie reich, wie stolz der Gäste Zahl!  
 Zu Fuß und Roß, so brausen sie daher  
 Beim Strahl der Kerzen wie ein brandend Meer.  
 Gewiß, den Tausenden erfüllt die Brust  
 Die gleiche große allgemeine Lust.

Glaubst du's im Ernst? Warum liegt nackt und bloß  
 Das arme Weib, sieh' hin, dort obdachlos?  
 Hat sie nicht auch im Dörfllein sonder Harm  
 Als Kind gespielt in sel'ger Kinder Schwarm?

Könnst' sie nicht noch der Heimat Wonne sein  
 Ein wildes Röslein, und doch zart und fein?  
 Und nun liegt sie in Schmach und Schande hier,  
 Ein Jammerbild, vor des Verführers Thür?  
 Wie mag sie nun in Wind und Wettergraus  
 Mit Thränen denken an ihr Vaterhaus,  
 Wo sie am Roden saß im schlichten Kleid,  
 Und glücklich doch! o weh der fernern Zeit.

Ach, Auburn, ob auch deine Kinder jetzt  
 Dort die Verzweiflung durch die Straßen heßt,  
 Und nackt und bloß auch deiner Feste Zier  
 Jetzt betteln geht vor reicher Broden Thür?

O nein! Zu nah wär dir ihr Elend hier;  
 Das halbe Weltrund scheidet sie von dir.  
 Durch Wüstenbrand schwankt dort ihr Zug, wie müd,  
 Wo der Altama schluchzt ihr Klage lied.  
 Nur Grauen gähnt, wohin das Auge blickt,  
 Das sich so gern an deinem Reiz entzückt.  
 Senkrecht die Sonne schießt den heißen Strahl  
 Und wandelt selbst des Tages Licht in Dual.  
 Dampf rauscht der Urwald, — daß ein Vöglein sang!  
 Doch Scheusal nur grinst durch das Laubgehäng.  
 Wohl prangt die Steppe grün und blau und roth,  
 Doch tausendköpfig lauert drin der Tod.  
 Das Prachtgewächs dort, birgt's nicht den Scorpion?  
 Dort unterm Gras, zischt nicht die Schlange schon?  
 Hörst du des Tigers dumpf Gebrüll, und wer  
 Schützt dich vor Menschen grimmer noch als er?  
 Wer vorm Orkane, der zu Wolkenhöh'  
 Forttreißt dein Haus, als wär's ein Flöckchen Schnee?

O Heimatflur, beweint wohl tausendmal,  
 Wie anders rauscht dein Bach durchs Wiesenthal!  
 O Heimatwald, was barg dein duft'ger Grund?  
 Ach, nur die Küsse einer sel'gen Stund'.

O weh dem Tag, der so viel Leid gebar,  
 Der sie von hinnen rief auf immerdar.  
 Wie hieng am Vaterhaus ihr nasser Blick,  
 Als blieb' in ihm auch alles Heil zurück.  
 Ein langes, letztes Lebewohl: ach wär'  
 Gleich dieser auch die Heimat überm Meer!  
 Doch ach, sie kann's nicht sein, und doch heißt's: gehn;  
 So laßt noch einmal uns zurücke gehn!  
 Dann griff der greise Vater nach dem Stab,  
 Er, längst daheim im Lande überm Grab  
 Und drum gefaßt: wer freilich kann die Thrän'  
 Im Aug' der Seinen trod'nen Auges seh'n?  
 Und neben ihm, ach, schöner nie als jetzt,  
 Wo sie des Abschieds bitt're Thräne nekt,

Die Stütze seines Alters, stumm vor Gram,  
 Die Tochter, die vom Liebsten Abschied nahm.  
 Sie kann nicht reden, wie's die Mutter mag,  
 Selbst heut', an ihres Lebens schwerstem Tag,  
 Da sie, die Kleinsten fest ans Herz gedrückt,  
 Sich weinend nun zum letzten Abschied schiebt.

O Uppigkeit! Vom Herrn bist du verflucht,  
 Drum wehe dem, der Früchte bei dir sucht.  
 Die Völker trügst du mit dem Schein der Macht,  
 Der Hoffahrt schmeichelnd mit erborgter Pracht.  
 Rasch schwillt ihr Körper von dem gift'gen Trank,  
 Er scheint zu blüh'n und ist doch faul und krank.  
 Bis endlich auch nach außen tritt der Fraß,  
 Ihr Fleisch zergeht, zerfließt wie faulend Aß.

Und eben jetzt hebt die Verwüstung an,  
 Halb ist an uns auch schon ihr Werk gethan,  
 Mir war's, als sah' ich, just da hier ich stand,  
 Die guten Geister fliehn aus Engelland.  
 Zum Meer hinab, wo schon das Schiff sich rührt,  
 Der Brise harrend, die sie uns entführt.  
 Da zieh'n sie hin im schwarzen Trauerkleid,  
 Das flache Ufer füllend weit und breit!  
 Den Fleiß erkenn' ich und die Gastlichkeit  
 Dort mit des Hauses Frieden Seit' an Seit';  
 Die Frömmigkeit dort mit dem Himmelsblick,  
 Des Wortes Treu' und dort der Liebe Glück.  
 Und du, o Poesie, du holde Maid,  
 Stets auf der Flucht vor roher Sinnlichkeit;  
 Ja, dies Geschlecht, entartet oder schal,  
 Kann nicht mehr glühen für ein Ideal!  
 Drum fliehst du, Göttin, die ich still verehrt,  
 Vorm Hohn der Menge, die dein nicht begehrt.  
 Du Born, daraus all Leid und Lust mir floß,  
 Du meiner Armut tröstlicher Genoss,  
 Du aller Kunst unwandelbarer Pol  
 Und aller Tugend Mutter, fahre wohl.

Doch wo dein Lied erklingt im fernem Land,  
 Sei's Tornos Felsen, Pambamarkas Strand,  
 Sei's, wo die Wüste flammt in Sonnenglut,  
 Sei's, wo der Pol im ew'gen Eise ruht,  
 Da, wie ein Klang aus sel'ger Ewigkeit,  
 Ida's jäns'tgend in den Jammer aller Zeit;  
 Sanft überredend, sei's der Lüge Feind  
 Und lehre hassen, was den Mammon meint.  
 Denn wo ein Volk noch inn're Kraft bejeelt,  
 Gesegnet ist's, auch wenn ihm Reichthum fehlt.  
 Doch rasch verfällt's, wenn's nach Gewinn nur fragt,  
 Dem Damm gleich, daran die Salzflut nagt.  
 In Gott gegründet, kann kein Volk zersehellen,  
 Da troßt es, wie der Fels den Meeresswellen.



## Friedrich Marx.

Ein vaterländisches Dichterporträt von Dr. Ernst Guad.<sup>1)</sup>

**F**riedrich Marx ist als Dichter den stillen und bescheidenen Weg gegangen, der allein seinem liebenswürdigen und dabei so gediegenen Wesen angemessen war: nicht reich an geräuschvollen Erfolgen, aber auch nicht arm an jener warmen und unverfälschten Anerkennung, die jedes echte Talent, auch ohne der Tagesmode zu schmeicheln und ohne die Reclame der Kunst und des literarischen Cliqueswesens bei allen Freunden wahrer Dichtkunst allmählich finden muß. Es war ihm nicht vergönnt, die Poesie zur Lebensaufgabe zu machen, denn schon in seinem neunzehnten Lebensjahre — er ist 1830 in Kärnten geboren — führte ihn jugendliche Begeisterung für den greisen Feldmarschall Radetzky zu den österreichischen Fahnen nach Italien, und dem im aufblühernden jungen Heldenthum gewählten militärischen Berufe blieb er — mit Ausnahme einer zehnjährigen Unterbrechung, die er literarischen Studien hingegen und in lebhaftem schriftstellerischem Verkehr in Graz verlebte — bis noch vor kurzem treu. Seit dem Jahre 1892 hat er seine Wohnstätte wieder dauernd in unserer Stadt aufgeschlagen. Marx gehört zu den in Osterreich nicht seltenen Dichtern, die dem Militärstande angehören oder daraus hervorgegangen sind — ich erinnere nur an Josef von Weilen, Ferdinand von Saar u. a. — er hat bei mannhafter Pflichttreue in Krieg und Frieden, bei aller regen Hingabe an seinen Beruf unablässig an der Erweiterung und Vertiefung seiner Bildung fortgearbeitet, keine literarische Strömung, kein „Lichtgedanke neuer Wissenschaft“ ist an seinem forschenden Blicke unbemerkt vorübergezogen. Dieses ernste Streben nach eigener Bervollkommnung ist auch seinen Dichtungen zugute gekommen, denn sie tragen bei aller Schönheit der Form und Ursprünglichkeit der Empfindung das deutliche Gepräge einer Individualität, die auf der Höhe ihrer Zeit steht, eine gewisse gehaltvolle Sättigung mit der Bildung des Jahrhunderts. Wie schwungvoll und geistreich setzt sich Marx z. B. in dem Gedichte „Der Genius mit der umgekehrten Fackel“ für die Feuer-

<sup>1)</sup> Aus dessen „Literarischen Essays“. (Wien. Karl Konegen. 1895.)

bestattung ein, wie formvollendet und erhaben in Sprache und Gedanken klingen uns seine prächtigen Strophen im „Geisterschiffe“ entgegen, wo der Dichter in sinniger Weise, etwas annahnend an einen, allerdings vergeistigten Pantheismus, alle Welten und Sterne durch ein gleiches Gesetz des Denkens und Fühlens im großen All verknüpft sieht:

Also spürt in Herzenswellen  
Auch die Allmacht und die Liebe,  
Deren strahlendes Getriebe  
Dort in allen Welten kreist:  
Ja, in jenen ewig hellen  
Sternenreichen lebt und duldet,  
Strebt und irrt wohl unverschuldet,  
Kämpft und siegt derselbe Geist!

ein Gedicht, das an Flugkraft und Würde der Sprache überhaupt zu den schönsten gehört, die Marx geschaffen hat.

Es mag wohl mancher, der den Genius der Dichtung in sich fühlt, inmitten eines ernsten, den ganzen Menschen erfordernden Lebensberufes es mitunter als drückendes Gefühl empfinden, nicht ausschließlich seinen poetischen Stimmungen leben zu dürfen: aber es ist nicht immer ein Nachtheil für die Dichtungen selbst, wenn uns die Poesie nur in jenen stillen oder heißen Feierstunden nahen darf, wo alle Pulse unseres inneren Lebens ihr sehnüchtig entgegenzuden. Der Kuß, den die Muse in solchen Augenblicken auf die Stirne des Dichters haucht, hat etwas Heusches und Unentweichtes, wie die Lippen einer geliebten Braut. Und den Dichtungen von Marx merkt man es an, daß sie vorzugsweise in solchen Feierstunden der vom Druck des Berufslebens erlösten Seele entstanden sind, ja, daraus erklärt sich, daß sie durch allzu behagliche Hingabe an die weisevolle Stimmung des Augenblicks manchmal ins Breite gehen zum Schaden der einheitlichen Concentration und mit Abschwächung der eigentlichen lyrischen Pointe. Denn in der lyrischen Dichtung liegt der Schwerpunkt seines Könnens, obwohl er vielseitig literarisch thätig war und sich auch auf dem dramatischen Gebiete versucht hat. Und hier nimmt er unter den österreichischen Lyrikern einen hervorragenden Platz ein; ja er hat vor weit bekannteren Namen den Vorzug voraus, daß die schwüle Pracht der Sprache, der überwuchernde Bilderreichtum, der die österreichische Lyrik nicht immer zu ihrem Vortheile kennzeichnet, durch einen gewissen edlen Formensinn gedämpft und zu reinerem, einfacherem Ausdruck geläutert erscheinen. — Die meisten seiner lyrischen Dichtungen sind in der Sammlung „Gemüth und Welt“ erschienen, die in unserer, der Lyrik ziemlich abholden Zeit, bereits die dritte Auflage erlebt hat (Leipzig, Verlag von E. Julius Günther, 1877). Außerdem findet sich hie und da noch viel Schönes in Zeitschriften und Tagesblättern zerstreut. Der Beruf des Soldaten, das damit verbundene bewegte Leben, welches ihn in verschiedene Länder und Staaten führte, haben seine Dichtungen unverkennbar

beeinflusst, namentlich der Aufenthalt in dem gottgesegneten Italien, unter dessen sonnigem Himmel er seine Jugendtage verlebte, spiegelt sich mannigfach darin wieder. Er schaut und genießt es mit dem Auge des Dichters und des gebildeten Mannes, vielleicht verdankt er gerade dem schönen Süden nicht nur den feinen Formensinn, der seine Sprache und den Bau seiner Strophen auszeichnet, sondern auch die gesittete Humanität und ein gewisses Weltbürgerthum, das trotz des tiefen Heimatsgefühlens und der Liebe zu seinem engeren und weiteren österreichischen Vaterlande seinen Anschauungen und Gesinnungen einen größeren Gesichtskreis gibt. Wie hoch Marx, ein tüchtiger Soldat in Krieg und Frieden, über jeden engherzigen militärischen Standpunkt sich erhebt, hat er in dem „Weltleben“ betitelten Sonettenkranze schön ausgesprochen:

Gilt es den Kampf um Weideplatz und Herde,  
Für Freiheit oder der Gesittung Saaten,  
Gilt es den Schutz der frommen Hauspenaten,  
Wohlan! so ruft „Gott will's!“ und steigt zu Pferde.

Doch muß, daß einem Wahn Erfüllung werde,  
Cäsarenstolz durch Ströme Blutes waten,  
So stellt euch nicht, als ob von Gott berathen,  
Und schweigt von Recht, ihr Mächtigen der Erde.

In dem Gedichte „Meine Waffen“ gibt Marx seine Devise zu erkennen:

Als Christ hab' ich des Heilands Bild,  
Sein flehend Aug' am Kreuz bereit,  
Wenn's Unbill je zu rächen gilt:  
Als Krieger meines Schwertes Schneid!  
Als Dichter schrieb ich auf meinen Schild:  
Eine Rose für jedes Leid!

Der letzte Vers ist bezeichnend für die versöhnende Weltanschauung des Dichters, der, ferne von jedem Pessimismus, über den scharfen Dornen nicht die Freude an den Rosen des Lebens verloren hat. Seine unter „Junge Liebe“ eingereichten Gedichte haben nichts von jenen herkömmlichen, weltchmerzlichen Posen, in die sich gerade junge Dichter so gerne kleiden, auch nichts von stürmischen Aufwallungen und sinnlichen Gluten — sie erzählen wohl von jungem Weh und Liebesdrang: allein sie sind, ohne an Unmittelbarkeit zu verlieren, in eine gewisse Idealität der Empfindung getaucht, die vergangenen Leiden und Freuden einen verklärenden Schimmer verleiht; und dies wird uns in jünniger Einfachheit schon in dem voranstehenden Motto gesagt:

Will noch bei des Tages Sinken  
Uns von heller Frühlingsau  
Golden Gruß ins Auge blinken  
Junger Liebe Silberthau?

Ob der Himmel wolkennächtlich  
 Später sich verhüllen mag,  
 War dein Morgen klar und prächtig,  
 Ist's ein voller Lebenstag.

Nur selten, wie in dem Gedichte „Die Schnitterin“, flammt es wie sinnlicher Athem bei ihm auf; nur selten, wie in Gedichten „Wilde Schwäne“, „Der Ritt“, schildert er das Unheil und die Zerstörung, die weibliche Schönheit in der Welt verschuldet — im ganzen scheint die Frauenhand nur weich und beglückend über des Dichters Stirne gezogen zu sein: seine Liebesgedichte zeigen, ohne Brüderie, eine gewisse Keuschheit der Empfindung, manchmal eine wehmüthige und doch schmerzliche süße Entsamung.

„Thaufriß“, heißt es in „Ährenduft“,

— wie die junge Rose  
 Ist ein ungenoff'nes Glück.

Charakteristisch für diese duftige und keusche Weise, worin seine Gefühle zum Worte gelangen, sind Gedichte, wie „Seelied“ oder „Aus der Ferne“, die zu den Perlen zarter Lyrik gehören:

Ob du jemals mir gewogen?  
 Ob du einmal mein gedacht?  
 Schöner Traum — du bist entflohen!  
 Heller Stern — du sankst in Nacht.  
 Doch ein Duft ist's sondergleichen,  
 Der in Jahren, still durchlebt,  
 Über der entsagungsreichen  
 Ungestand'nen Liebe schwebt!

Keineswegs hat der Liebe Leid und Weh ihm die schöne, wohlthunende Weltfreude verkümmert, der er trotz mancher schweren Lebensschicksale mit hohem Geistesmuthen treu geblieben ist, und die er noch in einem seiner späteren Gedichte ausspricht:

Wie einst mein Herz, ein ungeflümmter Freier,  
 Der Braut im Jugenddrang entgegenschlug,  
 So segne dich in deinem Sternenschleier,  
 Du schöne Welt, mein letzter Athemzug!<sup>1)</sup>

Und noch sinniger und schöner gibt er seiner versöhnenden Weltbetrachtung in einem seiner frühesten Gedichte: „Cypressenzweige auf Mariens Grab“ Ausdruck:

Wer nur ein Grab zu hüten  
 Auf dieser Erde hat,  
 Dem fiel von seinen Blüten  
 Noch nicht das letzte Blatt.

<sup>1)</sup> Abgedruckt in der „Neuen Illustrierten Zeitung“ 1886 Nr. 38.



Mary ist überhaupt kein Grübler, die tiefen Räthsel des Daseins hauchen wohl manchmal heiße „Gedankenblässe“ auf seine Dichterstirn, aber er will nicht ergründen, was unergründlich ist:

Wie ein nedender Sonnenstrahl —  
 Vergeblich hascht ihn die Kinderhand —  
 So walt von Geschlecht zu Geschlechte,  
 Auf allen Stirnen verweilend,  
 Vom letzten Menschen vielleicht ergründet,  
 Des Daseins goldenes Räthsel fort.<sup>1)</sup>

Sein Blick taucht voll ins offene Leben, Heimat und Fremde, Zeit und Welt bieten ihm vielseitig Stoff und Anregung zur poetischen Gestaltung. Wie warm besingt er sein Kärntner Vaterland in dem Gedichte „Heiligenblut“ und in dem Prologe zur Eröffnung des Kärntner-Bereins in Wien! Auch der „Steiermark“ sendet er manch schönen poetischen Gruß — immer ist es die herrliche und geliebte Alpenwelt, die nah und weit vor seinem wirklichen und geistigen Auge auftaucht, und in deren Schoße er einst „ein friedlich Grab“ zu finden wünscht. Aber auch die Ferne, namentlich Italien, weiß er in stimmungsvollen, von echtem Localtone durchtränkten Bildern uns nahe zu bringen, auch der Orient „demantbligend und glutäugig, einer Odaliske gleich, mit des heiligen Stromes Gürtel um den Leib“ wird uns in schimmernden Farben vor das Auge gezaubert:

Orient! Geheimnisvolle Märchenblume du der Welt,  
 Die der Menschheit Jugendmorgen uns mit sanftem Strahl erhehlt,  
 Ziehst in deinen Schoß uns wieder wohl mit Frauenarmen lind,  
 Wie dort jene Palmenkronen leise wiegt der Abendwind.

So weiß er der Welt und dem Leben seinen Reiz abzugewinnen, und auch dem „grauen Sensenmanne mit Stundenglas und Sippe“, der ihm, während er bei Tanz und Lust und Wein sich vergnügt, durch die Buchen freundlich seinen Bettlergruß hereinnickt, großt er nicht, denn, heißt es in dem Gedichte „Erdenfreuden“:

Ei was wär' das Bechen, Rosen  
 Und die allerschönste Sünd',  
 Wenn nicht hinter Bechern, Rosen  
 Jener graue Mahner stünd'.

ein Gedanke, der sich mit einem Ausspruch Friedrich Hebbels in seinen Tagebüchern begegnet: „Das Leben borgt seinen höchsten Reiz vom Tode, es ist nur schön, weil es vergänglich ist.“

Echt männlich gedacht, und als Krieger und Sänger empfunden ist das Gedicht „Drei Wünsche“, das jeder lesen möge, der seine schwung-

<sup>1)</sup> In dem schönen Gedichte „Zeitlos“ in Karl W. Gavalowski's „Steiermärkisches Dichterbuch“ Graz 1887.

volle und doch von geläutertem Schönheitsgeföhle getragene poetische Spracherecht augenscheinlich kennen lernen will. Noch einmal, ehe er scheiden muß, wünscht sich der Dichter als vollen Lebenstrank „den Feuerfuß vom schönsten Mund“, noch einmal ein „gotterfülltes“ Lied,

Wie es der Bach in Schluchten grollt,  
Der Sturm der Tannen rauscht,  
Der Donner durch die Wolken rollt,  
Dem Erd' und Himmel lauscht,

noch einmal

Den heil'gen Kampf fürs Vaterland  
Und für das Heil der Welt!

Ebenso treffende Belege für den maßvollen Flug seines poetischen Pathos und für seine schöne Diction sind die Gedichte: „Sehnsucht“, „Gebet“, „Die Nacht“, und ein reizendes kleines Idyll malt uns das Gedicht: „Der kleine Beschüher“ vor Augen, in der traulichen Stube mit der tickenden Uhr und dem schnurrenden Kästchen, wo die Großmutter schlafend mit dem Kopfe wackelt, und des Dichters Liebchen am Spinnrocken sitzt mit dem kleinen Bruderlein im Schoße, das mit dessen blankem Reiterhelm spielt und sich darin beguckt:

Doch wie ich jetzt mein junges Blut  
Will küssen und umfassen,  
Zwacht mich der kleine Thunichtgut  
Entsetzlich in die Wangen.

Verstohlen nur, durch Augensprach',  
Kann ich mich ihr bedeuten,  
Sonst tolt er mir die Alte wach  
Mitsammt den Nachbarsleuten.

Mit Vorliebe und in edler Form behandelt Mary das Sonett, in diese Dichtungsart kleidet er fast am liebsten seine poetischen Empfindungen ein; glatt und meist correct gebaut erinnern sie in dem vornehmen Stil und gleichwertigen Inhalt an Platen, der „Sonettenkranz an Irene“ ähnelt in der keuschen und geläuterten Ausdrucksweise den Sonetten Petrarca's an Laura, ohne dabei an die mitunter gezwungene Künsterei des italienischen Sängers zu gemahnen.

In sehr geringer Zahl ist die episch-lyrische Gattung unter seinen Gedichten vertreten, diese wenigen aber sind meist von starker poetischer Wirkung. So „Das Posthaus von Aussen“, das in schlichtem Tone die Geschichte der Verlobung des Erzherzogs Johann erzählt, schwungvoll sind die Ballade „Nothburga“ und die heimische Localsage vom Pfarrer von Tannenbergl, „Drei Tannen“, von rührender Einfachheit „Ein deutscher General“, und wirklich ergreifend „Das letzte Sacrament“, wo der Sohn als Priester seiner sterbenden Mutter die letzte Ölung erteilt. Doch scheint im ganzen das Epische seiner leicht in subjectiven Stimmungen aufzitternden

lyrischen Natur nicht zuzufügen; er hat thatsächlich nur eine einzige Novelle in Prosa geschrieben, „Clarissa“, zu der irgendein wirkliches Ereignis aus seinen Lebenserfahrungen den Anstoß gegeben zu haben scheint.

Nicht den letzten Platz in der Sammlung nehmen seine unter dem Titel „Prologe und Gedenkblätter“ aufgenommenen Gelegenheitsgedichte ein. Die meisten darunter sind aus localen Veranlassungen entstanden, wie „Steiermark und Graz“, „An Gottfried Leitner“, „Zur goldenen Hochzeit der Eltern Hamerlings“ und die zwei herrlichen Gedichte zu Anastasius Grüns siebenzigstem Geburtstag und zu seinem Tode, welches letzteres mit den schönen Worten schließt, die der Geist des geschiedenen Dichters uns zuruft:

Gedenkt ihr mein, wohlan, so folgt mir nach,  
 Und übt es treu und fest, was ich gesungen,  
 Bis man des Hasses Ichte Zwingsburg brach,  
 Und ihr das gold'ne Alter euch errungen,  
 Dafs Sonnenschein, wo noch das Dunkel lag,  
 Und jeder nächtlich finst're Wahn zerfliehe —  
 Dann schaut ihr mich am großen Friedenstag,  
 Von dem ein Sangerherz nur träumen mag,  
 Am Tag der Wahrheit, Freiheit und der Liebe!

In ihrer Art erinnern die Gelegenheitsgedichte von Marx an jene Hamerlings, die auch zu den besten Erzeugnissen seiner lyrischen Muse gehören, da sie wohl von dem bestimmten Anlasse, zu dem sie gedichtet wurden, ausgehen, aber sich über diesen hinaus zu wirklich poetischem Schwunge und zu originellen Gedanken erheben, wodurch sie den Eindruck machen, als seien sie nur die spontane Auerung einer reichen Ideenwelt, die bei dieser zufälligen Gelegenheit sich in dichterische Worte kleidet.

Als uberseher würde sich Marx um die Wiedergabe fremder Originaldichtungen ein großes Verdienst erworben haben, wenn ihm Zeit und Mue gegönnt worden wäre, sich in größerem Maßstabe solcher Arbeit widmen zu können. Die wenigen Proben, die in der Sammlung „Gemüth und Welt“ vertreten sind, Dichtungen von Edgar Poe, Longfellow, Alessandro Poerio, über den Marx auch eine wertvolle Studie veröffentlicht hat und wozu noch eine ubersehung des indischen Dramas „Re Nala“ von Angelo De Gubernitas und eine Auswahl der Gedichte Longfellow's hinzukommen, zeigen neben großer Gewandtheit in der Nachbildung fremder Versformen auch die Gabe, sich in Colorit und Ton dem Originale anzupassen und müssen als wertvolle Bereicherung unserer Literatur bezeichnet werden.

Wie sehr Marx fremde Dichtungen auch in freier Nachdichtung unserer Empfindungsweise naheulegen weißt, zeigt z. B. das Gedicht: „Das glänzende Ziel“ nach V. Zendrini:

Abend wird's und neuer Schimmer  
 Funke auf den Meereswellen,  
 Wohin leitet uns der Flimmer  
 Jener Bahn, der goldig hellen?  
 Ist so glänzend doch die Straße,  
 Soll das Ziel ein dunkles sein?  
 Spät schon ist's, das Ruder fahre —  
 Eile gilt's, o Liebchen mein!

Endlos wächst das Sternegewühl,  
 Doppelt strahlt es aus den Fluten,  
 Ringsum Lichter, ja ich fühle,  
 Daß in uns auch Sterne gluten!  
 Mög' der Kahn uns sanfter wiegen,  
 Küsse mich, du theures Kind —  
 Laß dein Ruder, laß es liegen,  
 Da wir schon im Himmel sind.

Mary hat sich auch als dramatischer Dichter versucht und in kühnem Anfluge die historische Tragödie höhern Stils zu erobern gewagt: ein geschichtliches Trauerspiel „Olympias“ (gedruckt bei Hermann Margraf, Wien 1863) und ein historisches Schauspiel „Jacobäa von Bayern“ (in Reclams Universal-Bibliothek). Beide Stücke sind im landschaftlichen Theater in Graz aufgeführt worden, „Jacobäa“ im März 1866, „Olympias“ im April 1870 mit vielem Beifall, der gewiß nicht allein dem heimischen, als Lyriker bestbekanntem lebenswürdigen Dichter und der guten Aufführung und Inszenesetzung, sondern wohl auch dem wirklichen poetischen Wert der dramatischen Dichtungen gegolten hat. Daß dieselben nicht weiter auf der Bühne festen Fuß fassen konnten, darf uns nicht befremden, obgleich vor dreißig Jahren noch nicht „die Moderne“ das Theater beherrschte und bei dem Publicum nicht der Sinn und bei den Schauspielern ältern Datums nicht die Darstellungsgabe für die Tragödie idealen Stils erloschen waren, wie heutzutage. Das Trauerspiel „Olympias“ spielt nach dem frühzeitigen Tode Alexanders des Großen in der Epoche der Verwirrungen und des jähen Zerfalls des weltgebietenden macedonischen Reiches. Solche Zeiten der Recht- und Schuflosigkeit sind allerdings der eigenartigen und ungehemmten Entwicklung gewaltiger Persönlichkeiten günstig und gestatten dem dramatischen Dichter eine gewisse Freiheit der Bewegung und Motivierung: aber eben weil die Nachfolger Alexanders nicht als große Individualitäten der Geschichte ihren Stempel aufzudrücken vermochten — ist diese ganze historische Epoche auch den Gebildeten nicht so geläufig und erschwert es dem Dichter, bei seinen Zuhörern die nöthige Stimmung und das Interesse für die handelnden Personen warm und lebendig zu erhalten. Auch ist das ganze Drama zu breit angelegt, einzelne Episoden, wie das Schicksal und der Tod des Archidäus und seiner heldenmüthigen Gattin Euridike wachsen fast zu selbständigen Dramen aus dem Ganzen heraus. Wohl steht Alexanders des Großen Mutter Olympias im Bordergrunde der Handlung, aber sie wirkt mit ihrem Gemisch von



abstoßender Grausamkeit und heroischer Größe nicht sympathisch auf die Zuhörer.

Dasselbe gilt von dem zweiten, aus der holländischen Geschichte um 1430 entnommenen Schauspiel: „Jacobäa von Bayern“. Wie wenigen unter den Zuhörern ist dieser wüste Bürgerkrieg des niederen Adels und der reichen Städte und Fürstengeschlechter, diese erbitterte Fehde zweier politischer Parteien, der Hoëks und der Kabeljaus, bekannt, ja auch nur interessant genug, um sich herzlich und unvermittelt in diese Zeit hineinzuwenden. Die Heldin des Stückes, die Urentelin Kaiser Ludwigs des Bayern, ist allerdings an und für sich durch ihre wechselvollen Schicksale und ihren hochstrebenden, unternehmenden Geist eine interessante Persönlichkeit, aber im Drama verliert die Glorie ihrer Weiblichkeit durch den etwas störenden Gedanken, daß sie bereits dreimal vermählt war, von ihrem frischen Reiz und Glanz, und das Liebesverhältnis zu ihrem vierten Gatten, Frank von Borsell, das im Mittelpunkte der Handlung steht, etwas von seinem poetischen Zauber. So leiden beide dramatische Dichtungen in ihrer Wirkung an dem Umstande, daß wir den Hauptheldinnen derselben unser volles Interesse nur mit einigen, schwer abzuweisenden Einräumungen zuwenden können, ferner darin, daß dem Stoffe selbst jenes unsichtbare feine Geäder fehlt, durch das sie, wenn auch nur leise, dem Pulschlage unserer eigenen Zeit entgegengeleitet werden. Denn das rein objective historische Interesse ist allein nicht ausreichend, einer geschichtlichen Tragödie vollen und durchgreifenden Erfolg bei den Zuhörern zu sichern, wenn es sich nicht dabei auch um große, über Zeit und Ort hinaus wirkende Typen von überzeugender und schlagender Menschlichkeit handelt, und wenn die aus fremder und ferner Epoche entnommene Darstellung nicht durch irgendwelche feine Fühlfäden mit unserem eigenen Bewußtsein und Beitleben verknüpft wird. Es liegt lediglich in der nicht ganz glücklichen Wahl der Stoffe, daß Marx als dramatischer Schriftsteller sich bisher nicht im gleichen Maße die allgemeine Wertschätzung erringen konnte, wie als Lyriker. Der dramatische Bau, die eingehende Motivierung der Charaktere und die schöne Diction geben seinem poetischen Können auch in dieser Richtung das beste Zeugnis, und es ist vielleicht zu bedauern, daß er auf diesem Gebiete keinen weiteren Versuch gemacht hat.

## Freie Kunst, freie Kritik.

Zeit- und unzeitgemäße Gedanken von M.

Welchen Weg wird die Kunst nehmen? hören wir heute eine bange Frage. Und ich stelle derselben diese entgegen: Wer soll über das Kunstwerk richten? — Die Kritik, sagt ihr? Ich sage: der Mensch. Wenn der Mensch sie richtet, dann mag es freilich wohl sein, daß die Kunst bald ablenkt von veralteter Laufbahn, sich verjüngt, sich befreit, daß sie umgekehrte Wege nimmt.

Es hat doch immer der Mensch gerichtet über das Kunstwerk, höre ich sagen. Darf ich entgegen, daß dies nicht ganz richtig wäre? daß nicht der Mensch, sondern das Princip geurtheilt hat? — Es käme auf das Gleiche hinaus, der Mensch habe das Princip aufgestellt. Das wohl, und doch kommt es nicht auf das Gleiche hinaus, ob die frische Empfindung richtet oder die alte Theorie. In den übrigen Handlungen des Menschen möchte ich nicht gerne die Empfindung den Menschen als solchen richten lassen, da könnte manches gutgeheißen werden, was böse ist, und umgekehrt; über das bürgerliche Thun und Lassen muß die Theorie, das Gesetz entscheiden. Ueber das Kunstwerk aber der Mensch.

Wie ist das nun gemeint?

Bisher hat es geheißten, die Kritik solle objectiv sein, ich aber denke, die Tageskritik soll subjectiv sein. So subjectiv, so persönlich als möglich. Kein theoretischer, ethischer, ästhetischer, kein veralteter und kein philosophischer Leitfaden soll sie leiten. Ich sage das, ich, die alte conservative Seele? Eben deshalb. Leitfäden können gesponnen werden je nach Belieben, die Theorie ist oft treulos wandelbar. Der Mensch als solcher kann sich zwar auch ändern in dem, was ihm gefällt oder nicht; wenn er aber nicht momentanen Strömungen, nicht der Mode nachgibt, wenn er aufrichtig seiner Grundstimmung und natürlichen Empfindung Gehör gibt, dann wird er nicht sehr weit irre gehen. Man hat gesagt, das menschliche Ideal vom Schönen sei wandelbarer, als das vom Guten. Es kann vielleicht gerade umgekehrt sein. Das Gute oder Böse ist nichts Natürliches, sonst müßte auch das Thier gut oder böse sein, was man

in dem hergebrachten Sinne nicht sagen kann. Gut heißen wir, was unseren gesellschaftlichen Einrichtungen entspricht, böse, was ihnen widerstrebt. Andern sich einmal diese Einrichtungen, ändert sich die gesellschaftliche Cultur, dann ändert sich vielleicht auch das Ideal vom Guten.

Das Schöne aber stützt sich auf den natürlichen Untergrund der Sinne. Wie auch der Geschmack zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern und Personen wandelbar und unterschiedlich sein mag, das gesunde Auge bleibt doch immer so, daß ihm das freundliche Licht besser gefällt, als der öde Nebel; das Ohr bleibt so, daß es lieber den frohen Vogelgesang hört, als das Stöhnen des verendenden Thieres; der Geruchssinn bleibt so, daß ihm der Duft der Blumen besser behagt, als der Geruch des Düngers. Darum meine ich, der menschliche Sinn ist ein verlässlicherer Hüter des bleibend Schönen, als der von irgend einer ästhetischen Schule willkürlich aufgestellte Grundsatz. Daß solche Grundsätze durchaus nicht einheitlich, nicht bleibend sind, sehen wir an den verschiedenen Standpunkten, die die Kunstkritik einnimmt.

Richter über das Kunstwerk sei also nicht der scheinbar so starrstehende, thatsächlich aber so unverlässliche doctrinäre Grundsatz, sondern die Empfindung der Person.

O Herr und Gott! höre ich entsetzt ausrufen, wohin kämen wir da? die Individuen sind unermesslich verschieden und in jedem Individuum wieder die Stimmungen und Empfindungen. Welche Verwirrung und Anarchie in der Kunstkritik, wenn sich jeder und jede für berufen und berechtigt halten dürfte, vollgiltig über ein Kunstwerk abzuurtheilen! Man denke sich z. B. einen Zeitungskritiker, der jeden Abend ins Theater muß, um Stück und schauspielerische Leistung zu beurtheilen. Er ist abgehezt, abgestumpft, hat kein Interesse, längst kein Vergnügen mehr an der Bühne, die er nicht aus freier Selbstbestimmung auffucht, sondern die er gewerbsmäßig zu controlieren hat. Er soll nun sagen, schreiben und drucken, welchen Eindruck auf ihn das Kunstwerk gemacht. Mein Gott, gar keinen, oder den der Langweile, er war müde vom Tagewerk, hätte den Abend lieber auf einem Spaziergang oder in heiterer Gesellschaft zugebracht, oder daheim bei Weib und Kind. Vielleicht hatte er sogar Kopfweh oder Bauchgrimmen, während er dasaß, um das dramatische Werk zu genießen. Lästig war ihm die Komödie, und in seinem Unmuth würde er am liebsten seine persönliche Stimmung unverholen aussprechen, zum größten Schaden des Kunstwerkes. Wenn der Kritiker aber gebunden ist von ästhetischen und historischen Grundsätzen, so wird er unter Selbstverläugnung zwar in doctrinärer Blutlosigkeit richten, aber er wird dem Kunstwerke damit unmöglich in einem Grade unrecht thun können, denn als „subjectiver“ Kritiker.

Das dürfte allerdings unanfechtbar sein. Doch kann ich mir Folgendes denken: Wenn der Mensch Kunstrichter ist, dann brauchen wir überhaupt keine Zunftkritik. Die Zeitung braucht gar kein Urtheil zu bringen, oder sie kann jedes abdrucken; es werden möglicherweise sehr viele Urtheile einlaufen, sie wird das wählen, welches am besten geschrieben, am geistreichsten gehalten ist und in welchem sich die Grundstimmung der meisten anderen vereinigt. Der Zeitung bleibt das Recht der Auswahl unter den aus dem Publicum eingelaufenen Kritiken. Diese werden theils höchst einseitig, drastisch übertrieben, wunderlich sein, aber es wird Persönlichkeit, Stimmung, Leidenschaft, Blut in ihnen sein, sie werden auf die menschliche That des Kunstwerkes eine unmittelbare menschliche Antwort sein.

Ein Kunstwerk wird nicht geschaffen, um zu erfahren, was darüber die Gelehrten sagen, sondern um auf Menschen, voraus naive Menschen, eine Wirkung zu erzielen. Diese Wirkung soll von jedem einzelnen bestätigt, womöglich begründet werden können und dürfen, und das Bekenntniß des einzelnen, wie es auf ihn gewirkt, soll etwas gelten. Es soll als solches nicht etwa den Kunstwert des Werkes bestimmen, dazu soll es nur insofern beitragen, als es eine Stimme ist, im Plebiscit, dessen Gesamtergebnis erst das Kunstwerk richtet.

Also die aristokratische Kunst demokratisieren, zum Herrn und Richter derselben den Pöbel machen, und nicht den geistig Bevorzugten, den geschulten Kenner? — Gut, das gebe ich fast mit Heftigkeit zu, den Pöbel darf man nicht zum Herrn und Richter der Kunst machen, nie und niemals! Da würden wir anstatt der dramatischen Kunst bald nur mehr Hanswurstdiaden haben, anstatt der Malerei nur mehr obscöne Witzblattbilder, anstatt Opern und Concerte nur mehr bacchanalische Bänkelsängereien. — Eine solche Plebejisierung der Kunst hat ja leider ohnehin längst stattgefunden trotz der streng principiellen, theoretischen Kritik. Der Plebs muß eben auch seine Kunst haben und wird niemals zur wirklichen, menschlich edlen heraufsteigen. Diese Kunst, von der ich spreche, ist die der „obersten Zehntausend“, sie ist vor der Invasion des Plebs geschützt durch den Gulden.<sup>1)</sup> Insoferne diese vornehmere Kunst nach meiner angedeuteten Art der öffentlichen Kritik unterworfen ist, werden die kritischen Stimmen doch größtentheils den Gebildeten entstammen und der Zeitung bleibt immer das Recht und die Möglichkeit der Leitung des öffentlichen Urtheils durch ihre Auswahl der Stimmen.

Es gibt manche Werke der Kunst, alte und neue, die von der doctrinären Kritik verworfen oder zum mindesten nicht ernstgenommen

<sup>1)</sup> Nach unserer Meinung ist der Plebs oberhalb des Grenzguldens schlimmer, als der unterhalb desselben. Macht nur erst den Vörsianer zum freien Kunstkritiker, und ihr werdet sehen, wohin wir gerathen!



werden, und die doch auf viele Menschen mächtig und im Sinne der Kunst wirken. Eine doctrinäre Kritik wird die Wirkung eines Kunstwerkes nur dann anerkennen, wenn sie durch die hergebrachten Mittel einer gewissen Schule erzielt wird. Der Künstler aber, besonders der geniale, wird unbekümmert um eine Schule jene Mittel wählen, wodurch er die größte Wirkung hervorbringen kann; nicht wodurch er wirkt, wird sein Ziel sein, sondern daß er wirkt. Darum wird es oft vorkommen, daß ein Künstler vom dankbaren Publicum bejubelt, von der doctrinären Kritik aber verneint wird. Und auch umgekehrt wird diese Kritik ein Werk preisen, sobald es alle herkömmlichen Regeln erfüllt, und sei es übrigens das ledernste und langweiligste. Es gibt Kunstkritiker, welche sich einbilden, durch ihre oft bedeutende und nicht selten ethisch angelegte Weisheit Künstler wie Publicum zu heben, aber die Erfolge dieses gewiß löblichen Bemühens sind gar gering, denn die wirkliche Kunst ist stark, das naive Publicum für sie willig und die Theorie machtlos. Allerdings gibt es endlich auch Fachkritiker, und sie mehren sich zum Glück, welche beim Künstler vor allem das Können respectieren und denselben umso höher stellen, je mehr er neue Mittel findet, die Kunstwirkung hervorzubringen, je weniger er sich an eine Schule lehnt, je selbständiger er dasteht. Auch der Fachkritiker soll ins Theater, in die Bildergalerie gehen, oder ein Buch lesen, vor allem um zu genießen. Er muß genußfähig und genußwillig sein, dann wird er auch die Unbefangenheit haben, das Kunstwerk so zu nehmen, wie es genommen werden will, die Vorzüge wie die Fehler unmittelbar zu sehen, zu empfinden, und es wird ihm ein inneres Bedürfnis sein, darüber sich zu äußern, und seine Kritik wird als eine subjective warmherzig zwischen Künstler und Publicum richten und vermitteln. — Insofern, und das gilt selbstverständlich für jeden — wird auch der subjective Kritiker trachten müssen, ein objectiver zu sein, als er sich von persönlichen Miß- oder Wohlstimmungen, deren Grund außerhalb des Kunstwerkes liegt, niemals leiten lassen darf.

Nun wollte ich eigentlich nicht sosehr gegen die doctrinäre Kritik zu Felde ziehen, als vielmehr die naive Kritik rechtfertigen. Da die Kunst frei ist, so soll auch die Kritik frei sein. Wenn diese frei ist, so muß sie eben auch als doctrinäre Kritik auftreten dürfen. Neben derselben jedoch muß die Meinung des einzelnen geachtet werden, die Meinung, die unmittelbar durch die Wirkung des Kunstwerkes auf eine bestimmte Person sich bildet. Die officielle Kunstkritik, wie sie heute herrscht, hat das Volk nicht erzogen zum Kunstverständnisse, sondern zur Nachbeterei. Sie hat das Volk nur unselbständig, gleichgültig und heuchlerisch gemacht. Das Publicum, besonders das großer Städte, wird stets eher oppositionell sein gegen das Kunstwerk, als gegen die Kritik, wird weniger Achtung vor dem Künstler haben, als vor dem Recensenten, wird mehr Genuß

haben an einer frivol wigigen, zumeist aber ganz unsachlichen Recension, als an dem mit Herzblut geschaffenen Werk des Meisters. Die doctrinäre Kritik hat dem Menschen eben die Naivetät genommen. Wenn die Menschen einmal ohne Commentar der Kritik, ganz unmittelbar und unbefangen dem Kunstwerke gegenüberstehen, so wird gewiß auch Unverständnis und Thorheit mitspielen. Jedenfalls wird aber auch das Natürliche und menschlich Edle wieder verlangt und gewürdigt werden, wenn es in neuen Formen auftritt. Gerade in der Kunstempfindung, wenn sie unbeeinflusst bleibt, hat unser deutsches Volk noch den richtigen Instinct. Welches dieser richtige Instinct ist? Die Freude an dem, was seelisch wohlthut, erfrischt, ermutigt, erhebt, die Freude an dem natürlich Schönen. Dieser Instinct schlummert im Volke, diese Freude empfindet der naive Mensch im Genuße jener Kunst, in welcher sich Realismus und Idealismus harmonisch vereint und die bisher so viele Geschlechter beseeligt hat. Freilich wird diese alte ewige Kunst auch von der doctrinären Kritik vielfach noch protegirt, aber es ist zumeist eine zwar geistvolle, aber blutleere Protection, die noch dazu den Fehler hat, unduldsam zu sein, den einzelnen zu ihren Theorien zwingen zu wollen und ihm dadurch die Unbefangenheit und Freude am Kunstwerk oftmals zu nehmen. Aus Freiem und Eigenem der Person hervor muß sich das Verlangen nach dem Schönen wieder entwickeln; aber der gesunde menschliche Sinn kann sich nur entfalten und stärken, wenn er nicht am doctrinären Gängelbände geführt wird, wenn er an der allgemeinen menschlichen Angelegenheit eines Kunstwerkes naiv und unbefangen sich betheiligen kann im Genuße und in der selbständigen Meinung darüber.

Ich möchte doch einmal wissen, wie sich die von Kritik und Tagesströmung unbeeinflussten Kunstfreunde etwa zur neuen „naturalistischen“ Literatur verhalten. Es dürften gewiß viele ihr anhängen, noch weit mehr aber sie verwerfen, denn es ist nicht möglich, daß einem gesunden Sinne der lebensfrische, wohlgestaltete Jüngling nicht besser gefalle, als ein altes häßliches Weib, ein muthvolles sieghaftes Ringen mit den Feinden und Dämonen des Lebens nicht besser als ein keifendes Verzerren und Verzweifeln, das helle, harmlose Lachen nicht besser, als das schrille Winseln. Eine Zeitlang mögen gewisse Verirrungen der Literatur, des Dramas, der Bildnerei, der Musik herrschend sein, aber daß das Banale, Niedrige und Häßliche im menschlichen Kunstgeschmack den endlichen Sieg davontrage, das ist nicht möglich. Und daß es nicht möglich ist, wird kund, sobald die Menschen, und jeder für sich, unbeeinflusst von anderen, von Schlagworten und Moden, ihr subjectives Empfinden offenbaren. — Freilich, wer das so entschieden wie ich behauptet, der muß noch an den Menschen glauben. Wenn er sich darin irrt, so irrt er sich auch an dem wohlthätigen Einflusse der subjectiven Kritik. Dann aber ist auch mit der

sogenannten objectiven, der doctrinären und privilegierten Kunstkritik nichts mehr gethan und sie wird vergebens eine Schönheit predigen, die zwar einmal gefallen hat, die seither aber längst von einer neuen Cultur, von einer gründlichen Umänderung des menschlichen Geschmacks verneint worden ist.

Schließlich noch die Frage, was der Künstler wünschen wird, die objective oder die subjective Kritik. Die objective Kritik schützt ihn zwar von persönlicher Gegnerschaft, vor Neid und Mißgunst, anderseits wird sie ihn immer nur nach alten Doctrinen und Schulen messen und seiner Kunst umsoweniger gerecht werden, je ursprünglicher und eigenartiger diese ist. Der wahre Künstler haßt die Kathederkritik, zum mindesten ist sie ihm langweilig, „befehren“ kann er sich durch graue Theorien nie lassen, da ihn einzig nur der mächtige Impuls seiner schöpferischen Natur bestimmt. Die Kunst ist subjectiv und war es immer, insoferne das Kunstwerk stets einer bestimmten, eigenartigen, könnenden Persönlichkeit entspringt. Wie oft geschieht es nicht, daß die objective Kritik subjectiv wird in schlechtem Sinne! Daß sie von einem Birnbaum Datteln verlangt, weil die Datteln eine classische Frucht sind, die der Kritiker gerne nascht. Lächerlich verbohrte ist auch eine kunstmäßige Kritik, wenn sie die Classiker oder Romantiker als „unwahr“ und „wider sinnig“ für abgethan hält; und ebenso lächerlich verbohrte ist eine doctrinäre Kritik, wenn sie den modernen „Naturalisten“ das Recht versagt, „naturalistische“ Werke zu schaffen. Ich bin kein Freund dieser famosen naturalistischen Schule, aber sie hat eben auch ihre Berechtigung. Die Menschheit muß sich ausleben nach allen Richtungen hin, und wenn ein Künstler den Drang fühlt, gerade das Widerliche und Hässliche in künstlerische Gestalt zu bringen, oder auch das Schöne in häßlicher Manier darzustellen, so soll er's thun, es ist sein volles persönliches Recht. Entspricht seine Hervorbringung als Kunstwerk der allgemeinen Menschennatur nicht, so wird sie ja ohnehin über kurz oder lang abgelehnt. Wie viel Ungefundenes nimmt nicht jeder lebende Körper jeden Tag in sich auf, aber er scheidet es ruhig wieder aus und nur das Gedeihliche behält er in sich, und es dient seinem Gedeihen. So scheidet ein Volk auch eine unechte Kunst aus, je nach seiner gefundenen Kraft eher oder später. Und je mehr Theile des Volkes, ich meine Individuen, sich an der Auswahl, dem Stoffumsatze betheiligen, desto besser und entschiedener vollzieht sich die Scheidung und die Klärung.

Gegen doctrinäre Urtheile, die ein Kunstwerk nicht anerkennen, pflegt sich der Künstler aufzulehnen. Wenn aber ein ganzes Volk in seinen einzelnen Kunstschauenden urtheilt, wenn die Mehrzahl naiver Kunstempfinder ihn ablehnt, so muß und wird er sich diesem Urtheile unterwerfen. Anderseits ist er hochbeseelt und ermutigt, wenn er hört, wie

wohlthätig er auf seine Mitmenschen wirkt, wenn ihm das aus freiem Anlasse von Stimmen aus dem Volke gesagt wird. Mancher Dichter hat gestanden, daß die glänzendsten Zeitungskritiken ihn lange nicht so gefreut hätten, als einzelne beifällige Stimmen aus dem Publicum, aus ihm fremden Kreisen, die gar keine Ursache gehabt, sich ihm zu äußern, wenn es nicht das Herz des Lesers verlangt hätte. So auch stellt sich der Maler hinter sein Bild und horcht klopfenden Herzens, was die Beschauer darüber sagen; so auch entzückt den Dramatiker der unmittelbare Beifall des Publicums mehr, als die wärmste Recension im Morgenblatt. — Der Künstler wird sich also wahrscheinlich für die subjective Kritik entscheiden.

In das wirkliche und ausschließliche Recht tritt nach meiner Meinung die objective gelehrte Kritik erst bei dem Litterarhistoriker, der nicht mehr innerhalb der Atmosphäre des Kunstwerkes und seiner Zeit steht, sondern außerhalb derselben. Der Litterarhistoriker ist erst imstande, bedachtsam den Gründen nachzuforschen, aus welchen ein Kunstwerk entstand und die Wirkung zu überschauen, die es auf die Menschen seinerzeit ausgeübt hat. Nach dieser Wirkung erst wird er auf den Wert und die Bedeutung des Kunstwerkes rückschließen können. Und dabei wird er sehen, wer zu seiner Zeit das Richtigere über das Kunstwerk gesagt hat, die zünftige Kritik, oder die freie Meinung des Volkes in seinen einzelnen Kunstgenießern.

Wer soll also über das Kunstwerk urtheilen? Wie es wirkt, darüber jeder einzelne Kunstfreund; warum es wirkt oder gewirkt hat, darüber der Gelehrte.

(Wir haben dieser Plauderei, trotzdem sie einige Schwächen hat, die Ausnahme gerne gewährt, denn sie regt dreist eine Frage an, über die viel zu sagen ist und zu deren Ausreifung jede Discussion mehr oder weniger beiträgt. Die Redaction.)

## Die kleinen Menschlichkeiten des Grafen Tolstoj.

Von Eberhard Kraus.

Die Engländer haben den Begriff des praktischen Christenthums ausgebildet. Es liegt in ihrer Auffassung freilich etwas von der Selbstgerechtigkeit und Verkheiligtheit der Pharisäer, gegen die der Stifter der Lehre einen so erbitterten und unermüdlischen Kampf führte. Aber was will man schließlich mehr? Armen- und Krankenpflege, Sclavenbefreiung und Arbeiterwohlfabrt, Kindererziehung und Volkshygiene sind durch sie entwickelt und gefördert worden.

Anders die Russen. Selbst ihre europäisch gebildeten Aristokraten sind, falls sie gläubig und schwärmerisch veranlagt sind, noch immer



mehr mittelalterlicher Vorstellung von der Nazarenerlehre unterworfen. Der Russe sieht das echte Christenthum nicht in gemeinnütigen Thaten der Menschlichkeit, sondern in der allgemeinen Milde und Weichherzigkeit der Gesinnung, die auch dem bettelnden Trunkenbold, dem zu Recht verurtheilten Verbrecher einen warmen Unterschlupf unter dem großen Mantel der Nächstenliebe gewährt. Dem Nebenmenschen verzeiht er die Sünde, er selbst aber windet sich verzweiflungsvoll in ihren teuflischen Umstrickungen. Sein Christenthum ist Reue, Selbstzerfleischung, es ist ihm, kurz gesagt, noch immer ein Kampf gegen alles Ursprüngliche, Triebhafte der menschlichen Natur. Und die slavische Natur ist weich, nachgiebig, sinnlich.

Die Russen haben an der Wende des Jahrhunderts noch einen großen Bußprediger hervorgebracht — den Grafen Tolstoj. Doch auch sie sind soweit Kinder unserer Zeit, daß sie in diesem Bußprediger nicht gleichzeitig einen Heiligen verehren. Selbst die Anhänger und Jünger des Grafen hört man bisweilen über die kleinen Schwächen und Irrthümer ihres Propheten leise spötteln.

Tolstoj's Weltanschauung hat sich langsam aus seiner Lebensflucht und seiner ekstatischen Seelenvertiefung entwickelt. In „Anna Karenina“ finden sich bereits Spuren davon, denn der Hahnrei Karenin vergilt das ihm von Wronski zugefügte Unrecht durch mildes Vergeben und Vergessen. In „Krieg und Frieden“ zeigen sich bereits die Grundzüge eines einheitlichen Gedankensystems. Dann folgen die christlichen Bauerngeschichten, endlich die didaktischen und socialen Schriften.

Der Theoretiker Tolstoj war als riesengroße Wundererscheinung aus den Manuscripten des Einsiedlers von Jasnaja Poljana emporgestiegen. Wie der Schatten in dem bekannten Andersenschen Märchen erhob er sich schließlich über seinen Herrn und Meister, nöthigte ihn, ihm Folge und Gehorsam zu leisten, machte ihn zu seinem willenlosen Sklaven.

Unter dem Titel: „Graf Leo Tolstoj — Intimes aus seinem Leben“ hat eine Frau Anna Seuron ein interessantes Büchlein geschrieben, das von Eugen Zabel mit einer Einleitung versehen und im Verlage von Siegfried Cronbach in Berlin herausgegeben worden ist. Dem kleinen Werk ist das Bildnis des düstern, rauhen, wirrbärtigen Denkers in der armseligen Tracht eines russischen Bauern beigegeben. In fesselnder und anschaulicher Weise erzählt uns das die Verfasserin, die sechs Jahre als Lehrerin im Tolstoj'schen Hause verbracht hat, wie der Graf sich mit den tyrannischen Ausgeburten seines eigenen Geistes abzufinden sucht.

Tolstoj ist auch darin aufrichtiger und folgerechter Christ, richtiger gesagt, Sectirer und Fanatiker, daß er unablässig bemüht ist, aus sich einen neuen, völlig andern Menschen zu machen. Er ist von Natur träge

und ungeschickt und es kostet ihm Anstrengung, sich zu körperlichen Thätigkeiten aufzuraffen. Aus reiner Grundfäßlichkeit aber pflügt er, sflückt er Schuhe, mauert er Öfen. Aber es ist immerhin leichter, sich zu bestimmten Handlungen zu zwingen, als von alten, eingewurzelten Gewohnheiten zu lassen. Der Graf will sich das Rauchen abgewöhnen und greift doch wie ein Schulknabe heimlich nach liegengebliebenen Cigarrenstummeln. Er will Vegetarier werden, macht sich aber unter dem Schleier der Nacht heißhungrig über ein Roastbeef her, das auf dem Speisetisch stehen geblieben ist. „Diejenigen“, schreibt Frau Seuron, „welche glauben, der Graf sei ein Asket im vollkommenen Sinne des Wortes, irren sich. Er hatte und er hat Zeiten, wo er alles entbehren kann und sich bemüht, seinen Ruf der Welt und seinem Gewissen gegenüber zu rechtfertigen. Aber ein Heiliger kann nie aus einem Manne mit dem Körper und den Sinnen des Grafen werden!“

In allen Fällen, wo die Anschauungen Tolstoj's mit dem Willen seiner, wenn auch liebevollen und aufopfernden, so doch sehr energischen und klar denkenden Gattin zusammenprallen, zieht er den kürzeren. Er verwirft bekanntlich den Gelderwerb aus geistiger und künstlerischer Arbeit. Dagegen aber, daß seine Frau den buchhändlerischen Vertrieb seiner Schriften besorgt und damit die durch seine Miswirtschaft zerrütteten Familienfinanzen wieder ein wenig in die Höhe bringt, darf er nichts vorbringen.

Tolstoj ist eben kein Praktiker. Sein geistiger Einfluß auf sein Vespublikum ist ungleich größer, als der persönliche, den er u. a. auf seine bäuerliche Umgebung ausübt. Als er seinen Muschits die „Macht der Finsternis“ vorlas, brachen sie in ein unbändiges Gelächter aus, weil sie glaubten, es handle sich um einen kostbaren Akt, etwa im Stil der Moral von Buschens „Max und Moriz“.

Frau Seuron schildert die Unebenheiten und Ungeradheiten seines Charakters ebenso rückhaltlos wie die Lichtseiten, wie sein edles, warmfühlendes Herz, seine Theilnahme für fremde Sorge, fremdes Leid. „Er ist jedenfalls imstande, ebenso verächtliche Regungen, wie edle Empfindungen zu haben, gleich allen bedeutenden Charakteren. Nur thut es einem leid, wenn man auf eine faule Stelle stößt, denn seine Schriften lassen wenig Schwächen zu, sobald sie das Gebiet der Betrachtungen über das Leben betreten. Aber es ist von großem Wert, den Schriftsteller auch von dieser unvortheilhaften Seite kennen zu lernen. Gerade durch Unvollkommenheit tritt er der Menschheit näher.“

Seine Fehler sind vor allem Unzuverlässigkeit, Zweideutigkeit, eine gewisse bäuerliche Hinterhältigkeit, durch welche diejenigen, die mit ihm geschäftlich zu thun haben, häufig geschädigt werden, endlich eine leichte Hinneigung zum Komödiantenthum. Im lebenswürdigsten und erheiterndsten

Nicht erschienen diese kleinen Charakterzüge des Grafen, als Déroulède auf Jasnaja Poljana erschien, um ihn für die Pläne der französischen Patriotenliga zu gewinnen. Drei Tage lang hielt der Graf den eifrigen Revanchehelden mit ausweichenden Antworten hin. Endlich zog er ihn mit größter Zuverlässigkeit und Herzlichkeit in seinen Familien-Leisestuhl, um ihm dort eine seiner kleineren Recrutengeschichten vorzutragen, in denen Militarismus und Krieg auf das schonungsloseste gegeißelt werden. Déroulède verstand und reiste noch am selben Abend zur Eisenbahnstation ab.

„Sein Seelenleben!“ schließt die Verfasserin ihre Betrachtungen: „Pharisäer nenne ich euch, die ihr es wagen wollt, heuchlerisch die Menge glauben zu machen, daß ihr wißt, wer Er war, wer Er ist, und wer Er sein wird. Gefühlt muß man haben Tolstoj's Schrei, imstande muß man sein, den Kern zu erfassen, den momentan auftauchenden Titanen, der wie eine Erscheinung vorüberhuscht, herauszufinden, und gleich daneben ihn als hilfsbedürftiges, wehlagendes Menschenkind jammern zu hören; dort als Riese kämpfend, hier als Erdenwurm sich krümmend, die Arme ausstreckend nach dem Sonnengott, nach Athem ringend jenseits der Sterne und dann wieder auf den Knien sich die Brust wund schlagend, Vergebung ersuchend vor seinem Gewissen. Sein Seelenleben! Wer kann sich anmaßen, auch nur eine Idee davon zu haben! Zu philosophieren, zu analysieren ist unmöglich, da wo ein Räthsel vorliegt oder eine Offenbarung! Bescheiden werden unsere Kinder einst das Buch öffnen, worauf sein Name steht und sagen: ‚Er war einer der Hellsehenden im Reiche der Geister — er war der Wahrheit nahe in seinem Irren!‘“

(„Magazin“.)

## Was die Kriegsfreunde sagen.

**S**ihre Zahl ist noch Legion, — nicht die der Kriegsfreunde — der Friedensgöttin sei Dank, — aber die jener Menschen, welche es viel bequemer finden, statt selbständig zu denken, solches nachzubeten, was einmal „irgend einer“ — „irgend wo“ — bei „irgend welcher“ Gelegenheit gesagt hat.

Daher die rasche Verbreitung der geflügelten Worte, die zum großen Theil von solchen angewendet werden, welche nicht einmal den Entstehungsgrund derselben kennen und sich genügend weise fühlen, wenn sie dasselbe sagen, was einmal über die Lippen einer „Autorität“ geflossen ist. Fragt man sie aber dann, wie ihre „Autorität“ geheißt, so kommen sie nicht selten in arge Verlegenheit und wissen nur bestimmt zu versichern, daß der Betreffende wirklich den Geistesheroen angehört hat. Man

hat es diesen Gedankenschmarozern heutzutage sehr bequem gemacht. Für alle weltbewegenden Fragen gibt es stereotype Antworten jener, die den gegnerischen Standpunkt, — den Standpunkt der Leute aus der guten alten Zeit — vertreten, und zur Bervollkommnung der Sache müßte sich nur ein findiger Compiler aufraffen, um eine Art „kleinen Denkfürher“ zu verfassen, in welchem jeder, der sein eigenes Gehirn nicht unnötig belasten will, den Artikel fände, dessen er eben bedarf, um seinen Widersacher in fünf Minuten in den Sand zu strecken.

Der Luxus steigt eben von Tag zu Tag, die manuelle Arbeit wird schließlich gänzlich durch Maschinen ersetzt werden und dann kommt vielleicht auch die Maschine für geistige Arbeit an die Reihe.

Schlagen wir also in so einem Zukunftsbüchlein oder Denkmashinen den Artikel „Ewiger Friede“ auf:

An der Spitze steht natürlich der gesperrt gedruckte Satz:

„Der ewige Friede ist ein Traum — und nicht einmal ein schöner Traum!“

Überflüssig, den Autor hinzuzusetzen; jedes Kind weiß heute bereits, wer diesen Ausspruch gethan hat.

Die Kriegsanhänger führen das Citat als Evangelium ins Treffen, warum, weiß man nicht recht. Es ist eine selbstherrliche Phrase — weiter nichts, . . . der Ausdruck einer rein persönlichen Ansicht, die jeder logischen Entwicklung und Begründung entbehrt, ausgenommen, wenn man in Erwägung zieht, daß Moltke allerdings diesen Traum nicht schön gefunden hätte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er durch den ewigen Frieden nie zum Schlachtenlenker geworden wäre.

Damit ein Satz der allgemeinen Anerkennung würdig sei, ist vor allem erforderlich, daß die darin ausgesprochene Gesinnung der Allgemeinheit zugute komme, daß eine Wahrheit ausgedrückt werde, welche als solche feststeht, wie z. B. die: „Der Mord ist ein verabscheuungswürdiges Verbrechen.“ — Sobald aber die Tendenz hervorleuchtet, eine Behauptung pro domo aufzustellen, ist der Wert dieser Behauptung für alle, die daran nicht unmittelbar interessiert sind, gleich Null. Der Unterofficier mag dem Recruten das geflügelte Wort als heiliges Gesetz ein-drillen, andere aber brauchen auf diese Autorität nicht zu schwören, sobald dieselbe den streng militärischen Standpunkt verläßt und die Stelle des Philosophen einnimmt. Zudem besleißigte sich der große Schweiger gerade in dieser Frage keiner besonderen Consequenz, denn in seinen Schriften finden sich auch Aussprüche (allerdings vor der Zeit seines Ruhmes), die in deutlichen Worten den Krieg verdammen. Freilich werden solche Stellen von den Gegnern der Friedensbewegung in unloyaler Weise kurz übergangen — oder vielmehr todtgeschwiegen.



„Es waren immer Kriege, — somit werden immer Kriege sein.“

Mit solcher Logik fühle ich mich immer in die grauen Vorzeiten versetzt, da unsere Altvordern auf ihren „Einbäumen“ dem Versammlungs-Pfahlhause zuplätscherten, um über das Wohl des Stammes zu berathen. Da mag dann der Urälteste aufgestanden sein und mit echter Pfahlbauern-Philosophie gerufen haben: „Wie, wir sollen nicht mehr Menschen fressen? — Unsere Ahnen haben es gethan, soweit die Überlieferung reicht, wir thun desgleichen, . . . und so werden die Menschen hinfort auch immer Menschen fressen!“ — Ich sehe sie förmlich vor mir, die biederen Pfahlbürger, wie sie dann wieder befriedigt in ihren „Einbäumen“ nach Hause rudern und im trauten Familienkreise erzählen, wie der alte Weise diesen Narren heimgeluchtet, die da versucht, gefährlichen Lehren aus den schlimmen Gauen moralischer Versumpfung, aus dem lasterhaften Süden, im Lande der frommen Zucht und Anthropophagie Eingang zu verschaffen.

Auch die Raubritter seligen Andenkens werden zur Blütezeit ihres Handwerkes achselzuckend die Landfriedensgesetze belächelt und gesagt haben: „Unsereins hat immer geraubt und wird immer rauben! . . . Und die Sklavenhalter in Amerika? — Ihnen wäre ein Pflanzler ohne leibeigene Neger vorgekommen, — wie nur? — Nun etwa, wie einem Kriegsanhänger eine Nation ohne ein Militär-Millionen-Budget.“

Die Phrase: „Was war, wird sein“, ist durch das Entwicklungsprincip für alle Zeiten über den Haufen gerannt worden. Kein logischer Denker aus unseren Tagen wird eine solche Phrase als eine beweiskräftige Einrede anerkennen, und darum gehört auch sie in das Büchlein für Jene, die das Bedürfnis fühlen, die eigene Denkarmut durch veraltete Gemeinplätze zu ersetzen.

„Solange es Menschen gibt, werden die Streitigkeiten nicht aufhören.“

Der Ausspruch hätte eine Berechtigung, wenn er nicht unvollständig wäre; er müßte lauten: „Solange es wilde, rohe, ungebildete Menschen gibt.“

Nun wird wohl jedermann zugeben, daß wir, die sogenannten Culturvölker, — gegenwärtig uns doch schmeicheln dürfen, einen Theil der Wildheit, Roheit und Unbildung, in welchen unsere Vorfahren so bewunderungswürdig groß waren, abgestreift zu haben. Allerdings vom Ideal sind wir noch sehr weit entfernt, — das aber danken wir in erster Linie auch nur jenen Zeitgenossen, die in der Weiterverbreitung der Quintessenz aller guten Gesittung, — der Bildung nämlich, — eine Gefahr

für — für — ja, sie sagen — für Reich, Thron und Kirche sehen, da sie doch nicht offen gestehen können, daß ihnen diese Gefahr aus egoistischen Kastenrücksichten die Glieder beben macht.

Bis die Zeit kommt, wo die Streitsucht verschwunden sein wird, mag wohl die Erde noch erschrecklich vielemale ihre Bahn zurückgelegt haben, -- aber wir dürfen auch heute nur mit einer Streitsucht der Individuen rechnen, nicht mit der ganzen Völkerschaften (wilde, afrikanische Stämme ausgenommen).

Wenn Tollhändler, wie Déroulède, mit einem Häuflein Strolchen und Gassenjungen ins Kriegshorn stoßen, so ist nicht darunter Frankreich zu verstehen, — ebensowenig, wie bei der Mordaffaire von Kanten ganz Deutschland, bei den Bubenstreichen der Wiener Antisemiten während des Bismarckbesuches ganz Oesterreich vertreten war. — Nationen führen heutzutage nicht mehr Streit; nur die Heger sind es, die da am lautesten schreien, und somit am deutlichsten gehört werden. Aber man soll sie nicht hören, man soll sie einfach verlachen und die Blätter sollen ihren Tobjuchtsanfällen nicht die Beachtung schenken, wie sie es leider thun.

Wenn aber ein Blatt selbst die Initiative ergreift, wie dies bei gewissen in- und ausländischen Journalen der Fall ist, dann sollten die Leser sich nicht aufregen lassen, sondern sogleich erkennen, daß solchen „patriotischen edlen Entrüstungskundgebungen“ nichts anderes, als der ganz gemeine Geschäftssinn zugrunde liegt, daß der betreffende Held von der Feder hinter seinem Schreibtische wohlverschänzt, weitab vom „Feld der Ehre“ sich ins Häufchen lacht und fröhlich die Abonnentenliste durchsieht, die um eine stattliche Zahl gewachsen ist, seitdem er den Sensationsartikel losgelassen, der vielleicht für Hunderttausende und Millionen von Menschen der Grund des Unheils wird.

Übrigens würden wir mit Recht „Utopisten“ und „Idealisten“ zu nennen sein, wollten wir es unternehmen, die Menschheit mit einem Schläge anders zu machen, als sie ist. Der Illusion, die Streitsucht in absehbarer Zeit aus der Welt geschafft zu sehen, geben wir uns durchaus nicht hin; wohl können wir aber erwarten, daß dieser nationalen Streitsucht der Heger und Streber keine Blutopfer mehr gebracht werden, — daß in Fällen sogenannter „Völker“-Zwistigkeiten der Spruch des Richters ebenso entscheide, wie dies bei den Uneinigkeiten der Privatpersonen der Fall ist. Dann wollen wir ja gerne den Nationalnörglern ihre Freude lassen; mögen sie dann Grenzstreitigkeiten, Eigenthumsansprüche und dergleichen Dinge nach Herzenslust hervorsuchen und den Gerichtshof in Permanenz erklären. Wenn solche Meinungsverschiedenheiten am grünen Tische geschlichtet werden — ohne Opfer von Blut und Millionen-Kriegsentschädigungen, — haben wir keinen Grund, uns dagegen aufzulehnen.

„Den Menschen ist Grausamkeit und Kampflust in einem gewissen Grade angeboren, daher unausrottbar!“

Unwahr! — Nicht angeboren, sondern anerzogen. Das Menschlein wird, kaum daß es in das Stadium der Denkfähigkeit tritt, zum richtigen Wütherich herangebildet: Es hört, daß alles, was da wächst, und krecht und fleucht, „für den Menschen geschaffen“ sei; es sieht, wie die Thiere mißhandelt, geprügelt und geschunden werden. Es tritt in die Schule und gilt als braves Kind, wenn es recht viele Käfer und Schmetterlinge behufs Anlegung einer Sammlung zu Tode martert. Es lernt, wie Karl der Große die Sachsen zu Tausenden schlachten ließ und deshalb ein großer Feldherr war; es liest, wie unter den Ketzern Blutbäder angerichtet wurden. Und es erhält zur Belohnung für den Fleiß einen Haufen Bleisoldaten sammt einer Erbsenflinte und der Vater sagt: „So, da pfeffere nur tüchtig in die Rothhosen hinein!“ — oder drüben mahnen sie: „Schieß sie nur ordentlich zusammen, die deutschen Krautfresser!“ . . . .

Allmählich wird das Menschlein ein Mensch, d. h. dem Namen nach; dann verläßt er die Mittelschule und betritt die Hallen der Universität. Dort erfährt er, daß es eine schöne Sache sei, mit dem Schläger Liebe auszutheilen und zu empfangen; so ausgerüstet, vertauscht er den Studentenrock.

Dies die Erziehung und der Lebenslauf des Menschen. Daß er in der großen Überzahl doch zu einem redlichen, braven, gutmüthigen Manne wird, ist eben nur ein Beweis, daß den Menschen diese bösen Eigenschaften nicht mit auf die Welt begleiten, sondern daß im Gegentheil in seinem Innern ein Kern steckt, der sich später trotz allen Erschwerungen und Aufsechtungen zu einer gesunden Pflanze entwickelt.

„Es gienge mit Abschaffung des Krieges ganz die männliche Haupttugend — der Muth — verloren, und die Nationen würden verweichlichen, ihr Selbstbewußtsein verlieren.“

Mit dem Kampfmuth ist es so eine eigene Sache. Die heutige Kriegswissenschaft mit ihren Errungenschaften des Schnellfeuers, des rauchfreien Pulvers und des weittragenden Calibers stimmt nicht mit den legendären Schlachtenbildern überein, wo der Feldherr auf dem weit sichtbaren Kriegsschimmel sitzt, während die Haufen mit fahnen-schwingenden jugendlichen Officieren an der Spitze allenthalben gegen die besetzten Anhöhen stürmen.

Als moderner Schlachtenmaler — wenn Realist und nicht Märchendichter — wäre ich in peinlicher Verlegenheit; wie sollte ich auch die Sache packend wiedergeben, da sich die Armeen vergraben haben!

Da liegen sie, Mann an Mann auf den Bänken, in Gräben, die sich jeder selbst ausgescharrt. . . . So ein Gemälde erführe die hämischste Kritik und gäbe zu den schlimmsten Mißverständnissen Anlaß. — So etwa schriebe man darüber:

„Versteckenspiel en gros. . . . Ungeheure Massen von Menschen liegen in Gräben und lugen hinter der Böschung hervor. Ganz im Hintergrunde befinden sich in gleicher Lage die Führer des eigenartigen Spieles; sie sind treffend wiedergegeben; der Beschauer hört förmlich, wie sie sich neckisch zurufen: Kuckuck!“ . . .

So ungefähr dürfte die Scenerie eines künftigen Krieges beschaffen sein. Wer am längsten die einigermaßen ermüdende Bauchlage aushält, hat das Feld behauptet, — die Schlacht gewonnen.

Die Sache sieht scherzhaft aus, ist aber im wesentlichen ernst. Der Muth des Dreinschlagens wird vom modernen Soldaten viel weniger gefordert werden, als der moralische Muth, den äußersten Entbehrungen verschiedenster Art Widerstand zu leisten; er muß die Kraft haben, zu hungern, zu dursten, — auch zu verhungern und zu verdursten, und zwar mit Anstand; kein Klagen und Jammern; das demoralisiert. So mancher wird sich dann aus seiner Verschanzung erheben, um durch eine Kugel von seinen Leiden erlöst zu werden.

Nun hat es aber mit dem moralischen Muth einen Haken, ich möchte ihn nämlich nicht als specifisch männliche Eigenschaft bezeichnen, — ja, ich möchte sogar die himmelschreiende Behauptung aufstellen, daß die Frau den Mann in dieser Hinsicht übertrifft.

Er bethätigt sich keineswegs im Schwergewichte der Faust, sondern in anderer Weise und bedarf durchaus nicht eines Krieges, um geweckt zu werden. Es gibt ganz andere Gelegenheiten, denselben an den Tag zu legen, allein die große Mehrzahl — und gerade die Mehrzahl des „starken Geschlechtes“ — weicht solchen Gelegenheiten geflissentlich aus. Da ist z. B. gleich eine nahe liegende Frage, — die Friedensfrage nämlich — die den Muth der freien Meinungsäußerung bedingt, auf die Gefahr hin (wenn man nicht zufällig seine Blutsteuerjahre hinter sich hat) für feige erklärt zu werden. Und zwei Dinge verträgt der Mann so ungemein schwer: als dumm oder feig zu gelten. . . . Es kommt nun darauf an, solchen Anfeindungen zu trotzen, — und dazu gehört ganz gewiß eine tüchtige Dosis Muth. Aber wie gesagt, in der Schneidigkeit des Niederschlagens den echten, edlen Muth zu suchen, ist eine verfehlte Sache.

Der Arzt, welcher sich mit Todesverachtung in eine Seuchenregion begibt, um Menschenleben zu retten, ist ein weit größerer Held, als der Scharfschütze, der hinter der Deckung liegt und Menschenleben zerstört. Und niemand wird leugnen, daß ein Columbus, ein Giordano Bruno, oder — um auf die Jetztzeit überzugehen — ein Livingstone, ein Emin



Baicha die Bezeichnung muthige Männer verdienen. Ich weiß nicht, wie sich ein Napoleon I. in der gleichen Lage benommen und ob er sich besonders groß gezeigt hätte.

Was nun die Phrasen vom Verweichlichen, — vom Verlust des Selbstbewußtseins der Nationen betrifft, so sind das eben Phrasen, weiter nichts. Die Geschichte, wie sie bisher gelehrt wurde, weist verschiedene arge Blößen auf. Sie ist partiisch, sie ist ungerecht, — und sie ist unlogisch. Die Geschichtschreiber waren eben nicht viel mehr als einfache Chronikenschreiber, und keine unbefangenen Gelehrten, die über den Parteien standen. Theils zu kurzfristig, theils unfähig, Ursache und Wirkung richtig zu erkennen, brachten sie mit Vorliebe den Untergang einst mächtiger, angesehenen Völker mit der „Verweichlichung“ in Verbindung, und daraus ist der Gemeinplatz entstanden. . . . Weil die Oberen, die Mächtigen, die Reichen in Prasserei und Schlemmerei verfielen, gieng das Reich, gieng das Volk unter! Dies die logische Deduction der Geschichtschreiber und ihrer Nachbeter. Die privilegierten Classen waren und sind aber in jedem Lande in der verschwindenden Minderzahl. Dem Volke, der großen Majorität, -- dem Proletariate wurde nie Gelegenheit, das Leben von dieser glänzenden Seite kennen zu lernen; sie blieben also nothgedrungen von der Verweichlichung unberührt.

Ausgenommen, es gab Krieg. Dann freilich fanden auch die Massen zuweilen Gelegenheit, sich durch Plünderung ein paar gute Tage zu machen. Wenn also etwas geeignet war, dem Volke selbst Bekanntschaft mit Prasserei und Schlemmerei zu vermitteln, so war es ausschließlich nur der Krieg; sonst nagte es am Hungertuche und kämpfte mit dem Elend, wie das auch leider heutzutage der Fall ist.

Und das Selbstbewußtsein? — Ich weiß nicht, ob das Selbstbewußtsein der kriegerischen Cannibalen Afrikas ein großes ist, — und wenn ja, so möchte ich wenigstens bezweifeln, daß dasselbe für die Culturvölker wünschenswert wäre. Diese Art Selbstschätzung schmeckt sehr nach Überhebung, Eigendünkel, Krakehlsucht, — mit einem Worte: nach Chauvinismus. Das Selbstbewußtsein, unzählige Schmissen ausgetheilt zu haben, und demzufolge die Leute anempeln zu dürfen, ist bei den Individuen ebenso verächtlich, wie bei den Nationen.

Im Geisteskampfe an der Spitze zu schreiten, ist das richtige Selbstbewußtsein, welches erhebt, veredelt und ein Volk für die Dauer groß macht, während das Kriegsglück verwildert, — und in der Hand einer allzu launenhaften Göttin liegt, um erstrebenswert zu sein.

A. Gundaccar von Suttner.

## Stift Oberburg.

Von Hans von der Sann.

(Schluss.)

Dies war also der Mann, der im Einvernehmen mit Kaiser Friedrich III. dem Benedictinerstifte Oberburg jede fernere Fortexistenz unmöglich machte. Infolge der oberwähnten kaiserlichen Botschaft behielt Papst Pius II. die Abtei Oberburg zu seiner Disposition, bis er mit derselben nach dem Willen des Kaisers verfügt haben würde, und am 6. September 1461 erließ er eine Bulle, in der das Vorhaben des Kaisers gutgeheißen und genehmigt wurde.

Inzwischen aber hatten sich auch die Stiftsbrüder vereint und beschlossen, der ihnen drohenden Gefahr der Aufhebung des Klosters durch die Vornahme der Abtwahl vorzubeugen. Unbekümmert um das kaiserliche Verbot und ohne die Antwort des Papstes auf Friedrichs Botschaft abzuwarten, waren sie zur Wahl eines neuen Abtes geschritten, und war dieselbe auf den bisherigen Prior des Stiftes, den einäugigen Gregor Pinig aus Treffen, gefallen. Aber diese Wahl fruchtete nichts, hatte keine Giltigkeit, denn ihr mangelte die erforderliche Bestätigung. Gleichsam als Antwort auf die Haltung des Convents unterzeichnete Kaiser Friedrich III. am 6. December 1461 die Fundationsurkunde für das Bisthum Laibach, darin er dem neuen Bischöfe von Laibach das Schloß Görttschach schenkte, zugleich aber auch seinen Willen kund that, es solle der bischöflichen Tafel die Abtei Oberburg einverleibt werden, und sollten von da ab in gedachtem Stifte nur mehr zehn oder zwölf reformierte Mönche wohnen und leben dürfen.

So befanden sich nun also Kaiser und Convent in heftigster Gegnerschaft zu einander. Keines dachte an Nachgiebigkeit, sondern war entschlossen zum Kampfe. Der Papst wurde selbstverständlich von der ganzen Sachlage bis in das kleinste Detail unterrichtet und erließ am 18. September an den Bischof Ulrich von Gurk eine Bulle in dieser Angelegenheit. Wie es scheint, hatten die Benedictiner von Oberburg in die Nachricht von der Botschaft des Kaisers an den Papst ein Mißtrauen gesetzt und darauf gestützt sich zur Vornahme der Abtwahl entschlossen. Pius II.

kommt in der gedachten Bulle auf die Schritte zu sprechen, welche Kaiser Friedrich III. in Angelegenheit des Klosters gethan, sowie auf die trotz des kaiserlichen Verbotes vorgenommene Wahl des Stiftspriors, des einäugigen Bruders Gregor zum Abte, welcher für diese Würde nicht geeignet sei. Nun gibt der Papst bekannt, daß es sein eigener Wunsch sei, mit dem Kloster Oberburg aus eigenem Antriebe und unaufgefordert eine heilsame Verfügung zu treffen. Aus diesem Grunde beauftrage er den Bischof von Gurk, es möge sich dieser, ohne viel Aufhebens zu machen, über alle Vorgänge in Betreff des Oberburger Stiftes genau informieren, insbesondere darüber, ob der Rath des Kaisers, Dr. Hartung von Cappell, wirklich nur im Auftrage seines Herrn in Rom vor dem Papste erschienen sei, und ob Friedrich III. den Oberburger Mönchen die Wahl ihres Abtes untersagt hätte, bevor noch dieselbe vorgenommen worden. Würde der Bischof die volle Überzeugung gewinnen, daß es dem richtig so sei, so solle Bischof Ulrich im Namen des Papstes diese Wahl anfechten und für null und nichtig erklären; gleichzeitig hätte er dem Bruder Gregor, sowie allen Mitinteressirten strengstes Stillschweigen über die de facto vorgenommene Wahl aufzutragen. Die auf Anlangen und nach dem Willen des Kaisers erfolgte päpstliche Verfügung hinsichtlich dieses Klosters müßte unter allen Umständen aufrecht erhalten bleiben, daher der Bischof darauf abzielende Vorkehrungen treffen und nöthigenfalls selbst vor der Verhängung kirchlicher Strafen nicht zurückschrecken sollte.

Obwohl der Papst in seiner Bulle dem Gurker Bischof ausdrücklich aufgetragen, sich ohne allen Lärm und nicht gerichtsweise über die Oberburger Stiftsangelegenheit zu informieren, gieng Bischof Ulrich doch etwas schärfer ins Zeug. Er lud den Abt Gregor von Oberburg vor sich nach Wiener-Neustadt. Der Abt gehorchte dem Befehle und erschien am festgesetzten Tage vor dem Bischofe und vor dem zur Verhandlung berufenen Protonotarius am kaiserlichen Hofe, Magister Heinrich; doch stand er hier nicht Rede und Antwort, sondern erhob Einwendungen gegen den Bischof und dessen ganzes Vorgehen und gegen die Commission selbst. Des Abtes Einwendungen wurden zwar als ungerechtfertigt zurückgewiesen, aber Gregor ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern appellierte an den Papst und erklärte, nicht mehr vor dem Bischofe erscheinen zu wollen. Der Abt reiste auch wirklich in sein Stift ab und erstattete seinen Ordensbrüdern Bericht über alles.

Bischof Ulrich von Gurk aber glaubte, sich über die ganze Angelegenheit genügend informiert zu haben und mit gutem Gewissen diesbezüglich das Urtheil sprechen zu können. Er that dies auch am 18. März 1463 in seiner gewöhnlichen Residenz zu Wiener-Neustadt, in Gegenwart eines kaiserlichen Protonotarius und zweier Kanoniker. Die bischöfliche Entscheidung lautete dahin, daß die von den Conventualen des Benedictinerstiftes

Oberburg vorgenommene Wahl des früheren Priors Gregor zum Abte ganz ungiltig und nichtig sei, Bruder Gregor und die übrige Mönche des Klosters über diese unberechtigte Wahl und deren möglichen Folgen ewiges Stillschweigen zu beobachten haben und daß demnach die nach dem Willen Kaiser Friedrichs III. geschehene Einverleibung des Stiftes Oberburg zur Tafel des Bischofs von Laibach als giltig und rechtskräftig anzusehen sei.

Mit dieser Erkenntnis hatte der Gurker Bischof aber erst recht Öl ins Feuer gegossen. Die über die ihrem Stifte so nahe drohende Gefahr der Aufhebung und die willkürliche Verletzung ihrer Rechte durch Kaiser und Papst aufs höchste erregten Mönche wollten nichts wissen davon, daß ihr reiches, schönes und angesehenes Stift so mir nichts dir nichts dem neuen Bischofe von Laibach in den Schoß fallen und daß sie selbst aufhören sollten, eine frei und uneingeschränkt mit ihrem Eigenthum waltende Ordensgemeinde zu sein. Sie antworteten daher auf das Erkenntnis des Gurker Bischofs mit einer Plünderung des Stiftes, daran sich ohne Zweifel außer den Mönchen auch viele andere, dem Kloster ergebene auswärtige Leute betheiligten. Alle Kleinodien, alles Gold, Silber und Geld wurde aus dem Kloster gebracht und versteckt, ebenso alle Wäsche, sämtliche Geräthschaften, ja selbst das Vieh und die noch vorhandenen Lebensmittel des Stiftes verschleppt und entfernt; man gieng so weit gar, sämtliche Urkunden, Protokolle u. dgl. dem Archive zu entnehlen, selbst die Mühlen, die Grundstücke, Zehente u. a. zu entfremden, so daß also dem neuernannten Laibacher Bischof Sigismund von Lamberg nur das rein ausgeplünderte Stiftsgebäude übrig blieb.

Aber die Oberburger Mönche hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht; sie hatten nicht bedacht die Macht des römischen Stuhles, dem es ein leichtes war, die Disciplin und den beschworenen Gehorsam der widerspenstigen Klosterbrüder wieder herzustellen.

Papst Pius wies alle seitens des Abtes und Convents von Oberburg erhobene Widerrede und angemeldete Appellation zurück, bestätigte die Entscheidung des Gurker Bischofs Ulrich und beauftragte nunmehr die Bischöfe von Gurk, Seckau und Lavant, alle Vorkehrungen zu treffen, daß die getroffene Entscheidung anerkannt und befolgt würde. Infolgedessen und über speciellcs Ersuchen des Bischofs von Laibach schritt der Lavanter Bischof Tybold zur Ausführung des päpstlichen Willens. Er ernannte eigene Subdelegierte oder Executoren und fertigte ihnen im August 1463 besondere Instructionen aus. Die Executoren erhielten den Befehl, alles Geeignete zu veranlassen, damit der Laibacher Bischof von dem Stifte Oberburg rechtmäßigen Besitz ergreife und auch im ungestörten Gemusse dieses seines Mensalgutes verbleibe. Für den Fall, als Abt Gregor und mit ihm die übrigen Mönche und Rebellen in Oberburg sich dieser



Anordnung widersehen würden, sollten die Subdelegierten über dieselben an Sonn- und Feiertagen in ihren Kirchen während des öffentlichen Gottesdienstes die Excommunication aussprechen und dem Volke jeden Verkehr mit den Excommunicirten untersagen. Würden sodann die Oberburger Mönche trotzdem in ihrer Widersetzlichkeit verharren, so haben die Executoren nach Ablauf von sechs Tagen neuerdings in den betreffenden Kirchen an Sonn- und Feiertagen während der heiligen Messe die Excommunication über den Bruder Gregor und dessen Anhang zu verkünden, und zwar habe dies zu geschehen unter Glockengeläute, bei angezündeten, dann ausgelöschten und zur Erde geschleuderten Kerzen, bei aufgerichtetem Kreuze, unter Besprengung mit Weihwasser zur Vertreibung der bösen Geister, welche die Widerspenstigen in ihrer Gewalt haben, unter Gebet, auf daß Gott die aufrührerischen Mönche zur katholischen Religion zurückführen wolle, und endlich unter Werfen von Steinen gegen die Wohnhäuser der Genannten zum Zeichen ihrer ewigen Verfluchung. Und sollten sich trotz dieser schrecklichen Kirchenstrafe die Gebannten binnen weiteren sechs Tagen nicht bekehren, so soll es jedermann bei Strafe der Excommunication verboten sein, mit ihnen zu sprechen, zu essen u. s. w. Hesse dann auch dies nichts, sollen die mit dem Kirchenbanne belegten Mönche und deren Anhänger dem weltlichen Arme der Gerechtigkeit überliefert werden.

Vorher, bevor noch Bischof Tybold von Lavant die Aufträge an die von ihm ernannten Subdelegierten erlassen, hatte Papst Pius II., den Bischof Sigismund von Laibach anlässlich der Plünderung des Stiftes Oberburg um Hilfe angerufen, eine ähnliche Anordnung an die Bischöfe von Triest und Lavant gerichtet. In derselben wurden am 5. Juli 1463 die genannten Kirchenfürsten beauftragt, alle Hehler und Besitzer der dem Kloster Oberburg entfremdeten Güter und Gegenstände öffentlich in den Kirchen auffordern zu lassen, daß dieselben innerhalb eines bestimmten Zeitraumes alles dem genannten Stifte entzogene Eigenthum zu Händen des Bischofs von Laibach zurückzustellen haben. Sollte dies nicht geschehen, und auch eine weitere ihnen zugestandene Frist erfolglos verstreichen, dann wäre über alle diese Ungehorsamen, welche Stiftseigenthum an sich genommen oder es verhehlen, die Strafe der Excommunication zu verhängen.

So waren also die Benedictiner von Oberburg und ihre Anhänger mit dem Kirchenbanne belegt worden. Was diesen Bannfluch noch fühlbarer machte, war, daß derselbe den damals bestehenden Einrichtungen zufolge durch die landesherrlichen Befehle seine Bestätigung erhalten konnte, und dann waren die Brüder des heiligen Benedict in Oberburg nebst den kirchlichen Strafen noch vom weltlichen Arme der Gerechtigkeit bedroht. Also mußten Abt Gregor und seine Stiftsgenossen, ob sie es nun wollten oder nicht, schließlich doch einlenken. Aber auch dem Kaiser Friedrich III.

war die ganze Angelegenheit peinlich, da er es nicht vorausgesehen, daß das Stift Oberburg einen solchen Widerstand gegenüber seinen Absichten leisten würde. Er bahnte also einen Vergleich zwischen dem Bischofe von Laibach und dem Abt Gregor an, der folgende wesentliche Punctationen enthielt: Bruder Gregor tritt dem Bischofe von Laibach das Kloster Oberburg sammt allem Zugehör ab, wofür ihm der Bischof jährlich hundertzwanzig Gulden ausbezahlt, außerdem ihm noch hundertfünfzig Gulden übergibt behufs Auslösung verpfändeter Kleinodien des Klosters; diese Verschreibung dürfe nicht eher dem Bruder Gregor eingehändigt werden, bis nicht dieser alle Kleinodien von Gold und Silber, Perlen, dann die Urbare, Register, Bücher, Stifte und andere Briefe rückgestellt und dem Bischofe eingewantwortet habe; der Bischof habe alle sonstigen Schulden des Bruders Gregor zu bezahlen, und werde schließlich der Kaiser bei den beiden päpstlichen Commissären, den Bischöfen von Gurk und Lavant, dahin wirken, daß die über Gregor und den Convent, sowie deren Helfershelfer ausgesprochene Excommunication wieder aufgehoben werde.

Also leistete Gregor auf seine ohnedies nicht anerkannte Stiftsvorsteherwürde Verzicht, indem er im October 1463 im deutschen Hause zu Laibach auf die Abtei von Oberburg resignierte und beurkundete, daß er dem edlen, weisen Christoph von Mörzberg, als dem Stellvertreter des Kaisers, bei seiner Treue und Ehre an Eidesstatt gelobte und versprach, der in des Kaisers Gnadenbriefe und in der vorgedachten Vergleichsurkunde inbegriffenen Taiding und Abrede gemäß feinstheils ganz und vollkommen nachzugehen. Und im darauffolgenden Monate, am 8. November 1463, versammelten sich sämtliche Brüder des Stiftes Oberburg im genannten Kloster, und zwar in der großen Stube des Hochbaues neben der neuen Kapelle, vor dem Bischofe Sigismund von Laibach und einem öffentlichen Notare, anerkannten in Gegenwart mehrerer Zeugen die Einverleibung ihres Klosters zur Tafel des Laibacher Bischofs und gelobten an Eidesstatt, dieser Einverleibung und Verfügung Folge zu leisten. Hierauf wurde die angenommene Abtwahl feierlich widerrufen, das Stiftsiegel dem Bischof eingehändigt, und wurden sodann Bruder Gregor und die übrigen Stiftsbrüder von einem vom Gurker Bischofe hiezu delegierten Domherrn von den über sie verhängten kirchlichen Strafen absolviert.

So ward denn endlich dieser langwierige Streit beigelegt und im Kloster für den Augenblick wieder ein geordneter Zustand geschaffen. Aber hartnäckiger als dieser Ausgleich gieng es mit der anbefohlenen Rückstellung der dem Kloster Oberburg entwendeten und daraus verschleppten Gegenstände. Deshalb wurden denn auch im Namen des Papstes alle geistlichen Würdenträger, Seelsorger und Cleriker der Diöcesen Aquileja, Salzburg,

Lavant, Laibach u. s. w. ersucht, während des Gottesdienstes den versammelten Gläubigen zu verkündigen, daß jeder, der ein dem Stifte Oberburg gehöriges Gut entwendet oder es in seinem Besitze habe, dasselbe binnen vierzehn Tagen bei Vermeidung der Strafe der Excommunication dem Laibacher Bischöfe zurückzustellen oder, wo dies nicht möglich, zu vergüten habe. Trotz dieser Verlautbarung dauerte es ziemlich lange, bis Bischof Sigismund zu seinem vollen Eigenthume gelangte.

Auch sonst fehlte es an Argerlichkeiten in Oberburg nicht, und es traten bald Unzufriedenheit und Unordnung unter den Conventualen zutage, welche die Disciplin derselben mitunter ziemlich lockerten. Als eigentlicher Kloostervorsteher fungierte nunmehr der Prior, den aber der Bischof nach Belieben ein- und absetzen konnte, was natürlich den Mönchen nicht behagte. Und somit gieng das Kloster selbst mit Riesenschritten seiner völligen Auflösung entgegen. Die Mönche verließen einer nach dem anderen das Kloster, weshalb der Bischof sich bemüßigt sah, aus anderen Benedictinerstiften Ordensleute für sein Kloster zu requirieren, was aber sehr schwer gieng. Auch die wenigen Klosterbrüder, die nach Oberburg übergetreten, fiengen alsbald an, sich hier unzufrieden zu fühlen, so daß einzelne von ihnen ebenfalls wieder fortzogen. Als dann auch noch die Existenzmittel infolge der Türkeneinfälle zu schwinden begannen und man in Oberburg selbst einen Überfall der Osmanen zu besorgen anfieng, waren die Mönche nicht mehr zu halten; beinahe der ganze Convent löste sich auf, und als auch die Wenigen, die zurückgeblieben, nach und nach mit Tod abgiengen, hatte das alte, reiche Benedictinerstift im Drietthale zu sein aufgehört.

Ein Glück für Oberburg selbst war es, daß die Laibacher Bischöfe bis zum vorigen Jahrhunderte gewöhnlich im Stiftsgebäude hier residierten und daselbst einen oft sehr ansehnlichen Hofstaat unterhielten und auch später wenigstens einen Theil des Jahres, gewöhnlich den Sommer über, hier verbrachten.

## Ein Schluß Meer.

Aus meinem Reisetagebuche.

Es gibt Zeiten, da ich meerdurstig bin. Abbazia, Triest, man meint, dort wäre es hübsch feucht; aber mir ist's manchmal noch zu trocken, es stehen mir noch zu viele Berge aus dem Wasser hervor. Ich will die Sachen nicht vermischt haben, vielmehr gesondert; was Berg ist, soll ganz Berg sein, und was Wasser ist, ganz Wasser. Da suche ich in unserem Oesterreich denn immer einen Punkt, wo man vom Ufer aus das große, weite Meer sieht. Istrien hat eine Spitze ins adriatische Meer hinein, im Osten, im Süden, im Westen begrenzt vom offenen Meer. Vielleicht steht an der Spitze ein Monte Maggiore, von dem aus, wenn man sich auf die Behen stellt und einen langen Hals macht, gar das mittelländische Meer gesehen wird? An dieser Spitze liegt Pola. Also auf nach Pola, du durstige Seele.

Als ich von Graz abreiste, goß es vom Himmel, gleichsam als ob Sanct Peter sagen wollte: „Namensbruder, du hast wirklich nicht noth, ans Meer zu gehen, Wasser daheim, so viel du willst!“ Ich sah unterwegs die Mur, die Drau, die Sann, die Laibach, aber diese Tropfen mehrten nur noch meinen Durst. Auf dem Karste ward mir so trocken, daß ich — zu Divacca war's — anhub, Wein zu trinken. Vorher hatte ich auf dem dortigen Bahnhof ein kleines Erlebnis. Es war Abend, der Bahnhof belebt, ich hastig und ungeduldig wie immer. Als ich am Schalter, umdrängt von Mittstrebenden, eine Fahrkarte nach Pola lösen sollte, war ich in der unangenehmen (oder wenn man will, in der angenehmen) Lage, eine größere Geldnote wechseln zu lassen. Der Beamte gab mir fünfundzwanzig Gulden Papiergeld heraus, das übrige in Silber. Ich pstopfte und stopfte, und das erstemal in meinem Leben wurde mir das Geldtäschchen zu klein. Etliche der Silbergulden mußten in den blanken Hosensack und dann gieng ich reich ins Wirtshaus, um noch vor Abgang des Zuges meinen Durst zu löschen. Kaum saß ich bei meinem Glase Ostrana, als der Portier daherkam, an den Tischen herumspähte und endlich an mich die Frage stellte, ob ich der Herr sei, der nach Pola eine Karte gelöst? Ich sah an dieser Thatsache nichts Entehrendes und stellte mich. Dann möchte ich sofort mitkommen, ich hätte am Schalter vergessen, mein Geld einzustecken. „Das ist nicht wahr!“ beehrte ich auf, denn ich fühlte das Geld in meinen Taschen. Aber das Papiergeld! Nichtig, das fand sich nicht in meiner Briestafche und ich eilte zur Casse



hinaus, wo mir der Beamte durch den Schalter heraus fünf Fünfernoten und vier Silbergulden entgegenhielt. „Ich bitte!“ rufe ich, „die vier Silbergulden werden nicht mir gehören!“ — „Ja,“ sagte er „sie gehören Ihnen.“ — „Entschuldigen Sie, ich habe nur die fünfundzwanzig Gulden in Noten liegen lassen.“ Da wurde der Beamte unwirsch: „Ich bitte, nehmen Sie doch Ihr Geld an sich, ich habe nicht Zeit, es Ihnen noch lange vorzuhalten!“ So haben wir ein Weilchen gestritten, es war ein fröhlicher Streit. Gott, wenn schon so viel gestritten sein muß auf der Welt, so sollten die Leute sich doch auch manchmal gegenseitig Geld zu streiten, das ist gar seltsamlich und possierlich. Ich verlor den Streit und mußte das Geld einstecken. Als ich hierauf nachzählte, wies es sich, daß der Beamte recht hatte, daß alle Neunundzwanzig thatsächlich mein redlich Eigenthum waren. Mir hat das kleine Erlebnis das Herz aufgefrischt und ich bitte auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege um die Hand des Cassiers von Divacca, damit ich sie wärmstens schütteln kann.

Und dann gieng es über den Karst dem Süden zu. Großartig ist dieses Steinmeer und trostlos. Da gibt es Höhen, die man nicht Berge nennen kann, nur unregelmäßige Hochebenen sind; da gibt es Tiefen, die man nicht Thäler nennen kann, weil sie kesselartig, muldenförmig sind, keine Ausmündung und keinen Fluß haben. Manchmal ist's, als rolle der Zug auf den Höhen der Kar, des Hochschwab dahin und die Bora, die pfeifend an die Fenster schlägt, ahmt den Alpensturm auf das glücklichste nach.

Die Ortschaften sind oft wie Burgen auf steile Hügel gebaut und der Fremde kann sich nicht vorstellen, wovon die Leute hier leben. Ihre Gärten, Acker und Wiesen haben sie gleichsam in steinernen Kesseln, in friedhofartig ummauerten kleinen Mulden und Gruben, die ein wenig vor der Bora geschützt sind. Trocken, dürr, kein Regen, kein Thau, kein Schnee. Und wenn doch einmal etwas Feuchtes kommt von oben, so leckt es die Bora rasch auf, oder es versickert schnell im Gestein. Der ganze Karst ist durchlöchert wie ein Badschwamm und in den Höhlen und inneren Rinnen befinden sich gewiß mehr lebendige Wesen, als an der Oberfläche. Schütter und krüppelhaft stehen jene Bäume da, die im Winter sprödes rothes Laub haben, deren Blätter nicht im Herbst abfallen, sondern im Frühjahr — die Eichen. Die Bewohner dieser Steinwüste sind zumeist Winzer und Schafhirten, arm, anspruchslos und stumpf, haben also alle Eigenschaften zu jenem idyllischen Glücke, von dem die Dichter so gerne singen. Die Eisenbahn allerdings macht ihnen einen Strich durch die Gegend, weil sie Welt und Überfluß aufzeigt, ohne etwas davon herzugeben. Unten in tiefen Thälern sieht man an Wassertümpeln kleine Gebäude mit fabriksartigen Rauchschloten, das sind die

Wasserwerke der Eisenbahn, die über die Höhen dahingeht. Mit welcher Umständlichkeit und Mühe wird hier das in anderen Gegenden meist so Selbstverständliche, das Wasser, beschafft für die Locomotive. Da fährt man so gemächlich dahin in seinem Coupé und raisonnirt bei der geringsten Unbequemlichkeit und bedenkt nicht die ungeheure Anstrengung, die gemacht werden muss, um die Existenz der Bahn von einer starren Natur jeden Tag neu zu erkaufen. — Wenn man diese Wüste zu Fuße durchwandern müsste!

Spät abends in Pola angekommen, wurde ich am Bahnhofe von Freunden erwartet, die bereit waren, mir den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen. Namentlich war es der Herr Buchhändler Scharff, der meinen liebenswürdigen Weiser abgab. — Ich werde nun durchaus nicht anfangen, die Stadt Pola zu beschreiben und etwa zu berichten, dass sie über dreißigtausend Einwohner hat, dass sie den größten österreichischen Kriegshafen besitzt, mit Arsenal, Denkmälern, mit der uralten Arena u. s. w. Ich werde nur sagen, dass ich am nächsten Morgen lange umherirrte, um das Meer zu suchen. Jenes Meer, welches nach Osten, Süden und Westen hin frei daliegt. Ich sah wohl einen stattlichen Binnensee, von blauenden Höhen umgeben, und ich hätte das thatsächlich für einen Landsee gehalten, wenn nicht die großen Schiffe dagestanden wären. Aber das Wasser ist salzig, so muss doch etwas in der Nähe sein. Was da die Menschen zu Schutz und Trutz gebaut haben, die gewaltigen Kriegsanstalten und die beständigen Übungen darin, haben mich nicht gefesselt. Ich bin so stumpfsinnig für derlei — ich wollte das Meer. Eine Barke mietete ich, um hinauszufahren zwischen den Forts, die von beiden Ufern her mit Kanonen niederdrohten auf den harmlosen Poeten, das Vorstandsmitglied der Friedensfreunde. — Fort, rasch hinaus aufs hohe Meer! Auch der Ostwind, eine zarte Bora, schob hinten lebhaft nach, um mich aus dem Bereiche der Festung zu bringen. Der Barkenführer jedoch hielt ein und sagte, er fahre nicht weiter hinaus, weil wir dann wegen des sich steigenden Windes nicht mehr zurückkönnten. So fuhr ich von dieser Seefahrt in den Hafen ein, ohne das Meer gesehen zu haben.

Besser gelang es, als wir am Nachmittage den Landweg einschlugen, auf einem Wagen die schöne Straße gegen die Höhe von Maria Luigia hinaus. Da lag es nun auf einmal vor uns — in nächster Nähe bis in die weiteste Ferne hin — das Meer. Alles Menschentreiben und feindlich Sinnen hinter unserem Rücken, vor uns das ewige Meer im Sonnenschein. Um uns Fels, lorbeer- und myrthenbewachsen, — eine classische Landschaft. So war es hier zu den Zeiten Homers und so ist es heute. An allem auf Erden hat der Mensch seine Macht, seinen Vorwitz versucht, ganz verändert hat er die Gelände; dem Meere kann er nichts anhaben, in ewiger Bewegung und ewiger Ruhe zugleich athmet

es, einmal leise, einmal laut, und trägt gelassen die Hülschen hin, die der Mensch Schiffe nennt, und sind sie vorüber, im Augenblicke vergehen alle Furchen wieder und das Meer ist unverfehrt immerdar. Jetzt sahen wir in der Ferne dort und da ein solches Pünktchen. — Von ein paar derselben steigt finsterner Rauch auf und man hört die dumpfen Schläge der Kanonen. Ganz Europa liegt in tiefem Frieden und überall hört man schießen. Schießen und rüsten, und die Staaten sind Soldatenlager geworden. — Merkwürdige Zeit, wo Frieden wie Krieg aussieht, und so viel Geld kostet und so viel Kräfte!

Bin ich solcher Gedanken wegen an dieses Cap gegangen? Ich suchte große, unzerstörbare Naturschönheit. Das Meer lag da in einem tiefgesättigten glanzlosen Blau. Nur senkrecht von der sich neigenden Sonne nieder gieng aus fernstem Himmelsrande her ein breiter Strom zitternden Lichtes. Wir brachen Lorbeerzweige an diesem Strande und fuhren zurück nach Pola.

Aus dem lauten italienischen Straßenleben dieser Stadt heben sich die schmutzen Marinäre, zumeist Deutsche, wohlthuend ab. Einer der Officiere hatte die Güte, mich gegen Abend durch die Stadt begleiten zu wollen. Ich lehnte ab, weil ich es liebe, in fremden Orten, mich ganz dem Zufall überlassend, herumzustreichen. Ich hatte mich später aber sehr nach dem Officier gesehnt. Zum Castell war ich hinaufgestiegen, um von dort aus den Untergang der Sonne zu sehen, die gerade in die Scharte, wo dort draußen der Hafen in das Meer mündet, niedertauchte. Vor dem Castell, auf dem freien Platz, waren mehrere Soldaten, die plaudernd und miteinander scherzend herumstanden, davon kam nun einer auf mich zu und bedeutete in gebrochenem Deutsch, daß ich da bei der Festung nichts zu thun hätte. Da nebenhin auf dem Rasen ein Rudel von Gassenjungen durcheinanderlief und sich balgte, so dachte ich, allzuarg dürfte es doch nicht sein mit dem Ernste, maßen die Soldaten selbst völlig unbewaffnet waren und keine eigentliche Wache dastand. Meine Antwort war also, daß ich gerne ein wenig herobenbliebe, um den Sonnenuntergang zu sehen. „Nix Sonnenuntergang!“ rief der Soldat, ich müßte hinab. Zögernd stand ich noch so ein wenig herum, die große rothe Sonne war nur mehr eine Spannlänge vom Horizonte entfernt. Und wenn man immer hinaus ins Meer schaut, dachte ich, so würden sie ja doch sehen, daß nicht die Absicht vorhanden sei, der Festungsmauer etwas abzuspionieren. Da kam ein zweiter Soldat auf mich zu: „Mein Herr, hier darf niemand sein!“

„Entschuldigen Sie nur noch einen Augenblick, sie sinkt schon hinein. Man erlebt's nicht jeden Tag. Wissen Sie, ich sehe mir so gerne den Sonnenuntergang an.“

„Hier gibt's keinen Sonnenuntergang!“ rief der Mann in treuer Erfüllung seiner Pflicht.

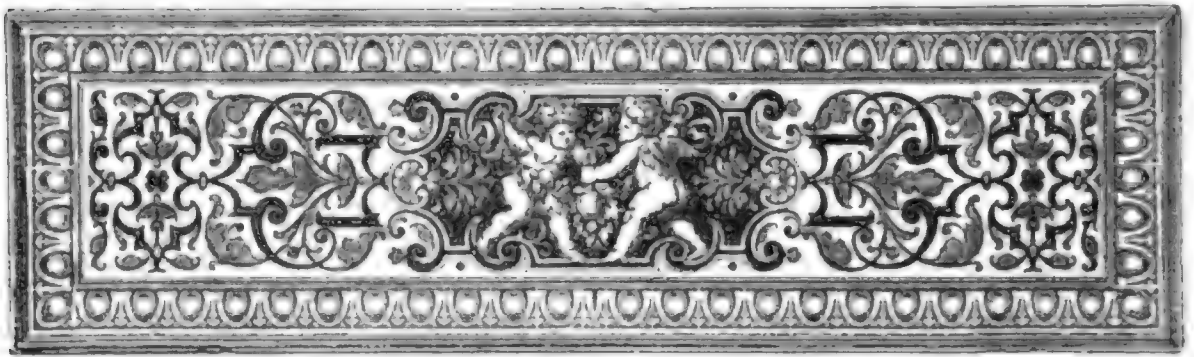
Sie gieng aber doch unter. In unbeschreiblicher Pracht sank sie langsam in das Meer, bis nur noch ihr oberster Rand, zu sehen wie ein ferner ungeheurer Schiffsbrand, glühte. Als auch dieser verloschen war, wendete ich mich rasch, um hinabzusteigen, wo ich heraufgekommen. Da stand der erste Soldat wieder da, vertrat mir den Weg und wies mich nach einem Seitensteige, der östlich um den Hügel führt. Auch recht, dachte ich, der führt in einen Stadttheil hinab, den ich noch nicht kenne. Aber er führte nicht hinab. Er verlor sich zwischen Gärten, die mit Mauern und Drahtgittern abgegrenzt waren. Rathlos strich ich hin und her. Die Dunkelheit war da, ich hatte am selbigen Abend eine öffentliche Vorlesung zu halten, deren Beginn schon nahe rückte, ich konnte nicht hinab. Hastig eilte ich zurück auf den Festungsplan, kaum der Soldat mich bemerkte, kam er mir mit gehobenen Fäusten zornig entgegen, jetzt hatte er sogar ein Schußgewehr bei sich. Da ich mich der österreichischen Wehrmacht nicht gewachsen fühlte, so floh ich zurück in meine Drahtgitter, die mich schier wie ein Netz umgaben und gefangen hielten. Einige der früher drüben spielenden Gassenjungen hatten sich mittlerweile herüber in die Gärten gezogen und als sie meine erbarmungswürdige Hilflosigkeit sahen, lachten sie mich brav aus. Dann meinte einer von ihnen auf Wälsch, er wolle es gleich machen, und zerrte den Eisendraht des Zaunes mit beiden Händen so weit auseinander, daß ich durchschlüpfen konnte. Da er dafür eine Entlohnung erhielt, so machte mir ein zweiter den Vorschlag, ich möchte noch einmal hinaufgehen, dann würde auch er mich so durchschlüpfen lassen. Das könnten wir thun, wenn ich ein nächstesmal wieder nach Pola komme, diesmal lief ich durch den Garten hinab in ein Haus, durch die Wohnung einer vielkinderigen, lärmenden und Polenta essenden Bürgerfamilie, und endlich war ich auf der rechtmäßigen Gasse.

Zu meiner Vorlesung kam ich mit knapper Noth noch zurecht. Nach derselben schlug ich einem Stadtvater von Pola vor, am Fuße des Castells, dort wo man vom Domplatz hinaufsteigt, eine Tafel anbringen zu lassen mit der Aufschrift: „Der Sonnenuntergang ist hier strenge verboten!“ — Der lachte mich auch aus und die Officiere, denen ich mein Abenteuer erzählte, thaten desgleichen, sie meinten, daß es nur eines Wortes bedurft hätte beim Commandanten, daß übrigens im allgemeinen Festungen nicht erbaut und unterhalten würden, um von denselben aus Sonnenuntergänge zu betrachten. — Dann verbrachten wir einen sehr heiteren Abend zusammen in der alten Pietas Julia.

Die Leute gefallen mir in Pola. Die Stadt ist auch nicht übel, aber Meer hat diese Seestadt nicht so viel, daß sich ein ausgewachsener Stockfisch einmal daran satttrinken könnte. — Ohne meinen rothen Ostrana wäre ich verdurstet.

R.





## Kleine Laube.

### Musiksegen.

An einen jungen Musikfreund.

**D**ie Musik, sie ist dein Heiland!  
Sie ist ein Heiland auch mir,  
Wenn sie als treuer Engel  
Dich führend bleibt bei dir.  
Wenn sie, mein Sohn, dich behütet  
Vor Laster, den gemeinen,  
Wenn sie dich beglückt und beselet  
Zu Freuden, zu den reinen.  
Zieh unterm Lorbeerzweige  
Auf klingendem seligem Eiland,  
Aus Dornen doch sind die Steige,  
Und ein Kreuz trägt jeder Heiland.

Rosegger.

### Vergelt's Gott.

Eine Geschichte aus dem Volke.

Der Goldgruberhof. Feld und Wiese und Wald in weiter Runde stand dazu.  
Schnee lag darauf und die Zeit zog darüber hin.

Nicht umsonst zog die Zeit darüber hin. Jedes Jahr ein gutes Körnlein wurde  
angebaut; jedes Jahr ein neues Zweiglein wuchs herfür — jedes Jahr größer ward  
das Goldgrubergut. Wißt ihr's alle, wie viel Zeit, Fleiß und Schweiß dazu  
gehört, bis ein Kleinhäusler zu einem Großbauer wird? Wenn ihr's nicht aus  
Erfahrung wißt, das Nachfragen und Nachschlagen ist umsonst, kein Statistiker  
kann euch's sagen und es steht auch in keinem Conversationslexikon. — Manchmal  
gelingt die Sach' auch trotz Zeit und Fleiß und Schweiß nicht; da mag einer

thun was er will, mag's gerade so machen wie die anderen, die Gescheidten, oft vielleicht besser — umsonst ist's, er kommt nicht weiter, muß als armer Teufel sterben.

Kein Glück haben, heißt es, und wer zum Häubel geboren ist, der kommt zu keinem Gut — und wie die Sprüchlein schon gehen. Ist aber nicht gut, wenn man an so Sprichwörter von der Vorherbestimmung glaubt, man will dabei nicht recht trachten und schaffen; wozu auch, wenn man kein Glück hat? — Man grämt sich und verhungert dabei.

Da ist euch der Goldgruber ein Mann gewesen! Der hat angefaßt und hat nicht mehr ausgelassen. Jahr und Jahr hat er gegraben auf seinem väterlichen Boden und gedarbt und oft hat er sich gedacht: Unsinn, nicht beim Goldgruber kann's bei mir heißen, viel richtiger beim Steingruber, beim Elendgruber. Dann wieder hat er durch die Zähne gebrummt — hat gesunde Zähne gehabt, der Goldgruber —: Na, gerade weil du meinst, du wollt'st mich nicht aufkommen lassen, gerade deswegen geb' ich nicht nach. Das muß ich doch sehen, ob Fleiß und Arbeitsamkeit ein Pappenstiel ist! Das muß ich doch sehen, ob's g'rad allein auf das dumme Glück ankommt, und nicht auf mich selber! —

Manche Leut' haben den Mann solcher Gedanken wegen hochmüthig genannt. Er war's nicht, er war nur sich selber bewußt, wie ein rechter Mann sein soll — er hat gut gedacht.

So hat denn der Goldgruber nicht nachgegeben, bis es richtig besser und immer besser geworden ist. Die Felder sind für guten Dung und tüchtige Hand ja doch nicht undankbar und die Scheunen sind voll geworden. Die Baumpflege war vernünftig, und ein junges Bäumchen umzubringen, galt dem Bauer wie ein gelinder Mord. Die Wälder sind frisch angewachsen; da haben sie allmählich Frucht und ausgiebige Frucht getragen. Und so hat sich das Gut ausgebreitet und auf einmal ist der Name Goldgruber ein wahres Wort gewesen.

Man soll's nicht glauben; allmählich — ganz kleinweise kommt's, und auf einmal ist's da.

Im Hofe ist das Glück daheim, und was noch mehr ist, die Zufriedenheit. Und so liegt der Schnee auf den Dächern und so zieht die Zeit dahin. Und mit einem Neujahrsmorgen beginnt unsere Geschichte.

Der Neujahrstag hat für so viele Menschen eine ernste Stimmung; viele glauben, an diesem Tage falle das Los für noch dreihundertvierundsechzig andere, nur sei es noch geheimnisvoll verhüllt. Wenn man seine Sach' so mühsam erwirbt, wie der Goldgruber, so bangt man doppelt vor dem Verlieren.

Ein wenig abergläubisch sind nicht allein die gelehrtesten Herren in der Stadt, sondern auch die gescheitesten Bauern. Der Goldgruber schritt am Neujahrsmorgen über seine Felder hin, der Kirche zu und dachte: Wer wird mir heut' zuerst begegnen? Ist's ein junger Bursch, so hab' ich Glück fürs nächste Jahr; ist's ein Mann, so walte Gott der Herr, soll's auch noch gehen; ist's aber ein alt Weib, dann gute Nacht Glück, dann ist der Teufel los.

So gieng er eine Weile — ich meine, er hat noch lange so fort simuliert und Tabak geraucht dabei. Wie er gegen den Holzschachen kam, da hüpfte ein junges Bürschchen daher. Dem Goldgraber lachte das Herz.

Es war aber ein Betteljunge, hatte anstatt einer Pelzhaube nur sein zerzaustes Haar auf dem Kopf und übel zugerichtete Kleider am Leib. Er glockte zuerst dumm drein, dann rief er fünfmal nacheinander: „Ein glücklich neug's Jahr, ein glücklich neug's Jahr.“ Da hielt er auch schon die beiden krebsrothen Hände empor gegen die Hofentäschchen des Bauers, der nun freilich stehen blieb — die

Weise zwischen den Zähnen — und sein Schweinslederbeutelchen herauszog. Ist zwar nicht zu loben, denkt er bei sich, wenn man ein so jung, gesund Blut im Betteln unterstützt, aber ein Groschen heut' — 's ist des Vergelt's-Gott wegen.

Gibt dem Bettelungen ein Gröschlein. Dieser erhascht das Geschenk, hüpf't damit davon, und wie er zehn Schritte weg ist, gloßt er das Geldstück an und krächzt: „Vergelt's Teufel, vergelt's Teufel, du geiziger Goldgruber!“ und schleudert den Groschen in den Schnee.

Dem Bauer läuft's kalt über den Rücken. — Der Teufel soll ihm vergelten? Das kann ein sauberes Jahr werden. — Aber er hat dem Knaben doch wohlmeinend Almosen gespendet, wie kann denn da der Fluch eine Macht haben?

Als er aber im Kirchenstuhl saß, während der Predigt und während des Hochamts wurde der Stein auf seinem Herzen immer größer und schwerer. Da kam ihm plötzlich ein guter Gedanke. — Aus diesem Burschen, sagte er in seinen Rosenkranz hinein, wird gewiß ein schlechter Mensch, wenn ihm nicht geholfen wird. Mich hat Gott insoweit gesegnet. Aber mit fünf Groschen ist dem Jungen nicht geholfen, mit fünf Gulden auch nicht. Ihn aufnehmen ins Haus, ihn, den Heimlosen mit einschließen in den Menschenkreis und ihm eine Zucht geben, das wär' das Rechte. Goldgruber! er hat dir den Teufel an den Hals gewünscht, nimm dafür den kleinen Burschen auf deine Schultern wie ein guter Hirt das wiedergesundene Schaf.

Raum der Entschluß gefaßt, ist der Stein weg vom Herzen. Und wie das Glöcklein am Altare das Emporheben der Hostie verkündete, kniete der Goldgruber nieder und freudig hoffend betete er um das Gelingen seines Vorhabens.

Als er hierauf nach Hause kam und sich mit dem fröhlichen Gesinde zum Festische setzte, sagte er zu seinem Weibe: „Bäu'rin, ich denk', du läßt etliche Krapsen übrig und ein Stück Hirschbraten, es wird heut' noch wer kommen.“

„Wer wird denn heut' kommen?“ fragte die Hausfrau neugierig, „doch nicht gar der Herr Pfarrer?“

„Der Pfarrer, denke ich, nicht, heißt das, wenn nicht einer von uns am Neujahrsknödel erstickt. Den Gast, der kommen soll, schickt der lieb' Herrgott. Wirft ihn nicht kennen. Darfst mir aber nicht irren werden, Weib.“

Und nach dem Essen ließ der Goldgruber den Bettelungen auffuchen. In einem Heustabl, unter Futter vergraben, vor Hunger wimmernd hatte man ihn gefunden. Seinen Eltern, die auch im Lande herum Bettelten, war er durchgegangen, hatte das Geschäft selbständig betreiben wollen, hatte aber — wie wir ja sahen, daß er gleich das erste Almosen in den Schnee warf, nachgerade gar keinen Schick dazu.

So nahm denn der Goldgruber den Bettelungen in sein Haus und gab ihm Nahrung und gab ihm jenes, was uns alle aufrecht erhält und zur größten Wohlthat ist — die Arbeit.

Aber das war ein Elend. — Gotthelf hatte der Bauer sein Ziehkind frommen Sinnes genannt. Jedoch, Gott that, als wollte er nicht helfen. So wie der Junge den Groschen mit einem „Vergelt's Teufel“ von sich geworfen hatte, so wollte er auch die Arbeit und andere Wohlthaten, die ihm geboten wurden, von sich schleudern. So sehr hing er an dem Müßigang und dem Bagabundieren. Lieber Hunger und jegliche Entbehrung dulden, ja zuletzt lieber im Kerker eingesperrt sein, als arbeiten. — Die Arbeit ist eine hohe Frau, sie blickt ernst und ihre Hand ist rauh — den ihr Fremden schreckt sie leicht zurück. Wer sie aber doch sucht und zu ihr hält, dem ist sie liebevoll und treu — die beste Freundin auf Erden.

Die kleine Gotthelf aber dachte noch an keine Freundin. Mit der Ruthe mußte ihn der Bauer in das Haus weisen und zum regelmäßig gedeckten Tisch und selbst ins warme Bett. Aber wenn es Morgen wurde, da war das Bett in der Scheune nicht selten kalt. Der kleine Vogel war ausgeflogen. Freilich, wenn ihn der Hunger trieb, kam er gerne selbst wieder zurück. Im übrigen hatte er bei verschiedenen Gelegenheiten Spuren von einem guten Herzen und von einem gewissen Selbstbewußtsein gezeigt. Dann freilich brach bald wieder die ziellose Bestie los. Mehrmals hatte er seine tüchtigen Lodenkleider verschachert; dann hatte er von der Stube einmal ein Stück Brot entwendet, um auf seinen Stromerzügen Nahrung zu haben. Nach diesem letzten Vorkommnisse schlug der Goldgruber zwei Stück Birkenruthen über den Rücken des Jungen ab, dabei kam ihm selbst das Wasser in die Augen über die unglückselige Artung manches Menschen, der nur durch die empfindlichsten Strafen zur Noth gerettet werden kann, häufig aber trotz allem und allem, was unsere Gesittung gibt und vermag, verloren ist. Der Junge hatte bei der Züchtigung wohl geschrien, aber nicht geweint. Als er aber bei einem wilden Blick auf den Ziehvater in dessen Augen die Thräne sah, da wurde er still und ließ die Strafe über sich ergehen.

Von diesem Tage an war Gotthelf fast anders. Er gab sich lieber zufrieden, er arbeitete; sein wüstes Wesen war gebrochen, ein junger, milderer Reim sproß auf — im Thau jener Thräne. In seinem Leben das erstemal hatte er gesehen, wie ein Mensch um ihn weinte — das erstemal einen thränenfeuchten Liebesblick — der fiel in seine Seele. Er war gerettet, er gehörte den Menschen.

Wohl verging noch eine Weile, bis alle Schladen abgefallen waren, doch Gotthelf begann es nach und nach einzusehen, daß er im Bauernhof einen guten Weg zu wandeln hatte. Er gab sich zufrieden und gedieh an Leib und Seele. Und als wieder einmal ein Neujahrmorgen kam, und der Goldgruber und Gotthelf mit einander über die Felder zur Kirche giengen, blieb Letzterer plötzlich stehen, faßte den Bauer an der Hand und sagte tiefherzlichen Tones: „Bergelt's Gott!“

Das war an jener Stelle, wo er einst den Groschen genommen und mit einem anderen, gar unsauberen Wunsch hingeschleudert hatte in den Schnee.

Es kamen nun ein paar Jährchen der Jugendfreudigkeit des Herzens. Der wohlgebildete Bursche fand ein Mädchen — eine treue Liebe, welche die Blüthung und Klärung seines Gemüthes erst vollendete.

Sie hatten gar nicht mehr weit zum Heiraten, da rief man den Gotthelf zu den Soldaten. Als er fortzog, sagte der Goldgruber zu ihm: „Mach' deine Sach' brav, mein Sohn, und brauchst du was, so schreib; und bist los, so weißt, wo du daheim.“

Viele Jahre ist der Bursche ausgeblieben, hat eine wildbewegte Zeit mitgemacht draußen in der Welt. Endlich kam er heim, ein wenig hinkend zwar, aber zwei goldene Kreuzlein an der Brust. Der alte Goldgruber umarmte ihn wie einen lieblichen Sohn. „Jetzt magst ausruhen“, sagte er, „hast viel vollbracht.“ Aber Gotthelf ruhte nicht lange. Wie es schon geht auf dieser Welt, die Leute geben keine Ruh' untereinander. Sie wollen Frieden und stiften Unfrieden allerwege. 's ist ein unglückselig Geschlecht, aber es ringt durch Dick und Dünn, durch Blut und Thränen dem Großen zu. Gefällt's euch heute noch nicht bei den Menschen — nach tausend Jahren fragt wieder an. —

Bald wirbelten die Trommeln wieder, die den Gotthelf forttriefen in den Streit.

„Ihr seid mir Alles!“ sagte er beim Abschiede zum alten Bauern, „wenn's mich gilt, ich weiß, wofür ich falle.“



Sein letztes Wort war's gewesen an die Heimat. Schon nach wenigen Wochen kam die Nachricht, der Gotthelf sei in einer heldenmüthigen Vertheidigung der Fahne seines Regimentes durch einen Stich in die Brust niedergestreckt worden.

Der Goldgruber war gerade auf dem Felde beim Aekern, als die Kunde kam. Sie hatte ihn hart getroffen, wortlos starrte er auf den Boden hin. Und als er so hinsah — er hat zur selbigen Stunde gewiß nicht gedacht, auf den Erdschollen etwas zu finden — da erblickte er ein verrostetes Geldstück liegen zwischen dem Erdreich. Er hob es lange nicht auf, denn sein Herz hing nicht mehr so sehr an Geld und Gut, sondern sehnte sich vielmehr, den Ginen noch einmal zu sehen, der wie dieses Geldstück nun in der Erde lag. Doch ein rechter Bauer läßt nichts liegen auf dem Felde, was nicht hingehört, so hob der Aekerer die Münze auf — es war ein alter Groschen.

Dieser Groschen war vergraben gewesen wohl seit jenem Neujahrsmorgen, da ihn der Knabe zu Boden geschleudert. Und er hatte doch Zinsen getragen, denn seinetwegen und seinerstatt hatte der Goldgruber etwas hervorgeholt aus der Abgrube der Menschheit, eins, das hundertfältige Früchte trug. Ein gerettetes schönes Erben, das nicht starb, wie andere sterben, dessen Tod eine Heldentod war.

So wird ein „Vergelt's Teufel“ zu einem „Vergelt's Gott“, wenn des Menschen gute That dazu kommt. — — Fluch ist allerwärts auf Erden, wer will's unternehmen, ihn zum Segen zu wandeln?

Haltet mir den Goldgruber in Ehren!

R.

## Wie man im Böhmerwalde stirbt.

Von Heinz Leo Weber.

Es ist schon das Geborenwerden in dieser „fruchtbaren“ Gegend bei dem Mangel an Hebammen eine wahre Kunst. Die Weiber helfen einander in dieser zarten Angelegenheit aus; sehr oft geht es auch ohne Hilfe ab. Ist der junge Walddler glücklich da, so hebt auch schon das Kreuz an. Sie besprengen ihn mit Weihwasser und postieren ihn in eine Waschwanne, in einen Trog, ja selbst in einen vorräthigen Sarg, wenn der Vater zufällig ein Schreiner ist. In derselben Stube trollen sich die Hausthiere herum: die jungen Gänse, die Hühner, die Lämmer und Ferklein, der Hofhund, und auf der Ofenbank schnurrt die graue Kaze. Die Kreuzschnäbel am Fenster bringen dem Kinde Glück und ziehen alle Krankheiten an sich. Trat das Ereignis in einer Einsicht ein, so muß die Taufe oft lange Zeit verschoben werden, zumal im Winter, wo Wege und Stege hoch verschneit sind, denn stundenweit entfernt liegt der Pfarrhof. Der Holmbauer hatte gar sechs Stunden zu wandern, da er an einem eisigen Tage, das Kind in einer aus Weiden geflochtenen Tragtasche am Rücken, dem Pfarrdorse zusteuerte. Dort war der Pfarrer nicht zu Hause und er hängt Kind und Tasche im Vorhause auf einen großen Nagel, an welchem zu Weihnachten die abgestochene Sau zu prangen pflegte. Spät nachmittags kam der Priester. Da gab's zuerst ein Donnerwetter, weil kein Pathe da; endlich wurde das Würmlein doch getauft, aber es kam nimmer lebendig heim. Den Taufnamen bestimmt meist der Pfarrer nach dem Kirchenheiligen, dessen Tag gerade ist; daher die vielen patriarchalischen und biblischen Namen.

Nun schauen wir einmal, wie sich's in einer solchen weltvergessenen Einsicht stirbt. Nehmen wir den freundlicheren Fall der Sommerzeit. Uralte Fichten und Buchen reichen bis an den einsamen Hof heran, darin der Tonibauer seit Monden

an der Auszehrung siecht. Ein Wetterglöcklein hängt an dem Hauptgebäude; damit wird beim Aue und bei tosenden Gewittern geläutet. Meilenweit ist's bis zum Arzte; er war zweimal da und gab keine Hoffnung. Bis zum Frühjahr wird's noch dauern, hat er gesagt. Und nun ist schon der Sommer da. Die Schnitter und Mäher bekommen alle zu thun; da kann auch der Tod, der privilegierte Sensenmann, nicht zurückbleiben. Zum Geripp schon abgemagert ist die einst so kräftige Gestalt des Bauern, der Bart verwildert, die Augen gläsern. Heute, meint er, werde er sein Ende machen. Ein Hüterbub wird zum Pfarrer geschickt, gemessene drei Stund' weit. Die meisten Waldler lassen sich bei den geringsten Anfällen „versehen“; sie brauchen unsern Herrgott gar sehr und wollen sich's mit ihm nicht verderben. So ist auch der Tonibauer bereits im Auswärts (Frühling) versehen worden. Heute geschieht's zum zweitenmale. Die rothe Sterbekerze wird hervorgefacht, die schon bei zwei ähnlichen Heimfahrten geleuchtet und sich auch bei Hagelwettern kräftig erwiesen hatte. Dumpses, trauriges Durcheinander im Hause; in der großen Stube, wo der Bauer liegt, ist nur sein händeringendes Weib. Am Fenster stehen die Flaschen mit Arnika und den anderen Hausmitteln, die alle nimmer helfen wollen. In dem anstoßenden Stübchen Schluchzen und Geschrei der Kinder. Der Altnecht und die Mägde haben in Hof und Stall zu schaffen; der jüngere Knecht hat den Priester aus der Ferne erblickt und das schrill tönende Glöckchen im Wetterthürmlein in Bewegung gesetzt. Die Bäuerin deckt über den großen Ahorn Tisch, der die Mitte der Stube einnimmt, blendendes Linnen, stellt ein Holzkreuz und die rothe Kerze darauf, damit während der Beichte das Heiligste da ruhe.

Der Priester schreitet über den Hof. Er trägt kein geistlich Gewand, außer der Stola. Auf solchen Waldwegen läßt sich nicht im Talar stolzieren; da geht es nur mit Bauertracht und hohen Aufzugstiefeln. Die Tauben und Hühner fliehen nicht; nur die Sperlinge fahren kreischend auseinander. Im Hausflur knien die Dienstleute jetzt und empfangen den Segen.

Der Priester tritt in die große Stube, legt das Sacrament auf den Tisch, winkt der Bäuerin zum Fortgehen, zieht sich einen Sessel aus Bett des Kranken, ergreift freundlich seine Hand und spricht Worte des himmlischen Trostes. „O mei! Herr Pfarrer“, haucht der Tonibauer, „das Sterben is a horte Soch!“ Mit der Beicht will's nimmer recht gehen. Was gib't auch viel zu beichten? Irrthümer mochte er begangen haben, wie jeder Sterbliche; aber das Gemeine, die grobe Sünde war ihm fremd und seine Seele dürstet nach dem ewigen Licht. Es schwinden die Sinne. Der Priester reicht die heilige Speise und betet leise das *Salve regina*, und bei den Worten: „*Et Jesum benedictum fructum ventris tui nobis post hoc exilium ostende*“ ist des Kranken Seele eingegangen in die lichten Himmelsräume.

Die Bäuerin tritt wieder ein und wirft sich schluchzend über die Leiche; ihr nach strömt das Gesinde und die Kinder. Der Hoshund, der schon die vorigen Nächte so schauerlich geheult, schlägt auch jetzt wieder seine kläglichen Töne an. Sein Heulen hatte die Hausbewohner auf die Katastrophe vorbereitet. Hatte doch auch das Leichhuhn allzu laut gerufen. — Eine Stunde währen die gemeinsamen Gebete; dann wird Tag und Stunde des Begräbnisses festgesetzt und der Pfarrer begibt sich auf den Heimweg.

Kundschaft wird gethan in den Einsichten und Dörfern alle, wo Freunde und Bekannte wohnen. Abends ist die Stube übervoll; es wird bis Mitternacht laut gebetet. So auch am nächsten Abende. Dieses „Betengehen“ verläßt so leicht niemand von den Bekannten, und sei der Weg auch stundenlang. Einige Männer, manchmal auch Weiber, halten die Leichenwache. Diese beten von Mitternacht an freilich nimmer, sondern erzählen sich allerlei, oft sogar heitere Geschichten: sie trinken

Wacholderbrantwein und essen Brot dazu. Auch die Holzpfleisen werden fleißig gestopft, das Feuer am Herde unterhalten und Wacholderbeeren daraufgeworfen.

Am Abende des zweiten Tages wird der Sarg gebracht. Er ist aus weißem Fichtenholz, ein Kreuz ist auf den Deckel gemalt. Der Tode hat bisher auf einem Brett geruht, zu Häupten ein Lämpchen mit schwimmendem Dachte, zu Füßen Weibwasser mit einem Sprengwedel aus Kornähren.

Der Begräbnistag ist da. Zeitlich früh legt man die Leiche in den Sarg, jeder macht ihr das Kreuzzeichen auf die Stirn und besprengt sie. Dann wird der Deckel zugeschlämmert, nachdem man noch das Innere mit Waldblumen, Reifig und Heiligenbildchen ausparliert. Das Wetterglöcklein erklingt zum letzten Abschiede. Auf einem mit Reifig ausgelegten Ochsenwagen wird die Leiche befördert; sind aber keine rechten Fahrwege da, so wird sie getragen. Bei jedem Wegkreuze oder Heiligenbilde, wie sie an den Waldbäumen hängen, macht der Zug Halt; einige Vaterunser werden gebetet, die Träger gewechselt. — So langt man endlich am Friedhose an, der die Pfarrkirche umgibt. Hier ist Gottesdienst und, wenn der Verbliebene wohlhabend, auch Leichenpredigt. Dann wird die Leiche „eingescharrt“ und man begibt sich ins Wirtshaus zum Leichenessen. Auf das Seelenheil des heimgegangenen Freundes wird da manchmal viel getrunken, auch werden Viehkäufe und andere Geschäfte nebenbei abgemacht. Oft wird der Leichentrunck auch im Sterbehause abgehalten und man sucht sich so viel als möglich zu erheitern. Das Todtenbrett aber wird mit Namen und Sterbedatum versehen an einem Waldwege senkrecht aufgestellt oder als Brücke über ein nahees Bächlein gelegt. Und so ist Gelegenheit genug, des Todten zu gedenken, wenn auch der entfernte Friedhof nicht oft besucht werden kann. Das Bettstroh des Sterbelagers wird hinter dem Bauernhause verbrannt, das Todtenlämpchen hingegen so lange in der Stube brennen gelassen, bis es von selbst erlischt. — Den Grabeshügel schmückt ein Kreuz aus Holz, Eisen oder Stein (am liebsten wählt man den dauerhaften Granit) oder es besorgt die Natur selber den Schmuck und läßt die duftigen Waldblumen sprießen über dem modernden Gebein, während die hundertjährigen Tannen die bleiche Friedhofsmauer umgürten. Die deuten mit ihren Wipfeln nach dem Himmel und verheissen mit ihrem Immergrün der jagenden Menschenseele ein ewiges Leben.

Aus der Böhmerwaldzeitung „Waldheimat“.

## Im Frieden der Seele.

Gedichte von Heinrich Hege.

An die Armut.

Ohne mir die Hand zu geben,  
Bist du Freundin mir geworden,  
Stimmtest du mein ernstes Leben  
Stets zu tieferen Accorden.

Ach, im fröhlichsten Gemüthe  
Bist du stets in meiner Nähe?  
Nicht so nah, daß ich dich fühle,  
Doch so nah, daß ich dich sehe.

Dir nur will ich es verdanken,  
Daß ich in die Tiefe dringe.  
In den engegezog'nen Schranken  
Lehrst du mich den Wert der Dinge.

Fern vom Born des Überflusses  
Lehrst du mich die Noth begreifen  
Und den Gaukeln des Genusses  
Ihren Flitter abzustreifen.

Ohne mir den Blick zu trüben  
Für das Höchste, Schönste, Reinste,  
Lehrst du mich in Andacht üben  
Edle Schätzung für das Kleinste.

Doch — was müß' ich mich, zu preisen  
Dich, die einst aus einer Tonne  
Pries das Wort des alten Weisen:  
„König, geh' mir aus der Sonne!“

\*

\*

\*

## An die Stille.

Wie sehn' ich mich so oft nach dir,  
Du große ernste Stille,  
Wenn sich dein Ahnen regt in mir  
Und schlafen geht mein Wille!

Dein Reich ist nicht von dieser Welt!  
Und doch — mir war beschieden,  
Dass du dich oft zu mir gesellt  
Mit deinem hehren Frieden.

Du bist so groß! Was ist wie du?  
Ach, alles wächst und wendet  
Sich mühsam der Vollendung zu!  
Nur du bist längst vollendet.

Du bist so heilig! Es ergreift  
Die Seele stets ein Bangen,  
Wenn sie durch deine Öde streift  
Voll Angst und Heimverlangen.

Du bist so ernst! Vom stillsten Ort  
Bist du als Gruß entboten.  
Kein Hauch, kein Seufzer regt sich dort.  
Du bist vom Reich der Todten.

Wie bist du wahr! In Gottes Reich,  
Wenn schlafen geht mein Wille,  
Was ist sich ewig treu und gleich  
Wie du, o große Stille?

## An den Tod.

Seltzam bist du, Meister Tod!  
Herr der Welt, und doch ihr Knecht!  
Uns vergänglichem Geschlecht  
Slave halb und halb Despot.

Deine grimme Sense mäht  
Jeden, den du willst, im Nu.  
Doch gehorchen musst auch du,  
Wenn an dich der Ruf ergeht!

Manch verirrte Seele rief:  
„Schlafen will ich, Meister Tod!“  
Ihres Willens Machtgebot  
War für dich Befehl. Sie schlief!

Immer nicht im Reich des Lichts  
Bist du Herr der Creatur!  
Manchem bist du Fährmann nur  
In die Ewigkeit des Nichts!

## Schuldig bleiben ?

Schuldig bleiben! Das hat der Eulenspiegel gerne gethan. Und er blieb so gründlich schuldig, dass er niemals zahlte.

Das haben doch wohl jene Kunden nicht im Sinn, welche bei ihren Geschäftsleuten Tag für Tag so gerne schuldig bleiben. Es sind hier nicht solche Kunden gemeint, die nicht zahlen können, also schuldig bleiben müssen, falls sie überhaupt etwas geborgt bekommen. Freilich steht es so, dass man gerade solchen nichts borgen will, die kein Geld haben, jenen aber mit der größten Bereitwilligkeit, die heute so gut oder besser zahlen könnten, als in einem Jahre. Die große Bereitwilligkeit mancher Kaufleute zum Vorgen hat ihren Haken; sie thun es nicht aus Coulanz, Uneigennützigkeit und Menschenfreundlichkeit, sie thun es, um dadurch ihren Kunden das Einkaufsen leicht und verlockend zu machen. Es gibt einen Leichtsinn, der nicht auf morgen denkt, noch weniger auf das kommende Jahr. Ja, man wird schon zahlen, wenn die Jahresrechnung kommt; doch aber wie der Zahltag sein wird, welche Verhältnisse und Glücksfälle mitwirken müssen, um das Zahlen einer größeren Summe möglich zu machen, das können sie sich nicht mehr vorstellen, wollen sich's auch nicht vorstellen, ist gar nicht nöthig, bis zu jenem Tage hat's noch lang, wer weiß, wie es bis hin sein wird, jedenfalls „wird auch was sein“. Also nur flink einkaufen heute, was gut und theuer ist. — Solche Leute kaufen dann mehr, als sie gerade brauchen und sind weniger empfindlich gegen hohe Preise. Darauf speculiert der Kaufmann. Man kann nicht sagen, dass solche Kaufleute zu bedauern sind, wenn der Kunde später nicht zahlen kann, wenn er es immer weiter hinauschiebt und wenn am Ende gar das Guthaben verloren ist. Der Kaufmann ist nur aus Speculation



bereitwillig gewesen und das Opfer seines Eigennuzes geworden. — Es gibt ja Verhältnisse, wo ein laufender Conto zwischen Geschäftsmann und Kunden unerlässlich ist und wo derselbe sich stets auf die correcteste Weise abwickelt zu beiderseitiger Bequemlichkeit und Zufriedenheit. Aber zu allgemein sollte diese Sitte im Publicum nicht werden und im ganzen sollte man bei dem guten alten Brauche bleiben und die gekaufte Ware sofort bar bezahlen.

„Wollen Sie es auf die Rechnung schreiben!“

„Bitte!“

Mancher Geschäftsmann freilich sagt dieses „Bitte“ mit säuerlichem Gemüth. Er weiß, was in vielen Fällen dieses „Aufschreiben“ bedeutet. Es gibt wohlhabende Kunden, die immer und immer nur aufschreiben lassen, vom Zahlen aber nichts wissen und nichts hören wollen. Die zugesandte Jahresrechnung ignorieren sie, die höflichen Mahnungen vertrösten sie mit irgend einer jovialen Bemerkung und einer entschiedeneren Aufforderung, ihrer Verpflichtung nachzukommen, setzen sie Grobheit entgegen. Endlich raucht die Frau Gräfin doch ins Geschäft, wo sie vom Kaufmann mit vielen Bücklingen bewillkommt wird, denn er glaubt, sie will die alten Schulden bezahlen. Davon ist nun zwar keine Rede. Dafür macht sie neue Einkäufe, ist wählerisch in der Qualität, weniger scrupulös in der Quantität, „wenn's auch — mehr ist“, und schließlich heißt es kühl und wegwerfend: „Wollen Sie es auf die Rechnung schreiben.“

Mittlerweile ist vielleicht ein anderer Kunde am Pult gestanden, von geringerer Herkunft, der aber das Bargeld, mit welchem er die verlangte Ware bezahlen will, schon in der Hand hat. Der kann warten, bis die Frau Gräfin bedient ist, oder er wird angeschnauzt. Ist das nicht uneigennützig vom Kaufmann? Dem Adel die gebührende Ehre zu bezeugen und den Mammon zu verachten! Sehr schön, nur sollte der Kaufmann sich hinterher nicht beklagen, daß sein Guthaben nicht einlaufen will, daß er sein Capital interesselos draußen bei seinen Kunden stehen hat und daß diese Kunden nicht daran erinnert sein wollen.

Ich für meine Person weiß im Geschäftsleben nichts Angenehmeres, als mein Soll sofort begleichen zu können und ich ärgere mich, wenn der Geschäftsmann mit dem Zustellen der Rechnung säumt. Ich will immer klaren Tisch haben und wissen, was mir und was anderen gehört. Mein, der Kunden oder der Consumenten Existenz ist nicht auf Credit angelegt. An jedem Tage quitt zu sein, das ist das Beste, an jedem Tage seine Verhältnisse genau übersehen zu können und sie auch im kleinen geordnet zu halten, das bewahrt vor Ruin.

Wenn ich meinem Kaufmann, meinem Schneider zumuthe, mir ein Jahr lang oder länger zu borgen, so verlange ich von ihm, daß er mir Geld leiht, für das er keine Zinsen bekommt. Wie kann ich das von ihm verlangen? Berechnet er mir aber Zinsen, so werde ich das ignobel finden, berechnet er mir hohe Zinsen, ohne mich davon zu verständigen, so wird es auch ignobel sein. — Hat der Kaufmann, bei dem ich meine Einkäufe schuldig bleibe, wohl das Recht, für die Dauer der schwebenden Schuld Zinsen zu berechnen? Der Schuldner denkt nicht daran, wenigstens pflegt es ihm der Gläubiger nicht mitzutheilen. Meine Meinung ist diese: Wenn das Vorgehen auf Wunsch des Käufers oder Kunden geschieht, so darf der Gläubiger Zinsen berechnen, doch muß er das dem Schuldner anzeigen. Verzögert sich aber die Zahlung aus Schuld des guthabenden Geschäftsmannes, entweder daß er den Credit zuvorkommend anbietet, oder daß er die Rechnung nicht schiebt und er durch solche Coulanz die Kunden an sich knüpfen und zu regen Einkäufen bewegen will, so wird er auf Verzinsung der ausstehenden Gelder zu verzichten haben.

Ein gesunder Zustand ist es keinesfalls, wenn die Sitte des Voreins und Nichtsfortbezahleus weitergreift. Sich stets auf Rechnung schreiben zu lassen und um die Rechnung sich nicht kümmern, das mag nach anderer Auffassung nobel sein, nach meiner Meinung ist es lumpig. Ich halte es für vornehm, wenn es sein kann, niemandem schuldig zu bleiben, alles was man von anderen braucht, rasch und redlich zu begleichen. Anders ist es für den Armen, der oft nicht sofort zahlen kann, ihn empfehle ich der Coulang der Geschäftsleute, für ihn wird sie zur schönen Wohlthat. Den wohlhabenden P. T. Kunden gegenüber möge der Kaufmann die Tafel aushängen: Festgesetzte Preise. Nichts schuldig bleiben. R.



**Literarische Essays** von Dr. Ernst Gnad. (Wien. Karl Konegen. 1895.)

Wer den Genuss hatte, Dr. Gnads öffentliche Vorlesungen über Henrik Ibsen, Robert Hamerling, Hermann Sudermann zu hören, in dem wird sich der Wunsch geregt haben, die form schönen und gehaltvollen Darstellungen auch im Buche zu besitzen. Diesem Wunsche ist die Verlagshandlung Konegen in Wien durch Herausgabe obengenannter Sammlung entgegengekommen. Kritiken pflegt man nicht wieder zu kritisieren und zwar umsoweniger, wenn man, wie in diesem Falle, mit dem Verfasser vollkommen einverstanden sein muss. Mich freut bei Gnad vor allem das echt menschliche Verhältnis, in welchem er zu seinen Dichtern steht. Mit der Herzenswärme eines dankbar Genießenden zeigt er die Vorzüge auf, doch auch dort, wo der Kritiker nicht mit den Wegen der Schaffenden einverstanden sein kann, spricht er mit Hochachtung von ihnen und sucht ihre Beweggründe und Absichten objectiv klar zu legen. Man kennt Kritiker, die es, besonders durch ein flaches landläufiges Lob, verstehen, ihren Dichter so zu behandeln, dass alles Interesse des Lesers an ihm schon vorweg erlahmt, oder dass dieser den Dichter daraufhin schon zu kennen glaubt, ohne ihn erst lesen zu müssen. Dr. Gnads Besprechungen hingegen machen uns förmlich durstig nach den besprochenen Werken und geben zugleich den Schlüssel zu ihrem Verständnisse. Ibsen, Sudermann, Friedrich Hebbel, Arthur Fitger, Friedrich Marx, Hans von Büntler, beziehungsweise auch Robert Hamerling konnten kaum einen besseren Beurtheiler und Ausleger gefunden haben, als unseren geistvollen Literaturhistoriker, dessen Schriften schon an und für sich wie Kunstwerke anmuthen. R.

**Biographische Blätter.** Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Herausgegeben von Anton Vettelheim. (Berlin. Ernst Hofmann & Co. 1895.)

An den Herausgeber dieser Blätter:

Sehr geehrter Freund!

Ihre Absicht, eine Zeitschrift für Biographien herauszugeben, gefällt mir. Keinem Literaturzweige verdanke z. B. ich so viele Belehrung und Anregung, als biographischen Werken. Bei der Beschreibung der Helden, Erfinder, Entdecker ist man mir zwar manchmal zu sehr äußerlich, zu wenig innerlich; jeder Mensch interessiert mich vor allem als Mensch. Es kommt nicht immer darauf an, dass der Held einer Biographie ein mannigfaltiges, thatenreiches Leben geführt; seine Entwidlung, sein Wollen, Streben, Kämpfen und Leiden, seine Glückseligkeitsanlage sind mir oft fast noch wichtiger. Und derlei schreibt freilich jeder am besten selbst. Der Selbstbiographie sollten Sie viel Raum geben. Bei der schreibseligen Gegenwart wundert es mich, dass so wenige daran denken, ihr eigenes Leben aufzumerken. Das kennt doch jeder von sich am besten, sollte man meinen, und jedes Menschen Leben ist wichtig. Freilich auf die Art der Darstellung kommt es an, auf den Charakter des Darstellenden. Nicht jeder verfügt über die Hauptbedingungen des Selbstbiographen: Wahrheit und Klarheit. Klarheit über sich selber, Klarheit für andere, das ist viel verlangt. Dann Aufrichtigkeit und Strenge, ohne Eitelkeit und ohne falsche Bescheidenheit — das ist noch mehr verlangt. Leider kennen wir uns selbst lange nicht so gut, als wir glauben, darum ist für den Autobiographen strenge und unausgesetzte Selbstprüfung nöthig. Man hüte sich vor Stimmungen und werte sich vor allem nach seinen eigenen Handlungen, wenn

es überhaupt darauf ankommt, sich zu werten, was aber bei einer objectiven Selbstbeschreibung fraglich bleibt. Ich habe zu sagen, wie ich bin; wie viel ich wert bin, sollen andere schätzen. Der Mensch ist interessant als Schaffender, Ringender, Siegender, interessanter als Irrender, Fehlender, am interessantesten als Sünder. Aber nicht etwa, daß er als frivoler, selbstgefälliger Sünder aufstrete, vielmehr als redlicher Wahrheitsfucher soll er seine Bekenntnisse der Welt darlegen, ohne Umschweife, ohne Beschönigung und ohne Entstellung. Wenn er freimüthig sagt, wie er ist, wie es so mit ihm ward, und wie er sich des Besseren bestrebt, dann wird er gerechtfertigt sein. Solche Selbstbeschreibungen und Selbstbekenntnisse wären nach meiner Meinung von großem Werte, sie würden uns — immer vorausgesetzt die Wahrhaftigkeit — in der Menschenwissenschaft weiter bringen als Philosophie. Wichtiger als die Meinung der Menschen ist ihr Sein.

Freilich, zu früh darf man nicht anfangen mit der Beschreibung seiner selbst. Als ich in früher Jugend meine Selbstbiographie dem Dichter Robert Hamerling vorgelegt, sagte er lächelnd, das wäre ja sehr schön, nur pflege man seine Biographie nicht zu Anfang des Lebens zu schreiben, vielmehr gegen Ende desselben. Er selber hielt es so und seine „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ sind ein Beispiel, wie ich's meine. Hamerling schrieb nicht Wahrheit und Dichtung, sondern lautere Wahrheit; vielleicht hatte er hiervon nur noch zu wenig gesagt. Kunstwerk wird eine Biographie selten sein, und warum? weil das Leben des Menschen selbst so selten ein Kunstwerk ist.

Halten Sie einmal Rundfrage an hervorragende Charaktere: Was war in Ihrem Leben das Entscheidende? Was war in Ihrem Dasein das wichtigste Ereignis? — Sie werden Beiträge erhalten, die für Biographie, Philosophie und Literatur gleich wertvoll sind. Das „Decorum“ soll abkommen, der Freimuth soll aufkommen.

Hinter dem sechzigsten Lebensjahre hinaus verliert der Mensch die Lust am äußeren Schein, er sieht freier den Gehalt des Lebens, er verfügt über in der Schule des Schicksals hart errungene Selbsterkenntnis, und wenn zu seiner größeren Mittheilbarkeit auch die Aufrichtigkeit kommt, dann ist für ihn die Zeit, die Selbstbiographie zu schreiben. Wer jedoch einen schönen Roman daraus machen will, dem danken Sie höflich und sagen Sie, schöne Romane hätten wir ohnehin schon genug, aber ernste, tiefgründende Biographien und Selbstbekenntnisse hätten wir noch zu wenig. Und wenn einer selbstgefällig mit seinen Tugenden oder prahlerisch mit seinen Lastern kommt, dann deuten Sie an, daß an Heuchlern und Cynikern auch gerade kein Mangel wäre, daß

Sie hingegen ein Schächer des echten Mannes- muthes seien, der in Selbstachtung und Demuth zugleich für sich einsteht und sein Wahren und Wirken offen dem Urtheil der Menschheit zu unterbreiten magt.

Also viel Glück zum Blatte für Biographie und Selbstbiographie!

Ihr ergebener

Peter Kosegger.

Graz.

**Der Antheil der Plastik an der Ent-  
stehung der griechischen Götterwelt und die  
Athene des Phidias.** Von Ballhorn, Rector.  
(Hamburg, Königl. Schwed.-nord. Hofdruckerei  
und Verlagshandlung, 1893.)

In vorzüglicher Bearbeitung bespricht der geistreiche Verfasser den Antheil der Plastik, sowohl an der Entstehung der griechischen Götterwelt, sowie überhaupt an der Hebung und Veredlung des religiösen Gefühles aller Nationen. Was Dichter und Sänger zu wecken und zu beleben in der empfänglichen Seele des Menschen imstande waren und sind, das vermag auch, und zwar auch an minder veredelten Gemüthern, die Kunst der Plastik. Der Verfasser breitet, ohne der Gemeinverständlichkeit zu schaden, sein reiches Wissen in der Entwicklungsgeschichte der Götterwelt in fesselnder Form vor dem Leser aus, und gestaltet so das Werk zu einem belehrenden und lesenswerten.

Armin.

**Im Schmiedefeuere.** Roman aus dem  
alten Nürnberg von Georg Ebers. (Deutsche  
Verlags-Anstalt in Stuttgart.)

Im Widerstreite zwischen ascetischer Weltanschauung, die zur Weltentfugung drängt, und herzlicher Liebe, die das eigene und das Glück der anderen auf Erden zu schaffen sucht, siewegt letztere nach mancherlei Schwankungen und Anfechtungen. Wie immer bei Ebers, bildet auch hier einen Hauptreiz des Werkes der culturgeschichtliche Rahmen, in welchen das Seelengemälde gefaßt ist. Wir werden in das alte Nürnberg versetzt, in die Zeit, da die freie Stadt durch ihren Welthandel bereits mächtig emporgeblüht war, die Patricier mit dem Adel des Landes sich in stolzer Lebensführung maßen, Kaiser Rudolfs heilige Macht Ordnung in deutschen Landen schuf und die Burgen ungeberdiger Raubritter brach. So lebt denn hier die alte Reichsstadt, der kaiserliche Hof, die geistliche und weltliche Gesellschaft jener Tage in voller Deutlichkeit wieder vor uns auf, und jeder wird sich mit Hochgenuss in dieses prächtige Stück deutscher Vergangenheit hineinleben.

V.



**Hand in Hand.** Kleine Erzählungen von Ernst Boll. Zweite Auflage. (Frankfurt a. M. A. Jäger'sche Verlagsbuchhandlung. 1895.)

Kleine Erzählungen in der schlichten, belehrenden Weise des Peter Hebel, nichts für literarische Feinschmecker, wohl aber passend für Arbeitsleute, die nur selten ein Stündlein haben, wo sie Lehre und Rath in Erzählungsform aus dem Büchlein lesen können. M.

**Aus der grünen Mark.** Sammlung von Männerchören steirischer Componisten. Herausgegeben vom Steirischen Sängerbunde. (Graz. Hans Wagner. 1895.)

Die hier mit trefflichen, theils wertvollen Liedern vertretenen Componisten sind Gauby, Blümel, Stoppacher, Schmölzer, Pröll, Koschally, Klein, Zack, Brunner, Frettenstättel, Fürnschuss, Fuchs, Wagner und Wallner.

**Der Herrenschreiber von Hall.** Eine Tiroler Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert von Rudolf Heinrich Greinz. (München. Otto Galler.)

Den Stoff zu dem uns vorliegenden Buche schöpft Greinz aus den für alle deutschen Gaue aufregenden Zeiten zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, als das Selbstbewusstsein der unteren Classen erwachte und insbesondere der Bauernstand, das drückende Joch abzuschütteln, sich erhob. Auch im Lande Tirol begann es zu gähren, und diesen Zeitpunkt hat Greinz erwählt zu seiner auf historischen Daten gründenden Erzählung.

**Waldgeheimnisse.** Von Dr. W. Wurm. Illustriert von Botteler. (Stuttgart. Karl Krabbe. 1895.)

Der Inhalt ist wesentlich nüchterner und profaischer gehalten, als der Titel, doch bietet er eine Menge interessanter Thatsachen und Bemerkungen aus der unererschöpflichen Welt des Waldes. M.

**Lehrer - Kalender** für das Schuljahr 1895/96. XIV. Jahrgang. Herausgegeben vom deutschen Landeslehrerverein in Böhmen. Zusammengestellt von M. Mautner. (Reichenberg. 1895.)

Dieses sehr praktische Jahrbüchlein enthält Zeitafeln, Stundenpläne, Schulkalender, Notizblätter und allerhand, was der Lehrer für Jahr und Tag brauchen kann. Wer es kennen lernt, dem wird es bald unentbehrlich sein. M.

Die neueste Serie der Wendel'schen Bibliothek der Gesammlliteratur bringt zunächst Leo Tolstoj's feinsinnige Erzählung „Der Herr und sein Knecht“ in einer Übersetzung von Wilhelm Wendel, die Tolstoj selbst in einem herzlichen Briefe an den Übersetzer als „sehr gut“ bezeichnet hat. Ferner den classischen Roman der magyrischen Literatur, Josef von Eötvös, „Der Dorfnotar“ in der Übersetzung des Grafen Johann Rajlath. Das berühmte Werk, das in glühenden Farben und lebhaftem Schwung das Leben in Ungarn vor 1848 schildert, gilt nicht nur bei den Landsleuten des Dichters, sondern in der ganzen Welt als eine der bedeutendsten Dichtungen der Weltliteratur. Die deutsche Literatur ist durch Ludwig Tieck, das Haupt der romantischen Schule vertreten: „Aufruhr in den Cevennen“. V.

**Der junge Bürger.** Herausgegeben vom Lehrerverein des Landes Vorarlberg. Geleitet von J. Peter in Dornbirn.

Dieses Monatschriftchen tritt in seinem Äußeren recht bescheiden auf, sein Inhalt aber ist gediegener, als der mancher größeren Zeitschrift. Es ist für Lehrer und Schüler im besonderen und für das nicht viel lesende Volk im allgemeinen im fortschrittlichen Sinne gehalten. Es bringt lieber das beste, als das neueste. Naturwissenschaft, sociale Wissenschaften, Geschichte und Weltkunde sind in elementaren Zügen ebenso berücksichtigt, als die Dichtung, in welcher unser österreichischer Peter Hebel, genannt Josef Wichner, besonders florirt. Anleitungen zu nützlichen Dingen bringt jedes Heft. Die Zeitschrift ist illustriert. M.

**Johannisbad,** seine Indicationen und Wirkungen von Dr. Fritz Knauer (Johannisbad).

Der frisch aufstrebende Curort Johannisbad im Riesengebirge hat in diesem Schriftchen eine gute Würdigung gefunden. Vorwiegend für Ärzte zur Orientierung berechnet, vermag es wohl auch in weiteren Kreisen Interesse für den schönen Curort zu erwecken. M.

#### Büchereinflauf.

**Die Actien des Glücks.** Humoristisch-satirischer Zeitroman von Adalbert von Hanstein. (Berlin. Verein für freies Schriftthum.)

**Mutter — erzählen!** Einundfünfzig Geschichten für unsere Kleinen von F. v. Stenglin. (Berlin. Ulrich Kracht. 1894.)

**Das Dingemäuschen.** Eine Leipziger Buchhändler - Humoreske von W. S. (Leipzig. Schaumburg-Fleischer.)



**Geschichten vom Hochwanzel.** Fünfte (illustrierte) Auflage. Billige Volksausgabe. (Warnsdorf. Ed. Strache.)

**In Dämmerungen.** Von Agnes von der Deken. (Berlin. Lothar Volkmar.)

**Fremde und Vaterland.** Vermischte Dichtungen von Franz Herold. (Wachwitz-Dresden. Max Weigler.)

**Bergkräut'ln.** Gedichte und Liadeln von Stoaner-Sepp. (G. A. Bibus, St. Johann.)

**Lobelanz.** Ein Singspiel von Otto Julius Bierbaum. Mit Titelzeichnung von Th. Th. Heine. (Verlegt von der Genossenschaft Pan. Berlin.)

**Franz Stelzhamer und seine Beziehungen zu Groß-Piesenham und Salzburg.** Von Heinrich Dieter. (Salzburg. H. Dieter.)

**Frauenlob.** Gedichte von Richard Wilhelm. (Wien. M. Breitenstein. 1895.)

**Willems Keinaert** in dem deutschen Unterricht von Dr. Christian Semler. (Dresden. V. G. Teubner. 1895.)

**Beschlüsse der sechs ersten Weltfriedenscongresse** in Paris 1889, London 1890, Rom 1891, Bern 1892, Chicago 1893, Antwerpen 1894. Systematisch geordnet durch das internationale Friedensbureau. October 1894.

**Die Donau von Vassau bis zum Schwarzen Meer.** Den Freunden der Donau gewidmet von der k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft. (Wien 1895.)

**Die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller (A. V.)** versendet soeben ihren Jahresbericht für 1893/94. Der Mitgliederstand der Anstalt betrug am 31. December 1894 = 478.



**„Augustus“.** Graz: Sie sind gekränkt? Und ich hätte Ihnen wärmstens gerathen, dergleichen Auszeichnungen abzulehnen. Haben Sie ein Verdienst, so ist niemand so mächtig, durch eine Ehrung es zu erhöhen oder durch Unterlassung derselben es zu verringern. Das Papiergeld muß officiell anerkannt werden, wenn es was wert sein soll, nicht aber der Ducaten. Wer ausgezeichnet sein will, der zeichne sich selber aus. Und das haben Sie gethan.

R.

**L. O., Wien:** Freundlichsten Dank für Ihre Zuschriften. Da Ihnen das „Ewige Licht“ schon im „Heimgarten“ behagt, so dürfen wir hoffen, daß Sie die ganz neu bearbeitete und erweiterte Buchausgabe, welche auch mit seither aufgefundenen Schriften vervollständigt wird, noch besser befriedigen dürfte. Einer Zeitschrift ist der Mund gesperrt in manchen Dingen, in denen das Buch sich frei entfaltend sprechen darf.

**G. W., Wien:** Wo möglich im nächsten Heft.

\*) Über das Zweirad sagt Julius Bauer in einem witzigen Gedichte unter anderem:

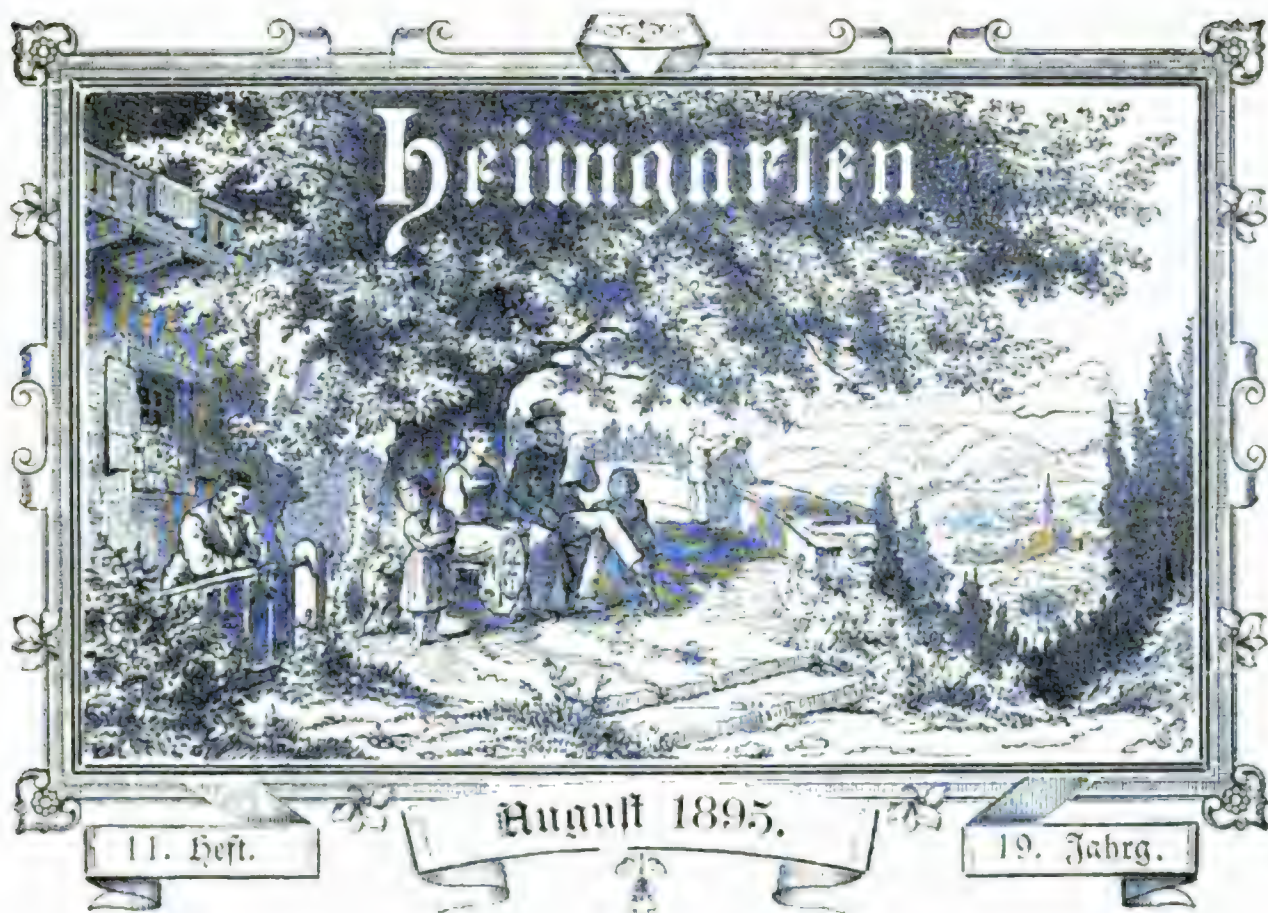
So oft ich ein stinkes Stahlross sah,  
Im Stillen nur hab' ich's verehret.  
Vor Staunen lag ich auf dem Bauch,  
Doch niemals umgekehret.

Das Fahrrad ist ein edles Thier,  
Man preist es in allen Jungen;  
Es lebt in trocknen Gegenden nur  
Und wirft lebendige Jungen.

Der Deutsche liebt den Radfahrersport  
Mit allen Kräften und Schwächen,  
Gar mancher glaubt echt Deutsch zu sein  
Und thut doch Radebrechen.

**Pommern, B.:** Besten Dank, doch nicht recht geeignet.

\*) Wir bitten, unverlangt keinerlei Manuscripte zu schicken, der „Heimgarten“ stützt sich seiner Natur nach nicht auf fremde Mitarbeiter, er hat seinen abgeschlossenen Schriftstellerkreis und nimmt nur ganz ausnahmsweise weitere Stücke auf, die in sein Programm passen.



## Ein schwieriger Auftrag.

Novelle von Anna Plathow.

**P**rofessor Ewald Valler war Idealist und Humanist. Seine Vorlesungen über Ethik gestalteten sich oft zu begeisterten Predigten der Menschenliebe. Er war ein ausgezeichneter Redner, er verband tiefes Wissen mit einer klaren, geistvollen Ausdrucksweise und sammelte so ein reiches Auditorium um sich, wenn es auch manchem Hörer dabei weniger auf seine philosophischen Ideen als auf den Zauber seiner Rhetorik ankam.

Unter seinen Kollegen galt er als ein Glückskind, da er zu jenen Menschen gehörte, die das freundliche Geschick haben, ihr Leben harmonisch auszugestalten. Das, was er sonst besaß, hatte er freilich nicht ohne Mühe und ernstes Streben erreicht, aber er hatte es doch erreicht, mit neunundzwanzig Jahren eine ordentliche Professur an der Berliner Universität zu erlangen, mit dreißig Jahren ein liebes Weib heimzuführen und sich in einer kleinen Villa am Kurfürstendamme ein schlichtes, aber



behagliches Heim zu gründen. Daß ihm seine liebe, süße Emmy, die einzige Tochter seines einstigen hochverehrten Lehrers an der Tübinger Universität, auch noch ein ansehnliches Vermögen zubrachte, betrachtete er selbst als ein Glück, da es ihm die Möglichkeit gewährte, seine Mühe auf ein Buch zu verwenden, welches das Hauptwerk seines Lebens werden sollte. Professor Haller hatte es unternommen, eine Geschichte der Entwicklung und Anerkennung der Menschenrechte von der Urzeit bis zur Gegenwart zu schreiben, ein Werk, von dem er eine Klärung und Lösung der wichtigsten socialen Fragen erhoffte, da es ihm leicht erschien, aus den gewonnenen Erkenntnissen praktische Winke für die Zukunft abzuleiten.

Wie er auch als gründlicher Kritiker die streitigen Fragen von Seiten der Moral, der Religion, der praktischen Vernunft und der socialen Ordnung beleuchtete, immer vertrat er die zuversichtliche Hoffnung, daß die Anerkennung aller dem Menschen von Natur verliehenen Rechte als eine nothwendige Folge unserer fortschreitenden geistigen Entwicklung in absehbarer Zeit eintreten könne und müsse.

Vielleicht war diese glückliche Voraussetzung eine Folge der von allen störenden Einflüssen freien Lebensweise des Professors. In seiner Ehe fand er das reinste Glück. Da seine junge Frau ebenso wie er selber, weder Eltern noch Geschwister besaß, so suchte sie durch innigstes Anschmiegen alle Zärtlichkeit ihres reichen Herzens auf ihn zu übertragen. Aber sie waltete um ihn nicht nur als freundlicher Hausgeist, der alle unangenehmen Störungen fernhielt, sie war auch die begreifende und mitdenkende Gefährtin seiner geistigen Bestrebungen. Wenn er Abends beim Thee ihr die Ideen seines Buches darlegte oder einzelne fertige Abschnitte vorlas, fand er an ihr eine ebenso liebevolle wie feinsinnige Beurtheilerin, deren Anregung er manche bedeutsame Wendung, manche Vertiefung seines Werkes verdankte. Das Capitel über die Rechte der Frau gedieh unter dieser Wechselwirkung zu einem der schönsten des Buches. Auch das Recht des Gesindes fand in dem Professor einen freiwilligen Vertreter. In seinem stillen kleinen Haushalt wurden die häuslichen Arbeiten von einer Köchin und einem Diener verrichtet, die schon in Emmys Elternhause langjährige Proben der Treue abgelegt hatten. Die alten Leute hatten ihre Eigensümmlichkeiten, aber da man die weitgehendste Rücksicht darauf nahm, wurde das gute Einvernehmen zwischen der Herrschaft und ihnen selten oder nie getrübt.

Anton, der Diener, litt an der Fußgicht und konnte keine Stiefel ertragen, so gieng er eben in Filzschuhen. Karoline, die Köchin, kochte nur das gut, was ihr behagte -- so überließ man ihr ein für allemal die Aufstellung des Küchenzettels. Dies freiwillige Übereinkommen zwischen Recht und Pflicht schuf die schönste Harmonie.

Es arbeitete sich gut und leicht in der behaglichen Stille des kleinen Hauses, und Tag um Tag beugte Haller das blasse Denkerantlitz über den Schreibtisch und förderte sein der Beglückung der Menschen dienendes Werk.

Aber plötzlich trat ein Ereignis ein, das allen philosophischen Betrachtungen vorläufig ein Ende machte. Es trieb den Professor von seinem Schreibtisch auf, stellte das ganze Haus auf den Kopf und brachte Frau Emmy an den Rand des Grabes. Dennoch nannte das Ehepaar dieses Ereignis ein großes Glück, denn es war die Geburt eines Sohnes und Erben.

Haller empfand sein Glück vielleicht um so tiefer, als er einige Tage lang um Emmys Leben gebangt hatte, nun war die Gefahr vorüber, sie war ihm neu geschenkt, und er hatte den Knaben dazu. Daß dieser ihn oft durch sein Geschrei in seinen Gedanken störte, kümmerte ihn wenig. Es war einfach sein natürliches Recht, was der Junge vertrat, das Recht des Kindes: ein neues Gebiet der Forschung öffnete sich dem Professor.

Der Knabe war unter erschwerenden Umständen ins Leben getreten, er hatte den Kampf ums Dasein sogleich beginnen müssen und zeigte die Spuren davon an seinem gebrechlichen Leibe. Sein Weinen war der Weheruf der hilflosen Creatur, die zur Bethätigung ihres Daseinsrechts der unterstützenden Hilfe bedurfte.

Der Arzt hatte der schwachen jungen Mutter das Nähren ihres Kindes untersagt, so mußte man auf andere Befriedigung des Bedürfnisses denken. Eine ältere Freundin der Professorin rieth zur Annahme eine Amme und erbot sich auch, eine solche Person zu besorgen, und schon am nächsten Tage zog ein Mädchen in die Villa, das bereit war, bei dem Kinde des Professors Mutterpflichten zu erfüllen.

Es war eine kleine, kümmerliche Person, mit eingefallenen Wangen und tief liegenden Augen. Sie sprach wenig und leise, hielt sich bescheiden zurück, huschte fast unhörbar auf Socken umher, und doch empfand man ihre Nähe als etwas traurig Bedrückendes. Sie weinte oft heimlich und fuhr erschreckt aus tiefen Gedanken auf, wenn man sie anredete. Das Kind wollte unter ihrer Pflege nicht recht gedeihen, obgleich sie es sorgsam wartete und anscheinend zärtlich liebte. Eines Tages erhielt sie einen Brief, nach dessen Lesen sie in Weinkrämpfe verfiel.

Emmy nahm der Bewußtlosen das Blatt aus der Hand und las die Todesnachricht vom Kinde des armen Mädchens. Als sich die Arme etwas beruhigt hatte, bat sie um ihre Entlassung, um zur Bestattung ihres Kindes reisen zu können. Haller und Emmy waren erschüttert; sie gaben der armen Person den erbetenen Abschied und ein reiches Geldgeschenk dazu, ohne dadurch sogleich ihre verlorene Seelenruhe wieder finden zu können.



Emmy küßte ihr Kind leidenschaftlich, es lebte ja, und vielleicht darum hatte ein anderes armes Wesen sterben müssen. Haller, der dabei war, verstand ihre Gedanken. Hier hatte Recht gegen Recht gestritten und das schwächere gesiegt, denn hatte das Kind nicht ein größeres Recht an seine Mutter als der Pflegling an die bezahlte Wärterin?

Aber nun war keine Zeit zu langen Grübeleien, es mußte für das Kind eine andere Amme beschafft werden. Die mütterliche Freundin übernahm wieder das schwere Geschäft und bald zog eine lustige, schwarzhäaarige Dirne ins Haus. Sie war von der schlesisch-polnischen Grenze gebürtig, trug ihr schmuckes Phantasiecostüm mit koketter Zierlichkeit, sprach ein schauerhaftes Deutsch, lachte alle Männer, die in die Küche kamen, verführerisch an und versuchte sogar an dem alten Anton ihre Künste, bis ihr dies von der Köchin energisch untersagt wurde.

Das Kind gedieh vortrefflich bei ihr und so sah ihr Frau Emmy manches nach. Sie duldete sogar die häufigen Besuche eines Grenadiers, den die fiesche Maruscha für ihren Vetter ausgab. Als dann aber noch ein Kürassier erschien, der gar ihr Bruder sein sollte, ward die junge Frau doch argwöhnisch.

Als sie einst in der Nacht das Schreien ihres Kindes weckte, gieng sie nachsehen was ihm fehle und fand den armen Burschen fast an einem riesigen Lutschbeutel erstickt, die pflichtvergessene Wärterin aber gar nicht vor.

Am Morgen gab es natürlich eine heftige Scene, die flotte Maruscha mußte sofort das Haus verlassen, was sie nicht ohne boshafte Gegenrede that. Darüber erregte sich die junge Frau heftig und bekam Migräne. Karoline hatte viel mit Theekochen zu thun und Anton, den seine Herrin mit einem dringenden Auftrag an die besagte Freundin gesandt hatte, kam mit der niederschmetternden Meldung zurück: Frau Doctor lasse bedauern, diesmal nicht helfen zu können, denn sie sei gerade im Begriffe zu verreisen!

Dieser Bescheid erregte Frau Emmys Nerven noch mehr, sie brach in Thränen aus und Haller hatte alle Mühe, sie zu beruhigen. Noch war ihm dies nicht ganz gelungen, als der Knabe heftig zu weinen anfieng. Haller nahm ihn auf den Arm, er streichelte, er schaukelte das kleine Wesen — aber alles vergeblich.

Panem et circensis, das ist die große Forderung des Menschengeschlechts von alters her, aber nicht frohe Spiele verlangte der junge Erdensohn, sondern das, was ihm „Brot“ bedeutete. Und der Vater, der sein Leben für den Sohn zu opfern bereit war, konnte ihm nicht das Begehren seines natürlichen Rechts erfüllen.

Frau Emmy vergaß ihren eigenen Kummer, sie nahm den Knaben von des Vaters Arm und brachte ihn bald durch leises Singen zur

Ruhe. Der Professor war ans Fenster getreten und schaute in trüben Gedanken auf die Straße. Draußen fielen die schweren Tropfen eines Octoberregens nieder und wie sie prasselnd auf die Steinfliesen klatschten, hörte er immer denselben Refrain: „Es muß etwas geschehen!“

Ja, es mußte etwas geschehen, aber was in aller Welt?

Er zog die Augenbrauen hoch bis zur Mitte der Stirn und fuhr mit der Hand hastig über die Stelle, wo einst die Stirnlocken bei ihm gesessen, aber auch dies bewährte Mittel der Gedankennachhilfe wollte heute nicht verfangen, es zeigte sich kein Ausweg.

„Männchen, liebes Herz, mir fällt etwas ein, hör' einmal!“ scholl da Frau Emmys süße, schmeichelnde Stimme an sein Ohr.

Haller wandte sich rasch um. Frau Emmy hatte sich in eine Sopha-ecke gefauert, hielt den schlafenden Knaben auf dem Schoß und sah ihren Gatten halb bittend, halb verlegen an.

„Nun?“

„Ich dachte — ich meinte — ich wünschte —“ die kleine Frau stockte.

„Was denn?“ fragte Haller gespannt.

„Ich habe gehört, daß es im Spreewald<sup>1)</sup> die besten Ammen gibt!“ pläzte Emmy heraus. „Willst du nicht hinreisen und mir eine holen?“

Der Professor schwieg etwas betroffen. War dieser schwierige Auftrag mit seiner Würde als akademischer Lehrer und Verfasser viel gelesehener philosophischer Schriften vereinbar, konnte er ihn annehmen? Er wandte sich zweifelnd nach dem Fenster um. Noch immer prasselte der Regen nach dem Tempo: Es muß etwas geschehen!

Ja, geschehen mußte etwas, und der Professor fühlte, daß er doch vor allen Dingen Vater sei und die Pflicht habe, die Rechte seines Kindes zu wahren. Kurz entschlossen wandte er sich um und klingelte.

„Anton, die Stiefel und den Überzieher! Ich fahre! Sogleich! Mit dem nächsten Zuge!“ entgegnete er auf Emmys fragenden Blick.

Frau Emmy sprang froh überrascht auf. Sie legte den Knaben vorsichtig nieder und holte dann das Courzbuch. „Der nächste Zug geht in zehn Minuten!“ sagte sie etwas kleinlaut.

<sup>1)</sup> Der Spreewald ist ein etwa sieben Meilen langes Bruchland, circa zehn bis zwölf Meilen von Berlin gelegen. Es wird von der Spree vielarmig durchschnitten und ist sehr fruchtbar. Zur Zeit der Überschwemmungen sind die einzelnen Ortschaften nur per Kahn zu erreichen. Die Bewohner nähren sich von Fischerei und als Schiffer, auch mit dem Anbau von Zwiebeln, Gurken und Meerrettig (Kren), die von hier durch ganz Deutschland verschickt werden. Die meist wendische Bevölkerung hat sich viele Eigenthümlichkeiten in Sitte, Art und Kleidung bewahrt. Es ist ein schöner, ansehnlicher Menschenschlag. Die Frauen haben eine besonders zarte Gesichtsfarbe, man sagt, dies käme von der Wasserluft.

Die Spreewälderinnen genießen das traurige Vorrecht, die meisten Ammen nach Berlin zu schicken. Auch die Amme des jetzigen Kronprinzen von Preußen war eine Spreewälderin.

„Gerade Zeit genug, die Station zu erreichen. Nun, Kopf hoch, kleine Frau, heute Abend ist alles in Ordnung!“

Er küßte sie flüchtig und lief mit eiligen Schritten zur Stadtbahn. Eben als er die letzte Stufe der endlosen Treppe hinansteuerte, fuhr der Zug in die Halle. Er hatte gerade noch Zeit, eine Coupéthür aufzureißen und kaum war er erschöpft auf die Bank gesunken, als der Zug bereits weiterdampfte. Nun erst gewahrte er, daß er den Regenschirm zu Hause gelassen hatte und auf dem kurzen Wege bereits tüchtig durchnäßt war. Er schüttelte die Regentropfen von dem feinen, weichen Filzhut und rückte sich in philosophischer Ergebung auf der Holzbank zurecht, denn er war in der Eile in ein Coupé dritter Classe gestiegen. Ihm gegenüber saß als einzige Mitreisende eine kleine, kugelrunde Dame in mittlerem Alter mit einem rothen Gesicht, das wie der Vollmond im Herbst leuchtete, und aus dem ein paar runde, schwarze Maikäferaugen lustig und neugierig in die Welt sahen. Sie trug einen grauen Radmantel und einen schwarzen Strohhut mit grünen Federn. Vor sich auf den Knien hielt sie eine große schwarze Ledertasche. Die kleine Dame betrachtete Hallers nasse Kleider mit mitleidigen Blicken und sagte dann zutraulich:

„Ein schreckliches Wetter heute!“

„Es ist eben October!“ entgegnete der Professor kurz, da ihm vor Beginn einer Unterhaltung graute. Er kramte in seiner Rocktasche und fand zum Glück einen Band des Cicero „De officiis“, über die Pflichten. Er hatte am Tage vorher ein Colleg über die Ethik des alten Römers gelesen und dabei einige Stellen aus seinen Büchern über die Pflichten wörtlich citiert, so war der Band in seine Tasche gekommen. Er schlug das Buch auf und vertiefte sich in den wohlbekanntem Inhalt, dem er mit seinem Denken noch neue Seiten abzugewinnen strebte. Sein suchendes Auge blieb auf einem Satz im sechsten Capitel des dritten Buches haften, das von der Übereinstimmung des Nutzens mit der Sittlichkeit handelt: „Also dies muß allen als Norm vor der Seele stehen, daß der Vortheil jedes einzelnen mit dem der Gesamtheit identisch ist, und daß, wenn jeder denselben an sich reißen wollte, alle menschliche Gemeinschaft sich auflösen würde.“

Und weiter unten las er: „Wenn nun dem so ist (daß gemäß der Natur der Nutzen aller Menschen eine gemeinsame Basis hat), so wird uns doch sicherlich durch das Naturgesetz verboten, den Nächsten zu verlegen.“

Haller blickte sinnend vor sich hin. Ja, Mutter Natur, alle Menschen sind deine Kinder, dachte er, und der Edelste gilt dir nicht mehr als der Bettler, denn du läßt einen wie den anderen gedeihen und vergehen. Aber wie können wir uns hüten, uns unter einander zu verlegen im wilden, rastlosen Kampf ums Dasein?

Leicht findet der alte Heide den Ausweg: nichts ist nützlich, was nicht zugleich sittlich, und nichts sittlich, was nicht zugleich nützlich wäre. Aber was war die Sittlichkeit dieses strengen Römers, dem der Verkauf eines Sklaven gewiß keine unsittliche Handlung schien?

Wir dagegen mit unserm feineren Gewissen nennen tausend Dinge unsittlich, die man damals nicht als solche empfand, und — setzte er in Gedanken hinzu — wir thun sie dennoch!

Wir haben die Sklaverei abgeschafft und zwingen die Menschen, unsere Brüder, in ein Sklavenjoch!

All seine sonstige frohe Zuversicht verließ Haller an diesem trüben Morgen. Da ziehe ich nun hin, eine Amme für meinen Knaben zu suchen, sagte er zu sich, und nehme, wenn es mir glückt sie zu finden, einem anderen Kinde die Mutter. Sittlich ist das nicht und ich erkenne es klar und muß doch das Nothwendige thun.

Wer von uns will bestehen in dem Kampfe zwischen Sittlichkeit und Nutzen?

Die Stimme der kleinen Dame schreckte ihn plötzlich aus seinem Sinnen auf.

„Gewiß ein neuer Roman“, sagte sie mit einem Blick auf das Buch freundlich, wie es schien, von dem Abprall ihres ersten Annäherungsversuches weder beleidigt noch zurückgeschreckt. Haller schaute sie verwundert an und hielt ihr dann statt einer Antwort das Buch hin.

„Englisch? Nein, das ist mir zu gelehrt“, sagte die Dame enttäuscht.

Entgegen seiner sonstigen Höflichkeit blickte Haller wieder ins Buch; es war ihm in diesem Augenblick unmöglich, eine Unterhaltung ins Blaue hinein zu beginnen.

Die Dame schwieg nun auch.

Ihr gutmüthiges Gesicht zeigte einen Ausdruck von Verdrossenheit, aber nicht lange, denn sie besann sich sofort, daß man den Mund auch zu anderen Dingen brauchen könne, als zum Reden. Sie öffnete ihre Reisetasche und langte ein saftige Birne hervor, die sie sorgfältig schälte, um dann mit beneidenswerten starken weißen Zähnen hineinzubeißen. Der ersten folgte eine zweite und dritte Frucht, erst der Schaffner, der die Fahrkarten abfordern kam, unterbrach sie in ihrer angenehmen Beschäftigung.

„Lübbenau — retour, das behalte ich gleich!“ sagte der Schaffner.

Der Professor horchte auf, Lübbenau war ja auch sein Reiseziel. Er blickte noch immer ins Buch, aber er las schon lange nicht mehr; in Gedanken erwog er die Ausführung seines Unternehmens, die ihm weit schwieriger erschien, als bei seiner Abreise. An wen sollte er sich in der fremden Stadt um Auskunft wenden, wie die richtige Wahl treffen?



Vielleicht konnte jene Dame ihm nützlichen Rath ertheilen, wie schade, daß er sie so kurz abgefertigt hatte! Aber so wie sie ihre Mahlzeit beendete, wollte er sie anreden.

Er blinzelte von der Seite, ob der Zeitpunkt noch immer nicht gekommen sei, aber nein, sie schälte die achte Birne und verspeiste sie mit demselben Appetit wie die erste. Haller beschloß, einen gewaltsamen Versuch zu machen.

„Madame?“ sagte er höflich.

Sie senkte das Messer, mit dem sie eben eine neue Frucht in Angriff nehmen wollte und blickte ihn gespannt an.

„Sie wissen vielleicht ein wenig Bescheid in Lützenau.“

Ihre runden Augen vergrößerten sich erstaunlich, die schlaffen, ausdruckslosen Züge bekamen Leben, es war plötzlich ein ganz anderes Gesicht, das Haller anblickte.

„Ein wenig, mein Herr? Das will ich wohl meinen, ich glaube sogar gut, ausgezeichnet gut! Ich bin ja in Lützenau geboren, erzogen, confirmiert und habe da mein ganzes Leben verbracht.“ Sie lächelte wohlwollend und die grünen Federn auf ihrem Hute schienen mitzulächeln.

„Also Sie würden so freundlich sein, mir eine Auskunft zu geben?“ fragte Haller zögernd.

„Gerne, recht gerne“, unterbrach ihn die Dame. „Jede Auskunft, die Sie haben wollen, werter Herr. Ich weiß die intimsten Verhältnisse aller angesehenen Familien bis ins dritte Glied zurück. Man hört ja so mancherlei und mein seliger Vater war Gerichtssecretär, also auch von den Honoratioren. Ja, da gibt es aus den Familien so Manches zu berichten!“

„Nicht das ist's, was ich wissen will“, begann der Professor vorsichtig, „um eine andere Auskunft möchte ich bitten, ich —“ er stotterte verlegen, er fand es doch sonderbar, sein Besuch so unmittelbar einer fremden Dame vorzutragen.

„Ah, ich verstehe“, meinte die Dame gewandt, „Sie wollen über die Finanzen Auskunft haben? Sie wollen Geschäfte dort machen, vielleicht die Brenzlow'sche Papiermühle kaufen? Das ist ein gutes, reelles Geschäft. Den alten Brenzlow hab' ich schon gekannt, wie er noch als Paderer hausieren gieng. ‚Passt auf, der bring'ts zu was', hat mein Vater selig immer gesagt, ‚der spart beim Sechser'. Er hatte recht, der alte Brenzlow hat's zu was gebracht, er war ein schwer reicher Mann, als er starb. Freilich, die Kinder? Der Älteste: Bauunternehmer! Du lieber Gott“ — sie breitete ihre Hände flach aus — „das legt so das Geld auf den Erdboden hin und läßt Häuser daraus wachsen, ob aber nachher aus den Steinen wieder Geld wird, das ist noch die Frage. Soll sich schon mancher ruiniert haben damit und viel Schwindel ist auch noch

dabei. Und der andere Bruder? Pyrotechniker hat er studiert; das klingt nun ganz hübsch, ist aber weiter nichts wie Feuerwerker: der verpufft nun sein Geld in die Luft.“

Sie schüttelte ihre Hände, als sollten die Finger als Raketen auffliegen.

„Und die Tochter“, fuhr sie fort, „wollte durchaus einen feinen Mann, nun hat sie einen jungen Doctor ohne Praxis bekommen, es ist nicht zum Leben und nicht zum Sterben. Da müssen sie wohl Vaters Mühle verkaufen, daß sie zu Gelde kommen. Sie machen da einen guten Kauf, mein Herr“, — sie legte den rechten Zeigefinger an die Nase und sah ihn zwinkernd an.

„Aber ich will ja gar keine Mühle kaufen!“ unterbrach sie ungeduldig der Professor.

„So, so! Dann kommen Sie wohl um die Braummüller'sche Apotheke?“ Sie lachte pfeffig.

„Ja, ja, das hat so feinen Haken! Ist schon mancher deswegen gekommen, aber keiner handelseins geworden, denn der schlaue Kunde, der Braummüller, will ein großes Stück Geld und noch dazu seine bucklige Schwester verheiraten. Drum schreibt er immer ins Kreisblatt: Apotheke zu verkaufen, gute Brotstelle für einen jungen, ledigen Mann. Na, da werden Sie doch nicht hineinfallen?“

„Ich bin kein Apotheker“, sagte Haller, „ich suche —“

„Dann kommen Sie wohl um das Rittergut Klein-Brodnow? Aber da rathe ich Ihnen entschieden ab, Herr, eine Sandwüste ist's, weiter nichts. Drei Pächter sind schon darauf zugrunde gegangen —“

„Aber Werteste“, unterbrach sie der Professor ungeduldig, „ich suche weder Rittergüter, noch Apotheken und Mühlen, etwas ganz anderes führt mich nach Lübbenau. Ich —“ er hielt wieder verlegen inne — wenn die Dame seine Frage beleidigend fand? Er wußte ja nicht einmal, ob sie verheiratet sei?

Die Dame sah ihn erstaunt an, von oben bis unten und wieder von unten bis oben, und indem ihr Blick auf seinem feingeschnittenen, blassen Dentferantlig hasten blieb, dem der dunkle Vollbart prächtig stand, sagte sie mit schelmischem Lächeln, das die fetten Wangen und das grübchengezeichnete Kinn freundlich umspielte:

„Ach, mein Herr, nun weiß ich, was Sie wollen! Schon mancher Berliner kam in gleicher Absicht zu uns und hat gefunden, was er suchte. Ja, unsere jungen Mädchen gehen reizend ab, die aus den angesehenen, reichen Familien besonders.“

Jetzt starrte sie der Professor verwundert an. Die Dame schien nun endlich zu verstehen, was er meinte, aber war das möglich, was sie ihm da mittheilte, waren das noch gesunde Zustände, in denen sich selbst

reiche Mädchen zu solchem Geschäfte hergaben? Es war ja natürlich, daß eine arme Mutter ihr Kind verließ, um so besser für seinen Unterhalt zu sorgen, aber aus welchem Grund that dies eine begüterte, angesehene? Haller wollte sich jetzt Klarheit verschaffen.

„Habe ich Sie recht verstanden, verehrte Frau?“ begann er.

„Halbe!“ rief der Schaffner und riß die Waggonthüre auf.

Ein hübsches, junges Mädchen stieg ins Coupé, rückte Handkoffer und Hutschachtel zurecht und setzte sich bescheiden in eine Ecke. Dann schlug sie ihren Schleier zurück und fixierte die fette Dame einen Augenblick.

„Guten Tag, Frau Weber!“

„Herrjeh, Fräulein Minchen“, gab diese verwundert zurück, „welche Überraschung. Fahren Sie zu Tanten?“

„Ja, ich fahre zu Tante Brenzlow“, sagte Minchen unbefangen.

„Na, das ist schön, wie wird sich Tante freuen“, sagte Frau Weber, „und noch so mancher in Lübbenau. Wie geht es denn der lieben Verwandtschaft? Was machen die werten Eltern?“

Minchen sah erst den feinen Herrn ihr gegenüber ein wenig neugierig und verlegen an und berichtete dann ungenirt, was sie wußte von Tanten, Vettern und Basen.

Haller saß unbeachtet in seiner Ecke und nahm verzweifelnd wieder seine Zuflucht zum Cicero. Aber die redselige Dame hatte ihn und sein Anliegen keineswegs vergessen. Als sie alle wissenswerten Neuigkeiten erfahren hatte, suchte sie mit diplomatischer Schlaueit das Mädchen unschädlich zu machen.

„Sehen Sie doch mal auf Ihrer Seite aus ihrem Fenster, Fräulein Minchen, sieht man die Mühle am Sandberg noch nicht?“ fragte sie harmlos.

Minchen steckte bereitwillig den Kopf aus dem Wagenfenster und Frau Weber beugte sich schnell zu dem Professor hinüber:

„Sie sind ein stattlicher Herr und ein feiner Herr, vielleicht sogar ein Studierter. Sie können Ihr Glück machen bei unseren jungen Damen! Und gleich dieses Fräulein hier — es kommt mir wie ein Wink des Himmels vor — ist die einzige Tochter sehr achtbarer, gut gestellter Leute. O, ich habe schon manche unter die Haube gebracht, mein Herr, und schon manchem auf die Strümpfe geholfen!“

„Aber um Gotteswillen, ich bin längst verheiratet!“ wehrte der Professor ab.

„Nun sehe ich die Mühle am Sandberg, wir sind gleich dort“, rief Fräulein Minchen und zog den Kopf zurück.

„Ja aber was wollen Sie denn eigentlich in Lübbenau, Herr?“ fragte Frau Weber nun ihrerseits sehr verwundert.

„Das, verehrte Frau, kann ich Ihnen jetzt nicht erklären“, entschuldigte sich Haller.

Die Dame sah ihn mißtrauisch an, schüttelte den Kopf und wandte sich dann flüsternd an Fräulein Minchen. Der Professor glaubte aus dem Gespräch deutlich das Wort „Weinreisender“ zu vernehmen. Zu seiner großen Erleichterung hielt jetzt der Zug, sie waren in Lützenau. Mit einem flüchtigen Gruß gegen seine Reisegefährten verließ Haller rasch den Wagen, aber er sah doch noch, wie die fette Dame hinter ihm her den Kopf schüttelte, daß die grünen Federn auf ihrem Hute tanzten.

Er eilte in die Stadt zu kommen und stieg in den Wagen des Grand Hotel „zum goldenen Schwan“. Er war der einzige Fahrgast und während der Wagen über das holprige Pflaster dahinrasselte, gewahrte er noch, wie seine Reisegefährten den Omnibus des Gasthofes „zur silbernen Henne“ erkletterten.

An der Thür des Grand Hotel „zum goldenen Schwan“ von Robert Schneider empfing ihn der wohlfrisierte, rasierte und parfümierte, befrachtete Oberkellner und vermißte etwas verwundert das fehlende Gepäck.

Ob der Herr ein Zimmer im ersten Stock befehle? Ob er um zwei Uhr zur table d'hôte komme?

Da Haller verneinte und vorläufig nur ein einfaches Frühstück bestellte, überließ der aufgeblasene Ganymed die Bedienung des einfachen Gastes dem kleinen Kellnerburschen.

„Kann ich wohl Frau Schneider einen Augenblick sprechen?“ fragte der Professor den Kleinen.

Dieser riß die kleine Schlißaugen verwundert auf und sah Haller ganz verduht an.

„Frau Schneider? Die ist ja schon zwei Jahre todt!“

„Richtig, das hatte ich vergessen“, meinte Haller, „so rufen Sie mir Herrn Schneider!“

„Bedaure, der ist heute früh nach Cottbus zum Pferdemarkt gefahren und kommt erst abends zurück. Soll ich vielleicht den Oberkellner rufen?“

„Nein, danke“, entgegnete Haller, der mit dem Schafsgesicht nichts zu thun haben mochte.

Er verließ das Hotel und schlenderte die Straße hinab, ungewiß, wohin er seine Schritte richten sollte. Da fiel sein Blick auf ein anderes Wirtshauschild: Gasthaus „zur silbernen Henne“ von F. Weber.

(Schluß folgt.)



## Die Geschichte von der Häufelschnecke.

Von Peter Rosegger.<sup>1)</sup>

**E**inen Zuchezzer zum ersten! denn heute geht's auf die Alm. Einen Zuchezzer zum zweiten, denn wir holen die Braut. Einen Zuchezzer zum dritten — warum, das wird sich zeigen.

Auf der grünen Alm, da ist sie und da weint sie. Auf einem moosigen Stein kniet sie und betet. Es ist da oben selten eine so steinunglücklich oder so der himmlischen Freuden voll, dass sie beim Beten weinen muss. So eine ist unser frisches Dirndel, die Toni. Über knietief steckt sie im Glück, darum muss sie so närrisch weinen, dass sie sich vor sich selber schämen möchte. Jetzt trottet die semmelfalbe Kuh daher, da thut das Dirndel mit der grauen Schürze das Kasse weg von den Wangen und sagt: „Du Alte, jetzt hab' ich lei so viel lachen müssen, dass mir s Wasser in die Augen ist gestiegen. Denk' dir, jetzt kommen zwei Toni zusammen, er heißt Toni und ich auch, und das wird einen schönen Wirrwarr geben, sag' ich dir!“ Die Kuh gab eine etwas unverständliche Antwort, aber Bräute verstehen an solchen Tagen auch die Thiersprache. „Der Namen wegen“, sagte die Semmelfalbe, „wird's keinen Wirrwarr geben, wenn nur sonst . . ! Dass es dir mit dem deinigen nur nicht so geht, wie mir mit dem meinigen! Möcht' dir's nit wünschen. Die Männertreu, meine liebe Toni, die Männertreu!“ Auf das musste das Dirndel wirklich lachen. „Die Männertreu!“ rief sie, „ach, was fällt dir ein. Die ist ja gar so viel stark, die bricht nit! Dem Toni seine, sagt er, ist aus Eichenholz und an den Eckelen noch dazu mit Eisen beschlagen.“ Und sie lachte so lange, bis sie grausam erschreckt einen Schrei that.

Von hinten her hatte sie einer mit kräftigen Armen um die Mitte gefasst und hoch in die Lüfte geschwungen.

„Hops auf, Schneckerle!“ sagte der Toni, „jetzt bin ich da um dich.“

„Geh, schlechter Toni!“ sagte die Toni, „dass du mich so schrecken kannst! Auslass!“

<sup>1)</sup> Aus dessen Buch: „Als ich jung noch war.“ Leipzig. (L. Steadmann.)

Hochzeitlich angethan stand er vor ihr da in nagelneuer Bauerntracht.

Von den Höhen her in der Morgenfrische klangen Waldhörner und Schwegelpfeifen. Die Halter und Seminnen, welche von den Musikanten abgesehen, das heißt abgeholt worden waren in ihren zerstreuten Hütten, kamen herbei, um von der Genossin Abschied zu nehmen. Sie brachten bekränzte Butter und Kuchen und in Binsenkörblein frische Brunnenkresse und Eier. Dann huben sie an zu tafeln auf der grünen Alm. Der Halter Zirgel hatte einen Pluzer bei sich. „Greifts zu“, lud er ein, „für jedes ein kuhmaulvoll Geist!“ Sie tranken den Brantwein und wurden unbändig munter.

Nur die Toni, obzwar sie auch ihr „kuhmaulvoll Geist“ zu sich genommen hatte, war völlig weinerlich. Denn die Kameradinnen setzten ihr jetzt das Kranzel aus Alpenblumen aufs Haar, und bei solchem Gesichtsebnisse werden jeder Braut die Augen nass. Doch aber schaute sie der Toni forschend an und sprach: „Was weinst denn jetzt, Tonele? Des Kranzels wegen? Du wirst es doch heut' wohl noch tragen dürfen, gelt!?“ — Heftig nickte sie mit dem Haupte auf und ab, so daß die Kameradin sagte: „Aber so halt still den Schädel! 's ist ja noch nicht festgespendelt.“

„Machts, machts!“ drängte der Bräutigam, denn ihm war schon ums Hochzeiten.

Die Tonele war aber noch nicht fertig. Jetzt trug sie dem Almbuben strenge auf, die Hütte und die drei Kühe sorgfältig zu bewachen, bis die Sesserl heraufkomme; sie selber bleibe für das Jahr schon unten im Thal, und die Almer möchten im Herbst mit dem Vieh gesund heimkommen ins Häusel. Dann wendete sie sich an ihre Almgensinnen: „Der heurige Sommer hat mir nit lang gedauert“, sagte sie feierlich, „aber wenn halt der Rechte kommt, da verlaßt man die Küh' und Kalmen und die besten Kameradinnen und geht mit ihm, wohin er will, und wär's bis ans End' der Welt oder gar nach Amerika, wie die Glöckel-Kathrin mit ihrem Thomas. Ich geh' freilich nur mit ihm in mein Staudenhäusel hinab und verhoff' euch schon immer einmal noch zu sehen. Dank euch Gott für alles! Du, Theresel, daß du mir meine Küh' oft hast heimgetrieben; du Mandel, daß du mir der krummen Kalm den Schinken (Fuß) hast einfatschen helfen; du, Stefel, daß du mir immer einmal einen Bund Futter hast zur Hütten getragen. Seid's all bedankt. Und dich, Mariedl, hab' ich einmal ein tridigs Mensch geheißn, thu' mir's heilig verzeihen. Und wem ich sonst was Leids hab' gethan, thut's mir's heilig verzeihen, und in den Ehestand nachschelten, das soll mir niemand.“

„O du narrische Tonele!“ riefen alle, „wir wünschen dir tausend Glück und hundert leibige Küh' und zehn kleine Buben!“

Länger hielt's der Toni nimmer aus, rasch nahm er die Braut am Arm und fuhr mit ihr ab über die grüne Alm.

Er war ein Holzknecht, von der Murauergegend herübergekommen erst vor kurzer Zeit; gerade nicht von den schönsten einer, aber mein Gott: Jugend, Gesundheit und gerade Glieder, was braucht man denn mehr? Der Jugend wegen hätte er zwar um zehn Jahre früher heiraten können, aber — und das waren seine eigenen Worte — eine Weichschneck' (Waldschnecke) konnt' er nicht brauchen, und eine Häufelschneck' hätt' er bisher nicht gefunden: die Tonele ist Erbin des Staudenhäufels und der kleinen Alm, und so wagt er es mit ihr und sie mit ihm. Und just der allein steht ihr an.

Als sie jetzt durch den Wald hinabgiengen, legte er den Arm um ihre Mitte: „Wir haben uns halt gern, du Schnederl, du! Gelt?“

„Was fragst denn?“ entgegnete sie, „wie gern ich dich hab', das weißt du, und wie gern du mich hast, das mußt du lei auch wissen.“

„So gern wie dich, hab' ich noch keine gehabt.“

„Am End' bin ich gar die erste!“ rief sie und klatschte die Hände zusammen.

„Bei meiner Treue!“ versicherte er. „Und ich bin ja auch dein erster, gelt, Tonele?“

„Ja, was glaubst denn, Toni?“ rief das Dirndel lustig. „Dass ich alleweil auf dich gewartet hätt'? Und hab' doch gar nit gewußt, dass du auf der Welt bist! Mein letzter kannst sein, wenn du willst!“

„Geh, Tonele, thu' nit so Späßle machen!“ sagte er. „Wenn's ernst wär', was du jetzt gesagt hast, ich wüßst nit, was ich thät!“

„Na versteht sich!“ lachte sie, „gleich da über die Wand abi! Wie du schon bist! — Du schau, da haben sie uns abgesperret.“

Kein Sturmwind war gegangen, nicht gestern und nicht heute, aber die Bäume lagen in kreuz und krumm über dem Wege. Das hatten muthwillige Bursche den Brautleuten zu Ehren gethan. Aber der Toni stieg darüber hin und die Tonele kroch darunter durch. Als sie ins Thal kamen, wo zwischen einem Waldschachen und dem Wasser das Staudenhäufel steht, gieng die Tonele hinein, und den Bräutigam ließ sie herausen stehen. Er stand da, schaute um und um und überlegte, was nun zuerst gearbeitet werden müsse am Häufel, im Garten und auf dem sonnseitigen Feldlein. Es ist alles hübsch beinand, und es wird sich leben lassen. Das alles kriegt er zum Lohn, weil er so ein schöner Mann ist! Eine feine Häufelschneck' hat er gefunden, und die andern — die Weichschnecken —? Ah was, vom Murauerischen herüber ist's weit. — Er schien die Weiber zu kennen, daher hatte er sich auf eine Stunde Wartens gefaßt gemacht, und daher begann er nun die jungen, lose gewordenen Obstbäumlein mit Weidenzweigen fester an den Stab zu binden; denn

eine Stunde lang müßig stehen, das war des jungen Holzknechts Sache nicht. Aber sie kam schon nach einer halben Stunde aus dem Häufel und leuchtete wie ein Maienstrauß. Ein weißes Kittel mit blauen Sternlein und hellen Röslein, ein vergißmeinnichtfarbiges Schürzele, ein schwarzes Koppelle mit rothseidenem Busentuch darüber. Das Gesicht war schon auf der Alm gewaschen, das Haar schon auf der Alm gekraust, das Kranzel schon auf der Alm angespendelt worden.

„So, jetzt bin ich's“, sagte sie lustig, „wenn man einen so sauberen Mann heiratet, muß man sich lei wohl auch sauber herauspuhen. Gefall' ich dir? — Du bist mir aber ein schöner Bräut'ger, du hast ja gar keinen Buschen auf dem Hütele! Gib her, ich steck' dir einen hinauf. So, jetzt bist es.“

Nelken und Rosmarin hatte er jetzt im grünen Band, und ein Stammel davon stand hoch über den Hut hinaus, also daß seine heutige Würde wohl von weitem zu erkennen war. Die Braut trug in blaues Tuch gewickelt einen großen Laib Brot bei sich, aber nicht für den Bräutigam, falls er unterwegs zur Kirche hungrig werden sollte, sondern für die Armen, die nun anhuben, hin und hin am Wegesrand zu stehen, und an denen sie das Brot stückweise vertheilte. Barmherzig fein, damit soll nach altem Brauch der heilige Ehe- und Behestand anheben.

Neben dem Wege im Moorgrund balgten sich verwahrloste Kinder. Ihre Kleidchen waren fahl, zersekt, über und über mit Morast bespritzt. Diese Klagen rief der Bräutigam, warf ihnen aber die kleinen Münzen nicht vor die Füße, sondern gab sie ihnen in die bekletterten Hände.

„Du hast die Kinderle wohl recht gern, Toni?“ fragte ihn die Braut.

„Vielleicht arme Waislein!“ sagte er, „kein Mensch kümmert sich um sie. Wenn eins auch noch Eltern hat, so schauen sie sich nit um nach dem Würmel oder dürfen sich nit umschauen; 's ist halt ein Kreuz. — Na, jetzt geht's nur und thut's nit rausen! Wirst ihn auslassen, du Kacker, den andern beim Haar! — 's ist halt ein Kreuz.“

Je näher sie dem Dorfe und der Kirche kamen, desto feierlicher ward der Braut zumuthe, und auf manche holde Red' des Bräut'gers gab sie kaum eine Antwort. Auf dem Kirchenplatz waren schon die Hochzeitsgäste versammelt mit den Musikanten. Die Hochzeitsmutter nahte mit einem dürrn Palmfakelzweig und verlangte nach der Väter Sitte, daß der Bräutigam sich drei Fakeln in die Schuhe thue. Jetzt wurde der Holzknecht das erstemal roth; vor den Leuten die Stiefel ausziehen, daß sie sahen, er hätte keine Strümpfe an? — Mit einem Silberzwanziger kaufte er sich los vom alten Brauch. Auch die Braut legte eine Münze auf den Teller, mit dem der Meßner demüthig umhergieng.



„Thut's ihn nur recht schmieren, den Himmelvater, daß er euch Glück und Segen gibt!“ sagte die dicke Hochzeitsmutter sinnig, sie selber gab nichts.

Als sie zu Paar und Paar in die Kirche schritten, bemerkte der Toni, der mit einer „Kranzeldirn“ hinter der Braut mit dem „Kranzelbuben“ gieng, daß neben dem Thore der Forstjung stand, und daß die Tonele ihr Gesicht rasch auf die andere Seite wendete. Der Forstjung war starr und todtenbläß wie eine aufrechtstehende Leiche, aber sein Auge zuckte und konnte sich nicht wenden von der Braut, bis sie in der Thür verschwunden war. Der Toni knirschte mit den weißen Zähnen so stark, daß das Kranzeldirndel ihn flüsternd fragte, ob er sich jetzt nicht gar einen Zahn ausgebissen hätte?

Eine Viertelstunde später ist das Ja sagen da. Er stößt seine drei Ja scharf heraus, sie lispelt dieselben schämig und so leise, daß die Fernerstehenden schon meinen, die Tonele habe ihre Ja verweigert, aber der Geistliche hat sie recht wohl gehört — und somit ist das Schloß zugeschnappt und der Schlüssel hinausgeschleudert in die Ewigkeit.

Der Bräutigam hatte während der Trauung mehrmals nach dem Eingange geschickt. Wenn jemand käme und Lärm schläge! . . . Das wäre so was! Es ist halt ein Kreuz! — Aber es geschah nichts, und sie giengen hernach ins Wirtshaus zum Tanz und zum Essen.

Daß in Spais und Ernst noch manch sinniger Hochzeitsbrauch erfüllt wurde, wird man mir ohne besondere Bethenerung und Berichterstattung glauben. Als die dreifache Mahlzeit zu Ende gieng, waren schon die Lichter angezündet im Saal, da stand der Hochzeitsvater (Hochzeitsleiter) auf, schrie in den lustigen Festwirrwarr hinein, er bitte um Ruhe, es sei der Engel aus dem Paradies gekommen mit einer Botschaft.

Der Engel aus dem Paradies? Na, da horchten sie auf. Der Brautvater räusperte sich ganz wie der Pfarrer auf der Kanzel, legte auch die Hände so vor sich hin und hub mit derselben Manier an, also zu sprechen:

„Liebe Braut- und Hochzeitsleute!

Im heiligen Paradies, als sie fertig waren allbeide, küßte der Gottvater den Adam auf die Stirn und die Eva auf den Mund, und deswegen hat der Mann seinen Verstand im Hirn und das Weib den ihren auf der Zunge. Und sintemalen und alldieweilen das Weib ihren Verstand auf der Zunge hat, so sagt sie ihre Geheimnisse frank und frei, und der Mann thut seine verschweigen. Und deswegen hat mir die schöne Braut just anvertraut, daß ihr das Herz möcht' zerspringen vor lauter Lieb' und Freud' und anderen Dingen, und daß sie einen so

braven Mann hat gekriegt und daß so viele ehrenwerte Gäste sich zu ihrem Ehrentag haben eingefunden. Und da wollt' sie gleich ihre Brieftasche aufmachen und dem Herrn Speisemeister (Hochzeitswirt) und Kellerwartel alles bezahlen, was die ehrjame Gesellschaft genossen, auf den Bescheidteller gelegt und in die Gurgel gegossen. Noch zu rechter Zeit stupft sie der Engel aus dem Paradies in die Seit' und sagt: „Geldverschwenden willst heut'? Und außs Jahr thut liegen ein Kindele in der Wiegen und schreit um Brot. Und in sieben Jahren sind sieben Kindelein da und schreien alle um Brot, um Brei und noch um sonst allerlei. Bedenk's und gib Ruh' und mach dein Tascherl wieder zu und laß den lieben Hochzeitsgästen die Freud' und Ehr', daß sie das selber lei büßen, was sie verzehrt, und daß sie auch für das ehrjame Brautpaar zahlen und für die Brautmutter, gar lobenswert, die sich rechtschaffen geplagt hat an dem heutigen Tag, und für den Brautvater, den alten armen Hascher, der predigen soll und keine Stimm' nicht hat.“ — Just so hat's ihr der Engel gesagt, und just so hat es die schöne Jungfer Braut mir anvertraut, sintemalen sie kein Geheimnis verschweigen kunnt, weil sie der Gottvater geküßt hat auf den Mund. Und wetten will ich nichts, das Stück hat ihm der schlaue Bräut'ger abgeguckt und macht ihm's nach, wozu er meinen Segen hat und unser aller Glückwunsch für tausend Jahr! Vivat das Brautpaar!“

Also hatte der muntere Alte gesprochen, und jetzt wußten sie die Botschaft des Engels aus dem Paradiese: Zum zahlen war's.

Nun fiel es aber jemandem ein, daß dieser schöne lange Tag auch eine Nacht habe, weshalb der Tanzboden frisch mit Federweiß zu bestreuen sei. Allein der Toni vermuthete, die Tonele würde nach all den Sachen schon müde sein, und so schlich er mit ihr heimlich davon.

Unterwegs gegen das Staudenhäusel gieng ihr der Toni zu schnell, es schien, als wäre sie noch gern im Wirtshaus geblieben.

„Soll wer nachkommen, weil du so stad gehst?“ fragte sie ihr Mann.

„Willst wen einholen, weil du so laufft?“ fragte sie entgegen.

Dann schwiegen sie und giengen. Es war dunkel. In der Schlucht rieselte das Wasser, die Schuhe der nebeneinander Wandelnden fließen manchmal leicht an einen Stein, sonst war alles still.

„Gut hat er gesprochen, der alte Eichinger“, hub nach einer Weile der Toni wieder an. „Gerade daß hab' ich nit recht verstanden, daß ein Weibsbild kein Geheimnis sollt' verschweigen können.“

„So was sagen die Leut' halt lei spasseshalber“, meinte die Braut.

Dann giengen sie wieder schweigsam nebeneinander hin. Die Braut trug in der Hand ein Bündel Bescheidessen, da drin waren Bratenstücke, Kuchen und Krapsen, Dinge, die der Hochzeiter bei der Tafel nicht zu

essen pflegt, sondern mit nach Hause trägt zum Vertheilen. „Für wen, Schneckerl, für wen bringst du denn das Bescheidessen heim?“ fragte sie der Toni.

„Na, halt für die Kinder!“ lachte die Tonele, und über diese launige Rede lachte auch er hell auf. „Da mögen die Krapsen wohl ein wenig altbacken werden, bis so ein kleiner Saggra hineinbeißen wird.“

Sie gab darauf keine Antwort.

Nach einer Weile sagte er: „Hast du ihn eingeladen zur Hochzeit?“

„Wen?“

„Den Försterjung.“

„Wie kommst du jetzt auf den Försterjung?“

Der Toni blieb stehen, machte einen Griff in den Sack, einen Strich über den Ärmel und leuchtete ihr mit brennendem Streichholz ins Gesicht: „Will doch einmal sehen, wie du aussehst, wenn vom Försterjung' die Red' ist.“

Sie war nicht roth geworden, sie schaute ihm ganz koch in die Augen und sagte: „Da guckst umsonst, Bübel, vom Försterjungen wirst nit viel hängen sehen an meiner Nasen.“

„Aber bei der Kirchenthür hab' ich ihn stehen sehen“, murmelte er, und der Ton der Stimme war unsicher geworden.

Sie hub an laut zu lachen: „Ah, das ist gut!“ rief sie, „jetzt zwickt ihn schon die Eifersucht. Ja du mein herzlichster Toni! Ein Mensch und ein Engel zusammenheiraten, das thät's ja nit! Da ist's doch gescheiter, wenn zwei Menschen mit Fleisch und Blut zusammenkommen. Und was wirst denn sagen, wenn du schon ein paar junge Schnecken findest im Schneckenhäusel?“

Er blieb stehen, faßte sie am Arm und sagte: „Wenn ich dich versteh', Tonele, es ist zum Erschrecken, wie du redest! Wenn ich doch nit der erste wär'!“

Sie schnellte von ihrem Arm seine Finger los, faßte aber mit der Hand um so fester seinen Jackenflügel an. „Wenn es so ist, meinst du“, sagte sie, „so müssen wir schon deutlich miteinander reden. Jetzt sag mir einmal, du schöner Holzknecht, warum soll uns Weibsleuten das auf Punkt und Siegel verboten sein, was ihr Männer euch nicht bloß erlaubt, sondern sogar für Recht und Ehr' betrachtet? Dafs in der Ehe der Fehltritt beim Weib schlimmer ist als beim Mann, das verstehe ich, und so dumm bin ich nit, dafs ich solches nit kunnt verstehen. Aber dafs beim Heiraten sie ihm die Zukunft schenken und die Vergangenheit umsonst draufgeben soll, und dafs der Mann beim Heiraten mehr Ersparthes von ihr verlangen kann als sie von ihm, das verstehe ich lei schon gar nit.“

„Dafs ich nichts Ersparthes hab', werd' ich dir wohl eh gesagt haben“, wendete er ein.

„Nein, nein, Toni, du weißt recht gut, was für ein Erspartes ich meine. Du wenigstens verlangst von mir Unschuld und Bravheit.“

„Verlang' ich auch, Schneckerl, verlang' ich auch.“

„Warum aber bringt denn das Bübel so was nit mit?“ fragte sie.

Der Toni antwortete: „Wenn du etwan auf mich solltest anspielen —!“

„Ei beileib nit, auf dich schon gar nit!“

„Wär' ein rechter Irrthum“, sagte er, „ich hab' mir nichts vorzuwerfen. Gott sei Dank, ich nit!“

„Toni“, entgegnete hierauf sie ganz kurz, „jezt möcht' ich dir aber kein Streichhölzjel vor die Nasen halten. Wenn du jetzt nit roth wirst wie ein Paradiesapfel, nachher — nachher wärst ein grundschlechter Mensch.“

Nun fand es aber der junge Ehemann an der Zeit, seine Herrlichkeit aufzumachen. Wenn er sich gleich das erstemal weichkriegen ließe, dann wäre die Schlacht verloren noch vor dem Kriege. Nicht einmal zum Eifersüchtigsein hätte er ein Recht, wenn sie jetzt nicht scharf zurückgeschlagen wird. Er strampfte also seinen Fuß auf den Boden und rief: „Was soll das heißen? Jetzt wird's mir zu dumm! Hab' ich dich betrogen? Gut, so zeig' hin, wo, wann, mit wem! Zeig' hin! Gelt, jetzt bist still, weil du mir nichts nachsagen kannst. Und wenn was wär' gewesen, gieng's wen was an? Hättest du einen Schaden davon? Hättest du Sorg' zu tragen dafür? Ich glaub' nit. Ich sag' dir was, meine liebe Toni: Wenn jeder und jede so brav ist, wie ich vor der Verheirathung, nachher wird keine Sündflut mehr kommen und kein Schwefelregen auch nicht mehr, daß du's weißt! Und daß du so verdächtig herumredest, als ob was nit richtig wär' bei mir, das kannst lei bleiben lassen, und das verbiet' ich mir, verstehst! Ich hab' vor dem Altar leicht und gern' ja gesagt, und gehört haben sie's auch, und ich hab' keine Ursach' zu fürchten, daß ein ungebetener Gast vor der Kirchthür steht, hast verstanden? Und mit solchen Sachen kommst mir nimmer, merk' dir's — verstehst?!“

Darauf jagte die Tönele fast gütig: „Sollst recht haben, und wir wollen nit gleich in der ersten Stund' miteinander streiten. Nur so viel: Was du jetzt von dir gesagt hast, das kann ich von mir sagen, und mit gutem Gewissen. Und wenn ich anders geredet hab', so ist's gefoppt gewesen. Wollen die Vergangenheit in Ruh' lassen. Muß immer eine alle zwei Augen zudrücken bei ihrem Mann, das weiß ich eh. Aber wenn einer gar keine Fehler hat, da wird er sie freilich nit eingestehen, das kann ich mir denken. Halten wir nur von jetzt an schön zusammen, mein Mann, helfen wir einander geduldig und nachsichtig die Pflichten und



Sorgen tragen, wie der Pfarrer heut' gesagt hat, und von vergangenen Geschichten kein Wort mehr, kein einziges. Toni, gib mir die Hand drauf."

Das that der Toni denn äußerst gerne, und er war überaus zufrieden mit dem Erfolg seines strammen Auftretens, durch das ihm in dem Staudenhäufel die Würde des Mannes für immer gesichert war.

"Und jetzt gehen wir eilends heim!" sagte sie, ihren Arm in den seinen legend. "Wir haben nimmer weit."

Sie sahen auch schon die rothschimmernden Fenster Scheiben des Staudenhäufels. Als sie über den schmalen Wiesensteig giengen, das Weib hinter dem Mann, blieb der Toni stehen und bemerkte, daß auf diesem Wieslein schon die zweite Mahd reif sei. "Das wird gleich morgen gemacht. Um sechs weck' mich auf. Ist das Heu fertig, nachher geht's an den Staudenschachen. Den kann ich nit brauchen beim Haus; etliche Schirmbäume bleiben stehen, das andere wird Acker. So oft ich den Bach höre, der gleim an uns vorbeirinnt, denk' ich an eine Mühle. Der Zuspruch wollt' sich schon finden. In zehn Jahrlein, Alte, wird's anders anschau da herum, so aufwirtschaften, das macht mit just einmal eine Freud'."

Jetzt hätte sich's aber wahrlich verlohnt, wenn er ihr mit dem Streichholz ins Gesicht geleuchtet hätte — jetzt waren ihre Wangen roth und ihre Augen strahlend. Der tüchtige Wirt, den sie an ihm einführte in ihr Häufel!

Als der Toni durch die niedere Thür in die Stube trat, gab's da drin eine kleine ältliche Weibsperson und zwei nett herausgeputzte Büblein von etwa vier oder fünf Jahren. Im ersten Augenblick erschrak der Toni fürchterlich, im zweiten erschrak er noch mehr.

Die Knäblein duckten sich etwas scheu, dann kamen sie sachte an ihn heran, und eins sagte beklommen: "Vaterl!"

Und der Toni — er erkannte sie.

Sprachlos war er und versteinert. Die Tonzelle packte auf dem Tisch rasch ihr Bündlein aus und rief den Kindern zu: "Na, jetzt, eueren Vater habt ihr wieder. Der geht euch lei nit mehr durch. Aber die Mutter ist auch da! Schaut einmal, was sie euch mitgebracht hat." Und theilte Fleisch und Krapsen an die beiden Knaben aus. Hernach gieng sie in die Nebestube. Er schälte die zutraulich gewordenen Kleinen von seinen Knien und gieng ihr nach. Sie saß auf der Ofenbank und weinte. Er stand vor ihr, da er doch knien sollte; er stand da wie ein Strunk, von dem der Blitz den stolzen Wipfel geschlagen. Endlich sagte er kaum hörbar, so dumpf: "Weib, du kannst dir's denken, wie mir jetzt ist. Neun Ellen in den Erdboden hinein schäme ich mich. — Tonzelle!" Ihre Hand hätte er fassen mögen und die Tropfen ihr von den Wangen küssen — er getraute sich nicht, sie zu berühren.

Endlich richtete sie sich ein wenig auf, strich mit der Schürze über das Gesicht. In ihrem Haar war noch der Hochzeitskranz. „Wenn ich dich gern hab“, sagte sie dann, „so werd' ich deine Kinder auch nit verlassen. Und mußt wissen: So eine Schneck', wie du sagst, hat nit grad 's Häufel allein, hat auch ihre Fühlhörner, mein Mensch! Von der Kramer-Klara, die oftmal ins Steirische hinüberkommt, und die jekt draußen in der Stube bei den Kindern ist, hab' ich ja schon vor zwei Wochen alles erfahren; sie hat mir dort in der Murauergegend bei den Bauernhäusern herum die Waislein zusammensuchen müssen. Man soll die Hascherlen — sagt die Klara — recht gern hergegeben haben, recht gern sagt sie. Auch das G'schrift hat sie mir alles mitgebracht, die Klara, und die kleinen Buben können dir gar nimmer abgestritten werden. Dafs du sie so unter fremden Leuten hättest verderben lassen wollen, das glaub' ich nit, und ich glaub's nit. Na, hab' ich mir gedacht, erspar' ihm den Gang und laß sie lei selber holen. So sind sie da, und jekt haben wir halt schon ein paar gesunde Buben miteinander, und gut ist's und aus ist's.“

Ich glaub's, was sie sagen, dafs jekt der Holzknecht feuchte Augen bekommen hätte, und kein Wort gesagt, auch nicht ein einziges. So etwas ver schlägt einem das Redewerk — ich glaub's gern.

In der Familienstube des Schneckenhäufels soll es an demselbigen Abend noch ein heiteres Stündlein mit Naschen und Schäkern gegeben haben. Und der Toni, heißt es, hätte dabei den würdigen Hausvater gespielt. Wie aber die Kinder zu Bette gebracht worden, da sei er fast schwindelig zur Thür hinausgetreten in die Mondnacht und hätte einen Zuchzer gethan, der weit und weit fortgeklungen in die Wälder. — Und das — das ist der Zuchzer zum dritten!

## Die Todtschläger Kessel.

Von Hans Falke.

**H**a, ja, Herr Pfarrer, Ihr habt recht gehört:  
 „Todtschläger Kessel“ nennen diese Leute  
 Mein Weib. — Schon früher, als sie ledig war  
 Entstand der Name und verblieb bis heute. —  
 Kein hübscher Name das; — da habt Ihr recht —  
 Doch 's ist kein Schimpf für sie, so möcht' ich meinen,  
 Ja, wenn Ihr wüßtet, Herr, wie alles kam,  
 Es würd' Euch fast als Ehrenwort erscheinen. —  
 Woher der Name kommt, das könnt' Euch wohl  
 Bald einer hier in unser'm Dorfe sagen,  
 Und 's nimmt mich Wunder fast, dafs keiner noch  
 Die ganze Mordgeschichte Euch zugetragen;

Doch wenn Ihr nach dem „Wie“, „Warum“ sie fragt,  
 So dürsten sie die Wahrheit wohl verhehlen;  
 D'rum denk' ich, Herr, es ist am besten wohl,  
 Laßt Euch die Mordgeschichte' von mir erzählen!

Von wem die Kessel wohl den Namen hat,  
 So werdet Ihr, Herr Pfarrer, erst mich fragen;  
 Ich sag's Euch frei heraus: Von Ihrem Mann! —  
 Der hat einst richtig einen todgeschlagen. —  
 Ihr fahrt zurück und seht mich strafend an? —  
 Es scheint der Rede Ton Euch wohl vermessen? —  
 Doch seht, ich hab' ja auch dafür gebüßt  
 Und meine Strafe redlich abgeessen. —  
 Nun und — wenn Ihr's erlaubt — so riesengroß  
 Ist mein Verschulden nicht einmal gewesen;  
 Der and're, den ich schlug, bezeugt' es wohl  
 Euch selbst, wär' er von meinem Schlag genesen. —

Wie's also kam? — Ich bin der einz'ge Sohn  
 Von armen Leuten; hinten, wo die Straßen  
 Sich kreuzen, steht das kleine Haus allein,  
 Das meine guten Eltern einst besaßen.  
 Dazu gehörte auch ein Stückchen Grund,  
 Doch gab's da wenig vom Ertrag zu sehen;  
 So mußte denn der Vater schon seit je  
 Auf Taglohn immer in die Arbeit gehen;  
 Und als auch ich zu Kraft und Jahren kam,  
 Da hieß es: Such' dir selber Brot und Wohnung;  
 Hier, wo ich jetzt der Herr bin, stand ich ein  
 Als letzter Knecht bei magerer Entlohnung.  
 Der reiche Gruber war's, der hier gebot,  
 Der stolze Bauer mit der Eisenstirne,  
 Mein Weib, die Kessel, war sein einzig Kind,  
 Zur Zeit noch eine halb erwach'ne Dirne.  
 Ich war ein starker Bursch und stink zur Hand,  
 Mein Bauer war mit mir gar wohl zufrieden,  
 Und als nach Jahren dann sein Großknecht starb,  
 Ward diese Ehrenstelle mir beschieden.

Indessen hatte sich sein Mädchel auch  
 Zur schmucken Bauerndirne umgestaltet:  
 Was damals nur ein kleines Knöpflein war,  
 Das hatte voll zur Blume sich entfaltet. —  
 Ich hatte mit der Kessel viel gescherzt  
 Und ihr geholfen oft in kleinen Leiden,  
 Als sie ein halb erwach'nes Ding noch war;  
 Die große Kessel fieng ich an zu meiden.  
 Nicht, daß sie etwa mir zuwider war,  
 Im Gegentheile, ich begann zu spüren,  
 Daß ich sie ganz unbändig lieb gewann,

Und — dacht' ich mir — wozu sollt' das wohl führen?  
 Denn, daß ich niemals sie zum Weib bekäm',  
 Das war ja klar, wie hunderttausend Sonnen,  
 Und — daß ich bloß mit ihr geliebelt hätt',  
 Nun — dazu hatt' ich sie zu lieb gewonnen.  
 Doch seht, die Lieb' ist schon ein böshaft Ding:  
 Just dort, wo sie zum Unheil nur entstanden,  
 Da seht sie sich ganz ungewöhnlich fest  
 Und macht die bessere Vernunft zu Schanden,  
 Denkt Euch: Wie sehr ich auch die Kessel mied,  
 Hat doch bei ihr sich auch die Lieb' entzündet,  
 Und ganz auf einmal, eh' ich's mich versah,  
 Da hatten wir als Lieb'sleut' uns gefunden. —

Noch wußt' es niemand, als nur wir allein,  
 Und sorglich hielten wir's bei uns verborgen,  
 Wir waren froh in unser'm stillen Glück  
 Und scherten uns nicht weiter um das „morgen“.  
 Indessen gab's schon eine hübsche Schar  
 Von Freiern für des Grubers schmucke Kessel.  
 Kein Wunder auch! — Wer die nicht gerne nahm,  
 Der war ja doch ein gottlos dummer Esel.  
 Ein großer Bauer aus dem Nachbardorf  
 Mit reichem Grundbesitz, doch reicher'n Schulden,  
 Der warb am allereifrigsten um sie  
 Und that, als könnt' er nimmer sich gedulden.  
 Beim alten Bauern war's ihm auch geglückt,  
 Durch süße Schmeichelei sich festzusetzen,  
 Doch meiner Kessel lößte sein Gethu',  
 Sein Werben Abscheu ein, ja fast Entsetzen;  
 Und das war mißlich sehr für den Rumpan,  
 Denn, wie ich selbst von ungefähr vernommen,  
 War ihm die Kessel wirklich zugebracht,  
 Doch nur, wenn er ihr selber auch willkommen. —  
 Da kam er plötzlich d'rauf, — ich weiß nicht wie —  
 Daß mich der Kessel Herz sich ausertoren;  
 Das war ihm Wasser nun auf seine Mühl'  
 Und eilig bracht' er's meinem Herrn zu Ohren.

Nun aber kam ein fürchterlich Gericht:  
 Die Dirn' gestand in ihrem ersten Schrecken,  
 Daß ihr der Knecht der liebste Freier wär'; —  
 Dem Vater blieb das Wort im Munde stecken;  
 Dann aber gieng das Donnerwetter los,  
 Er schloß die Dirne ein mit vielem Fluchen  
 Und machte sich in Eile auf den Weg,  
 Den pflichtvergeß'nen Großknecht aufzusuchen.  
 Da gab's nun richtig eine heiße Schlacht,  
 Und als ich gar die Kühnheit mir genommen,  
 Ihn selbst zu bitten um der Kessel Hand,



Da schien er wie vom Schlagfluß überkommen.  
 Des reichen Grubers Tochter einen Knecht! —  
 Das schien ihm gar nicht in den Kopf zu wollen;  
 Ich wußt' es ja, wie stolz der Bauer war,  
 Ich hätt' es d'rum auch gar nicht wagen sollen.  
 Nun, was dann d'rauf geschah, das könnt Ihr wohl,  
 Herr Pfarrer, selbst errathen ohne Mühe:  
 Ich mußte Knall und Fall vom Hofe weg  
 Am nächsten Tag in aller Gottesfrühe.

Da saß ich nun, allein und ohne Dienst,  
 Im Vaterhause und mit wehem Herzen  
 Dacht' ich an unser Unglück, uns're Lieb',  
 An meiner armen Kessel bitt're Schmerzen.  
 Denn daß sie gut mir sei und gut mir blieb  
 Und mich nicht all zu schnell vergessen werde,  
 Darüber war ich mir wohl völlig klar;  
 Nur eine Kessel gab's ja auf der Erde.  
 Doch gar nicht minder klar erschien es mir,  
 Daß sie es nicht vermöcht', den Stahl zu biegen,  
 Und, wie sie ängstlich schon und schüchtern war,  
 Den harten Vater je herumzukriegen.  
 Er hatt' ihr ja im Zorne gar gedroht:  
 Wenn sie ein einzigmal noch wollte wagen,  
 Mit mir, dem Knecht, sich freundlich umzuthun,  
 So werd' er sie mit eig'ner Hand erschlagen.  
 Da gab's für sie wohl eine böse Zeit,  
 Und dann — es mocht' mich fast zum Wahnsinn bringen! —  
 Wenn jetzt der Alte and're Miene macht,  
 So konnt's dem ander'n endlich doch gelingen.

Drei Tage rannt' ich thatlos hin und her,  
 Um meinem Schmerz und Ärger zu entfliehen,  
 Dann faßt' ich ganz auf einmal den Entschluß,  
 Weit fort von hier in fremdes Land zu ziehen.  
 Was sollt' ich hier auch länger ohne sie,  
 Die ich so ganz unsagbar lieb gewonnen,  
 Jetzt, — da uns plötzlich unser Liebestraum  
 So Knall und Fall in leere Luft zerronnen! —  
 Auch hielt ich heimlich den Gedanken fest:  
 Dort in der Fremde wird es dir gelingen!  
 Du kehrest vielleicht als reicher Mann zurück  
 Und kannst dir dann die Kessel doch erringen.  
 So war's beschlossen; doch bevor ich schied,  
 Mußt' ich versuchen, ihr noch zu begegnen.  
 Dann dacht' ich mich geseit gen Stich und Hieb,  
 Und mocht' es Schwerter auch und Spieße regnen.  
 Durch eine Gänsemagd, die mir vertraut,  
 Ließ ich der Liebsten heimlich Botschaft sagen,  
 Sie solle, wenn die Dämmerung beginnt,

Vom Vaterhaus sich fortzuschleichen wagen;  
 An einem Platz, den ich genau beschrieb,  
 Da werd' ich ihrer harren wohl verborgen,  
 Gar niemand werd' uns dort beisammen seh'n,  
 Und nimmer sei Entdeckung zu besorgen.

Noch war die Sonn' am Himmelszelt zu seh'n, —  
 Doch gieng ihr Lauf bedenklich schon zur Neige, —  
 Als ich schon wohl versteckt am Anstand war  
 Und ängstlich Umschau hielt, ob sie sich zeige. —  
 Ihr wißt, Herr Pfarrer, drüben gegen Ost,  
 Von hier in zwölf Minuten zu erreichen,  
 Vom Wege abseits an des Waldes Rand  
 Steh'n dicht beisammen zwei gewalt'ge Eichen;  
 Die bilden dort ein förmlich' Blätterdach,  
 Und aus den Wurzeln zu der Bäume Füßen,  
 Da schafft sich wie von selbst ein Ruheplatz  
 Für Liebesleut' zum Plaudern und zum Küssen.  
 Wohl mehr als einmal hatten diesen Platz  
 Wir zwei als Stelldichein uns auserkoren,  
 Und, ach, gar oftmals hatten wir uns dort  
 Mit frohem Herzen ew'ge Treu' geschworen.  
 Jetzt stand ich wieder da, mit trübem Sinn  
 Für sie das Ruheplätzchen zu bereiten,  
 Doch nicht zu süßer Liebeständelei,  
 Zum Abschiednehmen; — wohl für alle Zeiten.

September war's und zeitlich schon begann  
 Nach kurzem Tag ein desto läng'rer Abend;  
 Ein Windhauch kam vom Dorf zu mir herauf  
 Und zog mir um die Stirne, freundlich labend.  
 Schon eine gute Weile stand ich da  
 Und lugt und lauscht' mit angestregten Sinnen,  
 Und niemand kam; — mir war so weh zu Muth',  
 Dass ich fürwahr nicht wußte, was beginnen.  
 Es wurde dunkler schon und dunkler stets,  
 Raum konnt' ich mehr den Abhang übersehen; —  
 Still alles rings um mich; nur aus dem Dorf  
 Kommt summendes Geräusch im Winde'swehen. —  
 Da endlich hört mein wohlgeübtes Ohr  
 Den leisen Schall von leichten, schnellen Schritten;  
 Die ihren sind's; — ich hatt' sie schnell erkannt.  
 Schon war vergessen, was ich erst gelitten.  
 Ich eilte vor, und eh' ich's selbst gedacht,  
 Hielt ich die liebe Last in meinen Armen;  
 Schwer athmend ruhte meine Herzensdirn'  
 An meiner Brust und weinte zum Erbarmen. — —  
 Ein Augenblick nur schien es mir zu sein,  
 Den sie an meiner Seite dort verweilte;  
 Noch war ich ihres Kommens kaum bewusst,

Als sie schon wieder fort nach Hause eilte.  
 Die Angst vor 'm Vater ließ ihr keine Ruh',  
 So daß ich kaum die Zeit gehabt zu fragen,  
 Was alles drunt' im Haus geschehen sei, —  
 Und ihr von meinem Reiseplan zu sagen;  
 Das eine aber ward mir vollends klar,  
 Daß sie mit heißer Liebe mir ergeben,  
 Daß nimmer jener and're sie zum Weib  
 Bekommen sollt', und kost' es selbst ihr Leben.  
 Wir schieden schmerzerfüllt, doch hielten wir  
 Die Hoffnung fest auf spät're bess're Zeiten;  
 Sie huschte fort; — ich durste nicht einmal  
 Sie durch die Nacht ins Dorf hinab begleiten.

Allein und einsam stand ich wieder da,  
 Schier wirt im Kopf und wie vom Traum befangen,  
 Mit angehalt'nem Athem lauscht' ich zu,  
 Wie ihre Schritte eilig niederklangen.  
 Da — war es Täuschung? — Nein, ich irrte nicht, —  
 Ein halb erstickter Schrei drang mir zu Ohren! —  
 Stieß ihn die Kessel aus? — Was soll es sein? —  
 Ihr nachgeseht, noch eh' die Zeit verloren! —  
 Ich rannte längs des Waldesrandes hin,  
 Um eilends an die Straße zu gelangen,  
 Die von dem Wald ins Dorf hinunterführt; —  
 Dort war auch sie gewiß hinabgegangen. —  
 Ich langte keuchend an, — was sah ich da? —  
 Sie war von einem Strolche überfallen! —  
 Der hielt die Hand auf ihren Mund gepreßt, —  
 So ließ sie nur den schwachen Ruf erschallen, —  
 Und mit der ander'n hielt er sie umfaßt  
 Und hemmte sie, dem Angriff zu entfliehen; —  
 Trotz ihrer Gegenwehr gelang es ihm,  
 Sie tiefer in den Wald bereits zu ziehen. —  
 Da — juist zur rechten Zeit — kam ich dazu;  
 Mit einem Rucke riß ich ihn zur Seite, —  
 Die Kessel war befreit! — Wie ein gescheuchtes Reh,  
 So suchte sie ausschleichend laut das Weite.  
 Der Strolch jedoch, — doch nein, der Vauer war's,  
 Der sie mit solcher Gier zum Weib begehrte, —  
 Nun, der that einen dumpfen Schrei vor Wuth,  
 Weil ich die feige Schandthat ihm verwehrte.  
 Erst stand er da, wie festgewurzelt schier,  
 Dann sah ich ihn das blanke Messer ziehen  
 Und racheschäumend stürzt' er auf mich los; —  
 Nicht war's mir möglich mehr, ihm zu entfliehen.  
 Ich sprang nach rückwärts schnell und bückte mich,  
 Rasch einen Stein vom Boden aufzuheben;  
 Den warf ich mit des Armes ganzer Kraft  
 Ihm an den Kopf. — Es galt mein eig'nes Leben! —

Um gut zu zielen, fehlte mir die Zeit,  
 Doch war es wohl schon so bestimmt gewesen;  
 Ich traf ihn nur zu gut, — mit einem Schrei  
 Fiel er zurück, und — ist nicht mehr genesen.

So kam es, daß ich einen Mann erschlug! —  
 Das werdet Ihr, Herr Pfarrer, selbst nun glauben,  
 Daß ich es nicht gewollt. Er zwang mich selbst,  
 Er wollte mir ja erst das Leben rauben! —  
 Ich hatte so den Richtern auch gesagt,  
 Als sie das Urtheil über mich gesprochen;  
 Doch ward mir nicht geglaubt, — sie nahmen an,  
 Ich hätt' die That aus Eifersucht verbrochen.  
 Und seht, wenn ich so jetzt darüber sinn',  
 So kann ich das fürwahr ganz leicht verstehen,  
 Denn wie ich in den Streit mit ihm gerieth,  
 Das konnten ja die Richter nicht ersehen;  
 Ich sagt' es nicht, was jener vorgehabt,  
 Sonst hätt' der alte Gruber doch erfahren,  
 Daß seine Kessel, trogend dem Verbot,  
 Und ich im Wald allein beisammen waren. —  
 So ward ich also ob der bösen That  
 Drei Jahre lang in Kerkerhaft gehalten  
 In einem Strahhaus, weit von hier entfernt; —  
 Ich fügte mich und ließ das Schicksal walten.

Erst freilich kam's mir ganz entsetzlich vor,  
 Wenn ich die lange Haftzeit überblickte,  
 Die vor mir lag, die mich den Heimatsort,  
 Dem freien Leben und der freien Luft entrückte;  
 Doch fand ich in der Zeit mich ganz darein,  
 Und jetzt, Herr Pfarrer, muß ich ehrlich sagen,  
 Ich hab' im Strahhaus manches Ding gelernt,  
 Wovon ich nichts gewußt in früher'n Tagen. —  
 Aus meiner Heimat kam mir wenig Kunde zu,  
 Dieweil ich fern von ihr in Haft verweilte:  
 Daß meinen Vater, der schon kränklich war,  
 Nach etwa einem Jahr der Tod ereilte,  
 Daß dann das Haus, und was er sonst besaß  
 Den vielen Gläubigern zu Nutz und Frommen,  
 Die lange auf Bezahlung schon gepaßt,  
 In kurzem unter'm Hammer war gekommen, —  
 Das ward mir alles ämtlich kundgemacht. —  
 Wer weiß, ob ich's ansonsten wohl erfahren! —  
 Durch Zufall kam mir dann die Nachricht zu, —  
 So etwa nach den ersten zweien Jahren, —  
 Daß schon vor einer Zeit ganz unverhofft  
 Der Gruber eines jähen Tod's gestorben,  
 Und daß somit sein einzig lebend Kind,  
 Die Kessel, all sein Hab und Gut erworben.



Was aber weiter noch mit ihr gesch'eh'n,  
 Darüber kam mir niemals 'was zu Ohren;  
 Sie ward wohl — dacht' ich — eines ander'n Weib,  
 Und mir für Zeit und Ewigkeit verloren.

So kam der Tag, an dem ich meiner Gast,  
 Ein freier Mann, entlebigt werden sollte,  
 Doch, glaubt' mir's, Herr, ich wußte selbst nicht recht,  
 Was ich mit meiner Freiheit machen wollte.  
 Sollt' ich zur Heimat hin, vor aller Welt  
 Als Strahauszögling dorten mich zu zeigen,  
 Wo mich ein jedes Kind beim Namen nennt; —  
 Vor ihr, — die einem ander'n nun zu eigen? —  
 Ich that es doch; — wie sehr ich mich gesträubt,  
 Es zog mich hin ein unbezwinglich Sehnen,  
 Ich gieng; — und eh' der zweite Tag verstrich,  
 Sah ich die heimatlichen Bergelehnen.  
 Da spürt' ich wohl ganz einen eig'nen Zug  
 In meinem Herzen, schwierig zu beschreiben;  
 Es war mir halb wie Freude, halb wie Schmerz,  
 Halb hemmt' es mich, halb wollt's mich vorwärts treiben.  
 Am dritten Morgen sah ich von der Höh',  
 Die ich von jenseits zeitlich schon erstiegen,  
 Im wunderbaren Morgensonnenglanz  
 Mein Heimatsdorf vor meinen Augen liegen.  
 Seit meiner Kindheit hab' ich nicht geweint,  
 Auch nicht, wie's mir so herzlich schlimm ergangen,  
 Als mich des Schicksals Born zu Boden schlug;  
 Doch da verspürt' ich Thränen auf den Wangen.

Es war ein Herbsttag, selten mild und warm,  
 Rein war die Luft und klar der Morgenhimmel,  
 Die Heimatherde sah ich weit vor mir  
 Und Leute drauf im fröhlichen Gewimmel.  
 Ich stand wohl eine gute Weil' allein  
 Dort oben, wie von schwerem Traum befangen,  
 Dann bin ich langsam, zögernd, Schritt für Schritt  
 Dem Dorfe zu ins Thal hinabgegangen. —  
 Am Wege, der zum Dorf mich bringen sollt',  
 Da dehnten sich die Feld- und Wiesenflächen  
 Des sel'gen Gruber weithin rechts und links,  
 Die ich gepflegt dereinst mit Pflug und Rechen.  
 Als ich da näher kam, so ward mir bang,  
 Ganz unbeschreiblich bange, und es stockte  
 Mein Fuß, als scheute ich das Ingefind,  
 Das in den Feldern gieng und stand und hockte.  
 Doch hatt' ich bald mich wieder aufgerafft,  
 Um schnellen Schrittes mich vorbeizuschleichen;  
 Den Kopf gesenkt, so hofft' ich unerkannt  
 Das Heimatsdorf als Fremder zu erreichen;

Die Leute waren ja vom Weg entfernt  
 Und niemand dachte an mein Wiederkommen,  
 Auch hatt' ich noch den großen Strahausbart,  
 Der mir gewachsen war, nicht abgenommen. —  
 Am Wege stand ein Frauenzimmer nur,  
 An der ich freilich mußst vorüberrennen  
 Ganz knapp, denn schmal nur war der Wiesenpfad;  
 Doch wird auch die mich, — dacht' ich, — nicht erkennen.  
 Sie schien noch jung zu sein, von schlankem Wuchs,  
 Das Antlitz war verdeckt, ich konnt's nicht sehen,  
 Und doch, — sie schien mir so bekannt zu sein,  
 Mein Herzensschlagwerk fühlt' ich schneller gehen.  
 Schon bin ich nicht mehr weit, da wendet sie  
 Ihr Antlitz plötzlich gegen mich zur Seite, —  
 Und ich steh' still, — wie angewurzelt schier, —  
 Und suchte doch am liebsten schnell das Weite! —  
 Es war die Kessel; — meine Kessel einst!  
 Was gäb' ich d'rum, wenn's jezt noch also wäre! —  
 Gleichgiltig blickt sie mir ins Angesicht,  
 Gerade so, als säh' sie nur ins Leere. —  
 Da plötzlich — hehlt ein eig'ner, lichter Strahl  
 Dies Angesicht in dunklem Kopftuchrahmen,  
 Die Lippen öffnen sich, — ein heller Laut  
 Wird hörbar, gleich als rief' sie meinen Namen; —  
 Ich traue meinen eig'nen Ohren nicht  
 Und stehe da verschüchtert und beklommen,  
 Da eilt sie auf mich zu und ruft ganz laut:  
 „So bist du endlich doch zurückgekommen?“  
 Und, — eh' ich's ahne, — hängt sie mir am Hals  
 Und nennt mich ihren Guten, ihren Lieben; —  
 Da ward ich mir auf einmal klar bewußt:  
 Die Kessel ist die Meine doch geblieben. —  
 Ihr habt, Herr Pfarrer, neulich uns gelehrt:  
 Es kann kein lebend Menschenkind erkunden,  
 Was Seligkeit bedeutet; — nun ich glaub',  
 Ich hab' es damals ganz und gar empfunden.

So ward die Kessel denn mein Eheweib  
 Und ich der größte Bauer rings im Kreise;  
 Ihr seht, ich fand zulezt noch meinen Lohn  
 Und war gewiß zufrieden mit dem Preise.  
 Nun aber seht, als nach des Grubers Tod  
 Die Kessel all die mannigfachen Freier,  
 Die jezt um ihre Hand sich angelehrt,  
 Zurückgewiesen, haben böse Schreier,  
 Dieweil sie merkten, daß der Dirne Herz  
 Sich nimmer seinen Liebsten ließ entreißen,  
 Im Ärger und im dummen Unverstand  
 „Todtschläger Kessel“ sie zum Schimpf geheissen.

## Unrecht leiden — unrecht thun.

Der gesellschaftliche Mensch schwebt immerwährend zwischen den zwei Gefahren, unrecht zu leiden oder unrecht zu thun. Aus diesen beiden Gefahren entwickeln sich Conflict, die dem nach Gerechtigkeit strebenden Menschen das Herz zerreißen können. Mir sind die größten Leiden meines Lebens daraus entsprungen.

Ich habe unrecht gelitten.

Körperlich und in thatsächlichen Dingen habe ich das wenig empfunden. Ich kann mich nicht erinnern, körperlich einmal stark mißhandelt worden zu sein; weder als Hirtenjunge, noch als Schulknabe, noch als Lehrbub ist mir so etwas passiert, und wenn sich wirklich einmal ein Schlag oder dergleichen ereignet hätte, so würde er mir ganz gewiß in der Seele weher gethan haben, als am Leibe. An weltlichen Gütern mag ich manchmal benachtheilt worden sein, oft nahm ich's gar nicht wahr, und wenn auch, so machte ich mir nicht viel draus. Darin lag für mich also kein großes Leiden, darüber führe ich keine heftige Klage, daß mir unrecht geschehen sei.

Viel wehleidiger bin ich aber an einer anderen Stelle. Wo mir moralisch ein Unrecht zugefügt wird, sei es ein tückischer Dieb gegen die persönliche Ehre, sei es ein willkürliches, boshaftes Entstellen meiner Meinungen und Absichten, ein Unterschieben eigennütziger Motive — da bäumt sich meine Natur auf. Manchmal frage ich sie dann, diese empörte Natur: Warum bäumst du dich auf? Weißt du dich stark und sicher, so laß sie machen, es kann dir ja nichts geschehen. Darauf antwortet die Empörte: Ich bin ja keine Heilige, ich bin die Natur. — Ja freilich, die Natur mit dem leidenschaftlichen Herzen. Und dieses Herz will an seinen größten Gütern, an seinem idealen Eigen eben nicht rütteln lassen, da ist es eigenliebig, vielleicht auch ein bißchen eitel darauf, und das, mein Gott, kann man dem schwachen Menschen nicht verübeln, besonders wenn er bestrebt ist, nach und nach stärker zu werden. Mit dem Stärkerwerden ist's freilich eine eigene Sache, man wird älter, leidender, nervöser — und dabei soll sich das Gemüth kräftigen? Ich halte es wohl für

möglich, daß ein alter, schwacher, kranker Mensch ein stahlhartes Herz bekommen kann, aber ist das ein Ziel aufs innigste zu wünschen? Nicht die Härte, vielmehr die Ruhe des Herzens möchte ich mir anleben. Einstweilen besitze ich sie noch nicht, und deshalb entfacht erlittenes moralisches Unrecht in mir immer einen Aufruhr. Ein Leid, das mit Absicht zugefügt wird, thut doppelt weh; es thut weh als Wunde und es thut weh als Unrecht. — Ein heftiges Zorn-, Haß-, ja Rachegefühl gegen den Beleidiger durchstürmt mein ganzes Wesen und in diesem Zustande bin ich allemal in der höchsten Gefahr, unrecht zu thun. Da ist es denn oft ein wahres Glück, daß nicht zu jeder Stunde die Post abgeht, daß es in meinem Zimmer einen Ofen gibt. In kochender Leidenschaft, unter Fieberpochen der Schläfe, war der Brief geschrieben worden, mit fliegender Bier, den Gegner ins Herz zu treffen, ihm ein Leid zuzufügen, ihn an seinem eigenen Wesen zu strafen dafür, was er dem meinen angethan. Raum mich schreibend ausgetobt, und der Alpensee wird ruhiger, nach kurzer Zeit spiegeln sich in ihm wieder die Sterne des Himmels. Der Brief wird in tausend Stücke zerrissen und in den Ofen geworfen. — Ja, wenn es damit sein Ende hätte! Ein kleiner Nachschub vom Gegner, ein Reagieren der Leute auf den Fall, und der Sturm ist wieder da. Neuerdings Briefe mit leidenschaftlicher Wehr, mit Zornesausbrüchen. Bei der nächsten Ebbe wird auch das vernichtet, doch die Angelegenheit erfüllt mich Tag und Nacht und das arme Gemüth wird hin und her geschleudert zwischen thatgierigem Zorn und stumpfer Bitterkeit; plötzlich wieder eine warme versöhnliche Stimmung mit dem Drange, den Gegner zu entschuldigen, ja womöglich, ihm etwas Gutes zu thun. Länger als höchstens eine Stunde auf einmal kann ich nicht hassen, dann kommt der Umschwung und mein Feind erscheint mir liebeswerter, wenigstens liebesbedürftiger, als der Nächstbeste, der mir nie etwas gethan. Und so kann es geschehen, daß ich heute den Gegner selbst vertheidige wegen der Anklage, die ich gestern gegen ihn erhoben. Briefe, die in solcher Stimmung geschrieben und abgeschickt werden, mögen zwar Zeugnis geben von einer bedenklichen Inconsequenz des Charakters, aber sie stiften nie etwas Schlechtes, immer etwas Gutes. Menschen, die von Gemüthsmächten so sehr geleitet werden, wie ein Poet, sind ja immer inconsequent, ich ertrage diesen Vorwurf nicht sonderlich schwer. Schlimmer ist die Consequenz des Haßgefühles, es verwandelt fast regelmäßig das Unrechtleiden in Unrechtthun. Am besten, wenn die ruhige Vernunft sich der Angelegenheit zu bemächtigen vermag, wenn sie den Fall mit jener Sorgfalt abwägt, wie der Krämer den Safran und dann nach beiden Seiten hin ihr Gutachten gibt. Das ist aber zumeist Sache dritter. Die Ringenden sind nicht die Wägenden, und der mit dem Speer in der Brust wird nicht erst untersucht, aus welchen Motiven der Speer eigentlich geschleudert worden, er



wird nur einen grellen Wehsehrei haben und von dem einzigen Bestreben erfüllt sein, die Waffe aus der Wunde zu reißen und sie wohl gar mit einem Fluche auf den Angreifer zurückzuschleudern.

Die Ärmsten unter den Armen sind die in glühender Leidenschaft mit einander Kämpfenden. In mancher Nacht, unter der Last eines Conflictes habe ich geweint über mich und über einen Gegner. Wenn sich aber die Trauer wieder zum Zorne steigerte, so steigerte sie sich damit manchmal auch zum Unheil. — Da ist es vorgekommen, daß mich ein Gegner tödtlich beleidigt hat, etwa mit einer Verleumdung, die keiner auf sich sitzen zu lassen pflegt. Es gibt Verleumdungen, die so schlau angelegt sind, daß ihnen das Gericht nicht beikommen kann. Das Duell müßte hier in seine Rechte treten, wie aber, wenn nicht der Verleumder fällt, sondern der andere? Das Fallen des letzteren, dem die Ehre geschändet, wäre ja soweit kein Unglück, weil das Leben ohne Ehre ja nichts bedeutet. Aber das Freiausgehen des Schuldigen ist schlimm! Nächtelanges Ringen mit sich selbst. Hunderterlei Rachepläne steigen auf, hunderterlei Möglichkeiten, dem Feinde zu schaden, ihn zu vernichten. Und was ist das Ende? Daß eine Schuld eine andere gebärt, und daß deine Ehre, die dir ein anderer nur mit Worten abgesprochen, du dir selber thatsächlich ruinierst. Die einzige Erlösung aus solchem Conflict ist — verzeihen. Schweigen und Vergessen. Der anständige Mensch kann viel Schimpf auf sich sitzen lassen, er schadet ihm nicht. Die ängstliche Wahrung der sogenannten Ehre läßt nur darauf schließen, daß diese Ehre sehr gebrechlich sein müsse.

Wenn man so stark wäre, allen Schimpf, und stiege er selbst zur Verleumdung an, gelassen zu ertragen — das gäbe erst das rechte Aussehen, jedenfalls aber den Frieden des Herzens. Der Feind hat durch die Beschimpfung, die er dir zuschleudert, oft nur den einen Zweck, dich zu reizen, dich zu veranlassen, eine Unbedachtsamkeit zu begehen, dich hinzureißen nach dort, wo er dich haben will. Die meisten der Betheiligten gehen in die Falle und ihre Abwehr wird ein Angriff.

Ich habe unrecht gethan.

Mit Absicht zwar nie, wohl nicht ein einzigesmal. Aber die Leidenschaft des Schmerzes über erlittenes Unrecht hat einen dicken, qualmenden Rauch, der trübt das Auge und bald ist es geschehen. Und schrecklicher ist kein Zustand als der, wenn man einsieht, einem anderen Böses zugefügt zu haben und wenn keine Möglichkeit erscheint, es gutzumachen. Ein gekränktes Herz ist Kinderleid, aber ein böses Gewissen ist Verdammnis. Während alles um dich in friedlichem Schlafe liegt, wälzest du dich auf deinem Lager ruhelos von einer Seite auf die andere. Du rufest eine Vorstellung um die andere dir wach, aber keine entschuldigt dich, und deine eigenen Gedanken sind deine Gegner. Am Morgen erhebst du dich

mit schwerem Kopf und bitterem Gaumen, als wärest du krank, und du bist es auch. Und nicht eher wirst du gesund, und nicht eher findest du den Frieden des Herzens wieder, als bist du dein Möglichstes gethan hast, das dem anderen zugefügte Unrecht gutzumachen.

Der russische Dichter Tolstoj zieht aus dem christlichen Gebote von der Friedensliebe die äußerste Consequenz und sagt, man solle dem Feinde niemals widerstreben, sich wehrlos alles von ihm gefallen lassen; auf solche Weise werde der Gegner am ehesten müde, seine Bekämpfung fortzusetzen, und habe er auch keinen Grund dazu. Das ist ideal gedacht, und ich selbst bekenne mich theilweise zu diesem Grundsatz, und zwar schon aus selbstischen Gründen, weil mir eben unrecht leiden weniger Qualen bereitet, als etwa in der hitzigen Wehr unrecht gethan zu haben. Näher beesehen hat Tolstoj aber doch nicht ganz recht. Du hast Gegner ohne dein geringstes Verschulden und es gibt natürliche Antipathien. Du glaubst, wenn du das erste Unrecht geduldig leidest, ohne zu reagieren, so wird der Angreifer großmüthig sein und dich ferner in Ruhe lassen. Ganz im Gegentheil, wenn der bözartige Gegner weiß, daß du dich ruhig todt-schlagen lässest, so schlägt er dich eben todt. Christus hat nicht bloß das Kreuz, er hat einmal auch das Schwert gepredigt, und wenn er sich gegen persönliche Unbilden auch nicht zu wehren pflegte, so bekämpfte er doch mit glühendem Zorne das Unrecht als solches.

Ich meine, unrecht thun ist Sünde, aber unrecht leiden ist es auch. Denn durch das letztere begünstigt man das Unrecht und bestärkt es und im Laufe der Zeit würden alle Nachgebenden ausgetilgt sein, die Gewaltthätigen blieben bestehen und es käme schließlich genau das heraus, was Niejsche gepredigt, nämlich, daß nur der Starke und Rücksichtslose das Recht habe, Herr der Welt zu sein.

Thatsache ist, daß Unrecht, an anderen begangen, uns gerade so empören kann, als wenn es uns selbst zugefügt worden wäre. Aber wir stehen ihm in jenem Falle unbefangener gegenüber und wir werden durch Bekämpfung desselben dem Gegner gerechter werden, als wenn uns die Unbill im eigenen Herzen brennt. Darum soll es der Beleidigte stets einem Unbetheiligten überlassen, ihn zu rechtfertigen. Da aber der „Unbetheiligte“ solche Vermittlung zumeist ablehnen oder sie mit nichtsfragender Mattherzigkeit betreiben wird und da viele Fälle für den amtlichen Richter sich nicht eignen, so bleibt dem Beleidigten oft nichts anderes übrig, als sich selber zu schützen oder das Unrecht ohne Weiteres zu ertragen.

Für seinen Seelenfrieden ist, wie schon angedeutet, letzteres vorzuziehen. Wer aber mit dem Gegner anbinden will und muß, der halte sich an den Grundsatz, dem auch ich nachtrachte: Greife nie an, aber wehre dich!

R.

## Leser-Unterhaltungen.

Nüchternlich der Auswahl der Bücher besprochen.

Von Theodor Vernaleken.

Was bedeutet eigentlich lesen? Die älteste Bedeutung ist: auf- und zusammenlesen, darum sagen wir noch: Weinlese, Ahrenlese. Dabei sammelt man und beim Schriftlesen soll man sich sammeln, nicht zerstreuen. Nahe liegt auch der Begriff: aussuchen, auswählen. Das Lesen der Worte oder Schrift ist bei Deutschen uralt. Der Römer Tacitus (Germania 10) schreibt: Zeichendeutung und Loos spielt bei den Germanen eine große Rolle. Man schneidet einen Zweig von einem Fruchtbaum in kleine Stücke, rikt auf jedes gewisse Zeichen (Runen) ein und wirft sie aufs Gerathewohl über ein weißes Tuch hin. Der Priester oder Familienvater hebt betend drei Späne nach einander auf und gibt sodann aus den eingeschriebenen Zeichen seine Deutung.“

Diese Sitte wandte man allmählich an auf das Zusammenstellen der Buchstaben (d. h. Buchenstäbe) zu Worten. So lernen auch die Kinder lesen. Schreiben und Lesen ist jetzt allgemeiner als in früheren Jahrhunderten, sogar der sächsische Kaiser Otto I. konnte kaum lesen und doch konnte er die Ungarn auf dem Lechfelde schlagen (im Jahre 955) und ließ Päpste ab- und einsetzen. Dies können unsere deutschen Kaiser nicht mehr, aber lesen können sie alle. Ob sie nach eigener Auswahl oder das Richtige lesen, weiß ich nicht.

Es kann nicht gleichgültig sein, wie und was man zur Unterhaltung und eigenen Förderung liest. Eine Anzahl vorzüglicher Erzeugnisse unserer Litteratur will ich aus der kaum überschaubaren Menge namhaft machen, zu Nutz und Frommen derjenigen Leser, die nicht bloß zum Zeitvertreib lesen. Ein Sprichwort sagt: Zeit ist Geld, ich glaube sogar, sie ist mehr als Geld, denn sie besteht aus Leben, und da das Leben kurz ist, so thut man wohl daran, nur das Beste zu lesen. Manche lesen gerne das Pitante und Neueste. Als ob das auch das Beste wäre! Die schöne Litteratur hat freilich in jedem Zeitalter eine besondere Richtung; diese wechselt aber nicht wie die Kleidermode.

Wohl gibt es Verzeichnisse (Kataloge) von den Volksbibliotheken, in denen bloß Namen angegeben sind. Dem Publikum ist damit wenig gedient: die Buchhändler in ihren Anzeigen haben natürlich ihr Geschäftsinteresse im Auge. Darum werden ganz kurze Berichte und Gutachten einiger, von mir aufmerksam und bedächtig gelesener Schriften manchen Lesern vielleicht willkommen sein, und ich theile sie mit nach dem christlichen Grundsatz, der im 1. Briefe Petri (4, 10) ausgesprochen ist: „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat.“

Belesene Personen werden natürlich Bekanntes finden; Einiges wird indeß auch von ihnen noch zu benutzen sein. Es gibt auch Bücher, die man nach Jahren wiederholt lesen sollte.

Es wird heutzutage viel Lesefutter erzeugt und zum Teil fabrikmäßig. Romane werden des Geldes wegen geschrieben, der Verfasser verkauft sein Fabrikat einer litterarischen Agentur und diese verschleißt dasselbe an verschiedene Zeitungen. Alles wird gelesen, ohne Auswahl. Übersetzungen aus fremden Sprachen lasse ich einstweilen unberücksichtigt. Insoferne bin ich kein echter Deutscher, weil ich alles Fremde erst in die zweite oder dritte Reihe setze, eingedenk des Spruches: „Willst du immer weiter schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!“

An die Leser von faden Liebesgeschichten habe ich in den folgenden Berichten gar nicht gedacht, denn das einzige Motiv ist, daß sie nach allerlei Hindernissen am Ende einander kriegen, um dann oft das Kriegen (im andern Sinne) in der Ehe fortzusetzen; das fehlt aber im Romane. Etwas ganz anderes ist es, wenn z. B. Marie v. Ebner-Eschenbach die Aristokratie porträtiert, oder Stinde (in der Frau Buchholz) und Julius Wolff das Bürgertum, oder Rosegger das Bauernvolk der Alpen, oder wenn der Charakter eines Volksstammes in seinen Eigenheiten und seinem Dialekte gezeichnet wird, wie z. B. von J. Gotthelf, Peter Hebel, Fritz Reuter, B. Nuerbach zc. Einige von diesen Schriftstellern werde ich später noch besprechen.

Eine andere Charakterisierung betrifft die Geschichtsperioden und das Leben hervorragender Männer. Und dieß habe ich vor Allem ins Auge gefaßt, denn darin liegt das eigentlich Bildende der Lektüre. Bei unsern kurzen Berichten müssen wir uns vorerst auf eine kleine Auswahl beschränken.

## I. Romane und Novellen.

1. Von Georg Ebers haben wir 25 Bände, von denen wir nur Weniges namhaft machen. Ebers ist 1837 zu Berlin geboren und hat die „Geschichte seines Lebens“ gar zu breit erzählt. Er ist Altertumsforscher und Romandichter. Der Roman „Die ägyptische Königstochter“ ist nur für Geschichtskundige lesenswert wegen der Beziehungen



Ägyptens mit den Griechen und selbst mit Palästina, also ein Beitrag zur Religions- und Kulturgeschichte der wichtigsten Völker der alten Welt. Die Hauptpersonen des Romanes sind Kambyses der Perserkönig, Amasis, König von Ägypten und Nitetis, eine ägyptische Königstochter. Im volkstümlichen Tone ist geschrieben die Idylle, betitelt „Die Gred“. Diese Erzählung hat im Gegensatz zu den modernen Romanen gar nichts Aufregendes. Der Ort der Handlung ist Nürnberg. Des Ebers „Josua“ ist eine alttestamentliche Sagedichtung in Prosa, wie die Ilias eine griechische Sagedichtung in Versen ist. Epen sind beide, wie auch unsere Nibelungen. In „Homo sum“ schildert der Dichter ein Einsiedlerleben, ein Seelenproblem eigentümlicher Art, so daß man diese Erzählung ein Kunstwerk nennen kann.

2. Ernst Eckstein (geb. 1845 zu Gießen) hat einen Künstler-Roman geschrieben unter dem Titel „Aphrodite“, erzählt in schöner und reiner Prosa. Eckstein zeichnet trefflich das altgriechische Leben und den Göttercultus. Auch sein „Prusias“ ist meisterhaft ausgeführt.

3. Gustav Freytag ist einer der seltenen Schriftsteller, dessen Werke ohne Ausnahme von jedermann gelesen werden können, wie die Dichtungen unseres Schiller. Beide Werke gehören in jede Familien-Bücherei. Von Freytag wenigstens „Soll und Haben“, „Die verlorene Handschrift“ und die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Die „Ahnen“ (6 Bände) sind in jeder Leihbibliothek. Die dramatischen Spiele („Journalisten“ etc.) sieht man lieber im Theater. Alle Werke sind in klassischer Sprache geschrieben. Unsere Jugend kann durch kein Lehrbuch besser in die vaterländische Geschichte eingeführt werden, als durch „Die Bilder aus der deutschen Vergangenheit“.

4. L. Ganghofer mahnt in seinen Dorfgeschichten an Auerbach und Rosegger. Sein „Klosterjäger“ ist ein Loblied auf das stille, zufriedene Glück ohne Rang, Glanz und Reichtum; es ist aber auch die Verherrlichung eines weisen, ritterlichen Priesters in der Person des Propstes Heinrich von Berchtesgaden, ein gut gezeichnetes Zeitbild des Klosterlebens im 14. Jahrhundert. In Worten wie im Sagbau trifft der Dichter die Sprache des Volkes wie wenige. In der Hochlandsgeschichte „Edelweißkönig“ hat er die Sprache des Alpenvolkes sehr treu beibehalten und Alles so spannend erzählt wie ein liebliches Volksmärchen.

5. F. Gregorovius (geb. 1821 in Ostpreußen) bekannt als bedeutender Geschichtschreiber und Verfasser der „Wanderjahre in Italien“ lebte meist in Rom und München. Sein Buch „Lucrezia Borgia“ belehrt uns über die Zustände kurz vor der Reformation. Lucrezia ist auch als Drama von Victor Hugo und als Oper von Donizetti auf die Bühne gebracht. Erwähnenswert ist auch die schöne Idylle die „Insel Capri“ von Gregorovius (Opz. Brockhaus).

6. Von Herman Schmid (geb. 1815 in Bayern) haben wir einen der besten geschichtlichen Romane: Der „Kanzler von Tirol“. Er verlegt uns in die Zeit des 30jährigen Krieges. Hauptpersonen sind: die Herzogin Claudia von Tirol und ihr Kanzler Biener. Leider fehlt im Romane zuweilen die einheitliche Anordnung des Stoffes.

7. Josef Scheffel. Diesem allbeliebten Dichter müssen wir eine eingehendere Betrachtung widmen, schon wegen seines Ekkehard, der eine Perle in unserer Litteratur ist und mehr als einmal gelesen zu werden verdient.

Scheffel wurde 1826 zu Karlsruhe geboren und starb 1885; er studierte anfangs die Rechte, später die deutsche Alterthumskunde; 1852 gieng er nach Italien, wo er gern mit Künstlern verkehrte und in Capri den beliebt gewordenen Trompeter von Säckingen dichtete; in Heidelberg entstanden die Lieder, die unter dem Titel „Gaudeamus“ gesammelt sind; 1855 lebte er am Bodensee, wo er den Musterroman Ekkehard schrieb, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. Die trefflich gezeichneten Charaktere sind: Hadwig, die verwitwete Herzogin von Schwaben, die in griechischer Wissenschaft unterrichtet war; in der Geschichte unseres Dichters zeigt sie sich stolz, launenhaft, zuweilen mit Liebesanwandlungen für den jungen Ekkehard, den sie als Lateinlehrer nach der Beste Hohenwiel (umweit des Bodensees) eingeladen hatte. Dieser Ekkehard war ein Mönch im St. Galluskloster, schwerfällig und linkisch. Praxedis, eine Griechin, Kammerfrau der Herzogin, war heiter, flug, eine weibliche Perle. Herr Spazzo, der Kämmerer, war ein ritterlicher Spaßmacher und immer durstig. Audifax und Hadumoth, eine kindliche Idylle von reinsten Poesie umflossen. Scheffel hat Züge einer ganzen Gruppe von St. Galler Mönchen, die den Namen Ekkehard führen, auf einen einzigen Träger dieses Namens (Ekkehard II.) vereinigt. Scheffel gibt eine treue Schilderung des Mönchlebens jener Zeit; an der schlichten und lebendigen Schilderung merkt man gar nicht die wissenschaftliche Gründlichkeit.

8. Georg Taylor, ein Deckname für Adolf Hausrath (geb. 1837), der Professor der Kirchengeschichte zu Heidelberg war. Wir haben von ihm einen kirchengeschichtlichen Roman: „Alytia“. Vielleicht gibt es Leser, die zur Abwechslung auch einmal etwas kirchengeschichtliches lesen. Andere lesen lieber eine Künstlergeschichte und denen ist zu empfehlen:

9. Ernst v. Wildenbruch's „Meister von Tanagra“. Hauptpersonen sind der Bildhauer Praxiteles in Athen, sein Schüler Myrtolaos und eine ränkevolle Hetäre. Alles ist in edler und korrekter Sprache erzählt. Das Buch setzt Bekanntschaft mit der Geschichte voraus.

10. Julius Wolff (geb. 1834 zu Quedlinburg). Außer dem „Rattenfänger von Hameln“ haben wir von ihm zwei ausgezeichnete Werke, nämlich den „Sülzmeister“, eine alte Stadtgeschichte, und den

„Raubgraf“, eine Geschichte aus dem Harzgau. Der „Sülzmeister“ (d. h. Pächter eines Salzwerkes) bietet sehr heitere Kapitel und die ganze Geschichte ist durchweht von einer echt bürgerlichen Gesinnung. Eine Hauptperson ist Henneberg aus Lüneburg; dieser Sülzmeister, feines Zeichens ein Böttcher, ist Vertreter (Repräsentant) eines tapferen deutschen Bürgerfinnes.

Der „Raubgraf“ von J. Wolff führt den Leser in die Zeit Ludwigs von Bayern (1330) und ist eine prächtige Schilderung des Lebens und Treibens der damaligen Ritterzeit. In psychologischer und stilistischer Hinsicht ist dieser Roman ein Meisterstück des Dichters, und könnte Stoff bieten zu einer Tragödie. Der edelste Charakter ist Siegfried, der treueste ist Bock, in Ida ist die Weiblichkeit, in Jutta die Leidenschaft scharf gezeichnet.

11. Karl Immermann (1796—1840) ist am bekanntesten durch seinen Roman „Münchhausen“, von dem eine Sonderausgabe unter dem Titel „Der Oberhof“ am meisten gelesen wird. Eine charakteristische Person ist der Hofschulze. Die in Düsseldorf 1838 erschienene Ausgabe ist den Augen wohlthruender als die billigen Drucke von Reclam. Die illustrierte Idylle „Der Oberhof“ erschien bei Hofmann u. Co. in Berlin.

12. Philipp Galen (ohne Versekung der Buchstaben heißt er Lange, geb. 1813 in Potsdam) hat eine sehr ergötzliche Erzählung geschrieben unter dem Titel „Der Pechvogel“ (Stuttgart bei Spemann). Die Hauptperson ist ein psychologischer Arzt, der immer verkehrt mit einem Holländer, der überall ein Unglücksvogel ist.

13. Dieser Holländer erinnert mich an das wunderjame Kunstmärchen von Adalbert Chamisso: „Peter Schlemihl“, das verschieden gedeutet wird. Ich weiß nur, daß das Wort Schlemihl in meiner niederdeutschen Muttersprache einen läppischen Menschen bedeutet, auch einen, der viel Mißgeschick hat.

14. Den genannten Schriften, mit zum Teil kulturgeschichtlicher Richtung füge ich noch bei die beste Bearbeitung unserer deutschen Heldensagen, die für Jung und Alt wiedererzählt sind von Gotthold Mele (Gütersloh bei Bertelsmann). Inhalt: Gudrun, Wieland, Dietrich, die Nibelungenjage nach nordischer Ueberlieferung u. a. Von demselben Verfasser sind die deutschen Volksbücher für Jung und Alt in schöner Prosa erzählt, z. B. Heinrich der Löwe, Kaiser Barbarossa, Till Eulenspiegel, der Schwanritter, Oberon, die 7 Schwaben, der ewige Jude, u. a. Jedes dieser beiden Bücher mit guten Holzschnitten.

Keine Volkspoesie für die Jugend bieten die allbekanntesten Märchen der Brüder Grimm, ferner die von Zingerte, Bernalafen, Bockstein, u. a.



15. Das ist Volksdichtung, die zum Teil auf geschichtlicher Grundlage ruhet. Bevor wir nun einige Novellen-Dichtungen nennen, wollen wir einen Blick in die ältere Zeit unserer Litteratur werfen. Es zeigen sich schon im 15. Jahrhundert die Vorläufer der Romane und Novellen, die erst in der Folge zur Ausbildung gelangten, als die Versform von der Prosa verdrängt wurde. In unserm Zeitalter der Kunstdichtung vertritt die Prosa als Roman und Novelle die alte epische Dichtung. Die ältesten Vorläufer dessen, was wir jetzt Roman nennen, sind theils die auf fremden Sagenstoffen beruhenden Kunstepen, teils die poetischen Erzählungen, und zwar besonders diejenigen, denen romanische Stoffe zu Grunde liegen, daher die Benennung Roman, d. h. vorzugsweise eine Liebes- oder abenteuerliche Geschichte. Das Wort romantisch bezeichnet das, was dem Geist und Geschmack des mittelalterlichen Rittertums gemäß ist, abenteuerlich und die Einbildungskraft erregend. In das Gebiet der Romantik gehört aber auch nichtromantisches, namentlich die Volksjage. In der neuern Poesie gelten Tieck, Brentano zc. als Romantiker, in der Malerei M. Schwind, in der Musik R. Wagner. Die Novellen hatten mit der Verdeutschung der gesta Romanorum ihren Anfang genommen und als Gegenbild die Legenden, d. h. christliche Sagen lehrhafter Art. Als Muster für die Novellendichtung galt schon der Italiener Boccaccio im 14. Jahrhundert, dessen litterarischer Ruhm sich gründete auf den in alle Sprachen übersetzten Decamerone. Das Wort Novelle bezeichnete eine mit dem Reize der Neuheit erzählte Begebenheit, italienisch novella d. h. lustiges Hiftörchen. Novelletta ist nur eine kleine Blanderei. Die deutschen Dichter Göthe, Tieck, Kleist, Heyse und Kiehl haben später die Novelle ernster genommen, wie die folgenden Beispiele zeigen.

16. W. G. Kiehl (geb. 1823 zu Biberich, anfangs Theolog, später Kulturhistoriker in München) sagt uns in den „Geschichten und Novellen“ (Stuttgart, Cotta), worin das Wesen der Novelle besteht. „Ich habe dieses Buch ‚Geschichten‘ genannt, ich hätte es ebenso gut ‚Novellen‘ nennen können. Denn wenn das Wesen der Novelle darin besteht, ein Seelengeheimnis in der Verknüpfung und Lösung erdichteter Thatsachen zu enthüllen, dann sind diese Geschichten Novellen. Das deutsche Wort zog ich vor, denn die ‚Geschichte‘ mahnet nämlich, daß fort und fort etwas geschehe, daß nicht die Reflexion, sondern die That den Knoten schlinge und löse und daß die Lust am Erzählen nicht vom Grübeln und Schildern überwuchert werde.“ — Letzteres ist leider im Übermaße der Fall bei vielen erzählenden, den Franzosen nachäffenden Schriftstellern unserer Zeit.

Der erste Band enthält „Geschichten aus alter Zeit“ und von diesen sind besonders zu empfehlen: „Der Dachs auf Lichtmeß“ und „Bergelt's Gott“. Im zweiten Bande finden wir „kulturgegeschichtliche Novellen“.



Was Riehl darunter versteht, sagt er im Vorwort. Vorzüglich gelungen sind: „Der Stadtpfeifer“, „Ovid bei Hofe“, (meisterhaft beschrieben), „Meister Martin Hildebrand“ (ein Handwerksburschen-Leben).

Riehl ist auch sehr bekannt durch seine „Naturgeschichte des Volkes“. Kürzlich erschien: „Religiöse Studien eines Weltkinder“ (Cotta 1894). Überall offenbart der Verfasser gute, sittliche Grundsätze, und man findet manche Berührungspunkte mit dem steirischen Philosophen Carneri, dessen Schrift „Der moderne Mensch“ große Verbreitung hat, auch mit Egidy in Berlin und dem Engländer G. Drummond.

17. Sehr beliebt sind die Novellen von Paul Heyse (geb. 1830 in Berlin, seit 1854 in München). Er zeichnet sich aus durch meisterhafte Erfindung, psychologische Grundlagen und eine vollendete Prosa. Er ist der Dichter der Geschlechtsliebe in den verschiedensten Tonarten und Verwickelungen. Von seinen Romanen nennen wir nur „Die Kinder der Welt“ und „Im Paradiese“. Der letztere ist eine Art Seitenstück zu Wildenbruchs „Meister von Tanagra“; beide Dichtungen sind Künstlergeschichten.

18. Ein eigenthümlicher Schriftsteller und in der Gesellschaft ein Sonderling ist Ferdinand Kürnbergger. Er hat etwas von Aristophanes und Lessing. Er lebte meist in seiner Vaterstadt Wien, wo ich ihn kennen lernte. Die Novelle „Löwenblut“ ist sprachlich meisterhaft dargestellt und voll von Satire gegen Adelsstolz und Zeitungsschreiber. Sehr lesenswert sind auch „Künstlerbräute“ und „Bergschrecken“; ferner „Der Amerika-müde“.

19. Wir schließen heute mit einer der gewaltigsten deutschen Novellen von Heinrich Kleist (1776—1811), ein romantischer Dichter, der seine Schwermuth nicht überleben konnte. Außer den Dramen „Räthchen von Heilbronn“, „Die Hermannsschlacht“ zc., haben wir von ihm die Novelle „Michael Kohlhaas“. Die Geschichte fällt in die Reformationszeit und drehet sich um die Frage: was ist Recht und was ist Unrecht? Es ist eine der ergreifendsten Novellen in unserer Litteratur. Seine Erzählungskunst zeigt Kleist auch im „Erdbeben von Chili“, wo er nur Handlung gibt, nicht Betrachtungen. Die drei Bände seiner Schriften haben wir von Julian Schmidt (1882, Berlin bei Reimer) mit einer biographischen Einleitung.

(Fortsetzung folgt.)

## Unsere Muttersprache.

Eine Plauderei von P. Rosegger.

**S**ieht deutsch fange ich meine Plauderei über die deutsche Sprache mit — einem Franzosen an.

Ein großer Franzose hat gesagt, seine eigene Muttersprache brauche niemand zu lernen. Und in der That weiß jeder von uns, daß er als Kind zwar sprechen lernen mußte, konnte er das, so lag die Sprache auch schon fix und fertig auf der Zunge. Wenigstens für den täglichen Gebrauch. Wie sich dann allmählich der Gedankenkreis erweitert, so auch die Sprache; das Kind wächst und das Kleid mit ihm, eben weil dieses Kleid, die Sprache, etwas Lebendiges ist, welches zur Wesenheit des Menschen gehört. Würden für die entstandenen Empfindungen und Gedanken die Wörter nicht vorbereitet liegen im Munde der anderen, wir bildeten sie uns auf der Stelle, und ganz ohne Schwierigkeit. Man denke an die Mundart. (Ich vermeide das Wort „Dialect“ nicht bloß aus Hochachtung vor dem deutschen Sprachverein, als vielmehr, weil es ein ganz unsinniges Wort ist, welches etwas anderes bedeutet, als Mundart, Sprechweise, Ausdrucksform der seelischen Eigenschaften eines Naturvolkes.) Die Volksmundart ist der Frühling einer Sprache, da keimt, blüht, wächst sie. Sobald die Sprache grundsätzlich wird und sich bewußte Regeln bildet, fängt sie an zu härten, sich zu versteinern. Eine wissenschaftlich vollkommen ausgebildete Sprache — herbstelt.

Mir war die deutsche Sprache schon in der Jugend das Daheim meiner Seele. Fremd wurde sie mir erst, als die deutsche „Grammatik“ über mich kam. Das deutsche Schulsprachbuch mit seinen entsetzlichen Fremdwörtern: Artikel, Prädicat, Declination, Substantiv, Subject, Conjugation, Adjectiv, Pronomen, Adverbium u. s. w. <sup>1)</sup> thaten das Menschenmögliche, um meine Muttersprache mir zu entfremden. Und als ich dann anhub, nach den Schulregeln dieser Sprache zu dichten, kam ein ledernes Zeug

<sup>1)</sup> Ja nicht bloß, daß die Schule mit Vorliebe fremde Wörter in die deutsche Sprache hereinzog, sie hatte bisweilen sogar das Bestreben, deutsche Wörter zu verfremden. Buchstabieren, lautieren sagt sie. Oder darf man den Auslaut: ieren als deutsche Form gelten lassen?

heraus, ohne alle Persönlichkeit und Seele. Da lernte man in den Schulen von „damals“ Sätze zu bilden, Aufsätze zu bauen, Briefe zu formen, Gedichte zu machen. Nur zu machen, nicht zu schaffen. Man lernte sprechen, aber nicht denken; jeder Eigenbaugedanke, jede eigenthümliche Form ward als Fehler erklärt. Man lernte einen Sack nähen und hatte nichts hinein-zuthun.

Noch früher, in unserer Dorfschule zu Krieglach-Alpel, haben wir auch schreiben und lesen gelernt, von einer „Grammatik“ war keine Rede gewesen. In Alpel sind viele und allerhand Bücher gesehen worden, aber eine „deutsche Grammatik“ gewiß nicht, seit Erschaffung der Welt.

Die Leute dort lernen reden von der Leber weg und wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Ich habe in meiner Kindheit ganz leidlich lesen und briefschreiben können; wenn zu gewissen religiösen Anlässen irgendwo ein Vorleser benöthigt wurde, haben sie mich geholt. War ein Brief an den Krämer, an den Amtmann, an einen Soldaten in der Ferne zu schreiben, da ward ich hervorgesucht aus den Büchern der Schafweide und das Ding ist manchmal so kräftig geworden, daß sie mit dem Kopf gewackelt haben und das Augenauswischen war bei den Soldatenbriefen gar nichts Seltenes. Dann kam das Lehrbuch der deutschen Sprache, und jetzt war's aus. In diesem schrecklichen Buche wurde geradezu alles verboten, was sonst schön gewesen war und gewirkt hatte. Und in der feinen Sprache durfte man nicht mehr sagen: „Wir müssen uns unserer Haut wehren“, sondern es mußte heißen: „Es tritt an uns die dringende Aufforderung heran, für die Befestigung unserer Existenz bedacht zu sein.“ Dann kamen andere Schelmereien, z. B. eine Erzählung wurde verfolgt, und zwar mit gespannter Aufmerksamkeit, bei der „Lectüre“ fiel etwas ins Auge, nämlich die gute Wache. Ein Dichter schlug, zum Glück nur die classische Richtung ein und dann spielte bei ihm der Ehrgeiz, selbstverständlich nicht „schwarz Peterl“, sondern eine bedeutende Rolle. Weit fürchterlicher war freilich jener Wanderer, der einen Abstecher machte, nämlich von Linz nach Salzburg. — Hernach kamen die gelehrten Schönheiten, es war z. B. „den Anschauungen vollkommen analog, daß die Generationen, als sie ohne physiologische Kenntnisse darangiengen, ihren Intellect solchen physiologischen Fähigkeiten ihres Inneren zuzuwenden, welche ebenfalls mehr oder minder den Charakter der Unwillkürlichkeit an sich trugen und Ähnlichkeit mit den erwähnten physiologischen Reflexbewegungen verriethen, davon im hohen Grade betroffen sein mußten.“ — Nein, da war mir jene Forelle im Bächlein schon merkwürdiger, die den Reisenden sympathisch ansprach. — Kurz, es war ein Verentanz von Wortbildern und Sackbildungen, die das mit der größten Umständlichkeit in die Breite und Krümme quetschten, was sich so einfach und klar hätte sagen lassen. Was ich in den hohen Sprach-

schulen gelernt, ich habe lange zu thun gehabt, um es wieder zu vergessen. Heute weiß ich keine Regel der Grammatik mehr, heute sündigt vielleicht jeder meiner Sätze gegen das Schuldeutsch, aber das Ding wird wahrscheinlich verstanden. Und daß sie verstanden wird, das ist nach meiner unmaßgeblichen Meinung bei einer Sprache doch die Hauptsache. Daß Schwulst und Phrase die Sprache schön machen sollen, ist ein Aberglaube hohler Köpfe, bei denen die Schale klingen muß, weil der Kern fehlt. Alle Schönheit dessen, was wir brauchen, liegt im Einfachen, Klaren und Zweckmäßigen. Der den gewaltigsten und tiefsinnigsten Gedanken am schlichtesten und klarsten auszudrücken vermag, ist der größte Denker und der größte Dichter.

Den Deutschen ist endlich ihre durch fremde Einflüsse verherrlichte Schul- und Umgangssprache zu bunt und zu — geistig geworden; sie haben Heimweh bekommen nach ihrer Muttersprache. Nach der schlichten, starken, süßen Muttersprache. Sie haben gesagt, der Deutsche möge fremde Sprachen lernen, je mehr, desto besser, aber er solle sie nicht mit seiner eigenen Sprache zusammentrudeln. Diese erhalte er sich rein, wie das Muttergedenken, denn in ihr hat er der Vorfahren Seelenerbe überkommen und in ihr gedenkt er es bereichert seinen Nachkommen zu hinterlassen.

Aber auch für den täglichen Gebrauch. Wir haben uns besonnen auf deutschen Baustil, deutsche Hauseinrichtung, deutsche Kunst, deutsches Lied. Und die deutsche Sprache, die für alle diese Güter ins Feld zog, sie soll vergessen sein?

So ist der Allgemeine Deutsche Sprachverein aufgestanden. Die überflüssigen Fremdwörter fort! Das ist vielleicht sein erstes Gebot, und das zweite ist, mit deutschen Wörtern auch deutsch zu schreiben. Uns fällt es auf, daß das Hochdeutsch von unseren deutschen Mundarten so sehr verschieden ist, verschieden besonders in der Satzform, in Behandlung der Zeiten, in den Sprachbildern, in der Knappheit der Rede. Die Mundarten sind urdeutsch, das Hochdeutsch — selbst wenn oder gerade weil es sehr schulgerecht behandelt wird — ist es durchaus nicht immer. Jene Gelehrten, welche die hochdeutsche Sprache „ausgebildet“, haben dabei manchmal zu viel an die classischen Sprachen, wohl auch ans Französische gedacht und sind lediglich einer „schönen Form“ wegen geschwählig geworden. Der leidige Hang für Umschreibungen und geistreiche Wendungen hat die urthümliche Sprache entfernt und verwässert, hat ihr die eigenartige Kraft genommen, die uns in den Volksmundarten so lieb ist. Wir wissen, wie unmittelbar und harmlos die Mundart manches sagt, womit die hochdeutsche Sprache sich nicht zu helfen weiß, ohne gemein und frevelhaft zu werden. So geht es, wenn man nicht mehr ganz unschuldig ist. Nach meiner Meinung wäre das die beste Sprache, welche mit den einfachsten Mitteln, mit dem geringsten Wortauf-



wande das Richtige zu sagen weiß. Da muß man dann freilich auch etwas zu sagen haben. Für ein Geplauder ohne Gehalt, also für die Salonsprache, eignet sich eine geschwäßrige, weitläufig ausholende und dabei geistreichelnde Sprache besser, als die kurze, markige, in der jedes Wort auch etwas bedeutet, und in der man sich dann bald ausgesprochen hat.

Die Sprache muß nicht gerade auf der Zunge allein liegen, sie kann wohl auch einmal im Arme sitzen. Der neuzeitige Mensch spricht zu viel und handelt zu wenig. Das gleicht sich nur beim Schriftsteller aus, dessen That — das Wort ist. Zum Selbstzwecke wird die Sprache, wenn der Dichter sie zur Musik macht, wenn er in feinem artigem Sprachspiele das Herz erfreut. Ein Dichter, der durch die Form allein zu wirken weiß, bedarf keines Gehaltes, und er kann trotzdem ein wirklicher Dichter sein von der Sprache Gnaden. Sonst aber ist und bleibt die Sprache Mittel zum Zweck, sie hat das innere Leben und Streben des Menschen, die Eigenart einer Person zu offenbaren. Ein Mensch mit starker Eigenart wird immer eine eigenartige Sprache haben und eine rein deutsche Natur wird stets deutsch volksthümlich sprechen. Heute sucht man aus Handschriftzügen die Eigenschaften des Schreibers zu erforschen, weil man sie in seiner Sprache nicht findet. Nicht um sich vorzustellen, pflegt man die Sprache zu gebrauchen, sondern vielmehr um sich zu verstellen. Und dazu wäre freilich die schlechteste Sprache gut genug, ja gerade die Fremdwörter eignen sich für Zweideutigkeit und Hinterhältigkeit.

Des Deutschen vornehme Natur neigt sich sonst zur Weltbürgerlichkeit; da er sich aber hat überzeugen müssen, daß die Nachbarnvölker nicht mitthun wollen, sondern möglichst ihre Nationaleigenschaften vordrängen, so muß wohl doch auch er seine Ellbogen einmal ein wenig ausspreizen, sich erlauben das zu sein, was er ist und das festzuhalten, was er hat: Vaterland und Muttersprache.

Der Deutsche Sprachverein besteht noch nicht lange, Knaben in seinem Alter haben weder Manier noch Bart, doch er ist ein gediegener junger Mann geworden, der bescheiden aber zielbewußt drangeht und heute schon große Erfolge aufweist. Er hat die Feuerprobe deutscher Nörgeleien bestanden. Heute herrscht er in Buch und Zeitung, theils auch im Schauspielhaus, in der Geschäftssprache, auf dem Speisezetteln u. s. w. Was in der Sprache an fremden Bestandtheilen ausgeschieden wird, das wächst durch die Volksmundarten dazu und der Wörter- und Formenreichthum, der Geist und die Kraft der deutschen Mundarten im Norden wie im Süden ist ein bißel größer, als die hochbestellte Schulweisheit sich träumen läßt. Zwar kann man manchmal die Behauptung hören, die Volksmundart sei nichts als ein verderbtes Hochdeutsch. Eine solche vorlaute Unwissenheit verdient wohl keine Antwort. Die Bauernmundart ist schon deshalb kein verderbtes Hochdeutsch, weil die Bauern ein Hochdeutsch nie gehabt haben, also auch

keines verderben konnten. Aber umgekehrt ist es der Fall. Die hochdeutsche Sprache verdirbt die Mundart, das sieht man in den Städten und ihrer Umgebung, und eine so verdorbene Mundart nennt man „Jargon“. Sie ist auch einer deutschen Bezeichnung nicht wert.

Die hochgestellte Schulweisheit wird das zugeben und sie wird schließlich auch noch ihre hölzernen Beine wegwerfen, mit eigenen Füßen munter auf den Erdboden springen und gute Kameradschaft machen mit der volkstümlichen Sprachweise, nicht so, daß sie diese verderbe, sondern so, daß sie ihr Hochdeutsch an der Mutterbrust der Volksmundart nähre und stärke.

Wir Deutsche sind sehr begeisterte Leute. Nicht so sehr begeistert im Loben, als vielmehr begeistert im Bestreiten und Absprechen. Was aber das Wichtigste anbelangt, da werden wir wohl doch alle einig sein in dem Rufe:

Volk der Treue und der Speere,  
 Steh' auf heiliger Wart', bewache  
 Manneswort und Weibesehre,  
 Vaterland und Muttersprache!

## Die Kremser Simandln.

Von Josef Widner.

**S**ines ist gewiß und eines ungewiß.

Gewiß ist, daß die Simandln uralten Herkommens sind, daß es Simandln zu allen Zeiten gegeben hat, gibt und geben wird, daß die liebe Sonne, wohin immer sie mit ihren neugierigen, durchdringenden Strahlen gukt, Simandln zu Tage fördert.

Man muß nur wissen, was ein Simandl ist, um obige Thatsache als über alle Zweifel erhaben zu erfassen.

Ein Siemann ist eine unselige und doch beglückende geschlechtliche Verirrung; denn das Wort bedeutet allen wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Nachschlagewerken gemäß entweder einen Mann, welchen sie beherrscht, und so einer ist eigentlich kein Mann, sondern ein Weib, oder es bedeutet ein Weib, welches ihn beherrscht, und so eines ist eigentlich kein Weib, sondern ein Mann.

Diese Dinge nun, ein Mann, den sie beherrscht, und ein Weib, das ihn beherrscht, sind trotz der völligen Umkehr der Geschlechter, trotzdem, daß er die Zoppe und sie die Hose anhat, so unzertrennlich, daß

sie der Volkswitz in ehrfurchtsvoller Scheu geradezu als das heilige Ehepaar „St. Simon und Erwei“ bezeichnet und demnach den Gedächtnistag aller Simandln auf den 28. October verlegt hat.

Simon oder Schimon ist ein hebräisches Wort. Es bedeutet „der Gehorchende“ und bezeichnet daher das Ideal des suchenden Mädchens und der besitzenden Frau.

Daraus ergibt sich von selber, daß es die Weltgeschichte ausschreiben hieße, wollte einer die Geschichte der Simandln schreiben.

Der erste „Gehorchende“, also das erste Simandl, war der apfel-essende Adam, und der letzte „Gehorchende“ wird wohl der letzte Mann sein, der das letzte Weib herzt und dabei jingt:

„A Weiberl hab' i, 's ist a Freud,  
Grad just vom rechten Schlag,  
Und weil's halt jung und sauber ist,  
So gib i' ihr halt nach!“

Statt „jung und sauber“ könnte man auch „alt und z'wider“ setzen . . . . Der Gescheiterte gibt allweil nach!

Derowegen hat der französische Polizeiminister Fouché das Weib den Schlüssel aller Geheimnisse, das Um und Auf aller politischen und nichtpolitischen Verwicklungen, die Wurzel alles Übels und die Quelle alles Guten genannt (cherchez la femme), derowegen haben schon vor Jahrhunderten die härbeißigen Ritter, sogar die Raubritter, vor schönen Frauen . . . . gekuschelt und ihre Lebensaufgabe im „Frauendienst“ erblickt, derowegen gab es und gibt es Staaten, wie zum Beispiel der Bienenstaat, in denen geradezu die Frauen und nur die Frauen regieren, und der beste Beweis, daß es selbst bei den Römern, einem doch so kriegerrischen und selbstherrischen Volke, Simandln gab, ist der Umstand, daß der gelehrte lutherische Theologe Chyträus, zu deutsch Kochhafen, ein Schüler Melancthons, das lateinische „uxori nubere“ geradezu mit „Simandl werden“ übersetzt.

Es fiele demnach auch nicht schwer, dem Simandlwesen, das sich gleich dem Valenbürgerthume über die ganze Erde ausgebreitet hat, durch eine Anzahl von Stellen aus berühmten Schriftstellern einen gelehrten Anstrich zu verleihen; ich will aber die Leser nicht ermüden und mich daher mit zwei Belegen begnügen, welche den Gebrauch des Wortes Siemann nicht nur vom männlich-weiblichen, sondern auch vom weiblich-männlichen Theil einer solchen Ehe nachweisen.

Ein altes Volkslied aus dem siebzehnten Jahrhundert vermeldet:

„Er heißt Siman, der guete G'span,  
Sie thuet oft mit ihm rauffen!“

Hans Sachs dagegen gesteht in anerkennenswerter Offenheit:

„Mein Weib aber, die heißt Sieman.“

Mag dem nun sein, wie ihm will, mag der Name Simandl ihm oder ihr zukommen, eines ist gewiss, daß es an treu ergebene, gehorsamen und willig leidenden Ghemännern — der Dramatiker nennt das Ding „passives Heldenthum“ — nirgends mangelt, ja, daß es keine Schande, sondern geradezu eine Ehre ist, als „gueter G'span“ dieser Gilde anzugehören, die in Sokrates ihre philosophische Weihe erhalten hat.

Eines aber ist ungewiss, warum gerade das am Eingange der Wachau so herrlich gelegene Krems weit und breit im Rufe einer Simandlstadt steht, warum man von den milden Kremser Simandln beinahe ebenso häufig spricht, wie vom wilden Kremser Senf, und das zu erforschen, gibt mir die im August dieses Jahres stattgefundene „neunhundertjährige“ Jubelfeier des österreichischen Nizza und des österreichischen Nürnberg willkommenen Anlaß.

Einmal ist's klar, daß bei der sattjam erwiesenen, ziemlich gleichmäßigen Verbreitung der Simandln — ich habe hier und im folgenden den „actenmäßig“ männlichen Theil einer Simandlehe im Auge — innere Gründe für obige Bezeichnung nicht maßgebend sein können; es gibt eben in Krems, wie ich aus eigener Anschauung weiß, nicht mehr und nicht weniger Simandln als anderswo.

Es muß also nach äußeren Gründen gefahndet werden, und diese finde ich in einer der vom rührigen Kremser Museumsauschusse herausgegebenen, außerordentlich interessanten Festschriften.

Dieser Festschriften sind eigentlich drei.

Die erste und wichtigste und vielleicht nicht nur in Osterreich, sondern überhaupt einzige ihrer Art, ist die getreue künstlerische Nachbildung jener Urkunde, in der das jedenfalls viel ältere Krems zum erstenmale als Stadt (urbs) bezeichnet wird. Sie wurde am 16. August 995 von Kaiser Otto III. zu Magdeburg ausgestellt und befindet sich derzeit, als ein kostbarer Schatz sorgsam gehütet, im bayerischen Reichsarchive in München.

Die Vervielfältigung dieser Urkunde in dem Originale völlig gleichkommenden Lichtdrucken wurde eigentlich durch Seine Majestät unseren Kaiser angeregt. Als nämlich eine Abordnung der Kremser Gemeindevertretung Seine Majestät ersuchte, er möge das bedeutsame Fest durch seine Anwesenheit verherrlichen, erkundigte sich der Kaiser, wo sich denn die Originalurkunde befinde, auf die sich die Feier stütze, und auf die Antwort, selbe befinde sich in München, meinte er mit bedenklichem, traurigem Nicken: „Also auch diese!“

Dieses kaiserliche Wort veranlaßte den Museumsauschuß, die seltene Beweischrift mit zuvorkommender Bewilligung der Direction des bayerischen Reichsarchives durch die photographische Union in München vervielfältigen zu lassen, und es stellt sich der Bezug eines Abdruckes auf einen Gulden.



Die zweite Festschrift ist eine Sammlung von zehn der wichtigsten Urkunden „Aus dem Kremser Stadtarchive“ in vollendeten Lichtdrucken und Originalgröße (Preis zehn Gulden). Unter ihnen dürfte der von Friedrich III. 1446 ausgestellte Wappenbrief von **Dürnstein** besonderes und berechtigtes Aufsehen erregen; denn er enthält eine Abbildung der Stadt und ist als das älteste urkundlich belegte Städtebild einzig in seiner Art.

Endlich bietet der Museumsausschuß den weiten Kreisen ein Festalbum „Alt-Krems“ (Preis fünf Gulden), eine Menge Ansichten der Stadt und ihrer Theile, geschichtlich und künstlerisch bedeutender Baulichkeiten, Siegel und Wappen, Trachten und alte Schriften, zum Beispiel eine eigenhändig geschriebene, ausführliche und daher höchst seltene Erledigung der Kaiserin Maria Theresia bezüglich des Kremser Gymnasiums, ferner eine Urkunde, wodurch der vierhundertjährige Bestand der Kremser Schützengesellschaft belegt ist, endlich . . . einen sogenannten „Simandlbrief“ aus dem Jahre 1771, der mir die Beantwortung der Frage, warum gerade Krems im Rufe einer Simandlstadt steht, wesentlich erleichtert.

Der Brief, seinem wesentlichen Inhalte nach eine Anweisung, wie sich ein echter Simandl seiner Gesponsin gegenüber zu verhalten habe, hat eine Länge von dreiunddreißig und eine Breite von sechsundvierzig Centimetern, zeigt reichen Initialen- und Handschmuck und weist zwei Siegel auf, deren eines von Amoretten gehalten wird und darstellt, wie die Frau dem Manne mit dem Besen droht, indes er, für irgend eine begangene Missethat um Verzeihung flehend, vor ihr auf den Knien liegt. Das zweite Siegel zeigt, wie die gute Frau ihres Mann „wartet“, den sie in eine Hühnersteige eingesperrt hat.

Ich fürchte, daß es mir die Leser, vorab die verheirateten Leser, nicht verzeihen würden, wenn ich ihnen den Wortlaut des „interessanten Documentes“ vorenthielte; denn eine gute „Instruction“ kann man allweil brauchen und . . . weise Lehren soll man hören, vorab wenn sie geeignet sind, einen in der Gunst der vielliebten Hausfrauen zu festigen.

Der Brief lautet in der Schreibweise des Originals:

„Wir Ober-Gubernator und Seniores der so Welt berühmten Simandl Bruderschaft entbieten allen getreuen Vasallen Unseren Gruß.

Liebe Getreue!

Da so viele Mitglieder dieser hoch Löbl: Bruderschaft einverleibet seynd, denen wenigsten aber gebührende Ausführung gegen ihre lebenswürdige Frauen wissend ist, als haben WJR Endes benante dem Herrn . . . . . (hier kann ein beliebiger Name eingesetzt werden) als einem dieser hoch Löbl. Bruderschaft ganz würdigen Mitglied die nöthige Unter- richtung mittheilen wollen. Also

1<sup>mo</sup> Solle der Mann ohne Wissen und Willen nicht ausgehen, da aber solches auf freundliches Ersuchen erlaubet wurde, über die bestimmte Zeit nicht ausbleiben, nicht mehr dann 3 Schilling Münz von jenem Geld, so ihme die Frau zusammen sparet, mit sich nehmen, keine Wirths- oder Bierhäuser besuchen, bey rechter Nachher Haußkunst der Frauen über obgemelte 3 Schilling Rechnung machen, und Ihr zur schuldigen Danksagung den Pantoffl küssen.

2<sup>do</sup> Da der Mann aber wider Verhoffen über die gegebene Erlaubnuß-Zeit ausbleiben, das Geld etwan versoffen, oder gar verspielet haben sollte, solle er sich ja nicht gelüsten lassen etwan in Hauß herumzupoltern, oder sich ungebührlich aufzuführen, sondern bey der Hauß-Thier ganz demüth . . . hineinkriechen, Seine Frau auf den Knien um Verzeihung bitten, und nach endlicher Vergebung von ihr zur billigen Straffe 3 Nasen Stüber ohne Widerred aushalten.

3<sup>to</sup> Die Frau niehmahlens erzörnen, all täglich um ein Stund ehender als Sie aufstehen, das Frubstuck machen, oder machen lassen, wann ihme sodann die Frau auch eines aus Guad zukommen läß, sich gehorsamst bedanken, Sie sodann einschürren, und Ihr Strümpf- und Schuhe anlegen.

4<sup>to</sup> Bringet die Schuldigkeit mit sich, der Frauen Meyder alltäglich zu buzen, wann Sie ausgehen will, Sie nicht zu fragen, wohin? sollte aber die Frau eine angenehme Besuchung bekommen, mit deme Sie etwas geheimes zu sprechen hätte, solle der Mann auf ihren Wink sich bey Seiten begeben, und nicht ehender sich sehen lassen, bis die angenehme Gesellschaft ihren Abschied genohmen.

Es wären freylich wohl noch vielle Puncten zu observiren, worunter dieser hauptfächlich zu achten ist, daß, wann die Frau mit einem Dienst-Knecht- oder Magd brüder- oder schwesterlich zu leben gedenket, selbe in ihren geheimen absichten ungekränkt zu lassen seyn; jedoch wird ein jeder dieser Hochlöbl. Bruderschaft Einverleibter sein Bestes vorzutehren wissen: Und da Man nicht schlechters Dings einen jeden in diese Hochlöbl. Bruderschaft ohne besondere Meriten einverleibet, alß wird Herr . . . . vorvermelten Puncten in allen ein vollkommenes Genügen zu laisten wissen, und solle derselbe kommende Jahr bey dieser Hochlöbl. Bruderschaft als ein Consultor an und auf genohmen werden.

Zu wahrer Urkund dessen haben WIR gegenwärtiges anvertraute Vollmachts Insigl beygedrucket.

Gegeben Gremser Simoni Markt  
den 28. October Anno 1771.

N. N. Obergubernator  
und gesamte Seniores gemelter hoch löbl. Bruderschaft.

Hannß Peter Stig p: t:  
Actuarius, und Cassier."

Dies ist der Wortlaut der beherzigenswerten Urkunde.

Aus ihr geht hervor, daß sich die an gesunder Selbstironie reichen Kremser Ehemänner berufen fühlten, das Simandlwejen zu organisieren und in ein System zu bringen.

Es war dies eine erlösende That; denn ehedem waren die über die ganze Erde zerstreuten Simandln, wenn der Ausdruck erlaubt ist, „Wilde“, jeder gehorchte seiner Gattin oft recht und oft schlecht auf seine Weise, aber es gab keinen Mittelpunkt, um den sich die armen Schäflein scharen, keinen Simandlssenat, keine Parteidisciplin.

Diese empfindliche Lücke hat Krens ausgefüllt; denn Krens erscheint bereits im Jahre 1771 als Sitz einer wohlorganisierten, weltberühmten Bruderschaft mit zahllosen Mitgliedern aus aller Frauen Ländern.

Das Gründungsjahr dieser Bruderschaft aber, welche die mündliche Überlieferung, die ich gleichfalls zu Rathe zog, bloß als „heitere Tischgesellschaft“ bezeichnet, fällt natürlich in eine viel frühere Zeit, die Kremser Simandln stärkten sich beim Glase Wein, ehe denn Kaiser Otto III. ihrer Siedelung zu Magdeburg (ein ominöser Name!) Stadtrechte verlieh, und dies geht aus einer Sage hervor, welche die Entstehung der Bruderschaft auf sieben brave Mandeln zurückführt.

Ich finde diese Sage in einer Denkschrift verzeichnet, welche die Kremser Buchhändler als „Simandlbrief“ um dreißig Kreuzer verschleißen, welche jedoch mit obigem Originalbriefe durchaus nicht identisch ist, sondern als zeitgemäße Weiterbildung und Ausgestaltung der Simandlvereinigung im neunzehnten Jahrhundert erscheint.

Außer dem mit einem Hirschgeweihwappen gezierten Mitgliederpatent, in welchem dem neuen Simandl die Pflichten seines Berufes in sieben Punkten ans Herz gelegt werden, außer den in siebenzehn Abschnitte gegliederten Satzungen der hochansehnlichen Bruderschaft und einer höchst geistreichen Rede des Obervorstehers, des Schulzen zu Pantoffelshausen und Herrn von Falkenheim, enthält diese Denkschrift auch eine kurz gefasste Geschichte der Bruderschaft, der ich Folgendes entnehme:

„Es sollen im grauesten Alterthume sieben Brüder gewesen sein, welche von sehr kleinem Wuchse waren. Diese sieben Brüder waren verheiratet und standen ganz unter der Herrschaft ihrer Weiber, so, daß sie jedes Wort, jede Miene, kurz ihr ganzes Betragen nach dem Willen ihrer strengen Weiber richten mußten und dabei noch immer ausgezankt wurden, manchen Fehler wohl mit ein paar Ohrfeigen und einer Tracht Schläge büßen mußten.

Wenn ihnen nun ihr Hausbrauch zu viel wurde, so kamen die sieben Leidensträger abends an einem bestimmten Orte zusammen, wo



sich jeder seine ausgestandenen Qualen mittheilte und sich gegenseitig zur frommen Geduld, der besten Eigenschaft der Ehemänner, ermahnten. Viele, welche der nämliche Schuh drückte, konnten nicht begreifen, woher denn diese sieben Männer so viele Geduld nahmen, und ein so bewunderungswürdiges Beispiel der Sanftmuth geben; man schöpfte verschiedene Muthmaßungen, stieß die Köpfe zusammen und schlich ihnen endlich nach, wo man sie dann belauschte und hörte, wie sie sich zur Tragung ihrer Bürde aufmunterten und so allen widerspänstigen Ehemännern ein schönes Beispiel gaben. Dieses gefiel den Zuhörern; sie wagten es, die sieben Männer anzureden, sie in ihre Gesellschaft aufzunehmen; es geschah, und sowie die Zahl der Mitgenossen sich vermehrte, so wuchs auch die Zahl der geduldigsten Ehemänner von der Welt. Man wählte sich einen größeren Ort zur Zusammenkunft, und zwar einen geräumigen Saal, wo man zugleich etwas zu trinken haben konnte, um sich, nach vorhergegangenen gegenseitigen Ermahnungen, durch Trunk und Gespräch aufzuheitern. Da nun die Gesellschaft doch einen Namen haben mußte, so nannte man sie die Bruderschaft der sieben Mandl (Männchen), nach ihren Errichtern, oder geradehin die Simandl-Bruderschaft.

Da die Gesellschaft bald auf das zahlreichste sich vermehrte, und bei vielen Köpfen auch viele Sinne sind, wodurch dann manchmal kleine Uneinigkeiten entstanden, so wählte man endlich einen eigenen Vorsteher, welchem man nach und nach mehrere Gehilfen an die Seite setzte. Die Versammlungen, die anfänglich ziemlich oft geschahen, wurden wegen Entfernung einiger Mitglieder immer seltener; bis endlich dieselben bloß auf eine jährliche allgemeine Versammlung, womit ein glänzendes Fest verbunden sein soll, beschränkt wurden, welche seit undenklichen Zeiten vermuthlich der Ähnlichkeit des Namens wegen allemal am Simoniabende eröffnet wird, und durch eine Marktzeit dauert.

Da kommt nun die ganze Gesellschaft zusammen, und jeder berichtet, was er das ganze Jahr hindurch von seiner Ehehälfte erduldet habe. Wer sich nun ausweisen kann, am meisten mit der standhaften Geduld erlitten und die meisten Ohrfeigen erhalten zu haben, wird für dieses Jahr zu der Würde eines Vorstehers der Simandlbruderschaft erhoben; dann werden die während der Zeit gemeldeten Candidaten, wenn sie würdig befunden werden, zu wirklichen Mitgliedern aufgenommen und ihnen darüber ein von den Vorstehern unterfertigtes Patent zugeschickt.

Es versteht sich von selbst, daß diese Zusammenkunft allemal mit der größten Ordnung vor sich geht. Keiner darf sich betrinken, welches theils das Geld nicht erlaubt, das er mit Erlaubnis der Frau bei sich hat, theils auch die Furcht vor den Folgen hindert, welche ein unordentliches Betragen bei der Nachhausekunft hätte nach sich ziehen können. Ruhe und Ordnung sind die allerersten Vorschriften, und der Inhalt der



Gespräche nichts anderes, als Erzählungen der überstandenen Leiden, der erwiesenen Geduld und der Ermahnungen zu neuer Standhaftigkeit; und diese unschuldigen Unterhaltungen hatten immer die besten Folgen, indem aus dieser Versammlung stets die frömmsten, geduldigsten Ehemänner hervorgiengen.“

Aus all dem geht zur Genüge hervor, daß die Kremser das unbestrittene Verdienst in Anspruch nehmen können, das Simandlwesen gewissermaßen verstaatlicht, das heißt, eine nach bewährten Satzungen dem Frauendienste lebende, gut disciplinierte Gesellschaft von Musterehemännern gegründet zu haben.

Ein bedeutungsvolles Wahrzeichen eines echten Simandls besitzt Kremz allerdings noch, ein steinern Denkmal, über dessen Wesen sich die Gelehrten lange Zeit vergeblich den Kopf zerbrochen haben. Der Fremdling findet es, wenn er seine Schritte in die alte Hochstadt, die Akropolis von Kremz, lenkt und dem aussichtsreichen Schühengarten einen Besuch abstattet. Vor dem Eingang hebt sich's, durch den Unverstand oder die Bescheidenheit der Anwohner leider übertüncht, aus der ehemaligen Festungsmauer.

Im Volksmunde heißt es: „Das Mandl ohne Kopf!“

Es ist . . . . das Denkmal eines Muster-simandls.

## Das Meidlinger Theater.

Bühnen-Erinnerung von Karl von Carro.

Vorliegendes sind zwar nicht die ersten Zeilen, die über diesen Musentempel in die Öffentlichkeit gedrungen sind, allein sie erschienen zumeist nur in localen Wiener Blättern und blieben so dem auswärtigen Publicum fremd, welches sich für dergleichen Sondergeschichten auf theatralischem Gebiete interessiert, und dürfte zum erstenmale ein wahrheitsgetreuer Bericht aus einer Feder fließen, deren Führer in engster Verbindung mit diesem sonderbaren Musentempel stand und aus eigener Erfahrung für die Wahrheit seiner Schilderung Bürgschaft zu leisten vermag. Es lohnt sich wahrhaft der Mühe über das Theater zu schreiben und zu lesen, denn dies Institut stand einzig da in seiner Art und Weise und wird ein ähnliches wohl nie mehr wiederersehen.

Das Meidlinger Theater, vormals das Schloßtheater des Baron von Ehrenfels, befindet sich im Theresienbad bei Wien. Das ist eine große Besitzung mit prächtigen Gärten, im Wiener Vorort Meidling, dem zwölften Bezirk des heutigen Groß-Wien, gelegen, welche aus großen und kleinen Tracten besteht, und deren einzelne Wohnungen an Sommerparteien vermietet werden, während die dort befindlichen Schwefelquellen

dem Theresienbade zu vorzüglicher Frequenz für jenen Theil des Publicums verhelfen, welches keine, weit von der Residenz gelegenen Badeorte aufsuchen will oder kann.

Das Theresienbad und das Theater bestehen heute noch, nur wird für das letztere keine derartige Concession mehr erteilt.

Anfangs der sechziger Jahre, aus welcher Zeit meine Erinnerungen datieren, war das Meidlinger Theater nur zum sprichwörtlichen Spott geworden, und die höchste Potenz des abfälligen Urtheils über einen Darsteller gipfelte sich in der Phrase: „Der ist zu schlecht fürs Meidlinger Theater.“ So ganz berechtigt war dieser Ausspruch zwar nicht, denn es spielten damals, um sich zu üben, ganz respectable Talente Komödie daselbst, und befanden sich mehrere derselben heute in ersten Stellungen hervorragender Bühnen. Namentlich waren es verschiedene Damen, wie z. B. die nachmalige erste Heroine des Münchener Hoftheaters, Magda Trschik, jetzige Baronin Perfall, Laura Schubert, später am Wiener Hofburgtheater engagiert, jetzige Gräfin Bubna und andere weibliche Talente mehr, welche dem Director des Theaters fünf und zwanzig bis dreißig Gulden bezahlten, damit er ein Stück gab, in dem die Betreffenden die von ihren Lehrern oder Lehrerinnen einstudierte Titel- oder Hauptrolle vom Stapel lassen konnten, um sich ihren Angehörigen zeigen zu können, weshalb auch das Publicum der Logen und Parquetstiege zuweilen aus den besten Kreisen der von weit und breit herangezogenen, auf Meidlinger Kunstgenüsse gespannten Bevölkerung der Residenz sich rekrutierte.

Der Director, welchem die Behörde die Concession erteilte, in diesem Theater gegen Entree Vorstellungen, jedoch nur an Sonn- und Feiertagen, zu geben, hatte den Pacht viele Jahre inne — es war vor ihm und nach ihm kein anderer Pächter — und hieß „Groll“. Dieses selbstgewählte Pseudonym, hinter dem sich der ungarische Adel „von Hodor“ verpflanzte, paßte prächtig zu dem stets grollenden und schimpfenden Manne, welcher ein „Unicum“ in des Wortes vollster Bedeutung genannt werden konnte, und dessen Grundsätze und Anschauungen der von ihm geleiteten Bühne den Stempel des Originellen ausdrückten.

Das Meidlinger Theater ist eines der wenigen gewesen, an welchem eine Einstellung oder Reducierung der Gagen nicht zu befürchten stand; aus dem einfachen Grunde, weil es überhaupt — keine Gagen bezahlte! Wer eben Lust und Beruf in sich fühlte, Komödie zu spielen, der meldete sich bei Groll, wurde unter Angabe seiner Adresse vorgemerkt und erhielt, sobald sich eine Vacanz ergab, eine Rolle zugestellt, denn Groll hatte zumeist über mehr Vertreter, als über Rollen zu verfügen; ob diese für den Betreffenden seiner Individualität nach paßten oder nicht, darnach frug Groll, der die Rollen nur nach Seiten- oder Vogenanzahl taxierte, überhaupt nicht.

„Ich hab' a Hühneraugenroll für Jhna“, sagte er einmal zu mir. Ich konnte mir nicht erklären, in welches Genre diese Sorte Rollen schlug, und wurde dahin belehrt, daß er damit jene Rollen meinte, welche vermöge ihrer Schwere durch die große Bogenanzahl beim Niederfallen den Hühneraugen gefährlich werden konnten.

Das Ehepaar Groll hatte, was man so sagt, „zu leben“, außerdem trugen die Eintreuegelder, von welchen er nur die geringen Regiekosten und den unbedeutenden Pacht zu decken hatte, ganz anständige Sümmechen ein. Das Repertoire bestand nur aus dem alten Ritterschauspiel, vulgo „Ritterfeßen“, ab und zu classische Stücke wie „Räuber“, „Stuart“, „Tell“, „Othello“, „Faust“ u. s. w. Stücke wie „Minna von Barnhelm“ und ähnliche Conversations-Schauspiele konnte Groll nicht leiden. „Das will mei' Publicum net“, pflegte er in seinem Wiener Dialect zu äußern. Und in der That, er hatte recht. Die Gallerie und das Parterre, welche Plätze dem Cassengeschäft Ausschlag gaben, waren am vollsten, wenn ein recht „grußliches“ Stück auf dem Zettel stand, wie zum Beispiel: „Die Todtenglocke um Mitternacht und die zwölf schlafenden Jungfrauen“, „Das verzauberte Fürstenschloß“ oder „Das Gespenst vom Rabenstein“ u. s. w.

Groll war ein kräftiger, großer Mann, nahe an sechzig Jahre, begabt mit einem volltönenden Sprachorgan, von dessen Stärke er stets den umfassendsten Gebrauch machte. Ich habe ihn nie anders als in einem alten abgetragenen Schlafrocke und runder, steifer Hauskappe gesehen. Seine Wohnung lag neben dem Bühneneingange und so hatte er — da er nie ausgieng — nicht nöthig, seine bequeme Toilette abzuliegen, außer, wenn er eine Rolle spielte, was nur geschah, wenn er irgend einen nicht erschienenen Darsteller ersetzte, für dessen Rolle sonst niemand schnell zu finden gewesen, ein Umstand, der sich allerdings ab und zu ereignete, und bei einem so regellosen Gebaren auch nicht anders zu erwarten war. Ein Hindernis, welches die Vorstellung unmöglich zu machen imstande gewesen wäre, gab es bei Groll nicht. Fand er niemanden, der sich bereit erklärte, eine Rolle, deren Inhaber zur Vorstellung nicht erschien, was immer erst im letzten Augenblicke entdeckt werden konnte, schnell zu übernehmen, so resolvierte er kurz und spielte die Rolle selbst. Hierbei hatte er zwei stereotype Auswege, welche allerdings sehr unglaublich klingen, aber dennoch auf voller Wahrheit basieren. War die übernommene Rolle ein „Alter“, so spielte er ihn mit Gicht behaftet, so daß er entweder am Stuhle, unmittelbar vor dem Souffleur sitzend, jedes Wort leicht erlauschen konnte, oder daß, wenn die Scene im Freien spielte, er Vorwand hatte, sich, wenn ihm der Faden ausgieng, zu bücken und sein gichtisches Bein zu reiben, welchen Vorgang er zumeist mit dem Extempore „Au, die verdammte Gicht“, und anderen



gleichbedeutenden Äußerungen begleitete, und dadurch Zeit und Gelegenheit gewann, den Souffleur aufs neue zu hören. War der Ritter hingegen eine jugendlichere Erscheinung, so spielte er ihn jederzeit im kurzen Mantel; ob dieser zu dem übrigen Costüme passend war oder nicht, blieb ihm gleichgiltig, da der Mantel nur den Zweck hatte, die Rolle auf sein Futter anzunadeln, nach der er bei jedem Satz blinzelte, indem er mit der Rechten den einen Flügel des Mantels in ritterlicher Pose vor sich ausgebreitet hielt.

Höchst ergötzlich war die Art und Weise, in welcher er seine Stellung als „Inspicient“ bekleidete; das ist nämlich jene Person, welche alle Vorgänge, die zur Handlung gehörig, sich hinter den Coulissen abspielen, zu leiten, und die Auftretenden zur rechten Zeit, nach einem in Händen befindlichen Stichwort-Verzeichnis, „Scenarium“ genannt, auf die Bühne zu schicken hat. Hierbei that er alle Äußerungen hinter den Coulissen so laut, daß sie zumeist vom gesammten Publicum gehört und mit Hohn Gelächter begleitet wurden, denn bei seiner Heftigkeit wählte er nicht immer salonfähige Ausdrücke, umsomehr, als das Personal, mit dem er es zu thun hatte, namentlich die „kleinen Rollen“ und die „Statisterie“ allerdings feineren Mahnungen wenig Gehör geschenkt haben würde.

Bei Gewitterscenen war es nichts Neues, Großs Stimme bis in den Zuschauerraum zu vernehmen, welche den Buben, die die Donnermaschine und den Colophoniumbehälter zum „Bliken“ dirigierten, zurief: „Buam dunmert's, Buam blikt's!“

Wollte einer der Darsteller beim Fallen des Stichwortes nicht gleich die Bühne betreten, so geschah es wiederholt, daß man den im Schlafrockärmel steckenden Arm Großs an der Thüre vorgestreckt sah, durch welche er den Säumigen unsanft hinausdrängte und mit einem „Schaun's, daß außi kummen“ das Galloß des Galleriepublicums entfesselt hörte.

So sehr sich Groß freute, wenn er eine hübsche, talentvolle Anfängerin für sein Theater bekam, so wenig war er bemüht, beim männlichen Personal halbwegs anständige Leute zu acceptieren, denn er wußte, daß der große Theil des Publicums sein Theater besuchte, um eine „Hex“ zu haben, wie der Wiener sagt, und das konnte nur durch das Herrenpersonal erreicht werden, das er zu cultivieren pflegte. Daß hingegen hübsche Mädchen, die gut spielen, gleichfalls Zugkraft üben, wußte er gar wohl zu schätzen.

Allerdings gieng es oft in diesem Musenstall gar zu bunt zu, und wiederholt mußten übermüthige Vogeninsassen zur Ruhe verwiesen werden, welche sich nicht scheuten, den Darstellern dreinzureden und sonst Possen zu treiben, wodurch das in naiver Andacht aufpassende und zuhörende Galleriepublicum aus der Illusion gerissen wurde. Schallendes Gelächter verursachte nachfolgendes Stückchen, dessen Zeuge ich war.



Bis vor kurzem war es üblich, daß am Tage Allerseelen in sämtlichen Theatern Wiens, das Hofburgtheater inbegriffen, das Raupach'sche Drama: „Der Müller und sein Kind“ zur Aufführung gelangte. Das Meidlinger Theater machte diese Mode natürlich mit. In jener Scene nun, wo der alte Müller am Friedhof alle jene Schlag zwölf Uhr in der Christnacht in die Kirche wandeln sieht, welche im kommenden Jahre sterben müssen, wird der usuelle Unsinn auf allen Theatern verbrochen, daß diese dem Tode geweihten Personen mit weiß angestrichenen Gesichtern, in ein weißes Linnen gehüllt, in der Hand eine brennende Fackel, erscheinen, und so in die Kirche marschieren. Bei diesem Geisterzuge muß nun immer alles mitmachen, was Hände und Füße hat, vorausgesetzt, daß so viele große Bett- oder Tischtücher aufzutreiben sind. Die jedes Hindernis überwindende Direction Groll schaffte Material für einen recht langen Zug, wobei sie wohl voraussetzte, daß eine Epidemie im nächsten Jahre in dem Dorfe herrschen würde, in welchem das Raupach'sche Stück spielt, und ließ von der Badeverwaltung eine große Anzahl Badetücher aus. Diese gaben nun dem, bei Gelegenheit des Zuges ohnedies stets zum Wickemachen geneigten Publicum Veranlassung zu größter Heiterkeit, als am Rücken einiger Geister der große braune Stempel der Verwaltung mit der Inschrift „Theresienbad“ deutlich sichtbar wurde! Hierzu gesellte sich noch der Übermuth eines Geistes, welcher, in der Mitte der Bühne angelangt, zum Gegenfakel seines todtbleichen Profils, die andere Seite des Gesichtes, die eine rothe, dicke Wange und eine tiefschwarze, kräftige Augenbraue producierte, dem Zuschauertraume zuwendete, und so aufs neue herausforderte zu homerischem Gelächter.

Solche und ähnliche Geschichtchen förderte der Musenstall zu Meidling gar häufig aus Lampenlicht, weshalb auch sein Renommee ein so begründetes war. Ganz imaginös war die Erfindung, welche Groll zum Aufziehen des Vorhanges erdachte. Statt der üblichen Gewichte, welche durch ihr Herablassen den Vorhang in die Höhe treiben, bestimmte er zwei bis drei Buben, welche vor Beginn der Acte den Schnürboden erkletterten, um sich auf ein gegebenes Zeichen, an den Schnüren hängend, herabzulassen und so durch ihr körperliches Gewicht den Vorhang hoch-zuziehen. Um die Anstellung als „Vorhang-Bub“, wie dieser Posten genannt wurde, war stets große Nachfrage, weil den Bengels diese Manipulation Spass machte und sie dabei das Glück genossen, auf der Bühne sich aufhalten zu dürfen. Ganz zuverlässlich war diese geistreiche Maschinerie allerdings nicht, denn es trug sich mehrmals zu, daß die Vorhang-Buben durch nicht genügenden Schwung, oder beim Antritt neuer Candidaten dieses schwungvollen Metiers, dem ihre Körperschwere nicht gewachsen war, in der Mitte des Weges stille hiengen, wodurch der Vorhang natürlich gleichfalls sich nicht ganz erhob und den Bühnenraum den Blicken

halb entzog. Die „Vorhang-Buben“ wurden dann von dem nächstbesten bei den Beinen gepackt, zur Erde niedergezogen und stolz hob sich dann die Courtine in die Höhe!

Das Meidlinger Theater bot reichen Stoff für den Charakteristiker, denn neben dem dirigierenden Träger des fettigen Schlafrockes und der steifen Hauskappe bewegten sich noch andere Personen in diesem Musentempel, welche der vollsten Beachtung wert und dem Namen eines Originalen würdig erschienen.

Da war vor allem der dem Director als Freund würdig zur Seite stehende Grundpfeiler des Institutes, der Heldenspieler „Wolf“, welcher jahrelang, aus reiner Liebe zur Kunst, auf den Meidlinger Brettern Heldenrollen gab.

Wolf war ein wohlhabender, vielleicht auch reicher Mann. Seine Erscheinung war durchaus nicht die eines Künstlers, sondern verrieth eher einen ehrbaren Bäcker, Wirt oder Metzgermeister, der sich zur Ruhe gesetzt, worauf seine spießbürgerliche Kleidung, die Überladung seiner Finger mit Gold und Brillanten, das dicke Bäuchlein und endlich seine treue Begleiterin, die unerlässliche große Meerschammpfeife mit Silberbeschlag, die bei den Wiener Bürgern unter der Localbezeichnung „die Mirsamene“ als Sammelobject große Bedeutung hat, am allerersten hinwies. Auch wenn Wolf den Mund öffnete, verleugnete er den Schottenfelder nicht, denn in der That war er der Sohn und Erbe eines reichen Fabrikanten vom „Brillantengrund“, wie in Wien die ehemalige Vorstadt Schottenfeld, jetzt dem siebenten Bezirk Neubau einverleibt, genannt wird, und sprach im unverfälschten Wiener Dialect, den abzulegen ihm auch auf der Bühne nur theilweise gelang. Dieser Umstand gab freilich seinen tragischen Heldenfiguren mitunter einen recht komischen Anstrich, zumal er, wahrscheinlich seinem Stockschnupfen zuliebe, es für gut fand, Davison zu copieren, und in geradezu lächerlich nasalem Tone sprach, dem sich noch ein affectirtes schnarrendes „R“ gesellte, welches unwillkürlich an eine Sägemühle erinnerte. Die Worte seines „Tell“ dem „Geizler“ gegenüber klingen mir noch im Ohre, und wenn du, lieber Leser, diesen Ohrenschmaus dir auch bereiten willst, so halte dir mit Zeigefinger und Daumen die Nase zu, und versuche unter Verachtung aller Vocalisationsgesetze diesen classischen Satz so nachzusprechen, wie er hier geschrieben steht, und du wirst genau die Sprechweise und Klangfarbe erzielen, welche Wolf vor dem Lampenlicht ertönen ließ.

„Mitt diesem zwaiten Fail durchschoos ich Eich, hät' ich mein liebes Kind getrrufen, und Mirrerer hät' ich sicher nicht gefählt!“

Er verstand es übrigens auf der Bühne ganz gut, sich „herzurichten“, umjomehr, da er sich im Besitze von geradezu prachtvollen Rittercostümen, echten Rüstungen, Waffen und Helmschmuck befand, eine wert-

volle reichhaltige Garderobe, welche er theilweise von dem verstorbenen Heldenspieler „Kunst“ erstand, und um welche er vielfach beneidet wurde. Natürlich stachen seine pompösen Costüme gewaltig ab von den übrigen Rittern, die ihn umgaben, und welche die elende Garderobe des Meidlinger Fundus zu schlotterigen Hampelmännchen machte. Ich entsinne mich genau eines Stückes: „Kurt Wildung, oder das gefangene Weib“, in welchem der regierende Herzog in seinen abgeschundenen Ritterstiefeln, dem rostigen Schwert und den Papierfedern am Helm erschien, während Wolf, welcher den armen Kurt spielte, blitzte und flimmerte wie eine vergoldete Nuss.

Jahre hindurch legte Wolf den fast dreiviertelstündigen Weg von seiner Wohnung in Schottenfeld bis ins Theresienbad, tagtäglich, Sommer und Winter, bei jeder Witterung des Nachmittags zurück, um seinen Freund Gross zu besuchen, mit ihm und seiner reichgelockten und stets geschminkten Ehehälfte, welche die Cassageschäfte besorgte, „Mariage“ zu spielen oder Proben und Vorstellungen festzusetzen.

Würde ich es nicht zu wiederholtenmalen gehört haben, mit welcher beleidigender Geringschätzung Wolf von den Künstlern der Wiener Hofburg sprach, ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein sonst so vernünftiger Mensch sich aus Selbstüberschätzung und Animosität gegen anerkannte Größen zu dergleichen unwürdigen und lächerlichen Äußerungen verleiten lassen kann. „Sonmenthal, Lewinsky, Gabillon, Krastel zc.“ traktierte er nicht anders als mit den Worten: „Hanswursteln“, die für das Meidlinger Theater zu schlecht seien, weil sie nicht reden können und am Theater umhupfen wie die „Labfrösch!“ Von der alten Garde jedoch, von „Löwe, Anschütz, Fichtner und Josef Wagner“, namentlich vom letzteren, weil auch dieser ein Schottenfelder Bürgersohn war, sprach er stets mit der größten Hochachtung. Im übrigen war Wolf ein seelenguter Kerl, der so manche Wohlthat im Stillen verübte, und da er als Privatier und Junggeselle Herr seiner Zeit war, und als solcher wie alle alten Junggesellen einer Schrusse folgen mußte, so packte ihn die Wuth Komödie zu spielen, von welcher Krankheit die Menschen übrigens von Jahr zu Jahr mehr befallen werden, und welche Epidemie man mit dem Namen „Dilettantismus“ bezeichnet!

Zur Ehre Wolfs sei es jedoch gesagt, daß er seine Rollen lernte und in der That der Magnet für das Meidlinger Galleriepublicum war, dessen Jubel sich steigerte, je mehr Wolf brüllte, mit den Sporen klirrte, und beim Abgang den Mantel schwang!

Das ganze Wesen Wolfs war eine treffliche Illustration, ein leuchtendes Exempel, wie weit die Eitelkeit und der dilettantische Künstlerwahn zu führen vermögen. In allem ein bescheidener, kluger und rücksichtsvoller Mann, war Wolf geradezu unausstehlich, wenn er mit seinen oft trivialen



Urtheilen über die Hofburgschauspieler loszog, wenn er überhaupt über die darstellende Kunst, als einer deren Erwähltesten er sich betrachtete, zu demonstrieren begann.

Die Gallerie von Bildern, welche die vier Wände eines geräumigen Zimmers seiner Wohnung bedeckten, war entschieden die größte Lächerlichkeit, zu welcher ihn sein Künstlerstolz verleitete. Einer seiner Freunde, wahrscheinlich eben solch ein Phantast der Malerei, wie er ein solcher der Schauspielkunst, porträtierte ihn in zwanzig Heldenrollen, mit möglichst schreienden Farben in ganzer Figur, zumeist in der Größe eines Schreibbogens. Um das Imposante der Kunstwerke und der Wolf'schen Gestalten noch zu erhöhen, saß der gefeierte Meidlinger Held auch mitunter zu Pferde und machten namentlich diese Bilder, welche den sogenannten Mandelbögen würdig an die Seite zu stellen waren, einen hochfomischen Eindruck. Dennoch bildeten diese von ganz schlechtem Holzrahmen umgebenen Alerereien seinen größten Stolz, und hielt er mehr darauf als auf seine wirklich schöne Gallerie von wertvollen Ölgemälden; seine Eitelkeit machte ihn zu blind, um die Abgeschmacktheit dieser Sammlung einzusehen.

Wie ich dies eigenthümlicherweise schon bei mehreren Darstellern erlebte, daß eine Sterbescene ihr letztes Wirken auf der Bühne war, so traf es sich auch bei Wolf, welcher zu seinem Freunde Groll nach einer Theatervorstellung, in der er die Schlussworte: „— nimm mich auf, du fühle Erde!“ gesprochen, die Bemerkung machte, daß er sich müde fühle, und dies wohl seine letzten Worte auf den Brettern gewesen sein dürften. Fünf Tage darauf war der vierundfünfzigjährige Mann eine Leiche!

Mit dem Hinscheiden Wolfs wurde der Meidlinger Bühne ein harter Stoß versetzt. Groll, der seinen Regisseur, seinen zugkräftigen Heldenspieler, Freund und Berather nunmehr entbehren mußte, verlor die Lust zu seiner „Profession“ und konnte das Ende der Pachtzeit nicht erwarten, um sich von einer Bühne zurückzuziehen, welche sich unter seiner fast zehnjährigen Leitung zu einem vielbesprochenen Institut emporgeschwungen hatte. Der Besuch des Meidlinger Theaters, das nun seine Hauptstütze verloren hatte, nahm merkbar ab, und noch vor der Zeit kündigte Groll seine Abschiedsvorstellung an. Nur mit Thränen im Auge sprach er von seinem unvergeßlichen Freund Wolf, welcher ihm als Trost übers Grab hinaus ein Legat von fünftausend Gulden vermacht hatte, und weh' dem, der es wagte, an der vollendeten Künstlerschaft Wolfs zu rütteln, er machte sich Groll zum erbitterten Feind und erhielt die Zurechtweisung und Belehrung: „daß in ganz Bean kan so scharfen Spüler<sup>1)</sup> geb'n hat, wie sei' Wolf aner g'wesen is!“

<sup>1)</sup> Spieler.



## Robinson in der Lindenhütte.

Ein Winterabendbild aus dem hannoverischen Volksthum von Heinrich Schurey.

So ein Winterabend im Dorfe ist wunderschön, wenn in der Ofenpfanne ein Becken voll der schönen, fetten, thymianduftigen Wurstsuppe steht und darum herum kein Fleckchen ist, auf dem nicht so ein saftiger Zwiebelapfel bruzelte. Wenn dann noch gemüthliche alte Nachbarn und Freunde vom Vater hereinkommen, sich um den vom Balken herabhängenden Krüsel<sup>1)</sup> setzen und zu erzählen anfangen, möcht's einem schon leid thun, daß ein so wunderschöner Winterabend nicht ewig dauert.

Wie begierig warteten wir Kinder am Abend auf den Krüsel! Aber die Mutter, welche auch im Finstern den Faden nicht verlor, — o, sie war eine gar geschickte Spinnerin! — sagte gewöhnlich: „Kinder, der Abend ist noch lang und das Öl ist theuer.“

Wenn sie dann endlich den Krüsel angesteckt hatte, zog sie den Docht so weit ein, daß nur ein kleines, schwellendes Flämmchen von röthlichem Glanze blieb. „Stört in, stört in!“ mahnten die Eltern oft, wenn das Flämmchen einmal höher stieg. O, so ein Kind von heutzutage weiß ja gar die Kostbarkeit des Lichtes nicht zu begreifen und zu schätzen!

So düster aber auch der Krüsel brannte, sehe ich doch heute, nach fünfzig Jahren, noch deutlich jeden braun gebratenen Zwiebelapfel um das Wurstsuppenbecken in der Ofenpfanne liegen — und übrigens brannte auch der Krüsel ganz und gar nicht so düster, solange die Menschen ihre Augen durch das Licht der neuen Welt noch nicht verwöhnt hatten.

Der gute alte Krüsel! Er war das irdische Licht der Armut, und da die Armut in der Lindenhütte kein vergänglich Ding war, so kann auch der Krüsel hier eigentlich noch nicht als ein Bestandtheil der Vergangenheit dargestellt werden.

Und wenn ihn die Lebenden in den Winkel stellen, so holen ihn die Todten wieder hervor. Noch ist kein Sarg aus der Lindenhütte

<sup>1)</sup> Kleine, aus Blech bestehende, schiffartige Lampe, welche mit Rüböl gefüllt wurde.

herausgetragen, auf dem man nicht den guten alten Krüsel hätte brennen sehen; <sup>1)</sup> denn was den reichen Todten die aus goldenen oder silbernen Leuchtern aufsteigenden Kerzen sind, das ist den Todten der Armut der gute alte Krüsel, und auch auf meinem Sarge wird er stehen. Dem lieben Gott wird es freilich einerlei sein, ob man mit dem goldenen Leuchter oder mit dem blechernen Krüsel von dannen geht; — ihm ist die eine Seele so arm wie die andere, und das himmlische Licht, das er ihr anzündet, kennt keinen Unterschied.

Lieber aber als auf dem Sarge sehe ich den Krüsel, wenn er — wie in den Tagen meiner Jugend — in den trauten Kreis der Lebenden herabhängt und mit seinem spärlichen Licht die alten treuen Gesichter erhellt, in deren Furchen sich die Sorge des Tages und der Frohmuth des Abends so friedsam mit einander gebettet hatten.

Wie eifrig pflegten wir Kinder nicht die „Sternschnuppen“ zu zählen, die der Krüsel gewöhnlich bildete, und wie wachten wir sorgsam darüber, daß die Schnuppen nicht zur Erde, sondern zurück ins Ölschiff fielen: — bedeutet doch jede derselben einen Besuch, und was war ein langer Winterabend ohne Besuch! Da nun der Krüsel jeden Abend seine Schnuppen hatte, so hatte auch die Lindenhütte jeden Abend ihren Besuch, und wir Kinder hatten unsere Freude.

O, ich seh' sie noch so deutlich, wie die Äpfel in der Pfanne: die alten wack'ren Hofdrescher Untermöhlen und Franke, den alten Hildebrand von der „Befe“, Frohnhöfers Friedrichpaten mit der „barbarisch“ aufgeworfenen Unterlippe, und nicht zu vergessen den alten Mosebach, der mit unserem Vater tagaus, tagein nach dem Holzhauen im gräßlichen Walde gieng und eigentlich sein bester Freund war, denn er war auch der „subtilste“ von allen. <sup>2)</sup> Sonst war er noch „Hofnachtswächter“, als welcher er alle Nacht von zehn Uhr ab bis vier Uhr hin auf dem gräßlichen Hofe und ums Grafenschloß zu „tuten“ hatte.

Damals sahen die Menschen noch ganz anders aus wie heute; 's hatte noch jeder so was Besonderes, während sie heute alle gleich glatt sind.

Heute sieht man alltags nur Kittel und Hose; die Tracht der Lindenhüttenmänner aber war voller Farben und Mannigfaltigkeit; steht mir doch jedes Stück daran noch lebhaft vor Augen: die weiße Jacke von Leinen, kurze Hose mit gelben Spangen auf den Knien, Zwickelstrümpfe,

<sup>1)</sup> Ich füge dieser genau der Wirklichkeit nachgezählten Thatsache noch hinzu, daß in dem betreffenden südhanoveranischen Dorfe die Hausmutter nach der Wegführung des Todten mit dem Krüsel in jede Ecke des Hauses leuchtet, damit die Furcht vor dem Gestorbenen vertrieben wird. Alsdann stellt man den Krüsel so hin, daß er ungestört ausbrennen kann; ihn auszulöschen, wird vermieden, um nicht einem Lebenden im Hause das Lebenslicht auszublasen.

<sup>2)</sup> „Subtil“ ist im südhanoverischen Volksmund sehr gebräuchlich, und zwar im Sinne einer besonders guten Eigenschaft.

fahle manchesterne Hose und bläuliche „Timpelmütze“ mit Ringen, oder Pelzmütze mit einem Deckel von Sammt und einer Quaste darauf. So eine Mütze, wie unser Vater sie trug, kostete vierundzwanzig gute Groschen oder einen Thaler, und da dazumal der Tagelohn — unser Vater gieng im Winter nach dem Holzhauen — genau sechs Mariengroschen, das sind nach heutigem Gelde achtundvierzig Pfennige betrug, so kann man sich ausrechnen, wie lange er um so eine Mütze arbeiten mußte; dafür hatte er aber auch jahrelang 'ne Mütze daran!

Die Männer kamen und giengen mit größter Regelmäßigkeit, und wenn einmal einer ausblieb, dann war das immer ein außerordentliches Ereignis, das den Abend hindurch immer wieder besprochen wurde. „'s zwickt und prickt einen ordentlich, wenn's sechs Uhr ist, und man hat keine Ruhe, bis man sich auf dem Wege zur Lindenhütte weiß“, hörte ich Vaters Freund Mosebach öfters sagen, „und ich sollte mich doch lieber aufs Ohr legen“, fügte er wohl noch mit einer schier ärgerlichen Geberde hinzu, und hier pflegten dann die andern manche spasshafte Bemerkung einzuhäkeln.

Und wie das Kommen und Gehen, so war auch das Hinsitzen von großer Regelmäßigkeit: Ein jeder hatte seinen bestimmten Platz und senkte oder stöhnte vor Behagen, wenn er sich darauf niederließ.

Und ich fühlte dann immer, daß es trotz der aus allen Ecken guckenden Armseligkeit doch nirgends in der Welt eine wohllichere Stätte des Seins und Bleibens geben könnte, als in unserer theueren Lindenhütte.

Bei besonders starker Kälte brachten die Männer wohl auch einen guten Splitter Holz mit. Der alte Untermöhlen soll aber seinen Splitter gewöhnlich aus unserem guten Herrn Pastor seiner schönen „Holzstimme“ genommen haben, die so handgreiflich nahe am Wegthore stand.

Eben dieser Untermöhlen, eine lange, hagere Gestalt mit kleinen „weihrigen“ (wehen) Augen und einer kurzen ehernen Pfeife im Mundwinkel, hatte immer den dicht am Ofen stehenden Spanstuhl inne, und er saß so fest darin, daß sich unser Vater im stillen darüber manchmal ärgerte; denn der Spanstuhl mit seinem Rohrgeslecht und seinen bequemen Lehnen war der allerbeste Platz in der ganzen Lindenhütte, und da sonst nur eine Brettbank und ein paar Brettstühle vorhanden waren, so hätte unser Vater den Spanstuhl auch gern 'mal den anderen Gästen gegönnt.

Für uns Kinder, die noch nicht spinnen konnten, war der Eintritt des ersten Besuches allezeit das Zeichen, bescheiden hintern Ofen zu gehen, denn unser Vater konnte es auf den Tod nicht leiden, wenn „die Kinder alten Leuten in die Nasenlöcher hinausschauen“. Nur Hansfrieder, unser ältester Bruder, durfte sich etwas näher an den Kreis heransetzen.

Und da hockten wir denn still zufrieden hinter dem etwas wackeligen Lehmosen, guckten fein züchtiglich um die Ecke oder durch die Pfanne,

wo dann freilich meistens die Augen an den Äpfeln hängen blieben, und spitzten die Ohren, obgleich wir das Erzählte wohl schon hundertmal gehört hatten.

Der alte Untermöhlen hatte zu Schönhagen im Sollinger Walde eine Schwester wohnen, die er alljährlich einmal zu besuchen pflegte. Das waren immer sieben Stunden, in damaliger Zeit freilich eine Kleinigkeit. Von diesem Besuche und von dem, was er jedesmal unterwegs gesehen und gehört und erlebt hatte, erzählte er alle Abend, und es war immer schön anzuhören. Denn dazumal sahen und hörten die Menschen auf einer Strecke von sieben Stunden mehr, als sie heute auf einer Strecke von mindestens siebenzig Stunden sehen; dazumal hatten auch noch jeder Berg und jede Burg und jeder Wald und jeder Bruch, ja, fast jeder große Stein ihre besonderen Geschichten; da gab's noch zu erzählen von Riesen und Zwergen, von verwunschenen Jungfrauen, verborgenen Schätzen, feurigen Hunden und sonstigen Teufelerscheinungen, besonders auch von Gestorbenen, die allnächtlich „umgehen“ müßten, weil sie noch eine ungesühnte Schuld zu büßen hatten. Untermöhlen behauptete sogar, noch einen Zwerg gesehen zu haben, der bei seinem Anblick „aber ganz erschrocken“ gethan hätte und rasch in den Berg gelaufen sei. Wie ihm jemand auf demselben Wege nach Schönhagen erzählt hatte, soll es „noch nicht vor ganz langer Zeit“ noch ein Ehepaar im Sollinge gegeben haben, davon der Mann 'n Zwerg gewesen war. Einst war das Ehepaar zu einer Hochzeit eingeladen, und da sagte die Frau zu ihrem Manne, dem Zwerg: „Was wollen wir denn zur Hochzeit schenken?“ Da antwortete der Zwerg: „Haben wir nicht Flachß genug? davon kannst du der Braut eine Dieffe (Rocken) schenken.“ Also machte die Frau eine prächtige dicke Dieffe zurecht und schenkte sie der Braut am Hochzeitstage; der Zwerg aber mahnte sie, beim Spinnen niemals zu denken: „Ob wohl die Dieffe nicht kleiner wird?“ Die junge Frau merkte sich diese Mahnung und spann mit vielem Fleiß, so daß sie es durch ihr Spinnen zu großem Reichthum brachte. Endlich plagte sie aber doch der Teufel, und da dachte sie: „Ob wohl die Dieffe gar nicht einmal kleiner wird?“ O weh, da hatte sie nur noch das nackte „Wöckelsche“ (Stock ohne Flachß) vor sich, und fortan mußte sie die Dieffe selbst umthun.

„Ja, ja“, bemerkte unser Vater hierauf, der gern immer etwas tiefer sann, „das ist die alte Sorge, und die Sorge macht immer mager.“ Und unsere Mutter nickte seufzend dazu und zupfte emsig weiter an ihrem Rocken.

Die eine Zwerggeschichte aber weckte die andere, und der alte Mosebach, der von Kaufungen im Hessenlande stammte, erzählte die Geschichte von den Hollemännchen. Die Hollemännchen hatten sich vor den Menschen (im Hannoverischen) nicht mehr zu retten und zu bergen ge-



wußt und darum beschlossen, aus der Gegend fortzuziehen. Sie ließen sich von einem braven Schiffer über die Fulda setzen und gaben ihm zum Lohne für die Überfahrt einen Knäuel Garn, von dem er immer abhaspeln könne, ohne daß der Knäuel davon kleiner würde. Sie mahnten ihn aber, sich bei dem Haspeln vor dem Fluchen zu hüten, denn sonst wäre es mit dem Garn allsofort zu Ende. Der Schiffer merkte sich das, haspelte Tag für Tag und gewann einen großen Reichthum an Garn und Gut. Einst aber haspelte seine Frau, und wie es dann so geht, die Frau wurde ungeduldig, als sich das Garn mehrmals verwickelte, und rief: „Der Teufel hole das ganze Garn!“ Und — weg war der Knäuel.

Unsere Mutter lächelte, nekte den Finger und spann eifrig weiter. Unser Vater aber legte gleichsam den Finger auf die Sage, wie er bei all den alten Erzählungen gern zu thun pflegte, und sagte: „Daß die Zwerge zur Hochzeit und für die Überfahrt nicht bares Geld gaben, sondern vom besten Flachß, das sollte manchem Herrn zu denken geben. Das Geld verknippert sich gar bald, aber der Flachß ist eine unversiegliche Quelle des Wohlstandes, wenn man — diese Quelle besitzt und sie nicht mit dem Fluche der eigenen Schuld verschüttet. Wollte Gott, uns beschenkt die Zwerge auch einmal mit solch einer Quelle! Aber trotzdem wir nur für andere Leute spinnen können, fließt doch alle Tage ein Tropfen aus der Quelle in unsere Hütte — und wie sollte es uns im Winter ergehen, hätten wir nicht diesen ständigen kleinen Zufluß?“

Der Vater sah mit etwas schmerzlicher Miene zur Mutter hinüber; sie nickte ihm zustimmend zu, nekte die Finger und spann eifrig weiter.

An die Deutung unseres Vaters muß ich in unseren Tagen manchmal denken, denn ist nicht heute jene herrliche Quelle des Volkswohlstandes verschüttet, und müssen nicht sowohl die Bauern wie die Tagelöhner gar schwer darunter leiden? Unser Volk hat die Stimme seiner Väter mißachtet und sich einen schweren Fluch zuschulden kommen lassen. —

Während nun unser Vater noch sinnend deutete, war Mosebachs Geist mit den Hollemännchen über die Fulda gefahren und mit ihnen hineingezogen in die heimatlichen Gefilde Hessenlands; — wer mag überhaupt sagen, ob nicht Mosebachs treuer Heimatsinn an der erzählten Sage ein wenig gemodelt hatte? Wer ihn nun hörte, wie begeistert er von seinem Hessenlande und dem Ritter Kunz von Kaufungen erzählte, der konnte schon auf einen solchen Verdacht kommen. — „Hannoverland ist aber auch ein schönes Land“, pflegte er am Schlusse gleichsam wie zur Begütigung der hannoverisch Geborenen gehobenen Tones einzulenzen, und pries als Beweis dessen seine „Feterstine“ (Friederike Christine), seine Frau, die ihn ins Hannoverische hineingezogen und ihm zu dem

„Schönen Amte“ verholffen hatte. Ihr müsst nämlich wissen, daß der frühere Hofnachtswächter ihr Vater war, und daß von ihm, als er sich sterben legte, das Hofnachtswächteramt auf Mosebach übergieng.

Mit dieser Erinnerung war dann schon wieder eine neue Reihe Erzählungen angebrochen, die meist alle auf Mosebachs nächtlichen Erlebnissen beruhten und gewöhnlich von so unheimlichem Spuk handelten, daß wir Horcher hinterm Ofen hier im Grauen nur ordentlich so schwimmen konnten; heute noch fühle ich die dicke Gänsehaut, die uns allemal bei so einer Stelle überlief, wo der große schwarze Hund erschien, die weiße Jungfrau sich sehen ließ, der Mann ohne Kopf vorüberhinkte, der feurige Drache vom Himmel fiel oder auch der Teufel als glühender Heubaum am „Hemen“ (Himmel) zog. Es war zu schön, und wir konnten gar nicht genug davon hören, ob uns auch manchmal die Zähne klapperten.

Aber nicht nur ernstsinige Sagen und Geschichten und heimatliche Erzählungen und schaurige Spukgeschichten gab es da zu hören, auch manch lustiges „Stipstörken“ (Histörchen) gieng im Kreise herum, und in diesem Theile war besonders der alte Franke Meister, namentlich weil er alles Witzige und Saftige so sommertagstrocken erzählte und überhaupt gar nicht viel Worte machte. Er hatte trotz seiner weißen Haare noch alle Zähne; aber ein Borderzahn war länger als die anderen, und wenn er erzählte, mußte ich immer nach diesem Zahne sehen. Am häufigsten mußte er die Geschichte von dem alten Handelsjuden erzählen, der in der Meinung, einen „Jraußen“ Handel gemacht zu haben, freudegefüllt zu seiner Sara heimkam und immerfort rief: „Sara, ich hab 'n Handel gemacht, ich kann's dir vor Freuden nicht sagen!“ — „Na, so sag's doch, Mendel!“ — „Nein, ich kann's dir vor Freuden nicht sagen!“ Und so setzt sich das Zwiespiel noch ein Weilchen fort. Endlich öffnet Mendel die vermeintliche Goldrolle und fährt zurück mit dem Entsetzenschrei: „Sara, ich krieg 'n Schlag! Sara, ich krieg 'n Schlag!“ — Die verdammten Bauern hatten ihm statt der Goldstücke eine Schweinswurst eingewickelt. So oft der alte Franke dieses Stücklein erzählte, dröhnte jedesmal ein gewaltiges Lachen durch die Lindenhütte.

Einmal fragte der alte Franke, uns hintern Ofen zurückend, ob wir auch wüßten, woher die Feindschaft zwischen den Hunden und Katzen käme? Wie immer, verhielten wir uns auch auf solche Frage mäuschenstill, denn wir scheuten uns vor unserem Vater, weil er nicht leiden konnte, daß wir dazwischen sprachen. Es schadete auch nichts; Vater Franke erzählte ja doch. Es war einmal eine Zeit, so begann er, da wollten die Hunde die Knochen nicht mehr essen und sie fiengen deshalb mit den Menschen einen Proceß an. Wer aber einen Proceß gewinnen will, der muß einen guten Advocaten haben, der die Sache richtig zu drehen

und zu dreheln versteht. Also versammelten sich alle Hunde an einem Ort, nahmen die Acten auf die Schwänze und begaben sich allzusammen auf den Weg zu dem berühmten Advocaten. Sie mußten aber über eine Brücke, und da begegneten ihnen die Katzen, die wohl von dem Hundeprocess Wind gekriegt hatten und warfen alle Acten, welche die Hunde auf den Schwänzen trugen, ins Wasser. Auf diese Weise verloren die Hunde den Process, und so müssen sie noch bis auf diesen Tag die Knochen fressen. Aber die Hunde haben's den Katzen nie vergessen und daher leben sie noch heute zusammen wie Hund und Katze.

Und solcher „Stipstörchen“ wußte Franke noch gar manche; es war, als wenn er sie aus dem Kinn holte, an dem er beständig so mit den Fingern herum machte.

„Nun laß mich aber auch mal zu Worte kommen“, pflegte der alte Hildebrand schon immer dazwischen zu rufen. Er hatte ein röthliches Gesicht und mitten drin zwei „kribbelige, lacherige“ Augen und war immer gut aufgelegt, namentlich wenn er „'n Kleinen“ getrunken hatte, und das hatte er fast immer, und dann erzählte er beständig vom Oberförster von Brakenberg, bei dem er in seiner Jugend einmal als Ackerknecht gedient und manchen saftigen Hirsch-, Reh- und Hasenbraten genossen hatte. Das war für die Lindenleute schon an und für sich was Märchenhaftes, und uns floss bei diesen Erzählungen allemal das Wasser im Munde zusammen. Wo wäre denn von uns je einmal einer zu solchen Lederbissen gekommen? Darum haben wir den alten Hildebrand auch immer ganz besonders angestaunt. Er erzählte überhaupt immer gern von einem schönen Essen und Trinken, so wußte er auch die Geschichte von dem Gesellen, der gesagt hatte: „Butter und Käse mag ich nicht, Meister, gib mir Wurst!“

Weniger gern erzählte „Frohnhöfers Friedrichspate“. Er schob lieber ein schwarzbraunes Briemchen im Munde herum und spritzte gern über seine „barbarisch“ aufgeworfene Unterlippe einen zierlichen Stranz in die Stube. Wenn er aber erzählte, dann war's immer 'was von den schrecklichen Kriegszeiten, denn er war noch mit Napoleon nach Rußland gewesen und war da uns Paar erfroren; aber er machte es zu unserm Kummer immer kurz, denn so 'was müßte man selber mitgemacht haben, um es richtig zu verstehen, pflegte er immer zu sagen und jummte dann wohl das Lied für sich hin:

„Napoleon, du Schustersohn,  
Wirft abgesetzt von des Kaisers Thron.  
Ach, hält'st du nicht an Rußland gedacht  
Und hättest mit uns Deutschen den Frieden gemacht,  
Wärst Kaiser geblieben.“

So war nun ein Abend nach dem anderen hingegangen, bis eines Abends ein seltsam fremder Gast bei uns einkehrte, der alle bisherigen Unterhaltungen plötzlich verstummen machte: Robinson!

Mir schauert es heute noch wundersam durchs Herz, wenn ich diesen Namen ausspreche.

Eines Abends kam Hanfrieder, unser ältester Bruder, in stürmischer Freude heimgelaufen, schwenkte über seinem Kopfe ein kleines graues Büchlein ohne Band und schrie: „Habe unserem Herrn Pastor ein bißchen Splitterholz 'rein tragen helfen, und da hat er gesagt: Nun will ich dir auch was Schönes schenken, und da ist er hingegangen und hat mir dies Buch gegeben, und es wäre wunderschön darin zu lesen, hat er gesagt.“

Rasch mußte unsere Mutter den Krüsel anstecken, und nun wir alle um unseren Bruder herum und das Buch angestaunt. „Robinson“ stand groß darauf, und ein Bild zeigte, wie er ausgesehen hatte.

Indem kamen auch schon unsere Gäste herein, und als sie von dem Buche hörten, und daß so schön darin zu lesen wäre, hieß es gleich: „Das mußt du uns vorlesen, Junge, das mußt du uns vorlesen gleich heute abend!“

Und sie rückten ihm einen Brettstuhl dicht unter den Krüsel; fast hätte ihm der alte Untermöhlen den Spanstuhl gegeben, so 'ne Freude hatte der über das Buch; gerückt hatte er schon so ein bißchen, doch als er sah, daß er billiger dazu kommen konnte, sagte er nur: „Sonst hättest du auch 'n Spanstuhl kriegen können“ — und blieb sitzen.

Unsere Mutter „störte“ das Licht ein klein wenig größer, und Hanfrieder fieng an zu lesen. O, der konnte lesen! Wie ein Schulmeister! sagten die Leute oft, und es war auch wirklich wahr.

Am ersten Abend kam er bis zu den Menschenfressern auf der Insel, und wie Robinson einen von den Wilden, den sie eben schlachten wollten, errettete und auf den Namen Freitag taufte.

Wir hätten nun gar zu gern die Geschichte gleich noch weiter gehört; aber die Alten sagten, so was Wunderschönes müsse man nicht gleich auf einmal verschlingen, sondern gehörig eintheilen, daß man immer noch eine Freude auf den anderen Tag behielte. Auch mußte der Krüsel ja wieder eingestört werden, da die Geschichte sonst zu kostspielig wurde.

Am anderen Abend, den wir kaum erwarten konnten, wurde das Vorgelesene zunächst kurz besprochen, was uns hinterm Ofen aber schon viel zu lange dauerte. Dann fuhr Hanfrieder fort und las bis dahin, wo Robinson seinem Freitag die ersten Begriffe vom lieben Gott beizubringen sucht.

Am dritten Abend aber war kein Halten mehr, so gern auch die Alten die Geschichte noch weiter in die Länge gezogen hätten; alle lebten wie im Fieber, und begierig haschten wir jedes Wort von Hanfrieders Munde, ja wir sahen mit einer ordentlichen Ehrerbietung und Begeisterung zu unserem Bruder auf, und wir hätten ihm gar zu gern 'was



ganz Besonderes zugute gethan; aber wir hatten leider nichts. Als nun Robinson und Freitag den Spanier von den Menschenfressern gerettet hatten, und als sie dann noch einen alten Wilden im Rahne liegen sahen, der an Händen und Füßen geknebelt war und ebenfalls von den Menschenfressern hatte geschlachtet werden sollen, und als Freitag auf einmal wie außer sich dem alten Wilden in die Arme stürzte, ihn küßte und drückte und dabei lachte und weinte und schrie: „Mein Vater! Mein Vater!“ da konnte Hanfrieder eine ganze Weile nicht weiter lesen, denn groß und klein schluchzte und jubelte; mir aber war's, als hätte ich zu unserem Vater laufen und ihn fest umschlingen müssen. Doch schämte ich mich. Und als Robinson endlich nach so schwerem Schicksal mit seinem Freitag beim alten Vater in der europäischen Heimat eintraf, und der alte Vater ihn erschüttert bei den Händen hielt, da gieng's wie ein tiefes Aufseufzen durch die Lindenhütte, und eine kleine Weile war alles still. Ein wunderbarer Glanz lag vor unseren Augen, und in diesem Glanze sahen wir die Insel, sahen wir Robinson und Freitag lebendig dastehen, und es ist mir heute noch, als hätte ich die wunderbare Geschichte nicht vorlesen gehört, sondern als hätte ich sie gesehen, miterlebt, und Robinson und Freitag können gewiß keine schrecklichere Noth und Angst ausgestanden, keine größere Freude gehabt haben als wir.

In diesem Abend war es, daß unsere Mutter alle Sorge um das Öl vergaß und den Krüsel brennen ließ bis gegen zehn Uhr, und sie hätte ihn gewiß noch länger brennen lassen, wäre nicht Vater Mosebach plötzlich ganz erschrocken aufgesprungen mit dem Rufe: „Herrgott, ich muß ja tuten!“ Es waren aber auch niemals die Stunden so zauberhaft rasch hingegangen. Robinson war nun das Zauberwort, um das sich noch viele folgende Abende ausschließlich die Unterhaltung drehte.

Bald kamen nämlich auch noch andere Leute herzu, welche von der Geschichte gehört hatten, und nun mußte unser Hanfrieder wieder von vorn zu lesen anfangen. Und als diese zweite Vorlesung vorüber war, da hatte schon das halbe Dorf bei unserem Vater angefragt, ob man nicht auch 'mal kommen dürfe. Natürlich konnte unser Vater doch einen solchen Wunsch nicht abschlagen, und Hanfrieder mußte zum dritten-, vierten-, fünftenmale lesen. Immer größer wurde der Andrang, und ob auch unsere alten Gäste, um platzzumachen, mehrere Abende zu Hause blieben, ob auch Tisch und Bank und Stühle in die Kammer gebracht wurden, stand doch die kleine Lindenhüttenstube immer dicht gedrängt voll; ja, in der Thür und auf der Diele standen die Leute noch, und manche brachten auch Holz und Öl mit als Dank für die große Freude, daß sie die Robinson-Geschichte hören durften.

Und unser Hanfrieder wurde nicht müde zu lesen, ob er die Geschichte wohl auch dreißigmal lesen mußte, ja, er hatte einen ordentlichen

Stolz darauf, las nun aber auch immer mehr für 'n Meister, und jedermann wunderte sich über ihn und lobte und pries ihn.

Und so sind wohl nach und nach gegen fünfhundert Personen, groß und klein, alt und jung, zur Lindenhütte gekommen, und alle haben die Geschichte von Anfang bis zu Ende gehört und noch lange Jahre nachher mit Begeisterung gesprochen und erzählt von Robinson in der Lindenhütte. Und so was Schönes und Seltsames ist noch nie wieder dagewesen in unserem Dorfe!

## Kurts Frau.

Eine moderne Ballade von Sophie von Rhuenberg.

**W**eiß keiner einen Ausweg mir  
Aus dieser Eh' voll Leiden?"  
So sprach die Frau des bösen Kurt.  
Die Freundin: „Lass dich scheiden!“

„Ja scheiden, das ist leicht gesagt,  
Ich hab' der Kinder sieben,  
Und keines, keines gab' ich her,  
Denn alle muß ich lieben!“

Da kam zu der vergrämten Frau  
Ein junges Ding gesprungen,  
„Ei, lach' mit uns, ei, tanz mit uns,  
Gib Stoff den bösen Zungen!“

„Die bösen Zungen scheu' ich nicht,  
Doch bin ich so verdrossen,  
Es lām' in alle Freudigkeit  
Ein Thränenstrom geflossen.“

Weich war die Nacht, am Gartenzaun  
Erblickte rings der Flieder,  
Da neigte sich ein Männermund  
Zu ihrem Ohr hernieder —

Und sprach in bettelnd-süßem Ton:  
„Schenk' mir ein wenig Wonne,  
Lass über unser stilles Glück  
Aufgeh'n die ewige Sonne!“

Noch bist du jung, begrabe nicht  
Dein Lieben und dein Leben —  
Es reut dich einst, wenn du umsonst  
Dies alles hingeggeben!“

Wohl stieg in ihre Wange heiß  
Ein bebendes Erröthen —  
Wie wär's, mit süßer Kisse Gift  
Ihr hilflos Weh zu tödten! — —

Doch zweifelnd steigt es ihr zu Sinn:  
Er küßt und läßt dich fahren —  
Vor einem Liebsten, der nicht treu,  
Da mög' dich Gott bewahren!!

Und herber, als das Herz es will,  
Heißt ihn die Lippe wandern,  
Sie bleibt zurück in Einsamkeit,  
Er sucht sich Trost — bei ander'n.

O Einsamkeit, wie thust du weh  
In jungen, heißen Tagen,  
Bei Sommerhauch und Liederklang  
Und Nachtigallenschlagen.

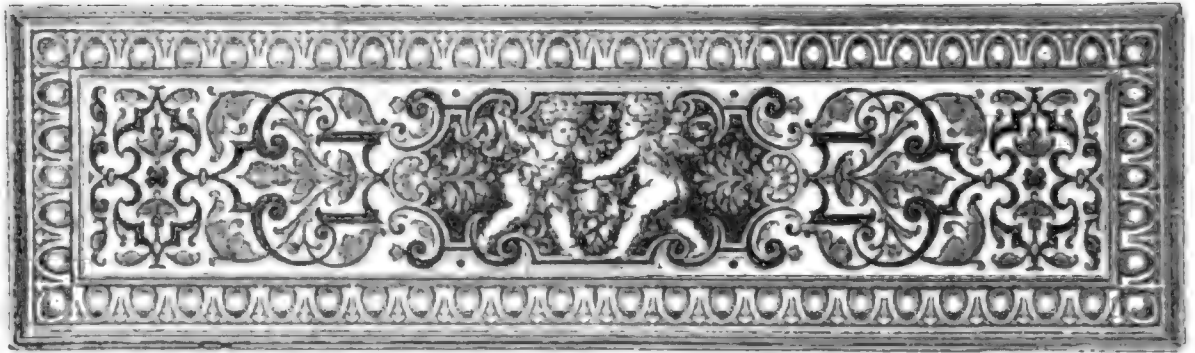
O Einsamkeit! — — Da horch; es naht  
Ein heller, froher Haufen,  
Im Wäglein sitzen ihrer zwei,  
Eins trägt man — viere laufen.

Hoioh, was für ein bunter Schwarm  
Von Röcklein und von Hosen, —  
Nun schmück' dich Mutter, wie zum Fest,  
Mit diesem Kranz von Rosen.

So schöne Bier hat keine Frau —  
Und keine bess'ren Waffen —  
Sei glücklich, lass die Sorgen sein,  
Dein Heil ist längst geschaffen!

Und wie dein Herz sie voll umschleicht,  
So lehrt dein Lächeln wieder,  
Und in den Abgrund stürzen schnell  
Die bösen Zweifel nieder.

Weltlust ist gar ein schönes Ding  
Und lieblich Liebesworte,  
Doch nur ein Rindermund erschleicht  
Des Edens rechte Pforte.



## Kleine Laube.

### Die Schöpfung der Steiermark.

**D**er hatte just der Herr  
Der Alpen herrliches Gebäude  
Mit mächt'gem Gotteswink  
Errichtet selber sich zur Freude  
Und sucht' nach einem Flecklein nun,  
Froh mit Behagen auszuruh'n.

Da rings er keines fand,  
Fügt' eine liebliche Idylle  
Noch an der Berge Rand  
Im Osten rasch sein Schöpferwille.  
Die Reize all' der Alpenwelt  
Hat nochmals eng er hier gesetzt.

Die Berge frei und hoch,  
Die grünen Thäler traut, voll Wonne,  
Im Norden Gletschereis,  
Im Süden Wein und milde Sonne,  
Die Frauen hold, die Männer stark, —  
So schuf der Herr die Steiermark.

Karl W. Gawalowski.

### Wie kann das Völker-Schiedsgericht einen Krieg verhindern?

Die Friedensfreunde und Friedenscongresse wollen den Krieg abschaffen. Wegen dieses rührend guten Willens werden sie verspottet. Aber das nicht darum, weil die Leute den Krieg etwa wünschen, sondern vielmehr, weil sie die Abschaffung desselben für unmöglich halten und auch weil man nie recht erfahren kann, auf welche praktische Weise die Friedensfreunde ihr Ideal erreichen wollen.

Auch Schreiber dieser Zeilen ist Friedensfreund, ein ehrlicher, heißer Wümscher des Friedens. Die gänzliche Abschaffung der Kriege wagt er nach seiner Kenntnis der Menschennatur wohl kaum zu hoffen, aber eine Verringerung derselben zu ermöglichen, scheint ihm wahrscheinlich und nicht mehr ferne. Er denkt sich das etwa so:

Da die Culturstaaten ein internationales Völkerrecht ohnehin anerkennen und gelegentlich aufrecht halten, so möchten sie erstens erklären: jeder Krieg, den Staaten untereinander führen wollen, ist antivölkerrechtlich. Mit dieser Erklärung ist alles

gethan und nichts. Alles, weil im Princip der Krieg in der Menschheit verdammt wird, nichts, weil Satzung und Buchstabe machtlos sind, und weil jeder Räuberhauptmann, der seinen brutalen Anhang hat, thut, was er will.

Jedes Gesetz, das ausgeführt werden will, muß einen Arm haben, um im Nothfalle die Ausführung zu erzwingen. Ein Gesetz ohne Gewalt ist bloß Gebot, Gebote kann man je nach Belieben befolgen oder übertreten. Wo aber soll das internationale Friedensgesetz die Gewalt hernehmen, sich Geltung zu verschaffen, wenn die Heere abgeschafft sind? Und das letztere wollen die Friedensfreunde doch? — Ich glaube, die gänzliche Abschaffung des Heeres wollen sie nicht, können sie nicht wollen. Jeder Hausvater braucht einen Schenkiemer, jedes Dorf eine Ortspolizei, jeder Staat eine Militärmacht, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten. Ohne solche Macht könnte er nicht eines seiner tausend Gesetze durchführen in seinem eigenen Lande, und jeden Tag gäbe es Revolution.

Also jeder Staat muß seine Hausmacht, seinen Arm haben und jeder Staat wird diesen Arm heben, wenn die Befolgung eines seiner Gesetze offen verweigert wird. Nun nehmen wir an, die Staaten haben ein gemeinsames Gesetz gegeben, nach welchem der Krieg ein Staatsverbrechen und der Anstifter eines Krieges als Verbrecher zu bestrafen ist. Gesetzt den Fall nun, es erschiene in irgend einem Lande ein Napoleon, der sich nach solchem Gesetze nicht kehren will, der Eroberungsgelüste hat, oder sich einen andern Vortheil von irgend einem Nachbarnvölke gewaltsam erzwingen will. Sein Land und Volk hat er verstanden für seine Pläne zu gewinnen, gegen die allgemeine Ordnung aufzuwiegeln, und er beginnt Krieg. Was wird geschehen? Der Napoleon wird im Momente stärker sein, als das unvorbereitete Nachbarnvölke, das er bedroht, aber alle Staaten werden sich nun vertragsmäßig vereinigen mit ihren Hausmächten, um dem Friedensgesetze, das sie gemeinsam gegeben, auch gemeinsam Recht und Kraft zu verschaffen. Der Friedensstörer hat alle Staaten gegen sich. — Unter solchen Zuständen wird es so leicht nicht einer wagen, anzufangen.

So denke ich mir die Durchführung der Friedensidee, und wenn man sagt, das wäre kein Frieden, der durch Waffengewalt, also durch Krieg, erzwungen wird, so muß ich es zugeben und sagen, ja anders weiß ich nicht, wie es gehen soll. Sehet aber, ob eine solche Einrichtung nicht denn doch besser wäre, als die gegenwärtigen Zustände. Wenn der Krieg schon nicht ganz aus der Welt zu schaffen ist, so nütze man ihn wenigstens, um durch ihn den Frieden zu schützen. R.

## Moderne Liebe.

Nach Claude Larcher.

Eine Frau, die einen Mann bloß zum Freunde haben kann, hat wenig Temperament; es ist eine wässerige Liebe. Ein solches Freundschaftsverhältnis ist das Aquarell der Liebe.

\* \* \*

Eine Frau, die den Geliebten verloren hat und sich dann mit einem „Freunde“ begnügt, ist wie eine Mutter, die ein Kind verloren hat und mit einer Puppe spielt.

\* \* \*

Vor einer Frau braucht man bloß jemanden, mit dem sie verkehrt, herabzusetzen, und sie wird den Verkehr mit ihm noch sicherer fortsetzen.

\* \* \*



Für ein leidenschaftliches Herz ist es der ärgste Schmerz, dem Herzen, das es liebt, nicht zu genügen.

\* \* \*

Ein Mann, der nicht mehr liebt oder nicht mehr geliebt wird, lebt in einem ununterbrochenem Grimme gegen alle Liebenden.

\* \* \*

Um eine moderne Frau zu verführen, genügt es, Modemensch und Herkules zu sein.

\* \* \*

Jede Zärtlichkeitsbezeugung ohne Bedeutung, die wir der Frau erweisen, bringt uns um einen Grad tiefer unter den Pantoffel.

\* \* \*

Das Herz eines Mannes ist immer so alt, wie seine Mannbarkeit.

\* \* \*

Die galantesten Frauen werden auffallend tugendhaft, wenn es sich darum handelt, ihre Rivalinnen zu verdammen.

\* \* \*

Unsere Civilisation züchtet gerne Jungfrauschaft ohne Unschuld. Die Barbaren, welche die Mädchen eroberter Städte anfielen, ließen die Unschuld ohne Jungfrauschaft zurück.

\* \* \*

Es gibt wahrscheinlich nichts Älteres als die alte Seele eines modernen jungen Mannes oder einer modernen jungen Frau.

\* \* \*

Verdorbene Frauen können süßer sein, als unschuldige, so wie es Obst gibt, das als Einmachobst besser schmeckt, als in frischem Zustande.

\* \* \*

Nicht sosehr der Verrath der Frau lehrt den Mann mißtrauisch sein gegen sie, sondern vielmehr sein eigener Verrath.

\* \* \*

Wenn Mann und Weib zu gleicher Zeit anfangen sich zu lieben, so gibt das die größte Seligkeit; wenn sie zu gleicher Zeit aufhören, sich zu lieben, so ist es das größte Glück.

\* \* \*

Mit der ersten Vorstellung des Liebenden, daß ein Bruch möglich sei, ist er in der That auch vollzogen.

\* \* \*

Man ist nur dann wirklich von einer Frau geheilt, wenn man nicht mehr neugierig ist, mit wem sie einen vergißt.

## P o e t e n w i n k e l .

### Verufung.

(Am fünfundschiezigsten Geburtstag Robert Hamerlings.)

„Stern des Glückes, zweien Herzen giengst du auf so süß und klar!“  
Froh bewegt vor einer Wiege ruft's ein junges Elternpaar.  
Pfeifend kreist der Weberfaden durch des Mannes Faust geschwind,  
Kosend drückt an sich die Mutter mit der Schwielenhand das Kind.

's ist ein Knabe, blond und lodig — leidlos ruhig schläft er ein!  
... Horch, was fliegt jetzt durch das Fenster, durch das offene, herein? —  
Eine Biene honigduftend hat das Mutteraug' gewahrt.  
Eine Biene wohl, doch eine — — eine von ganz felt'ner Art.

Eine, deren Flüglein leuchten wie demantene Klare Flut,  
Wie beglänzte Goldkrystalle, wie ein Thau auf Rosenglut,  
Eine, die gewallt von Mittag über Golse, über See'n,  
Durch ein Licht, ein zaubervolles — eine von Hymettos' Höh'n!

Segnend naht sie jetzt dem Knaben, schwirrt um ihn so leicht und leij'.  
Nahe kommt sie, immer näher, immer enger wird der Kreis!  
Sieh', nun scheint sie drauf zu finnen, was als Ruhstatt ihr bereit:  
Und schon löst des Kindes Lippen sie für eine kurze Zeit.

Gingeschlummert ist die Mutter, während dieser Kuß gesch'eh'n;  
Vor dem Fenster eine Esche aber hat es still gesch'eh'n:  
Von den Zweigen nimmt ein Rauschen durch die Weiten seinen Lauf:  
Stern des Glückes, Millionen giengst in diesem Kind du auf!

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

### Nicht allein!

Fichtenwald und Schattenföhle,  
Hintergrund der Berge Blau —  
Ein Erwachen der Geföhle  
Aus dem schaaln Daseinsgrau.  
Quellenmurmeln, Ruhetrinken —  
O, die Welt ist doch noch schön!  
Kann das Leid doch noch versinken,  
Träufelt Friede aus den Höh'n.  
Oft hab' ich auch das empfunden;  
Friede bot mir manche Stund';  
Herrlich ist's ja, zu gefunden  
Sind das Herz, die Seele wund.

Doch es gibt noch bess're Dinge,  
Als der wald'gen Berge Glück;  
Eines gibt's im Daseinsringe —  
Alles and're steht zurück.  
Blickt ein Aug' mich an voll Treue,  
Voll von Lieb' und Edelsinn,  
Geb' sofort ich — ohne Reue —  
Walddesduft und Quelle hin.  
Die Natur heut Ruhe, Frieden,  
Ja! Doch Seligkeit ein Blick,  
Der da sagt: Du bist hienieden  
Nicht allein im Liebesglück.

Anton Ganser.

### Im Parl.

Ein Finkchen saß im Winterschnee und sang.  
Da kam im warmen Pelz des Weg's entlang  
Ein alter Knasterbart, ihm wohlbekannt,  
Dem nahm's vertraut das Futter aus der Hand.

Dies sah ein armer Bettelbub von fern  
Und schlich herbei sich zu dem guten Herrn —  
Aus hohlen Wangen blickte scheu die Roth  
Und frierend bat er um ein Stücklein Brot.

„Marsch fort, du Schmierfink“, schnauzte der ihm zu,  
„Hat nirgend von dem Bettelvult man Ruh'?“  
Das Kind erschrak, die Füßchen trugen's kaum,  
Und zornig flog der Fink auf einen Baum.  
„Schmierfink!“ grollt er; „warum just Fink?  
Ich mein',  
Stets zierlich wär' mein Kleid und nett und rein —

Wie ungerecht doch diese Menschen sind!  
Und gibt's was Arm'res als dies bleiche Kind?  
Mühselig bettelt sich's von Haus zu Haus,  
Doch leichtbeschwingt schau' ich um Nahrung  
aus."

Wie auch der Alte rief und wie er locht,  
Das Finkchen breit auf seinem Aste hocht  
Und nahm von diesem herzlos harten Mann  
Seit jenem Tag kein Krümmelchen mehr an.

Jenny von Reuß.

\* \* \*

### In Vaters Garten.

Ich sah mich heut' im Traume wieder in Vaters Garten;  
Voll weißer Trauben hieng der Flieder in Vaters Garten.  
Aus brauner Erde sproßten Beilchen; es fielen Blüten,  
Wie späte Floden, auf sie nieder in Vaters Garten.  
Sich sonnend, sahen Finkenpärchen im jungen Laube,  
Und Schwalben prüften ihr Gefieder in Vaters Garten.  
Es war wie einst, und doch beschlich mich ein herbstlich Trauern,  
Vergebens kämpft' ich an dawider in Vaters Garten.  
Nicht mehr durchbebt mich meines Sommers Erwartung heute,  
Die einst gebebt durch meine Glieder in Vaters Garten.  
Mir fehlte, was ich lieben lernte, seit vielen Jahren,  
Und fremd erklangen meine Lieder in Vaters Garten.  
Es liegt so viel schon zwischen heute und jenen Tagen;  
O würd' ich doch zum Kinde wieder in Vaters Garten!

Karl Jaksch.

\* \* \*

### Ich weiß nun, dass die Liebe Wunder thut!

Ich denke an dich den ganzen Tag  
Und träume von dir die ganze Nacht,  
Und niemand und nichts wohl je vermag  
Zu bieten, was mich so selig macht.

Dies Denken an dich macht mich so gut,  
Dies Träumen von dir macht mich so weich,  
Ich weiß nun, dass Liebe Wunder thut,  
Ich war ja so arm und bin nun reich!

Franz Floth.

\* \* \*

### Die Stropfreidi.

Da Pfora von Sanct Joachim,  
Dea preidigt holt imma goa sou jchlimm.  
Af an Suntog wos holt grad,  
Wou ea wiada sou jchlimm preidigt hot,  
Ensa Glaub'n wiad gonz schwach,  
Und a sunst gibt's überoll noch.  
Wouhin sull denn dos führen? hot ea gfozt.  
Und es hot iahm sou da Juan onpocht,  
Und wird dos nouch a Zeit sou dauan,  
Sou losst da Petrus die Himmelskhia vamauan,  
Denn sou mit Sündn belodn, wie deis banond  
seids hia,  
Deaf lana keiman ja da Himmelskhia.  
Und wie die Leut feini finstan Blic hobn gsegn,  
Aus woas und gsegn,  
Die gonzi Kirchn woa af amol  
Bawondlt in a Tommathol,

Olli hobn laut zn Wanan oungfonga,  
Sougoa in Pfora af da Kounzl  
Is da Schiach oungounga.

Nua ana woa, dea neit hot gwoant,  
Dea is ba da grougn Kirchtüla gstondn  
Und hot sih af sein Stedn aufgloahnt,  
Und hot sou thon, wie wenn ea nigs hätt gbert,  
Üba dos hot aba da Wiesnbaua glei aufbegehrt,  
I möcht gean wissen, wea du bist.  
Bist du vielleicht goa sa Krift.  
Siachst, dos olli gonz vazweist sein,  
Und du schauft dazua nouch finsta drein.  
„Dos is goa leicht, mein liaba Monn“,  
Sogt da Freimdi, „i bin jo neit von dera Pfor,  
Wos geht den mi die Preidi on!“

Franz Schenk, Schuhmachergehilfe.

## Aus der „guten alten Zeit“.

Mitgetheilt von Karl Reiterer.

Jüngst fanden wir in Original-Handschrift ein „Verzeichnis, wie sich ein jeder Knapp halten soll, nach laut der Articul wie hernach folgt. Anno 1715 den 30. Octobris“. Diese Knappenordnung, mit einem erzbischöflichen Wappen (Salzburg) versehen, trägt die Unterschriften des Herrn Commissarius M. Adam, des Zöchmeisters Georg Schamburger, des Bischenmeisters Thomas Kaiser, Andrá Gugg und Christof Vablechner, der Altgesellen Georg Helmbinger und Matthias Hueber u. s. w.

Interessant ist diese Knappenordnung, welche unter erzbischöflichem Regime Geltung hatte, für uns deshalb, weil sie mit ihren achtunddreißig „Articul“ zeigt, wie's in der lieben guten alten Zeit zopsmäßig hergieng und wie der Arbeiter von seinem Arbeitgeber am Gängelbände der väterlichen Bevormundung geführt wurde.

Wir beginnen mit dem „1. Articul“ und lassen einiges auszugsweise — aber wörtlich citiert — folgen.

„Zum Ersten. So man jährlich unseren Patron und Reichtiger St. Ulrich verehret mit einem Lobambt, ist ein jeder Knapp schuldig, demselben beizuwohnen, und welcher das erste Opfer versäumt, der ist in gemeiner Knappen-Straf per . . . . 8 hl.“

„Zum Andern. Wenn man eine Procession holt, welcher Knapp müessig umgehert, der nichts trägt, soll darumben bestraft werden per . . . . 8 hl.“

„Zum Dritten. Wenn man eine Leich trägt, welcher Knapp nit kombt ohne erhebliche Ursach, der soll darumben bestraft werden . . . . per 8 hl.“

„Zum Viertten. Wann ein Knapp geistlich (vom Tische des Herrn kam) ist, trinkt den selben Tag zuviel, der übergibt (erbricht), der soll darumb gestraft werden . . . . per 8 hl.“

„Zum Fünfften. Wenn ein Knapp das Hochwürdig Guet schenkt oder schmeht, oder sonst einen Fluch ausgibt in der Ersten Irren, der hat den Freitag gebrochen.“

„Zum Sechsten. Wann ein Knapp kurze oder lange Wöhr in der ersten Irren trägt, der hat den Freitag brochen.“

„Zum Neunten. Wann einer vor offener Lad' ein Vollig gibt, zieht die Handschuech nit ab, der soll darum gestraft werden per . . . . 4 hl.“

„Zum Ainlifften. Wenn ein Knapp an einem Zöchtag übergibt, der soll darumben gestraft werden umb den Freitag, er sei dann in seines Maisters Haus.“

„Zum Zwölfften. Wann ein Knapp an einem Zöchtag auf der Hörberg nit zocht und würd' begriffen, daß er in anderen Wirtshäusern zocht, der soll darumb gestraft werden. . . . 4 hl.“

„Zum Vierzöchenten. Wann ein Knapp an einem Freitag das Lieblings Trankh verschütt', es sei Bier oder Wein, daß er dasselbig mit der Hand nit bedecken mag, der hat gen Freitag brochen.“

„Zum Fünffzöchenten. Wann ein Knapp dem andern vor offener Lad' Lugen strafft, der soll darumb bestraft werden . . . . per 8 hl.“

„Zum Sechzöchenten. Wann ein Knapp an einem Zöchtag ein Brod einschleibt, ohne Erlaubnis „der soll darumb gestraft werden per 4 hl.“

„Zum Sibenzöchenten. Wann ein Knapp eine Sembl (Semmel) oder anders Brod anschneid't und trifft den Anschuß nit, oder schneid't in allen herab,



der soll darumb bestraft werden.“ Eine ergötzliche Haarspalterei! Der arme Mann mußte sogar beim Brotschneiden achtgeben, daß er nicht gegen die „Knappenordnung“ handle.

„Zum Achtzöchten. Wann ein Knapp von einem Kipfel beide Zipfel abbricht, lögt es dann wieder von sich, so soll er darumb bestraft werden.“

„Zum Zwanzigsten. Wann ein Vizenmaister über Feld gehet, gibt den Schlüssel nit von sich, der soll darumben gestraft werden . . . 8 hl.“

„Zum Ainundzwanzigsten. Wann ein Knapp gescholten würd' und arbeitet darüber, zeigt's dem Hschmeister nit an, der soll darumb gestraft werden per . . . 8 hl.“

„Zum Zwayundzwainzigsten. Wann ein Knapp über 14 Tag an einem verdächtigen Ort arbeitet, der soll nach Handwerksgebrauch und eines Ehrsamem Handwerks Erthamtnuß abgestraft werden.“

„Zum dreiundzwainzigsten. Wann ein Knapp weiß, daß einem nachgeschriben ist worden (das hentige steckbriessliche Verfolgen), und er arbeitet neben ihm, der soll darumb bestraft werden. Deswegen ist auch

„Zum vierundzwainzigsten für guet erkant worden: wenn ein fremder Knapp allhier will umschürfen, ist der Altgesöll schuldig, ihm nach Handwerksgebrauch auszufragen und aufrecht gegebene Antwort umb Arbeit zu schauen. So aber einer bei der Ausfrag nit allerdings bestunde (offen Aufklärung geben wollte oder würde), mueß der Altgesöll beobachten, ob er (der fremde Knappe) an einem zünstigen Ort gelernet hab oder nit, widrigenfalls ein solcher Verdächtiger von der Hörberg abgeschafft werden soll.“ Das finden wir ganz in der Ordnung.

„Zum Sechszundzwainzigsten. Wann ein Knapp essen oder trinken thuet auf freien Gassen unter bloßem Himmel, der soll darumb gestraft werden per 4 hl.“

„Zum Siebenundzwainzigsten. Wann ein Knapp ein Almosen thuet einnehmen, daß andere Knappen ein' Grund wissen, der soll darumb gestraft werden per 8 hl.“

„Zum Achtundzwainzigsten. Wann sich ein Knapp auswandern thuet, kombt demselben nicht nach, der soll darumb gestraft werden um doppeltes Knappen-Recht per 16 hl.“

„Zum Neunundzwainzigsten. Wann ein Knapp wandert und bleibt nit vier Wochen auß, der soll darumb gestraft werden per . . . 16 hl.“

„Zum Ainunddreißigsten. Welcher Knapp auf dem Gey in Arbeit einfiht und zeigt's dem Viertelmaister oder bei der Knappenlad innerhalb 14 Tage nit an, der soll darumben gestraft werden per 8 hl.“

„Zum Zwayunddreißigsten. Wann die Knappen ihren gewöhnlichen Jahrtag halten, welcher Geyknapp nit beiwohnet, der- oder dieselben zahlen unverweigerlich 15 Kreuzer; dann alle Quatember (vierteljährig) drei Kreuzer . . .“

„Zum Vierunddreißigsten. Wann es sich begäbe, daß ein Knapp leichtfertig verbröchte (was?), soll selbiger bei der Maisterlad einen Gulden dreißig Kreuzer zur Straf erlegen, die andern geringen Verbrechen (wären zu ahnden) nach Erthamtnuß eines ehrsamem Handwerksbrauches.“

„Zum Sübenunddreißigsten. Wann ein Knapp am Montag Vormittag feiert („blau macht“) ohne erhöbliche Ursach', der soll um ein Pfund Wachs (!) gestraft werden, doch soll es dem Knappen vergunnt sein, um ein Uhr Nachmittag, wann kein Feyertag in der Wochen einfallt, zu feiern.“

„Zum Achtunddreißigsten. Welcher Knapp feiert und wieweil einem andern Maister den Knappen zum Feiern auströden, der soll darumb bestraft werden.“

Weiter heißt's in der Original-Handschrift:

„Berner ist denen Knappen auch zugelassen worden, daß hernach folgende Punkte in ihren Artikulz-Brief beigebracht werden.“

Es folgen nun einige noch unwesentliche „Punkte“, die wir übergehen. Aus dem Vorangeführten ist bereits ersichtlich, wie entwürdigend der Arbeitsgehilfe der guten alten Zeit in vielen Stücken bevormundet wurde. Der beschränkte Unterthanenverstand mußte gemapregelt werden! Nu ja, daß ist's eben!

## Jugatzzeit, Buamazeit.

In Salzburger Mundart von F. Franz Scheirl.

Jugatzzeit, Buamazeit,  
Di vagist nia,  
Wem s' a so schön gwen  
Und frisch als wia mir!

Frisch wia a Zuchza  
Wia d' nacktn Knie,  
Kurz wia a Gstanzl  
Und d' Edlweißblüh.

Kurze<sup>1)</sup> und Zuchza,  
Gstanzl und Stern —  
Um den lieb'n Vierkle  
No heunt möcht i rern!<sup>2)</sup>

Weit von dahoam, mein,  
Da wachst a halt nit,  
Drum han i nindercht,  
Gar nindercht an Fried;

Bis 's mi gach<sup>3)</sup> wieda  
Da Hoamat zuatreibt —  
's Kind zun lieb'n Muada'schoß,  
Wo 's so gern bleibt;

Die oan alln Wehdan,<sup>4)</sup>  
— lang oda kurz —  
Und d' Mieslsucht<sup>5)</sup> ausreißt.  
Aus mit da Wurz. — —

— — Juju! dahoam, dahoam  
Bin i, ös Leut!  
D' Kurz' han i a schon an,<sup>6)</sup>  
Meist's ma mein Freud!

Bal geht's gen Alm und  
An Edlweiß zua,  
Hau,<sup>7)</sup> do wird gstanzlt  
Und giuchacht grad gnua!

— Wier in da Buamazeit!  
Mili,<sup>8)</sup> ja gel,<sup>9)</sup>  
Die hat an Schein g'habt  
Sunawendhell!?

Hell wie um d' Sunawend,  
Um die schen Zeit,  
Wo Liecht und Schadn<sup>10)</sup> stehn  
Grad auf da Schneid.

Jugatzzeit, Buamazeit,  
Di vagist nia,  
Wem s' a so schön gwen  
Und frisch als wia mir!

<sup>1)</sup> Kurze Hose, welche (im Salzburgischen) die Knie nackt läßt. <sup>2)</sup> Weinen. <sup>3)</sup> Plötzlich.  
<sup>4)</sup> Schmerz. <sup>5)</sup> Melancholie, Trübsinn. <sup>6)</sup> Die Kurze hab' ich auch schon an. <sup>7)</sup> Ei! <sup>8)</sup> Emilie.  
<sup>9)</sup> Nicht wahr? <sup>10)</sup> Schatten: das helle a auch im Dialect.

## 's truhigi Paarl.

Altsteirische Ballade, mitgetheilt von L. S.

Wan's nur amal schön aper war  
Und af dr Albn schön grün!  
Dr Falter mit'n Woaken fahrt,  
Die Schwoagrin mit'n Klahn.  
Die Paamer wer'n mit Laab schön grün,  
Die Wiesna mit'n Grass;  
Und wan ih af mei Schwoagrin denk',  
Sa gfreut's mih noh viel bass. —

Die Schwoagrin hat an frischen Muat,  
Wia's fahrt dr Alma zua;  
Sie fagg: „Zueh, mir is so guat!  
Wan kimmst as ersichtmal, Bua?  
Du woacht mei Hütten, woacht mei Fenster,  
Und kriagst aft ah a Bött;  
Und tema muast all' Wochen amal,  
I jag dr's ohne Gspött.“ —

Denkt eahm dr Bua in sein'n Sinn:  
 Was doh das Ding bedeuht,  
 Dass d' Schwoagrין jagt: all Wochen amal, —  
 Und is dr Weg so weit!  
 Nan, pfüadt dih Gott, das thua ih nit;  
 Ba den hast du an Fried!  
 Und dass ih aber ga nia kimm,  
 Dass'eg' verröb' ih nit. —

Die Schwoagrין singt in aller Früah  
 Die Hütten aus und ein.  
 Sobald s' die Küahla g'molchen hat,  
 Fallt's ihr scha wieder ein:  
 Wan kimmst dr Bua? die löstn Zaag!  
 Die erschten san vrbei.  
 Und man 'r kimmst, lass ih eahm's Bött,  
 Und ih lieg drauht in Heu.

Die ersi und die anre Wochen  
 Is ah scha wieder gar;  
 Da denkt ihr halt die Schwoagerin:  
 Dr Bua kimmst neamer mehr.  
 Sie fangt bei Moan zan schelten an,  
 Und sagg: Vrslickter Bua!  
 Wart, fema thuast mr doh amal;  
 Aft spörr ih's Hüttel zua. —

Die vierti Woch'n wurd's Wetter schön,  
 Da macht sih auf dr Bua,  
 Und wollt' ja feiner Schwoagerin gehn  
 Der hohen Alma zua.  
 Und wie r 'r za dr Hütten kimmst  
 Und lalagt ba dr Thür,  
 Sa steht die Schwoagrין hoamli auf,  
 Und schiabt as Niederl für.

Dr Bua, der geht zan Fenster hin,  
 Und hat gar freundli grüast:  
 „Gan, Senn'rinn, bist du ga nit drin?  
 Du! oder schlafst so süah? —  
 Ma hört va dir loa Schnaufserl nit;  
 Bist gstorben? oder wie?  
 Geh, thua mih nit a weil feziern;  
 Steh auf a weng za mir!“ —

Dr Bua der hat ihr z'rucka g'schriän:  
 „Heunt han ih neamer Zeit.  
 Das nächst mal, wan ih wieder kimm!  
 Heunt fahlt's mr ba dr Schneid.“ —  
 Dr Bua, der thuat ant Zuhshroa drauf,  
 Dass 's hallert durch das Thal;  
 Die Schwoagrין hat eahm nachi g'röhrt,  
 So lang sie hört den Hall.

Dr Schwoagerin fällt ein die Röb',  
 Und sagg: „Du schöner Bua,  
 Wals du nit ehnder fema bist,  
 Geh du na wieder zua!  
 Ih bi's scha gwöhnt, mir machts nig mehr,  
 Ih bleib schön stad alloan;  
 A Bua, der's Jahr er oanmal kimmst,  
 Da is mr liaber loant.“

Dr Bua, der thuat an Lacher drauf,  
 Und kratzt a weng in Haar:  
 „Gan, Schwoagrין, zimbb's dih ga so lang,  
 Dass d' moanst, as is a Jahr?  
 As is ja noh loan Monat nit,  
 Dass ih bi' gwöst ba dir.  
 Ih han mr ga scha hoamli denkt,  
 Ih kimm dr heunt noh z' irüah.“ —

„Ah, geh na, Bua! ih kenn dih schon;  
 Du bist gleich da wegn's Spött.  
 Ba dir war's wol viel g'scheiter g'wöst,  
 Du bleibst dahoam in Bött!  
 Sa bleibn dr deine Strümpfla truden  
 Und deine Schlaachla ganz;  
 Und 's Geldel blieb' dr ah in Sack,  
 Gfolgst leichter aus zan Tanz.“ —

„Gan, Schwoagrין, was han ih dr than,  
 Dass du bist heunt so stolz?  
 Geh, zünd' a weng a Feuerl an,  
 Wan dih nit reut das Holz!“ —  
 Die Schwoagrין denkt in ihren Sinn:  
 Wan ih eahm das nit thua,  
 Sa is er weck, ih kenn'n schon —  
 Wie reuet mih der Bua! —

Wie dr Bua as Feuer krachen hört,  
 Geht er schön stad davon,  
 Die Schwoagrין hat eahm nachi g'schriän:  
 „Geh, zünd a Pfeijerl an!  
 Geh z'ruck a weng, und trink a Milch,  
 Und schneid' a Bütterl an!  
 Und lochen thua n ih dr ah noh was,  
 Wan's d' bleibst a bissel da.“ —

## Kinderhorte!

Wohl behütet von der zärtlichen Mutter, der Bonne oder Gouvernante wachsen die Kinder der Wohlhabenden auf. Sie bilden den Mittelpunkt der Familie, alle Rücksichten werden beiseite gesetzt, wenn es sich um das Wohl der geliebten Kleinen handelt. Ganz anders die Kinder der Armen. Auch diese Eltern bringen den Kindern Zärtlichkeit und Opferwilligkeit entgegen, aber die gebieterische Nothwendigkeit, für den Lebensunterhalt aufzukommen, hindert sie, sich der Erziehung ihrer Kinder zu widmen. Bekümmert, selbst um das leibliche Wohl

derselben, verlassen sie morgens die Wohnung, um erst abends wieder heimzukehren. Die Kinder unter sechs Jahren können wohl in Kinderbewahranstalten untergebracht werden, aber die schulpflichtigen sind während der schulfreien Stunden auf sich selbst angewiesen und nicht einmal vor der Winterkälte geschützt, denn das Zimmer kann nicht geheizt werden. In dünnen Kleidern treiben sich die armen Kinder auf den Straßen umher und sind allen sittlichen und körperlichen Gefahren preisgegeben. Wie viele hoffnungsvolle Menschenpflanzen gehen da zugrunde.

Und doch wäre so leicht zu helfen, und es wäre viel Glend verhindert, wenn man Kinderhorte gründen wollte. In diesen humanitären Anstalten werden die aufsichtslosen Kinder in der schulfreien Zeit zu Spiel und Arbeit angeleitet und beaufsichtigt. Die Nothwendigkeit wird wohl bald die Veranlassung sein, dass man Kinderhorte ins Leben ruft; in Deutschland bestehen diese Erziehungsanstalten schon längst. Es handelt sich aber um Mittel dazu! Es sollen Knaben- und Mädchenhorte geschaffen werden; Mädchenhorte vor allem! Ein Kinderhort braucht wenigstens zwei Zimmer, ein Spiel- und ein Arbeitszimmer. Das Spielzimmer ist nur mit Bänken an den Wänden, das Arbeitszimmer mit Tischen und Stühlen ausgestattet. In ersterem erholen sich die Kinder bei verschiedenen Jugendspielen, in dem letzteren beschäftigen sie sich mit ihren mündlichen und schriftlichen Aufgaben. Die Knaben erhalten Handfertigkeitunterricht, die Mädchen besorgen das Ausbessern von Wäsche und Kleidern. Ein Garten oder Spielplatz wäre wünschenswert, damit die Kinder die schönen Tage im Freien verbringen können. Jedenfalls häufig Spaziergänge!

Nachmittag, etwa um fünf Uhr, erhalten die Kinder Milch und Brot. Die weitere Ausspeisung der Kinder würde aber sehr viel Geld kosten, und ist, für den Anfang wenigstens, nicht durchführbar. Um sechs Uhr verlassen die Zöglinge den Hort. Wie freuen sich die Eltern, wenn sie abends ihr Kind nett und fröhlich wiedersehen, wenn sie keine Klagen zu fürchten haben! Beruhigt gehen sie tagsüber ihrer Arbeit nach; wissen sie doch ihre Kinder wohlbehütet! Auch die Schule würde den wohlthätigen Einfluss, den die Kinderhorte ausüben, bald fühlen. Gerade die Frauen sind am ersten berufen, hier thätig einzugreifen, denn es betrifft ein Gebiet, das ihnen zu allen Zeiten am nächsten lag, die Erziehung der Kinder. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei!

Wien.

Gabriele Walter.



**Geschichten aus Tirol.** Von Karl Wolf. Zweite Sammlung. (Zürichbrud. N. Edlinger.)

In Karl Wolf, der sich als Verfasser und Leiter der Meraner Volksschauspiele großen Ruf erworben, ist dem Lande Tirol auch ein Erzähler erstanden, der sich bereits weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus Geltung errungen hat und noch mehr erringen wird. Auch an diesem neuen Bande wird es schwer fallen zu entscheiden, ob man den heiteren oder den ernstern der darin enthaltenen Erzählungen den Vorzug geben sollte. V.

**Der neue Don Quixote.** Roman in Versen von Hermann Bender. (Zürich. Casar Schmidt. 1895.)

Eine bunt bewegte Welt thut sich vor uns auf. Wir begleiten Samuel White Baker auf seiner amerikanischen Forschungsreise durch die Schrecken und die Herrlichkeiten des dunkeln Erdtheils; dann wieder führt uns der Verfasser in das Reich der schrankenlosesten Phantasie, oder er fesselt uns durch eig'ne Lebenserinnerungen. Die Sitten, die Freuden und Leiden der Wilden verweben sich mit den

Bildern europäischen Culturlebens, mit originellen Betrachtungen über Kunst und Literatur, mit unerwarteten Sprüngen dichterischer Laune. Fr.

Wer im Romane gern einmal wieder etwas anderes finden möchte als Ehebruch und sociales Glend, dem dürfte „Nausikaa“, Roman von Jul. Gall (Leipzig. Verlag „Gegen den Strom“) willkommene Abwechslung bieten. Der genannte Roman liefert den Beweis, dass in der Hand des Kundigen auch ein alterthümlicher Stoff (es handelt sich um die an Gefahren und Abenteuern aller Art so wechselreichen Schicksale der holden Königstochter Nausikaa) zum Gegenstand nicht nur ergreifender Poesie, sondern auch spannendster Handlung werden kann. V.

**Buch der Sprüche** von Hermann Bender. (Zürich. Casar Schmidt. 1895.)

Der Verfasser bietet hier in kurzen Strophen und Sprüchen seine Gedanken über mancherlei Erscheinungen unseres Geisteslebens. Es spricht



daraus helle Begeisterung für Freiheit und Fortschritt, für alles Edle in Kunst und Leben, tiefe Menschenliebe, voller Abscheu der Heuchelei und Niedrigkeit.  
Fr.

**Collection Victoria regia** betitelt sich ein literarisches Unternehmen (Grossenhain. Baumert und Ronge), welches sich zur Aufgabe gestellt hat, eine Sammlung moderner deutscher Autoren und seltener ausländischer Meisterwerke zu bringen. Der erste vorliegende Band: „Eudymion“ von Oskar Linke entrollt ein kleines Culturgemälde aus dem alten Karthago und berichtet von den Schicksalen eines hellenischen Jünglings, dem seine Schönheit zum dramatischen Verhängnis wird.  
V.

**Zwischen den Zeilen.** Unter diesem Titel würde man nichts weniger erwarten als — ein christliches Erbauungsbuch. „Dies und das für besinnliche Leute“ bietet in demselben der Verfasser Arthur Bonus. Aus der Bibel geschöpfte Lebensweisheit und manch eigener guter Gedanke. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1895.)

**Das Recht der Feder.** Halbmonatsschrift für die Berufsinteressen der deutschen Schriftsteller und Journalisten (Berlin).

Wie nothwendig die deutsche Schriftstellerwelt ein Organ für ihre Standesinteressen braucht, das sieht man an den wesentlichen, oft wichtigen Inhaltspunkten, wovon die Hefte dieses Blattes stets angefüllt sind. Der Schriftsteller muß zwar Blut- und Geld- und andere Steuer zahlen wie jeder Staatsbürger, ohne wie andere für alle seine Interessen ein schützendes Gesetz zu haben. Die Feder kann er führen, natürlich, daß er mit derselben auch das Recht der Feder verteidigt. Unsere Collegen in Oesterreich werden uns Dank wissen, wenn wir sie auf das Schriftstellerblatt „Das Recht der Feder“ aufmerksam machen, welches

objectiv und schneidig unsere materiellen Standesinteressen wahr, unser gutes Recht immer mehr zu befestigen sucht. Und mancher noch unsichere Literat wird aus diesen Blättern nicht bloß sein gutes Recht, sondern auch seine Standespflichten kennen lernen! Letzteres ist im Interesse des Standes fast noch nöthiger, als ersteres.  
M.

#### Büchereinlauf.

**Bienemanns Erben,** oder Das geraubte Testament von Othrid Mylius. (Weimar. Schriftenvertriebsanstalt.)

**Frau Julia** von Hugo Zürner. (Zürich. Verlagsmagazin. 1895.)

**Kranke Feule.** Ein Aufzug von Hans Liebstoedl. (Wien. Kreisel & Gröger. 1895.)

**Mehr Licht.** Zeitgemähes in Versen und Prosa von Ew. und Matth. Im Tann. Erster Theil. (Zürich. Verlagsmagazin. 1895.)

**Sieder eines Elsässers.** Von Erik Lienhard. (Berlin. Hans Lüftendör. 1895.)

**Elsass-Lothringen und der Krieg.** Ein Friedenswort von A. G. Fried. (Leipzig. Aug. Diekmann. 1895.)

**Beiträge und Technik des Romans** von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. V. Staackmann.)

**Dr. Anton Bruckner.** Ein Lebensbild von Franz Brunner. (Linz. Oösterreichischer Volksbildungsverein. 1895.)

**Musiker-Biographien.** 17. Band. Daniel François Esprit Huber. Von Dr. Adolph Rohut. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

**Carl Henckell.** Eine moderne Dichterstudie von Dr. Franz Blei. (Zürich. Verlagsmagazin. 1895.)

**Das Baden.** Ein Wort an Gesunde und Kranke von Christian Klein. (Düsseldorf. Verlag von C. Schaffnit.)

**Jahresbericht des öffentlichen städtischen Mädchen-Lyceums in Graz** von Director V. Kristof. (Graz 1895. Verlag des städtischen Mädchen-Lyceums.)



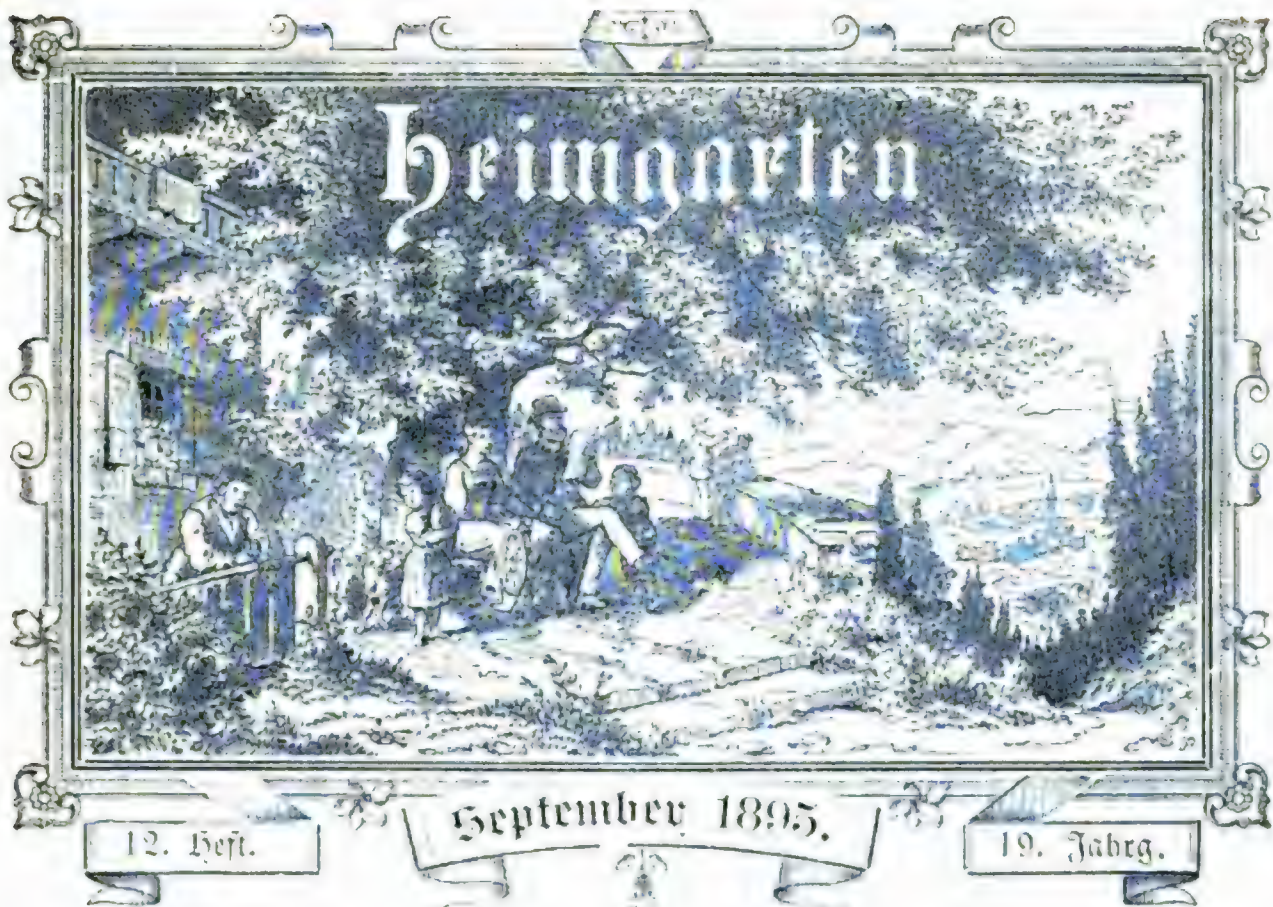
\* Wir bitten, unverlangt Manuscripte nicht einzuschicken.

**D. D., Hamburg:** Sehen Sie sich gütigst das zweite Heft des nächsten Jahrganges an.

**O. L., Wien:** Das stimmt! Zum Verständnisse der Feigheit gehört auch ein Muth, und nicht einmal ein gewöhnlicher.

**B. A., Graz:** Unser modernes Geschlecht hat zu viel Kastendrill und zu wenig Gemein Sinn.

In lauter Corpzgeist verflüchtigt sich der Geist des einzelnen. Man geht nur der ausgegebenen Parole nach. Persönliche Überzeugung ist zu meist gar nicht vorhanden, wenn aber doch, so fehlt der Muth, sie freimüthig auszusprechen, geschweige ihr nachzuleben. Es fehlt der Muth der Persönlichkeit. Die modernen Charaktere sind Fabrikware.



## Kemi der Räuber.

Erinnerung aus der Waldheimat von Peter Rosegger.

Der Geselle Wendelin und ich waren beim Donatbauer zum Mittagsessen eingeladen gewesen, am heiligen Christtag. Was wir dort aßen, davon will ich nicht reden, sondern davon, was wir nicht aßen. Denn das, was wir übrig ließen, packte uns die Donatbäuerin in unsere Taschentücher. Und so verließen wir das Haus — der Wendelin ein Krapsenbündel am Stock hinter der Achsel, ich auch ein Krapsenbündel am Stock hinter der Achsel. Ich hatte an meinem Stocke auch noch ein Paar Stiefel hängen, die Werktagsstiefel, die ich in der Woche auf der Ester beim Donatbauer angehabt hatte. So sagte der Wendelin unterwegs noch das drollige Wort: Du gib acht, daß dir die Krapsen auf dem Buckel deine Stiefel nicht anziehen und davonlaufen! O dummes, o prophetisches Wort!

Auf der Straße kamen wir zu verschiedenem Volke, Männer, Weiber, Dirndeln, Burschen, die alle in die Kirche giengen zum Nachmittags-



Gottesdienste. Wir Schneider waren rasch und schlenkerten an den Leuten vorüber. Wir waren auch sehr lustig, piffen heitere Krippenlieder, wie sie in der Nacht zuvor auf dem Kirchenchore gesungen und gespielt worden waren, und huben an auf der Straße zu tänzeln nach dem Takte. Der Wendelin hatte damit angefangen, er hatte schlanke, dünne, überaus bewegsame Beine und war so tänzerisch gestimmt, daß er auch zu jedem Kirchenlied wie zu einem Walzer hupste und trippelte. Ich that ihm's getreulich nach, denn wenn's lustig ist, muß man tanzen, und warum sollte es nicht lustig sein, wenn der Heiland geboren war, der uns eine Reihe von Weihnachtsfeiertagen und Bündeln von Krapsen gebracht hatte! Während des Hopsens auf der Straße klopfen die Stiefel mir wiederholt auf den Rücken; anfangs that ich nichts dergleichen, doch sie ließen nicht ab zu klopfen ans Schulterblatt, bis ich sie plötzlich verstand — meine Krapsen waren weg. Das ganze Bündel Krapsen — es hieng nicht mehr an dem Stocke, es war verschwunden. — Krippenlied und Tanz wurden schrill abgebrochen.

Der Wendelin gieng seines Weges, ich kehrte um und fragte jeden der Hinteren, ob er mein Bündel nicht gesehen hätte? Den alten Männern und Weibern konnte ich ihr bedauerndes „Nein“ glauben, den schmutzen Dirndeln traute ich schon weniger, maßen sie unter sich sicherten darüber, daß der „hupfende Schneider“ auf der Straße seine Krapsen verloren hatte. Als ich nun aber ganz hinten zu einem geschlossenen Trupp von Burschen kam, die bei meinem Nahen einander stumme Zeichen gaben und verständnisvoll sich anblinzelten, wußte ich auch, wo meine Krapsen waren.

„Kameraden“, so redete ich sie an, denn diese Saitenklänge der Zusammengehörigkeit hielt ich für die besten, „Kameraden, habt ihr kein blaues Bündel gesehen? Ich habe ein blaues Bündel verloren“.

„So“, entgegnete der kleine, dicke Angler-Michel ernsthaft, „was ist denn drin gewesen?“

„Ein bißel Eiswerk für die Feiertage.“

„Wer was Verlorenes sucht, der muß sich genauer ausweisen“, sagte der knierweite Kleiderer-Sepp.

„Die Donatbäuerin hat mir ein paar Krapsen geschenkt, und die sind drinnen gewesen“, gab ich an.

„Wie viel etwa mögen ihrer Krapsen drinnen gewesen sein?“ verhörte der stangenlange Stein-Hiesel.

„Na halt etwa fünfzehn oder zwanzig Stück, oder so was.“

„Und da sagt er: ein paar!“ lachte der Michel. „Wir haben nichts gefunden.“

„Macht keine Dummheiten und gebt sie her!“

„Ah geh', was wollte denn so ein Schneiderlein mit so vielen Krapsen anfangen!“ rief der höckerige Kerschbaum-Stoffel und gab mir mein blaues Sacktuch zurück — aber in zusammengeballtem Zustande und inhaltslos.

„Dem Herrn Pfarrer will ich sie bringen, die Krapsen.“

„Ha, ha, ha“, lachten sie alle, der eine im Brustton, der andere in Füstelstimme.

„Das heißt“, berichtigte ich mich, „meinem Meister gehören sie, die Krapsen, er wird sie halt vielleicht dem Herrn Pfarrer schenken wollen.“

„Ha, ha, ha“, lachten sie wieder.

„Etliche davon“, fuhr ich fort, „gehören schon mir auch, von den Krapsen, ja, und wollte sie meiner Mutter geben.“

„Ha, ha, ha“, lachten mehrere, aber nicht alle. Der Kleiderer-Sepp griff in seine inwendige Rocktasche; „der Mutter, das ist was anderes. Da muß ich den meinigen schon zurückgeben.“

Der Schrodell-Franz jedoch sprach: „Ah, deiner Mutter könnten die vielen Krapsen schaden, die ist sie nicht gewohnt.“

Stand ich da und hub an zu schelten: „Ihr Saggra!“

Das half nicht viel, und so hub ich an, ihnen folgende Vorstellung zu machen: „Seid ihr nicht auch froh, wenn ihr den eurigen manchmal was schenken könnt!“

„Wir haben gar keine Mutter“, riefen ihrer zwei.

„Mutter meine ich jetzt auch keine“, jagte ich. „Wer einen Schatz hat, der schenkt ihm gern öfters was.“

„Ah so, seinem Mädcl will er die Krapsen spendieren!“ sagten etliche und gaben mir die zurück, welche sie im Sacke hatten. Alle hatte ich sie aber noch immer nicht, lange nicht alle. So gestand ich denn, daß ich auch selber gerne Krapsen esse.

„Endlich ist er aufrichtig!“ rief der Michel, „und weil er aufrichtig ist, der Schneider, und die Krapsen selber essen will, so soll er die meinigen haben.“ „Die meinigen“, sagte er, da sie vielmehr die meinigen waren, die er mir jetzt zurückgab. Die übrigen machten ihm's nach und ich hatte fast alle meine Krapsen wieder. Mehrere waren zwar schon angebissen. Ich breitete auf dem schneeigen Wege das blaue Sacktuch aus und band die Krapsen ein.

Alle der Burschen hatten zurückgegeben, nur einer nicht — der Bärenmäskler-Nemi nicht. Der sagte: „Dümmeres gibt's nichts, als wenn einer die Krapsen weggibt, die er selber essen kann. Der Schneider erlaubt's ja, gelt?“ Und er aß den seinigen fed vor meinen Augen auf, hielt mir dann zum Hohne die fettigen Finger vor, die sollt ich „abschlecken“.

Den Wunsch, diesen Menschen einmal nachdrücklich auf die Erde zu legen, hatte ich schon oft gehabt und nicht bloß ich allein. Aber der



Nemigiuss Bärenmäzler war ein großer grober Lummel, der sich bei seinen Angreifern gleich aufs Würgen oder Augauschlagen verlegte. Ein paar Mannsleute im Dorfe hatten von dem Kemi ihre Tentzettel, und seither band man mit ihm nicht gerne an und er handelte nach freiem Willen. Sein wulstiges Gesicht mit der kleinen Nase und dem breiten Mund grinste, seine graue Wollenhaube im Nacken, so blinzelte er mich mit halb zugemachten Auglein an, so stand er mit weitausgestemmen Beinen da, stemmte die Fäuste in die Seiten und jagte gar weichmüthig: „Nu, Schneider, ist dir was nit recht?“ Natürlich, mir war alles recht.

Das war mein einziges Begegnen mit dem Kemi gewesen. Er war im Fischgraben drüben gebürtig, einer armen Häuslerin Sohn, die er bald um ihr Häufel gebracht hatte. Im Wirtshaus und so herum hatte er es verthan. Trotzdem mußte er nun aus unserer Gegend wieder zurück in seinen Fischgraben, weil ihn bei uns niemand in Arbeit behalten wollte. Da hörte man denn bald allerhand Stücklein vom Kemi. Die Kirscheln vom Baum, manchmal eine Rübe vom Feld genommen, das gilt auf der Bäuerei nicht gleich als Diebstahl. Auch der mit der Hand gefangene Fisch nicht und das aus dem Walde getragene Bündel Gefällholz nicht. Selbst wenn einer dem anderen seine Herzliebste stiehlt oder mit Gewalt wegnimmt, macht ihn das immer noch zu keinem kriminalistischen Diebe oder Räuber, und doch ist die Herzliebste anerkanntermaßen der größte Schatz, den es gibt. So duldsam ist man. Ein heimlich ausgegrabener Erdapfel aber und vom Felde entwendetes Werkzeug, das liest den ehrlichen Namen schon das erstemal aus.

Beim Bärenmäzler-Kemi war nicht mehr viel auszulöschen, und doch verwunderten sich die Leute, als sie von seinem ersten Straßenraub hörten. Ein Bauernweib gieng vom Markte heim, wo es Leinwand verkauft hatte. Der Kemi gefellte sich zu ihr und als der Weg durchs Holz führte, sagte er ganz gelassen zu ihr: „Weibel, jekt wirst mir halt dein Geld geben müssen.“

„Jesus Mar und Josef!“ hub sie an.

Er fuhr ruhig fort: „Es ist besser, du lärmst nicht. Ich brauch dich nur anzugreifen, so bist hin!“

Es bedurfte keines Wortes weiter, keines Handgriffes, zitternd wie Birkenlaub, durch das der Sturm haucht, noch bevor er da ist, nestelte das Weib ihr Geld aus den Kleidern und ließ es vor ihm auf den Boden fallen. Er brauchte es nur aufzuheben und mit sich zu nehmen. Er kehrte aber wieder um und sagte zur Beurlaubten: „Ich muß dich was fragen, Weib. Kennst du mich?“

„Der Bärenmäzler-Bub bist!“ rief sie leider gar unbedacht aus, worauf er entgegnete: „Dann werde ich dich doch mit einem Stein todtschlagen müssen, denn du verräthst mich.“

Sie legte einen heiligen Eid ab, es nicht zu thun, nur leben lassen möchte er sie!

„Wir wollen uns leicht vergleichen, wir machen es so“, sagte der Remi. „Solang du nichts sagst, bist vor mir sicher. Verrathest du mich aber, so überlebst du es nicht zwei Tage lang. Glaubst mir's oder nicht, das ist deine Sach'. Bin eh ein guter Mensch, daß ich dich heut' heimgehen laß.“

Wie nachher die Leute solches besprachen, waren etliche ganz gerührt über die Großmuth des Burschen und man sagte ihm bei solch romantischen Räuberhauptmanns-Manieren eine große Zukunft voraus. Nach dem ersten Arrest zeigte sich der Remi in der That schon vervollkommen. Das war freilich wieder in einer anderen Gegend, wo man ihn nicht kannte, als er eines Tages in einem Pfarrhose zusprach. Der alte Pfarrer war bekannt als einer, der sich etliches Silbergeld erspart hatte, aber es war so viel altes Weiberwerk im Hause, daß sich nichts machen ließ. So bat der Remi den Pfarrer, daß er um Gotteswillen schnell mit ihm in die Schrundwäldungen hinauskommen möchte, im Holzschlag sei ein Holzknecht verunglückt, er lebe noch ein bißchen und verlange versehen zu werden. Der alte Herr gieng rasch mit ihm. Als der Bursche ihn aber im wilden Wald hatte, wo sie auf einem vom Sturm gestürzten Baum ein wenig rasteten, stellte der Remi das Laternlicht, welches zum Sacrament gehörte, auf's Moos, rückte sich nahe an den Pfarrer und sagte: „Na, was ist's denn mit uns zweien? Haben wir nichts Silberiges mit?“ Und begann den Priester auszuforschen. Dieser ließ es ruhig geschehen und bat nur, das Allerheiligste nicht zu entehren. Der Remi war aber mit den paar Scheidemünzen nicht zufrieden. „Zu Hause hat Er mehr Geld!“ sagte er zum Pfarrer. Da es dieser nicht verneinte, so fuhr er fort: „Wie fangen wir das jetzt an, daß ich Sein Geld krieg', und daß Er mich nicht einsperren lassen kann?“

Der Pfarrer wußte dafür freilich keinen Rath.

„Vielleicht gienge es so“, schlug der Remi fort, „daß ich den Herrn in die Wolfschlucht hinabführe und ihn dort an Händen und Füßen binde. Dann soll Er mir's sagen, wo Er das Geld aufbewahrt hält und wie ich dazukomme. Nachher stopfe ich Ihm auch den Mund zu und geh' das Geld holen. Und wenn ich's finde und glücklich damit zurückkomme, dann binde ich den Herrn wieder los und Er kann nach Haus' gehen. Wenn ich aber beim Geldholen Unglück hab', nachher bleibt Er Jahr und Tag in der Wolfschlucht liegen und kein Mensch findet Ihn.“

Der Pfarrer antwortete auf solches: „Mein Sohn, ehe ich dir zu einem solchen Diebstahl Gelegenheit gebe, oder dich gar dazu verleite, eher lasse ich mich tödten.“

„So wollen wir's halt mit der Wolfschlucht probieren. Nur willig mitgehen, ich rath' Ihm gut. Wir können alles ganz ruhig abmachen, in diesem Wald begegnet uns niemand.“

So führte er den Greis mit dem Allerheiligsten in die schauerliche Schlucht hinab, wo zwischen Felsblöcken allerlei hohes Gestrüpp war und wo ein träges, graues Wasserlein rann. Und als er den Pfarrer schon zerren und schleppen mußte, sagte dieser zum Remi: „Wenn du glaubst, daß du hier der Stärkere bist, so irrst du dich. Siehe, ich habe den allmächtigen Gott bei mir!“

Einen scheuen Blick auf die Hostie that der Bursche, dann ließ er ab und sagte: „Meiner Seel', mich geht der Greuel an. — Wenn Er schon so fromm ist, Pfarrer, gienge das nicht, daß ich ihm vorher die Sünd' beichte, daß Er mich lospricht von dem, was ich thun will? Er könnte dann meinetwegen ruhig sterben.“

Über eine solche Rede glaubte der Pfarrer schon, er hätte es mit einem Irrsinnigen zu thun: „Freund, wir wollen jetzt nach Hause gehen. Und wenn du mein Geld haben willst, so werde ich es dir lieber freiwillig geben und wir haben weiter keine Unannehmlichkeiten.“

Der Bursche ist darauf eingegangen. Er wanderte mit dem Pfarrer ganz harmlos wieder ins Thal hinaus. Aber als sie gegen Abend ans Dorf kamen und er die Leute sah, blieb er plötzlich stehen, als besinne er sich. „Dumm bin ich heut' gewesen“, murmelte er, stellte die Laterne zu Boden und lief querfeldein.

Sie erwischten ihn doch. Und beim nächstfolgenden Arrest vertraute er seinem Zellengenossen folgende Herzensergießung an: „Eißen ist mir alles eins, aber gehenkt werden möcht' ich nicht. Nehmen, wo ich was finde; betäubt machen, wer sich wehrt. Aber umbringen nicht.“

Der Genosse meinte, auch das Umbringen wäre im Grunde nicht so gefährlich, nur dürfe man sich nicht erwischen lassen.

„Dafür bin ich mir nicht gecheit genug“, entgegnete der Remi. „Kannst es angehen, wie du willst, sie haben dich doch. Weiß nicht, warum die Leute gar so eine große Freud' haben, einen armen Menschen in den Klotter zu bringen. Wegen so Kleinigkeiten! Ob das bissel Geld, das es gibt, der oder der hat, das wird doch ziemlich einerlei sein, nicht? Predigt dir nicht der Pfarrer für und an, daß irdisch Gut und Geld eine Wichtigkeit ist? Und wenn man ihm was wegnehmen will, läßt er einen einsperren. Heißt es alleweil, die Freiheit wär' ein höheres Gut, als das eitle Geld. Nun ja, haben sie sich doch Anno Achtundvierzig viel kosten lassen, daß sie die Freiheit kriegt haben. Und so eine Freiheit stiehlt mir der Standar und sperret mich ein. Wer ist nachher der größere Dieb, ich, der das bissel Silber haben will oder der Standar, der mir meine Personalfreiheit stiehlt?!“

„Spezi!“ antwortete hierauf der andere, „du redest so großartig, als ob du ein Bertheidiger wärst. Weißt es denn nicht, daß man nur die kleinen Diebe hängt?“

„Mein Gott, ich möcht' eh ein großer werden. Hab' halt 's Talent nicht dazu; werd' mich mein Lebtag mit dem Kleingewerbe abgeben müssen. Von den einbruchssicheren Cassen hört man jetzt auch. Wieder so eine Erfindung zum Ruine der armen Leute!“

„Ohne Studium geht gar nichts“, sagte der andere. „Ich bin Schlosser geworden.“

„Möcht' ich doch wissen, ob du dein Geschäft verstehst“, versetzte der Remi, „Schlosser, sei so gut, sperr' mir auf das Thürl da hinaus.“

„Geru, Bruderherz, wenn's nur kein Bexierschloß wär'!“

So sollen sie es getrieben haben im Arrest und besonders von der Spintifizerei des Remi haben die Leute viel zu erzählen gewußt. Es war einer der nachdenklichsten Spitzbuben, und in seinen Handlungen immer voller Rücksicht gegen den Mitmenschen. Fast bei jedem Raube zog er sein Opfer freundschaftlich zu Rathe, wie er ihm das Geld wegnehmen solle, ohne daß es besonders weh thue. Dann war er wieder von so bescheidener Denkweise, daß er den Angefallenen bat, der Geschichte wegen kein Aufhebens zu machen und ihm keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, ansonsten er freilich ein gutes Mittel anwenden müßte.

Das „gute Mittel“ hat er endlich angewendet, aber gehenkt ist er doch nicht worden. Es kam jene Schauernacht in der Mühle bei Kettenegg.

Unter dem Geräusche des Wassers hatte der Remi nächtllicherweise Dachbretter ausgehoben, war in den Oberboden gekrochen und von da beim Mondenschein, der durch die Fenster kam, hinabgestiegen in die Stube, wo der Müller schlief. Der hatte etliche Tage vorher einen Wald verkauft. Der Remi mochte ein Weilchen vor dem Schlummernden gestanden sein und überlegt haben, ob er ihn wecken solle, um ihn auf gutlichem Wege zu fragen, wo er das Geld habe, oder ob er die Mühe des Suchens selber übernehmen könne. Für alle Fälle hatte er auch ein Beil bei sich im Gurte stecken. Er entschloß sich, den Müller nicht aus der Ruhe zu stören und den Kasten, der neben dem Bette stand, mit einem mitgebrachten Eisenhaken zu öffnen. Dabei erwachte der Müller und sprang auf, auch sein Weib kam aus der Nebenkammer mit Licht herbei.

„Ihr erschreckt einen ja ordentlich!“ beehrte der Remi auf und griff rasch nach seinem Beile. „Seid doch geistlich, Müllersleute! Nicht wahr, da im Kasten habt ihr das Geld?“

Einen gellenden Doppelschrei stießen sie aus, als sie den baumstarken fremden Menschen mit der schrecklichen Waffe vor sich stehen sahen, der Müller warf sich auf ihn, um ihm das Beil zu entreißen, da taumelte



er auch schon, von einem Diebe getroffen, gegen die Wand und brach zusammen. In demselben Augenblicke stürzte der Sohn der Müllersleute herbei, aber schon an der Thürschwelle traf auch ihn das Beil. Zwei nachstürmenden Müllerknechten gelang es, den Räuber zu bewältigen, mit seiner eigenen Waffe machten sie ihm den Garaus.

Als die arme Müllersfrau aus ihrer Ohnmacht zu sich kam, sah sie da drei Leichen liegen, den Gatten, den Sohn und den Räuber. Den letzteren schafften die Knechte bald hinaus in den Brennholzschoppen, der nur aus einem Bretterdache bestand, welches theils ans Haus gelehnt, theils mit zwei Balken gestützt war. Dort warfen sie den Todten auf einen Haufen Sägespäne.

Am frühen Morgen kamen von allen Nachbarshäusern Leute herbei, auch ich von meinem Sterhause, um das grausige Ereignis zu schauen und die Müllerin zu beruhigen. Diese war nach dem ersten Schmerzrasen ganz gelassen geworden und sachte begann sie die Aufbahrung anzuordnen.

„In Gottesnamen“, sagte sie zu einer Nachbarin. „Das hat sich schnell verändert, jetzt! Aber sie haben es überstanden und ich sterbe ihnen bald nach.“

Und als die beiden Männer in der Stube aufgebahrt waren, einer an der rechten Wand und einer an der linken, wo sonst des Müllers Bett gestanden, und mitten der Tisch mit dem Crucifix und zwei Kerzenlichtern, wußte das Weib immer noch was zu schaffen, um die Bahren zu schmücken. Sie hieng ihrem Mann einen Rosenkranz um den Hals, sie belegte seine Brust mit papierenen Heiligenbildchen, sie steckte ein Kreuzlein zwischen seine Finger. Desgleichen auch dem Sohne, dem sie auch noch ein rothes Blumensträußlein an die Brust legte, weil er im Bräutigamsstande gewesen war und am nächstfolgenden Montage ein schönes junges Mädchen hätte heiraten können.

Auch dieses Mädchen, die Klara vom Schramhofs, kam nun herbei, eine schlanke hohe Gestalt, weiß wie Marmor im Gesicht, als sie vor der Thür stand und nicht einzutreten wagte, aus Angst, es möchte das Furchtbare wahr sein, wovon sie gehört hatte. Wir haben sie von der Seite her beobachtet, und das wird wohl nie zu vergessen sein, wie sie nun eintrat, die Todten sah und mitten in der Stube zu einer Bildsäule erstarrte. Wie die Müllerin anfangs tobte und dann einer fast ehernen Ruhe verfiel, so war es bei diesem Mädchen umgekehrt. Als die Starrheit sich löste, ganz allmählich, zuerst im Zittern der Lippen, dann im Auflodern des Auges, dann im Zucken der Glieder, da — ihr Asten war schauderhaft! Sie stürzte auf die Leiche ihres Bräutigams, rüttelte sie, riß den Oberkörper empor, daß die Heiligenbildchen zu Boden flatterten, aber als sie am Haupte die grause Wunde sah, wich sie zurück.

Und weil sie der Liebe nicht genug thun konnte, so wollte sie's dem Hasser. Die Arme mit den krampfgeballten Fäusten reckte sie nach rückwärts, mit blutlosem Munde zischelte sie: „Wo ist er?“

Man führte die Klara hinaus in den Holzschoppen, wo der Mörder mit verkrümmten Gliedern auf den Sägespänen lag. Daneben auf dem Holzstragen in einem Wasserglase auf schwimmendem Öle glimmte ein Lichtlein.

„Ein Todtenlicht! Diesem höllischen Best ein Todtenlicht!“ kreischte das Mädchen auf.

Die Müllerin antwortete leise: „Christliche Tauf' hat er ja doch gehabt.“

Das Weib, dem er den Gatten, den Sohn erschlagen, hat ihm den Liebesdienst erwiesen. Diese Größe mußte die wüthende Braut zu sich gebracht haben. Wortlos wankte sie hinaus.

Ich weiß nichts weiter zu sagen, als daß wir — die es gesehen — immer daran denken werden, wie die Müllerin dem Mörder das christliche Bahrlicht gegeben hat. Alles andere ist vorbei, todt sind alle schon. Nur jenes Bahrlicht leuchtet noch in uns fort, wie ein Stern über dem Gerichte.

## Ein Schwieriger Auftrag.

Novelle von Anna Plathow.

(Schluß.)

Von guter Ahnung geleitet trat Haller hier ein, und richtig, seine Reisegefährtin war mit der Besitzerin der „silbernen Henne“ identisch. Er sah sie vom Gastzimmer aus durch eine Glasthür, wie sie mitten in der Küche stand und die Mägde dirigierte.

Im Hintergrund der einfachen, aber sauberen Gaststube wusch ein Mädchen Gläser aus.

„Liebes Kind“, wandte sich der Professor an die Magd, „rufen Sie mir doch Frau Weber her, ich habe mit ihr zu reden.“ Das Mädchen gieng und Haller konnte sehen, wie sie in der Küche den Auftrag ausrichtete. Aber sie hatte keinen Erfolg, die Frau schüttelte heftig den Kopf und ergriff dann einen mächtigen Kochlöffel, mit dem sie hastig ins siedende Kraut fuhr.

„Die Frau mag nicht kommen, sie hat keine Zeit für den Herrn“, berichtete die Magd und gieng wieder an ihre Arbeit. Der Professor gieng nun entschlossen auf die Küchenthür los und öffnete sie weit. „Frau Weber, nur auf ein paar Worte!“ Aber da kam er schon an.

„Worte hab' ich genug an Sie verschwendet“, rief die erzürnte Frau, „ich wüßst' gleich bei Ihrer Geheimnisthuerei, was Sie wollten. Die Leute ausfragen und zu Narren halten und dann ihnen schlechten Wein und schlechte Cigarren aufreden — das wollten Sie! Und für solche Herren hab' ich keine Zeit und somit sag' ich raus, oder —“

Sie schwang drohend den Stocklöffel und dem Professor blieb nichts übrig als schleunige Flucht. Halb ärgerlich, halb belustigt setzte er seine Wanderung fort. Der Regen hatte seit einer Weile aufgehört, aber schwere graue Wolken jagten niedrig am Himmel hin und ein feiner Nebel dampfte vom Boden auf. Die feuchte Kälte schlich ihm über die Glieder, aber er merkte kaum dies äußere Unbehagen in seiner unerquicklichen Stimmung.

Er beschloß nun, den Arzt des Städtchens aufzusuchen, hier mußte ihm doch vernünftig Auskunft werden.

An der Ecke des Marktplazes saß ein altes Mütterchen auf einem Brellstein und hielt in einem Korb blaue Pflaumen feil. Bei ihr fragte Haller nach der Wohnung des Stadtarztes.

Das gelbe, verschrumpfte Weiblein sah ihn unter seinem Kopfstuch hervor schielend an, that dann den zahnlosen Mund auf und fragte:

„Will der Herr zum Doctor Fischer in der Langengasse oder zum Doctor Brinkmann auf den Weidenweg?“

„Ich will zu dem Arzt, der die meiste Armentundschaft hat, und wenn Ihr mir den Weg zeigt, könnt Ihr ein gutes Trinkgeld verdienen!“ sagte Haller.

„Ja, die Armen gehen alle zum Brinkmann, weil der sie umsonst curiert, der Fischer ist nur für die Reichen.“

„So führt mich zum Brinkmann!“

„Ja der ist heut' nicht daheim, den haben sie über Land geholt. Mein Sohn hat ihn heut' in der Früh nach Leipe gerudert, wo die Krügerin den Typhus hat, vor Abend kommt er schwerlich zurück.“ Der Professor zog ärgerlich die Brauen in die Höhe.

„Sagt, Mütterchen“, fragte er entschlossen, „könnt Ihr mir vielleicht eine tüchtige Amme nachweisen? Ich bin hergereist, eine solche für meinen Buben zu finden.“ Die Alte sah ihn wieder schielend an.

„Die Ammen sind rar jetzt, alles was in Dienst wollte, ist zum ersten October fort. Ich wüßst' schon eine, eine brave, gesunde Dirne, aber ich weiß nicht, ob sie will und ob ihre Mutter es will. Sie sind so eigen, die Schmidten. Ein Trinkgeld verdient' ich mir wohl gern, aber ich kann jetzt nicht fort von meinem Korb, gleich ist die Schul' aus und kommen die wilden Rangen übern Markt, die ließen mir ja wohl keine Pflaumen drin.“

„So nehmt doch den Korb mit!“

„Kann ich nicht, kann gar nichts mehr tragen! Des Morgens trägt ihn mein Sohn hierher und abends holt er ihn ab.“

„So beschreibt mir das Haus, damit ich das Mädchen finden kann.“

„Das wird wenig nützen, Herr, mit Ihnen gieng sie schon gar nicht — wenn ich sie nicht herumbring' —“

„Nun, so geht in Gottes Namen, Frau, und holt mir die Dirne“, sagte Haller entschlossen, „ich will inzwischen bei Eurem Korb Wache halten.“

Das Weib stand mühselig von seinem Eckstein auf, zog das dünne Tuch fester um die Schultern und schlurste mit langsamen Schritten über den Marktplatz; Haller sah ihm nach, bis es jenseits in einer kleinen Gasse verschwand.

Die Situation war allerdings ungewöhnlich, wenn ihn so seine Studenten sehen würden — Himmel, er wäre blamiert auf Lebenszeit! Welch ein Glück, daß ihn niemand hier kannte.

Unwillkürlich schlug er den Kragen seines Überrockes in die Höhe und zog den Hut ins Gesicht — es war doch besser, von niemand recht gesehen zu werden. Er seufzte.

Es war gerade kein angenehmer Posten, in dem naschkalten Wetter hier bei dem Korb Wache zu stehen — aber er that es ja für seine Familie.

Eine elegante Dame gieng vorüber, gefolgt von einem Dienstmädchen, das einen großen Korb trug. Sie war jung und hübsch, vielleicht die Frau des Doctors oder des Amtsrichters. Als sie die Pflaumen sah, blieb sie stehen, sprach mit der Magd und trat dann näher.

„Was kostet das Liter?“

Der Professor wurde roth vor Verlegenheit. Daran, daß Käufer kommen konnten, hatte er gar nicht gedacht. Was sollte er nun antworten? Sein Hiersein erklären?

Unsin, das machte die Sache nur noch lächerlicher.

„Was das Liter Pflaumen kostet?“

Leichter schien es ihm, die schwerste Ode des Horaz in schönen Versen zu übersehen, als diese Frage zu beantworten. Und doch mußte er antworten. Die Höckerin wollte sicherlich ihre Waare verkaufen, er durfte ihr nicht die Kunden verjagen. Aber welchen Preis sollte er fordern, welchen Wert hatte diese blaue rundliche Baumfrucht, die er seit seiner Gymnasiastenzzeit nicht mehr selber eingekauft hatte? „Fünfzig Pfennig“, stotterte er endlich hervor und fürchtete, zu wenig zu verlangen. „Aber das ist unerhört theuer!“ sagte die Dame und wandte sich naserümpfend ab; das Dienstmädchen trippelte fichernd hinter ihr her.

„Dem seine Pflaumen sind kostbar, drum faßt er sie mit Glacéhandschuhen an!“ hörte er das Mädchen lachend sagen. Nun erst gewahrte Haller seine hellbraunen Handschuhe, er zog sie aus, und da ihn der Ring mit dem Blutrubin (Emmys Verlobungs Geschenk, den er immer trug) genierte, zog er ihn ab und steckte ihn in die Tasche. Die Lächerlichkeit der Situation war ihm jetzt voll zum Bewußtsein gekommen.



Und wenn nun erst die Schulbuben kämen — ihm grauste. Vom Kirchturme schlug es dreiviertel. Noch lag der Marktplatz öde und verlassen da, nur eine Gestalt tauchte aus dem Nebel auf und nahm, gerade auf Haller zuschreitend, immer deutlichere Form an.

Der Ankömmling war ein großer, stattlicher Mann, der grüne Rock und das weiße Bandelier mit dem Säbel kennzeichnete ihn als den Gendarm des Ortes. Auf dem fürbisförmigen Kopf saß der funkelnde Helm, und die gekniffenen grauen Augen blickten spürend umher. Der Professor hätte, seiner instinctiven Abneigung gegen alle Polizeiorgane folgend, sich gerne eilig entfernt, doch dies hätte einer verdächtigen Flucht gleichgesehen und so mußte er schon auf seinem Posten ausharren.

Der Hüter des Gesetzes stellte sich breitbeinig vor ihn hin, streckte die behandschuhte Rechte gegen den Korb aus und fragte gebieterisch:

„Was ist da drin?“

„Pflaumen“, entgegnete Haller trocken.

„Was soll damit?“ inquirierte der Abgesandte der Obrigkeit weiter.

„Verkauft werden!“ entgegnete Haller, dem die Sache Spass zu machen anfing.

„Haben Sie einen Hausierschein?“

„Nein.“

„Dann müssen Sie mit mir aufs Amt und drei Mark Ordnungsstrafe zahlen. „Das werde ich bleiben lassen! Nicht ich beabsichtige, die Pflaumen zu verkaufen, und die Händlerin, der sie gehören, ist gewiß im Besitz der nöthigen Papiere.“

„Wenn Sie nicht Eigenthümer der Ware sind, wer sind Sie dann, Herrrr — —“

„Mein Name ist Haller, Professor der Philosophie aus Berlin.“

„Herr“, schnauzte der Gendarm los, „wollen Sie mich zum Narren haben?“

„Hier meine Karte!“ sagte Haller, seine Visitenkarte überreichend.

„Die können Sie gestohlen haben! Was thun Sie denn hier bei dem Korb?“

„Ich bewache die Pflaumen, deren Eigenthümerin eine Besorgung für mich übernommen hat.“

„Womit wollen Sie das beweisen?“

„Die Hökerin kann es Ihnen beweisen, wenn Sie ihre Rückkehr abwarten wollen. Inzwischen trinken Sie eins auf meine Gesundheit!“

Der Herr Gendarm krümmte die ausgestreckte Hand ein, senkte die Faust in seine Tasche und ließ die gravitatischen Falten seines Antlitzes in liebliche Fältchen des Wohlwollens umspielen.

Er schlug die Haken aneinander, grüßte verbindlich und trottete nach der anderen Seite davon.

Haller athmete erleichtert auf. Dann blickte er spähend über den Platz, doch die Sibylle wollte nirgends erscheinen. Aber der Hammer an der Thurmuhre hob aus, zwölf Schläge dröhnten durch die feuchte Nebelluft. Und nun ward es auf dem Markt lebendig und heran stürmten die jugendlichen Scharen der Spreewaldbewohner. Bald stand ein dreifacher Kreis kleiner Blondköpfe um den fremden Handelsmann und ein lebhaftes Feilschen begann.

„Mir für zwei Pfennig, mir für drei, mir für'n Fünfer“, tönte es von allen Seiten. „Für'n Pfennig Pflaumen, recht viel und eine zu!“ verlangte ein ganz kleines Bürschchen, dessen rothe Ohren vor Lust glänzten.

Haller hatte genug zu thun, in all die hingehaltenen Hände und Mühen Pflaumen abzuzählen. Als es freilich zur Bezahlung gehen sollte, meinte ein langer, rothwangiger Bengel: „Das Geld bring' ich morgen, adjes!“

Fort war er, und die anderen stürmten hinter ihm drein. Haller lachte belustigt und winkte ein paar sitzsam daherwandelnde kleine Mädchen heran, denen er den Rest der Früchte in die Schürze schüttete.

„Und nun“, sagte er erleichtert, indem er den leeren Korb beiseite schob, „wer von Euch kann mir drüben in der Gasse das Haus zeigen, wo die Cantorin Schmidt wohnt?“

„Ich, ich, ich“, rief ein Chorus heller Stimmen, und von einer ganzen Schar kleiner Mädchen geleitet, gieng Haller zu dem Hause.

Und so führt jeder Weg einmal ans Ziel, dachte Haller, als er durch den Thorweg des baufälligen Häuschens auf den dunklen Flur trat. Er trocknete sich mit dem weißen, parfümierten Tuch die Stirn — es war eine anstrengende halbe Stunde gewesen.

Er stand ein Weilchen horchend still, aus dem Inneren des Hauses drangen Stimmen. Er gieng dem Schall nach, fand eine nur angelehnte Thür und trat durch diese in einen kleinen Vorraum. Eine Glasthür führte von hier in das Wohnzimmer und durch diese konnte er die Sprechenden genau hören und sehen. Er blickte in einen langen niedrigen Raum, an dessen rechter Wand drei Fenster auf die Straße sahen. An der linken Wand stand ein riesiger brauner Kachelofen mit einer umlaufenden Bank. Durch den Spalt einer halb offen stehenden Thür blickte er geradeaus in eine Schlafkammer. Die Möbel im Zimmer waren einfach und altmodisch, aber sehr sauber gehalten. Auch die weißgeschuerte Diele und die weißen Vorhänge an den Fenstern machten einen reinlichen Eindruck. Blumentöpfe, zum Theil noch blühend, die auf den Fensterbrettern standen, und ein zierlicher Nothkäfig mit einem Nothkelchen auf der Commode gaben der Stube sogar einen Hauch von Wohnlichkeit.

In der Mitte des Raumes stand ein wachstuchüberzogener Tisch, daran saß die Obsthändlerin, nippte von einer Tasse Kaffee, die man ihr gereicht hatte und sprach dabei eifrig auf die Insassen der Wohnung ein.

Die Cantorin Schmidt, eine kleine ältliche Frau, saß ihr gegenüber am ersten Fenster der Stube. Das volle Tageslicht fiel auf ihr Gesicht, das blaß und vergrämt aussah, und das durch die dunklen Augen und die dichten schwarzen Brauen, die in einem weiten Bogen über die Stirn liefen und an der Nasenwurzel zusammengewachsen waren, einen Ausdruck von Strenge erhielt. Ein strenger Zug lag auch um den fest geschlossenen Mund, ja er zeigte sich in der Art, wie das Haar glatt gescheitelt und geflochten war. Selbst die Falten des Busentuches waren mit peinlicher Sorgfalt über einander gesteckt. Die Frau strickte eine Männerjacke von grober, grauer Wolle; zuweilen blickte sie die Sprecherin aufmerksam an, aber ihre Hände arbeiteten dabei unablässig.

„Und ich sag' Ihnen, Jungfer Grete, einen besseren Verdienst finden Sie so leicht nicht“, eiferte die Alte, „immer gehegt und gepflegt bei Tag und Nacht und bedient und verwöhnt und jeden Wunsch erfüllt von den besorgten Eltern. Und dazu das gute Essen, das es in solch feinen Häusern gibt und Bier, so viel Sie trinken wollen, und schöne Kleider und den ganzen Tag spazieren gehn. Besser wird's Ihnen nie geboten, greifen Sie zu, Jungfer Grete!“

Sie hatte sich zu der Tochter umgewandt, die hinter ihr am letzten Fenster saß. Die hohen Geraniumstöcke wehrten hier jeden Ausblick nach draußen, nur durch die oberen Scheiben, wo die Vorhänge zurückgenommen waren, fiel das Licht voll auf den Stickerahmen und das jugendliche Gesicht der emsig Arbeitenden.

Haller wartete schon lange darauf, daß sie anschauen sollte, jetzt bei dieser Auredede, die ihr wie versteckter Hohn klang, blickte sie erröthend auf. Dieses schmale, längliche Gesicht mit den dunklen Kinderaugen und dem schweren Flechtenkranz über der weißen Stirn erinnerte Haller an den Schnitt der Defregger'schen Madonnengesichter. Gott allein wußte, wie dieser echte Tiroler Typus hier auf märkischem Sand gediehen war.

Es schien, das Mädchen wollte sprechen, aber es besann sich eines anderen, schüttelte nur den Kopf und beugte sich wieder über die Arbeit.

„Seht, Frau Berger“, sagte jetzt die Mutter streng, „so halsstarrig ist sie nun. Gibt nicht einmal Antwort, wo sie uns einen guten Verdienst ins Haus bringen könnte statt des Hungerlohnes. Selbst in der Schande ist ihr der Hochmuth nicht vergangen.“

„Mutter“, sagte das Mädchen plötzlich aufstehend, „verlange alles von mir, nur das nicht. Ich soll zu Fremden gehen und mein Kind verlassen? Nein, lieber geh' ich in den Tod!“

„Und was dann?“ fragte die Mutter kalt. „Glaubst du, ich soll mit meinen schwachen Armen und meinen halbblinden Augen den Bankert großziehen? Solche Kinder bleiben immer am Leben.“

„Mutter“, jagte das Mädchen flehend und faltete die Hände, „sei nicht so hart. Ich bin ja doch auch dein Kind.“

Zwei große Thränen rannen langsam über ihre Wangen.

„Ich will ja noch nachts arbeiten, um mehr zu verdienen, verstoß' uns doch nicht!“

„Damit wir alle zugrunde gehen“, entgegnete die Alte herb. „Du weißt, die Hypothek ist mir gekündigt, ich kann das Geld nicht herbeischaffen, bald ist es Winter, wir haben weder Torf, noch Kohlen, keinen Speck im Rauch, kein Mehl im Kasten. Die Kartoffeln habe ich verkaufen müssen, um den Zins zu zahlen, wovon sollen wir den Winter über leben? Noch hab' ich Doctor und Apotheker zu bezahlen und was wir beide verdienen, reicht nicht hin, uns zu sättigen. Stichst du aber des Nachts, so kommt dein Augenleiden wieder, wie's dir der Doctor verkündigt und mit dem Verdienst ist's ganz aus. So geh' doch, uns zu retten —“ setzte sie milder hinzu.

Das Mädchen schluchzte heftig auf, dann sprang es in die Kammer, riß den Kleinen, der durch das laute Sprechen längst munter geworden war, aus dem Bettchen, preßte ihn an die Brust und küßte ihn stürmisch.

Das Kind griff spielend an ihre Wange. Mit abgewandtem Gesicht brachte sie es ihrer Mutter.

„Da nimm ihn und sei gut mit ihm, ich will geh'n, wenn du es so willst und Heinrich einverstanden ist.“

„Was hat der dabei zu sagen?“ rief die Mutter verächtlich. „Auch ist er ja nicht hier!“

„Er ist heut' morgen gekommen“, entgegnete das Mädchen, ohne den ersten Einwurf zu beachten, „und ich verlange, daß er gefragt wird. Er hilft dem Schiffer Bartels ausladen, wollen Sie ihn holen, Frau Berger?“

„Gern, Gretchen, recht gern“, erwiderte die Alte, „was soll er dawider haben? Ich gehe schon und bring' ihn her. Er wird den Vortheil schon einsehen.“ Sie sagte das zu der Alten, die mit finsterem Gesicht den Enkel im Schoße hielt. Das Mädchen hatte sich wieder an die Arbeit gesetzt.

Im Vorplaz traf die Alte den Professor. „Es geht gut!“ flüsterte sie ihm zu. „Ich hol' nur den Bräutigam, das ist hier so Brauch.“

In ihrer Aufregung vergaß sie ganz, an ihre Pflaumen zu denken und schlurft davon, so schnell als ihre lahmen Füße in den großen Pantoffeln es erlaubten.



Haller hielt es für gut, jetzt selber ein Wort in der Sache mitzureden. Er klopfte leise an und trat auf ein „Herein“ der Alten in die Stube.

„Mein Name ist Haller, Professor Haller aus Berlin“, stellte er sich den erstaunten und verlegenen Frauen vor. „Ich schickte Frau Berger zu Ihnen, sie hat Ihnen mein Anliegen mitgetheilt?“

„Ja“, sagte die Mutter mit einer gewissen Würde, „meine Tochter überlegt eben noch. Es kommt ihr hart an und auch mir, mein Herr — Herr Professor. Die Verhältnisse dulden keine Wahl. Setzen Sie sich, bitte, Herr Professor, Sie sind uns sehr willkommen.“

Haller sah sie ernst an.

„Sie sollen zufrieden sein“, sagte er leise. Dann wandte er sich an das Mädchen.

Sie hatte sich bei seinem Eintritt erhoben und stand nun an den Schrank gelehnt mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen da. Haller konnte sehen, daß sie tief erröthet war. „Wollen Sie mit mir gehen, liebes Kind?“ fragte er ernst-freundlich.

Beim Klange dieser gütigen Stimme schaute das Mädchen auf.

Mit ängstlicher Spannung blickte sie Haller an, aber dies edle Gesicht mit den milden, tiefen Augen erweckte in ihr nur ehrfürchtige Bewunderung. Ihre Angst wich dem Zutrauen. „Mit Ihnen geh' ich schon“, sagte sie bestimmt. „Meine Frau ist auch nicht älter als Sie“, sagte Haller freundlich, „sie ist blond und zart und immer heiter und gütig.“

„Und mein Bub —“

„Wie alt ist der Ihre?“ unterbrach er sie.

„G'rad' drei Monat heute —“ hauchte das Mädchen.

„Schau, just so alt wie der meine“, fuhr Haller gemüthlich fort. „Freilich, solch ein strammer Bursche ist es nicht, er ist klein und zart wie die Mutter. Werden Sie ihn treu versorgen?“

„Gewiß!“ sagte das Mädchen feierlich; es klang wie ein Schwur.

„Hier Ihre Mutter versorgt unterdessen Ihren Kleinen“, fuhr Haller fort, „und wenn Sie gerade zu große Sehnsucht nach Ihrem Jungen haben, besucht die Mutter Sie mit ihm in Berlin, ich schicke ihr gern dazu das Reisegeld. Sind Sie einverstanden?“

Er hielt ihr seine Hand hin und sie legte ihre schüchtern hinein.

Ihre kleine, kühle Hand zuckte in der seinen, aber die wieder aufsteigenden Thränen muthig hinunterschluckend, sagte sie lächelnd:

„Ich gehe gern mit Ihnen!“

„Und fragst nicht, was ich dazu sag' und läßt unseren Jungen im Stich?“ rief eine dröhnende Stimme.

Das Mädchen fuhr erschreckt zurück, Haller wandte sich um.

In der Thür stand ein junger Riese. Der Kopf stieß beinahe an die Decke, wie er ihn eben hintenüber warf und die Arme drohend

rechte. Die blauen Augen schauten blickend aus dem braunen, wetterharten Gesicht, von dem die weiße Stirn sonderbar abstach. Das krause, blonde Haar hing ihm in nassen, wirren Strähnen ins Gesicht — er war offenbar in der Eile ohne Hut hergelaufen. Auch sonst war sein Anzug mangelhaft, die Füße steckten in ungeheueren Wasserstiefeln und über der breiten Brust trug er nur ein blaues, wollenes Hemd, das vorn offen stand und die gewaltige Musculatur des Mannes sehen ließ. Ein frischer Wasserdunst strömte aus Haaren und Kleidern des Mannes.

„Schämst dich nicht, Gretel, dich von der Alten da so verkaufen zu lassen?“ polterte er zornig heraus, da das Mädchen schwieg.

Sie sah ihn mit einem bittenden Blick an, er aber fuhr immer zorniger werdend fort:

„Und ich leid's nicht, nie und nimmer. Da bleibst, wo du bist!“

„Hinrich“, bat das Mädchen.

„Schweig!“ donnerte er.

„Ja, du schweigst, das ist das Beste“, sagte jetzt die Mutter kühl, „aber ich werde reden. Du kommst hier herein, Hinrich, wie ein Wilder, bietest uns keine Tageszeit und fluchst und wetterst, als wärst du in deinem Eigenthum. Noch aber ist das Haus mein, und ich sag' dir, mach', daß du hinaus kommst, wir haben nichts mehr zu theilen.“

„Was wollt Ihr damit sagen, Mutter?“ fragte der Riese grollend.

„Wir haben gar nichts zu theilen“, fuhr die Alte in demselben kühlen Ton fort, „du hast uns einmal beigestanden, als wir in Noth waren, aber dann hast du mein Kind in Unehre gebracht, hast den reichen Kaufmann Dorn, der sie zum Weibe begehrte, beleidigt — aus Rache hat er mir die neunhundert Mark gekündigt, die er mir aufs Haus geliehen hatte und droht uns mit Pfändung — so hast du uns in Schande und Armut gebracht, Hinrich Menz, wir sind quitt!“

„Frau“, fuhr der junge Schiffer auf, „ist das Euer letztes Wort?“

„Ja“, sagte sie kalt und gieng an ihm vorüber, um den Knaben, den sie noch auf dem Arm trug, in sein Bettchen zu legen. Als sie bei ihrer Tochter vorbeikam, nahm ihr diese das Kind ab, gieng damit zur Kammer, blieb aber in der offenen Thür stehen. „Also so ist's“, donnerte der Riese und schlug mit der Faust dröhnend auf den Tisch, „erst wolltet Ihr sie dem schuftigen Kaufmann verhandeln und nun zwingt Ihr sie —“

„Ruhig, junger Mann“, ließ sich jetzt Hallers volltönende Stimme vernehmen. „Von Zwang ist hier keine Rede. Aus freien Stücken folgt mir Ihre Braut, um eine Zeit lang Mutterpflichten an meinem Kinde zu erfüllen und in meinem Hause soll ihr gewiß nichts Übles widerfahren.“

Der junge Schiffer sah den Sprecher erstaunt an. Er schien ihn erst jetzt zu gewahren — er empfand die schlichte Würde des Mannes

wie einen Zwang, dem er unwillig nachgeben mußte, ob er es gleich nicht mochte.

„Es soll ihr nichts Übles widerfahren?“ sagte er finster. „Können Sie sie davor beschützen, Herr? Ist das üppige Leben in einem vornehmen Hause kein Übel für ein armes Mädchen, und das Spazierenlaufen und in den Gärten Umherklatschen? Schön ist sie ja auch. Und dann kommt sie zurück und ist so geworden wie die anderen, lässig und gefallsüchtig — und faul bis in den Kern.“

Er warf sich auf die Ofenbank, die laut krachte, und drückte stöhnend die Fäuste gegen die Augen.

Das Mädchen stand noch immer in der Kammerthür. Jetzt trat sie stille herzu, legte ihm sachte die rechte Hand auf die Schulter und sagte leise:

„Nicht so wild sein, Heinrich!“

„Dass du mir das anthust!“ knirschte er, ohne sie anzusehen.

„Heinrich“, bat sie wieder sanft, „vergib mir, wir sehen sonst keinen Ausweg.“

Er fuhr auf.

„Keinen? O doch, doch.“

Er fuhr rasch in die Hosentasche, riß einen ledernen Beutel heraus und warf ihn klingend auf den Tisch.

„Da nehmt, Mutter Schmidt“, sagte er hastig, „es ist ehrlich verdient, mein Lohn vom Sommer. Zweihundert Mark sind darin.“

„Und wovon willst du den Winter über leben, wenn die Schifffahrt stockt?“ fragte die Alte unwirsch.

„Ich? O ich gehe in die Conservenfabrik als Packknecht. Es ist alles schon ausgemacht, ich krieg' fünfzehn Mark Wochenlohn und drei Mark Wohnungsgeld.“

„Und davon sollen wir alle leben?“

Die Frau lachte höhnisch.

„Es gibt noch Nebenverdienst dort, das gibt auch noch die Woche ein bis zwei Mark. Auch soll ich meinem Better, der zur Landwehrübung fort muß, die Kartoffeln einern, davon gibt er mir fünf Säcke ab und ein Fuder Torf.“

„Und was weiter?“ fragte die Alte.

„Weiter hab' ich nichts!“ entgegnete der junge Mann dumpf und trocknete sich den perlenden Schweiß von der Stirn.

„Dann werden wir doch ausgepfändet, Heinrich“, sagte die Alte bitter. „Du siehst, es kann nicht sein!“

Haller hatte bisher schweigend zugehört.

Das Naturgesetz verbietet uns, das Recht des Nächsten zu verletzen! Die Weisheit des alten Römers gieng ihm durch den Kopf.

„Hören Sie, junger Mann“, wandte er sich jetzt freundlich an den Riesen, „möchten Sie gern Ihre Braut sogleich heiraten?“ Der Bursche sah ihn an, es lag eine Qual in dem Blick, vor der der feste Mann erschrak.

„Spotten Sie meiner?“ murmelte er grimmig. „Sie sehen ja, ich kann nicht, ich bin zu arm.“

„Nicht doch“, sagte Haller begütigend, „ich will Ihnen helfen. Nehmen Sie Ihre Ersparnisse zum ersten Anfang, ich denke, ein Kerl wie Sie — mit solchen Knochen“ — unterbrach er sich lächelnd, „muss eine Familie ernähren können!“

„Die Hypothek, die Ihnen so viel Sorge macht, Frau Schmidt“, wandte er sich an diese, „übernehme ich. Hier“, sagte er, sein Portefeuille hervorziehend und einige Scheine herausnehmend, „haben Sie die Summe, lassen Sie sich den Hypothekenschein von dem Kaufmanne zurückgeben und senden ihn an meine Adresse nach Berlin. Und nun segnen Sie Ihre Kinder!“

„Und Sie wollen mir meine Grethe nicht wegnehmen?“ fragte Hinrich verwirrt.

„Ich darf ja nicht! Bei der Hochzeit muss doch die Braut sein“, sagte Haller lächelnd, „ich muss mir anders helfen!“

„Dank, o tausend Dank, Herr“, schluchzte das Mädchen, haschte nach seiner Hand und küsste sie.

„Sie sind ein Menschenfreund, Herr!“ stammelte der Riese, den sein Glück so verwirrte, dass er weiter keine Worte fand.

Er war jetzt sanft wie ein Kind. Plötzlich aber hob er sein Mädchen mitsammt dem Jungen empor und stieß einen hellen Zuchzer aus.

„Du wilder Mensch!“ sagte Grethe verschämt, als er sie sanft niederlegte. Die Mutter stand mit einem sonderbaren Gesichte dabei, aber plötzlich fühlte sie sich von vier Armen umschlungen, und da ward es dunkel vor ihren Augen, denn die Thränen brachen hervor.

Haller schlich in diesem Augenblick sanft hinaus.

Auf der Diele schlürfte ihm die alte Höckerin nach, die die Entwicklung des Handels von weitem beobachtet hatte.

„Es thut mir recht leid, Herr —“ begann sie.

„Lafst nur, Mütterchen“, wehrte er ab, „es ist alles gut so. Euere Pflaumen habe ich verkauft. Hier den Erlös und ein kleines Trinkgeld.“ Er drückte ihr ein Goldstück in die Hand und entfernte sich eilig. Als er schon ein gutes Stück Weges entfernt war, stand die Alte noch immer und blickte unverwandt auf die funkelnde Münze. Haller lief schnell, ohne umzublicken. Er besaß jenes schamhafte Bartgefühl, das den Eigener zwingt, den Schauplatz einer guten That so schnell als möglich zu verlassen, um sie so gleichsam vor sich selber zu verleugnen. Er gieng direct zum Bahnhof, traf einen abgehenden Zug und dampfte nun wieder



der Heimat zu. Seine Stimmung war eine frohe, glückliche, er hatte einen tiefen Blick in die Herzen der Menschen gethan und Schönes gesehen. Er mußte lächeln, so oft er an den Zuchzer des blonden Niesen dachte. Drei Stunden Eisenbahnfahrt an einem regnerischen Tage sind freilich geeignet, auch die ehrlichste Begeisterung abzukühlen. Als der Zug sich der Hauptstadt wieder näherte, fiel der unerledigte Auftrag dem armen Familienvater mit Centnerschwere auf die Seele. Welche bangen Stunden mochte Emmy inzwischen erlebt haben, wie mochte sie auf seine Rückkehr hoffen — und nun? Auf die freudige Erhebung folgte tiefe Niedergeschlagenheit, mit einem Seufzer stieg Haller an der Station aus, auf der er heut' morgen seine Reise so zuversichtlich begonnen hatte.

Nur langsam schritt er seinem Hause zu und zögernd zog er die Thorglocke. Anton öffnete seinem Herrn mit einem frohen Gesicht und an der Zimmerthür kam ihm Emmy freudestrahlend entgegen.

„Endlich bist du wieder da, lieber Mann“, sagte sie fröhlich, „hast du gleich eine Amme mitgebracht?“

„Nein!“ entgegnete er kleinlaut.

„Welch ein Glück!“ rief sie fröhlich, „ich käme sonst in arge Verlegenheit, denn denk' dir nur, wir brauchen keine mehr!“

„Gleich nach deinem Weggange kam unser guter Sanitätsrath, der verordnete unserem Buben Kuhmilch und die hat ihm prächtig geschmeckt, drei Flaschen voll hat er schon getrunken! Und bekommen ist sie ihm auch vorzüglich, jetzt schläft er süß und fest. Willst du ihn sehen?“

„Ja“, sagte Haller leise, als er sich über den Knaben beugte, Cicero hat doch recht: das Sittliche ist auch immer das Nützliche!“

## Franz Nissel.

Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Dichters in Briefen.

Von Friedrich Marx.

Um zweitemale jährt sich der Tag, an dem ein großer deutscher Dichter und, nach Grillparzer, der bedeutendste österreichische Dramatiker, nach einem Leben voll himmelanstrebenden Ringens und der herbsten Enttäuschungen in Gleichenberg sein müdes Auge für immer geschlossen, in das kaum zuletzt noch ein freundlicher Lichtstrahl der Anerkennung gedrungen war. Treue Schwesterliebe hat dem zeitlebens und bei vielen einzelnen Erfolgen doch im ganzen verkannten, tiefunglücklichen Dichter durch die Herausgabe seiner dramatischen Werke und seiner Selbstbiographie „Mein Leben“ ein Denkmal gestiftet, das Geschlechter zu überdauern bestimmt, sein Leben und Ringen, aber auch die Schuld unserer Zeit, auf die ferne Nachwelt bringen wird. J. G. Cottas Verlag hat zur Sühnung dieser Schuld die Hand geboten und um die seither unserem Dichter im deutschen Volke gewordene Anerkennung sich verdient gemacht. Bis in die geheimsten Falten seines Wesens liegt sein Lebenslauf, sein Denken und Fühlen, sein Hoffen und Dulden, liegen alle seine Ansprüche auf Ruhm und Geltung, Glück und Vollbefriedigung einer großen glühenden Dichterseele und die hageldicht auf sein erhobenes Haupt niederfallenden Schläge eines unerbittlich grausamen Geschicks vor unseren Augen entschleiert da.

Die Literaturperiode, der Franz Nissel angehörte, geht zur Neige. Sie war eine Übergangs- und Dämmerungszeit, die ihr Licht zum Theile noch von der Doppelsonne Weimars borgte, dem Classicismus unserer deutschen Dichterdioskuren huldigte, bevor im wüsten chaotischen Gähren und Durcheinanderwogen einer neuen Zeit des Realismus sich die Zukunft deutscher Dichtung in immer schärfer hervortretenden Umrissen erkennen ließ. Dazs Nissel vom Standpunkte Goethes, Schillers und Grillparzers seinen Ausgang nahm, dazs er die sittliche Idee der Freiheit und Menschenwürde, des Opfermuthes und Heldenthums, nur in großen historischen Persönlichkeiten und in classischer Form zur Anschauung

brachte, daß er die sittlichen Mächte, die in den breiten Schichten des Volkes selbst nach Gestaltung ringen, übersehen zu können glaubte, daß war die tragische Schuld seines hohen und reinen Dichterlebens. Die sociale Idee war an die Stelle der nationalen und politischen getreten, von welcher letzterer die Dichter des Vormärz, zumal in Oesterreich, fast ausschließlich beherrscht waren. Ein unbeugsamer Idealist, ein Märtyrer seines Ideals, ein Fanatiker der Wahrheit oder dessen, was er für wahr, gut und schön erkannt, ist uns der unglückliche Dichter nur desto theurer geworden. Erst die vollständige Ausgabe seiner dramatischen Werke, epischen und lyrischen Dichtungen, wird ein abschließendes Urtheil über Nissel ermöglichen. Zu seinen Dramen „Perseus von Macedonien“, „Heinrich der Löwe“, „Agnes von Meran“, dem Lustspiele „Ein Nachtlager Corvins“ im ersten Bande, den Tragödien „Die Jakobiten“, „Der Königsrichter“, „Dido“ und dem Volksdrama „Die Zauberin am Stein“ im zweiten Bande seiner Werke, haben wir noch im dritten Bande die Herausgabe seines historischen Schauspiels „Rudolf von Erlach“, des Schauspiels „Der Wohlthäter“, ferner eines satirisch-phantaistischen Bühnenstückes, seiner Erzählungen und Gedichte zu gewärtigen. So dürfen wir denn hoffen, daß allmählich über des Dichters Leben und Schaffen sich volles Licht verbreiten, das deutsche Volk dem edlen Dulder volles Verständnis entgegenbringen und fortan ein treues Gedenken bewahren werde.

Aber auch wer dem Menschen Nissel einmal ins Auge geblickt, dem wird das Bild dieser lautereren, vornehmen Natur, des bedeutenden, dem Höchsten zugewendeten Mannes in seiner schlichten Größe, ungezwungenen Anmuth und Liebenswürdigkeit, stets vor der Seele stehen. Dankbar für jeden geringsten Beweis der Theilnahme an seinem Geschehe, der Wertschätzung und Freundschaft, war er im persönlichen Umgange und in seinen Briefen durchaus nicht der vergrämte, mit seinem Schicksal ewig hadernde Dichter, als welchen manche seiner Widersacher ihn hinzustellen liebten. Wie jubelt er bei jedem Hoffnungsstrahl auf, der in seine Krankenstube drang, um sie durch die nachfolgende Enttäuschung nur desto grausamer zu verdüstern! — Gewiss — unter den Schlägen, die Nissel erduldet, wäre auch eine viel robustere Dichternatur zusammengebrochen. Wenn auch seine Selbstbekenntnisse in „Mein Leben“ aller Welt vorliegen, glaubte ich bei dem Umstande, als gerade die letzten fünfundzwanzig Jahre darin viele Lücken aufweisen, manche Jahre in seinen Tagebüchern nur mit wenigen Zeilen abgethan sind, die folgenden Auszüge aus seinen Briefen der Öffentlichkeit nicht vorenthalten zu sollen, einmal weil der Dichter mit vielen der in Nissels Briefen genannten Personen von der Lebensbühne abgetreten ist, dann weil aus den mitgetheilten Stellen auf das Entstehen, den Fortgang und das Schicksal der Werke, die den Dichter seit 1867 beschäftigt, auf seine Hoffnungen und Enttäuschungen, auf die

lange, unermessliche Qual dieses armen Lebens, an dem jahrelanges Siedethum und die Sorge um das tägliche Brot wie ein paar hungriger Geier fraßen, nicht minder auch manches wertvolle Streiflicht auf die Literatur- und Bühnenperiode fällt, in welche das Schicksal den Dichter verwies. Dienen diese Blätter dazu, das Andenken an Franz Nissel, der in Steiermark frohe und traurige Tage verlebte, in St. Georgen bei Wildon seine hochbegabte, edle und treue Lebensgefährtin zur ewigen Ruhe gebettet und am 20. Juli 1893 in Gleichenberg für immer sein seelenvolles Auge geschlossen, in steirischen Herzen aufzufrischen und die öffentliche Aufmerksamkeit auf seine Werke zu lenken, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

\* \* \*

St. Georgen bei Wildon, 9. December 1867.

Der „Ahasverus“ Hamerlings wird eines von meinen Lieblingswerken werden, und ich zähle deren, für die ich schwärmen kann, nicht eben viele. Für „Ahasver“ fange ich bereits zu schwärmen an. Selbst mit dem nonchalanten Tone der Einleitung, der mich im ersten Augenblicke befremdete, habe ich mich völlig ausgeföhnt, nachdem die Bedeutung des Ganzen mir auch zu dem Verständnisse der ungeheueren Ironie verholfen hat, die in diesem Präludium liegt. Auch das Bedenken nehme ich zurück, welches ich nach dem zweiten Gesange aussprach über die mögliche sittliche Wirkung der Dichtung, die Markotisierung des Lesers durch die Bilder einer glühenden Phantasie. Die große, sittliche Grundidee, die überall liegend durchschlägt, uns die Corruption in ihrer glänzendsten Form vorzuführen, damit wir sie umso tiefer und nachhaltiger verabscheuen, weil auch die schönste Maske, die Maske der Poesie, sie nicht mehr zu decken vermag, diese unverkennbare Grundidee — die große Warnung daneben vor dem Auswuchse der Civilisation — paralytirt alles Üble. Mögen immerhin verderbte Seelen nur sinnlichen Niszel aus dem Werke schöpfen, deshalb wird ein großer Dichter ein großartiges Werk nicht ungeschaffen lassen. Einen großen Dichtergeist aber habe ich in Hamerling entdeckt, und dessen ist meine Seele Jubels voll. Es ist der zweite schon, den ich in diesem für mich so entsetzlichen, ja vielleicht tödtlichen Jahre entdeckt habe.

Ich spiele hier auf Ferdinand von Saar an, den ich Ihnen und allen Freunden der Dichtung sehr warm empfehlen kann. Saar kann übrigens noch erdrückt werden, wie es mir geschah. Für Hamerling bin ich, gottlob, ganz außer Sorgen, schon deshalb, weil er der epischen Form sich bemächtigt hat. Der eigentliche Held der Hamerling'schen Dichtung ist jedenfalls Nero. Ahasver fasse ich als das auf, wofür ihn uns der Dichter gibt, für den Repräsentanten der ruhelosen, ewig nach ihrem Ziel wandernden Menschheit, die an den düstersten Erscheinungen, welche sie aus sich selbst gebärt, vorüberzieht zu den helleren. Ferner ist Ahasver die Folie für Nero, der dunkle Hintergrund, von dem die dämonisch glänzenden Gestalten des Wildes sich abheben. Den mächtigsten Eindruck haben auf mich der zweite und fünfte Gesang gemacht. Der Brand, so viel Schönheiten er auch enthält, schien mir ein wenig unter der Kraft der Darstellung geblieben, die der Dichter sonst beweist, am schwächsten aber der letzte Gesang „Ahasver“, obwohl die Abrundung und Vollendung des ganzen kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Mein Urtheil über „Ahasver“ kann überhaupt mit dem Gesagten nicht erschöpft sein. Genug, das Endergebnis ist die aufrichtigste Verehrung und Bewunderung des Dichters.



Wien, 10. April 1868.

In der Schillerstiftungs-Angelegenheit weiß ich noch keine definitive Entscheidung, obwohl dieselbe vielleicht in diesen Tagen schon erfolgt ist. Ich war wohl gleich nach meiner Ankunft hier bei Kompert, dem Berichterstatter in der Sache, um ihm meine Übersiedlung und neue Adresse anzuzeigen. Er sagte mir, man habe beschlossen, mir für drei Jahre eine Pension von zweihundertundfünfzig Thalern zu gewähren. Dagegen aber sei von einer Person, welche er mir nicht nannte, Opposition gemacht und der Antrag gestellt worden, mir einen solchen Betrag nur für ein Jahr zuzugestehen. Dadurch sei die Sache ins Schwanken gekommen und die definitive Erledigung bis zur mündlichen Besprechung in den Ostertagen bei Gelegenheit der Generalversammlung verschoben worden. Kompert meinte jedoch, daß die drei Jahre durchgehen werden. Besonders warm soll sich Ferdinand Kürnberger meiner Sache angenommen haben.

Eben da ich diesen Brief abschließen wollte, erhielt ich eine Zuschrift der Schillerstiftung, die ich hier wörtlich folgen lasse, damit Sie sehen, in welcher freundlich wohlthuernder Form mir der Bescheid mitgetheilt wurde, der meine Hoffnungen erfüllt.

„Sehr geehrter Herr! Die Conferenz des Verwaltungsrathes der deutschen Schillerstiftung hat auf unseren Antrag den Beschluß gefaßt, Sie mit einer Jahrespension von zweihundertundfünfzig Thalern auf die Dauer von drei Jahren zu ehren. Indem wir die Freude haben, diesen Beschluß Ihnen mitzutheilen, geschieht es mit dem lebhaften Wunsche, daß die Theilnahme der Schillerstiftung an Ihrem Lose Ihnen als Mensch und Dichter zu einer herzerhebenden Genugthuung dienen möge. Sehen Sie darin eine Anerkennung Ihres liebenswürdigen Talentes, eine Aufmunterung Ihres edlen und fruchtbaren Strebens, endlich, soweit es menschenmöglich, einen Trostesstrahl in der dunklen Nacht des Verhängnisses, welches durch einen unerseßlichen Verlust über Ihr Haus hereingebrochen ist. Mit unserer herzlichsten Theilnahme zeichnen wir hochachtungsvoll der Vorort der deutschen Schillerstiftung

Freiherr von Münch.“

Die Bemühungen meiner Grazer Freunde haben also Früchte getragen. Allen den wärmsten Dank, besonders Bröll; denn er hat zuerst den Gedanken angeregt.

Wien, 12. Juni 1868.

Ich bin krank, recht krank, und habe nicht einmal die Hoffnung auf eine vollkommene Herstellung meiner Gesundheit. Es hat sich nach verschiedenen Berathungen und Untersuchungen herausgestellt, daß das Übel, an dem ich leide, zwar nicht die Tuberculose, aber doch auch ein unheilbares, wenngleich nicht minder gefährliches ist, nämlich ein ziemlich bedeutendes Lungenemphysem. Deshalb soll ich, um mir doch einige Erleichterung zu verschaffen, und damit ich den nächsten Winter doch in halbwegs erträglichem Zustande verbringe, in Reichenhall oder Ischl durch mehrere Wochen die Cur gebrauchen. In der That ist das Übel in letzter Zeit schon fast unheillich geworden und wird mir besonders das Reden so schwer und anstrengend, daß ich völlig die Menschen zu fliehen gezwungen bin. In welcher Bestürzung mich unter meinen noch immer höchst beschränkten Verhältnissen die Nothwendigkeit einer so bedeutenden Ausgabe versetzt, mit welcher Sorge ich meiner Kinder wegen in die Zukunft blicke, wie die tiefe Verstimmung darüber meine geistige Thätigkeit hemmt, umsomehr als die Zeit, die dahinstreicht, sich auch völlig machtlos erweist, meinen Schmerz

um mein geliebtes Weib zu mildern — das alles überlasse ich Ihnen selbst sich auszumalen. Thatsache ist, daß ich die Kraft zu einer neuen Schöpfung jetzt nicht habe und deshalb mich wieder der Umarbeitung und Concentrierung meines „Marcus Bemfflinger (der Königsrichter)“ zugewendet habe. Damit nun geht es mir bis jetzt sehr gut und ich werde wenigstens imstande sein, noch in diesem Jahre ein, wie ich glaube, nicht unbedeutendes Werk in die Öffentlichkeit zu schleudern, wenn es auch nicht von mir allein abhängt, es auf die Bühne zu bringen.

Zschl, 2. August 1868.

Ihrer Aufforderung zufolge werde ich schon in den nächsten Tagen alles, was ich von meinen Werken bei der Hand habe oder mir rasch verschaffen kann, an Dr. Heinrich Kurz nach Aarau senden, jedenfalls die fünf Dramen: „Perseus“, „Heinrich der Löwe“, „Dido“, „Die Jakobiten“ und „Die Zauberin am Stein“. Ob es mir möglich sein wird, den „Wohlthäter“ beizulegen, weiß ich nicht, weil von diesem im ganzen nur mehr zwei Exemplare existieren, von denen eines in meinen, das andere in meines Agenten Händen ist, und das meine hab' ich nicht einmal hier zur Verfügung. Was die biographische Skizze betrifft, so werde ich mich kurz fassen können, da Sie Brölls Aufsätze über mich an Dr. Kurz gesandt haben, die eine ziemlich vollständige Übersicht geben. Sie haben mir auch damit einen großen Dienst erwiesen, denn, aufrichtig gesagt, es wird mir jetzt in meinem leidenden Zustande und bei meiner gedrückten Stimmung nicht ganz leicht, mich über mich selbst auszusprechen. Ich bin zu sehr in Gefahr, daß manches herbe Wort einfließen könnte, das einem Fremden und Fernstehenden gegenüber vielleicht nicht recht am Blase wäre und mißverstanden werden könnte. Bei Kurz können mich nur meine Werke, vornehmlich „Perseus“ und „Heinrich der Löwe“ vertreten. Was den Literaturhistoriker aus meinem Leben allein nur interessieren könnte, wäre allenfalls mein Bildungsgang — aber gerade das ist das heikelste Thema, dem ich am liebsten ganz ausweichen möchte; denn eigentlich weiß ich nicht viel von einem Bildungsproceß außer der Entwicklung aus mir selbst. Das Aufwachen beim Theater, die Offenbarungen meines Herzens, die Eindrücke der Weltgeschichte und der Ideen meiner Zeit, namentlich der Achtundvierziger Revolution und darauf folgenden Reaction, das war die ganze Schule, in die ich gieng. Jeder anderen lehrte ich mit fast etwas titanischem Troße den Rücken — gewiß nicht ganz und gar zu meinem Vortheile — doch meiner ganzen Natur nach konnte ich nicht anders und hätte ich nur stets ihren Geboten allein gehorchen dürfen, so hätte ich vielleicht das Größte geleistet, während ich nun nichts weniger als mit mir zufrieden bin und das hohe Ziel, das ich mir gesteckt, vielleicht nie erreichen werde. Eins aber hab' ich mir eben durch jene Richtung, mag man sie gefährlich nennen, doch bewahrt — unter allen Seelenstürmen und unter allen Verdrängnissen von außen: die volle Selbständigkeit und das freieste Urtheil über mich und andere. Kann ich aber dergleichen einem Fremden zu sagen wagen, ohne den Vorwurf der Unmaßung zu fürchten, den mir kaum jemand machen wird, der mich persönlich kennt?

Wien, 17. Jänner 1869.

Etwa vor vierzehn Tagen erhielt ich Ihre Besprechung von Hamerlings „König von Sion“ und damit zu meiner freundlichen Ueberraschung die erste Kunde, daß dieses Werk nun erschienen sei. Sie werden den Kopf schütteln und fragen: In welcher Welt lebt denn mein guter Freund Nissel? Wie groß die Zurückgezogenheit

ist, zu der ich verurtheilt bin, werden Sie halbwegs begreifen, wenn ich Ihnen sage, dass ich seit sechs Wochen in diesem so milden Winter nicht weniger als dreimal von Bluthusten befallen wurde, jedesmal zwei bis drei Tage liegen mußte und mich nur durch die größte Schonung immer wieder doch leidlich rasch erholte. Da wie gewöhnlich die Nachwirkung solcher Erkrankungen eine besondere Schwäche meiner Sprechorgane ist, so muß ich den Verkehr mit Menschen fast ganz meiden. Übrigens hab' ich mich auch nicht ganz unfreiwillig etwas eingepuppt und Zerstreungen von mir gehalten, weil ich mit dem Entwurfe einer neuen großen Tragödie einerseits eifrig beschäftigt, gleichzeitig meinen „Vemissinger“ total umarbeiten wollte. Diese letztere Arbeit ist mir auch soweit gelungen, daß das Stück nun für die Ausführung tauglich wird. Ich glaube, es ist jetzt eines meiner besten Werke und hoffe zuversichtlich, es bis Ende Februar zur Einreichung zu bringen. Dann wollen wir sehen, wie es mir unter dem Regime Galm-Wolff ergehen wird.

So also kam es, daß durch Sie die erste Kunde vom „König von Sion“ in meine Einsiedelei drang. Aber diese versetzte mich auch in mächtige Bewegung. Vierig verschlang ich Ihren Aufsatz, der meine Erwartungen aufs höchste gespannt hat. Was Sie da sagten, ist so warm aus Ihrer Feder geflossen, daß es überzeugende Kraft hat, wie manches Porträt eines Menschen, den wir nie gesehen und doch sogleich für getroffen halten. Und hätte ich denn auch einen Augenblick daran gezweifelt, daß der Dichter des „Abasver“ ein neues großes Werk der Welt schenken würde? Ist doch der Name Hamerling eines der wenigen Worte, die mich auf dieser Erde noch zu elektrifizieren vermögen. —

Wien, 8. December 1869.

Vor ein paar Tagen hat Siegmund Schlesinger, der in „Concordia“ Angelegenheiten großen Einfluß hat, mir den Rath gegeben, so rasch als möglich ein kleines Schauspiel von höchstens zwei Acten zu schreiben; er würde es vermitteln, daß es für die „Concordia“-Akademie zur Aufführung käme. Diese „Concordia“-Stücke gehen aber fast immer sofort ins Burgtheater über. Ich nahm wohl großen Anstand, ihm etwas zuzusagen, da ich erstens an meiner Fähigkeit zweifelte, solche Postarbeit pünktlich zu liefern, dann, weil ich keinen Stoff wußte. Dennoch sann ich unwillkürlich darüber nach und da hasteten plötzlich meine Gedanken auf jener Anekdote aus dem Leben des Ungarkönigs Matthias Corvinus, vor dem sein edler Gastfreund die schöne Frau zu verbergen suchte, auf welche Sie mich einmal aufmerksam machten, als auf einen eminenten Stoff zu einem historischen Lustspiele. Liegt Ihnen nichts daran, den Stoff sich selbst zu reservieren, dann — aber auch nur dann — würde ich Sie bitten, mir die Quelle zu bezeichnen, aus der Sie geschöpft. Es handelt sich übrigens bei mir vorerst nur um einen Versuch, ich muß erst vollen Einblick gewinnen, das Bild, das allerdings schon in leichten Umrissen mir vor dem Geiste steht, müßte sich erst voll entwickeln, eh' ich sagen kann, ob ich daran gehe — ob zu jenem bestimmten Zwecke — ob überhaupt — ob vielleicht im Vereine mit Schlesinger. Aber ich bin nicht ohne Lust dazu. Und so zähle ich auf eine recht offene Antwort.

Der ewig flüchtige Sacher-Majoch hält mir nirgends stand. Auch hier hab' ich ihn nicht mehr getroffen. Er soll nach Süd-Italien gegangen sein, wohin, erfuhr ich nicht. So ist es mir unmöglich, etwas über das Geschick meiner Novelle zu erfahren und ich bin doch gelähmt, anderes damit zu unternehmen.

Wien, 18. Jänner 1870.

Wahrscheinlich wird sich diese Woche das Geschick meines „Pemßlinger“ entscheiden und diese Entscheidung ungünstig ausfallen. Einer vor einigen Tagen gehaltenen Besprechung mit Director Wolff soll nun eine wichtigere mit dem Intendanten folgen, sobald die Herrenhausitzungen, die ihn in Anspruch nehmen, eine Unterbrechung erfahren, was vielleicht morgen oder übermorgen der Fall sein wird. So viel weiß ich schon, daß einerseits, mir zwar nicht recht begreiflich, Bedenken gegen den Stoff vorwalten, anderseits mir Umarbeitungsvorschläge drohen, auf welche ich kaum werde eingehen können.

Wien, 26. Jänner 1870.

Die Entscheidung ist da — sie lautet: Ablehnung, jede Hoffnung einer Aufführung abschneidende Zurückweisung. Die Gründe? Man gab sich nicht allzuviel Mühe, mir solche darzulegen. Mit einigen allgemeinen Phrasen brach man den Stab über dies Werk, an dem ich mich endlich, nach jahrelangem heißem Bemühen emporgewunden hatte aus einem Abgrunde, in dem ich mit allen Dämonen kämpfte, die nur das Seelenleben eines Menschen zu bedrohen vermögen. Mein Lohn? Daß man mich achselzuckend wieder hinabstürzt! Man weiß — ich hab' es ausgesprochen, daß dieser Schlag für mich verhängnisvoll werden kann.

Dennoch glaubte man für mich und diese meine gewiß tüchtigste, wenn nicht bedeutendste Arbeit nicht wagen zu können, was man für „Lady Gloster“ — „Drahomira“ — „Rosamunde“ — Schaufert's „1683“, ja selbst für manches dramatische Machwerk leichten Muthes gewagt hat. Ja so — die Gründe? Nun man sagte mir mit ein paar Worten und so recht trocken, ohne jede wärmere Anerkennung meines Verdienstes: Diese Bearbeitung sei allerdings ein entschiedener Fortschritt gegen die erste, allein die ersten drei Acte seien doch episch verblieben, die beiden letzten in die Breite gegangen, daher eine rechte Bühnenwirkung nicht zu erwarten. Außerdem seien Bedenken gegen den Stoff selbst bei der dormalig herrschenden Stimmung, kurz man könne sich auf keinen Fall zu einer Aufführung entschließen. Ich sehe schon, es will für mich nicht besser werden, ein Unstern waltet über all meine Unternehmungen, meine Kraft wird bald versagen! Vielleicht, daß ich mich noch einmal aufraffe, vielleicht — dann aber ist's gewiß zum letztenmale, wenn nicht ein Erfolg mich krönt, der natürlich umso größer und entscheidender sein müßte, je verspäteter er sich einstellt. Einen einzigen wohlthuenden Moment hatte ich in dieser ganzen düsteren Zeit, seit ich Ihnen zuletzt die Hand gedrückt. Unser Freund \* hat ihn mir bereitet, der kürzlich, nachdem er meinen „Pemßlinger“ gelesen, in völlig enthusiastischer Stimmung zu mir ins Zimmer stürzte und mir sagte, das sei das Bedeutendste, was ich je geschrieben und theilweise von wahrhaft erschütternder Wirkung. Er hielt eine völlige Ablehnung für unmöglich! . . . .

Das Lustspiel, dessen Held Corvin, hat sich zwar sehr hübsch in meinem Geiste entwickelt, doch woher nun den nöthigen Humor nehmen zur Ausführung!

Wien, 7. Februar 1870.

Ihre warme Theilnahme für das gewiß unverdiente Geschick meines Dramas hat mir recht wohl gethan, nehmen Sie den herzlichsten Dank dafür. Ich werde wohl versuchen, es anderswo zur Aufführung zu bringen, mit welchem Glücke, steht dahin! Denn welche Hoffnungen soll ich auf das deutsche Ausland setzen, welches jetzt Oesterreich so schroff gegenübersteht, wenn ich am k. k. Hofburgtheater zum Theile an der österreichischen Färbung des Stückes scheitere, die übrigens im Stoffe liegt, nicht von mir hineingezwungen wurde.



Wien, 29. April 1870.

Soviel steht fest, daß die glücklichen lichten Momente, in denen mir die Muse lächelnd naht, immer seltener werden, ja schon erstaunlich selten. Das heißt aber bei mir soviel als überhaupt die Momente der geistigen — ja der Lebenskraft! Denn mein Wesen ist leider so unauflöslich innig mit meinem Dichterberufe verbunden, daß der Poet nicht aufhören könnte, ohne daß auch der Mensch den letzten Hauch thun müßte. Ein einziger Übergang vielleicht wäre mir möglich, der auf das Feld der politischen Thaten — aber auch damit ist es wahrscheinlich vorbei — ich hätte nicht mehr die nöthige Energie und dann stehe ich zu isoliert mit meinen Ideen da, ob auch die Ereignisse mir fast noch immer Recht gegeben haben. Ich könnte mich keiner der vorhandenen Parteien anschließen, ich müßte allen bittere Wahrheiten sagen. Wofür anders dann würde man mich erklären, als für einen von seinen Mißserfolgen verbitterten Sonderling, und dafür will ich nicht gelten. Vielleicht bringt mir der Sommer mehr Schaffensglück. Mein „Pemflinger“ ist bis heute schid-fallos geblieben, ich bringe Ihnen denselben im Manuscripte mit.

Wien, 3. December 1870.

Vorgestern erhielt ich von Stuttgart (vielleicht schon in Folge von Mahnungen Ihrerseits?) mein „Pemflinger“-Manuscript zurückgesendet und einen Brief von Dr. Feodor Wehl, worin er mir sagt, daß der Kriegsturm auch auf seine dramaturgische Thätigkeit lähmend gewirkt und, was sein Publicum betrifft, große Theilnahmslosigkeit dem Theater gegenüber hervorgerufen habe. Daher sein langes Schweigen. Auch jetzt noch müsse er um einige Geduld bitten. Übrigens spricht er sich über meine Dramen mit großer Achtung aus und verspricht mir zunächst den „Wohlthäter“, dann „Heinrich der Löwe“ ins Auge zu fassen. An „Perseus“ wage er sich mit seinen Besetzungskräften derzeit noch nicht, — „Pemflinger“ und „Die Jakobiten“ aber scheinen ihm stofflich seinem Publicum allzu ferne. Ich weiß nun nicht, ob ich auf diese Äußerungen zu starke Hoffnungen bauen darf, doch ist der Ton des Schreibens ein so warmer, daß ich doch eigentlich trotz des vagen Ausdrucks „ins Auge fassen“ an die ernstliche Absicht einer Aufführung denken darf. Daß man nicht alle fünf Werke der Reihe nach auf die Bretter bringen, sondern eine Auswahl treffen würde, lag in der Natur der Sache und war auch billig nicht anders zu erwarten. Ungern jedoch vermisse ich unter den gewählten Dramen meinen „Perseus“, der mir jetzt nur zu zeitgemäß erscheint mit seinem Anathem gegen jede Weltherrschaftsidee, jede nationale Überhebung. Doch will ich froh sein, wenn nur eines der beiden genannten Stücke wirklich mit Erfolg vor die Lampen gebracht wird. Es wäre auch das eine Auffrischung meines Credits, für die ich dankbar wäre. Recht verbunden bin ich Ihnen auch dafür, daß Sie mich rechtzeitig aufmerksam machten auf die Gelegenheit, unserem edlen und liebenswürdigen Freunde Leitner auch meine Verehrung auszudrücken, was ich denn auch brieflich that. Auf „Danton und Robespierre“ bin ich in hohem Grade gespannt und werde Ihnen darüber, sobald ich das Werk erhalte, meinen Eindruck mittheilen. Etwas Erfreuliches habe ich Ihnen noch zu berichten. Die poetische Stimmung ist mir trotz des Kriegslärmes und qualvoller Theilnahme an den Weltgeschicken doch wiedergesehrt, ich habe die Tragödie, von der ich sprach, nicht ohne Glück in Angriff genommen und steuere vorderhand wenigstens noch mit vollen Segeln in die Mitte des ersten Actes hinein. Auch das Lustspiel, dessen Held Corvin, und das sich im Sommer so hübsch anlief, lasse ich in keinem Falle ganz liegen, sondern nehme es wieder auf, sobald hellere Zeiten mir den Humor dazu möglich machen.

Wien, 8. April 1872.

Mein „Wohlthäter“ wurde hier ganz neu besetzt, um wieder aufgeführt zu werden. In Stuttgart steht er von Woche zu Woche in Aussicht, es will aber nie dazukommen.

Wien, 2. März 1874.

Ich bin seit dem neuen Jahre sehr leidend, so zwar, daß ich anfangs Februar Blut erbrach und zu Bett liegen mußte. Die Aufregung der letzten Tage verbessert meinen Zustand eben auch nicht. So ist denn auch wieder die Arbeit, die gegen das Ende des vorigen Jahres so schön in Fluss kam, daß ich schon auf die Vollendung zweier Dramen, des „Rudolf von Erlach“ und der „Agnes von Meran“, in nicht zu ferner Zeit hoffen durfte, wieder gänzlich ins Stocken gerathen.

Ich sehe, daß mich das Schicksal unerbittlich und consequent verfolgt, und daß meine Kräfte nicht ausreichen, dagegen noch lange anzukämpfen.

Wien, 9. October 1874.

Seit dem Frühjahr habe ich keine glückliche Zeit mehr verlebt, verzichte auch bereits fast auf die Hoffnung, je eine solche mehr zu erleben. Trotz des Landaufenthaltes war ich wiederholt krank. Zweimal in diesem Sommer hatte ich Ohnmachtsanfälle, so daß ich geraume Zeit bewusstlos lag, und ohne mich von alledem wie sonst erholt zu haben, lehre ich in die Stadt zurück, ja fast übler mich befindend als da ich hinauszoa in die reinere Luft. Freilich ließen die Sorgen auch gar nicht ab von mir und, um der immer drohenderen Lage zu begegnen, habe ich mich mit der Arbeit vielleicht mehr angestrengt, als mein Gesundheitszustand erlaubte. Damit habe ich freilich die Genugthuung erlangt, ein vollendetes Werk, mein historisches Schauspiel „Rudolf von Erlach“, mit in die Stadt zu bringen, und wird sich dasselbe schon in einigen Tagen voraussichtlich in Dingelstedts Händen befinden. Aber Gott weiß, ob damit nicht wieder ein neues Martyrium für mich beginnt! Da auch die materiellen Sorgen mir derart über den Kopf wachsen, daß ich mit meiner kleinen Schillerstiftungspension unmöglich weiter gelangen kann, so bin ich in diesem Jahre auch wieder um eines der Staatsstipendien für Künstler eingekommen und harre der Entscheidung. Aber alles ist möglich, Freund! möglich auch, daß Oesterreich seinen bedeutendsten Dramatiker (unter den jetzt Lebenden wenigstens) elend zugrunde gehen läßt. Doch will ich der Mitwelt noch die Ausrede auf ihre Unwissenheit vor der Nachwelt abschneiden und meinen „Erlach“, wenn er nicht zur Auführung gelangen sollte, sofort drucken lassen und dann auch eine Auswahl meiner früheren Werke herausgeben. Wenn ich nur da nicht wieder an der Sprödigkeit der Verleger und Buchhändler scheitere!

Wien, 11. December 1874.

Von der Burgtheater-Direction habe ich noch immer keine Entscheidung über das Geschick meines „Rudolf von Erlach“, nur weiß ich, daß die vier Regisseure das Stück bereits erledigt und ihr Gutachten darüber abgegeben haben, sowie daß dieses im ganzen günstig ausgefallen ist, besonders von Seite Lewinskys und Försters, dem ich meine Sache schon vor Wochen warm ans Herz gelegt habe. An die Herausgabe meiner bedeutenderen Dramen, der vier von Ihnen genannten, denke ich nun allerdings ernstlich.

Wien, 18. December 1874.

Heute habe ich Ihnen sehr glückliche Ereignisse mitzutheilen. Gestern erfolgte die Annahme meines Schauspieles „Rudolf von Erlach“ durch Dingelstedt, der mir nur eine kleine Umarbeitung zur Bedingung machte, auf die ich eingehen konnte, da sie nur auf starke Kürzung der ersten vier Acte und ein paar leicht auszuführende, dem Ganzen nichts schadende Änderungen im fünften Acte hinausläuft. In der nächsten Saison also, wahrscheinlich im Herbst, dürfte die Aufführung stattfinden. Sie sehen also, daß ich diesmal recht glückliche Feiertage halten werde.

Wien, 29. December 1874.

Ich habe die feste Absicht, im Laufe des herannahenden Jahres eine Auswahl meiner dramatischen Werke in zwei Bänden erscheinen zu lassen. Der erste Band soll ältere Werke: „Perseus“, „Dido“ und „Heinrich den Löwen“ enthalten, der zweite „Rudolf von Erlach“ und „Agnes von Meran“, mit welcher ich bis zum Frühling oder doch zuversichtlich noch vor dem Herbst fertig zu werden hoffe.

Wien, 6. April 1875.

Fast immer ans Zimmer gefesselt, habe ich trotzdem die Arbeit nicht gänzlich vertagt, mich aber doch nicht sehr anstrengen dürfen, und so ist meine „Agnes von Meran“ wohl etwas vorgerückt, aber doch nicht so weit, als ich bei meiner gehobenen Stimmung zu Anfang des Jahres fast zuversichtlich hoffte, und so muß ich ihre gänzliche Vollendung dem Sommer vorbehalten. Vorher noch könnte vielleicht eine Umgestaltung der „Jakobiten“ mir einige Wochen zu schaffen machen. Ich lernte nämlich vor einiger Zeit durch Zufall einen der Directionsräthe des Wiener Stadttheaters, Dr. Raumann, kennen. Dieser nun, dem meine „Jakobiten“ sehr gefielen, ermunterte mich sehr, dies Stück dem Stadttheater zuzuwenden. Ich wäre nun zwar nicht abgeneigt, meine aber, daß vieles verändert werden müßte. Und in der That ist mir eine Idee aufgegangen, nach welcher dieses Stück nicht nur zu viel größerer Wirkung gebracht werden könnte, sondern auch zu einer gewissen Bedeutung als Kunstwerk. Allein die Verhältnisse dieser Bühne sind noch etwas unklare und zage ich namentlich vor der Entscheidung der Directionsfrage. Sollte z. B. Laube wieder an die Spitze des Institutes treten, so wäre jede Mühe vergeblich; von ihm darf ich kein freundliches Entgegenkommen erwarten, wenigstens gewiß nicht für eines meiner älteren Stücke; denn er in seinem Unfehlbarkeitsdünkel widerruft eine einmal vorgefaßte Meinung nie. Meine ganze Aufmerksamkeit ist indessen auf die weitere Entwicklung der Dinge mit meinem „Rudolf von Erlach“ gespannt. Vor mehr als drei Wochen habe ich die Umarbeitung desselben, die mir auch mehr zu schaffen machte, als ich gedacht, Dingelstedt übergeben, bis heute aber noch keine Gegenäußerung seinerseits — also auch keine Idee, wann er das Drama zu geben beabsichtigt. Vor dem Herbst natürlich in keinem Fall. Wenn es sich noch länger hinauszuziehen würde, wäre es mir peinlich. — Was die Herausgabe meiner Werke betrifft, so werde ich sie wahrscheinlich zu meinem Bedauern vertagen müssen, wenn auch nur bis zur Aufführung Erlachs.

Wien, 11. October 1875.

Mein „Rudolf von Erlach“ ist unter den Novitäten des Burgtheaters, die für diese Saison bestimmt sind, doch dürfte er leider ziemlich spät, erst Februar oder März, wahrscheinlich in dem letzteren Monate daran kommen. Nun wenn der Erfolg nur ein entschiedener, immer noch früh genug.

Wien, 1. November 1875.

Solang ich gute Hoffnung hegen darf, will ich denn trotz meines andauernden Unwohlseins es versuchen, mich zu sammeln und meine „Agnes von Meran“ in der nächsten Zeit wieder um ein gutes Stück vorwärts zu bringen, eh' die Vorbereitungen zu „Erlach“ mich in neue, wenn auch glücklichere Aufregung versetzen. Was die Erwartungen betrifft, die ich an dessen Aufführung knüpfte, so haben Sie mir ganz aus der Seele gesprochen. Meine Erfahrungen haben mich zu sehr gewarnt, als daß ich sanguinische Hoffnungen hegen könnte. Sind doch die beiden meiner Werke, die ich bei aller Bescheidenheit doch für bedeutend halten muß, „Perseus“ und „Heinrich der Löwe“, trotz ihres eclatanten Erfolges an den ersten Abenden nach vier und fünf Vorstellungen auf immer vom Repertoire verschwunden. Nun etwas Ehre und neuen Credit wird mir „Erlach“ doch bringen und materiell so viel eintragen, daß ich der Sorgen für das nächste Jahr enthoben bin, umsomehr, als ich Hoffnung habe, auch diesmal wieder das Staatsstipendium zu bekommen und meine Schillerstiftungspension wieder auf zwei Jahre verlängert worden ist. Wie herzlich würde ich mich erfreuen, wenn ich bei Gelegenheit der Aufführung „Erlachs“ das Glück hätte, Sie, geliebter Freund, nach so langer Zeit wieder einmal an meine Brust drücken zu dürfen!

Wien, 26. November 1875.

Die Idee, den Stoff Corvins zu einem Lustspiele auszugestalten, habe ich noch keineswegs aufgegeben, im Gegentheil hab' ich dieselbe stets und bis heute mit Vorliebe gehegt, mich in den Stoff im Geiste immer mehr hineingebacht und manchen neuen Zug gewonnen. Wenn ich in den letzten Jahren dessenungeachtet nicht zur Ausführung gekommen bin, so lag die Schuld an den traurigen Verhältnissen und Ereignissen, die mich immer mehr daran verzweifeln ließen, den rechten Humor zur Ausführung mitzubringen. Dann lag mir die einmal begonnene „Agnes von Meran“ immer noch in der Seele. Gleich nach ihrer Vollendung nahm ich mir vor und habe ich auch jetzt noch die Absicht, es ernstlich mit dem Corvin zu versuchen. Davon zu lassen würde mir schmerzlich sein, umsomehr, als ich unter all den Stoffen, die mir noch vorschweben, fast nur von diesem einen auch einen bedeutenden materiellen Erfolg erwarten darf, was bei meiner Lage leider auch schwer ins Gewicht fällt. Auch bin ich durch das gute Gelingen einiger humoristischer Scenen in „Erlach“, die von allen, die das Stück kennen, zu seinen besten gezählt werden, wieder mehr zu dem Lustspiel ermuthigt.

Wien, 5. December 1875.

Von Vorbereitungen zur Aufführung meines „Erlach“ rührt sich noch nichts; doch ist er als erste Novität in der Fastenzeit in Aussicht genommen. Nicht einmal von der Besetzung war noch die Rede und ich sehe dieser Frage mit einigem Bangen entgegen, weil ich Grund habe zu fürchten, daß meine Wünsche in dieser Beziehung auf Hindernisse stoßen könnten, in deren Folge der Erfolg durch die Darstellung theilweise beeinträchtigt werden könnte. Wir haben wenig Schauspieler mehr, denen die Rollen nicht an den Leib geschrieben werden müssen, und das thut der echte Dichter, der nur seinem Stoffe gerecht zu werden strebt, eben nicht.

Wien, 19. März 1876.

Tief verstimmt hat mich auch die Vertagung der Aufführung meines „Erlach“, obwohl ich selbst darauf antragen mußte, aber nichts weniger als freiwillig und leichten Herzens, sondern nur, weil man mir gar keine Aussicht ließ, das Stück vor



dem Mai, also der schon sehr ungünstigen Theaterzeit, herausgebracht zu sehen. Ich hätte über diesen Vorgang noch manches zu sagen, doch muß ich mich diesmal kurz fassen.

Wien, 28. October 1877.

Ich habe Ihnen diesmal zwei höchst wichtige Nachrichten zu geben, die alles sonst für den Augenblick verdrängen und mir die Stimmung benehmen, Ihnen auch über anderes: mein Leben seit dem Frühlinge, meinen Landaufenthalt im Helenenthal bei Baden, meinen Gesundheitszustand und meine Familienlage Mittheilungen zu machen. Ich behalte mir das für ein andermal vor. —

Zwei höchst wichtige Nachrichten sagte ich — und zwar die eine sehr trauriger, die andere erfreulicher Natur. Heute, — drei volle Jahre seitdem mein historisches Schauspiel „Rudolf von Erlach“ von der Direction des Burgtheaters zur Aufführung angenommen und derselben würdig erklärt wurde, heute, nachdem mir diese Aufführung wiederholt ganz bestimmt in Aussicht gestellt worden war, ohne daß es jemals dazu kam, heute bin ich genöthiget, dieser schönen, lang und zuletzt auch schon bang genährten Hoffnung ganz und gar zu entsagen. Kaum vom Lande zurückgekehrt, erhielt ich nämlich eine Zuschrift Dingelstedts, in welcher er mich geradezu auffordert, das Stück zurückzuziehen „denn nach abermaliger und eingehendster Prüfung der für diese Saison in Aussicht genommenen Stücke sei er zu seinem Bedauern zur Überzeugung gelangt, daß mein ‚Erlach‘ gegenüber den dormalen besonders hochgespannten Ansprüchen des Publicums und der Kritik einen schweren Stand haben würde; er wolle mir einen Mißerfolg, dem Burgtheater verlorene Zeit und Mühe ersparen u. s. w.“ Ich fühle die Kränkung, Demüthigung und Ungerechtigkeit, welche mir widerfährt, in tiefster Seele; dennoch will ich über diese Handlungsweise kein Wort verlieren; das Herz des Freundes wird mit mir zu fühlen wissen. Nach äußerster Erregung und langem bitterem Kampfe mit mir selbst zu ruhiger Erwägung gekommen, fand ich zuletzt, daß mir nun unter solchem moralischen Zwange allerdings nichts anderes übrig bleibe, als mein unglückseliges Stück, das dem Burgtheater aufzudringen mein Stolz mir verbietet und dessen Aufführung durchzusehen mir jetzt auch kaum möglich scheint, wirklich zurückzubegehen, wenn auch unter Ablehnung jener Motive, die mir gegenüber in so verletzender Weise betont wurden. In diesem Sinne habe ich denn auch an Dingelstedt geschrieben. Ich mußte es wohl thun, wenn ich mich nicht im besten Falle der Gefahr aussetzen wollte, noch ein paar weitere Jahre das immer gleiche Spiel über mich ergehen zu lassen. Was ich nun weiter mit „Erlach“ thun und versuchen werde, weiß ich noch nicht, denke auch vorläufig noch nicht darüber nach; denn eine andere Angelegenheit nimmt mich nunmehr gänzlich in Anspruch, hält mich in ungeheurer Spannung. Und nun kommt die erfreuliche Nachricht. Ich habe im Sommer mein neues Trauerspiel „Agnes von Meran“ endlich fertig gebracht — ohne jeden Zweifel mein größtes und zugleich interessantestes Werk. Um mich auch nicht einen Augenblick länger zu den Todten werfen zu lassen, um nicht die Erlaubnis, ob es existieren dürfe, auch für dieses Werk von der Laune einiger weniger abhängig zu machen, suchte ich einen Verleger dafür. Und so wird es denn schon in den nächsten Tagen bei Rosner hier erscheinen, ja ein an Sie gesendetes Exemplar vielleicht diesem Briefe auf dem Fuße folgen. Es ist dies der letzte verzweifelte Versuch, mir die mir gebührende Anerkennung, wenn noch möglich, zu erzwingen, ein Versuch, der mich ein für meine Verhältnisse nicht unbedeutendes Opfer gekostet hat. Scheitert auch dieser, dann wird sich tiefste, nicht mehr zu bekämpfende Entmuthigung meiner bemächtigen und mein Untergang kaum mehr hintanzuhalten sein.

Wien, 14. Jänner 1878.

Durch meinen leider wieder sehr üblen Gesundheitszustand beinahe gänzlich verhindert, das Haus zu verlassen, sende ich Ihnen wenigstens wieder einmal einen herzlichen Gruß. Auch wird es Sie interessieren zu erfahren, daß sowohl Hamerling (in der „Allgemeinen literarischen Correspondenz“, die in Leipzig erscheint), als auch Rosegger (in seinem „Heimgarten“) sehr warm anerkennende Besprechungen meiner „Agnes“ gebracht haben, die mir eine große Freude und wahre Genugthuung waren. Den Artikel in der „Deutschen Zeitung“, der schon vor Weihnachten erschien, werden Sie gesehen haben. Auch im „Mainzer Tagblatt“ stand eine sehr günstige Recension.

Und nun stockte mein Briefwechsel mit Franz Nissel durch volle dreizehn Jahre, ohne daß deshalb eine Erkaltung in unseren freundschaftlichen Beziehungen eingetreten wäre. Ab und zu wurde mir ein Gruß des verehrten Dichters durch gemeinsame Freunde bestellt oder trat der mündliche Gedankenaustausch, so oft ich nach Wien kam, an die Stelle des schriftlichen. In diesen Zeitraum fiel die Auszeichnung des Dichters mit dem Schillerpreise für sein historisches Trauerspiel „Agnes von Meran“ und die Aufführung desselben durch Laube am Wiener Stadttheater freilich zu einer für so bedeutsame Werke wenig günstigen geräuschvollen Zeit, die Wiederaufnahme der Aufführungen seines Schauspieles „Der Wohlthäter“ und des Volksdramas „Die Zauberin am Stein“, welche seither sich auf dem Repertoire des Burgtheaters behauptet haben, schließlich die günstigere Gestaltung seiner Lebensumstände durch ein ihm von seinem Oheim mütterlicher Seite, dem k. k. Hofburgschauspieler La Roche, angefallenes Erbtheil. Mein Glückwunsch zum sechzigsten Geburtstage des Dichters erneuerte unseren Briefwechsel, der nun bis zum Tode meines edlen Freundes in Gang blieb.

Wien, 1. April 1891.

Der Dichter schweigt — und seit lange schon. Krankheit, Gefühl des Alters, Mißmuth über das stets noch geringe Entgegenkommen der maßgebenden und entscheidenden Bühnen- und Literaturmächte, Entmuthigung und die Wahrnehmung, daß gegenüber der Bewegung, welche jetzt die deutsche Bühne beherrscht, mit meiner Richtung gar nicht mehr durchzudringen sei, wenigstens auf lange nicht, haben mich vielleicht vor der Zeit verstummen gemacht. Die verspätete Huldigung zu meinem sechzigsten Geburtstage wird mich kaum wieder aufwecken, obwohl ich gerne noch zu einer — und wär's zur letzten Dichterthat mich aufrufen möchte. Ob es aber möglich sein wird? Zudem dürfen wir uns nicht darüber täuschen, daß diese verspätete Anerkennung doch nicht die volle, die echte war! . . . .

Genug, dieses „Fest“ mag dem großen Publicum ein wenig imponiert, in der Ferne sich sogar sehr gut ausgenommen haben, Kenner solcher Ovationen aber werden manches vermisst haben. Es soll mich freuen, wenn ich mich täusche! Wenn Director Dr. Burghard Wort hält und meine „Zauberin“ wieder ins Repertoire aufnimmt, so dürfte dies wohl die einzige greifbare Folge sein und bleiben. Freilich — wenn ich mich nur persönlich in die künstlerischen und gesellschaftlichen Kreise

stürzen könnte — dann würde es anders gehen. Aber in meinem Alter und krank vermag man seine Lebensweise nicht mehr zu ändern. Indessen will ich nicht grämlich und undankbar sein, schon um derjenigen, wenn auch nicht vielen wegen, deren freudiger Ruf aus vollem Herzen kam. Und da ich wenig erwartet und gar nichts verlangt habe, so kann ich immerhin zufrieden sein mit dem, was mir geworden. Ein Gutes — und zwar ein sehr Gutes hat dieser Geburtstag mir doch gebracht. Er hat gezeigt, dass man mich doch nicht vergessen hat und mich nicht vergessen wird, dass also der Zukunft vorbehalten ist, mir ganz gerecht zu werden, soweit ich es verdiene. Ganz bin ich ja auch leider nicht geworden, was ich hätte werden können. Man hat den wahrhaft großen Dichter, der in mir steckte, nicht gewollt. Mitschuldig bin ich aber doch auch und wäre es auch nur durch Mangel an Ausdauer und Kraft in dem — vielleicht unvermeidlichen Kampfe.

Wien, 27. October 1892.

Seit mein Buch „Ausgewählte dramatische Werke“ im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen ist, bin ich in eine so ausgebreitete und lebhaftere Correspondenz hineingerathen, dass ich sie mit meinen schwachen Kräften kaum zu bewältigen vermag. Weitere Mittheilungen muss ich daher einer späteren Zeit vorbehalten. Das genannte Buch aber sende ich Ihnen gleichzeitig mit diesen Zeilen. Die darin enthaltenen Dramen sind Ihnen alle gute, alte Bekannte — bis auf eines, das Lustspiel „Ein Nachtlager Corvins“. Aber gerade das wird Sie besonders interessieren, da Sie mir dazu die Anregung gegeben, mich auf den Stoff aufmerksam gemacht haben. Jahre sind wieder vergangen, seitdem diese Dichtung vollendet liegt. Beachtet ist sie fast gar nicht geworden. Und doch glaube ich, dass sie mir sehr gelungen ist. Und ich sehe jetzt auch, dass ich mich nicht darin getäuscht. Denn während sie in der Franzos'schen Halbmonatsschrift „Deutsche Dichtung“ kaum jemand näher angesehen haben mag, sprechen sich alle, die das Lustspiel jetzt in meinem Buche gelesen, in außerordentlich günstiger Weise darüber aus. Ich erhielt nämlich schon mehrere, lebhaft und warm anerkennende, zum Theile herzliche, zum Theile enthusiastische Zuschriften über das Buch.

Gleichenberg, 4. Juli 1893.

Ich bin recht krank gewesen, habe nämlich das Missgeschick gehabt, mit meiner Reise von Meran hierher gerade in den Wettersturz hineinzugerathen, also unmittelbar aus der Glutatmosphäre, die in Meran schon herrscht, in kaltes, nasses, stürmisches Wetter zu kommen, was mein katarthalisches Leiden, welches überhaupt nicht mehr heilbar ist, sehr verschlimmert hat. Jetzt seit es schön geworden, geht es mit ein wenig besser, aber auch nur ein wenig.

Mein Buch hat in der That Erfolg gehabt. Ich merke aus vielen Anzeichen, dass mein Ansehen als Dichter merklich gestiegen ist. Auch die Annahme meines Lustspiels „Ein Nachtlager Corvins“ im Burgtheater darf ich wohl dem Erfolg meines Buches zuschreiben.

Keims Drama „Der Königsrichter“ habe ich vor ungefähr zwei Jahren auch gelesen. Mein Stück mit gleichem Helden und gleichem Titel ist lange vor dem Keim'schen entstanden. Es ist leider niemals gedruckt worden, auch nicht für die Agenturen, und existiert davon nur meine erste Handschrift und eine Abschrift von der Hand meiner Schwester. Beide liegen in Wien verwahrt und verschlossen. Ich kann Ihnen daher nur beiliegendes Fragment, den zweiten Act, schicken, der vor einigen Jahren

in den „Dioskuren“ erschienen ist, deren Redacteurs die Liebenswürdigkeit hatten, mir eine Anzahl Separatabdrücke zu schicken. Sie werden daraus wenigstens ersehen, wie ich den Stoff gefasst und in welchem Tone das Ganze gehalten ist. Ich habe diesem spröden und nicht sehr dankbaren Stoffe nur dadurch eine gewisse Wirkung abgerungen, daß ich dem „Königsrichter“ nicht nur ein paar unbedeutende ungarische Edelleute und Parteigänger, sondern den zwar verwerflichen, aber interessanten Usurpator König Zapolya in Person gegenüberstellte und das ganze Stück zu einem lebhaften Bilde der Schreckenszeit machte, die nach Mohacs über Ungarn und Siebenbürgen hereingebrochen ist. . . . .

## Herbst im Walde.

Aus dem deutschen Waldbuche von Heinrich Hvö. <sup>1)</sup>

Im September.

Der alte Satz: Post nubila Phoebus erscheint zuerst im Gehirn eines Menschen aufgetaucht zu sein, der in einem Bergwald wohnte, wie ich. Mit einer Regelmäßigkeit des Eintreffens, wie man sie bei den Lebensregeln, Sentenzen und dergleichen nicht gerade allzuhäufig beobachtet, vollzieht sich da in den Vormittagen dieser beginnenden Herbstzeit folgendes Schauspiel.

Der erste Blick des Erwachenden fällt in eine Landschaft, über welcher sich ein aschfahler Himmel ausdehnt, dessen sogenannte Decke weit über das Maß herabgesenkt ist, in welchem sie sich nach der herkömmlichen Täuschung unseres Auges ungewöhnlich zu halten scheint. Die Fichten und Tannen meiner Umgebung erscheinen in den undeutlichen Grenzen dieser Decke. Ein vollständiger, rechtschaffener Nebel, welcher es verhinderte, die nächsten Gegenstände zu erblicken, würde einen weniger trübseligen Eindruck machen. Denn vom Nebel weiß man, daß er einen absonderlichen Zustand des Dunstkreises darstellt, welcher immer nur kürzere Zeit andauert. Zudem gibt es nicht wenige Menschen, deren Einbildungskraft durch eine solche Verhüllung nicht einmal unangenehm angeregt wird. Sie weist derselben einen weiten Spielraum an und läßt allerlei Dinge ahnen, welche sich der betreffende nach seinem Behagen ersinnt. In dieser Thätigkeit der Einbildungskraft wird er noch durch die Steigerung der Schallwellen gefördert — Uhren schlagen anders, Glocken hallen ungewöhnlich, Stimmen von Menschen und Thieren, die aus dem Unsichtbaren das Ohr erreichen, üben eine seltsame Wirkung aus. Nichts von alledem läßt sich für den Eindruck des herabgesenkten grauen Himmels behaupten. In ihm scheint die Langweile verkörpert zu sein.

<sup>1)</sup> München. J. Lindauer. 1894.



Der feuchte Boden, auf dem die Blumen ihre Kelche wieder um etwas niedriger hängen lassen, als am gestrigen Morgen, eine unbeschreibliche Öde und Verlorenheit scheuchen den Blick zurück ins Innere des uns gleichfalls anfröstelnden Wohnraumes.

Wir erinnern uns zwar ungezählter Beispiele, dass sich dieser Anblick der Erde nach einer oder zwei Stunden gänzlich verändert. Aber es kommt immer wieder vor, dass wir dieser Erfahrung nicht trauen. Wir sagen uns, dass diesmal unmöglich aus dem grauen Chaos eine farbige Welt entstehen werde und wenn es alle Tage so war, denken wir, so wird es heute nicht sein. Jetzt ist es einmal anders geworden, und die traurige Landschaft träumt dem Winter entgegen.

Mit einem Gefühle der Entsagung gehen wir an unsere Arbeit.

Es dauert indessen nicht lange, so dünkt es uns, als ob die graue Tönung, die unser Zimmer ausfüllt und uns von unserem Schreibpapier entgegenblickt, sich ein wenig verändere. Wir halten Umschau gegen unsere vier Wände hin und zum Fenster hinaus. Vielleicht ist es doch nur eine Täuschung, die uns von der Gewöhnung, von der Erinnerung angethan worden ist. Wir setzen unsere Arbeit fort. Nach einer Weile wiederholt sich dieser Eindruck. Es ist jetzt kein Irrthum mehr möglich, denn unser Finger, der sich über das Papier hin bewegt, wirft auf dasselbe etwas wie Schatten.

Der Himmel, dessen Färbung vorher mit der des größten Löschpapiers zu vergleichen war, hat jetzt die von Milchglas angenommen. Zugleich scheint sein Gewölbe in die Höhe gerückt. Nach und nach schimmert ein mattes Blau hindurch, während an einigen Stellen sich offene Lücken zeigen, in welchen Felder von tiefblauer Färbung zum Vorschein kommen.

Mit einem Schlage dringt eine blendende Flut herein. Alles ist in einem Augenblicke anders geworden. Der Himmel hat jetzt die nämliche Färbung wie der See und das Hochgebirge. Die Sonnenblumen sind wieder goldene Scheiben geworden, die Wasserrosen auf dem See glänzen, und nur dort auf der fernen Höhe, unter den Wipfeln der Föhren, hält sich noch ein silberiges Glimmern.

Das ist die Erscheinung des Herbstes in unserem Walde.

Wie es auch im übertragenen Sinne sich oft in der Welt ereignet, war hier nur unser niedriger Standpunkt daran schuld, dass wir kleinmüthig an der Lichtung des Chaos verzweifelten.

Wären wir auf einer jener Klippen gestanden, die sich jetzt im Sonnenschein vor uns erheben, so hätten wir das Kommende schon längst vorausgesehen. Denn demjenigen, der einen solchen Standort eingenommen hätte, war unser Chaos, auf dessen Grund wir uns elegischer Trübsal hingaben, wie ein hochwogiges Meer oder wie ein Gletscher erschienen, in

welchem schon dunklere Klüftungen auf die bevorstehende auflösende Wirkung der Sonnenstrahlen von oben herab hindeuteten.

Wer nur an sein eigenes Behagen denkt, der wird sich dazu beglückwünschen, daß einige nasskalte Tage, die zu Ende des Spätsommers einfielen, sämtliche Wanderer verschreckt haben. In anderer Weise betrachtet, erscheint es jedoch bedauerlich, daß so wenige von diesen Schaustücken eine rechte Vorstellung gewinnen. Es ist selten mehr ein Gast zu sehen.

Der Übergang aus beschatteten Stellen, auf deren Boden Thau bis zur Mittagsstunde so reichlich liegt, daß man denselben bei flüchtiger Betrachtung schier für Reif halten möchte, in den Sonnenschein hinein, ist von einer Verwandlung der Nebellandschaft in strahlenden Tag ziemlich ähnlichen Wirkung. Haarscharf scheidet sich das gresle Dunkel des Schattens von dem mit Strahlen übergossenen Boden.

Daselbe abgewelkte Heidelbeergestrüpp, welches diesseits der Grenze sich kaum von der Farbe des Erdbodens abhebt, erscheint jenseits derselben als scharlachrothe Blut.

Die gelben Lärchbäume, welche hier so lehmfarbig ausschauen, sind drüben Bernstein oder Topas. Solche Lärchbäume fallen am meisten auf, wenn man sie von dem noch beschatteten Thale aus betrachtet und sie oben auf dem Jochkamme stehen sieht, wenn die Sonne jenseits desselben heraufrückt oder sich von den Dünsten losmacht. Denn viele Lärchen im Thale sind noch fast grün, diese dort oben aber, wo Herbst und Winter früher eintreten, bereits alle gelb.

Der aus so weiter Entfernung unsichtbare Reifanhang funkelt auf, sowie ihn der erste Sonnenstrahl trifft. Dabei überglänzt er das Gold der Nadeln. Das Widerspiel von jedem Glanze ist ein anderes als im Sommer — vielleicht durch den gegeniäglichen Reiz der finsternen Schatten, vielleicht, weil das Sonnenlicht in einen anderen Winkel einfällt. So hat im Juli der Wasserfall, der sich hoch dort oben umbiegt, niemals geblendet.

Eine Erscheinung, welche eigenthümlicherweise von vielen übersehen wird, ist, daß in diesen Wochen, in welchen die Dauer des Tages und der Nacht sich wenig unterscheidet, die Dämmerung schier so kurz wie in den Tropen, wo sich solche Dauer das ganze Jahr über gleichbleibt. Kaum schwindet der rothe Sonnenstrahl auf dem Gehänge, so umgibt uns Dunkel.

Am Mittag aber umfängt uns noch das ganze Lebensspiel des Sommers. Wir treten gern aus der Wärme in den Schatten, in welchem mit erquickendem Anhauch der Thau verdunstet. Es schnarren die rothen Heuschrecken an den Bäumen hin, hinter welchen die Grillen noch immer ihre Stimmen ertönen lassen. Die Thiere schlendern auf der Herbstweide umher, die Kinder legen sich auf den weißen Gletschersand, den der Strom zurückgelassen hat, welcher jetzt graublau und schmal dahintritt, weil die Kälte oben vom Firn kein Wasser mehr löst. Die Rosse aber

mühen sich umsonst ab, von den noch grünen Blättern der Eichen an der Zaungasse einige zu erhaschen. Glücklichere Vorgänger haben ihnen die Beute vorweg genommen.

Die Verdunstung des Thaues und die in den Bergen zurückgelassene Frische der längeren Nächte wehren das Hitzegefühl und die Belästigung ab, mit welcher der Wanderer während des Hochsommers auch hier von den Insecten heimgesucht wird.

Die Lebhaftigkeit der Farben scheint sich zugleich auch der Belebungs-kraft der Luft mitgetheilt zu haben. Im Walde herumzusteigen, ist in diesen Tagen ein ungetrübter Genuss. Es ist alles so ruhig, so kühl, so glänzend und so einsam, daß von einer solchen Wanderung gewiß dauerhafte Erinnerungen heimgetragen werden.

Aber nicht bloß darum, daß die Gäste der inneren Heiligthümer der Berge verschwinden, ist es im Hinblick auf die Würdigung von dessen Schönheit schade, sondern auch den Besuchern der breiteren Thalbecken, in welchen sich unsere Seen ausdehnen, möchte es zu wünschen sein, daß sie sich die gewohnten Ufer auch in dieser sanften und träumerischen Zeit betrachteten.

Allerdings kommt jetzt selten ein Mittagswind, der die Fläche unseres Sees zu so tiefem Blau aufwühlt, dafür spiegelt aber jetzt der See, wie nachdenklich, als ungekräuselte Silberfläche den ganzen Tag die Umrisse der Berge wieder. Den Südwind, der manchmal über ihre Grate dahinweht, erkennt man nur an der tiefen Färbung, zu welcher sie sich alsdann verdunkeln und an den Federwolken hoch oben, die ebenso wie alles übrige auch aus dem Spiegel heraus schauen. Wie die Farben greller, so stellen sich die Umrisse schärfer dar.

Das Schilf der Ufer bleibt so ruhig wie die Föhren des Waldes. So dämmt die Sommerpracht leise den nahen Tagen entgegen, in welchen Wald und Ufer so ausschauen werden, als wären sie in der Gestalt, wie sie uns aus der Erinnerung der letzten Monate vorschwebt, niemals dagewesen.

## Lese-Unterhaltungen.

Rücksichtlich der Auswahl der Bücher besprochen.

Von Theodor Vernaleken.

(Schluß.)

### II. Biografien.

**W**ir gehen nun über zu guten Lebensbeschreibungen (Biografien), aus denen man viel Lebens- und Menschenkenntnis lernen kann. Ich wähle solche aus den verschiedensten Ständen.

Der oben erwähnte Potsdamer Arzt Galen oder Lange hat in einem humorvollen Romane Friß Stilling seinem Vater ein Denkmal gesetzt. Es sind Erinnerungen aus dem Leben eines Arztes, der auf seinen Wanderungen allerlei Erfahrungen machen mußte, so daß der Roman sehr viel praktische Lebenspädagogik enthält. In dieser sehr spannenden Erzählung mag ein kleiner Teil wirklich erlebt sein. Die Sprache und Personenzeichnung sind meisterhaft. Der Roman enthält mehrere Theile. (Leipzig bei R. Bieger.)

Wir erwähnen hier gleich eine andere Biografie, die heißt: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft. (Stuttgart bei Spemann.) Diese Selbstlebensbeschreibung ist eine kurze Darlegung des im Jahre 1806 erschienenen wertvollen Werkes eines Gelehrten, Namens Jung, genannt Stilling, der in Elberfeld, Marburg und Karlsruhe lebte. Es war ein Lieblingsbuch der sogenannten Stillen im Lande. Jung Stilling stand in mehrfachen Beziehungen zu Goethe.

Joachim Nettelbeck, Bürger zu Kolberg, beschrieb selbst sein Leben (Ausgabe bei Spemann in Stuttgart). Es ist eine der lezenswertesten Schriften unserer Literatur, nicht bloß für die reifere Jugend, sondern auch für jeden deutschen Mann; es gibt wenige Schriften, die so geeignet sind, die Marineverhältnisse kennen zu lernen. Der wadere Nettelbeck bewährte sich 1806 glänzend bei der von den Franzosen belagerten Feste Colberg (in Pommern).



Den Namen Kugelgen führen einige Maler. Von Wilhelm von Kugelgen (1802—1867) haben wir eine ausgezeichnete Selbstbiografie unter dem Titel: Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Berlin bei W. Ch. Herz. 10. Auflage.)

Eine kürzere Selbstbiografie schrieb der Thüringer Ernst Rietschel, Schöpfer der Lessingstatue in Braunschweig, des Goethe- und Schillerstandbildes in Weimar, des Lutherdenkmales in Worms. Seine Jugenderinnerungen (Leipzig, Brockhaus) sind ein wertvolles Kleinod der Litteratur.

Von einem anderen Thüringer, Ernst Förster, der Kunststudien machte und mit bedeutenden Männern von 1810—1824 verkehrte, besitzen wir das bei Speemann in Stuttgart erschienene Buch: Aus der Jugendzeit.

Vielgelesen ist das Leben der kerngesunden Jugendschriftstellerin Ottilie Wildermuth, geboren 1817. Ihre Werke erschienen bei Kröner in Stuttgart.

Der oben besprochene gesinnungsvolle und echt deutsche Gustav Freytag schrieb Erinnerungen aus meinem Leben (Leipzig bei Hirzel, 1887). Er war 1816 in Preussisch-Schlesien geboren und starb zu Wiesbaden im Frühjahr 1895.

Der Prager A. H. Springer (1825—1891) hinterließ: Aus meinem Leben (Berlin, Grote), freimüthig und voll Lebenswahrheit, schildert österreichische Zustände und ist Kunstfreunden besonders zu empfehlen.

Für Theologen sind von Interesse die Ideale und Irrthümer von Karl v. Hase (Leipzig, Breitkopf, 1891). Darin schildert der berühmte Theologe das heitere Burschenleben in Jena und liefert einen Beitrag zur Demagogen-Kiecherei des Bundestages in den Zwanziger-Jahren. Der Traum der Burschenschaft gieng bekanntlich erst in Erfüllung 1870.

Das Leben Benjamin Franklins hat immer noch ein Interesse; es ist erschienen bei Speemann in Stuttgart.

Für Politiker, die sich interessieren für die Ereignisse der Jahre vor und nach 1848 in der Schweiz, Bayern und Baden, gibt es keine bessere biografische Unterhaltung als Bluntschli's „Denkwürdiges aus meinem Leben.“ (Nördlingen bei Beck, 1884.) Bluntschli (geboren 1808 in Zürich) war ein freigesinnter und zugleich rücksichtsvoller Staatsmann und stand mit bedeutenden deutschen Männern in Verbindung, zuerst in seiner Heimat Zürich, dann als Professor in München und seit 1861 in Heidelberg. Er war nicht bloß ein thätiges Mitglied des Protestantenvereines, sondern auch des badischen Landtages, wo er sich für eine deutsche Politik aussprach, die bald verwirklicht werden sollte. Seine Stellung lernt

man kennen aus dem III. Theile, Kapitel 9, betreffend das Verhältnis Preußens und Oesterreichs zu Deutschland vor dem Jahre 1866. Originell sind die Äußerungen Bismarcks (S. 195) über die politische Befähigung der Völker Europas (1868). Höchst interessant sind auch andere Erwägungen Bismarcks, die er dem Bluntschli mittheilte bei Gelegenheit eines Besuches kurz vor dem Jahre 1870.

Geschichtlich bedeutend sind auch die Denkwürdigkeiten von Varnhagen v. Ense (1785—1858), der Bekanntschaft hatte mit Fichte, Chamisso, Rahel, Schleiermacher, Humboldt, Steffens u. a. In der Selbstbiografie erzählt er unter anderem vom Wiener Kongreß und seinen vielen Reisen.

Von Geribert Rau haben wir einen kulturgeschichtlich-biografischen Roman über Alexander v. Humboldt (Leipzig 1860.) Wilhelm und Alexander Humboldt, treuverbundene Brüder (Dioskuren) wie Jakob und Wilhelm Grimm. Die Erziehung der H. im Schloß Tegel bei Berlin von Campe zc. ist besonders Erziehern und Lehrern zu empfehlen. In dem Roman ist von vielen bedeutenden Persönlichkeiten die Rede: von Friedrich dem Großen, Arnim, Georg Forster, Bonpland, Tieck zc. 1780 in Paris, Reise nach Südamerika. Als Biografie gar zu ausführlich, weil Rau ganze Abschnitte aus Humboldts Schriften wörtlich aufgenommen hat, man erhält also zugleich einen Auszug aus seinen Werken. 1804 wieder in Paris. 1826 schrieb Alexander Humboldt in Berlin den Kosmos. Reise nach Asien. Nach der Rückkehr verkehrte er mit König Friedrich Wilhelm IV. 1859 starb er im 90. Lebensjahre. Alle Zeitereignisse sind von Rau in den Roman verwoben, daher oft die allzu große Breite in der Darstellung.

Wir erwähnen noch eines eigenartigen biografischen Romanes von Wilhelm Raabe: der Hungerpastor, in welchem elende Zustände geschildert sind (Berlin bei Jantke). Hauptpersonen sind der Schustersohn Hans Unwirsch und ein Jude (Moses), deren Gegensätze trefflich und mit Humor gezeichnet sind. Der jüdische Charakter kommt im Romane am schlechtesten weg.

Von dem bekannten David Strauß, der das Leben Jesu geschrieben hat, haben wir eine Biografie Ulrichs v. Hutten. Sie macht uns bekannt mit den Verhältnissen in der Reformationszeit.

Die beste Lebensbeschreibung von unserem Fr. Rückert ist von Beyer (Coburg 1866): Rückerts Leben und Dichtungen.

In ähnlicher Weise bespricht Mahr das Leben und die Schriften Lessings.

Kopernicus, der Begründer der neueren Sternkunde, ist gewürdigt von Hipler und Browe. Sein Leben ist beschrieben im I. Bande des

Werkes von Broue (Berlin bei Widmann). Das Leben und Wirken Johann Keplers, der auch in Graz lange gelebt hat, ist geschildert von Reuschle in der Schrift: Kepler und die Astronomie (1871).

Zu das Lebensbild „Thomas Carlyle“ hat E. Oswald auch Goldkörner aus dessen Werken aufgenommen. (Leipzig bei W. Friedrich.)

Am Schlusse der biographischen Reihe müssen wir noch auf die neueste Sammlung von Biografien aufmerksam machen, die unter dem Gesamttitel „Geisteshelden“ (von A. Bettelheim) im Verlage von E. Hofmann & Comp. in Berlin erschienen ist. Sie enthält u. a. die Lebensbeschreibungen von Reuter, Columbus, Jahn, Moltke, Stein, Spinoza, Goethe und Luther. Einige gehen über die Grenze der bloßen Unterhaltung hinaus und greifen in die reinwissenschaftlichen Gebiete, namentlich das letzte Wort über Luther und die Reformation, welches eine kulturgeschichtliche Darstellung (von A. Berger in Bonn) in hervorragender Weise ist. Die Anfänge der deutschen Reformation sind in keinem Geschichtswerke so gründlich behandelt.

Zu den besten Biografien deutscher Heerführer aus den Befreiungskriegen zu Anfang unseres Jahrhunderts gehört das Werk von H. Delbrück: Das Leben Gneisenaus (2 Bände, Berlin bei H. Walthers.) Es ist ein würdiges Seitenstück zu Scharnhorst von M. Lehmann. Gneisenau war 1760 geboren und hatte eine abenteuerliche Jugendzeit, in der er sich in der kriegerischen Wissenschaft vervollkommnete und auch seine allgemeine Bildung nicht vernachlässigte. Zumeist war er in preussischen Diensten, wo er in Kolberg mit Scharnhorst thätig war und im Jahre 1811 den allgemeinen Volksaufstand gegen Napoleon ins Leben rief. Er wirkte nach dem Brande von Moskau im Heere Blüchers. Während des Waffenstillstandes leitete Gneisenau die Errichtung der schlesischen Landwehr und Blücher schrieb in seinem Deutsch: „Landwehren sie man immer druff, aber wen die Fehde wieder beginnt, denn gesellen sie sich ja wieder zu mich.“ Und so geschah es. Gneisenau rückte an die Stelle Scharnhorsts und wurde der geistige Leiter der von Blücher geführten schlesischen Armee. Delbrück, der uns dieses erzählt, ist ein Meister in der Kunst kriegerischer Schilderung; namentlich, wie er mit Anschaulichkeit und Frische den Ring darstellt, der sich bei Leipzig um Napoleon schließt. In den folgenden Feldzügen feiert die Kühnheit Gneisenaus ihren höchsten Triumph. Nach dem von ihm mißbilligten zweiten Pariser Frieden sehnte er sich nach Ruhe. Im Jahre 1825 ward er zum Feldmarschall ernannt und 1831 starb er an der Cholera.

Dieses neue Buch des deutschen Staatsmannes Delbrück wird auch außer den militärischen Kreisen viele Leser finden.

## Eine Plauderei über das Plaudern.

Von Paula Margarete Reber (München).

Um eine Plauderei zu schreiben, bedarf es weiter gar nichts, als daß einem etwas einfällt, was man dann bloß in anmuthiger Form und schönem Stil auf das Papier zu bringen braucht. Kleinigkeit — für den, der's kann. Und wenn so viele den gleichen Gedanken haben, so ist daran nur eines merkwürdig: daß diejenigen, welche ihn haben, dies immer erst dann merken, wenn sie ihn gedruckt zu lesen bekommen. Gehabt haben sie im Kopfe alles Geistreiche, was sie lesen; es ist ihnen nur zufällig nicht eingefallen. Aber noch mehr: es gibt viele Leute, welchen es eine Leichtigkeit ist, einen ganzen Gesellschaftskreis mit angenehmer „Conversation“ zu unterhalten und anscheinend eine Fülle von Wiß, Geist und Wissen zu verausgaben. Allein, wenn man dann niederschreiben will, was der „Causieur“ den Abend über gespendet hat, so kommen kaum drei brauchbare Sätze heraus, und man macht die Entdeckung, daß der ganze Wiß und Geist nur Flugfeuer war und, nur für die Minute berechnet, auch mit der verflossenen Minute verflüchtigte.

Wieder andere sind äußerst geschickt im sogenannten „Hinausgeben“, sie werfen scheinbar die pikantesten Worte in das Gespräch; sie sind in ihren „aperçus“ — so kommt es dem Hörerkreis vor — in hohem Grade originell und interessant, so daß man sie ungern aus der Gesellschaft scheiden sieht. Aber, verlangt man, daß sie ihr Geplauder auf das Papier bringen, oder versucht man es selbst — ja dann sieht sich die Sache wesentlich anders an und achselzuckend legt man das Geschriebene beiseite.

Dann auch gibt es Personen, welche im Brieffchreiben Großes leisten. Sie beherrschen diese Form der Gedankenkundgebung mit Meisterschaft; sie wissen dem einzelnen, mit dem sie ihre Episteln austauschen, ihr ganzes Selbst und ihre volle Gedankenwelt in schöner Sprache und mit fesselndem Geiste darzulegen. Aber sobald man von ihnen verlangt: sie sollen aus dem Einzelverkehr heraustreten, dem gesammten Publicum und nicht bloß



dem in naher Beziehung Stehenden Interessantes erzählen, dann geht es ihnen wie einem kleinen Kinde vor einem Häuflein Unglück — sie wissen sich weder zu rathen noch zu helfen.

Auch jene Meinung ist eine falsche, welche eine Plauderei dadurch hervorzubringen glaubt, daß Erinnerungen und Gelesenes, Wahrnehmungen über Erschautes und Gehörtes, und endlich alles, was gerade durch den Kopf schwirrt, auf das Papier geworfen wird; dergleichen nimmt sich dann aus wie ein umgestürzter Papierkorb, worin die verschiedensten Gedankensplitter durcheinander liegen.

Nein, wer nicht in jeder Plauderei, welche eines Blattes, wie dieses hier den Vorzug hat zu sein, würdig ist, einen Grundgedanken findet, den der Verfasser nur dichterisch mit den Arabesken seiner Laune und seines Humors verziert hat, damit das ganze dem Leser besser munde, der — nun der versteht eben nicht zu lesen. Und das gehört unbedingt auch dazu; das Plaudern bleibt einseitig, wenn der Hörer sich nicht dieselbe Richtung gibt wie der Erzähler.

Freilich, was nennen die Leute auch alles „plaudern“. Sie überlegen gar nicht, daß die Zunge, mit deren Hilfe leider von jeher das meiste und größte Unheil in der Welt gestiftet worden ist, zwar immer dieselben Bewegungen macht, dabei jedoch mit Leichtigkeit den einen zum Gott erhebt, während sie zu gleicher Zeit den anderen moralisch völlig vernichtet.

„Lassen Sie uns zu einem gemüthlichen Plauderstündchen zusammenkommen“, sagen die — Klatschbasen, und nennen es am unterhaltendsten, wenn sie ein harmloses Menschenkind in Verruf gebracht haben, wozu ja bei dem „embarras de richesse“ an Gedankenarmut und niedriger Gesinnung höchstens noch gehört, daß der oder die Durchgehechelte in jeder ethischen Beziehung himmelhoch über der Gemeinheit der lieben Mitmenschen steht, welche Gemeinheit das Opfer weder zu ahnen noch zu begreifen vermag. . . — — — „Ich muß eine Rede halten“, rühmt sich ein ganz einfältiger Schwächer, der sich für ungeheuer geistreich hält, weil er alles lächerlich macht, was zu erfassen sein Sperlingsgehirn nicht imstande ist. — „Wenn nur nicht alle auf einmal sprechen wollten“, klagt einer vom schnatternden Geclapper seiner Umgebung Gemarterter; er soll womöglich noch dazu Recht sprechen unter streitenden Parteien, und kann doch nur von vorneherein einsehen, daß alle unrecht haben, schon aus dem sehr einfachen Grunde, weil keiner den anderen zu einem vernünftigen Aussprechen kommen läßt.

Ja, darin liegt es, das ist das ganze Geheimnis, und für immer dieselben Zungenbewegungen gibt es eine Menge Bezeichnungen in jeder Sprache. „Let us have a little chat“, sagt der Engländer, wenn er es gemüthlich meint, also „plaudern“ will, was jedoch auch die prüdeste

(ich sage mit Absicht nicht moralischieste, denn beide Begriffe haben nicht das geringste miteinander zu thun) Britin nicht verhindert, eine ausgemachte, hinterlistige Verleumderin zu sein. — „*Quel brillant causeur!*“ lobt der Franzose den geistreichen Plauderer und ist gerecht genug, ihn auch dann noch anzuerkennen, wenn er — der Lobende — dem Plauderer selbst Stoff zum witzig-ironischen Vortrag liefert. „*Ciarlare di una cosa*“ kann besonders der Italiener mit anmuthiger Leichtigkeit, nur daß der Gegenstand an sich oft weit entfernt ist von Anmuth und Leichtigkeit, da er unter Umständen sogar Mord und Todtschlag bedeutet. Allein es wird einem Engländer niemals einfallen, einen aufzufordern „*to make a speech*“, den er als langweiligen „*talker*“ kennt, oder gar als „*a most dreadful gossip*“. Er kann ihn im Oberhaus oder Unterhaus dulden müssen, aber sicherlich nicht auf ewige Zeiten. Ebenfowenig wird ein Franzose einen aufstellen „*pour parler aux chambres*“, von dem er weiß, daß er rein gar nichts versteht als sinnlozes „*bavarder*“, von dem er sogar in der Aufregung treffend behauptet: „*Il ne sait rien que babiller et montrer ses maigreurs d'esprit*“ — eine Bezeichnung, welche am herrlichsten für jene paßt, unter deren „*com-mérage*“ am Ende schon jeglicher zu leiden hatte. . . . Und wohl gerade weil sie so temperamentvoll sind, verlangen die Italiener stets zu Vertretern ihrer Angelegenheiten einen, welcher versteht zu „*discorrere*“, zu „*ragionare*“, und danken für alle Abgeordneten, welche nichts können als „*garrulare*“ und „*ciambolare*“. Sie wissen eben ganz genau, daß man damit weder eine Leihalle erhält, noch eine Stadtbahn, oder gar den Herren der Schöpfung begreiflich machen kann, daß herzliches Familienleben das Nationalgefühl und die Vaterlandsliebe mehr und sicherer weckt und fördert als alle politische Kannegießerei in rauchdunstiger Wirtshausstube vor dem ewigen Maßkrug. Das bezeichnendste Wort für Klatschbasen aller Arten und Gattungen jedoch besitzen die Italiener in dem neugebildeten „*berlingare*“, womit das doch auch nicht schwache „*rappor-tare*“ selbst nicht den entferntesten Vergleich aushält. Im bayrischen Hochland nennt man einen, der sich mit „*berlingare*“ abgibt, einen „*Berliner Blaufärber*“ . . . .

Sieh' da! So viele Unterschiede macht jede Sprache zwischen: plaudern, reden, sprechen, schwätzen, klatschen, ratschen, plappern u. s. w. Eine harmlose Plauderei zu schreiben soll aber ein Kinderpiel sein! Trösten wir uns mit dem Erdinger Spruch: „*An dem G'sagets liegt nix.*“ Sie sehen: eine Plauderei steht zur Etymologie in gar keiner so sehr entfernten Verwandtschaft; unter Umständen sogar so nah' wie eine harmlose Plauderei zur nörgelnden Kritik, denn beide sind, gleich Milde und Charakterlosigkeit, nur durch eine haarscharfe Grenze getrennt. Auch in das Gebiet der Pädagogik spielt die harmlose Plauderei so gut wie

die richtende Kritik. Immer gehorchen jene Kinder am wenigsten, welche ewig zu hören bekommen: „Ich war nie ungezogen; mir war gehorchen immer eine Freude“ und wie all die schönen Phantasiesprüche sonst noch heißen. Und niemals wirkt der kleinliche Splitterrichter das Vorzügliche, was der harmlose Plauderer mit liebenswürdigem Spott ausrichtet. Während der Kritiker über alles herfällt und loszieht, aber doch auch all das Beurtheilte selbst braucht, lobt der geistvolle Plauderer jedes Ding auf eine Art, welche deutlich erkennen läßt, daß er nicht gefangen werden kann und sich wohl hütet, das Gelobte selbst zu verwerthen.

Mävius war ein gefürchteter Dichterling des Alterthums und ein arger Kritiker des Horaz und Virgilius. Merkwürdigerweise hat sein zweiter Name, Bavius, sich ebenfalls noch in der Volkssprache erhalten, wenn auch verstümmelt. „Schwäk' kein' solchen Bavel“ sagen unsere Landleute, wenn jemand sich ein Urtheil erlaubt, wo sie ihm die Fähigkeit hiezu völlig absprechen. „Is dö's a Bavel“ nennen sie nutzloses Allerlei. Damit jedoch Sie, mein verehrter Freund und Gönner, sowie alle übrigen mir Wohlgesinnten die etymologische Verwandtschaft zwischen Bavius und Bavel nicht gar in eine geistige zwischen Mävius und mir hinüberspielen, beschließe ich meinen Plauderbrief. Über die Mörgler, Splitterrichter und sonstigen grund- und ursachellosen Habersfeldtreiber mich aufzuregen, bin ich glücklicherweise zu gallenlos. Jeder hat eine andere Liebhaberei, und ohne die Zungenraschen und Gedankenlosen um das traurige Vergnügen verleumderischer Klatschsucht zu beneiden, wollen doch auch wir uns unsere Freude nicht nehmen lassen, sondern frohgemuth und heiteren Sinnes harmlos plaudern.

## Heimat.

**W**er als Kind keine Heimat hat, dem bleibt als Mann die Liebe zum Vaterlande fremd. Ohne Liebe zu seiner Mutter hat der Mensch keine echte Liebe zu seinem Volke.

R.

## Ennsthaler Volksglaube.

Von Karl Ketterer (Volkschullehrer).

Der liebeglühende Bauernbub, no ja, er muß doch ein Mittelchen wissen, wie er einem erwählten Dirndl beikommen kann? Versteht sich. Ebenso weiß das Mägdelein ein „Kunststücklein“, womit zustande gebracht wird, daß der Bub, dem man das Herz und alles schenken will, eilends herbeikomme, um ihm die Liebe zu zeigen. Und dies „Kunststücklein“ wäre? Er hat den wenig poetischen Namen — 's Häferlsegen. Die Liebedürftige thut in ein siedendes Wasser ein gewisses Kräutlein, dessen Namen verschwiegen bleiben soll. Sobald nun der Bub, welcher erwählt wurde, nicht kommen will, wendet man voriges Mittelchen an. Alsogleich wird er herlaufen, ja, je ärger das Wasser im Häferl siedet, umso eiliger wird er es haben.

Warum es in einer Almhütte nie einschlägt, wußte uns jüngst der Jagerpeterhannakathl-Lenz zu erzählen. Als unsere liebe Frau zu ihrer Base Elisabeth gieng, mußte sie übers Gebirge und wurde dabei von einem argen Unwetter überrascht. Um dem Unwetter zu entgehen, gab es keinen anderen Ausweg, als sich in eine Almhütte zu flüchten, in der man Schutz finden konnte. Die Sennin war mit unserer lieben Frau sehr freundlich. Aus Dankbarkeit bat diese beim lieben Herrgott vor, daß er nie in eine Almhütte einschlagen lasse.

Weil wir gerade vom Almleben reden, fällt uns ein, daß man in den Ennsthaler Bergen glaubt, daß derjenige, welcher am Jakobitage (25. Juli) auf die Alm gehe, im Winter wenig zu essen brauche. Je höher man „hinaufkrallt“, desto weniger braucht man zu essen, bedeutete uns der Jagerpeterhannakathl-Lenz. Wer der Jagerpeterhannakathl-Lenz ist? No, der Geliebte der Jagerpeterhanna-Kathl. Und wer ist diese? Das Schwesterkind der Jungpeterhanna, welche wieder eine Base des Jungpeter ist. Hast du, werter Leser, nun herausgefunden, in welcher verwandtschaftliche Beziehungen der Lenz, wenn er die Jagerpeterhanna-Kathl heiraten möchte, zum Jagerpeter kommen würde?



Doch wohin sind wir gekommen? Entschuldige lieber Leser, der Jagerpeterhannakathl-Lenz ist ein echter Ennsthaler, und wir wollten ja doch einiges vom Ennsthaler Gebiete bringen.

Nicht uninteressant ist's, daß man glaubt, es gäbe Hexensalben. So wurde uns nahegelegt, daß es gut sei, beim Buttern den „Butterstößel“ mit einer Hexensalbe zu bestreichen. In diesem Falle würde aus dem gewonnenen Molken neuerdings Butter, so oft, als man's haben wolle. Ein Knecht belauschte eine Bäuerin, die mit benannter Hexensalbe umgieng. Der Knecht — Finster-Feichten-Hiesel wollen wir ihn nennen — gieng einst auf die Alm. Da begegnete ihm der Teufel. Der Teufel? Wo ja freilich. Auf d'r Alm gibt's ka Sünd, warum soll sich dafür dort nicht der Böse aufhalten können? Also der Teufel begegnete dem Finster-Feichten-Hiesel. „Willst von mir so ein Sälblein, wie die Bäuerin ein's hat?“ meinte der Böse gutmüthig zum Hiesel. Dieser bejahte, darauf zog der Herr Teufel ein Blatt Papier und eine Feder hervor, damit sich der Knecht „unterschreibe“. Aha . . . unterschreiben . . . heißt das nicht so viel, als seine Seele dem Herrn Teufel verschreiben? Freilich! Aber was kümmerte dies den Hiesel. Er unterschrieb, das heißt, er unterschrieb nicht, sondern machte — wie's ja in der guten alten Zeit, wo wenige schreiben konnten, gebräuchlich war — drei Kreuze auf das Papier, welches nun dem Teufel, der kein Kreuz ansehen kann, sofort entfiel. Zornig trollte sich der Böse davon. Mit dem Blatt Papier gieng der Hiesel, dem doch Bedenken kamen, zum hochwürdigen Herrn im Dorfe, der nun wußte, wer sich alles im Orte dem Teufel verschrieben hatte, um hexen und zaubern zu können. . . .

Wahr ist's, daß es heißt, die Warzen könne man sich damit vertreiben, daß man einen warmen Roggenkrapsen — scherzweise Ennsthaler Bauernzeitung genannt — nehme und mit diesem über die Warzen hinwegfahre, wobei die drei höchsten Namen (Vater, Sohn 2c.) genannt werden müssen. Das köstlichste dabei ist nun der Umstand, daß derjenige, welcher einen solchen Krapsen — besten Appetit! — zu essen kriegt, so viel Warzen bekommt, als damit vertrieben wurden. Der Funken-Feichten-Hansel, der einst von einem Dirndl schmählich im Stiche gelassen wurde, rächte sich an der Untreue dadurch, daß er derselben einen Krapsen, mit dem Warzen vertrieben wurden, zuschanzte. 's Dirndl aß den Krapsen und siehe da . . . es bekam die ganze Nase voll Warzen . . . . So malefiz böshaft könnt' unsereins nit sein, gelt, werter Leser?

Einst war eine Sennin, die hatte ein uneheliches Kind. Franzerl hieß es. Der Kleine wurde von der Mutter arg vernachlässigt. Was geschah? Der böse Feind legte der Sennin einen Wechselbalg in die Wiege. Das Volk glaubt nämlich, es gäbe Wechselbälge, welche grün-

schillernde Augen haben. Um zu verhüten, daß der böse Feind mit kleinen Kindern sein Spiel treibe, lege man eine geweihte Betschnur, ein Heiligenbildel oder einen Frauenbildthaler u. dgl. in die Wiege.

Daß wir nun erzählen: Besagte Sennin fuhr, als der Sommer zur Reife gieng, mit ihrem Wechselbalg zu Thal. Wie jammerte der Vater des Kindes, da er hörte, sein Franzerl sei gegen einen Wechselbalg umgetauscht worden. Sogleich machte sich der Vater, ein armer Bauernknecht, auf, um sein bluteigenes Kind zu suchen. Als er zur Umhütt' kam, in der die Mutter des Kindes den Sommer über war, sah er durchs Fenster, wie ein Umranzel (Bergschratzl<sup>1)</sup> das Kind akte. Der kleine Franzerl nieste dreimal rasch hintereinander, worauf der Vater jedesmal „Helf Gott!“ stammelte. Der Umranzel warf sodann den Kleinen zur Thür hinaus. Der geängstigte Vater war nun wieder in den Besitz seines Kindes. Er eilte heimzu und hörte, daß der Wechselbalg während seiner Abwesenheit plötzlich verschwunden sei: Der Umranzel hatte den Wechselbalg wieder zu sich genommen.

Daß sich die Geschlechter degenerieren, ist eine bekannte Thatsache. Deshalb glaubt das Landvolk: „Am jüngsten Tag werden die Leut' so klein sein, daß 'i in 'n Backofen dreschen können.“

Doch was verschlägt's, wenn die Leute immer kleiner werden? Das Hinteregger Moizerl meint:

Wie höher das Gamsgebirg,  
Wie bräuner die Gams,  
Wie kleaner die Duama,  
Wie herziger Jan's.

Freilich, Moizerl, was klein is, is herzig, was groß is, is ung'schickt. Verstehst sich!

Wir haben in unserer Skizze „Die Einleger Mirl“ seinerzeit des Planetglaubens Erwähnung gethan. Der bäuerliche Landwirt, „der 's gonz Planet'nbüachl in floan Finger hat“, weiß uns beispielsweise zu sagen, „daß Mädchen, die im Zeichen des Widders geboren werden, schön und lieb sind, so daß sie leicht ein Mannl krieg'n“. Doch sind sie nebenbei — da hat's den Haken, pardon, werte Leserin! — „ziemlich jähzornig und verbreiten nit selten lügnhaftes Gschwaz“ . . . so daß — wie uns der Bergmeier nahe legte — sie unter ihresgleichen im Dörf'l häufig Meid, Zorn und Haß verursachen. Aber auch den Männern sind die verschiedenen Himmelszeichen gefährlich. So werden Knaben, im Scorpion geboren, verschlagen und listig, dabei zum Zorne neigend. Weiters wird ein solches Kind im Alter geizig, was sehr zu bedauern ist, denn ein Volkspruch sagt:

<sup>1)</sup> Näheres über den Umranzel siehe „Heimgarten“, XVIII. Jahrg., Seite 288 und 907.

Der Neid und der Geiz  
Fressen mehr als neun Leut'.

Dafür kann uns trösten, daß ein Knabe, geboren im Zeichen des Scorpions, durch den Besitz eines Weibes zu Ehren und Wohlstand gelangen kann. Doch genug! Es sei von einer weiteren Aufzählung ähnlicher Weisheit abgesehen. Wir bemerken nur noch, daß derlei in „Volksbüchern“ verbreitet wurde. Gottlob, wir können uns der sichersten Hoffnung hingeben, unsere heutige Jugend, wenn sie einst zu Jahren gekommen, wird derlei kaum lesen, am allerwenigsten glauben, denn die Volksschule der Gegenwart sorgt dafür, daß im zwanzigsten Jahrhundert wenig Aberglaube mehr herrschen dürfte . . . des freuen wir uns! Eine nur sporadisch vorkommende „Löbelart“ ist, daß eine Frauensperson, die wissen will, ob sie im kommenden Jahre einen Mann bekommt, am Thomasabende im Evascostüme ihr Zimmer auskehren muß, dabei mit dem Rücken gegen die Thür gehend. In diesem Falle kommt der zukünftige Mann — und bittet um ein Stückchen Brot. Aus Gründen müssen wir davon absehen, weitere Reflexionen an diesen wunderlichen Aberglauben zu knüpfen. Hinzufügen wollen wir nur noch, daß man am Thomastage der Mühle zuhören soll, ob sie stark oder schwach klappert. Im ersteren Falle bekommt man ein tratschendes, im letzteren Falle ein wenig sprechendes Weib. Ist solcher Volksglaube, den wir nur in den Ennsthaler Bergen trafen, nicht der Aufzeichnung wert? Wer je einmal dem Geklapper einer reich gehenden Hausmühle lauschte, wird bemerkt haben, daß es tönt:

Thomine, Thomine,  
Thomine, komm nur he(r)!

Wer wie unsereins, ein Beobachter des Volkslebens ist, der muß zugeben, daß der Äspler bewunderungswürdige (und naive) Vergleiche anstellt.

Von dem vielgerühmten Palmkätzchen sagt das Volk, es bringe Glück, wenn es in einen Pfaidenzipf eingenäht werde. Daß Palmkätzchen gegessen werden, ist eine wohlbekannte Thatsache. Minder verbreitet dürfte sein, daß gewisse Palmkätzchen ein probates Mittelchen gegen die Hexen sind. Es erinnert uns dies daran, daß man in Bayern die sogenannten „Hexenbesen“ kennt, welche man in die Saatsfelder steckt, denn d'halige Weich, sagt der Alpenjohn, verichreckt d'moradeitn Hexen. Wer hätte Palmreiser übrigens in Bauernstuben nicht hinter den Heiligenbildern geichen? Sie verwehren den bösen Geistern den Eintritt ins Stübchen. Ganz recht. Wer bleibt nicht gerne unangefochten? Die alte Maid, welche „ihre jungen Tage einbracht“ hat, gewiß . . . . .

Was den Volksglauben betrifft, der sich aufs Wildern bezieht, sei erwähnt, daß abergläubische Wilderer dem Vieh geweihtes Steinsalz legen, um es leichter zu erlegen. Dieses Salz wird am Stefanitage — wenn wir

nicht irren, ist's an diesem Tage — in den Dorfkirchen geweiht. Wüßte mancher Herr Curat, was die Leute aus dem geweihten Salz für allerlei abergläubischen Hocuspocus treiben, würde er dann noch die Weihe des Salzes vornehmen? Die Beantwortung dieser Frage ersparen wir uns, um nicht in den Geruch zu kommen, ein Mißsachter des geweihten Salzes zu sein.

In den Ennsthaler Bergen ist dort, wo das Donnersbacher Gebiet unmittelbar ans Sölktal grenzt, eine Steinfigur, die man den Gefrorenen Bartl nennt. Es heißt, dies sei ein versteinertes Wilderer, einer, der die „ewige Gfrier“ hat. Man erzählt sich, der Bartl sei bei Lebzeiten einen Bund mit dem Teufel eingegangen, um sich hieb- und schussfest zu machen, was der Ennsthaler die zeitliche Gfrier nennt. Zulezt wurde Bartl vom Bösen geholt.

In den Bereich des Aberglaubens gehört die Anwendung von Sympthiemitteln. Einem „Kunstbüchlein“ aus dem Jahre 1848 entnehmen wir unter anderem Folgendes: Um die Flöhe eines Zimmers zu bekommen, stelle man einen Topf, in dem sich das Blut eines schwarzen Ziegenbockes befindet, auf, sogleich werden die Flöhe ins Blut springen und elend zugrunde gehen. Fledermausblut streiche man an jene Stellen, von denen man will, daß sie unbehaart bleiben.

Und nun zum Schlusse jene Mittel, die auch ins Bereich des Volksglaubens gehören, obwohl sie noch zur Zeit in allen Tages- und Wochenblättern angekündigt erscheinen.

Von diesen Heilmitteln gilt:

Seien sie noch so dumm,  
Sie finden doch ein Publicum!

Natürlich, die Dummköpfe sterben nie aus; auch solche Leute wird es noch lange geben, die gern allerlei Volksmedicamente anpreisen, um sich den Beutel „schmierem“ zu können. Man nehme heutigentags nur ein Zeitungsblatt in die Hand und wird finden, daß beinah' auf jeder Seite ein Allerweltsmittelchen angepriesen wird, mit dem der „leidenden Menschheit“ geholfen werden soll. Wo diese Leute, welche solche Mittel kaufen, leiden, ist leicht zu sagen: Beim Gehirn. Und auf die Dummheit der Leute speculiert man. Wie wäre es sonst möglich, daß gesagt werden kann, ein und derselbe Balsam helfe innerlich und äußerlich, sei ein Mittel gegen schlechte Verdauung, vertreibe den Kopfschmerz, heile die Lungenkranken, entferne die Sommersprossen u. s. w. Da gibt es zum Beispiel weiters berühmte Pillen, die — wie es in den Annoncen heißt — vorzüglich dienen gegen Unverdaulichkeit, Galle, Gelbsucht, Nieren-, Milz- und Leberleiden, Schwindel, Geschwüre, Herzklopfen &c. &c. Und eine Schachtel solcher „Pillen“ kostet nur eine Krone. Also weg mit den kostspieligen Medicamenten aus der Apotheke, fort mit den hyperklugen



Doctoren! Jeder kaufe sich eine kleine Zeitung. Er wird genug Mittel darin finden, die ihm eine Krankheit, mit der er behaftet ist, vertreiben.

Nicht nur das! Es gibt auch zahllose Schönheitsmittel. Heißassa! Wer möchte es nicht mit einer Haarverjüngungsmilch versuchen? Natürlich! Wer wollte nicht die hässlichen Blatternarben vertreiben? Welcher Octaner hätte nicht gern einen „schönen, flotten“ Schnurrbart, wenn die Universitätsstudien vor der Thür sind? Nur hineingucken in eine Zeitung! Sogar „Professoren“ preisen Mittel an, um einen „schönen, flotten“ Schnurrbart zu bekommen. Welcher Qualität so ein Herr „Professor der Bartologie“ ist, läßt sich denken. No, wenigstens weiß der Herr Professor, daß es dumme Leute gibt. Und das ist die Hauptsache. Nebensache bleibt, ob das angepriesene Mittel, das ein Heidengeld kostet, wirkt.

Sogar moralische Gebrechen heilen diese hohen Herren der unentdeckten Wissenschaften. Wir erwähnen nur, daß oft angepriesen ist, es sei die Trunksucht zu heilen. Der Herr Heilkünstler bleibt aber des öfteren anonym. Versteht sich, welches Schuftlein getraute sich, offen Farbe zu bekennen? Doch was ereifern wir uns? Tausende und tausende „Dankschreiben“ gibt's, die bezeugen, daß dies oder jenes Mittelchen völlig Wunder wirkte. Freilich, dem muß man glauben. Wir verstummen. Was versteht unsereins von der Medicin? Halt ja . . . werte Wunderdoctoren, fahret fort in Euerem Eifer, die Menschheit zu beglücken. Aber es wird eine Zeit kommen, wo der Schwindel wenig Percente tragen wird, wo selbst das simpelpste Bäuerlein dem „Curpfuscher“ die Nase dreht. Und diese Zeit ist nicht ferne. Sie wird von unserer Volksschule geboren — durch die Verstandesbildung der Jugend. Gut Heil! Dann wird man bei Bestellungen von Heilmitteln keine „unrichtige“ Adresse mehr schreiben, weil überhaupt kein elender Quark, der Heilung bringen soll, bestellt wird. Dann werden die Leute auch nicht mehr aufmerksam zu machen sein, daß man bei der Bestellung am besten den Geldbetrag im voraus erlege, denn die Leute — unsere Enkel und Urenkel — werden ihre Kreuzer zu etwas anderem zu verwenden wissen, als sie einem sich mästenden Charlatane in den Hut zu werfen. Ja, dann wird die Existenz dieser Heilkünstler die heute und noch viele Jahre mit Erfolg beim Volke „operieren“, eine sehr fragliche werden und sie müssen aussterben, ebenso aussterben als die Hexenproceße, die Inquisition und anderes, von denen auch gesagt werden muß, daß sie einst das arme Volk nichts weniger als beglückten, daß sie aber ihre Urheber auch nichts weniger als in den Himmel gebracht haben werden, weil der liebe Herrgott an solchen Volksbeglückern ebenso wenig Freude haben kann — als wir — sapienti sat! —

## Eine zufällige Gebirgspartie.

Plauderei eines Durchgebrannten.

Es ist eigentlich ein rechtes Wunder, daß die alten Römer, welche doch keine Touristen gewesen sind, unsere Tauernübergänge entdeckt haben. Wir Steirer sind wesentlich langsamer, wir sind zum schönsten Tauernpaß, dem Übergang aus dem Lungau ins Ennsthal, durch die Eröffnung der Murthalerbahn erst im vorigen Jahre vorgedrungen. Ich war noch um ein Jahr später dran. Nachdem ich lange mit dem Schicksal gehadert, warum es mir denn nimmer vergönnt sein soll, mit dem modernen „Rosenkranz“, Rucksack und Reifestab genannt, zu beten oder im reichillustrierten Erholungs- und Erbauungsbuche der Alpennatur noch einmal zu blättern, bin ich eines helleuchtenden Sommermorgens zu Krieglach an der Mürz aufgestanden, um mit dem Eisenbahnzuge bis zur nächsten Station zu fahren und dort im Walde ein Stündchen herumzugehen. Bei der nächsten Station war ich mit einer alten Frau so tief im Geplauder, daß das Aussteigen versäumt wurde. Ich habe die Begegnung mit alten Frauen nie für ein schlechtes Zeichen gehalten, jene die am Himmel stand, war ja noch älter, und wie sehr thut ihr unverhülltes Antlitz uns wohl! Also bin ich an diesem Sonnenmorgen weiter gefahren. Weiter, als ich dachte. Das sollte sich doch einmal zeigen, ob mein körperliches Leiden mich wirklich zum lebenslänglichen Gefangenen machen konnte in meinen vier Wänden! Am dem Abende desselben Tages war ich nach neunstündiger Eisenbahnfahrt im Lungau, Herzogthum Salzburg. Meine Überraschung war nicht gering, mich so ohne alle Vorbereitung und Ausrüstung, nur im Gewändlein, wie man im Hausgarten spazieren geht, auf einer Gebirgsreise zu finden. Und was meine Leute daheim zu diesem unerhörten Auskneifen sagen würden? Das Allerwichtigste war vorläufig ein herzhafter Pump, der mir auch gelang, und so stand der weiteren Weltreise nichts mehr entgegen, als ein nebelhängender, regnender Himmel. Die alte Frau Sonne hatte ihre Gunst nur etwa bis Judenburg leuchten lassen, in Unzmarkt, wo von der Staatsbahn die steirische Murthalerbahn abzweigt, gieng ein so heftiger

Wettergufs nieder, dass die Reisenden in den Coupés ihre Regenschirme aufspannten. Denn die neuen Waggons, die sonst so gemüthlich eingerichtet und mit dem aus allen Enden feuerspeienden steirischen Panther geschmückt sind, wurden unartig und huben an zu tröpfeln. — Die steirischen Städte stehen noch im Walde; dieses gilt ganz besonders von Murau, das, soweit Regen und Nebel den Blick frei ließen, mitten im finsternen Forste liegt. Es hat etwas Berückendes, in wetterdämmerigen Sommertagen durch die engen Waldthäler so dahinzufahren, entlang dem stattlichen Flusse, hier „Mur“ genannt. Es wäre erst noch zu untersuchen, ob das nicht etwa eine Falschmeldung ist von der guten Frau Mur, und ob Graz von rechtswegen nicht an der Taurach liegt. Nicht zu bestreiten, dass in den Hohentauern, in der nördlichen Gegend des Ankogels aus wildem Felsengebiete ein Wässerlein entspringt, genannt „Mur“ oder auch „Muh“. Aber nachdem dieses Wässerlein viele Meilen geronnen ist durch finstere Hochgebirgsschluchten und grüne Almthäler, vereinigt es sich zu Tamsweg im Lungau mit einem größeren Flusse, der Taurach. Wenn es gerecht ist, dass der Mächtigere den Schwächeren beherrscht, Bestimmung und Namen gibt, wie es ja doch allerwärts im Leben vorkommt, so hat Steiermark nicht einen Tropfen Mur. Wenn sich's aber darum handelt, wer weiter in der Welt herumgekommen ist, dann wird die Mur obsiegen, denn ihr Weg bis zur Vereinigung ist länger, als jener der Taurach, die von den Radstädtertauern herabkommt.

Im weltentlegenen Alpenthale, wo die beiden Flüsse zusammenkommen, liegt das stattliche Tamsweg. Im Norden der grünen Matten stehen hohe Ausläufer der Tauern, darunter der Breber, ein leicht zu besteigender, höchst lohnender Berg, auf welchem die Grazer vor kurzem eine wohnliche Hütte gebaut haben, auch für waschechte Naturfreunde zu benützen. Der Lungau ist noch nicht verdorben durch jene modernen Landstreicher, deren fürnehmstes Genussorgan ein großer Geldsack ist. Der Lungau hat noch keine internationalen Hotels, sondern nur Gasthäuser nach gutem altem Schlag; wer diese Gegend aufsucht, der darf Sinn für eine unentweihete Natur, für ein noch ursprüngliches Volksthum haben. (Siehe Heimgarten, XIX. Jahrgang, „Sitten und Bräuche des Lungaus“, geschildert von Ferdinand Krauß.) Mein Einzug in Tamsweg an jenem regenfrohtigen Abende war nicht ermunternd. Die erste Begegnung im Orte war ein langer, braun angestrichener Sarg, den ein Mann auf dem Schubkarren mir entgegenführte. Ins Gasthaus eintretend, sah ich an der Vorhauswand ein Grabkreuz lehnen, was aber die Reisenden nicht abgeschreckt zu haben schien, denn im ganzen Hause war kein Stein mehr zu haben, um das müde Haupt darauf zu legen. Hingegen fand sich im Gasthause „zur Traube“ für mich eine sehr angenehme Herberge.

Am nächsten Morgen lag über dem Thale ein lichter Frühnebel. Ich besuchte den heiligen Leonhard, der auf dem Berge sein altes gothisches Haus hat. Sein Bildnis war in alter Zeit in der Tamsweger Pfarrkirche gestanden, dort muß es ihm nicht gefallen haben, denn eines Tages stand es auf dem Berge oben in einem Hollunderbaum. Man brachte das Bild wieder zurück, da entfloh es ein zweitesmal auf jenen Baum. Hernach kamen drei fromme Priester zusammen, thaten das Bildnis in eine eiserne Truhe, legten drei Schlösser an, wovon jeder Priester einen Schlüssel zu sich steckte, so daß jedweder Dumbug ausgeschlossen war. Und siehe, am nächsten Tage stand der heilige Leonhard wieder auf dem Berge im Hollunderbaum. Obschon nun dieser heilige Bischof weidlich dargethan, daß er lieber im Grünen sei, als in der dumpfigen Kirche, so hat man ihm doch auf dem Berge neben dem Hollunderbaum einen gothischen Tempel gebaut, in welchem er sich zufrieden gibt und in welchem er vom Volke hochverehrt wird. Mit dem Leonharddienst ist auch ein „Kreuzweg“ verbunden, dessen Stationen sich am Wege hinanziehen bis zu den drei Kreuzen mit den lebensgroßen Bildern des Heilandes und der Schächer. An derlei Bildstöcken aus der christlichen Legende ist das Salzburgerland fast noch reicher als Tirol. Dieses Aufdiegassetreten der Religion, diese Erinnerungssäulen an eine andere, ideale Welt, wie sie einem in den Alpen auf Schritt und Tritt begegnen, der Glockenklang von den Thürmen, die mit fliegenden Fahnen ziehenden Wallfahrer, das immerwährende Verquickten des Alltäglichen mit dem Ewigen, dies alles bringt eine Stimmung und Weihe in die große Alpennatur, die manchem fremden Wanderer noch wirksamer zu Herzen gehen mag, als dem daran gewohnten Einheimischen. „Der Katholicismus ist bei euch eine Angelegenheit der Gasse“, sagte mir einst ein Norddeutscher; meine Antwort, daß mir der deutsche Norden heimlicher wäre, wenn auch dort Volkskunst und außerirdisches Ideal den Werktag zierten.

Als ich auf einem Einspannerwäglein aus Tamsweg zog, begegnete mir, gefolgt von Petenden, jener Sarg von gestern wieder, aber diesmal mit seinem stillen Inwohner, der eben im Begriffe war, nachdem ihm wahrscheinlich manches natürliche Eigen vorenthalten worden, sein letztes unbestrittenes Unrecht geltend zu machen an diese Erde. Meine Fahrt gieng einstweilen im Sonnenscheine dem alten Sanct Michael zu, an dessen dunklen Bergspitzen Nebelfähnchen hiengen. Zur Mittagsstunde war ich in Mauserndorf, wo ich mich sofort, aber schon zu spät, nach einem Sitz in der Postkutsche bewarb. Die vier Sitze waren bereits angekauft von einem alten General-Feldzeugmeister und drei Domherren aus Klagenfurt. So mußte ich mich mit dem Vordrücke bequemen für die siebenstündige Fahrt über den Hohentauern. Der Himmel hatte seine schönen Wolken stellenweise tief ins Gebirge gesenkt und der Postwirt war uner-



müdtich bestrebt, mich für alle Fälle in Röcke und Tücher derart einzupuppen, daß ich wie eine unförmige Riesenraupe neben dem jungen schlanken Kutscher saß. Um zwei Uhr wurden wir flott und bogen an dem malerischen Schlosse Mauterndorf vorüber sofort ein in das Zwengthal. An beiden Seiten hohe steile Berge, neben der weißen glatten Straße die brausende Taurach, bestanden von buschigen Fichtengruppen und im Hintergrunde des Thales die Wände und Spitzen der Tauern. Leider gieng vor diesem großartigen Alpenbilde bald der graue Schleier nieder. — Während auf der Poststation Zweng die Pferde gewechselt wurden, überzog mich der Postmeister mit trockenen Tüchern, und dann vorwärts im rauschenden Regen. Bald hinter dem Dörfchen Zweng beginnt die Straße zu steigen, an zwei Stunden lang, immer höher und höher hinan in die Nebel des Hochgebirges. War ich nicht der Mann, der kein feuchtes Lüftchen erträgt? Was wird das werden, wenn ich jetzt, durchnäßt bis an die Haut, zu den wüsten Höhen hinaufkomme, wo eiskalter Wind die Felsen umpfeift? Ohne Dach und Fach! Die vier hohen Herren in der wohlverschlossenen Kutsche hörte ich in munterem Gespräche lachen. Ich war von Minute zu Minute der Einladung des Generals oder der Prälaten gewärtig, während des schlimmsten Wetters zu ihnen in den Wagen zu kriechen und — sei es unter den Beinen der Armee oder im Schoße der katholischen Kirche — Schutz zu finden. Sie ließen mich dort, wohin ich gehöre, auf freier Warte im Sturm. Und ich habe es nicht bedauert. Während die Herren im dunklen schwülen Nebel hockten, sah ich über meinem Haupte die Nebel fliegen, sah ich von den Hängen nieder die Wasserfälle in weißen Ketten stürzen, sah ich die schwindelnden Brücken, über welche die Straße hinaufstieg immer höher in die Region des Knieholzes. Als das Gewölke sich zertheilte, sah ich die rothen Lehnen der Bergkuppen, es war nicht das Roth des Erdreiches, es war nicht das Roth des Abendes, es waren die blühenden Alpenrosen in weiten Feldern hin. Wir waren endlich auf der Höhe, der Paß ist 1763 Meter hoch und von ihm aus steigen die dunklen Riesen erst auf bis zu einer Höhe von fast 3000 Metern. Der Tauern könnte das schwarze Gebirge genannt werden, denn keine leuchtenden Kalkwände, keine Eisfelder blenden unser Auge, aber aus dem dunklen Gestein brechen die Wässer, die in zahllosen weißen Fäden und donnernden Fällen zur Tiefe wüthen. Das Falkenauge meines Vockgenossen, des Kutschers, sah überall Gemsen, an den Wänden und auf den Zinnen. Auf Almmatten stehen die Sennhütten und aus dem Hintergrunde einer furchigen Felswand schwingt sich ein Geier empor, in die fliegenden Nebel hinein und darüber wieder hinaus. — Und so sah ich mich nun plötzlich mitten in das gewaltige Hochgebirge versetzt. Durch zerrissenen Himmel blickte die Abendsonne hervor. Als die Kutsche auf

der ebenen Höhe dahinrollte gegen das alte Hospiz, blies der Kutscher das Posthorn. Und in seinen Klängen that sich der Blick auf nach Norden hin in das Thal der Enns, bis zu den weißen Felsgruppen des Täuengebirges und des Dachsteins. Und diesen Hochpaß hatten schon die Römer entdeckt und gebrochen vor so und so viel tausend Jahren; noch stehen in verwitternden Säulen einzelne Römersteine, denn jene classischen Touristen markierten die Alpensteige nicht mit Farbe, sondern mit Granit.

Bevor wir zum Hospiz Obertauern gelangten, sprang ich von meinem Bocke, ließ den Wagen weiter rollen und stand in einsamer Stille. Aus den Tiefen dröhnten dumpf die Wasserfälle. Ich stand vor dem kleinen Friedhofe, der neben der Straße liegt, an der höchsten Stelle des Passes. Er hat eine hohe Umfassungsmauer und ein ragendes Crucifix, er birgt die Wanderer, die auf diesem Gebirge verunglückt, die Almer und Senner, die in den Alpenhütten gestorben sind. Auf diesem Friedhofe soll eine Pflanze wachsen, die sonst nirgends vorkommt auf der Welt und die nur selten blüht. Im Hospiz soll Sommer für Sommer ein fremder Mann eintreffen, der aus fernem Lande kommt, um zu sehen, ob die Pflanze blüht. Er hat bisher vergeblich gesucht nach der Blüte. — So erzählte mir der Kutscher, ich aber weiß die seltsame Pflanze nicht zu nennen. Vielleicht wüßten die Schläfer unter dem Rasen mehr davon. Aber sie sind so verschwiegen.

Im Hospiz erhielt ich frische trockene Koken. Als hier die Herren aus dem Kobel krochen, um Kaffee zu trinken, sahen sie erst, wie schön das Wetter geworden war, wie frisch und kühl die Matten dufteten und wie stolz die Berge dastanden ringsum im Abendleuchten. Jetzt ließen sie freilich das Wagendach aufschlagen, aber es begann bald zu dunkeln, und die schweren Wasserfälle, welche niedervwärts gegen das Ennsthal sind, konnte man nicht mehr sehen, nur noch hören. In der Nähe des „Gnadenfalles“ hielt der Kutscher still, daß wir das Beben des Bodens merken und den Nebelthau fühlen konnten, der aus den Tümpeln aufsteigt. — In Untertauern wurden die Pferde zum drittenmale gewechselt und dann gieng es glatt entlang dem Bache. Wie jener von der Tauernhöhe nach Süden hin, heißt auch dieser gegen Norden die Taurach. Sie fließt bei Radstadt in die Enns.

Zu Radstadt „auf der Post“ fanden wir heimliche Herberge und noch im Bett dankte ich dem Himmel für das Glück dieses Tages. —

Am nächsten Morgen zeigte es sich, daß das Unwetter auf dem Kutschbock mir nicht den geringsten Schaden gethan, ja vielmehr mich erfrischt und gestärkt hatte. — Ohne Plan und Ziel wie in den ersten Tagen gieng es nun weiter, überall ungeahnte Eindrücke, neue Kunde aus dem Volke; mein Taschenbüchlein füllte sich, wie die Scheune sich füllt im Herbst. Ohne Plan und Ziel, das ist das rechte Poetenvandern!

Und damit das Bagabundieren ein echtes war, machte ich an diesem dritten Tage den zweiten Pump. So leichtsinnig, so ohne Heimgedanken, so närrisch war ich bisher noch selten gereist. Wieder auf einen Einspänner setzte ich mich und fuhr fürbass. Von Radstadt nach Eben und am Hofegger-Häuschen vorüber rechts thalaufwärts den Thürmen des Dachsteins entgegen. Und da bin in drei Stunden nach dem Alpendörfchen Filzmoos gekommen. Ein poetischeres Örtchen gibt es nimmer, als dieses Filzmoos zu Füßen des Dachsteingebirges, poetisch von seinem malerischen hölzernen Wirtshause im Schweizerstil, bis zu der schönen gothischen Kirche. Hinten im Thale ragt der bizarre Felsstock der Bischofsmütze, über der Ausböschung des Kettensteins blinken die lichten Wände des Dachsteins herab und über den Binnen des Dachsteins glänzen einige Bänder des Gletschers nieder. Das stand zu meiner Mittagsstunde da, alles so still und groß und unendlich. Filzmoos ist ein Wallfahrtsort mit dem Cultus des Kindes Jesu. Überall, an Häusern, Wegsäulen und Bäumen das Bild des Christkundes im rothen Mäntlein. An einem solchen Säulchen, das im Walde stand, sah ich zur Rechten und zur Linken zwei Haufen von Steinen, die von frommen Wallfahrern aus dem Ennsthale heraufgetragen worden waren. Je schwerer das Anliegen oder die Sünde, die sie tragen, um so schwerer der Bußstein, den sie vor das Christkind niederlegen. In der Kirche ist das Presbyterium durch ein Gitter abgeperrt, wie das in Wallfahrtskirchen häufig vorkommt, denn die fanatischen Pilger und Pilgerinnen bestürmen Altar und Gnadenbild mit Liebesungen allzusehr, oder bekleben Tisch und Schühwerk mit Kerzenwachs, oder trachten wohl gar, Dinge an sich zu nehmen für einen Ablass der Sünden. Im Vorgelasse der Kirche zahlreiche Botivbilder, erzählend von den Gnaden und Wundern, die das Christkind an Gläubigen vollbracht. Dieser Cultus der Kindheit unseres Heilandes mitten in der wilden Gebirgsnatur muthet uns an wie eine rothe Rose im steinernen Gefäß.

Nach dem, wie Kirche und Friedhof bestellt ist, erkenne ich die Gemeinde. Der kleine Kirchhof zu Filzmoos ist fromm gepflegt, da hat jeder Schläfer, auch der arme Pfründner, sein Blumenbeet, sein Weihwassergefäß, sein Kreuz und seinen schlichten sinnigen Spruch. Die Salzburger Friedhöfe überhaupt sind des Namens „Gottesacker“ würdig, während man das z. B. in Steiermark von den Dorffriedhöfen mit wenigen Ausnahmen durchaus nicht sagen kann. Wir in diesem Lande sollten uns schämen darüber, wie es da manchmal aussieht. Dafs die Geistlichkeit den Schlendrian duldet, wundert mich. Ein treues Gedenken den Heimgegangenen gehört doch auch zur Religion! Ich werde einmal Gemeinden nennen, deren Friedhöfe wie Schindanger ausschauen.

Am Nachmittage ging ich zu Fuß durch den Mandlinggraben hinab nach Mandling. Der Weg zieht sich bald am steilen Waldhange hin und

da that sich mitten im Walde eine Lichtung auf, die mir ein unvergeßliches Bild zeigte. Rechts und links finstere Bäume, aus unabsehbaren Tiefen rauscht das fort und fort über Abgründe stürzende Wasser, und gegenüber hinter schattigem Wald leuchtet hoch und schauerlich wild das senkrecht vom Scheitel bis an den Sockel niederstürzende Gewände des Dachsteins. In so wundervoller Umrahmung und von so überwältigendem Eindruck hatte ich unseren Dachstein noch nie gesehen. Ich dachte mir das, wie es vor Jahrtausenden war: alle weiten Lande ringsum eine einzige ungeheuerere Wildnis und dieser Felskoloss ragt im Sonnengolde hoch über den schwarzen Gründen der Berge und Thäler.

Und als ich so, den Kopf weit in den Nacken gebogen, aus den kühlen feuchten Waldgründen hinaufschaute zu den Felsenzinnen, da glaubte ich hoch vom Dachstein an den Adler emporsteigen zu sehen, der auf den Schwingen des Liedes bis ins Wendenland, ins Bett der Sann fliegt. — Was waren das für Zeiten, als das deutsche Lied munter und harmlos auch noch über das Wendenland hinslog! . . . Dachstein, du hast die Kelten und Römer überdauert, du wirfst die Deutschen und Slaven überdauern, Dachstein, du bleibst stehen!

Am Abende war ich in Schladming. Da gab es Seidenschleppen und Curmusik, da gab es Pracht und Gold, da fand ich so recht an Ort und Stelle, meine dritte Anleihe zu machen. In diesen Tagen erst lernte ich ihn schätzen, den Wert des „Ruhmes“, und wie trefflich es sich unter seinem Glanze überall pumpen läßt!

Am nächsten Tage eine Wanderung durch das Ennsthal. In einer Schlucht bei Öblarn trug mich in Ermanglung des Steges ein riesengroßer Holzknecht über die Sölk. Er trug mich in den Armen, wie man ein kleines Kind trägt, auf den Steinblöcken stehend, zwischen welchen die wilden Wellen gischteten, wiegte er mich auf und nieder, „Gio, popeio“, und rieb mir zärtlich seinen Bartwisch in das Gesicht. Dieser Mann hatte eine Vergangenheit. Er war von einem „Kunstdirector“ gepachtet gewesen und hatte sich im Prater zu Wien für Geld ansehen lassen müssen. Das war ihm zu dumm geworden und er floh wieder in seine Wälder, wo er nun Bäume fällte und steirische Volksdichter über das Wasser trug. Was er mir von seiner Künstlerlaufbahn erzählte, war recht erbaulich, so z. B. wie er in eigens gemachten Riesenstiefeln auf den Zehen stehen mußte, um noch größer zu scheinen, wie er sich niemals auf der Gasse zeigen durfte, sondern Hausarrest hatte im Zelt, um sich nicht selber Konkurrenz zu machen und wie er in Gemeinschaft mit einem Zwerge, der ihm kaum bis ans Knie ging, auf der Bühne stehen mußte, vom kunstsinigen Publicum immer nur „Riesenlackel“ genannt, während die nichtige Creatur zu seinen Füßen stets der „herzige Kerl“ war. Der „Herr Director“ wollte ihn für eine größere „Kunstreise“ ins Ausland



engagieren. „Und wenn ich ins Steirerland durch ein Nadelöhr hätte zurück müssen, geblieben wäre ich ihm nicht!“ sagte der Mann. Na, den habe ich verstanden. Dafs heutzutage aber selbst der Holzknecht im hintersten Gebirgsgraben „Carriere“ machen kann! Gottlob, dafs sie bei meinem Christoph an der Sölk mißglückt ist!

Von Öblarn fuhr ich auf einem Wäglein durch den Stein. Das ist jene großartige Felschlucht, die sich zwischen den östlichen Ausläufern des Dachsteins und des Grimming von der Enns ins Hochthal von Mitterndorf zieht. Ein glattes Wäglein am rauschenden Salzabach entlang, von hängenden Felsen beschirmt oder bedroht, von Martertafeln erinnert, dafs manche Lebensstraßen jäh ein Ende nimmt — jetzt noch in Freuden über die muntere Forelle im Bach, über den blauen Himmel ob den Felsköpfen — und im nächsten Augenblicke ausgelöscht für alle Ewigkeit. . . .

Im schönen Mitterndorf, im Garten des Oberacherischen Gasthauses, im Angesichte eines weiten Alpenrundbildes rastet es sich gut. Wem's gegönnt ist zu rasten. Ich blickte hinab in die Thaleuge gegen Muffee, dahin führt die Eisenbahn ins Salzkammergut, nach dem Baiernlande, nach der Schweiz. Alpendurstig war ich noch immer, zum Bahnhofe ging ich hinaus, ein Gilzug rollte heran.

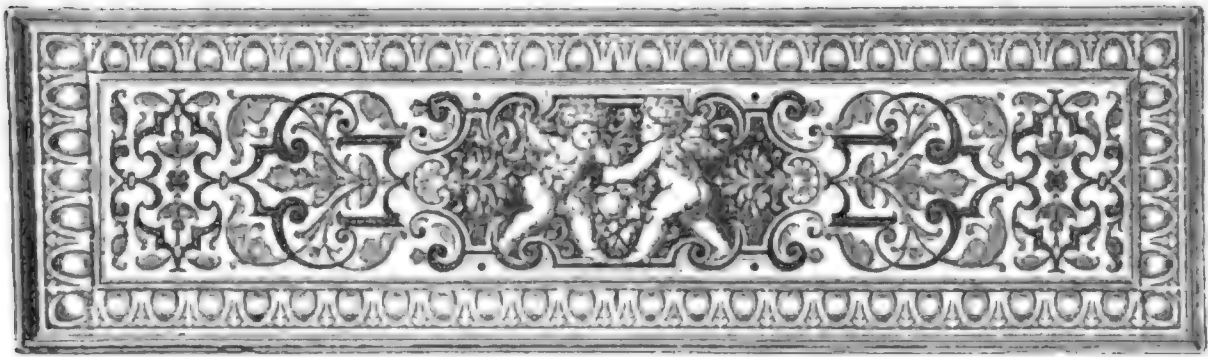
„Eine Karte nach Salzburg!“

„Nein, Herr, dieser Zug geht nicht nach Salzburg, der geht nach Leoben, nach Graz, ins Mürzthal.“

„Also eine Karte nach Krieglach!“

Zufällig, wie ich ausgezogen, bin ich nach vier köstlichen Tagen wieder heimgekommen.

R.



## Kleine Laube.

### Merk's.

**M**it vielen Worten wenig — schlimm gethan;  
Mit vielen vieles — geht schon eher an;  
Mit wenig viel — so lob' ich mir den Mann.

Sutermeister.

### „Mutter, ich bin dumm!“

Unter dieser Aufschrift veröffentlichen die „Leipziger Neuesten Nachrichten“ über den wahnsinnig gewordenen Philosophen Friedrich Nietzsche einen Artikel, der so sehr unserer Empfindung entspricht, daß wir ihn nachdrucken.

In der Stadt Naumburg spielt sich gegenwärtig der letzte Act einer erschütternden Tragödie ab, deren Held ein einsamer Denker — Friedrich Nietzsche ist — jener Mann, dessen Name bereits in die Massen gedrungen, vor dem die einen wie vor dem Gottseibeiums erschauernd sich bekreuzen, während die anderen in ihm den Verkünder einer neuen, herrlichen Morgenröthe der Erkenntnis erblicken und ihn als die sublimste Persönlichkeit des modernen Geistes preisen. — Friedrich Nietzsche, seit einigen Jahren schon irrsinnig, der noch im letzten Aufklaren seines Bewußtseins mit kühnem Troß den Deutschen zurief: „Ich habe euch das tiefstinnigste Werk geschenkt“ — Friedrich Nietzsche ist nunmehr völlig verblödet! . . . Er hoßt, das Haupt tief gesenkt, einsam, nur von seiner greisen Mutter betreut, in seiner Studierstube, dumpf vor sich hinbrütend. Vor ihm liegen seine Werke — die Brandraketen seiner harten, grausamen Weisheit — er stiert sie grinsend an! Die Strahlen eines Welt Ruhmes umschließen sein Haupt — er weiß es nicht! Die gewaltige Gedankenwelt, die in seinem mächtigen Hirn einst loderte, ist verqualmt! Und von der deutschen Sprache, die ihm in all ihrer quellenden Fülle, in ihrer hinreißenden Wucht wie nur wenigen Sprachkünstlern zu Gebote stand: von der deutschen Sprache, der er

neue sprühende Lichter aufsetzte, der er ungeahnte zauberhafte Töne entlockte, die er mit zarten Feinheiten bereicherte, von der deutschen Sprache, auf der er, wie ein vollendeter Virtuose auf einem Instrument, mit souveräner Willkür spielte, raste, jauchzte, jubelte, sind ihm nur einige wenige kindliche, kindische Worte geblieben. Ab und zu erwacht er aus seiner Betäubung, er hebt das Haupt, ein wehmüthiges Lächeln zittert um seinen Mund und dann gleitet über seine zuckenden Lippen der Ruf: „Mutter, ich bin dumm!“

Ist das wirklich bloß das graufige Fallen eines Blödsinnigen? Ist es nicht vielleicht eine zage, bange Klage? Oder gar das verlorene Echo einer Erkenntnis, die in den geheimsten Hintergründen dieser unnachteten Seele aufdämmert?

Wer fromm und gläubigen Sinnes, wird vielleicht in dem Unheil dieses strotzenden, zersehenden und scharfen Geistes den Finger Gottes, eine Strafe des Himmels erblicken. Aber auch die anderen können sich angesichts dieses Verhängnisses eines leisen Schauers nicht erwehren. Auch wir haben das Gefühl, als ob an diesem Denker, dem nichts heilig, der hohnlachend, alle unsere Ideale zerstörte, der den vermeßenen Ausspruch that: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt!“ ein Urtheilsspruch sich vollzöge, als ob eine Schuld — eine geistige Blutschuld — an ihm sich rächte. Was ist das für eine Schuld? Wollen wir eine Antwort darauf haben, so müssen wir zunächst die Frage beantworten: Was bezwecken eigentlich die Philosophen? Wenn ihr Sinnen und Brüten eine Absicht, so kann es doch nur die sein, uns mit dem Leben zu versöhnen, uns zu lehren, das Leben zu ertragen, uns zu verkünden, daß hinter diesem gaukelnden Dasein noch etwas anderes steht, etwas Geheimes, Großes, Unendliches. So ist die Philosophie im Grunde nichts anderes, als Religion, nur daß sie nicht, wie die Religion, Symbole, sondern klare Begriffe setzt. Und wie man nicht ohne Liebe wahrhaft religiös sein kann, so ist man auch nicht ein echter Philosoph, wenn man nicht im Herzen eine alle Menschen umfassende Liebe hegt und trägt. Nietzsche kennt diese Liebe nicht! Die Armen, die Unglücklichen, die Mißrathenen, die geistig und körperlich Verkümmerten sind ihm ein Greuel. Er verabscheut sie. Sie haben keine Existenzberechtigung, oder nur insoweit, als sie dem Vornehmen, den Starken, den Mächtigen als Ausbeutungsobject dienen. Er kennt kein Mitleiden mit den „Überzähligen“! Darum haßt er auch das Christenthum, dessen Kern die Liebe und das Mitleiden ist. Sein Ideal ist der vornehme Römer, der ruhig lächelnd im Circus saß, wenn in der Arena die Gladiatoren sich zerfleischten! Sein Ideal ist ein Cäsar Borgia! Sein Ideal sind jene Männer, die mit blutigen Lettern ihre Namen in der Geschichte einschreiben, ein Napoleon zum Beispiel, der seinen Machtgelüsten unbedenklich Hunderttausende von Menschen opferte. Sein Ideal ist der Mensch als Raubthier mit all den ungebrochenen Instincten einer wilden Bestie! Den modernen, humanen, mitleidigen Menschen, der für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit schwärmt, betrachtet er als verächtliches, krankhaftes, nervös verstimmtes Wesen.

Nietzsche ist kein Pessimist. Das Leben erscheint ihm als ein sehr unterhaltendes, sehr erquickliches, sehr ergögliches Schauspiel, aber als ein Schauspiel, das nur diejenigen zu genießen berechtigt sind, die hiefür mit baren Mitteln zahlen können. Und diese baren Mittel sind: körperliche und geistige Gesundheit, Härte des Gemüthes, Aristokratismus im Denken und im Fühlen. Wie er über jene Masse denkt, die nach Brot schreit, die sich auch am Bankett des Lebens ihren Platz erobern will, spricht er klar und deutlich aus. „Es gibt Tage“, so lautet einer seiner markantesten Aussprüche, „wo mich ein Gefühl heimsucht, schwärzer als die schwärzeste Melancholie: die Menschenverachtung. Und damit ich keinen Zweifel darüber lasse, was ich verachte, wen ich verachte: der Mensch von heute ist es, der Mensch, mit

dem ich verhängnisvoll gleichzeitig bin — der Mensch von heute — ich erstide an seinem unreinen Athem.“ Der Mensch von heute — das ist bei Nietzsche der Christ im weitesten Sinne des Wortes.

Das jüngst erschienene Fragment aus seinem unvollendet gebliebenen Hauptwerk — der „Antichrist“ — ist denn auch die geistvollste, aber zugleich die furchtbarste Blasphemie gegen die Religion der Menschenliebe.

Nietzsche nennt sich in diesem Fragment einen „posthum Geborenen“. Er will damit sagen, daß wir alle noch nicht zu jener Reise der Erkenntnis gelangt sind, um seine herz- und gemüthloje Weisheit zu verstehen, daß also seine Zeit erst anbrechen wird, eine Zeit des Glückes, des Frohsinnes und der überströmenden Lebenslust — für einen neuen Typus Mensch, der erst gezüchtet werden muß — für den lachenden, harten, grausamen Übermenschen.

Nietzsche ist als Philosoph selbst solch ein Übermensch. Aber wie kläglich ist er mit seiner Weisheit gescheitert! Er ist von einer Überzeugung zur anderen getaumelt, er hat die tollsten Geistesorgien gefeiert, bis er schließlich verloren in seiner frostigen Einsamkeit da stand, erdrückt unter den Trümmern jener Ideale, die er mit seinem Hammer zu vernichten sich erkühnte. Und nun als Schlusseffect jenes graufige Schauspiel von Wahnsinn, in dem ein Funke von Vernunft, von Reue über die verübte Frevelthat ausblüht! Aus der Nacht des Wahnsinns heraus schreit dieser Denker: „Ich bin dumm!“ Aus der Nacht seines Wahnsinns klingt gellend ein Wort empor, das alles Süße, Aufopfernde, Treue, all die Liebe und all das Mitleiden des Menschenherzens umschließt, das Wort: Mutter! — das ist nicht das Fallen eines Blödsinnigen! Das ist nicht ein zufälliges Spiel von Worten! Diese zage, bange Klage des Unglücklichen ist ein verdammendes Urtheil, das er über sich selbst ausspricht. Das ist die Sühne einer waltenden Gerechtigkeit. Das ist die erschütternde Tragik im Lebensschicksal dieses geistigen Titanen!

## P o e t e n w i n k e l .

### Der Friedenshügel.

Aus der Schöpfung weitem Plan  
Ragt ein Hügel lichtumflossen,  
Rings von Menschen dicht umschlossen,  
Von der Erde himmelan.

Und die Menschheit jammervoll  
Dringt hinan mit ihrem Wehe,  
Und erklimmt die halbe Höhe  
Sie erobernd, Zoll um Zoll.

Hoch am Gipfel aufgezplant  
Hat der Herr den heil'gen Frieden,  
Der den Guten nur beschieden;  
Böse finden ihn verschant.

Doch je näher hin zum Ziel,  
Desto steiler sind die Wege,  
Desto schmaler sind die Stege,  
Und die Menge haltet still.

O! wer dich hernieder trug,  
Hochgestelltes Friedenszeichen!  
Um den Gipfel zu erreichen  
Ist der Mensch nicht Mensch genug.

Ferdinand Pfeiler.

### Bogelkirichen.

Vorn Fenster steht ein Kirichenbaum  
Im Lengerhof auf der Weiden,  
Der hängt voll Früchte, daß man kaum  
Die Zweige kann unterscheiden.

Das ist den lieben ganzen Tag  
Ein Piepsen und ein Schwagen,  
Denn wo die Kirichen reis und süß,  
Da sind gar led die Spaken.



Vom Erkerfensterlein sieht man oft  
Drei blonde Köpfelein niden;  
Die haben manchem schon das Herz  
Verbrannt mit ihren Blicken.  
Ei, gute Muhme, hüt' dich fein!

Du hast wohl Grund zu klagen:  
Wer Kirchen hütet und Mägdelein,  
Der muß sich wacker plagen,  
Du weißt, daß Spatzen niemals viel  
Nach Vogelscheuchen fragen!

Karl Jaksch.

An ein Berg-Mahliebchen, das mir unter den Pflug kam.

Bescheidenes Blümchen mit dem Purpurmund!  
Du kamst in meinen Weg zu übler Stund';  
Denn ich muß grausam in den Noth dich kneten.  
So gern ich wollt',  
Es ist zu spät, ich kann dich nicht mehr retten,  
Du Knöpflein hold!

Da richtest du, ein ärmlich Kleidchen an,  
Den weißen Busen jonnwärts aufgethan,  
Dein anspruchlozes Köpfelein in die Höhe,  
Bescheidenlich;  
Doch nun ergreift die Pflugchar, und, o wehe!  
Zermalmet dich. —

Ach, es ist nicht der süße Nachbar dein,  
Die Lerche, das vertraute Vögelein,  
Die mit des Brüstchens sprenglichem Gefieder  
In Thau dich beugt,  
Oh' sie, das Morgenroth zu grüßen, wieder  
Gen Himmel steigt! —

So ist des ungezierten Mädchens Los,  
Das aufblüht in des Dorfgesindes Schoß,  
Der Liebe arglosem Vertrau'n zum Raube,  
Das sie betrügt,  
Bis sie wie du gekniet, bestekt, im Staube  
Darniederliegt.

Kalt blies der bitter rauhe Hornungwind  
Hin über deine Wiege, armes Kind!  
Doch gucktest du mit fröhlicher Geberde  
Trotz Sturmgebraus,  
Kagt' dein Gestaltchen von der Mutter Erde  
Auch kaum heraus.

So ist das Los des Dichters ohne Welt,  
Dem auf des Lebens Meer der Glückstern fehlt,  
Nicht mit dem Compaß kluger Lehr' erzogen  
Zu Brodteuere;  
Da stürmen Winde, und die kalten Wogen  
Verschlingen ihn.

Die stolzen Blumen, uns'rer Gärten Puh,  
Verlangen stattlicher Umhegung Schutz;  
Doch dir dient etwa nur zum Wetterdache  
Ein Kloss, ein Stein;  
So schmückst du ungesch'n die dürre Brache  
Abseits, allein.

Ein Los, wie manchem Biedermanne wird,  
Der langen Kampf mit Noth und Sorge führt,  
Dem Abgrund zugehegt im Weltgewimmel  
Von Stolz und List,  
Bis, ohne and're Stütze als den Himmel,  
Er elend ist.

Ja du, der da dem Mahl Lieb Klage weihst!  
Sein Los ist deines in nicht fernere Zeit:  
Die Pflugchar, die das Unglück auf dein Blühen  
Schon drohend hebt,  
Wird bald verhängnisvoll die Furche ziehen,  
Die dich begräbt. —

Nach Burns von L. S.

### Modernes Eheglück.

Mann, hast du ein Weib, so gib ihr Liebe.  
Lieb' und Treue heißt der gold'ne Eh'ring.  
Will sie Liebe nicht, so schenk' ihr Achtung.  
Schämt auch die sie nicht, so sei ihr zärtlich,  
Wie es Kinder sind mit ihren Puppen.  
Schlägt auch das nicht an, so kauf' ihr Seiden,  
Schmuck für Arme, Busen, Hals und Ohren.  
Sollte dein Geschmack ihr nicht gefallen,  
Nun so führe sie auf Unterhaltung,  
Välle, Operetten, Tingeltangel.  
Sollte ihr auch das nicht recht behagen,

Führe sie auf Aneipen, wo Studenten,  
— Officiere wären wohl noch besser —  
Munter zechen, singen, rauchen, küssen.  
Damen stören nicht. Versuche alles,  
Deines Weibes Gunst dir zu erwerben.  
Ist es doch umsonst, dann thu' das letzte:  
Gib ihr Geld und kümmer dich nicht weiter,  
Dann erst wirst du sein „ihr liebes Männchen“.  
— Wisse, was der Eh'ring bedeutet?  
Liebe nicht und Treue — sondern Gold.

Hans Malzer.

## Mein Händerl.

Es is a loan Biacherl,  
Aber ih hab's so viel gern,  
's kunnt so manicha Mensch  
Wo eahm z' Schandn gstellt wern.

So manicha Mensch,  
Wo ih's fiach und gwis woach,  
Was mi loadwest und druckt,  
Es macht eahm nur an Gspoaß.

Es macht eahm nur an Gspoaß,  
Wann's recht schwär af mich fällt —  
Wo d'ön Biacherl, da woach ih 's,  
Dass 's treu zu mir halt't.

Wiar's jung war und schwach,  
Na, es kann ja nix klagn,  
Aljer kranka, da ham ma's,  
Af d' Arm umatragn.

Af d' Arm umatragn.  
Ham 's bihiat und biwacht,  
Bis eahm wieder da Gfund  
Aus die Äugerln hat glacht.

Aus die Äugerln hat glacht,  
Und iacht denkt's es van schean,  
Passt auf, dass loan Feind oan  
D' d' Nächernt sollt gehn.

Gibt Obacht af's Haus,  
Wann sih a Lüfterl nur riahrt,  
Wann a Herzload oan trifft,  
Ma moant, dass 's es gspiart.

Und geht's wieder oan quit,  
Gupft 's ah um volla Freud,  
Wiar's oan anschaut, ma denkt,  
Dass eahm's Reden nur seit.

Mir san vier af da Welt,  
Wo ih allwal gern hätt,  
Dass net oans nah'n anern  
D' Augn zuidruden thät,

Das, wiar mir zsammm glebt ham  
In Freud und in Roth,  
Soamschidat af oanmal  
Mitinand uns da Tod,

A Bremeßla, ganz leicht,  
Ma schlaft ein, Weib und Mann,  
Dass alloan af da Welt  
Oans nix treffen mehr kann.

Und wann dös so gschachat,  
Nah möcht ih noh oans,  
Dass mit uns ast ah gangat  
Mein Händerl, mein loans,

Mein Händerl, mein loans,  
Was mit uns ah alls tragt,  
Dass loan hartherziga Mensch  
A böß Wartl eahm jagt.

Gust. Andr. Reffel.

## Von deutschen Bucherdruck.

Es gibt natürlich Leute, denen nichts recht ist. Sie greinen über das, was sie nicht haben, und über das, was sie haben. Was sie nicht haben, das möchten sie, und was sie haben, das möchten sie nicht. So haben sie z. B. die deutsche Druckschrift, in der seit Jahrhunderten die meisten Werke der deutschen Literatur gedruckt worden sind, und in der auch diese Zeilen stehen. Die deutsche Druckschrift wollen sie nicht. Sie wollen die lateinische. Sie haben eine schwere Menge von Gründen für die letztere, sie vereinfache das Lesen- und Schreibenlernen, sie sei leichter zu lesen, als die deutsche (Fraktur-) Schrift, sie sei viel einfacher und schöner, sie brauche weniger Raum, sie sei international, sie sei die Schrift der Wissenschaft, sie sei auch die eigentliche deutsche Schrift, während die Fraktur nur von den Mönchen des Mittelalters gemacht worden, u. s. w. Mehrere dieser Gründe mögen wiegen, andere sind mit einem Athemhauch fortzublasen. Ich widerlege keinen einzigen dieser Gründe, und doch nehme ich die Lateinschrift nicht an. Nicht etwa aus Troß oder Rechthaberei, sondern einfach, weil mir die lateinische Schrift zuwider ist; sie kann mir ein Buch verleiden, sie kann mir eine Zeitschrift fremd machen. Schon in meiner Kindheit hatte ich die größte Abneigung vor lateinischem Druck, obzwar ich ihn nicht schwerer erlernt, als den deutschen, und seit meiner Jugend schon habe ich die

größte Zuneigung zum deutschen Druck. Warum, das weiß ich nicht, aber Abneigung vor jener und Zuneigung zu dieser sind vorhanden. Es dürfte auch anderen so gehen.

Wenn es also ist, daß der Lateindruck alle Vortheile und der deutsche Druck alle Nachtheile hat, wieso hat letzterer bis jetzt herrschen können, weshalb herrscht er heute, im praktischen Zeitalter, noch so allgemein? Weil ein einziger Grund für den deutschen Druck genügt, alle Gegen Gründe zu schlagen. Und dieser eine Grund für den deutschen Druck besteht darin, daß wir ihn lieben. Daß er von deutschen Mönchen gemacht wurde, daß er trotz aller angeblichen Nachtheile doch besteht, beweist eben seine Naturnothwendigkeit für den Deutschen. Dieser (Fractur-) Druck ist der deutsche Druck, weil er den Deutschen ans Herz gewachsen ist. Das ist der Grund, und andere Gründe brauche ich nicht.

Der Deutsche hat von seinen Herkömmlichkeiten viele schon hingegeben und wird noch manche hingeben, aber den deutschen Druck und die deutsche Schrift wird er noch lange behalten. Und wenn einst, wir hoffen es ja, die Zeit sein wird, daß die trennenden Unterschiede der Völkerschaften gefallen sind, und wenn wirklich einmal für den Weltverkehr internationale Schriftzeichen eingeführt sein werden, so wird der Deutsche seine Lieblingsbücher immer noch in seiner Sprache mit der alten Präge drucken, und der Russe und der Grieche, sie mögen es ja auch mit ihrer Schrift so halten; solche Eigenthümlichkeiten wird ein Volk, solange es noch eins ist, nie ablegen, sie trennen auch nicht, sie geben nur eine anmuthige Abwechselung, ohne die es gar zu langweilig wäre. — Zu einer Zeit des Nationalismus, wo unser Ohr in deutschen Landen nur deutsche Laute hören will, ist es doppelt schwer verständlich, wieso das deutsche Auge sich fremden Formen anbequemen soll in der Schrift. Bleiben wir doch einheitlich. Deutsche Sprache, deutsche Buchstaben!

Was ich vom deutschen Druck gesagt, gilt auch von deutscher Schreibschrift, obgleich an dieser das germanische Gemüth weniger zu hängen scheint, als an den deutschen Drucklettern. Ich mache aber die auf Zuschriften gegründete vieljährige Erfahrung, daß die Norddeutschen noch lieber in deutscher Schrift schreiben, als die Süddeutschen, besonders die Deutschen Oesterreichs, die vielfach eine Lateinschrift belieben, welche oft kaum zu entziffern ist. Ich kann eine schlechte deutsche Schrift immer noch leichter lesen, als eine schlechte Lateinschrift, obzwar sonst das Gegentheil behauptet wird.

Um nochmals auf den Druck zurückzukommen, bin ich von der sogenannten Schwabacher Schrift kein Freund. Zwar ist sie auch deutsch, aber gibt sich zu anspruchsvoll. Sie macht sich gut für Titel und Überschriften. Für den Text wollen wir entschieden bei der allgemein üblichen Präge bleiben, mit der unsere Classifier gedruckt worden sind.

## Lustige Zeitung.

Unter Schauspielern. „Hören Sie, Colleague, ich finde nicht, daß Sie sich während des Sommers erholt haben. Sie sehen recht elend aus.“ — „Wie sollte ich anders? Habe ich doch fortwährend gastiert und achtmal als Ferdinand Gift genommen, sechsmal bin ich als Posa erschossen und als Julius Cäsar neunmal erstochen worden, und dabei soll man gut aussehen?“

Vom Theater. Schauspieler A (zu seinem durchgefallenen Collegen): „Du scheinst nicht sehr reussiert zu haben als Don Carlos?“ — Schauspieler B.: „Ja denke dir nur, das dumme Publicum pfeift den Schiller aus!“

Ein College. In Meran werden bekanntlich von der Bürgerschaft Volksschauspiele aufgeführt. Einer dieser Volksschauspieler, seines Zeichens ein Schuster, wurde kürzlich im Gasthause von einem zur Zeit in dem Curorte weilenden Schauspieler mit hochmüthiger Herablassung als „Herr Collega“ angeredet. Darauf der Meraner: „Ein College? Ah, grüß dich Gott, Schuster!“

Aus dem Tagebuche einer Schülerin der höheren Töchter-  
schule. Heute habe ich zum erstenmale Kartoffeln gekocht, wie Mama es nennt. Dieser Proceß besteht darin, daß man die Wurzelknollen von *Solanum tuberosum* L. im Wasserbade auf hundert Grad nach Celsius erhitzt, wobei das in den Zellen enthaltene Stärkemehl durch Einlagerung von Wasserstoff-Molekülen zwischen die Moleküle dieses Kohle-Hydrats aufquillt und damit erst für physiologische Zwecke verwendbar ist.

Wohlfeile Post. Vater (zum Sohn, der eine größere Reise antritt): „Benjamin, wenn du ankommst in Krotoschin, brauchste erst gar nicht zu schreiben, ich geb dir hier ein frankirtes Couvert an mich mit, das steckste in den Kasten; wenn's ankommt an mich, werd' ich wissen, daß du glücklich bist eingetroffen.“ — Sohn: „Vater, du kannst dir noch sparen die Briefmarke; ich steck's unfrankirt in den Kasten, und du verweigerst die Annahme.“

Nur nobel! Commerzienrätthin: „Ich möchte meinen Sohn eine fremde Sprache lernen lassen.“ — Sprachlehrer: „Bitte, wünschen Sie französisch, englisch, italienisch, spanisch . . .?“ — Commerzienrätthin: „Welche ist die theuerste?“

Schönend. Junger Ehemann (mittags): „Du hast etwas wenig Salat heute genommen, Frauchen!“ — Frau (erstaunt): „Wenig?“ — „Ja, ich meine nämlich, im Verhältnis zum Essig, den du dazu gebraucht hast!“

Abwarten. A: „Ist der Herr, der Ihnen die Cigarre gegeben hat, ein Freund von Ihnen?“ — B.: „Das weiß ich noch nicht. Ich habe sie noch nicht angezündet.“

## P i s i XI.

„Das ist der Glückliche, er sei ein König oder ein Geringer, dem im eigenen Hause Wohl bereitet ist.“ — Altmeister Goethe hat das gesagt und ich habe ihm gläubig nachgebetet. Ich malte sie mir blau in Blau, die schöne vieltausendjährige Idylle, die Idylle des eigenen Herdes an der Seite eines herzlichen Weibes, des traulichen Heims, das man im Schlafrock und Pantoffeln genießen kann, der Stätte, an welcher die Beefsteaks nach eigenem Geschmacke, nicht zu englisch und nicht zu braun, nicht zu groß und nicht zu klein, auf dem eigenen Rost gebraten werden.

Nun, mein lieber Freund, auf diesen Prospectus vieler der bestrenommierten Poeten hin habe ich mich verheiratet und ich kann dir berichten, daß es in meinem Falle glücklicherweise mit der Liebe, dem Schlafrock und den Pantoffeln so ziemlich seine Wichtigkeit hatte. Nur mein Glückstraum hinsichtlich der Beefsteaks blieb lange Zeit ein — Traum, so lange, bis ich eines Tages selbst fördernd in die Speichen des Glückrades eingriff.

So sprach zu mir einer meiner Freunde. Hier machte er eine Kunstpause, und als meine Spannung den gewünschten Grad erreicht hatte, setzte er seinen Vortrag über eheliches Glück und über die Vereitung schmackhafter Beefsteaks folgendermaßen fort:

Es mögen jezt ungefähr vier Jahre sein, daß mich meine blonde Großsiegelbewahrerin eines Mittags mit merklich umflorter Miene empfieng, einer Miene, aus welcher ich infolge längerer Übung entnehmen mußte, daß wieder irgendwo am häuslichen Himmel vor kurzem ein Unwetter niedergegangen war.

„Schon zu Hause, lieber Mann? Das freut mich“, begrüßte mich Madame und ein herzhafter Kuß sollte das offenbar erheuchelte Vergnügen wahr erscheinen lassen. „Du entschuldigst doch einen Augenblick?“ fügte sie gleich hinzu und — hu! war sie aus der Thüre draußen. Unmittelbar darauf hörte ich aus der Küchenferne das Grollen des Donners, wenn auch von leichterem Caliber.



Dann erschien sie wieder. Die Kinder wurden gerufen, wir giengen zu Tische. Außerlich war meine kleine Frau ganz ruhig; nur das streitbare kleine Aderchen an der Schläfe trat mehr als sonst hervor. Sie nahm auch die doppelte Portion Eisenpulver, vermuthlich, damit das Metall etwas Blitzableiterarbeit verrichte.

Die Suppe wurde serviert. „Wie schmeckt es Dir, lieber Rudolf?“ frug Madame mit etwas unsicherem Blicke.

„Passiert“, erwiderte ich und hatte dabei das Bewußtsein, ein sehr milder Richter zu sein. Dann kam die Fleischspeise — die Beefsteaks. Doch ach! Was lagen da für arme, bedauernswerthe, hartherzige, verbratene Geschöpfchen in schwarzer Leichenbittersauce!

Heldenmüthig, einer Jeanne d'Arc ähnlich, spielte sich meine Frau eines der Unglücklichen auf die Gabel. Die muthige Vorkämpferin hatte sich jedoch in ihren Truppen getäuscht: ich war ihr nicht gefolgt, sondern sagte vielmehr rebellisch zu den Kleinen: „Kinderchen, lassen wir's lieber stehen.“

„Ich begreife nur nicht“, sehe ich, zu meinem Weibchen gewendet, in philosophischer Betrachtung über die Wandelbarkeit alles Irdischen hinzu, „die letzten Wochen hindurch waren sie so gut und heute sind sie ganz ungenießbar.“

„Das dürfte wohl an dem zu jungen Fleische liegen“, stammelte meine junge Gebieterin.

Der Tisch wird geräumt, melancholisch spielte ich mit einigen Brodkrumen — da plötzlich erblickt mein Auge das „junge Fleisch“, welches das verunglückte Diner verschuldet hatte. Es zeigte sich mit zwei blonden Zöpfen, hatte ein sehr hübsches, junges Gesichtchen, darüber ein weißes Häubchen und hieß: Lisi XII.

Lisi XII. war die zwölfte Köchin, die wir seit Beginn des Jahres im Hause hatten.

Lisi ist das Diminutiv für Elisabeth und der nom de guerre für alle von meiner Frau engagierten Kochkünstlerinnen. So erblich, wie bei den Fürsten zu Neuch der Name Heinrich, ist für das Portefeuille unserer Küche der Name Lisi, und zwar ohne jede Rücksicht auf die Namenswahl, welche die respectiven Taufpaten früher getroffen hatten.

„Wer kann sich jede Woche einen anderen Namen merken“, hatte meine Frau ohne jede weitere Begründung auf meine Frage geantwortet. Konnte ich ihr Unrecht geben? Und mit der Wahl des Namens hatte sie noch obendrein Glück gehabt. Denn um den Namen Lisi, der so weich, so anmuthig klingt, schlingt wenigstens die Phantasie einen Blütenkranz von sauberen Händen und weißgewaschenen Schürzen, was bei dem Namen Bärbel, Trudel z. B. nicht der Fall ist.

„Also wieder eine neue Lisi?“ frug ich geärgert.

„Es gieng nicht anders“, erwiderte Madame zerknirscht.

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Später, nicht vor den Kindern“, lispelte Madame.

Da die Kleinen nicht sogleich Neigung zeigten, uns ihre Gegenwart zu entziehen, benützte ich die Zeit, um in meiner Erinnerung die Scheidungsgründe der in diesem Jahre vorhergegangenen zehn Lisis Revue passieren zu lassen:

Lisi I. Verwechslung zwischen Mein und Dein —

Lisi II. Auflehnung gegen die Kammerzofe —

Lisi III. Hochgradige „Schlamperei“ —

Lisi IV. Vorschriftswidriges Tragen der Loden im Dienste —

Lisi V. Übergroße Schlagfertigkeit im Dialoge mit der „Gnädigen“ —

Lisi VI. Verletzung über die Hälfte des wahren Werthes im Küchenzettel —

Lisi VII. Ungeschicklichkeit —

Lisi VIII. Zu ausgedehnte Vorprüfung der bereiteten Gerichte —

Lisi IX. Auf eigenes Verlangen —

Lisi X. Verstockte Theilnahmslosigkeit bei allen das Refort der Küche nicht berührenden häuslichen Arbeiten.

Wahrlich eine hübsche Statistik für den Zeitraum eines Jahres, von dem noch anderthalb Monat fehlten!

Inzwischen hatten sich die Kinder entfernt.

„Also was war der Grund zur Entlassung deiner letzten Lisi, die doch so gut kochte?“ frug ich jetzt nochmals.

„Sie hatte einen Liebhaber.“

„Sonst nichts?“

„Einen Liebhaber, der die Frechheit hatte, sie in unserer Wohnung aufzusuchen. Durfte ich das zugeben? Sage selbst, mein guter Rudolf“, lispelte etwas unsicher meine Frau.

„Gewiß nicht!“ war meine Entgegnung; doch wurde es mir schwer, das ironische Lächeln, das sich um meine Lippen stahl, zu verbergen. „Mit welchem Rechte käme eine Köchin zur Liebe? Mit dieser Bedingung hast du sie nicht aufgenommen: Statur mittel, Nase breit.“

Augen braun, besondere Kennzeichen keine u. s. w. Die Rubrik Liebe ist im Dienstbotenbuche nicht enthalten — und jetzt hat sie dennoch ein Herz! Jedenfalls ist es eine grobe Nachlässigkeit von Seite der Behörden, dich auf diese Ungehörigkeit nicht aufmerksam gemacht zu haben.“

Hier wurde ich durch Schluchzen und Thränen unterbrochen; Madame vertrug diese Ironie nicht. Da ich nun sah, daß ich auf diesem Wege nicht zum Ziele gelangen würde, suchte ich, als die Gewässer aus den blauen Augen sich verlaufen hatten, neue Wege. Ich citierte nun aus der Bibel, aus der Weltgeschichte, aus Schiller und Goethe, aus Schopenhauer und Jean Paul, aus Belot und Maupassant, was mir über die Liebe ohne Unterschied des Standes durch den Kopf fuhr.

Der düstere Blick meiner kleinen Gebieterin wurde milder, und etwas besänftigt rief sie: „Aber die Keckheit, ihn in die Wohnung zu bringen!“

Ich machte dagegen bescheiden darauf aufmerksam, daß durch die Einführung der Hochquellenleitung in die Stadwerke die vielbeliebten Stellscheine beim Brunnen, durch welche schon Rachels und Leas Vater einst so glücklich zwei Töchter an den Mann gebracht hatte, verloren gegangen und daß hierdurch den dienenden Geistern der ganze classische Liebesboden entzogen worden sei.

Das schien zwar einzuleuchten, aber gesiegt hatte ich noch nicht. Da war mir der Zufall günstig. Ich werfe zufällig einen Blick durchs Fenster und erblicke an der Straßenecke Lisi XI., ja sie selbst, die so stark in der Liebe und so stark in den Beefsteaks war, und neben ihr einen Mann, der ihr Kofferchen trägt. Das muß „Er“ sein, denke ich. Unverzüglich schide ich nach beiden, und binnen einer Minute stehen sie vor uns.

„Lisi, ist dir um den guten Platz denn gar nicht leid?“ fragte ich.

„Heiß ich mit mehr Lisi, heiß ich wieder Katinka und leid ise mir um gute Pani sehr“, erwiderte das dralle Persönchen aus dem Lande der Wenzelkrone, indem es eine Thräne mit dem Schürzenzipfel trodnete.

„Wie konntest du dir aber einfallen lassen, deinen Geliebten ins Haus zu bringen?“ hub ich mit möglichst strenger Miene wieder an.

„Ise Wenzel nich Geliebte, ise nur Landsmann meiniges“, sprach sie.

Nun nahm Wenzel das Wort: „Hat Katinka recht, bin ich nur Landsmann ihriges, aber is sie Geliebte meiniges. San me aus eine Durs, hab' ich Katinka schon alje Kleines sehr viel gern g'habt, gib ich acht auf sie iberall, daß keine schlechte Kerl ihr kummt in Näh.“

„Und hast du denn ehrliche Absichten mit dem Mädchen?“ fragte ich.

Er darauf: „D ise Wenzel brave Mann, spart fleißig, hat schon zweihundert Gulden in Leitomischle Sparcasse, und wenn hat Wenzel fünfhundert Gulden — heirat me.“

„Ja, so ise Wenzel“, fiel hier gerührt seine Herzensdame ein. „Hab' ich schon verlurn zwei gute Haus wegen Wenzel, ise aber Wenzel so viel brav, ich nehm ich kane andre.“

Fürchtend, daß diesen glühenden mündlichen Betheuerungen ein Ausbruch thätlicher Zärtlichkeit folgen könnte, brach ich das Examen sofort ab.

„Ihr könnt jetzt vorläufig gehen“, sagte ich; meine Frau aber sagte nichts, auch später nichts und den ganzen Abend nichts. Aber am folgenden Tage — da lagen auf dem Tische, geschmückt mit grünen Zweigen, die Beefsteaks, nicht zu englisch und nicht zu braun, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu hart und nicht zu weich — verfertigt von Lisi XI.

Das war vor vier Jahren. Der Wenzel hat seitdem seine Lisi fast jeden Sonntag in unserem Hause besucht und wenn er einmal ausblieb, war es zweien nicht recht — der Lisi und ihrer Herrin. Oft, recht oft auch sah ich meine Frau ein kleines Päckchen oder sonst was für einen Haushalt Nütliches ihrer Lisi zusteden, und wenn ich sie dabei ertappte, sagte sie: „Sei nicht böse, aber die zwei wollen doch auch einmal glücklich werden.“

Vor sechs Wochen haben wir die beiden zum Altar geleitet; mein gutes Weibchen hat das Brautgewand für ihre gute Lisi selbst beschafft, und diese hat dagegen vor dem Scheiden ihrer Nachfolgerin das Geheimnis der Bereitung schmackhafter Beefsteaks anvertraut.

Die Nachfolgerin ist eine brave und geschickte Person; nur eines macht meine Frau gegen sie mißtrauisch, und das ist, daß sie — keinen Wenzel hat. Madame hat nämlich mit der Zeit die Entdeckung gemacht, daß, wie die Menschen im allgemeinen, so auch die Dienstmädchen ihre Fehler haben müssen, und daß unter jothanen Umständen ein Wenzel der Übel kleinste ist.

(Aus dem prächtigen Büchlein: „Thoren und Thörinnen“. Kleine Geschichten von E. Fritz. Neclam'sche Universalbibliothek.)



**Jose Dachen.** Neue Epigramme von Adolf Franll. (Nz. Steiermark. Selbstverlag des Verfassers. 1895.)

Der Verfasser der „Lachenden Wahrheiten“ ist den Lesern des „Heimgarten“ als trefflicher Spruchdichter bekannt. Die neue Sammlung zeigt den Verfasser zwar von keiner neuen Seite, wohl aber von der alten in einer oft bewundernswerten Vollendung.

**Der Mensch.**

Man hat für „Mensch“, so viel man schreibt,  
Noch keinen Reim erlesen;  
Der „Schöpfung Krone“ ist und bleibt  
Ein ungerichtetes Wesen.

\* \* \*

**Strohwitwer.**

Dies Wort, es klingt rar,  
Doch paßt es oft herzlich;  
Denn nichts ist fürwahr  
So feuergefährlich!

\* \* \*

**Angemessener.**

Die Nase rümpfen viele sehr,  
Man muß da wirklich lügen;  
Doch sollte füglich der und der  
Sie statt zu rümpfen — pugen.

\* \* \*

**Eine Frage.**

Hierhundert Millionen Chinesen  
Gibt's heute, so hab' ich gelesen.  
Wie viel aber mag es, o Leser,  
Auf Erden wohl geben „Chineser“?

\* \* \*

**Die furchtsamen Männer.**

„Die Männer hat der Muth verlassen!“  
So denken viele Frauen;  
„Sie wollen sich nicht trauen lassen,  
Weil sie sich nicht recht trauen!“

\* \* \*

**Am Grabe.**

„Die Erde möge leicht dir werden!“  
Rief der und der;  
Doch hat man's das Sein auf Erden  
Gemacht so schwer!

\* \* \*

**Hopfen und Malz.**

„An dem ist Hopfen und Malz verloren!“  
Behaupten viele unverzoren.  
Mit Unrecht, denn so manchem Mann  
Schlägt Hopfen und Malz vortrefflich an!

\* \* \*

**Ein Vergnügungs-Ritter.**

Vergnügen ist das einz'ge Ziel  
Im Leben dieses Wichts;  
Die Menschheit bietet ihm so viel,  
Und er der Menschheit nichts.

Sind das nicht Kernschüsse? — In der Vorrede klagt der Verfasser leider mit Recht, daß die Leute keine Bücher kaufen wollen, daß er es bei seinen „Lachenden Wahrheiten“ erlebte, wie ein Exemplar in ganzen Orten, im ganzen Bezirke herumwanderte und oft auf einen Käufer — hundert Leser kamen! Daß für vergnügte Stunden, die ein Buch bereitet, die Verpflichtung zu einer kleinen Gegenleistung besteht, davon wissen die Leute nicht viel. Die Deutschen lesen sehr gerne, sind aber, mit geringen Ausnahmen — literarische Schmarotzer! Und schämen sich gar nicht vor den Franzosen und Engländern! Ja selbst die „halbwilden“ Russen geben lieber etwas Kleingeld für Bücher aus, als diese Deutschen, wovon jeder geneigt ist, sich seinen Bedarf an Büchern — selber zu machen.

Und trotzdem hat Adolf Franll, der steirische Landschulmeister, den Muth, sein neuestes Büchlein — im Selbstverlag herauszugeben! Schon dieses Vertrauens wegen allein sollten ihn die Käufer nicht im Stiche lassen. Sie werden dann selber erstaunt sein darüber, welch köstliches Ding in diesen „Losen Sachen“ ihr Eigenthum geworden ist. R.

**Berglust.** Schweizerbilder für den Weihnachtstisch von Wilhelm Rampli. (Berlin. Wiegand & Griepen. 1893.)

„Literarische Feinschmecker“, wie man solche Leser nennt, die immer nur nach Besonderem und Pilantem ausriechen, werden an diesem Buche vorübergehen. Es ist ein einfaches Volksbuch mit schlichten Erzählungen christlichen Geistes. Manchmal blüht ein Funke guten Humors auf. Der Verfasser führt in seinem Vaterlande der Schweiz einen hochgeachteten Namen, der wohl verdient, in weitere Kreise getragen zu werden. Besonders als Weihnachtsgabe kann sein Buch auf das Beste empfohlen werden. R.

**Für die Jugend des Volkes.** So nennt sich eine kleine, mit Bildern geschmückte Monatschrift, die der Lehrerverein „Volksschule“ in Wien herausgibt und der wir unsere besondere Beachtung zuwenden müssen. Wie lesehungrig ist die Jugend des Volkes, und wie groß ist die Gefahr, daß sie Gift liest! Hier aber wird von Schulmännern und Erziehern eine Zeitschrift geboten, die wir mit gutem Gewissen in die Hände der Kinder legen dürfen. Der Schriftleiter, Hans Fraungruber, als



Schulmann wie als Dichter vortrefflich, versteht es, mit jedem Hefte ein mannigfaltiges Sträußchen des Nützlichen und Schönen zu geben, Erzählungen, Gedichtchen, Sprüche, Lehren, Räthsel und sonst allerhand. Der Grundgedanke ist Humanität, deren Wiedererweckung in unserer Zeit so sehr noth thut. Die Bilder der herzigen Monatschrift sind zumeist künstlerisch ausgeführt, so dass sie geschmackbildend sein können. Der Preis dieser Monatschrift „Für die Jugend des Volkes“ beträgt jährlich einen Gulden! Vereine und Wohlthäter der Kinder! Wie wäre es, wenn ihr für Jugendanstalten, für arme Kinder diese Schrift recht vielfach beziehen wölltet! Die Hefchen sind klein, viel sollen Kinder ohnehin nicht zusammenlesen, die Hefte bieten lauter Gutes, also wird das Wenige von Segen sein. R.

**Questa la via.** Volks- und Landschaftsbilder aus Tirol von Georg Baumberger. (St. Gallen. Haffelbrink & Ehrat. 1895.)

Unter obigem nicht gerade glücklichem Titel weiß der Verfasser gar nett von seiner Reise in Tirol zu plaudern. Wenn auch, der Natur eines modernen Reisens nach, die Skizzen flüchtig und die Urtheile manchmal vielleicht etwas voreilig sind, so trifft Baumberger doch zumeist das Charakteristische. Frisch geschrieben, von oft löstlicher Ungebundenheit weiß uns das sympathische Buch anzuregen, zu unterrichten und zu ergötzen. M.

**Am Volksthum und Glauben.** Ein Martyrthum aus dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts von Wilhelm Schirmer. (Barmen. J. B. Wiemann.)

Ein Priesterleben aus Mähren in altkatholischem Sinne, schwere Conflict mit edel poetischer Lösung, anmuthige Darstellungsweise, eine Volksgeschichte mit Hineinleuchten gesellschaftlicher und geistiger Zeitfragen, das sind einige der Merkmale dieses empfehlenswerten Buches. M.

Die soeben erschienene neue Serie der „Bibliothek der Gesammlliteratur des In- und Auslandes“ (Halle a. S. Otto Hendel) bringt vier Werke, die ohne Zweifel bei den Freunden der Bibliothek günstige Aufnahme finden und ihr noch neue zuführen werden. Als hochwillkommen bringt der erste Band eine Ausgabe von Bismarcks Reden. Unter den vielen schon vorhandenen Ausgaben der Reden des Altreichskanzlers bedeutet diese neue nicht etwa nur eine weitere, sondern sie nimmt durch ihre durchaus selbständige und eigenartige Anlage mit Recht eine besondere Stellung ein. Im Gegensatz nämlich zu den übrigen

hat der berufene Herausgeber Hans Kraemer, der Verfasser des Textes zu dem Allers'schen Prachtwerk „Unser Bismarck“, keine einfach chronologische Anordnung befolgt, sondern das Gesammtmaterial der Reden nach Stoffen geordnet, so dass wir in der Lage sind, Bismarcks Ansichten über ein bestimmtes politisches Thema vom Anfang seiner Laufbahn bis auf die jüngsten Tage (denn auch Reden nach 1890 sind mit aufgenommen) zu verfolgen. Der vorliegende erste Band der Ausgabe behandelt die vier Rubriken: „Preußens und Deutschlands Beziehungen zum Auslande“, „Die deutsche Frage“, „Die Kriege und ihre Folgen“ und „Landesvertheidigung“. — Weiter bringt die Serie den Roman „Sergius Panin“ von Georges Ohnet, dem beliebten Verfasser des „Hüttenbesizers“, Shakespeares psychologisch tiefgründiges Römerdrama „Antonius und Kleopatra“ und des schwedischen Humoristen A. von Hedenshjerna Erzählung „Frau Westbergs Pensionäre“. V.

**Zwischen zwei Nächten.** Neue Gedichte von Gustav Falke. (Stuttgart. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.)

Wenn man diese kindliche und oft so menschlich-weise Daseinsfreudigkeit betrachtet, mit der der Dichter sich durch die sonnige Welt der Träume trollt, so muss man Achtung haben vor solchem Optimismus, an dem die blasirte Daseins-Unlust unserer Zeit so spurlos vorübergeht. Und wenn man den Humor betrachtet, der ob diesen Dichtungen gleich einer Lichtwolke schwebt, fühlt man sich dabei so behaglich, dass man fast meint, es sei eigentlich eine Schande für den Poeten, der Sohn eines Nüglischen fin de siècle zu sein. Mocjan.

**Bergkräutl'n.** Gedichte und Liab'ln vom Stoaner Sepp. (St. Johann im Pongau. G. A. Bibus. 1896.)

Das sind anspruchslöse Hervorbringungen eines sinnigen und humorwarmen Herzens. Sie machen weder im Gehalt auf Eigenart, noch in Form auf Kunst Anspruch, sind spontane Ausblicke, wie sie der Stimmung und der Laune eines weltfrohen Menschen entsprechen und werden manchem Leser ein angenehmes Stündchen bereiten. M.

**Kremsler Simandln.** Eine humoristische Vorlesung von Josef Wichner. (Selbstverlag. Krems a. D.)

Die kleine, schön ausgestattete Druckschrift des bekannten und beliebten Schriftstellers ist eine feine Satire auf die Simandln oder Pantoffelhelden von überwältigender Komik. Dass Wichner über eine unerschöpfliche Quelle



sprudelnden Humors verfügt, hat er in diesem Heftchen aufs neue bewiesen. Die künstlerisch vollendete Beigabe, ein Simandl-Brief aus dem Jahre 1771, ist ein Unicum. Einen Theil dieser Schrift kennen die Leser bereits aus dem Augusthefte des „Heimgarten“. Der andere Theil, mit welchem dieses Schriftchen vervollständigt wurde, ist nicht minder köstlich.

R.

**Das bairische Hochland mit dem Algäu,** das angrenzende Tirol und Salzburg nebst Salzkammergut. Von Th. Trautwein. Siebente vermehrte Auflage. Bearbeitet von L. Purtscheller. Mit fünfundzwanzig Specialkarten und Plänen und einer Übersichtskarte. (Innsbruck, A. Edlinger. 1895.)

Das Buch umfaßt das bairische Hochland von Berchtesgaden bis an den Bodensee, das angrenzende Salzburg mit dem Salzkammergut, dann ganz Nordtirol; eingefügt sind in Form von Ausflügen: die vier besuchtesten Tauernthäler, dann das Zillertal, Außer-Stubai, die Brennerbahn und als Eintrittsroute die Bahnlinie durch Vorarlberg. Für dieses Gebiet darf Trautweins Reisebuch unbedenklich als der ausführlichste und beste Führer bezeichnet werden.

V.

### Büchereinlauf.

**Auge um Auge.** Roman von A. C. Strahl. (Berlin. Deutsche Schriftsteller-Gesellschaft. 1895.)

**Marianne.** Erzählung von Hermine Möbius. Illustriert von E. H. Walther. (Dresden. Alexander Köhler.)

**Thüringer Dorfgeschichten** von Clara Häcker. Drei Bände. „Schafheinz“ und „Aus Kindern werden Leute“. „Dorfrosen“. „Das Gespenst im Mühlthale.“ (Leipzig. Oskar Gottwald.)

**Die Muhme Rese.** Ein Humoreskenkranz in nordböhmischer Mundart von Josef Schwab. (Dresden. Josef Schwab.)

**Maidenburg** von Alfred Ritter von Dutczynski. (Leipzig. Robert Clausner. 1895.)

**Aus einem Mai** und andere Gedichte von Karl Hilte. (Dresden. E. Pierson. 1895.)

**Beurtheilung und Begriffsbildung der Zeit-Intervallen** in Sprache, Vers und Musik. Psycho-philosophische Studie vom Standpunkte der Physiologie von Alfred Justus Ritter von Dutczynski. (Leipzig. August Schulze. 1894.)



**An Meister Absenger:** Ihr neues Tonstück „Kofegger-Marsch“ habe ich mir sofort nach Empfang auf dem Claviere vorspielen lassen. Obgleich ich von Musik nicht viel verstehe, muthet mich der Marsch doch an wie ein Strauß lieblicher Volksweisen, dessen prächtige Erfindung und Zusammenstellung das

Herz erfreut. Nehmen Sie für die Widmung meinen schönsten Dank.

R.

\* Für alle Zuschriften und Auszeichnungen gelegentlich meines Geburts- und Namenstages herzlichen Dank. Kofegger.

\* Wir bitten, unverlangt Manuscripte nicht einzuschicken. „Heimgarten“.

## An unsere Leser!

Mit dem nächsten Monate beginnen wir den zwanzigsten Jahrgang unseres „Heimgarten“. So lange schon spricht die Zeitschrift für sich selbst und wir rechnen es uns zur Ehre, ihren Ruf auch ferner zu rechtfertigen. Vorzügliche Mitarbeiter sichern uns auch in Zukunft interessante und gehaltvolle Beiträge, besonders ist es der Gründer und Leiter des „Heimgarten“, der mit erneuter Lust und Liebe seine Kraft dem Blatte weihet und der alle seine literarischen Schöpfungen zuerst im „Heimgarten“ veröffentlicht. Annuthige Überraschungen des nächsten Jahrganges werden zeigen, daß diese Quelle unversiegbare ist.

**Die Verlagsbuchhandlung „Leysam“.**









